

450 Jahre Philipps-Universität Marburg

Einige Beziehungen zwischen Fulda und Marburg

Von Franz Gräser, Fulda

Soweit das menschliche Auge in der Weltgeschichte reicht, gibt es nur zwei Dinge, die sich zu solchen geistigen dauernden Weltmächten erhoben haben, es sind das Christentum mit seinen Kirchen und die Wissenschaften mit ihren Universitäten.

Lörenz von Stein, 1883

In diesem Jahr kann die Universität Marburg auf ihr 450jähriges Bestehen zurückblicken. Das Jubiläum der Philipps-Universität, die seit 1916 diesen Namen führt, gibt Veranlassung, wieder einmal auf die vielen Beziehungen zwischen Fulda und Marburg hinzuweisen. Alle Berührungspunkte aufzuzeigen, würde den gegebenen Rahmen sprengen; es können also nur einige Streiflichter aufgezeigt werden.

Reizvoll wäre es auch, kurz auf die Geschichte der deutschen Universitäten überhaupt einzugehen, zumal Fulda einmal eine Universität besaß (suspendiert 1805), von der die theologische Fakultät heute als Philosophisch-Theologische Hochschule noch besteht. Die Stadt, die ja seit einigen Jahren eine „Fachhochschule“ besitzt, hat ihren Anspruch als Sitz einer künftigen Universität wieder angemeldet¹. Nun, das Gesicht einer Universität hat sich geändert, es ändert sich noch laufend, deshalb sei hier auf eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung zur Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten hingewiesen, die der Gründungsrektor und erste gewählte Rektor der jüngsten deutschen (bayerischen) Universität, Regensburg, Professor Dr. Franz Mayer, in den CC-Blättern 2 und 4/1976 veröffentlicht hat.

Nach einer Betrachtung der beiden großen Universitätsvorbilder von Bologna und Paris heißt es in dieser Arbeit: „An der Schwelle der Neuzeit entstehen in Deutschland die landesherrlichen Universitäten, und mit ihr entsteht ein neues Berufsbildungswesen höchster Stufe.“ Mayer geht dann auf die Reformationsuniversitäten und die Hochschulen der Gegenreformation ein, kommt danach zu den Universitäten der Aufklärung (Göttingen 1737). Es wird die Universitätsstruktur des beginnenden 19. Jahrhunderts besprochen, für die, geprägt vom Geist des Neuhumanismus und Idealismus, die Gründung von Berlin (1809) maßgebend war. Sie hat dann auch bis in die heutige Zeit das Gesicht der Universität nach den Auffassungen von Humboldt geprägt. Nun sind mit den Freien Universitäten Berlin, Mainz, Regensburg und Saarbrücken, um nur einige Beispiele zu nennen, europäische Universitäten in deutscher Spielart zum Unterschied zu den romanischen und angelsächsischen Gruppen entstanden. Aber „wie sehr auch die Universität schon um ihrer Wirksamkeit auf die ständig sich wandelnde Gesellschaft willen ipso jure eine universitas semper reformanda sein wird und sein muß, im letzten hat sie autonome Universität zu bleiben, Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit, wohl nicht unpolitisch, aber in der nötigen Distanz von Gesellschaft und Politik, weder Außenstelle des Imperiums oder Sacerdotiums noch eine Freistadt für Revolutionäre.“

Marburg war eine Reformationsuniversität, eine ganz bewußte protestantische Gründung eines Landesfürsten, der man als eine Gründung aus der Zeit der Gegenreformation die Universität von Würzburg im Jahre 1582 gegenüberstellen kann. Erster Professor

der Theologie von 1527 bis 1558, und 1529 der 2. Rektor sowie erster Dekan der Theologischen Fakultät (1536) war Adam Krafft. Dieser wohnte in Marburg in dem ehemaligen Stadthaus des Zisterzienserklosters Arnsburg, das ihm Landgraf Philipp geschenkt hatte. Der hochaufragende Steinbau in der Barfüßerstraße trägt heute eine Erinnerungstafel an diesen bedeutenden Bewohner. Mit Krafft kommt nun die erste Beziehung zu Fulda.

Krafft ist 1493 in Fulda als Sohn eines angesehenen Bürgers geboren. Sein Vater wird als Bürgermeister in den Stadtturkunden erwähnt. Er studierte in Erfurt und kam über den Humanismus zur Reformation.

Über diesen hessischen Reformator ist schon viel geschrieben worden. Die neueste und umfassende Arbeit ist im vergangenen Jahr als Heft 4 der Schriftenreihe der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen und Waldeck erschienen. Herausgeber dieser Reihe „Monographia Hassiae“ sind Günter Bezenberger und Günther Schulze-Wegner. Ersterer war vor seiner Berufung in das Landeskirchenamt Pfarrer im Kirchspiel Bieberstein-Dipperz und ist ein direkter Nachkomme von Adam Krafft. Der Verfasser der Arbeit „Adam Krafft – Landgräfliche Ordnung und bischöfliches Amt“, Pfarrer Walter Schäfer, ist zwar gebürtiger Essener, doch hat er recht enge Beziehungen zu Fulda und Marburg. Er hat nämlich Ostern 1922 im Fuldaer Domgymnasium sein Abitur bestanden und „infolge meines kirchlichen Engagements in der kurhessischen Jugendarbeit und in der Inneren Mission während der ersten Hälfte der dreißiger Jahre bin ich zum ‚Exul‘ geworden, und zufällig war es die Lutherkirche in Marburg, neben deren Kanzel Adam Krafft die letzte Ruhestätte gefunden hat, in welcher ich im September 1936 von meinem hessischen Dienst Abschied zu nehmen hatte“.

Aus dem Vorwort der Arbeit spricht die ganze Liebe des Verfassers zu Fulda und zur Rhön. Im ersten Kapitel wird die „Heimat und Landsmannschaft“ von Adam Krafft geschildert, der dann in Erfurt zusammen mit Georg Witzel studiert hat. Ursprünglich waren beide der Reformation zugetan, dann trennten sich ihre Wege. Witzels Leben und Bedeutung ist ja erst wieder im vergangenen Jahr durch einen Vortrag von Professor Dr. Pralle im Geschichtsverein herausgestellt worden (vergl. Fulda. Zeitg. Nr. 242 v. 21. Oktober 1976): Würdigung eines großen Reformers, Ausstellung, Vortrag und Familientreffen zum 475. Geburtstag von Georg Witzel). Dem aus Vacha gebürtigen Witzel steht nun Adam Krafft gegenüber, den Schäfer „einen entschiedenen, aber keineswegs fanatischen Lutheraner in bischöflich geprägter seelsorgerlicher Verantwortung, in evangelischer Freiheit und vaterländischer Verpflichtung, den charakterfesten und gebildeten frommen und untadeligen Mitträger einer Reformation der Kirche, die unter Landgraf Philipp nach dessen Willen und Bekenntnis zur Ehre Gottes geschah“, nennt.

Von der (evangelisch-)theologischen Fakultät der Gründerzeit nun ein weiter Sprung in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Katholisch-Theologischen Fakultät Marburg. Diese wurde auf Grund eines Vertrages zwischen Kurhessen und Nassau am 19. März 1831 konstituiert, bestand aber eigentlich nur de jure und nicht in der Praxis, da „Bischof und Domkapitel zu Fulda sich entschieden weigerten, die

Theologen des Fuldaer Bistums nach Marburg zu schicken.“ Dieses Zitat stammt aus einer Arbeit von Professor Dr. Richter in den Geschichtsblättern von 1921 und 1922: „Der Plan der Errichtung einer katholischen Universität zu Fulda im 19. Jahrhundert“, ein Vorhaben, das ja auch heute noch nicht aufgegeben ist. Aus dieser Arbeit sei aber noch der Satz gebracht: „Es hätte in Anlehnung an dieselbe (katholisch-theologische Lehranstalt zu Fulda) die um die Mitte des 19. Jahrhunderts hervortretenden Ideen einer vollständigen katholischen Universität sich wohl leichter verwirklichen lassen.“

Katholisches Kirchenrecht wird seit 1791 und katholische Theologie seit 1812 in Marburg gelehrt. Für die kurzlebige katholische Fakultät ist es nur zu einer Professur gekommen, die ein Westfale bekleidet hat. Doch gibt es bis heute Lehraufträge für Professoren und Dozenten des Fuldaer Priesterseminars². – Damals gab es einen Fuldaer als Privatdozenten für römisches Recht und Kirchenrecht, den 1800 geborenen Conrad BÜCHEL. Dieser hatte das Fuldaer Priesterseminar besucht und war 1823 als Jurist in Marburg immatrikuliert worden. 1852 war er der Dekan der Juristischen Fakultät. Er starb 1875. Der Fuldaer Zwenger hat in seiner Zeitschrift Hessenland (3) einige Anekdoten von Büchel veröffentlicht.

Mit dem Namen Zwenger sind wir nun bei einem anderen aus Fulda stammenden Marburger Professor angelangt. Es ist dies der 1814 geborene Konstantin Zwenger. Ursprünglich Mediziner und für kurze Zeit auch Assistenzarzt am Landkrankenhaus Fulda, hatte er in Gießen unter Liebig Chemie studiert, 1841 mit einer chemisch-pharmazeutischen Arbeit zum Dr. med. promoviert und sich dann für Chemie und Pharmazie habilitiert. Als Professor wurde Zwenger 1851 der erste Direktor des neu gegründeten pharmazeutisch-chemischen Instituts in Marburg, das also im vergangenen Jahr sein 125jähriges Bestehen feiern konnte und eines der bedeutendsten Institute dieser Art im ganzen deutschsprachigen Raum ist. Über ihn heißt es in einer pharmaziegeschichtlichen Arbeit: „Die Etatfrage aber ließ Zwenger nicht zur Ruhe kommen. Er machte kurzerhand Schulden, die er zu Lasten der Staatskasse schreiben ließ, was ihm zwar heftigen Tadel einbrachte, ihn jedoch nicht hinderte, sich ständig mit neuen Forderungen zu melden.“ Der unter ihm erstellte Institutsbau, der vor einigen Jahren einem Neubau weichen mußte, gehörte ab Herbst 1873 zu den modernsten in Marburg. Professor Zwenger starb hochgeachtet am 15. März 1884 in der Lahnstadt.

1853 kam der 1832 als Apothekerssohn in Großluder geborene Franz Emil Meldemann nach seinem Abitur am Domgymnasium als Student der Naturwissenschaften nach Marburg, wo er promovierte und sich später auch habilitierte. 1886 wurde er ordentlicher Professor für Physik und Astronomie und Direktor des Mathematisch-physikalischen Instituts. Er starb als Geh. Regierungsrat 1901 in Marburg. In der schon erwähnten Zeitschrift Hessenland (6) hat er seine Selbstbiographie veröffentlicht. In alten Röhnführern ist zu lesen, daß die leider nicht mehr vorhandene Orientierungstafel auf der Spitze der Milseburg eine Stiftung von Professor Melde war. Übrigens gehen dessen Vorfahren in die Verwandtschaft der bürgerlichen Frau

des „Alten Dessauer“ (Fürst Leopold von Anhalt-Desau, 1705) zurück.

Noch ein Abiturient des Fuldaer Domgymnasiums und berühmter Naturwissenschaftler muß erwähnt werden, wenn er auch nur für kurze Zeit (WS 1877 – WS 1879) als ao. Professor für mathematische Physik in Marburg gelehrt hat. Es ist dies der 1850 geborene spätere Nobelpreisträger Ferdinand Braun, der 1918 als Internier in New York gestorben ist.

Sind das Domgymnasium (Rhabanus-Maurus-Schule) und die Philosophisch-Theologische Hochschule sozusagen „Nachkommen“ der Fuldaer Adolphi-Universität und hat die junge Fuldaer Fachhochschule ihren Ursprung in der Gießener Justus-Liebig-Universität, so gibt es von den neuen Städtischen Kliniken in Fulda wieder eine recht enge Beziehung zur Philipps-Universität, denn ein neuer „Vertrag mit dem Land Hessen erklärt die Städtischen Kliniken zum Lehrkrankenhaus der Universität Marburg“ (Fuld. Zeitung vom 17. und 18. 2. 1977). Bereits seit 1971 hatte man in Fulda durch entsprechende Vorlesungen und Praktika, die durch die Ärzte am Krankenhaus gehalten worden sind, gute Erfahrungen sammeln können, durch die die engen Beziehungen nun auf Grund des neuen Vertrages noch besser gestaltet werden können³.

Zum Abschluß soll aber von den vielen Fuldaer Studenten in Marburg wenigstens einer erwähnt werden. Das ist der spätere Sanitätsrat Eugen Höfling (1808 bis 1880). Er studierte von 1826 bis 1828 in

Marburg und promovierte dort auch im Jahre 1830. Als Angehöriger einer Burschenschaft wohnte er in einem Haus in der Wettergasse, die sicher noch vielen studentischen Generationen als Marburgs Bummelstraße bekannt ist. Eine Tafel am Wohnhaus erinnert an Eugen Höfling und an sein Lied „O alte Burschenherrlichkeit!“ Ja, und wer jetzt als bemoostes Haupt durch die alte Musenstadt an der Lahn wandert, der wird bestimmt wehmütig vor sich her summen: „Nie kehrst du wieder, goldne Zeit, so froh und ungebunden! Vergebens spähe ich umher, ich finde deine Spur nicht mehr.“ Aber trotzdem wird er wissen, daß auch die Marburger Universität zu den geistig dauernden Weltmächten gehört.

Anmerkungen

¹ Hierzu vergl. Fuldaer Hochschulgespräch II „Von der Fachhochschule zur Gesamthochschule“ am 5./6. März 1976 im Bonifatiushaus. Hier wurde durch den Referenten in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates, Hermann Lange, mit seinem Vortrag „Überlegungen zum weiteren Ausbau der Hochschulen in der Bundesrepublik“ einiges Wasser in den Wein gegossen.

² Solche Lehraufträge hatten u. a. Professor Dr. Josef H u h n (1890 bis 1968) und der jetzige Fuldaer Bischof D. Ed. S c h i c k. Umgekehrt hat der Marburger Akademieseelsorger Dr. Gerhard K o c h jetzt einen Lehrauftrag für Fulda.

³ Hierzu vergl. Chefarzt Prof. Dr. R. Bässler, „Akademisches Lehrkrankenhaus Fulda – Aufgaben, Probleme bisheriger Erfahrungen“ in der Festschrift „Städtische Kliniken Fulda“.

Die Flurnamen von Rasdorf

Von Erwin S t u r m

171. Haselsteiner Weg: Der heute nicht mehr begangene Weg führte von Rasdorf in südwestlicher Richtung durch die Wüstung Hirschberg und den Buchwald nach dem Berg der Amtsburg und dem Dorf Haselstein. Zu Hasel vergl. vorher, zu Stein Nr. 136 (Steinkaute).

173. Hutzelnrain: Der „Hutzelnrain“ erstreckt sich nördlich von Littersam Hellenberg. Zum Grundwort vergl. Nr. 70 (Hummelsrain). Das mhd. Hutzl bezeichnet im Fuldaer Land und auch in anderen Gegenden eine getrocknete Birne und allgemein Dörrobst. Die Herkunft des Wortes konnte bisher nicht geklärt werden. Unser Hutzelnrain bringt uns wohl auf die richtige Spur: Hutzl ist durch Umlaut und Aspiration aus ahd. azzan = atzen, äsen, fressen, weiden entstanden. Verwandt sind die Worte essen, Aas und Zahn. Die indogermanische Wurzel ed- bedeutet kauen. Eine Hutzl ist also etwas zum Essen und Kauen. Der Hutzelnrain – auch im nahen Grüsselbach gibt es diesen Flurnamen – war also eine Viehweide. Ebenso waren der Hotzelberg bei Borsch, der Hozzelberg bei Obernüst, der Hotzeküppel bei Molzbach und der Hutzberg bei Queck alte Weideberge.

Ich hatte die große Flurnamenfamilie von azzan = fressen, weiden schon unter Nr. 29 (Eichsfeld) behandelt. Ich möchte hier noch eine Reihe Beispiele nachtragen, die durch Umlaut, Prothese und Aspiration wohl alle verwandt sind: Arzberg (Otzbach), Arzwiese (Hauswurz), Arzwald (Magdlos), Arzbach (Flieden), Atzbach (Rückers), Asbach bei Hersfeld, Assmusbach (Frischborn), Rasen (= der Asen, Kirchhasel), Ratzengraben (= der Atzengraben, Fulda), Raußenacker (Böckels), Maas (= auf dem Aas, Kirchhasel, Dietges), Masbach (Obernüst), Maselbach (Stadtlangsfeld), Merzacker (= auf dem Erzacker, Flieden und Buchenrod), Märzgrund (Neuhof, Obernüst und Ulmbach), Märzeller (Neuhof und Bronnzell), Merzrain (Schletzenhausen), Märzweisen (Metzlos), Metzgraben (Dassen), Metzenweiher (Margretenhaun), Metzenfeld (Kirchhasel), Meisenbach (= am Eisenbach) bei Neukirchen, Meisselgraben (Mansbach), Meßwiesen (= auf dem ess, Vaitshain), Herzbach (Mauers), Herzberg (Pilgerzell/Diros), Ritzfeld (Unterbernharde), Dietzelgrund (= der Itzelgrund, Angersbach), Otzbach bei Geisa, Ossenstücken (Amt Bieberstein), Ochsenwiese (= Ossenwiese, Fulda), Rosengarten (= der Osengarten, Dietershausen und Oberriedenberg), Rostengarten (Dietershan), Rosenrain (Bachrain), Rosenthal (Weidenau), Roßbach (Niederode), Motzküppel (= auf dem Otzküppel, Weyhers), Motzhauk (Weyhers und Dietershan), Motzgasse (Hofbieber), Motzbach (Wüstung bei Soisdorf), Motzliede (Wil-

lofs), Mötzwiese (Gersrod), Rössen (Pilgerzell, Böckels), Röß (Schletzenhausen), Rössergasse (Haimbach), Russenacker (Weidenau). Die genannte Wüstung Motzbach bei Soisdorf heißt in den Urkunden auch Mosbach. Vermutlich haben die meisten Moos-Flurnamen nichts mit Moospflanzen oder Moor zu tun, sondern sind alte Weidebezeichnungen: auf dem Oos, Asen: Mosbach bei Gersfeld, Moosbach (Rönshausen), Mooswiese (Welkers), Mosenmühl (Friesenhausen), Moos (Kirchhasel), Moßhecke (Dörmbach/Friesenhausen), Mooshecke (Steinau/Schlüchtern). Auch Mostberg und Mostwald bei Sandberg gehören wohl hierher. Umlaut und volksetymologische Umdeutung liegen auch vor bei den zahlreichen Maus-Flurnamen: Mauseller (Marborn), Mausewiese und Mußwiesen (Schweben), Mausehund (Dietershan), Mauküppel (Schweben und Obernüst), Mausehege (Magdlos), Mäusekopf (Neidhartshausen), Mäusenest (Rimbach), Mäusgehäu (Frankenheim), Müs bei Großenluder, Müsau (Neuhof) und Müßhecke (Pilgerzell).

Auch zu den mit azzan verwandten Asch-, Esch- und Eich-Flurnamen möchte ich noch einige Beispiele nachtragen: Hof-, Mittel- und Oberaschenbach, Aschenbach (Weidenau), Aschengrund (Löschenrod), Aschenhütte (= Hute) bei Gichenbach, die Hohe Asch bei Neidhartshausen, Rausch (Flieden) und Rauschenacker (Zirkenbach). Der Fuldaer Kalvariengang trug früher den Namen Eichberg, war also ein alter Weideberg. Ein weiterer Eichberg liegt bei Rudolphshan, ein Eichzähl bei Bad Salzschliff, ein Eichig bei Büchenberg, die Eichäcker bei Rommerz, die Eich bei Edzell/Engelhelms, ein Eichsfeld bei Marbach, ein Eischfeld bei Unterbernharde, Eisenäller, Eisenheeg und Eisenkaute bei Eichenried.

Ein Beispiel für die Fülle der Möglichkeiten ist der außerhalb unseres Betrachtungsgebietes liegende Ort Dreißigacker bei Meinungen. Man wollte diesen Ortsnamen dadurch erklären, daß eine alte Almende in dreißig Äcker aufgeteilt wurde. Dabei handelt es sich nur um einen früheren Acker auf einem ehemaligen Eisig = Weideland (D'r Eisigacker).

174. Johannesliede: Die Flur liegt südlich der Wüstung Herschberg. Zum Grundwort vergl. Nr. 13 (Bornliede). Das Bestimmungswort dürfte wohl der hebräische Personennamen Johannes (= Gott ist gnädig) sein. Vielleicht ist es der Name eines ehemaligen Besitzers oder eines Propstes bzw. Dechanten des Stiftes Rasdorf. Oder hat der Name etwas mit dem Titular der Rasdorfer Stiftskirche Johannes der Täufer zu tun? Bei Fulda ist die Johannissau nach dem Johannesberg genannt, der eine Kirche zu Ehren Johannes des Täu-

fers und Johannes des Apostels trägt. Beim Ebersberg gibt es eine Johannesmühle.

175. Judenbusch: Die Flur ist wohl identisch mit der Flur Judenkirchhof (Nr. 75). Für das Bestimmungswort konnte ich keine Erklärung geben, mit dem Judenvolk hat es wohl kaum etwas zu tun, es sei denn, daß „Juden“ an die Stelle von „Heiden“ getreten ist. Die Heiden-Flurnamen gehen natürlich in der Regel nicht auf Heiden = Nichtchristen zurück, sondern auf ahd. heida = unbebautes Land, Waldgegend. Ob vielleicht ahd. thiot, thiuda = Volk zugrunde liegt und ein Zusammenhang mit der Ringwallburg auf dem Kleinberg besteht? Das Grundwort kommt von ahd. busc und bezeichnet einen niedrigen, dichten Wald, Gebüsch. Es kommt in Flurnamen häufig vor: Dietersbusch (Hattenhof), Dornbusch (Rimbach, Wehrda), Eierbusch (Flieden), Gossebusch (Hattenhof), Gänsbusch (Hopfmansfeld), Heidbüschel (Wolferts), Nikelsbusch (Rönshausen), Steinbusch (Hemmen, Rimbach) und Ziegenbusch (Michelsrombach).

176. Kalgasse: „Kallgass“ heißt im Volksmund ein Gäßchen südlich des Pfarrhauses. Zum Grundwort vergl. Nr. 5 (Bäckergasse). Das Bestimmungswort ist nicht leicht zu deuten. Es könnte die mundartliche Aussprache von ahd. calda = kalt, kühl sein (Kalte Gasse). An ahd. kalk (lat. calx) = Kalkstein ist wohl weniger zu denken. Auch ahd. kahlo = kahl, abgefressen kommt kaum in Frage. Eher schon kelt. calbh = Berghang, womit Haas den Ortsnamen Kalbach als Berghangwasser deutet. Andere deuten die Kalbäche als Schwarzbäche. Auch soll kal idg. einen natürlichen Wasserlauf und kald einen Quellbach bezeichnen. Verwandt damit ist ahd. gall = quellen, Galle = Druckwasserquelle (vergl. Goldbach Nr. 44). Schoof vermutet hier wieder einen alten Weidenamen kall, auf den auch alle Kohl- und Kalden-Flurnamen zurückgehen sollen. Die überaus zahlreichen Kohl-Flurnamen, die ich hier nicht aufzählen möchte, können natürlich auch auf verkohlte Wurzelstöcke bei der Brandrodung zurückgehen (vergl. Kohlstöcken bei Rodholz und Höf und Haid), bei allen ist das aber wohl kaum der Fall. Meistens dürfte ein Umlaut aus kal vorliegen. Vielleicht hat auch hier Schoof recht mit seiner Weidenamen-Theorie: Kahlhausen bei Mansbach, Kahlberg bei Neuhof, Kahle Berg (Unterweisenborn), Kahlwick (Pilgerzell), Kalthof bei Steinau und Wüstungen bei Mackenzell und Schlotzau, Kaltenmühle bei Altenschliff, Kaltenfrosch bei Neustall, Kalte Lüder (Kleinluder), Kaldenbach (Oberfeld), Kaldenbuchen (Wüstung bei Burghaun), Kalte Buche (Weisbach), Kalte Linde (Eichenzell), Kalteiden (Rudlos), Kaltewick (Stork und Rothemann) und Kaltehaub bei Oberaschenbach. Der letztere ist übrigens heute noch ein Weideberg. Jedenfalls liegt bei all diesen Flurnamen kaum das Wort „kalt“ zugrunde, um – wie manche meinen – die größere Höhenlage oder schweren, unergiebigsten Boden anzudeuten. Dasselbe gilt von Kaltennordheim, Kaltenwestheim, Kaltensundheim und Kaltenlangsfeld in der thüringischen Rhön. Die Orte liegen weder besonders hoch noch ist der Boden besonders schlecht. Diese Ortsnamen von den Kelten abzuleiten, geht natürlich vollends in die Irre. Ob die Kalten Herbergen (z. B. in Lehnert, heute Leipziger Hof) wirklich deswegen so genannt wurden, weil es dort nichts Warmes zu essen gab, ist umstritten. Bei den Flurnamen Kalkberg (Landenhausen und Maar), Kalkgraben (Rengersfeld), Kalkgruben (Queck) und Kalkrain (Reulbach) kann man vielleicht die Herkunft von Kalk nicht ganz ausschließen, doch dürfte auch hier die Volksetymologie schon am Werke gewesen sein. Natürlich haben Kälberberg (Uttrichshausen), Kälberwiese, Kälberborn und Kälbersbach (Hünhan), Kälberzahl (Ziegel), Kälberig (Sargenzell) und Kalbenhof bei Hauswurz ebenfalls nichts mit Jungvieh zu tun. Hier möchte man mehr an Kalbe = Berghang denken. Eine letzte Klarheit wird schwer zu erreichen sein.

177. Kleines Feldchen: Die Flur „im kleinen Feldchen“ liegt nördöstlich Litters am der Gemarkungsgrenze. Vergl. Nr. 83 (Kleinfeld). Schoof vermutet, daß die Verkleinerungsform -chen bei zahlreichen Flurnamen nur ein Pseudo-Diminutivum ist und aus dem Kollektivsuffix -ahi oder der Endung -ing = Weide entstanden ist (Feldahi, Feldichin oder Felding). Ich nenne einige Beispiele, bei denen diese Vermutung naheliegt: Haidchen (Dietershausen), Heimchen (Lüdermünd), Hartchen (Obermoos), Hörstchen (Obermoos und Schlechtenwegen). (Schluß folgt)

Abschied von einem der ältesten Bürgerhäuser

Das Haus Marktstraße 21 wird abgebrochen — Letzter Zeuge der alten Stöckelbauweise

Fulda (FZ). In diesen Tagen wird mit dem Abbruch eines der ältesten Häuser der ehemaligen fürstblichen Residenzstadt begonnen, es ist das sogenannte Stöckelhaus in der Marktstraße Nr. 21, die man früher Döppegäß, ursprünglich aber Illers- oder Ullersgasse nannte. Das Gebäude, ein Bürgerhaus mit reicher Tradition, im Lauf von mehr als drei Jahrhunderten wiederholt verändert, ließ trotz seines barocken Anstrichs den Grundriß und die Bauweise aus gotischer Zeit noch deutlich erkennen. Über seine Geschichte hat Dr. Aloys Jestaedt der „Fuldaer Zeitung“ folgende Darstellung geschickt:

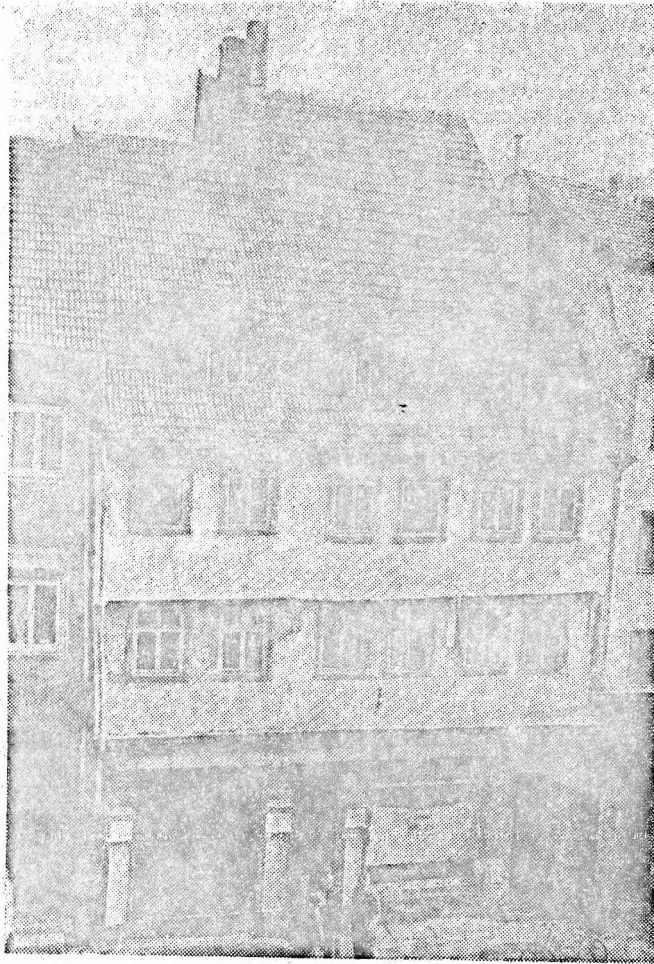
Als die Werkleute darangingen, mich aufzubauen, läßt er das Haus erzählen, richteten sie drei mächtige Eichenstämme hoch, die als durchgehende Stützen vom Fußboden bis zum Dachfirst reichten und die mit Längs- und Querhölzern zum Fachwerkbau verstrebt wurden. Stöckelbau nannte man diese Bauweise, die vereinzelt noch in der Rhön anzutreffen ist, während sie in der Stadt gänzlich verschwunden ist. Mein steiles Satteldach war mit Stroh, später mit Ziegeln abgedeckt. Der hohe Giebel, die Fensterrahmen und alles andere Holzwerk, zum Schutz gegen Witterung und Bohrfiere mit Ochsenblut getränkt, trugen reiche, farbige Verzierungen.

So stand ich unter den übrigen Bürgerhäusern der Stadt, geziert nach gotischer Art, über

fast zwei Jahrhunderte, bis man mich im 18. Jahrhundert in die modern gewordene Zwangsjacke des Barocks steckte. Mit dem hohen Giebel nahm man mir den Reiz der Fassade, auf den ich ehemals so stolz gewesen war.

Der große Brand von 1636

Die Geschichte Fuldas habe ich in den 350 Jahren meines Bestehens erlebt, angefangen von den Schrecken des 30jährigen Krieges bis zum Bombenkrieg der Gegenwart. Noch entsinne ich mich auch des furchtbaren Brandes vom 6. Mai 1636, der die Ullersgasse in ein Feuermeer verwandelte, das sich bis zu den Fleischbänken an der heutigen Post ausdehnte und acht Tage wütete. Aber auch in die Augen fröhlicher Menschen habe ich geschaut bei den mittelalterlichen Festspielen auf dem Sonnabend-



markt, dem heutigen Buttermarkt, oder bei der Brunnenzeche um den Milchborn, der späteren Pumpe beim Pumpenhöflings (Gemüsehandlung Hartmann) oder beim Treiben auf dem Döppemarkt in der Marktstraße.

Zinsen für den Frauenberg

Zu der Familiengeschichte des Hauses und seiner Bewohner erzählt Dr. Jestaedt: anfänglich beherbergte das Haus eine Krämerei. Um 1825 wurden Metzgerei und Gastwirtschaft aufgemacht. Während die Wirtschaft wieder einging, bestand die Metzgerei bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts. Über drei oder gar vier Generationen gehörte das Haus im 17. Jahrhundert der in Fulda hochangesehenen Familie Johannis. Als ältester Hausbesitzer ist der Fuldaer Ratsherr Johannes Johannis von 1611 bis 1613

bekannt. Ihm folgten Joseph Johannis und der erwählte Bürgermeister Peter Johannis. Letzter Besitzer aus dieser Familie war Wilhelm Johannis. Seine beiden Schwiegersöhne verkauften am 30. Juli 1683 das „ererbte Haus sampt dem halben Bauplatz davon in der Ullersgassen“ an Baltzer Keyser für 800 Gulden. An Grundzinsen waren jährlich „vier böhmisch uff unsern Lieben Frauenberg undt 20 böhmisch an Geldt uff St. Johannisberg“ zu entrichten.

Der Giebel verschwand

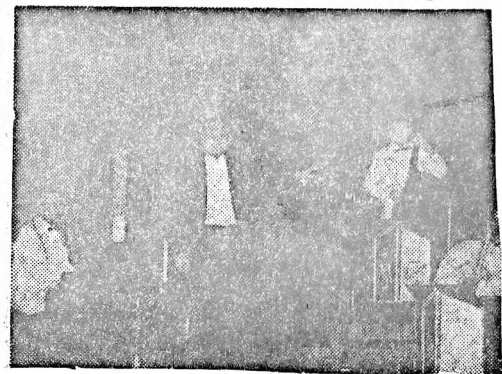
Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wurde unter Benutzung des links angrenzenden Bauplatzes ein Erweiterungsbau ausgeführt. Gleichzeitig erfuhr die Dachkonstruktion eine Veränderung, es erhielt seine heutige Gestalt. Dies bedeutete zugleich einen erheblichen Wertzuwachs, so daß es am 19. September 1729 an Johann Michael Schmidt für 1600 Gulden veräußert wurde. Über Joseph Zentgraf kam das Haus an den Kaufmann Jacob Vonderheid, der um das Jahr 1803 als sogenannter „Materialist“ einen Krämerladen betrieb. Nachfolger waren Johann Georg Cramer, Karl Kramer und am 12. Mai 1864 Metzgermeister Franz Michael Kiel.

1886 kaufte Metzgermeister Ignatz Will das Anwesen. Die Familie Will besaß das Haus bis zum Jahre 1954. Unter Ignatz Will wurde auch die Gastwirtschaft aufgehoben. Die Ladenräume erhielten ihre heutige Gestalt, und das damals noch erhaltene Fachwerk im Oberstock wurde unter Verputz gelegt. Nach Aufhebung der Metzgerei eröffnete Adolf Will hier sein Wäschegeschäft. Schließlich ging das gesamte Anwesen im Oktober 1954 an die Firma Anton Frohnäpfel über, die nach Abbruch des alten Hauses einen modernen Neubau errichten will.

Die Spuren des alten Hauses werden bald ausgelöscht sein, mit ihnen wird auch das Gesicht der Marktstraße verändert, und nach ein paar Monaten schon wird man nur noch aus der Erinnerung wissen, wie es hier früher einmal ausgesehen hat...

Hamburger Filmo

Ball der Stadt Fulda am Samstag wie



Adam Krafft - ein großer Sohn Fuldas

Von Heinz-Martin Siebert

Auch in einem überwiegend von katholischen Christen bewohnten Teil unseres Hessenlandes dürfte die Geschichte eines Fuldaer Bürgerkindes von Interesse sein, das vor 450 Jahren als Anhänger Martin Luthers bei der Einführung der Reformation in Hessen eine entscheidende Rolle gespielt hat.

Adam Krafft (auch Crato, er selbst nennt sich meist „Adam Fulda“) war 1493 in Fulda geboren; sein Vater war Ratsherr in Fulda, zeitweilig auch Bürgermeister. Die frommen Eltern bestimmten ihren Sohn schon früh für den geistlichen Stand. So hat Adam Krafft seinen ersten Unterricht in der Fuldaer Klosterschule genossen, zur gleichen Zeit, als auch Ulrich von Hutten dort Schüler war. 1513 bezog der begabte junge Mann die Universität Erfurt, wo er 1519 das Magisterexamen machte. Nach den Satzungen der Universität war jeder neupromovierte Magister verpflichtet, wenigstens drei Monate im Jahr an der Universität Vorlesungen zu halten.

Das Studium der Schriften des Erasmus und vor allem wohl die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift selbst hatten Kraffts regstes Interesse für die religiösen und kirchlichen Probleme seiner Zeit geweckt, und er war schon bald nach der Leipziger Disputation (1519) von der weittragenden Bedeutung der Lutherschen Gedanken überzeugt. Auf dem Wege zum Reichstag von Worms nahm Luther vom 6. bis 8. April 1521 Aufenthalt in Erfurt und wohnte bei seinem ehemaligen Ordensbruder Johannes Lange, mit dem Krafft befreundet war. Hier wird der Fuldaer nun die nähere Bekanntschaft mit Luther gemacht haben.

Als nun an der Erfurter Universität die starke Spannung zwischen den Altgläubigen und den reformatorisch Gesinnten immer mehr hervortrat und im Juni 1521 auch noch die Pest in der Stadt ausbrach, verließ Adam Krafft — gleich vielen Mitgliedern der Universität — die Stadt Erfurt und kehrte nach 8½jährigem Aufenthalt an der Erfurter Universität in seine Vaterstadt Fulda zurück.

Hier ging nun eine starke evangelische Bewegung von ihm aus. Der Fuldaer Dekan und Propst Apollo von Vilbel kommt in seiner Chronik auf die Anfänge der Reformation in Fulda zu sprechen. Da heißt es: Es habe sich „in Fulda ein falscher Profet erhoben, ein Schüler Luthers, namens Adamo Krafft, der Sohn eines dortigen Bürgers. Hat bei den Fuldaern in großem Ansehen gestanden und es sein ihm alle Ehren zuteil worden. Ist Prädikant an der Parochialkirche geworden, hat aber bald alle Artikel Luthers in seinen Predigten vorgetragen und das gemeine Volk auf alle Weise gegen den Klerus (die Geistlichkeit) aufgehetzt“.

Aber nicht nur die Bürgerschaft Fuldas nahm Kraffts Predigten mit großem Beifall auf; auch aus den benachbarten Orten strömte ihm das Volk in Menge zu. Mit gewinnender Beredsamkeit und weiser Mäßigkeit verband sich eine

überzeugende Darstellung der evangelischen Gedanken. Freilich verfolgte ihn auch der Zorn seiner Gegner, und zwar nicht nur der Altgläubigen, sondern auch solcher Bürger, die mit den unruhigen Bauern jener Zeit sympathisierten, so daß sich Krafft entschloß, in Hersfeld ein neues Arbeitsfeld für seine Wirksamkeit zu suchen; er muß in den ersten Wochen des Jahres 1525 seine Vaterstadt verlassen haben.

Als im April 1525 in Fulda und Hessen der Bauernaufstand ausbrach, ließ der Fürstabt Hartmann von Kirchberg zur Bekämpfung des Aufstandes Krafft nach Fulda zurückrufen. Er kam der Aufforderung nach, mußte aber schon am dritten Tage Fulda wieder verlassen, da der warnende und strafende Ton seiner Predigten den Hauptleuten der Bauern mißfiel. In Hersfeld, wohin Krafft zurückkehrte, war während seiner kurzen Abwesenheit gleichfalls der Aufstand ausgebrochen. Auch hier suchte Krafft nun die Aufständischen durch seine Predigten zu beschwichtigen.

Inzwischen rückte Landgraf Philipp von Hessen mit Heeresmacht heran. Schon am 28. April 1525 ergab sich Hersfeld ohne Widerstand. Bereits in diesen Tagen lernte der Landgraf in

Hersfeld Adam Krafft kennen. Der Eindruck, den Kraffts Predigt auf ihn machte, und das günstige Zeugnis der gefangenen Unruhestifter für Krafft veranlaßten den jungen Hessenfürsten, Krafft in seine Umgebung zu ziehen, und schon am 15. August 1525 ernannte er ihn zu seinem „Prediger“. In der Bestallungsurkunde heißt es: „Daß er unser prediger sein, das Wort Gottes und heilig Evangelium uns und allen den unseren lauter und rein ... ansagen und verkünden soll ... und auch sonst alles tun soll, was einem frommen christlichen prediger wohl anstehet, ... wie er zugesagt hat.“ In dieser Bestallungsurkunde verspricht der Landgraf seinem Hofprediger ein jährlich Gehalt von 50 Gulden, 2 Hofkleidungen, 8 Viertel Korn, einen Ochsen, 2 fette Schweine, 2 Fuder Bier, 4 Hammel und 4 Wagen Holz und noch ein „erblich frey behausung ihm und seinen leibs-erben“.

Diese Ernennung Kraffts war von höchster Bedeutung für die Durchführung der Reformation in den damals noch ungeteilten hessischen Landen und für die Geschichte der Reformation überhaupt. Freilich nicht erst durch den Einfluß Kraffts entschied sich der hessische Landgraf für die evangelische Lehre. Bekannt ist die Wirkung der Schriften Luthers auf den Landgrafen und die nachhaltigen Folgen seiner Begegnung mit Melanchthon im Juli 1524. Was dem jungen Fürsten aber bisher gefehlt hatte, war ein theologischer Berater, der befähigt war, ihn in allen persönlichen religiösen Fragen zu beraten und zu unterweisen und der ihm auch bei der praktischen Durchführung der neuen evangelischen Gedanken in seinen Landen mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Diese Stellung sollte nun Adam Krafft einnehmen.

Im Juli 1526 nahm Landgraf Philipp seinen Hofprediger und theologischen Berater mit auf den Reichstag zu Speyer in Erwartung wichtiger Verhandlungen über die kirchliche Frage und in dem Wunsch, einen angesehenen evangelischen Prediger öffentlich auftreten zu lassen. Es stand Krafft in Speyer zwar keine Kirche zur Verfügung, aber er predigte jeden zweiten Tag in der landgräflichen Herberge und sprach von der Galerie, die um den inneren Hof der Herberge herumging, zu der auf dem Hof versammelten Menge. Dabei hatte Krafft von Anfang an einen starken Zulauf, da er „ohn alles Pochen und Schelten ganz sanftmütig Christum predigte“.

In einem Brief Capitos an Zwingli schreibt dieser von den evangelischen Predigern auf dem Reichstag: „praeclarissime autem omnium Hessi Ecclesiastes“ (am glänzendsten aber von allen ist der Prediger des Hessen).

Nach dem Reichstag zu Speyer, auf dem der bedeutsame Beschluß gefaßt worden war, daß bis zu einem baldigst zu haltenden Generalkonzil jeder Stand „für sich also leben, regieren und sich halten solle, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten“, hielt Landgraf Philipp



Adamus Crato Fuldensis

n. 1493, Theol. Prof. 1527, † 1558.

die Zeit für gekommen, die Reformation nun völlig in seinen Landen durchzuführen.

Da die Kirchengewalt vorerst in den Händen der Landesfürsten lag, so war für die nächste Zeit die jeweilige Entschliessung des Landgrafen die kirchliche Rechtsnorm. Der Landgraf aber handelte stets nur unter dem Beirat seiner Theologen. Dabei wurde Adam Krafft das ausführende Organ bei der Reformation der hessischen Kirche; schon 1527 legte man ihm den Namen bei: „Oberster Visitor unsers gnädigen Fürsten und Herrn.“ So wurde er der eigentliche Reformator Hessens und blieb auf Jahrzehnte der einflussreichste Theologe der hessischen Kirche.

In drei sogenannten „Gewaltbriefen“ von 1527, 1530 und 1531 übertrug der hessische Landgraf die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in seinen Landen an Adam Krafft, den er zum „fürstlichen geistlichen Rat“ ernannte und dem er 1527 eine Professur an der neuerrichteten ersten evangelischen Universität in Marburg übertrug, wo Krafft inzwischen auch seinen Wohnsitz genommen hatte.

Es würde zu weit führen, einzelne Maßnahmen darzulegen, die der Neuordnung der Kirche dienten, nur darauf sei noch hingewiesen, daß Adam Krafft die dauernde Oberaufsicht über den in allen Gemeinden neugeschaffenen „Gotteskasten“ zufiel, aus dessen Erträgen bedürftige Kranke, Waisen und Ortsarme unterstützt werden sollten.

Die Karmetten in Hilders

Von Beatrix Seifert

In der Gemeinde Hilders werden alljährlich an den Kartagen die Trauer- oder Karmetten gesungen.

Das Wort „Mette“ kommt vom lateinischen „matutina“ = Morgen. Zusammen mit den Laudes (Lobgesängen) bilden die Metten den Teil des kirchlichen Stundengebetes, das in den Klöstern am frühen Morgen verrichtet wird. Im späten Mittelalter bürgerte es sich ein, die Metten der Kartage, die Trauermetten, am Vorabend zu halten. Dabei wurde nach jedem der vierzehn Psalmen eine Kerze des Triangelleuchters gelöscht. Insgesamt brannten dort fünfzehn Kerzen; die fünfzehnte wurde brennend in die Sakristei zurückgetragen.

In den Karmetten in Hilders sind es dreizehn Kerzen, von denen zwölf während der Psalmen

Um dem Mißstand möglichst bald und dauernd abzuwehren, ungelehrte Prediger anstellen zu müssen, errichtete der Landgraf die „Hessische Stipendiatenanstalt“ in Marburg, an der bedürftige und fähige Bürgersöhne Aufnahme fanden, damit sie später dem Lande an Kirchen und Schulen dienen könnten. Starke und mannigfaltige Beziehungen verbanden den Magister Adam Krafft auch zu dieser Stipendiatenanstalt; er war der Examinator aller, denen ein Pfarramt übertragen werden sollte, und hatte zudem die Oberaufsicht über die Verwaltung der Anstalt.

Daß Kraffts Bedeutung weit über den hessischen Raum hinausging, wird ersichtlich an der Tatsache, daß er auch bei der Einführung der Reformation in Göttingen, Höxter, Frankfurt a. M. und der Grafschaft Wittgenstein mitgewirkt hat. Wenn auch im dritten Reformationsjahrzehnt noch andere Männer starken Einfluß auf die Gestaltung der hessischen Kirche gewannen, so blieb Adam Krafft doch bis an sein Lebensende einer der führenden Theologen der hessischen evangelischen Kirche. In seinem „Diarium historicum - Frankfurt am Main“ schreibt Abraham Sauer unter dem 9. September: „An diesem Tage (9. 9. 1558) ist Magister Adamus Crato (Adam Krafft) von Fulda, ein gewaltiger Professor Theologiae und hessischer Superintendentus zu Marburg gestorben, seines Alters 65 Jahr, ligt in der Pfarrkirchen daselbst bey dem Predigtstuhl begraben“.

und der Lesungen gelöscht werden. Sie sollen Christus mit den Aposteln und am Ende den verlassenen Heiland symbolisieren. Statt der ursprünglich vierzehn Psalmen werden heute nur drei gesungen. Nach jedem Psalm folgt, wie im kirchlichen Stundengebet, die Lesung aus den Klageliedern des Propheten Jeremias, in denen der Untergang Jerusalems beklagt wird. Die einzelnen Strophen dieser Klagelieder beginnen mit den Buchstaben des hebräischen Alphabets (Aleph; Beth; Ghimel; Daleth; He; Vau; Zain; Heth; Teth; Jod; Caph; Lamed; Mem; Nun). Der Chor beantwortet in seinen Lamentationes (Klageliedern) die Klagen des Propheten und deutet sie auf den leidenden Herrn. Es schließen sich an: das Benedictus (Lobgesang des Zacharias), die Antiphon „Christus hat für unser Leben“ (Phil.

2, 8-9), ein Gebet für die Gemeinde, dem das Geräusch der Klappern folgt, und als Abschluß das dreimal je einen Ton höher gesungene „O heil'ges Kreuz, sei uns gegrüßt“.

Die erste Notiz über die Karmetten in Hilders steht im Vermeldebuch des Jahres 1834 des damaligen Pfarrers Wernig. Sie besagt, daß die Trauermetten nach dem neuen Diözesangesangbuch gehalten werden. Es handelt sich hierbei um das Gesangbuch der Diözese Würzburg, da Hilders bis 1866 zum Bistum Würzburg gehörte. In den Würzburger Gesangbüchern der Jahre 1830 bis etwa 1922 sind die Texte zu den Trauermetten zu finden, allerdings - verglichen mit unserer heutigen Fassung - in etwas anderer Form.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Hilders die Trauermetten schon in den Jahren vor 1834 bekannt waren, denn die besagte Notiz erwähnt sie nur beiläufig und nicht als neue Einführung. Im Vermeldebuch des Jahres 1836 finden sich erstmalig einige nähere Erklärungen über den Ablauf der Karmetten:

„Mittwoch, Donnerstag und Freitag abends werden die Trauermetten abgehalten; und zwar an diesen Abenden abwechselnd vom Priester und vom Chor gesungen; die Ostermette aber am Karsamstagabend vom ganzen Volk und dem Priester invicem¹⁾. Der Priester geht am Mittwoch abends 5 Uhr mit den Ministranten aus der Sakristei, genuflektiert²⁾ am Hochaltar und geht dann in den bereiteten Vesperstuhl; der Lehrer betet laut die Antiphon der Psalmen, stimmt den 1. Vers der Psalmen an, worauf der Priester den 2. abwechselnd mit dem Chor singt; sämtliche aus dem deutschen Diözesangesangbuch. Hierauf singt der Priester nach dem stillen Paternoster die drei Lamentationes latinae³⁾. Darauf folgt abwechselnd das deutsche Benedictus, Miserere⁴⁾, nach diesem die lateinische Oration und Respite quaesumus⁵⁾ etc. Ebenso wird es mutatis mutandis⁶⁾ am Gründonnerstag gehalten.“ Freitag: „... Abends 5 Uhr kniet der Priester auf dem Stuhl vor dem Sanctissimum⁷⁾ am Nebenalтарь und hält die Mette abwechselnd mit dem Chore, die drei Psalmen, die Lamentationen und das Benedictus singend, dann das Miserere betend, und dann mit der oratio „respite“ schließend.“

Die heutigen Gesänge des Chores sind durch die Initiative von Elisabeth Werner geb. Joe nach Hilders gelangt. Sie hatte sie von ihrem Großvater, der in Großostheim bei Aschaffenburg als Lehrer und Organist tätig war, übernommen und mit nach Weyhers gebracht, wo ihr

(Schluß auf der nächsten Seite, Mitte)

Als Verbrecher noch hingerichtet wurden

Eine Predigt des Fuldaer Stadtpfarrers G. Trapp nach der Hinrichtung zweier Männer am 13. Oktober 1826

Ein Freund der Buchenblätter überließ uns aus dem Nachlaß seines Vaters mehrere handschriftliche Aufzeichnungen des Vikariatsrats und Fuldaer Stadtpfarrers G. Trapp, der am 25. Januar 1829 starb, nachdem er am 4. Januar vor der Todangstbruderschaft der Stadtpfarrei seine letzte Predigt über die rechte Vorbereitung auf den Tod gehalten hatte. Er muß nicht nur ein sehr volkstümlicher Prediger gewesen sein, sondern auch verstanden haben, bei jeder Gelegenheit die passenden Worte zu finden. So war unter den handgeschriebenen Aufzeichnungen des Stadtpfarrers auch das Manuskript einer Ansprache, die er nach der Hinrichtung zweier Männer in der Nähe des Galgengrabens in Fulda am 13. Oktober 1826 halten mußte. Bei den Hingerichteten handelte es sich um einen Johann Adam N. aus Rimmels und einen Johann St. von Danzwies. Stadtpfarrer Trapp hatte sich für diese Predigt folgende Gedanken aufgeschrieben:

Schwert der Gerechtigkeit; hinübergangen sind sie vor den Richterstuhl des Ewigen, und wir hoffen und wünschen, von Mitleid ergriffen, daß sie allort gefunden haben Gnade und Barmherzigkeit.

Geliebte Zuhörer! 26 Jahre schon verwalte ich unter dem Beistand Gottes das Pfarramt. Aber auf einer Kanzel, wie diese ist, habe ich noch niemals gestanden; sie ist die mit Schrecken umgebene Richtstätte, die uns verkündet, wohin das Verbrechen führt. Es sei mir erlaubt, von dieser herab einige Worte zu Euch zu sprechen... Um die Herzen zu rühren, bedarf es hier nicht rednerischer Kunst. Beredt genug sprechen diese blutigen Rumpfe, diese erblaßten Häupter; aber ihre Sprache zu deuten, das obliegt mir...

Was sagen Euch diese Leichen, denen vor Euren Augen menschliches Leben durch Menschenhand ist genommen worden? Was lehren Euch diese blutigen Rumpfe und diese davon getrennten Häupter, die vor kurzem noch blühend und voll Jugendkraft waren, nun aber unbeweglich und von Todesblässe entstellt sind? Sie lehren

Euch, daß Ihr als Bürger des Staates, daß Ihr als Untertanen Euch der obrigkeitlichen Gewalt unterwerfen müsset und ihre Gesetze, die zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt gegeben sind, nicht übertreten könnt, ohne Strafe und nach Umständen auch Strafe am Leben zu fürchten. Denn die Obrigkeit ist von Gott, sagt der Apostel, und wer sich gegen sie auflehnt, wer ihre Anordnungen verletzt, ihre Drohungen verachtet, der empört sich wider Gottes Ordnung und macht sich der Strafe schuldig. Denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sondern muß als Dienerin Gottes an den Übeltätern ihr Strafamt ausüben; und daß sie das tut, habt ihr hier mit eigenen Augen gesehen.

Zwei unglückliche Menschen, der eine um die Schande seiner Unzucht zu decken, der andere, um seine Habsucht zu befriedigen, sind Mörder ihrer Mitmenschen geworden. Sie haben die Gesetze des Staates, die Gesetze Gottes, welche das Leben des Menschen in Schutz nehmen, auf die grausamste Weise übertreten, und die gerechte Strafe der bürgerlichen Gesetze hat sie getroffen,

„Vorüber ist sie, die gefürchtete Stunde; bezahlt hat die Sünde ihren Sold in die Hände des Todes; gefallen sind die Verurteilten durch das

Advents- und Weihnachtszeit in der Rhön

Leopold Höhl berichtet 1892 in seinem Rhönspiegel



Weihnachten in Ostheim vor der Rhön. Foto: Archiv Rhönwacht

Dorf, so sieht man hie und da ein kleines Christbäumchen angezündet und zur Beleuchtung des Weges ans Fenster gestellt. Wo aber die Besucher der Christmette einen weiten, stundenlangen Weg haben, da sieht man ganze Reihen von ver mummt Gestalten über die weiße Schneefläche schreiten, eine hinter der andern, die Männer voraus, um einen Pfad durch den fußtiefen Schnee zu bahnen. Dann hat jedes Haus seinen Besuch, da man bei Äpfeln und Nüssen des Beginn des Gottesdienstes abwartet.

In der Vorderrhön singen Schulkinder am Weihnachtsabend ein Krippenlied vor den Häusern und erhalten dafür eine kleine Spende an Nüssen, Äpfeln und dergleichen.

Während der erste „Haltig“ (Heiligtage, auch hehrer Tag, so wird jedes hohe Fest genannt) ganz ruhig vorübergeht, wird es am zweiten Tage schon etwas lebhafter. Die Wirtsstuben füllen sich mit Gästen, in den Spinnstuben aber wird die erste Unterhaltung gefeiert. Es ist der so genannte „Kalbemar“t“, wobei die Mädchen den Kaffee,

Nüsse und Äpfel stellen müssen, während die Burschen die Weihnachtsbrezeln liefern. Der Spinnfrau wird auf diesen Abend von den Spinngeherinnen ein schönes Kopftuch gekauft und überreicht, auch für den „Spinnherrn“ fällt etwas ab, etwa ein Tabak oder eine Pfeife. – So unpoetisch auch die Benennung dieser Sitte, so erklärlich ist sie daraus, dass man nach der stillen Adventszeit wieder einmal seine Freude und Aufheiterung haben möchte.

Am zweiten Christtag begegnet uns ein eigener Brauch, nämlich das Höckeltragen². In großen weißen Bündeln tragen nämlich die Paten ihren Patenkindern, und seien sie stundenlang entfernt, das Christgeschenk zu, bestehend in großen Wecken oder Brezeln, kleinem Backwerk (der große „Reuter“ oder die „Docke“ aus Marzipan darf nicht fehlen) und Kleidungsstücken. Dieses Geschenk erhalten die Patchen bis zum zwölften Lebensjahre. Wenn es das letzte Mal geschieht, steckt ein Messer im Weck oder ist ganz hineingebakken, zum Zeichen, dass die Schenkerei nun abgeschnitten sei. So kommt's, dass man die Kinder fragt: „Bist da scho abgeschnitten?“ „Na“, lautet die Antwort, „ich krie' no' mahl.“ ○

Anmerkungen:

- 1 Leopold Höhl, Rhönspiegel, Würzburg, siehe dazu auch Buchenblätter 202, S. 70.
- 2 Höckel = Bündel, wohl abzuleiten von hockeln (aufhuckeln), auf dem Rücken tragen.

Dezember veränderlich und mild, bleibt der ganze Winter wie ein Kind.
Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh'.

Aus: „Rhöner Bauern- und Wetterregeln“ von Paul Bohl. Verlag Parzeller, Fulda 2002.

Auf die geräuschvolle und lustige Kirmes folgt bald die stille Adventszeit, in welcher die Spinnfrau streng auf das tägliche Abendgebet hält und keinerlei Belustigung duldet, denn

„St. Katharein (25. November)

Schließt Harfen und Geigen ein.“

In den Musikantendörfern wird vorher noch das Cäcilienfest gefeiert (22. November), eine Art Nachkirchweih, wobei noch mal in Form eines Cäcilienballes getanzt wird.

Eine besondere Freude, aber religiöser Natur, ist für den Rhöner die Teilnahme an den Rorateämtern, welche in früher Morgenstunde, um sechs Uhr, gehalten werden. Schon um fünf Uhr bimmeln die kleinen Glöckchen und senden ihre Töne durch die stille Nacht; und wenn der Kaplan, beschneit und bereift, um ½ 6 in das Dorf kommt, da sind schon alle Fenster erleuchtet, denn die „Uraachte“ will keines versäumen, besonders da keine Arbeitszeit dadurch verloren wird.

In dieser Zeit ist es auch (6. Dezember), dass der Klas (in Franken „Hätschekläs“) seine Runde macht, wobei er sich also einführt:

„Guten Abend, Glück ins Haus!

Wie sieht's mit euren Kindern aus?

Ich hab gehört, sie wär'n nicht fromm gewesen,

Ich will ihnen nun das Kapitel lesen.“

Es kommt das hehre Weihnachtsfest, das Fest der unvergänglichen Kinderfreude und der unerschöpflichen Elternliebe. Wenn man in einer Christnacht die Weihnachtslieder, besonders die uralten Krippenlieder aus dem hell erleuchteten Kirchlein schallen hört, dann glaubt man, das müssen die zufriedenen Menschen sein, die so singen können. Geht man mit den Kirchengängern durchs

Adventszeit im Notjahr 1919

Frau Maria Vogelbein sendet uns aus dem Nachlaß einer im vergangenen Jahr im Alter von 85 Jahren verstorbenen guten Freundin eine Erzählung aus der Adventszeit 1919, die sich in einem handgeschriebenen Büchlein fand:

★

Das Feuer, das in dem Kanonenöfchen flackerte, warf ungewisse Lichter über die Karte, die der Oberst auf den Knien hielt. Der alte Offizier lächelte, barg das Vergrößerungsglas in der Lederhülle und faltete sorgsam die Karte zusammen.

„Die Dämmerung hat mich überrascht“, sprach der Einsame vor sich hin, „sie kommt leise, wie die Armut, leise und schnell.“

Er legte zur Feier des Sonntags vorsichtig noch ein Stück Kohle auf, griff den Stock aus der Ecke und stützte sich auf den vertrauten Knauf. Still sah er zu, wie sich die Dämmerung dichter und dichter zum Dunkel spann.

Der alte Herr dachte über den Brief nach, den er am Tage zuvor erhalten hatte, und glaubte die Stimme seiner Tochter zu hören. Wenn sie etwas Schwieriges sagen oder um etwas bitten mußte, sprach sie betont und hell: „Lieber Vater!“

Der Oberst schüttelte heftig den Kopf – so arm zu sein vor einer so bescheidenen Bitte! – Er sprang auf, schaltete Licht ein und ging mit dem Schlüsselbund durch die Wohnung, jede Schublade, jeden Schrank öffnend. Alles leer! Lazarette, Kinderkrippe,

Haussammlungen hatten alles ausgefegt. Hier lagen noch ein paar Laken, etliche Tischtücher – nein, seine Frau Marie-Luise hatte nie gezeigt und alles hergegeben. Seufzend kehrte er in den Sessel neben dem Öfchen zurück und griff wieder nach dem Brief. „Lieber Vater!“ Er hörte alle Worte des oft gelesenen Briefes hell und klar im Zimmer: „Totensonntag hat uns wieder in traurig-treuem Gedenken an Mutter vereint. Und nun steigt das Jahr heimlich in den Advent auf, es ist schon ein Crescendo. Sagtest Du nicht so? Ich höre Dich oft solche Dinge sagen, da ich jetzt viel Zeit und viele Erinnerungen habe. Ich muß meistens liegen. Sei nicht böse, daß ich es Dir erst heute sage: Wir hoffen auf ein Christkind.“ Dann kam die Bitte: ein wenig altes Leinen, Flickwäsche, mochte sie auch noch so morsch sein, „denn ich habe nichts, und ich bekomme auch nichts“.

„Ich muß ihr die Tischtücher schicken“, murmelte der Oberst. Aber ein Kind in so steifes Zeug wickeln! Er sah deutlich seine Tochter auf dem Bett liegen, bis zum Kinn verhüllt. Über der Wolldecke zeichnete sich klar der helle Kopf, mit seinen geschwungenen Linien ab, die energische Nase und das feste Kinn, die gewölbte Stirn. Sie hatte die Augen geschlossen, und ein schmerzvoller Zug war um den jungen Mund. Angstvoll stieß der alte Herr den Stock beiseite und erhob sich, auf den Tisch gestützt. Seine Rechte ruhte voll auf der zusammenge-

falteten Generalstabskarte. Er faßte sich und glitt in den Sessel zurück. „Töricht, diese Angst um das Mädchen“, sagte er laut in sein großes Arbeitszimmer hinein. „Vor alles Leben ist der Tod gestellt.“ Seine Hand hielt noch die Karte, die Finger strichen über die Leinwand hin. Da lachte der Oberst auf: „Die Kartenkisten!“ – Mochte Marie-Luise ihre Schubladen und Schränke geleert und jedes Fetzenchen Leinen und Tuch fortgeschenkt haben, da war ja noch die Kartensammlung! „Vielleicht machst Du noch eine Entdeckung, lieber Vater“, hörte er die Tochter wieder. Wie bitter arm mußte sie sein, daß sie so dringend schrieb, und wie schwer mochte es ihr geworden sein, so zu bitten!

Eine halbe Stunde später stand der alte Oberst mit Reitpelz und langen Stiefeln angetan in der Waschküche und füllte den großen Kessel mit Wasser. Auf dem Klappisch und den umgestülpten Fässern lagen Stöße von Generalstabskarten. Eine nach der anderen faltete er sorgsam auseinander und ließ sie in den vollen Kessel gleiten. Ein wehmütiges Lächeln spielte dabei über seine Züge. Dies waren die Karten von seiner ersten großen Generalstabsreise. Ihm war, als sähe ihm der baumlange, hagere Chef prüfend über die Schulter. Hier über diesen Abschnitt – er füllte sechs Kartenblätter – hatte er einen Vortrag gehalten. Ein dünnes Blättchen Papier schwebte zu Boden, als er die nächste Karte öffnete. Notizen... Längst hatten junge Kräfte die Wälder und Felder, die mit dem feinen Netz der Gräben und Wege hier verzeichnet waren, neu aufgemessen, längst durchsuchten neue große Straßen dieses Land, und hier, dies alte, mit roten und blauen Punkten und Strichen sorgsam bearbeitete Kartenblatt zeigte ein Schlacht-

feld, das heute von tiefen und breiten Kohlengruben und von riesigen Halden überlagert war. – Er streifte die Ärmel hoch und griff in den Kessel – erst halbvoll! Solch großer, prosaischer Waschkessel faßte mehr als die Karten von einer Generalstabsreise.

Der Oberst entfaltete die nächsten Blätter – russische Karten. Unwirsch drückte der Alte die Blätter unter den Wasserspiegel – die Weltgeschichte hatte hier, wo der starre Festungsgürtel des Zaren eingezeichnet war, unsinnige Grenzen gegraben. – Jetzt war es genug, der Kessel war voll, man mußte das Wasser weiterarbeiten lassen.

Am nächsten Morgen war der Oberst schon früh wieder in den Stiefeln und rumorte in dem Waschkeller umher. Gespannt hob er den Deckel vom Kessel, zog die oberste Karte heraus, und müheelos ließ sich das verweichte Papier von der Leinenunterlage lösen. Ein dünner leimiger Lappen lag in seiner Hand. Schnell füllte er eine Wanne mit Wasser, löste Karte um Karte ab und wusch die gewonnenen Leinentücher sorgsam aus, während im Kessel der zweite Schub Generalstabskarten der Auflösung harrte. Nur ein Blatt hatte er zurückgelegt, eine Karte aus dem Vorgelände von Wilna; sie trug einen großen dunkelbraunen Fleck.

Zum Abend schon hatte er seine erste Probe auf dem Zeichentisch zwischen Löschblättern ausgebreitet. Das russische Lexikon, das „Buch vom Kriege“ von Clausewitz, Bismarks Reden und die Familienbibel lagen zum Plätten darauf. Vor dem Schlafengehen hob er die Bücher auf und prüfte sein Werk. Das trübe Grau und die ausgefransten Ränder mißfielen ihm sehr, aber als er das Tüchlein in der Hand zusammenballte und es wunderbar weich

befand, ging ein Lächeln über sein verwittertes Gesicht.

★

„Streiche doch nur ordentlich zu, nicht so zaghaft und leise, sonst hast du ja nichts vom Geigen!“ Vom Lager im dämmrigen Stübchen kam die klare Stimme in der Mansardstube. Der Student, der die Geige am Kinn, in seiner verschlissenen feldgrauen Uniform am Fenster stand und sein Spiel nur leise andeutet hatte, lächelte dankbar und wagte, ein wenig lauter zu spielen. Er sah über die aufgeschlagenen Bücher, die den Fenstertisch bedeckten, hinweg auf die verschneiten Dächer der Stadt und suchte seine Sorgen ein wenig in guten Tönen zu verklären, die bitterlichen Sorgen, die ihn drückten. Schließlich fand er die kleine, hoffnungsvolle Melodie, die er tröstlich abwandelte und, mit zierlichen Ornamenten geschmückt, wiederholte, bis er wieder ruhig und zum Arbeiten stark genug war. Er legte seine Geige nieder, wandte sich zu dem Bett in der Ecke und erschrak. „Du weinst?“ fragte er betroffen.

„Ach, Lutz, diesmal vor Freude! Sieh doch! Als du im Kolleg warst, kam eine Kiste von Vater. Und ich bin nun ganz reich!“ Sie nahm ein hauchdünnes Tuch auf, das sie eben gesäumt hatte, zeigte noch eines und viele. „Wo hat er es nur herbekommen?“ „Er hat seine Generalstabskarten eingeweicht, abgelöst, die Leinwand gewaschen...“

„Der Oberst?“

„Der Vater!“

Die junge Frau griff mühsam in die Kiste, die unter ihrem Bett stand und sagte: „Sieh auch die Wickeltücher! Vaters Frackhemden. Er hat nur die steifen Einsätze herausgeschnitten, und da ist noch mehr!“

„Die Generalstabskarten hat er geopfert“, sagte der junge Mann im vertragenen grauen Rock: „Weiß Gott, das ist eine Christgabe!“ Er nahm den Brief, den die Frau ihm reichte, und lächelte bei der Stelle „Sie sind grau, und sie sind dünn, aber ich denke, so zwei- bis dreimal reichen sie, und da ich dir dank meiner alten Sammelwut und Pedanterie viele Hunderte präparieren konnte, wird es keine Not haben. Es sind noch einige Tischtücher da, für vier- und zwanzig Personen“, pflegte Mama zu sagen, willst du sie haben? Im übrigen mach ich mir keine Sorgen, du bist meine Tochter.“ Ganz unten stand in der sorgsam, etwas eckigen Schrift des Obersten noch ein Satz: „Nicht wahr, sie sind weich genug?“

Der Student nahm die Geige nochmal auf. „Ja, spiele noch eins, Lutz“, sagte die Frau leise und strich mit der Hand über die mürbere Kartenleinwand. „Aber nichts Trauriges – wo wir doch so beschert worden sind. Weißt du nichts Weihnachtliches?“ – „Komm“, sagte sie, als das Lied verklungen war, in die Winterstille hinein. „Komm!“ Er trat an das Bett. „Du hast kein Geigentuch mehr – nimm eins von den Kartentüchern. Mehr kann ich dir diesmal nicht schenken.“ Lutz wickelte seine braune Geige bedächtig in die Windel. Er spürte glücklich, wie aus der Sorge die Freude keimte: „Ach, Liebste“, sagte er, „ich weiß, was du mir schenken wirst...“ Und es klang in ihm stiller Jubel über sichtbar gewordene Menschen- und Gottesliebe!

NB: Noch Weihnachten 1969 – nach 50 Jahren – habe ich die braune Geige aus jenem alten Windeltuch gewickelt und dankbar des Tages gedacht, an welchem mein Vater mich l i e b e n lehrte!

Als deutsche Fürsten „Soldatenhandel“ trieben

Vor 200 Jahren kämpften Kinzigtaler in Amerika / Von Ernst Hartmann, Steinau a. d. Straße

Am 15. März dieses Jahres waren es 200 Jahre her, daß hanauische Truppen von Kesselstadt auszogen, um an der Seite englischer Verbände und einiger Indianerstämme in Nordamerika gegen die dreizehn aufständischen amerikanischen „Kolonien“ und ihre Helfer, die Franzosen, zu kämpfen. Der von 1775 bis 1783 dauernde Krieg der Engländer gegen die Amerikaner endete mit dem Sieg der Auführer, der bereits am 4. Juli 1776 verkündeten Unabhängigkeitserklärung und der Bildung des neuen Staates „Vereinigte Staaten von Amerika“.

Wie kam es nun zum „Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg“? Mitte des 18. Jahrhunderts hatten die Franzosen den größten Teil ih-

res Kolonialgebiets an die Engländer verloren. Ihre Flotte war fast vernichtet worden. So schlossen sie denn am 10. 3. 1763 den Frieden zu Paris. Die Engländer als neue Kolonialherren machten sich aber bei den über 1 Million weißen Siedlern in Nordamerika in den von ihnen gegründeten dreizehn Einzelkolonien dadurch unbeliebt, daß sie neue Steuern und Zölle einführten und die Selbstständigkeitsbestrebungen der Kolonien unterdrückten. Es kam zu heftiger Ablehnung und schließlich mit dem Bostoner Sturm englischer Teeschiffe zum offenen Krieg.

Die Engländer schickten Truppen über See und suchten vor allem die Truppen der kleinen deutschen Fürsten in Sold zu nehmen. So ver-

sprach denn auch Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel, in einem sogenannten Subsidienvertrag dem König Georg II. von England gegen Zahlung von jährlich 450 000 Talern 12 000 Mann hessische Truppen zu stellen. Sein Sohn, Erbprinz Wilhelm, der 1764 bis 1785 Landesfürst von Hessen-Hanau war und auch an dem „Soldatenhandel“ teilnehmen wollte, sagte für seine hanauischen Gebiete weitere 2500 Mann den Engländern in einem Sonderabkommen zu.

Hanau stellte zunächst das „Regiment Erbprinz“ und Artillerie, später noch ein Jägerkorps zur Verfügung. Das 1. Bataillon des Regiments, dem auch die Wehrpflichtigen des oberen Kinzigtals (Obergrafschaft Hanau) zugehörten, wurde am 15. 3. 1776 in Kesselstadt eingeschifft. Nach zwei Augenzeugenberichten fuhr die kleine Flotte sechs Tage lang auf Main und Rhein bis Wesel und dann nach Nymwegen, wo die von ihrem Landesherrn gestellten hessischen Landeskinder vor einem englischen Oberst den Treueid auf den englischen König leisten mußten. Während der Überfahrt nach England mußten Offiziere und Mannschaften nachts wie das liebe Vieh auf dem kahlen Schiffsboden schlafen. Wasser drang in den Schiffsrumpf ein.

Von einem holländischen Hafen ging dann die Fahrt bis Portsmouth und von dort mit englischen Schiffen (u. a. Three Sisters, Staggs, Content, Margaritha) ab 4. April übers Meer nach Quebec im heutigen Kanada, wo man nach fast zweimonatiger Seefahrt am 1. Juni anlangte. Unterwegs bestand die Verpflegung aus stark gesalzenem Fleisch, ekelhaft schmeckenden Erbsen, Grütz- und Mehlsuppen, Schiffszwieback, der wie „Matzkuchen“ schmeckte, Käse usw. Als das vorrätige Bier verzapft war, gab man den Soldaten stinkendes Wasser mit Rum oder starkem Branntwein gemischt zu trinken. Durch verdorbene Nahrung und mangelnde Hygiene zählte das Hanauer Regiment bald 150 Kranke, die an Skorbut, Faulfieber, blutiger Diarrhöe, Krätze usw. darniederlagen.

Zu den hanauischen Einheiten, die nach der Landung in die Kämpfe eingriffen, gehörten auch, soweit bekannt ist, 20 Mann aus Schlüchtern, die Steinauer Feldwebel Blum, Korporal Blum (beide Söhne des Lehrers Blum), Fähnrich Wernick, Maul (Sohn des Mühlenpächters Maul), Unteroffizier Johannes Sauer, Arztsohn J. W. Gottschalk, Nicolaus Müller, Ludwig Büttner, Leonhard Möller, Hartz, ferner Johann Beest aus Seidenroth, Görg Conrad aus Marjoß und Wilhelm Hufnagel, Sohn des Lehrers H. aus Hintersteinau.

Die hanauischen Truppen bezogen zuerst ein Lager am Lorenzstrom, fuhren dann den Strom aufwärts und kämpften gemeinsam mit Engländern und den Indianerstämmen der Mohawks, Cajngas, Oneidas und Onondagos bei Fort Washington, Germanstown, Charlestown, Springfield, Flatbush und am Champlain-See. Amerikanische und französische Verbände, die in aufgelockerten Formationen immer wieder aus dem

„Soldatenhandel“ der Fürsten

(Schluß von vorhergehender Seite)

Hinterhalt angriffen, fügten den Hanauern schwere Verluste zu. Schließlich gerieten größere englische und hessische Einheiten, darunter auch die Hanauer, in Gefangenschaft und wurden nach Boston und Virginia gebracht.

Nach Beendigung des Krieges kehrten die hanauischen Reste der Truppen aus Amerika zurück; von 2422 Mann, die ausgezogen waren, sahen aber nur 1441 Mann die Heimat wieder. Das 1. Bataillon der Erbprinzipaler langte am 2. 11. 1783 in Hanau an. Reste des Jägerkorps zogen hungrig und zerlumpt durch Steinau und Gelnhausen nach Hanau.

Einige Steinauer, darunter Nicolaus Müller, waren in den Kämpfen gegen die Amerikaner gefallen. Müller stand beim hessischen Leib-Grenadier-Regiment, das bei Saratoga am Stillen Wasser von den Rebellen gefangengenommen wurde. Da er sich bis 1790 nicht gemeldet hatte, wurden seine Steinauer Güter im Wert von 543 Gulden „in Verhaft genommen“. Einige Steinauer blieben in Amerika und erwarben dort Siedlungsland. Ihr Vermögen und ihre Erbanteile wurden in Steinau unter Geschwistern und Anverwandten verteilt. So geschah es 1791 mit dem Eigentum von Johann Sauer und Conrad Trabanth, 1792 mit dem von Leonhard Möller und 1794 mit dem von Johann Caspar Maul. Aus Schlüchtern fanden neun Mann in Amerika eine neue Heimat.

Von den Steinauern, die in Amerika gekämpft hatten, war 1831 nur noch Ludwig Büttner am Leben. „Bettelarm“ und nur von der Armenkassa unterstützt, fristete er sein trauriges Veteranendasein. Im Alter von 15 Jahren war er 1777 mit seinem Regiment nach Amerika gezogen, wurde schwer verwundet, machte aber den Feldzug der Franzosen gegen Spanien mit, war dann Soldat „unter französischer Occupation“ und wurde 1813 nach 36 Jahren Dienstzeit entlassen. Ein typisches Soldatenschicksal jener Zeit!

Als die Kosaken nach Fulda kamen

Heinrich König berichtet über seine Erlebnisse bei der französischen Retirade nach der Schlacht von Leipzig 1813

In der Zeitschrift „Der Freihafen“, Band II, Heft 3, von 1839 fand Dr. Barlmeyer, der seit kurzem bei der Volkshochschule des Landkreises tätig ist, unter den dort veröffentlichten Aufsätzen des bekannten, aber wegen seiner kritischen Haltung in seiner Geburtsstadt Fulda (sein Geburtshaus in der Schulstraße wurde im vergangenen Jahr abgerissen) wenig beliebten Schriftstellers Heinrich König einen Bericht über seine Erinnerungen und Erlebnisse während der Freiheitskriege, insbesondere bei dem Rückzug des bei Leipzig geschlagenen französ. Heeres und das Benehmen der die Franzosen verfolgenden russischen Kosaken, von denen 90 000 auf seiten der gegen Napoleon verbündeten Mächte kämpften und die „Befreiten“ ausluderten. Wir veröffentlichen Königs unter dem Titel „König und Priester“ auf Seite 140–154 veröffentlichte „Erinnerungen und Betrachtung“ im Wortlaut und haben nur die Rechtschreibung unserer heutigen angepaßt.

Es kommt nicht selten vor, daß man als Knaabe an einem Baume des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Sprossen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Ast erwachsen wiederfindet. Die Empfindungen, die dann beim Rückblick über die verlebten Jahre – die schönsten unseres Lebens – das Herz ergreifen, sind vielleicht nicht ganz mitteilbar für andere, oder sie finden wenigstens keine rechte Teilnahme. Und doch dachte ich daran, von etwas Ähnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in welcher die jetzige religiöse Richtung, deren Früchte noch unreif aussehen und herb schmecken, sich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es ist mir begegnet, daß ich das stürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung und den heimlichen Anfang einer neuen dicht nebeneinander sah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achselhöhle eines abgehauenen Astes den neuen Trieb hervorstechen sähe. Der alte Ast fiel im Herbst 1813, und im Sommer 1814 zeigte sich mir der neue Sproß.

Ich war eben in mein erstes Amt eingewiesen worden. Ich möchte dieses ein ganz kleines politisches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürstprimas (des von Napoleon geschaffenen Großherzogtums Frankfurt, dem damals auch das Fürstentum Fulda einverleibt worden war. D. Red.) nennen. Der Großherzog kannte den jungen Menschen persönlich: Er hatte ihn auf dem Fuldaer Liebhabertheater spielen sehen; von ihm waren die Prologe verfaßt worden, die den Fürsten, so oft er den von ihm selbst gestifteten Verein besuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanzminister, Graf Benzel-Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieser sollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganisierten indirekten Abgaben angemessen untergebracht werden. Am Ende war aber durch ungünstigen Einfluß von Landsleuten, die das Personal vorzuschlagen hatten, nur noch die geringe Stelle eines reisenden Kontrolleurs in dem kleinsten Bezirk übriggeblieben.

Dieses Amt trat ich den 25. August 1813 an, und nur zwei Monate später wälzten sich schon der französische Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutschen durch das kleine Großherzogtum Frankfurt und stürzten die Herrschaft des Primas um, der sein kindlich ge-

wordenes Haupt mit der schlappen Unterlippe schnell aus der Fürstenkrone unter die Bischofsmütze zurückzog. Er war ja das letzte Individuum weltlicher Priesterherrschaft in Deutschland.

Ich versah mein Ämtchen in den ersten Monaten noch von der Stadt Fulda aus, weil ich auf dem Lande noch keine passende Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Oktober, um die Bücher der Acciserheber für den Monat abzuschließen, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorweller des französischen Rückzugs heranspritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäsche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebst einem starken Knotenstock waren meine Reise-Equipage.

*

So schritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberg zu und blieb auf dem ersten Hügel stehen, um in aller Geschwindigkeit und ohne bei der Accise im Amte Burghaun etwas zu versäumen, mir ein Bild von der französischen Retirade mitzunehmen. Ein Weichen sah ich so dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege sich südwestwärts forttrieb. – Also das ist eine Retirade! So sieht ein fliehender Feind aus, dachte ich bei mir selbst. Husaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken untereinander fort. Jene tragen am Palasch ein Bündelchen, diese einen welken Tornister auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben sich vermischt. Angst und Hunger geben andere Feldzeichen, und der rüstigste Fußgänger ist der vorderste Mann. Einer und der andere hat schon ein Uniformstück mit einem Bauernwams vertauscht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat seine Trommel weggeworfen; kein Wunder, daß die Mannschaft nicht im Schritt ist. So sieht also eine Retirade aus. –

Damit schreitet der Kindschopf von Kontrolleur über den Hügel ins Tal hinab, auf das nächste Dorf los. Hinter diesem erhebt sich der Schildwald – aus alter Zeit im Rufe wildverübter Taten. Mit Verwunderung sehe ich, daß die Bauern aus dem Dorfe ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Wald hinauf treiben. Das macht mich stutzig. Welche schreckliche Vorstellung von einer Retirade ma-

chen sich doch gleich diese unerfahrenen „Landbewohner“, lächelte ich selbstgefällig und schritt weiter. Da höre ich plötzlich hinter mir einen fremdtönenden Zuruf. Zwei polnische (Die Polen kämpften auf seiten der Franzosen um ihre Freiheit gegen die Russen. D. Red.) Lanzenreiter, querfeldein kommend, gebieten mir Halt. Einer steigt ab und läßt mich nicht lange im Zweifel, daß er mich durchsuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeschüttet, die Wäsche auseinandergezogen. – In meinem Amte stand der Visiteur unter dem Kontrolleur: In Polen schien es umgekehrt zu gehen. Ich fand mich in aller Ruhe in den neuen Geschäftsgang und suchte nur, während meine Taschen durchstöbert wurden, das Uhrband unvermerkt zurückzuschlagen. Es gelingt. Und wie nun der edle Krieger mir Bauch und Beine, wahrscheinlich nach eingenähtem Golde, betastet, glückt es mir auch noch, durch richtiges Einziehen des Bauches meine liebe Uhr den großen Fingern unfühlbar zu machen und zu retten. Die Börse freilich geht mit auf die Retirade. Denn er steckt sie ein, sitzt rasch auf, und beide reiten auf Seitenwegen weiteren Eroberungen zu.

Diese polnische Manipulation machte mich geschwind hellschend. Ich überlegte, daß doch eine Retirade manches mit sich bringen könnte, was sich nicht vorhersehen ließe, und daß wohl auch die Bauern in der allgemeinen Verwirrung nicht sehr aufgelegt sein möchten, sich gerade an die Accisordnung zu halten. So kehrte ich denn nach der Stadt zurück und fand wirklich in den nächsten Tagen Gelegenheit, meine flüchtige Vorstellung von einer Retirade zu erweitern.

Ich will hier kein Gemälde des französischen Rückzugs durch Fulda versuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern; denn ich habe nicht umfassend genug beobachtet.

Mir hat von Kindheit auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erscheinungen aufmerksam zu sein gewöhnt hätte. Mit leichtem, unbefangenen Sinne, der mich heute in der Erinnerung rührt, sah ich halb träumend ins Leben hinein. Die wichtigsten Erlebnisse gingen an mir vorüber wie Schattenspiele: Sie erregten meine Phantasie, sie bewegten mein Herz und verschwanden. So trieb ich mich auch damals, während ich Freunde und Bekannte angstblich das Entsetzlichste erwarten sah, mit Knabenneugier Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, aber auch ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder sind mir in der Erinnerung geblieben.

Am Tag nach meiner polnischen Lektion wurden die ersten Kosaken erwartet, die bekanntlich der französischen Armee voraus waren. Eine Menge Bürger trieb sich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Tors (heutiges Paulustor. D. Red.) umher, neugierig auf die – Befreier. Ein von jeher als exaltiert bekannter Lackierer namens Lenz war heute vollends oben hinaus. An der Spitze seiner Aufgeregten stürzte er dem Häuflein Kosaken entgegen.

gen, schwang den Hut und schrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unsere Befreier!“ Aber er sollte sie auch als solche kennenlernen! Die Schar hielt an, schmunzelnd mit schmutzigen Bärten und Stumpfnasen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderste Reiter. — Lenz riß seine gute Uhr heraus, und schnell hatte der Kosak sie ergriffen. Das Häuflein jagte davon. Verblüfft stand der Lackierer: das war ihm eine garstige Tatze auf dem frischen Firniß! Er hatte die Lehre bestritten, mit welcher die anderen Bürger davonschlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau sagen, um wieviel Uhr die ersten Kosaken gekommen sind! hieß es. Der echte Fuldenser ist nie witziger als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die Kosaken, die sich inzwischen sehr vermehrt hatten, ein französisches Reismagazin in Besitz und verkauften die Vorräte. Die Bürger rissen sich um die schweren Säcke, die man wohlfeil erhandelte und nach Hause schleppte. Neidische Menschen schnitten mit scharfen Messern in die Säcke, und der Keuchende ahnte nicht, warum die Last ihm mit jedem Schritt leichter wurde. Hinter ihm rafften Bettelmädchen den Ausfall in ihre Schürzen auf. Das Magazin war ein Glück für die Einwohner, die auf so viel hungrige Gäste nicht vorbereitet waren.

Die Habsucht der Kosaken verteilte den französischen Reis zum Besten der Franzosen. Gegen

Abend schwoll die Flut des noch geordneten französischen Heeres heran. Die Kosaken wurden beiseite geworfen. Waffen und Häuser füllten sich mit Franzosen. Die Hauptstraßen waren erhellt; in den Seitengassen stolperte man im Dunkeln über Erkrankte und Sterbende oder rannte herrenlose, abgemagerte Gäule um. Die Trommeln der ein- und ausmarschierenden Kompagnien rasselten die lange Nacht hindurch. Fluch und Zuruf erscholl aus allen Ecken; Hilferuf der Bürger gellte dazwischen; Wimmern der Erschöpften flüsterte in den stilleren Zwischenmomenten. —

Mitten in diesem Drang trieb ich mich umher, und ließ meine Phantasie von so ungewöhnlichen Erscheinungen, mein Herz von so heftigen Empfindungen bewegt werden. Das Glück begleitete den Unbesonnenen und behütete ihn vor schlimmen Begegnissen. Tief bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen besetzte Feuer standen in ihren blauen Überrocken mit roten Achselbändern und hohen Bärmützen diese stolzen Männer mit verschränkten Armen in dichten Kreisen und plauderten ernst. Dieser Anblick erhob mich und gab mir den leichtfertigen Mut, selber einen Franzosen zu spielen, und als elsassischer Offizier jeden nächtlichen Zudrang von Einquartierung an der verschlossenen Haustüre meines verjagten Hauswirtes wegzufuchen. So fanden wir nach Mitternacht ruhigen Schlaf.

(Fortsetzung folgt)

Als die Kosaken nach Fulda kamen

2 (Schluß) Heinrich König berichtet über seine Erlebnisse bei der französischen Retiradenach der Schlacht von Leipzig 1813

Da weckte uns am Morgen ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Soldaten vertrieben, und der Wütende hatte im Zorn zurückgeschossen. Aber nun stürzten ihm die Bürger nach; er rennt die Gasse entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Wasserbütte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gasse schwankt, bückt sich im Nu seines Vorüberlaufens so geschickt mit der linken Schulter, daß die ganze Flut über den Fliehenden stürzt. Er taumelt unter dem Wasserfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit Stößen und Tritten. Soviel ich mich erinnere, stand er nicht wieder auf. Gar manchem bereitete in jenen Tagen eigener Übermut ein Lager neben denen, die Krankheit und Erschöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages brachen in diesen entlegenen Gassen einzelne Rotten ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, schöner Offizier dringt mit gezücktem Degen in die Häuser, reißt die Plündernden heraus und schlägt blind auf sie los. Sie wehren sich nicht, kehren aber immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebärdet sich wie ein Verzweifelter über die Schmach und Ungebundenheit der Kompanie, die seinem Worte und seinem Degen nicht mehr gehorcht. –

Wohin man blickte, fielen ungewöhnliche Auftritte vor, – Szenen eines großen Schauspiels, das man nicht übersehen, dessen Zusammenhang man nicht finden konnte. Oder, besser zu sagen – es waren Wellen, die zu unseren Füßen anschäumten und gleich wieder in die allgemeine Überschwemmung zerflossen, die an uns vorüberbrauste.

Was die Alten erzählen:

Erinnerungen an die Nonnenkirche

Es ist schon sehr, sehr lange her; aber noch heute ist mir oft, als kniete ich wieder wie vor 60 Jahren in der Nonnenkirche, und um mich hebt das Singen an. Wilhelm Schick sitzt auf der Orgelbank. Er holt aus dem kleinen Instrument heraus, was es nur hergeben kann. Neben ihm steht in der Professorenbank unter der Empore Professor Schlitt-Dittrich. Seine mächtige Stimme lenkt die Bässe und Tenöre der Primaner und Sekundaner, und die hellen Knabenstimmen im Kirchenschiff stimmen aus vollen Kehlen ein.

Die Sänger gehören bei weitem nicht alle der „Selecta“ an. Im Gegenteil: Unser Gesangslehrer, Herr von Keitz, hatte immer große Mühe, genug Sänger zu finden, die dieser Ehre würdig waren. So wird wohl unser Kirchengesang für fremde Ohren nicht schön geklungen haben, aber laut war er auf jeden Fall, und uns machte er Freude, denn er kam aus vollen Herzen.

Inzwischen bin ich in vielen Kirchen und Domen gewesen, die größer und reicher sind als die Nonnenkirche. Viele Orgeln habe ich gehört, berühmte, uralte und ergewaltige, neue, und oft hat mich die Erhabenheit der Liturgie viel tiefer gepackt als in meiner Schulzeit; aber so daheim war ich nie mehr wie unter diesen Stimmen, die noch heute um mich sind.

Mit den hellroten Mützen der Primaner, den blauen der Sekundaner, den dunkelroten der Tertianer und den grünen der Quartaner, Quintaner und Sextaner zogen wir durch die Nonnengasse zum Gymnasium, den Kopf voll mit Hoffnungen und Befürchtungen, die sich auf unsere allerunmittelbarste Zukunft bezogen, oder auch voll mit Streichen und Allotria. Wir waren bei weitem nicht alle Musterschüler.

Dieser Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als die zweite Flut des siegreichen deutschen Heeres vorübertrieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmutz, daß jede Gasse dem schlammigen Bett eines abgestoßenen Stromes glich, der an das Ufer geschwemmt Trümmer aller Art hinterläßt. –

Aber diese Überschwemmung hinterließ auch Leichen und in Spitätern zusammengefloßte Kranke. Das fürchterliche Spitalfieber verbreitete seine Ansteckung, der Nachzügler-Thyphus suchte wie ein hungriges Raubtier die geängsteten, entsetzten, kummervollen, hungerigen, erkälteten, verkommenen Menschen auf. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitätern vor die Stadt hinaus durch das Tor (das ehemalige Peterstor, das damals noch stand. D. Red.), an dem ich wohnte. Ein lockeres Streusel, das Stroh, auf welchem die Elenden gestorben sind, dient als Leichentuch. Abends werden dann noch die vor Nacht Gestorbenen auf Schubkarren zu Grabe gebracht. Gleichgültig geht man vorüber und erschrickt kaum, wenn in der engen, nächtlichen Gasse der Schubkarren an einem vorübergeht, und das herabhängende Bein des Toten über unseren Fuß streicht. Nach dem Erstaunlichen, das man erlebt, nach dem Entsetzlichen, das man bestanden, bei all den Hoffnungen, die man gefaßt hat, ängstigt uns eine Pest nicht, die doch viel ärger wütete als die Cholera, die in späteren Tagen des Genusses und der Engherzigkeit die Welt entsetzt.

Doch bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgesinnten Accis-Kontrollleur in Angst. Er kauert hinter dem warmen Ofen

und sucht aus ödem Kopf, mattem Knie und üblem Magen, also aus drei gegebenen Sätzen den vierten unbekannten zu finden. Ich mochte meine Angst nicht verraten, um den Meinigen keine zu machen; doch trieb mich die Unruhe an, unter dienstlichem Vorwande mein Ränzchen zu packen, den Stock zu ergreifen, und die Stadt zu verlassen.

Wohl mit andern Anschauungen und Begriffen von einer Retirade wanderte ich wieder denselben Weg über den Frauenberg, das Tal hinab, und den novembriß aussehenden Schildwald hinauf, so hastig, als könnte ich einem Übel entrinnen, das ich doch in meinem Innersten eingeschlichen glaubte. – Ob nun dies lebhaftes Vertrauen, oder die heftige Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich fühlte mich besser und faßte neuen Mut, den ich freilich in derselben Stunde zu einem unerwarteten Begegnung nötig haben sollte.

Der Wald bis zum nächsten Dorfe ist wohl eine Meile breit. Eine Landstraße führt nicht hindurch, sondern nur ein breiter zerfahrener Weg, den der Wanderer an sumpfigen Stellen verläßt, um sich auf einem schmalen Pfade durch das Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte des Waldes, aus einer solchen Ausbeugung wieder in den Fahrweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein kosakenartig gekleideter Mann mit einem großen Fanghunde langsam mir entgegen. Er schreitet mit überkreuzten Armen, wie einer, der auf etwas wartet, – wie ein Wegelagerer. Jetzt erst fallen mir die in der Stadt verbreiteten Nachrichten von Unsicherheit der Wege, von grausamen Beraubungen einzelner Wanderer ein. – Wirkliche Kosaken waren wohl nicht mehr in der Gegend; allein die vorübergezogenen hatten mit so gutem Glücke geraubt, daß es verwegenen Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen schien, sich eine kosakisch zugeschnittene Tuchkappe, einen langen Schafspelz mit einem Leibgürtel anzuschaffen und im ungewaschenen Gesichte den Bart wachsen zu lassen. Magere Gäule waren damals wohlfeil zu haben, oder man spielte, bis man einen erbeutete, den Fußkosaken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegerische, herrenlose Zeit lockte zu Abenteuern; die Herrschenden rüsteten sich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrschaft einiges eingebüßt hatte, sah sich nach einem Wege zur Restauration um.

Auf einem solchen Wege, mitten im Walde, kam mir jetzt der Pseudo-Kosak entgegen. Das Schlimmste war, daß ich nichts Erleckliches an Geldeswert bei mir hatte; denn um so weniger durfte ich darauf rechnen, den Eroberer zu befriedigen; dieser konnte sich für den Aufwand seines Feldzugs und für seine verbrecherische Entblödung nur an meinem Rock, an meinen Hosen und Stiefeln erholen; wie denn in der Tat solche Beraubungen bis aufs Hemd vorgekommen waren. Oder sollte ich mich wehren – waffenlos gegen einen viel robusteren Mann und dessen Wolfshund?

Ich will nur gestehen, daß mir bei solchen schnell gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zumute war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich gesehen und kam mir mit jedem langsamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche stehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ränzen etwas zu machen hätte, eigentlich aber nur, um meine Verlegenheit zu veratmen. Und siehe da – ich atmete einen guten Einfall.

Ich hatte bemerkt, daß der Kosake ohne Feuergewehr ging, und schritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen, stutzte ich, als ob ich ihn erst jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick stehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Brust, griff hinein, als ob ich eine Pistole faßte und spannte, und ging dann ruhigen Schritts weiter. Der Hund

Sch.

schlug an und trottete auf mich ein. Ich blieb stehen und hob mit der linken meinen Reiseknüttel, indem ich dem Kosaken zugleich ziemlich barsch zurief, den Hund an sich zu halten. Der Kerl pffif, und der Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir aneinander vorüber und sahen uns mißtrauisch über die linke Schulter an. Ich war rechts ausgewichen, so weit ich konnte, um — bequem schießen zu können. Jener grüßte mit fremdtönenden Worten; ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts blickend hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt blieb er stehen, als wenn es ihn reue, mich so ungerupft vorüber zu lassen. Ich eilte jedoch nicht, sondern trat an einen Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den gleichgültigsten, furchtlosesten Menschen erscheinen ließ. Nun schritt der Kosake weiter und verlor sich in der Krümme des Weges.

So hatte ich denn mit einer Faust im Ranzen einen vielleicht unechten Kosaken doch mit echt-russischer Politik getäuscht, die ja bekanntlich auch nicht selten bloß mit kühnen Gebärden imponiert. —

Lachend über das spaßhafte Abenteuer war ich schon geneigt, die umgangene Gefahr für nicht hoch anzuschlagen, als mir am Ausgange des Waldes auf der Höhe über dem nahen Dorf ein trauriger Anblick aufstieß. Ein toter Mensch im Hemde lag auf einem Raine dicht am Wege. Offenbar war er entweder erschlagen und beraubt worden, oder man hatte einen Gestorbenen ausgezogen. Ich eilte schaudernd vorüber. Der Weg war nun durch die offene Landschaft weniger ängstlich, obschon man von Dorf zu Dorf viel seltener als früher einem Menschen begegnete.

Wie willkommen war der unerwartete Gast im Hause des Beamten, wo ich stets so freundlich aufgenommen war! Noch hatte sich niemand nach der Stadt gewagt, und niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereignisse des feindlichen Durchzugs gebracht. Das heftige Fieber der politischen Restauration störte zuerst die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menschen und der Märkte, die große plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerst nur die allgemeine Erschütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrschaft umstürzt, so nehmen bis zur nachfolgenden verschiedene Zwischenmächte Besitz — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wieviel hatte ich diesmal nicht meinen ländlichen Freunden mitzuteilen! In dem still entlegenen Orte hatten sie selbst nichts von dem Rückzug erfahren; so weit zur Seite hatte sich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Tosen des Heeres, die schweren Kanonengewagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre gespannte Angst war vielleicht noch niederdrückender gewesen, als unsere Not. In solchen Besorgnissen hatten die Männer gute Vorsätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbnisse getan, und man wiederholte sie jetzt aus erleichtertem Herzen.

Aber das stille Versteck des Dorfes, wo man sich eben traulich zu fühlen anfang, blieb nicht lange von russischer Einquartierung und vom Typhus verschont. Es gab zu tun und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als sich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, stellten sich auch Schwärme von Flugschriften ein, die uns die Großtaten der Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die besiegten Leiden der Tyrannei und die eroberte Hoffnung der Freiheit schilderten. Siegesjubiläum und Friedenserwartung waren ohne Maß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind sich nicht erschöpften. Wie gern ertrug man die russische Einquartierung und reinigte die Gemächer, wo sie übernachtet hatten! Manches freilich fiel uns auch als neu und ungewohnt auf: Wir sahen nämlich die berühmte Knute und zählten die Stockschläge, die der Soldat zu Hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorübergehen, dachte man im stillen. Geprügelt zu werden und den Feind schlagen zu helfen, sind sie gut. Und wenn sie

erst einmal wieder zu Hause sind, so haben wir sie ja weit von uns! —

Bald sollten auch schmackhafte Proben unserer Befreiung von der Kontinentalsperre eintreffen. Ich war anwesend, als die erste Flasche Jamaica-Rum aus Bremen im Amthause ankam. Eine lustige Wallfahrt von alt und jung zog mit dem kleinsten Gläschen nach dem Gartenzimmer des geistlichen Großheims. Eine muntere Nichte redete den Alten, der seine Flasche im Wand-schränkchen barg, mit Schillers's Worten an:

Das „olle Härtehuis“ von Künzell

Unter den Auszählreimen der Kinder von Künzell fiel mir einer schon immer durch seinen merkwürdigen Text auf und reizte mich, darüber nachzudenken, welche heimatgeschichtliche Tatsache sich wohl hinter dem nachfolgenden Vers mit Umkehrung verbergen möge. Er lautet: „Hose, Hämmer hänge ruis hängern Hannams Härtehuis, hängern olle Härtehuis hänge Hose, Hämmer ruis!“ Endlich gelang es mir, mit Hilfe meiner Großmutter, eine Erklärung zu finden. Danach soll in dem heutigen Dorfpark das Haus der Schweinehirten gestanden haben, die auch gleichzeitig das Vieh der Bauern zu hüten hatten. Das fragliche Gebäude wurde 1708 zum ersten Male urkundlich erwähnt, soll aber bereits vor dem Dreißigjährigen Kriege errichtet worden sein. Wie in fast allen Ortschaften stellte sich in alter Zeit der Hirt an einer bestimmten Stelle des Dorfes auf, setzte sein Horn an die Lippen und blies sein weithin schallendes Tateräth. Flinke Kinderhände öffneten die Türen der Ställe, und Groß- und Kleinvieh trotteten nach der Sammelstelle, von der aus sie auf eine gute Weide geleitet wurden. Die Schweine kamen auf eine besondere Trift mit Wasserlöchern, wo sie nach Belieben wühlen und auch ein Schlammbad nehmen konnten. In der Hitze des heißen Mittags suchten sie vielleicht auch den Schatten einiger mäch-

tiger Eichen auf, wo sie ruhten und dabei die kleinen nahrhaften Früchte knabberten.

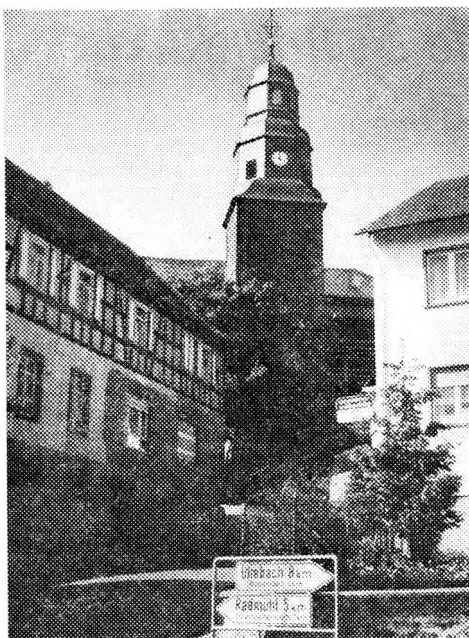
Wenn der Abend dämmerte, kehrte die Herde wieder heim. Selten blieben einige unersättliche ältere Schweine, durch ein saftiges Grasplätzchen angelockt, unterwegs zurück. Für die Betreuung der großen und kleinen Vierbeiner erhielt der Hirte je Stück einen bescheidenen Hütelohn. Im Spätherbst, wenn die Zeit der Schlachtfeste kam, gab es für den Dorfhirtens sogar einige fettere Wochen, denn er erhielt von jedem Bauern einen Eimer kräftiger Brühe, aus dem er gewöhnlich auch einige Würste und Krezellefisch herausfischen konnte.

In Künzell gab es auch für ihn noch eine weitere Einnahmequelle. Auf dem Dach des Hirtenhauses erhob sich ein Türmchen, in dem ein kleines Glöcklein hing. Dreimal des Tages, morgens, mittags und abends, erklang hier das Aveglöckchen, das die Gläubigen an das Angelusgebet erinnerte. In früherer Zeit, als Künzell noch keine eigene Kirche hatte und zur Pfarrei Florenberg gehörte, mahnte der Hirte sonntags durch ein längeres Glockenzeichen ungefähr eine Stunde vor Beginn der Messe die Bevölkerung an die Erfüllung ihrer Sonntagspflicht.

Viele, viele Jahre sind indessen vergangen. Die einstens so schöne Landschaft, geziert mit vielen lebenden Hecken und malerischen Baumgruppen, hat ihren alten Reiz größtenteils verloren, das Horn des Hirten ist längst verstummt und die Bilder von den Viehherden kennt man nicht mehr und von dem historischen Hirtenhäuschen ist kein Stein mehr auf dem anderen. Aber solange Kinder den obengenannten Auszählreim sprechen, schnell und immer schneller, bis ihnen der Atem ausgeht, wird das „olle Härtehuis“ im Gedächtnis der Künzeller weiterleben.

Erzählt von Josef Diegelmann, Künzell, aufgeschrieben von Josef Diegelmann, Welkers.

Unterreichenbach (Krs. Gelnhausen)



Unser Bild zeigt einen Blick auf die evangelische Pfarrkirche von Unterreichenbach bei Birstein. Der für etwa 800 Kirchenbesucher gedachte mächtige Predigtsaal wurde von 1742-50 von dem Fuldaer Maurermeister Gallus D i e m a r errichtet. Diemar war ein Schüler des Fuldaer Hofarchitekten Andrea Gallasini. Unterreichenbach wird schon in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Fulda um 810 genannt. Die Pfarrei war bis zur Reformation vom Kloster Fulda abhängig; Das Kirchenpatronat (Vorschlagsrecht des Pfarrers) besaß der Fuldaer Fürstbischof bis 1802.

Text und Foto: E. Sturm

Heimatliteratur

Gottfried R e h m : „Die Orgeln des ehemaligen Kreises Schlüchtern.“ Band 10 der Reihe „Norddeutsche Orgeln“. 337 Seiten. 32 DM. Als Band 10 der Reihe „Norddeutsche Orgeln“ ist eine weitere Veröffentlichung von Gottfried Rehm unter dem Titel „Die Orgeln des ehemaligen Kreises Schlüchtern“ erschienen. Es enthält gleichzeitig Ergänzungen und Berichtigungen zu den ebenfalls von Rehm herausgegebenen Orgelbänden Hünfeld und Schlüchtern. Auf 337 Seiten wird die Baugeschichte aller Orgeln des Kreises ausführlich dargestellt. 24 Abbildungen zeigen die interessantesten Instrumente auch im Bild; dazu kommen eine Übersichtskarte und Personen- und Ortsverzeichnisse. Dafür hat Rehm die Pfarrarchive und das Staatsarchiv Marburg in jahrelanger Arbeit durchgesehen. Der Altkreis Schlüchtern besitzt z. Z. 50 Orgeln; davon sind 3 noch fast original barock (Heubach, Ulmbach und Utrichshausen). 8 barocke Gehäuse sind erhalten, darunter der frühbarocke Prospekt mit bemalten Pfeifen in Ramholz, ein Prospekt von 1682 in Steinau und die interessante Altarorgel von Seuffert im Altar-Oberteil der Klosterkirche Salmünster. Leider sind die Werke des Renaissance-Meisters Laurentius Daum nicht erhalten, aber aufschlußreiche Baueinzelheiten werden darüber mitgeteilt, ebenso Angaben über die bedeutenden Barockorgelbauer Brünner und Seuffert aus Würzburg, Schleich und Öhninger aus Lohr, Schäfer aus Hanau und die Oestreichs aus Fulda, die hier gearbeitet haben. Auch aus dem 19. und 20. Jahrhundert sind ganz beachtliche Instrumente vorhanden, die u. a. von Walcker/Ludwigsburg, Peter/Köln, Stehle/Bittelbronn bzw. Hey aus Sondheim/Rhön erbaut sind. Alle Orgeln sind ausführlich beschrieben. Der Kaufpreis für dieses sicher hochinteressante Buch beträgt 32 DM.

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Als die „Strafbayern“ in Kurhessen waren

In den „Buchenblättern“ wurde im vergangenen Jahr ein längerer Aufsatz über den Zusammenstoß zwischen den 1850 auf die Bitten des Kasseler Kurfürsten in Kurhessen einrückenden bayerischen und österreichischen Truppen und der aus dem thüringischen Raum vorstoßenden preußischen Armee bei Bronnzell veröffentlicht. Die vom Deutschen Bund mit der Aktion gegen die widerspenstigen Kurhessen beauftragten bayerischen Truppen hießen damals im Volksmund allgemein Strafbayern. Das Wort „Strafbayern“ mag vielen Lesern kein rechter Begriff sein. Es hängt mit den sonderbaren Verhältnissen im damaligen Deutschland im allgemeinen und denen im Kurfürstentum Hessen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zusammen.

Die seit 1930 in Kurhessen schwelende politische Krise fand neue Belebung, als der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. 1850 unter Hinwegsetzung über die Verfassung den als reaktionär bekannten und weithin abgelehnten früheren Minister Hassenpflug zurückgerufen hatte. Der Unwille der städtischen Bevölkerung steigerte sich derart, daß es bis zur Steuerver-

weigerung der Stände am 31. August des gleichen Jahres kam, so daß der Kurfürst am 7. September den Kriegszustand über das Land verhängte. Daraufhin trat nahezu das gesamte Offizierskorps (von 277 waren es 241, der geringe Rest zum Teil Verwandtschaft des kurfürstlichen Hauses) zurück, indem es sich auf den auch auf die Verfassung geleisteten Eid berief. Dieses Geschehnis, so wird bemerkt, ist heeresgeschichtlich ein einzigartiger Fall, der in diesem Zusammenhang lediglich festgestellt sein soll. Der Kurfürst erwirkte daraufhin die Bundesexekution gegen sein Land, um diesem seinen Willen aufzuzwingen.

Die dafür vorgesehene Streitmacht bestand aus 8 bayerischen Infanterie-Regimentern und Jägern, 6 Eskadronen Kavallerie (Chevaulegers) und 3 Batterien Artillerie; zu ihr gehörte ferner das österreichische, in der Gegend von Czaslau in Böhmen rekrutierende k. u. k. Feldjäger-Bataillon Nr. 14. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es vorübergehend in Frankfurt a. M. gelegen. Insgesamt waren es 25 000 Mann.

Das Oberkommando führte General Theodor Fürst zu Thurn und Taxis als Kommandierender General.

Am 1. November 1850 rückten von Aschaffenburg her die Truppen im südlichen Kurhessen ein und besetzten zunächst Hanau. König Friedrich IV. von Preußen schickte zur Wahrnehmung der preußischen Interessen Truppen in das Land. So kam es am 8. November 1850 zu einer Gefechtsberührung zwischen Bundestruppen mit dem preußischen Inf.-Rgt. 19 bei Bronnzell im Kreis Fulda. In den Buchenblättern wurde darüber ausgiebig berichtet.

Der preußische König lenkte dem Bund gegenüber bald ein, paßte sich dem Standpunkt der österreichischen Regierung an und ließ seine Interessen im Vertrag von Olmütz vom 29. November 1850 abgrenzen, und zwar unter der Maßgabe, daß seine Truppen bis auf einen symbolischen Rest abzuziehen hätten. Somit blieb ein Bataillon preußischer Infanterie vom Regiment Nr. 13 in Kassel, der Landeshauptstadt. Am 22. Dezember 1850 rückten die Süddeutschen in die bis auf 2 Bataillone (Rgt. Kurfürst) von kurhessischer Truppe entblößte Hauptstadt ein, als erste das österreichische Feldjäger-Bataillon Nr. 14; dann folgte die Hauptkolonne der Bayern. An ihrer Spitze ritt General Fürst zu Thurn und Taxis, neben ihm Brigadegeneral Graf Guyot du Pontell.

Nicht wenig Aufsehen erregten die landfremden Truppen: die österreichischen Jäger in ihren hecht-

grauen Röcken mit grünen Kragen, grünen Hahnenfedern auf den Hüten, bei ihrer Musik ein hundebespannter Paukenwagen, sodann die Bayern in Hellblau mit Raupenhelmen, voran die Trommlerjungen (tambours battants). Es war eine Sensation ersten Ranges für die an sich militärfremde Bevölkerung.

Nun konnten die Strafmaßnahmen beginnen. Sie bestanden in starken Einquartierungen bei den prominenten Liberalen und den widerspenstigen Staatsdienern. Einzelne Häuser angesehener Bürger erhielten eine Belegung mit zusätzlicher Verpflichtung zur Verpflegung bis 25 Mann, in einem Einzelfall sogar mit 40 Mann. Ohne Zweifel war es für die Betroffenen eine harte Strafe. Die landfremden Soldaten hießen bei der Bevölkerung bald die „Strafbayern“. Doch das wechselseitige Verhältnis war allgemein gut. Die Besatzungstruppen zeigten sich zuchtvoll und höflich, die Einwohner ihnen gegenüber zunächst zurückhaltend, dann sehr freundlich, da es nicht zu Unliebsamkeiten kam. Vielfach entstanden auch bleibende Freundschaften.

Indes dauerte die Einquartierung nur kurze Zeit. Dann erfolgte eine Zusammenlegung der Besatzungstruppen in Massenquartieren und Kasernen. Als die vorher evakuierten kurhessischen Truppenteile, das Leib-Garde-Regiment, die Kurfürsten-Husaren (das 1848 dazu umgewandelte Regiment Garde du Corps) und die reitende Batterie des Artillerie-Regiments, in den Weihnachtstagen wieder nach Kassel verlegt

worden waren, glich dieses einem Heerlager buntesten Gepräges, da ja auch noch das preußische Infanterie-Bataillon hier lag.

Bei der dann wieder stattfindenden täglichen Wachparade auf dem großen Friedrichsplatz war die Aufstellung der Einheiten vom rechten Flügel begonnen mit Front zu den Schlössern: Österreicher, Preußen, Bayern, Kurhessen. Sie lockte stets viele Zuschauer herbei. War es schon ein Bild von allen ersehnter, schönster deutscher Einigkeit, so offenbarte sich diese noch mehr bei gemeinsamen Veranstaltungen der Offiziers- und Unteroffizierskorps, wie es häufig geschah. Daß hier und da zwischen den Mannschaften handfeste Prügeleien vorkamen, liegt in der Natur der Dinge. Das gab es bis in unsere Tage hinein fast in jeder Garnison, in der mehrere Truppenteile lagen.

Das österreichische Jägerbataillon wurde in Kassel geradezu volkstümlich. Zu erwähnen ist auch, daß das Bataillon einen Stabstrompeter zu Pferd hatte, der stets beim Kommandeur ritt, eine Einrichtung, die es bei der Fußtruppe anderer Heere nicht gab. Besonderer Beliebtheit und Wertschätzung in der Kasseler Gesellschaft erfreute sich das Offizierskorps unter dem Kommandeur Oberstleutnant Ritter von Peßler. Die österreichischen Jäger waren schneidige Burschen, die überall gern gesehen waren, zumal bei Einwohnern feminini generis. Manche Träne hat es gegeben, als das Bataillon am 3. August 1851 mit

klingendem Spiel wieder abrückte, nachdem die Bayern schon am 31. Juli mit dem Gros den Rückmarsch anzutreten begonnen hatten.

Aus der Geschichte des österreichischen Feldjäger-Bataillons Nr. 14 sei kurz angeführt, daß es im Gefecht bei Montebello in Italien am 20. Mai 1859 in tapferstem Kampf nahezu ganz aufgerieben wurde. Auf dieses schwere Opfer geht das auch im preußisch-deutschen Heer gesungene rührselige Soldatenlied „In Böhmen liegt ein Städtchen, das kennt ein jeder schon...“, wir sind die letzten viere vom ganzen Bataillon“ zurück.

Die Aufgeschlossenheit der Kurhessen für die österreichischen Soldaten zeigte sich auch, als die berühmte Division des Feldmarshall-Leutnants Ledebitsch auf dem Marsch von Tirol-Vorarlberg nach Schleswig-Holstein im Januar 1851 in und um Kassel Quartier bezog und als die Bevölkerung diesen Soldaten nicht genug des Guten tun konnte, was preußischerseits keineswegs freundlich vermerkt wurde.

Der Name „Strafbayern“ blieb für alle Zeiten und begegnet uns auch noch in neueren Geschichtswerken. In meiner Garnisonsgeschichte von Kassel (Verlag Bernard und Graefe, Frankfurt 1958) habe ich einen Hinweis gegeben. Wenn auch hier nicht der geeignete Platz für die Wiedergabe ist, so soll doch erwähnt werden, daß noch heute Anekdoten über die „Strafbayern“ bei den altgesessenen Familien in Kassel in Schwang sind. Julius Schmidt, Kassel

Als es 1870 zum Kriege kam

Von Paul Schlitzer

Der Sieg Preußens über Österreich 1866 bei Königgrätz leitete politisch und militärisch eine Entwicklung ein, die zu einer Auseinandersetzung mit Frankreich führen mußte. Das diplomatische Spiel der französischen Regierung war durchkreuzt, doch der Gedanke an eine Demütigung des siegreichen Preußens beherrschte in den Jahren von 1866 bis 1870 die Politiker und auch das französische Volk, das psychologisch durch die Parole „Rache für Sadowa“ vorbereitet wurde. Napoleon III. träumte vom Gewinn des linken Rheinufer und stellte seine politischen Verhandlungen mit Österreich darauf ab. Aber zu einem Abkommen kam es nicht. Die Krisis trat dann unverhofft durch die spanische Thronfolgefrage ein. Frankreich fühlte sich aufs höchste gereizt, weil ein Hohenzollernprinz den vakanten Thron in Madrid besteigen sollte.

Es ist viel darüber gerätselt worden, welche Rolle Bismarck in diesem diplomatischen Spiel zufiel. Hat er die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich im Auge gehabt, als er die berühmte Emser Depesche veröffentlicht ließ? Da der Hohenzollernprinz Leopold auf die Thronkandidatur verzichtet hatte, war die Handlungsweise der französischen Diplomatie ungeschickt und unverständlich, für einen Mann wie Bismarck geradezu herausfordernd. Sicherlich hat Bismarck dem Krieg nicht ausweichen wollen; er hatte die politischen und militärischen Grundlagen durch die Gründung des Norddeutschen Bundes und durch Verabredungen mit den süddeutschen Staaten gelegt.

Der Krieg von 1870/71 war keine rein preussische Sache mehr. Die Teilnahme aller deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs zeigte, daß hier eine Entscheidung von hohem nationalen Interesse herbeigeführt werden sollte: Die deutsche Einigung, die jedoch nur eine kleindeutsche Lösung verhielt. Davon ahnte freilich nichts das Volk. Es mangelte an ausführlicher Information, doch die Tatsache allein, daß die nord- und süddeutschen Staaten sich der Herausforderung Frankreichs stellten, führte zu einer gewissen Begeisterung. Niemand ist die „Wacht am Rhein“ mit so großem Enthusiasmus gesungen worden wie in diesen Tagen. Auch Fulda machte davon keine Ausnahme.

Erst vier Jahre lag die Annexion Kurhessens durch Preußen zurück. Das alte Fürstentum Fulda, das seit dem Wiener Kongreß geteilt war, hatte seit 1802 zum siebenten Mal den Besitzer gewechselt, kein erfreulicher Zustand für ein Territorium, das eine stolze Vergangenheit hatte. Mit dem Anschluß an Kurhessen im Jahre 1816 hatte man sich abgefunden, aber es fiel schwer, fünfzig Jahre später sich als Untertanen des Preußenkönigs zu betrachten. In dieser Zeit wurde Adam Trabert, einer der glühendsten Verfechter der großdeutschen Demokratie, ein scharfer Gegner Preußens. In der „Hessischen Volkszeitung“, die seit 1868 in Kassel erschien, 1870 aber unterdrückt wurde, hat sich der gebürtige Fuldaer für eine Lösung der deutschen Frage im großdeutschen Sinne eingesetzt.

In Fulda tat sich in den entscheidungsvollen Jahren zwischen 1866 und 1870 nicht viel. Die beiden in der Stadt erscheinenden Zeitungen „Fuldaer Anzeiger für Stadt und Land“ und das „Kreisblatt“ hielten sich politisch sehr zurück. Das „Kreisblatt“ beschränkte sich im wesentlichen auf amtliche Bekanntmachungen, Anzeigen und die sogenannten Vermischten Nachrichten, die jedoch nur oberflächlich die politischen Vorgänge berührten. Der Redakteur hütete sich, seine eigene Meinung zu sagen; statt dessen tat es die Beilage „Provincial-Correspondenz“ um so mehr. Die preussische Information war natürlich recht einseitig; doch erfuhr der Leser immerhin einiges über die Vorgänge auf der politischen Weltbühne.

In den Tagen vor Ausbruch des Krieges war Fulda Tagungsort des Landwirtschaftlichen Zen-

tralvereins für Hessen. Da bereits Kriegsgerüchte durchs Land schwirrten, blieb der Besuch hinter den Erwartungen zurück.

Am 16. Juli erging die Mobilmachungsordre Preußens, der sich Bayern, Württemberg, Baden und Hessen anschlossen. Beim Fuldaer Landrat Cornelius traf an diesem Tage um vier Uhr nachmittags folgendes Telegramm des Oberpräsidenten von Möller ein: „Frankreich hat uns den Krieg erklärt. Die schleunige Mobilmachung des gesamten Norddeutschen Heeres ist von Sr. Majestät befohlen“. Dieses Telegramm entsprach nicht ganz dem wahren Sachverhalt: Frankreich erklärte erst am 19. Juli den Krieg, jedoch war er durch Ankündigungen des Außenministers Gramont im französischen Senat und durch die Bewilligung der Kriegskredite bereits am 15. Juli faktisch schon ausgelöst. Preußen und seine süddeutschen Verbündeten beeilten sich, so schnell wie möglich die Reservisten zu den Fahnen zu rufen, denn bei den damaligen Verkehrsverhältnissen mußte mit einer längeren Aufmarschperiode gerechnet werden. Der Staatsanzeiger enthielt die Aufforderung des preussischen Innenministers an die Redaktionen, über militärische Anordnungen und Truppenbewegungen keine, auch nicht die unbedeutendste Nachricht zu veröffentlichen. Das „Kreisblatt“ hat sich auch strikt an diese Weisung gehalten.

Gutsbesitzer Souhay (Künzell) war Vorsitzender der Vormusterungskommission für Mobilmachungs Pferde, und Gutsbesitzer Weerth aus Bronnzell war geschäftsführendes Mitglied. Beide hatten schon am 15. Juli von Landrat Cornelius die Mitteilung erhalten, sich zum Vormusterungstermin bereitzuhalten. Dazu hätten sich auch die Bürgermeister einzufinden. Die ausgewählten Pferde mußten einen Tag nach der Vormusterung zur Taxierung nach Fulda gebracht werden. Am 21. Juli wurden von der Vormusterungskommission in Neuhoß 76 und in Fulda 104 Pferde für brauchbar erklärt. Die Abnahmekommission stellte 16 Pferde zurück. Aus der Staatskasse wurden 12 498 Taler gezahlt.

Das Pferd spielte im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 als Reit- und Zugtier noch eine große Rolle. Es mußte stets für ausreichenden Ersatz gesorgt werden. Zur Bildung des Fuhrparks für das 11. Armeekorps mußten neben den Pferden auch Wagen gestellt werden. Auf den Kreis Fulda entfielen 20 kriegsbrauchbare zweispännige Wagen mit „zwei gesunden und kräftigen Pferden nebst vollständigem Geschirr“. Die Stadt Fulda stellte 4, Allmoss, Böckels, Edeltzell, Eichenzell, Haimbach, Hofbieber, Johannesberg, Künzell, Neuenberg, Margrethausen, Niesig, Traisbach, Großenglöder, Eichenaue, Oppertz und Maberzell je einen Wagen. Die Gemeinden meldeten sofortigen Vollzug. Die bespannten Wagen mußten am 29. Juli auf der Pfingstwiese in Frankfurt den Militärbehörden übergeben werden.

Alles vollzog sich nach Vorschrift. Die Fuhrleute lieferten Wagen und Pferde ab und erhielten vom Frankfurter Polizeipräsidenten Zertifikate zur freien Rückfahrt mit der Eisenbahn. Bis nach Hanau ging alles gut, aber auf dem Bahnhof der Bebra-Hanauer Eisenbahn wurde der Anspruch auf freie Fahrt nicht anerkannt; die Fuhrleute waren also vom Frankfurter Polizeipräsidenten — wahrscheinlich unabsichtlich — hereingelegt worden. Die Fahrtkosten beliefen sich auf 21 Taler. Die Eisenbahndirektion Kassel weigerte sich, dafür aufzukommen. Ob die Fuhrleute schließlich doch zu ihrem Recht gekommen sind, ist in den Akten nicht vermerkt.

In Fulda ging die Hauptversammlung des Landwirtschaftlichen Zentralverbandes weiter. Am 19. Juli, dem Tage der französischen Kriegserklärung, wurde zunächst große Bestürzung geäußert, dann aber flammte, wie Hartmann in seiner „Zeitgeschichte“ berichtet, patriotische Begeisterung auf. Am 20. und 21. Juli rückten die

Reservisten in die Kasernen ein, und am 24. Juli wurden die 88er von Fulda nach Landau in der Pfalz verlegt; das Ersatzbataillon kam nach Frankfurt.

Die Vorbereitungen des Militärs verliefen mit preussischer Pünktlichkeit. Auch die Truppen im süddeutschen Raum nahmen zum vorgesehenen Zeitpunkt ihre Bereitschaftsstellungen ein. Täglich passierten zwölf und mehr Militärtransporte den Bahnhof Fulda. Das war, weil hier meist ein Halt eingelegt war, für die Bevölkerung, vor allem für die Jugend, ein Schauspiel besonderer Art. Die Schützen und Turner hatten mehrere Buden am Bahnhof errichtet, wo Lebensmittel, Zigaretten und Branntwein an die Soldaten verkauft wurden. In diesen Tagen entfaltete sich aber auch eine reiche Liebestätigkeit. Domkapitular Dr. Georg Joseph Malkmus, der Verfasser des Fuldaer Anekdotenbüchleins, war Vorsitzender des „Vereins zur Pflege der im Felde erkrankten und verwundeten Soldaten“, der am 2. Juli 1866 gegründet worden war. Nach Friedensschluß mußte der Verein seine Tätigkeit einstellen. „Jetzt aber“, so heißt es in einem Aufruf, „ist es an der Zeit, diese segensreiche Tätigkeit wieder aufzunehmen“. Es ist keineswegs sicher, daß die Heimat eines Tages zum Kriegsschauplatz werden könnte. Sollte man, so hieß es weiter in dem Aufruf, vom Kriege verschont bleiben, so würden doch zahlreiche Verwundete und Kranke der liebenden Fürsorge und Pflege bedürfen. Es mußten deshalb Vorbereitungen zu rascher Hilfeleistung getroffen werden. 76 Frauen hätten sich bereits freiwillig zur Hilfstätigkeit erboten.

Ein weiterer Verein hatte sich zum Ziel gesetzt, die Korrespondenz für die verwundeten und kranken Soldaten zu besorgen, die in Fuldaer Lazaretten lagen. Diese Einrichtung hatte sich schon früher als segensreich erwiesen.

Der Preußenkönig Wilhelm I. verfügte am 21. Juli, daß anläßlich des Kriegausbruchs am 27. Juli ein allgemeiner Betttag mit Gottesdiensten in sämtlichen Kirchen abgehalten werden solle. Die Geschäfte sollten an diesem Tage geschlossen bleiben und keine Arbeiten verrichtet werden. Der Bischof von Fulda, Christoph Florentius Kött, ordnete an, daß in den katholischen Kirchen ein feierliches Votivamt „tempore belli“ gehalten werden solle. Nach Beendigung des Amtes sei die Allerheiligenlitanei zu beten. Jeden Tag sollen nach der heiligen Messe zur Erlangung des Friedens drei Vaterunser und Ave Maria gebetet werden. In den Nachmittags- und Abendgottesdiensten sollte unter Absingen des Liedes „Verleih uns Frieden gnädiglich“ oder anderer passender Lieder die Allerheiligenlitanei unter Wiederholung des Versikels „Daß Du den christlichen Königen und Fürsten Frieden und wahre Eintracht verleihen wollest“ gebetet werden.

Mit der Kehrseite des Krieges kam die Bevölkerung Fuldas in Berührung, als am 9. August die ersten Verwundeten aus den Schlachten von Weißenburg und Wörth eintrafen. Sie wurden sofort, nachdem man ihnen Erfrischungen gereicht hatte, ins Lazarett gebracht. Jetzt setzte die Hilfstätigkeit im großen Umfang ein. Die Verwundeten wurden gut gepflegt. Geldbeträge und Verbandstücke liefen beim „Verein zur Pflege der im Felde erkrankten und verwundeten Krieger“ ein. Im Schloß hatte der Verein eine Küche eingerichtet, in der von Damen „aus allen Ständen“ Speisen zubereitet wurden, welche die Verwundeten wegen ihres Gesundheitszustandes nötig hatten, aber auf dem Lazarettspisezetteln nicht verzeichnet waren. Man bat um Lieferung von Naturalien wie Eiern, Butter, Mehl und besonders Hühnern zur Zubereitung von Kraftbrühen.

Zur Unterstützung der Familien der einberufenen Landwehrlaute und Reservisten beschloß der Kreistag am 4. August, tausend Taler bereitzustellen. Von dieser Summe mußte die Stadt Fulda

Als es 1870 zum Kriege kam

(Schluß von vorhergehender Seite)

nach dem bestehenden Erhebungssatz 300 Taler zahlen, auf die Landgemeinden entfielen 700 Taler.

Der Krieg verlief glücklich; ein Sieg folgte dem anderen. In Sonderblättern wurden die Telegramme Wilhelms I. an die Königin Augusta verbreitet. Das Fuldaer „Kreisblatt“ indessen trat nicht aus seiner Reserve heraus. Nicht einmal der kriegsentscheidende Sieg von Sedan fand genügend Beachtung; er wurde lediglich unter „Vermischte Nachrichten“ verzeichnet. Das Volk indessen schwelgte in nationaler Begeisterung, überall läuteten die Glocken, wenn eine Siegesnachricht eintraf. Fulda hatte sich, wie es schien, mit dem Schicksal ausgesöhnt, zu Preußen zu gehören. Vier Jahre später kam es anders: Der Kulturkampf läutete eine Epoche der Spannungen ein, die erst in den achtziger Jahren zu Ende ging. Unangetastet davon blieb aber das Bewußtsein der Kriegsteilnehmer von 1870/71 an einem großen nationalen Ereignis beteiligt gewesen zu sein. In Kriegervereinen wurden die „Veteranen“ geehrt. Noch bis in die zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hinein war es Brauch, in Todesanzeigen darauf hinzuweisen, daß der Verstorbene ein Veteran von 1870/71 gewesen sei.

(Quellen: Staatsarchiv Marburg, Bestand 180 LA Fulda, Nr. 1668, 1658; Stadtarchiv Fulda XIX, D 5; Fuldaer Kreisblatt, Jahrgang 1870; Hartmann: Zeitgeschichte von Fulda 1895)

Alte Kirmesbräuche in der Rhön

Die Kirmes ist einer der Höhepunkte im bäuerlichen Jahr. Zu einer ordentlichen Kirmes gehört ein zünftiger Kirmestanz. Die Vorbereitungen dazu werden drei bis vier Wochen vorher getroffen. Ist der Beschluß, einen Kirmestanz durchzuführen, von den jungen Burschen gefaßt worden, dann wählen sie zuerst einen der ihren zum „Platzmeister“ und machen unter sich aus, welches Mädchen jeder als beständige Tänzerin erhalten soll. Der „Platzmeister“ (Platzmeister) bestellt die Musikanten und spricht mit dem Gastwirt des Dorfes wegen der nötigen Speisen und Getränke. Evtl. schließt er einen Akkord über einen günstigen Preis ab.

Der Platzmeister muß das Fest arrangieren und dazu die nötigen Anordnungen treffen; er muß Rechnung über Einnahmen und Ausgaben führen; die Zahl der vom Wirt an die Kirmesburschen abgegebenen Krüge Branntwein ritzt der Platzmeister auf dem „Kerbholz“ ein, das er stets bei sich führt. Auch hält er das Bier, die Kirmeskuchen und sonstigen Eßwaren für das Fest unter Verschuß. Schließlich hat er noch dafür Sorge zu tragen, daß jeder Bursche seine Tänzerin hat, damit die Paare vollständig sind. Das Amt des Platzmeisters ist ein Ehrenamt; freilich ist er von dem Kostenbeitrag für die Musik befreit, und auch an der gemeinsamen Zeche zahlt er nur den halben Teil der anderen. Auch andere Vorteile hat dieses Amt, man denke nur an die Kuchenkammer und den Bierkeller.

Nachdem die Sache soweit gediehen ist, bemühen sich die Teilnehmer am Tanz, das nötige Geld aufzutreiben, und die Mädchen sorgen für ihren „Staat“. Der Vater macht oft ein schiefes Gesicht, wenn er tief in die Tasche greifen soll, aber die Mutter weiß schon, ihn heranzukriegen. Der Wirt indessen braut und schlachtet, und die Musikanten und Tänzer proben die Tänze und einen hübschen Marsch. Unter solchen Vorbereitungen kommt der Tag des Festes herbei. Damit auch das Dorf äußerlich ein festtägliches Gesicht erhält, bietet der „Schulz“ die ganze Gemeinde auf, Gassen und Plätze zu reinigen; schadhafte Wände werden ausgebessert, und alles wird aufs beste hergerichtet. Der Rauch in den Schornsteinen zeigt an, daß heute etwas Besseres gekocht wird als sonst; auch die Kirmeskuchen sind gebacken.

Es hat zum ersten Mal zum Gottesdienst geläutet, und nun „schlägt es zusammen“. Der Platzmeister hat dem Pfarrer und dem Schultheißen eine Bratwurst auf einem neuen zinnernen Teller und eine Kanne Bier gebracht. Dann stellen sich die Kirmesburschen mit den Musikanten vor dem Wirtshaus auf und ziehen von hier zur Kirche. Früher gingen die Kirmesmädchen hier nicht mit, sondern reiheten sich hinten unter die übrigen Einwohner ein. Der feierliche Gottesdienst dauert heute nicht so lange. Nach beendeter Zeremonie ziehen die Kirmesburschen unter Musik zum Wirtshaus zurück. Dann geht jeder nach Hause zum Mittagessen. Es gibt Reissuppe, dann „Hütes“ (Klöße) und Braten; am zweiten Kirmestag ist Kraut und Schweinefleisch mit Reibekuchen üblich. Nach dem Mittagessen geht es auf den Tanzboden, wo der Tanz auch sofort anhebt, und das geht dann bis zum anderen Morgen! Nur am Abend wird zum Essen eine kleine Pause gemacht. Am Tanz des ersten Kirmestages können auch solche Burschen und Männer teilnehmen, die nicht am Plantanz beteiligt sind, der am zweiten Kirmestag stattfindet. Sie müssen aber den Musikanten dafür einen Vierundzwanziger in den Teller legen oder werfen. Die Hälfte davon gehört den Spielleuten, die andere Hälfte den Kirmesburschen. Am Schluß des Tanzes am ersten Tage hält man ein gemeinsames Frühstück, an dem auch die Musikanten teilnehmen. Es besteht aus Wurst, Brot, Bier und obligatem Branntwein, dazu auch Kuchen. Übrigens kann man immer einmal unter der Hand ein Stück Kirmeskuchen essen; Bier und Branntwein geht ohnedies stets die Reihe um.

Nach dem Frühstück folgen die Ständchen. Die Kirmesburschen und die Musikanten musizieren der Reihe nach für jede Tänzerin. Die Mädchen bringen dafür die „Ständleskuchen“ auf einer Schüssel, frei und offen sichtbar, für die Musikanten ins Wirtshaus.

Am zweiten Kirmestag wird besonders pünktlich Mittag gemacht, denn heute geht's unter die Dorflein-

de. Heute gilt es, vor allem für die Mädchen, sich sehen zu lassen. Um 2 Uhr nachmittags geht es los: die Burschen in blauem Tuchrock, langer Hose, seidener Weste und Zylinderhut holen ihre Mädchen ab für den Zug. Die Mädchen tragen einen grünen Tuchrock, ein violettes oder braunes Merinojäckchen und eine Haube mit einem schwarzen Atlasband, das über den Rücken hinunterhängt. Die Tänzerin heftet nun ihrem Burschen an die linke Seite des Rockes ein seidenes Tuch mit einem Strauß – und unter Juhu-Rufen eilen alle zum Wirtshaus, wo man sich für den Festzug aufstellt. Paar um Paar tritt an ohne Rücksicht auf Rang und Stand: An der Spitze die Musikanten mit behänderten Instrumenten. Ihnen folgt der Platzmeister in einem weißen Vortuch (Schürze) und seinem Kerbholz an der Seite. In der linken Hand hält er die Bierkanne, während er an der rechten seine Tänzerin führt, die wieder in ihrer freien Hand den Schnapskrug trägt. Die übrigen Paare schließen sich an. Unter einem lustigen Marsch und lauten „Juhu-“ und „Kermes“-Rufen setzt sich der Zug in Bewegung zur Dorf- linde, und viele Leute aus dem Dorf, vor allem Kinder, folgen. Der Plantanz an der Linde beginnt mit einem Schottisch, dem dann Galopp und Walzer nach Belieben folgen. Man gibt sich dabei alle Mühe, es vor einem so zahlreichen Publikum besonders gut zu machen!

Immer wieder wird der Tanz unterbrochen, um auf die Gesundheit zu trinken, wobei allemal ein langer Tusch geblasen werden muß. Auch an die Zuschauer wird gedacht, und mancher kann hier umsonst einen herzhaften Zug tun. Dann geht der Zug zurück ins Wirtshaus. Hier werden erst noch ein paar Runden getanzt, dann begibt man sich nach Hause, um seinen Staat abzulegen und im gewöhnlichen Sonntagsanzug wieder zu erscheinen. Die Mädchen kommen auch dieses Mal nicht mit leeren Händen: Jedes bringt einen zweiten Kuchen mit, den „Tanzkuchen“, der noch besser ist als der erste; er ist nicht nur dicker, sondern auch mürber und dazu mit gelben und roten Zuckerplätzchen bestreut. Und bald beginnt wieder die Musik. Burschen und Mädchen legen ihre Jacken ab und tanzen in Hemdsärmeln.

Gegen Abend setzt man sich zu einem gemeinsamen Essen zusammen, das der Wirt zu dem vorher ausgemachten Preis anbietet. Es gibt Biersuppe, Rindsbraten, Krautsalat und Bratwurst; Bier und Schnaps dürfen dabei nicht fehlen. Kaum ist dann der letzte Tisch wieder weggeräumt, so hebt auch der Tanz schon wieder an bis zum hellen Morgen. Wie halten das die Tänzer und Musikanten nur aus!

Am dritten Kirmestag wird „der Hahn geschlagen“. Die Burschen treffen sich vor dem Wirtshaus und sind mit Stöcken und Peitschen bewaffnet. Mit Lärm und Getöse ziehen sie vor das Haus jeder Tänzerin; sie stürmen hinein, binden sie und führen oder fahren sie auf einer Schubkarre unter Hallo auf den Platz vor dem Wirtshaus. Dort werden lustige Spiele und Späße getrieben, z. B. bekommen die Mädchen einen Klaps auf den Allerwertesten. Durch ein Glas Schnaps können sie sich freikaufen. Die Musikanten spielen dabei lustige Lieder; dazu wird geschunkelt und gesungen. Auch die Burschen bekommen ihr „Schinkenklöpfen“ und müssen raten, wer geschlagen hat. Dann wird ein großer Topf umgekehrt auf den Boden gestellt, und darunter ein Hahn gesteckt. Von den Beteiligten wird ein Kreis gebildet. Einem Burschen nach dem anderen werden nun die Augen verbunden, er wird eine Weile herumgedreht und muß dann den Topf mit dem Hahn treffen. Dazu werden muntere und spaßige Bemerkungen über den „Schläger“ gemacht.

Aus dem Dorf kommen dann verummte Gestalten: Es sind die verkleideten Kirmesburschen, die um Geld oder anderes betteln, gern gibt man, denn man weiß, wer hinter der Vermummung steckt, und die Burschen und Mädchen machen sich damit im Gasthaus ein gutes Abendessen. Nach dem Essen folgt natürlich noch ein Tänzchen – und aus ist die Kirmes für dieses Jahr.

Gottfried Rehm

(Nach Balthasar Spieß „Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen“, Wien 1869; weitere Angaben zu Rhöner Kirmesbräuchen auch bei Leopold Höhl, „Rhönspiegel“, Würzburg 1892. Beide Bücher liegen nun in einem Neudruck bei Hartmann, Sondheim/Rhön, vor. – Hingewiesen sei auch noch auf Karl Straub, „Die Rhön im Wandel der Monate“, Würzburg 1925.)

Alte Rhöner Weihnachts- und Neujahrsbräuche

Von Gottfried Rehm

Der Bauer Louis Walter aus Wohlmuthausen in der thüringischen Rhön († 1965) hat handgeschriebene Aufzeichnungen hinterlassen, die heute in meinem Besitz sind. Sie wurden unter dem Titel „Bilder aus dem Dorfleben“ in den Buchenblättern, Nr. 9/1967 u. f., veröffentlicht. Hier sollen seine Anmerkungen über das Weihnachtsfest folgen. Wenn auch die Einzelheiten das Bild einer weihnachtlichen Festzeit in einem evangelischen Dorf der thüringischen Rhön beschreiben, so werden sie doch in ähnlicher Form auch in der fränkischen oder hessischen Rhön zu finden gewesen sein:

Ein Fest für die Kinder waren immer die „Christtage“. Den Ausdruck „Weihnachten“ kennt man hier eigentlich gar nicht. Schon eine Zeitlang vorher freuten sich die Kinder auf ihr „Christkindle“ (das Weihnachtsgeschenk). Vom „Döt“ (Paten) holte sich jedes Kind am Morgen des ersten Feiertages einen großen Christkuchen, Lebkuchen, Äpfel und Nüsse und vor allem ein praktisches Geschenk wie Schuhe, Kleider oder etwas Ähnliches. Den ungehorsamen Kindern drohte man mit dem „Herschekloas“ (Nikolaus), der die Guten mit Äpfeln und Nüssen beschenkt und die Bösen in seinen Sack steckt. Folgsam sagten deshalb die Kleinen ihr Sprüchlein: „Will auch brav und artig sein.“ Doch die älteren Kinder sagten heimlich den Spottvers: „Herschekloas, du frommer Mo (Mann), host zerrissene Hose o, vierze, fufze (14, 15) Lappe dro.“

Der Weihnachtsbaum, „des Chresbaimle“, war früher kaum bekannt und fand erst um 1900 hier in den Häusern Eingang. Damals gingen Leute, die noch keinen Christbaum hatten, mit ihren Kindern in jene Häuser, aus deren Fenstern Lichterglanz erstrahlte; denn damals waren noch nicht überall Vorhänge an den Fenstern.

In der Neujahrsnacht, wenn die Glocken das neue Jahr einläuteten, spielten die Musikanten unter der Linde, dann vor dem Pfarrhaus und auf der Kreuzgasse. Es erklangen die Lieder „Nun danket alle Gott“ und „Lobet den Herren“. Zu Neujahr ging jedes Kind wieder zu seinem Döt, um ihm „Neujahr zu wünschen“. Das Kind erhielt dann sein „Neujährle“, nämlich einen Neujahrskuchen, einen Lebkuchmann, Äpfel, Nüsse und ein kleines Geldgeschenk, üblicherweise ein Zwanzig-Pfennig-Stück. Am Neujahrsmittag gingen dann viele Kinder truppweise in die Häuser und sangen im Hausflur „Alle Jahre wieder“ oder ein anderes Weihnachtslied und erhielten dafür einige Pfennige. Wie freuten sie sich über die paar Groschen, die sie sich ersungen hatten!

Am 2. Januar machten die Frauen der Hirten, des Flurhüters und des Gemeindedieners gemeinsam einen Besuch in den Häusern des Dorfes, wo sie ein Schüsselchen Erbsen oder Linsen erhielten und auf diese Weise ihren Jahresbedarf reichlich deckten. Auch aus den Nachbarorten kamen in den Tagen nach Neujahr Arme, um Glück im neuen Jahr zu wünschen; auch sie erhielten Erbsen und Linsen als Dank. Der früher übliche Neujahrswunsch hatte folgenden Wortlaut: „Ich wünsch Euch auch viel Glück zum neuen Jahr, daß Ihr frisch und gesund bleibt das ganze Jahr!“

Soweit Louis Walter. Weitere Einzelheiten finden sich in Leopold Höhls „Rhönspiegel“, der nun in einem Neudruck vorliegt (Hartmann, 8741 Sondheim); und bei B. Spieß, „Volksthümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen“, ebenfalls in einem Hartmann-Neudruck erhältlich. Vgl. auch Bbl. Nr. 30/1964 und S. 84/1974. In diesem Zusammenhang sei auch auf das Buch „Fränkische Bräuche zur Weihnachtszeit“ von Reinhard Worschech, Bezirksheimatpfleger von Würzburg, hingewiesen.

Altes Bonifatiusbuch in USA ersteigert

„Warhafftiger / ordentlicher Bericht ...“ aus dem Jahre 1603 / Von Elizabeth A. Ginsberg

Im Jahre 2000 kaufte ich auf einer Internet-Auktion ein 400 Jahre altes Buch über St. Bonifatius. Es wurde 1603 in Schmalkalden gedruckt, der Verfasser war M. Cyriacus Spangenberg. Das Titelblatt lautet:

Warhafftiger / ordentlicher Bericht / wie es vmb die Religion in Thüringen / Hessen / Francken und Beirn / vom 714. Jhar / biß auff 755. gestanden.

Darinnen das leben und gantze Historia S. BONIFACII mit eingeführet vdn begrieffen wird.

Durch M. Cyriacum Spangenberg
Schmalkalden/1603

Guter Zustand

Die Titelseite ist zum Teil in Rot gedruckt und zeigt zwei Bischöfe (oder St. Bonifatius mit Papst). Danach erscheinen achtzehn Seiten, die mit einer Widmung an

„Den Erbar / Achtbarn vnd wolweisen Herrn Bürgermeistern / Schöpffen / vnd gantzen Rhat zu Hammelburg / Meinen günstigen Herrn vnnd guten Freunden.“

beginnen. Es folgt der „Catalogus Capitum ...“ mit sieben Seiten. Dieser Katalog enthält sechzig Kapitel oder Überschriften.

Die „HISTORIA von Sanct Bonifacio / dem ersten Ertzbischoffe zu Mentz“ umfasst 132 Seiten und ist komplett. Mehrere Seiten weisen Notierungen in sehr alter Schrift und verblasster Tinte auf. Manche Wörter und Sätze sind unterstrichen. Der Einbanddeckel hat innen eine Widmung in moderner Schrift, ebenfalls in Deutsch.

Der Einband besteht aus altem Pergament, auf dem Notenlinien, Noten, lateinische Wörter sowie mehrere Buchstaben in roter Farbe zu sehen sind. Dieser Pergamenteinschlag ist eher ein Schutzeinband, das Original befindet sich wahrscheinlich da-

runter. Blattgröße: 15¼ mal 17¾ Zentimeter. Das Buch ist etwa zwei Zentimeter dick.

Das Buch ist mit drei schmalen Lederriemen gebunden, die auf dem Einbanddeckel sichtbar sind. Auf den Innenseiten des Einbandes sind unter dem aufgeklebten alten Papier in größeren Lettern noch etwa 13 Zeilen zu erkennen. Diese Zeilen würden wahrscheinlich lesbar sein, wenn das alte Papier sorgfältig entfernt werden könnte.

Auf der letzten Seite des Buches steht

Gedruckt zu Schmalkalden / bey / Michel Schmück / In verlegung / Jacob Apels / Buchhändlers / In Leipzig / 1603

Textprobe

Nachfolgend ist eine Abschrift des 37. Kapitels

„Vom Kloster Fulda / wie / wenn / und von wem solches gestiftet worden“

„Zuvor haben wir am 24. Capittel gehört / wie Stormio, ein gelarter und Edler Norckawer / das Kloster zu Hersfeld angefangen und erbawet. Nu spatzierete derselbe ein mal vumb das 743. Jhar / mit etlichen seinen Discipeln an der Fulde hinauff / vnd kam in der Wildniss an einen ort / welcher vom Landvolck im Eulenloch genandt war / und lies sich dücken / das es ein feiner / heimlicher / von der Strassen abgelegener / vnd zum



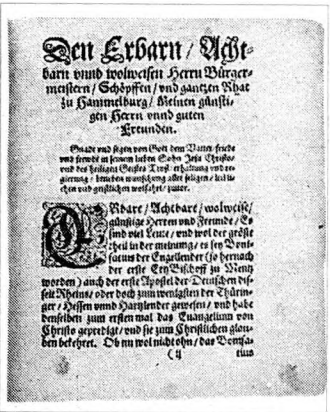
Titelseite des Bonifatiusbuches aus dem Jahre 1603.

studieren bequemer ort were / gewan daher ein lust / auch daselbst eine Schule anzurichten / beredt sich derwegen mit Bonifacio / dem Ertzbischoff zu Mentz / hierüber / welcher ihm solches nicht mißfallen lies / vnd gute vertröstung darzu gab.“

„Als nu kurtz darnach Bonifacius die Wederow / vnd ein theil des Franckenlands durchzogen / vnd daselbst visitiert hatte / vnd also auch durch die Buchen gereiset / vnd an das Wasser die Fulda komen / hat er selbst gedachten ort im Eulenloch besichtigt / vnd alle gelegenheit in Augenschein genommen / vnd selbst für gut angesehen / in derselben gegend / als an einem einsamen stillen ort / eine Schule oder Kloster zu bawen / Solches auch / beneben Abt Sturmen / an Pipinum / den Hertzog zu Franken / vnd an dessen Bruder Fürst Carlmann / den Groshoffmeister oder obern Verwalter

des Fränckischen Reichs / gelangen lassen / was sie beyde / er vnd Sturm / in vorhabens weren / vnd was sie von beyden Herrn dabey zu thun begereten / darzu sie denn beyde gantz willig gewesen. Vnd haben also darauff Bonifacius und Sturm / mit jrer milden hülffe / des orts / in der Wildniss / einen raum gemacht / vnd daselbst hin eine Kirche in Sanct Saluatoris, das ist / in vnsern heiligen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi Namen / vnd ein Kloster S. Benedicti ordens dabey erbawet / darein etliche Mönche gesetzt / die anfanglich ein strenges leben gefüret / nach der Regel dieses Ordens / welche Abt Sturm im vierden Jhar nach angefangenem Baw / selbst in Italien zu Cassin geholet / nach derselben sie Fleisch vnd Weins / auch des Bieres sich enthalten müssen / Keine Knecht gehabt / sondern alle arbeit selbst gethan / Auch nicht auff Betten / sondern nur auff Ziegen oder Geißfellen (wie Bonifacius selbst an Bapst Zachariam / vnd an Abt Hugberthen schreibt) gelegen.“

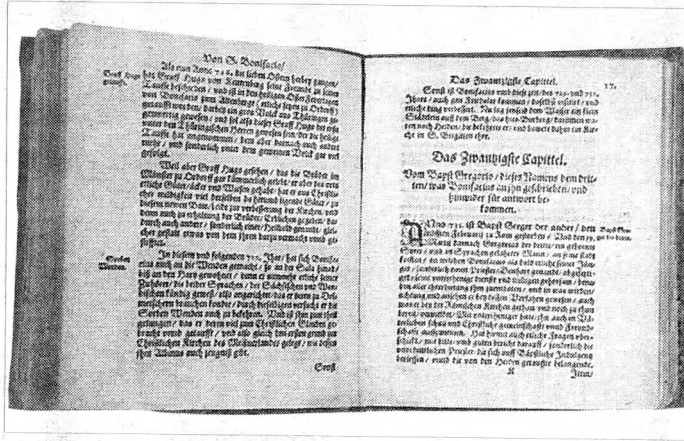
„Nu ist diese neue Stiftung so wol gerhaten / das Abt Sturm in wenig Jaren vber vier hundert Discipel in dieses Kloster bekommen / die nur des Studierens gewartet / vnd allerley hand Bücher / in Griechischer und Lateinischer sprache abgeschrieben /



Seite mit Widmung des Buches.

denen Bonifacius Lullum zum Preceptor zugeordnet / der dann auch bey denselbigen großen fleis gethan hat. Ohne dieselben / sind auch andere junge leute gewesen / die ihnen zur Hand gingen / des Ackerbaws vnd anderer notwendiger dinge gewar- tet. Kein Weibsbild durffte in das Kloster kommen / ohn allein Liebe / die Abtissin zu Bischofs- heim an der Tauber.“

„Darnach hat Bonifacius bey der Oberkeit vnd benachbarten Herrn große beförderung gethan / das Land vnd leute zu diesem Kloster gegeben worden / diese neue wol angerichte Schule des- to besser zu vnterhalten / vnd hat er sonderlich von beyden Fürsten / Carlmannen und Pipi- nen so viel erhalten / das sie bey nahe das gantz Buchenlande / nemlich / drey Meilen auff alle vier ort herum / weit und breit / dem Stifft Fulda geschenckt und einuerleibet. So hat er auch noch selbst bey seinem leben / das Stifft zu Hameln dem Kloster Fulda eingeleibet / darüber die- ses Stifft in kurtzer zeit zu großem auffnehmen kommen / vnd hats Bapst Zacharias / Anno 751. herrlich Priuilegiert / vnd von aller Bischoffe Jurisdiction. vnd Superioritet excipiert. Es hatte auch Bonifacius selbst son- derliche gute zuneigung zu die- sem Kloster / derwegen er offft dahin kommen / vnd die Schule besucht / wie er gleicher gestalt



Einblick in das Innere des Bonifatiusbuches aus dem Jahre 1603.

Alle Fotos: E. A. Ginsberg

mit andern Klöstern auch ge- than / vnd wohin er nicht kom- men / jemens von seinetwegen gesandt / oder Schriftlichen ver- ordnet / wie sich die Ordensbrü- der vnd jre Jünger / ein jeder in seinem Ampt verhalten sollen.“

„Als das ich dessen ein Exem- pel gebe / so hat man eine seiner Epistel / die er an Abt Thatwin zu Friedslar / vnd Priester Wipprechten / vnd an das gantze Conuent daselbst geschrieben / darinnen stehen vnter andern diese wort: Der Priester Wipprecht / vnd Meingotz der Capellan / werden euch / wie jhr ewrer Regel gemess leben / vnd ewre Betstunden ordentlich hal- ten sollet / anleitung geben / vnd

das alles in der Kirchen zu rech- ter zeit geschehe / zusehen: euch vermahren / die Kinder lehren vnnnd vnterweisen / vnd euch semplichen Gottes Wort predi- gen. Heddi sol ewer Vorsteher vnnnd Probst sein / vnd das Ge- sinde regieren / darinnen sol Hunfrid (wo es not) sein gehülffe sein. Sturm sol der Küchen war- ten / Bernhart Bawmeister sein / zu bessern was not ist.“

„Wo darüber etwas fürfellet / darinnen könnet jhr Abt That- win fragen / vnd was er euch sagt / darinnen sollet jhr ihm auch gehorchen. Vnd halte sich ein jeder nach allem seinem ver- mögen züchtig vnnnd keusch / helffe einer dem andern / vnd

bleibt in der Brüderlichen liebe / biß ich (wils Gott) wider zu euch komme / damit wir als dann zu- gleich Gott loben / vnd für alles danken mögen / Valete.“

„Aber zum Kloster Fulda hat er eine solche lust gehabt / das er auch bey ihm beschlossen / sich in seinem alter gantzlich da ni- derzulassen / vnd die vbrige zeit seines lebens daselbst zu ver- bringen / dieweil es allen vier Völkern / denen er am meisten gepredigt / als den Francken / Thüringen / Hessen / vnd Wet- terawern oder Rheinländern / zugleich nahe / vnd gleich mit- ten vnter diesen vier Nationen gelegen.“

„Als auch Bonifacius erfahren / das die Geistlichen in Engel- land / in Klöstern vnnnd Stifften sich zumal sehr auff den Müßig- gang begeben / vnd bei solchen guten müßigen tagen / gar in ein Sodomitisch leben geriethen / hat er auch / beneben Bapst Zacharia (welchem solches auch fürkommen war) an Ertzbi- schoff Gutwerthen zu Cantuaria geschrieben / vnd ihm / was An- no 742. im Concilio zu Rom / deßgleichen im großen Fräncki- schen Synodo Decretiert vnd geschlossen worden / zuge- schickt / vnd ernstlichen ver- mahnet / demselben nach / wi- derumb disciplin / zucht vnd er- barkeit bey den Geistlichen an- zurichten.“

„Darauff denn auch derselbi- ge Ertzbischoff einen Synodum, in dem 744. Jhar / zu Clouesho gehalten / darinnen der Clerisey vberschickete Decreten fürge- len / vnd daraus ordentliche Artikel angestellt / wie hinfort die Geistlichen personen sich in ihrem leben verhalten solten.“

Schlussbemerkungen

Im 51. Kapitel wird berichtet: „Wie Bonifacius sein Ertzbi- thumb bestellt / und in Frieß- land gezogen / und daselbst umbkommen.“

Das nächste Kapitel be- schreibt sein Begräbnis „vnd was nach seinem tode lobes nachgeschrieben wird / vnd von seinem Festtage“.

Die Schlusskapitel befassen sich kritisch mit Bonifatius' mis- sionarischen Tätigkeiten und „worinnen er dagegen auch zu steiff und hart gewesen“.

Es ist schon bemerkenswert, dass ein so altes Buch die Wirren des 30-jährigen Krieges und die der nachfolgenden Jahrhunder- te intakt überstanden hat. In welcher Bibliothek mag es wohl aufbewahrt gewesen sein, bis es von California aus auf einer In- ternet-Auktion angeboten wur- de?

Erwin Sturm

Gasthaus und Kapelle in Rückers/Hünfeld

Unser Bild zeigt das Gasthaus zum Engel an der Marbacher Straße in Rückers. Der schöne zweigeschossige Bau von fünf zu fünf Fensterachsen besitzt ein Mansarddach mit Halbwalm- und Puttdachgauben. Der nörd- lich sich anschließende Saal kam später, das hübsche Eingangs- vordach in neuerer Zeit dazu.

Vor dem Bau der Ortsumge- hung führte des „Reiches Stra- ße“ von Frankfurt nach Leipzig

am Gasthaus vorbei durch Rückers. Damals haben sicher auch Fuhrleute und Reisende dort Einkehr gehalten. Zur Unter- scheidung vom größeren Dorf Rückers bei Fliesen könnte un- ser kleineres Rückers auch „Rü- ckers an der Straße“ heißen nach dem Vorbild der Stadt „Steinau an der Straße“ bei Schlichtern.

Der Gasthausname „Zum En- gel“ erinnert an die alte Vereh-

rung der Hl. Drei Könige als Pat- rone der Pilger, Reisenden und Gasthäuser. Wie Matthäus in sei- nem Evangelium berichtet (2,12), erhielten sie im Traum (durch einen Engel) die Weisung, nicht zu Herodes zurückzukeh- ren und zogen auf einem ande- ren Weg in ihr Land zurück. Auch die Gasthausnamen „zur Krone“, „drei Kronen“, „zum Stern“, „zum Mohren“ und „zum Elefanten“ haben hier ih- ren Ursprung.

Im Hintergrund ist die zur Pfarrei Marbach gehörende Fili- alkirche St. Anna zu sehen. Sie wurde im Jahre 1863 von dem Fuldaer Baumeister Adam He- res (gestorben 1885) erbaut und birgt einen interessanten Orgel- prospekt um 1730 aus der evan- gelischen Pfarrkirche von Neu- kirchen (Altkreis Hünfeld). Ein Ölbild der hl. Mutter Anna ist ein Werk des Fuldaer Kirchen- malers Clemens Witzel (1816- 1893). Er wurde als Lehrersohn in Rückers geboren und hat zahl- reiche Kirchen des Fuldaer Lan- des mit Ölgemälden ausge- stattet.



Altes Fachwerk unter Verputz / Wissen Sie, was ein Stöckelhaus ist?

Unter den Häusern in der Marktstraße hat das Haus Nr. 21, das unser Zeichner im nebenstehenden Bilde festgehalten hat, eine besondere Note. Nicht nur in seiner äußeren, sondern auch in seiner inneren, bautechnischen Gestaltung. Es ist ein sogenanntes Stöckelhaus. Die eichenen Eckbalken des leider heute unter Verputz verdeckten Fachwerkes gehen als ganze Stöcke vom Erdgeschoß durch die beiden Obergeschosse bis zum Dachfirst. Bei einem städtischen Wohnhaus dürfte diese Holzkonstruktion, die früher auf dem Lande beim Verzimmern von Scheunen üblich war eine Seltenheit darstellen und vielleicht darauf hinweisen, daß das Gebäude von ländlichen Handwerklern errichtet wurde.

Um das Jahr 1700 war die Witwe des Bürgers Johann Balzer Kanfer Eigentümerin des Hauses. Damals waren nur etwa zwei Drittel des Grundstücks bebaut. In dem Beschreib- und Schätzungsbuch der Hochfürstlichen Residenzstadt Fulda aus dem Jahre 1708 (vergl. Kataster der Stadt Fulda aus dem 18. und 19. Jahrhundert, dargestellt von A. Jestaedt) ist nämlich zu ersehen, daß links neben dem vorhandenen Haus noch ein „halber Bauplatz“ lag, der ebenfalls der Witwe Kanfer



gehörte. Dieser halbe Bauplatz wurde von dem nachfolgenden Eigentümer des Grundstücks Hans Michael Schmitt im Jahre

1739 „verbaut“, wodurch das ursprüngliche Gebäude zu seiner heutigen Gestalt erweitert wurde. Ein Blick auf das Dach des heutigen Anwesens läßt diese spätere Erweiterung noch deutlich erkennen. Der nachher angefügte Teil hebt sich auch durch die Nichtunterkellerung von dem ursprünglichen Gebäude ab.

Als weitere Eigentümer folgen nach dem Kataster der Stadt Fulda: Joseph Zentgraf, Jakob Vonderheid und Johann Georg Kramer. Im Jahre 1825 erwarb Mehger Karl Kramer das Anwesen, der hier, wie ebenfalls wohl schon sein Vater Johann Georg Kramer, eine Lehgerei betrieb. Von seiner Witwe Magdalena, geb. Lins, ging das Anwesen im Jahre 1864 auf den Weggermeister Franz Michael Kiel über. Nach ihm erwarb im Jahre 1886 der Vater des heutigen Eigentümers, Weggermeister Ignaz Will, das Haus, in dem sich damals neben der Mehgerei noch eine Gastwirtschaft befand. Ignaz Will, der von Geisa, wo er im dortigen Rathausgebäude eine mit einer Wirtschaft verbundene Mehgerei betrieben hatte, nach Fulda übergesiedelt war, gab nach einigen Jahren die Wirtschaft, die sich wohl nicht sonderlich rentierte, auf, und führte nur die Mehgerei weiter. Nach der Übernahme des Hauses ließ er das Erdgeschoß umbauen. Gleichzeitig legte er auch das Fachwerk des Hauses, dem damaligen Beschnad folgend, unter Verputz. Sein Sohn Adolf Will gründete im Jahre 1919 im väterlichen Hause das heutige Wäschegeschäft.

Es wäre zu wünschen, wenn bei einer kommenden Neuinstandsetzung des Hauses dem Gebäude sein altes schönes Fachwerkkleid wiedergegeben würde.

Dr. A.

Auch im Staate Ohio/USA eine Siedlung Fulda

Von Elisabeth Ginsberg

Als letzten Beitrag in der Reihe „Fulda in Amerika“ übersende ich meinen Bericht über die Siedlung „Fulda im Staate Ohio/USA“.

Dr. Eugene C. Murdock, Professor für Geschichte am Marietta-College in Marietta, Ohio, war bei der Beschaffung geschichtlicher Unterlagen behilflich, und von Frau Marie Schoppner, einer 80jährigen Einwohnerin des amerikanischen Fulda, erhielt ich eine Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Pfarrei Fulda.

Diese Festschrift aus dem Jahre 1947 enthält interessante Einzelheiten: Auf Seite 12 zeigt eine kleine gezeichnete Landkarte das deutsche Fulda, die Rhön, den Vogelsberg, die Fulda, und weiter entfernt, Frankfurt/M, Würzburg, Mainz und die Taunusberge.

Seite 13 enthält eine kurze Beschreibung der landschaftlichen Besonderheiten Hessens.

Auf Seite 14 sehen wir eine Zeichnung von Fulda, mit Dom, Michaelskirche, Paulustor, Orangerie, Schloßgarten, Schloß, Kurfürst, Friedrichstraße, Bonifatiusdenkmal und Hauptwache.

In der gleichen Festschrift berichtet Dr. Fritz Marti, Professor der Philosophie am Marietta College (1946), über die Geschichte der deutschen Stadt Fulda und über die Sehenswürdigkeiten im Barockviertel. Diese Beschreibung sollte wahrscheinlich die Einwohner des amerikanischen Fulda mit der Heimat ihrer Vorfahren vertraut machen. Wie in der Festschrift weiter erwähnt wird, ähnelte die Gegend um Fulda/Ohio so sehr der hessischen Landschaft, aus der viele der deutschen Siedler stammten, daß sie ihre neue Heimat Fulda nannten.

Die Ansiedlung deutscher Auswanderer in der Nähe des späteren Fulda (Kreis: Noble, Gemarkung: Enoch) begann in 1837. Valentin Weber aus Bayern war der erste Deutsche, der ein Stück Land in der Gemarkung Enoch erwarb. Er war Protestant, aber fast alle anderen frühen deutschen Siedler waren Katholiken. Sie kamen hauptsächlich aus Hessen. Während einige direkt von Deutschland auswanderten, hatten die meisten schon einige Jahre in Amerika verbracht und in verschiedenen Städten und Berufen gearbeitet, so daß sie schon etwas mit der englischen Sprache und den amerikanischen Gebräuchen vertraut waren.

Mit der Ankunft der Deutschen begann für die Gemarkung Enoch eine neue Epoche. Die ersten deutschen Siedler schrieben an Freunde und Verwandte in Amerika und Deutschland und rieten ihnen an, zu kommen. Sie fingen mit wenig an und kamen oft mit kaum genug Bargeld, um 40 oder 80 acres Land zu erwerben. Das Land war billig und konnte entweder von den früheren Eigentümern (die Gemarkung war um 1833 nur spärlich besiedelt) oder von der Regierung erkauft werden. Die Siedler waren fleißig und wußten zu wirtschaften. Sie ernährten sich von Maisbrot und anderen einfachen Gerichten. Wildbret bereicherte oft den kärglichen Speisezettel. Unermüdlich arbeiteten sie, um ihre Äcker zu verbessern. Viele von ihnen waren nicht mit der schweren Farmarbeit vertraut, und für alle war die Bestellung neuer Felder eine ungewohnte Erfahrung. Mit Fleiß und Schweiß erwarben sie ein Stück Land nach dem anderen und bezahlten es nach und nach. Alle Familienmitglieder, auch die Kinder, halfen mit, und jeder Cent wurde gezählt.

Trotz der Hindernisse, die für weniger mutige Leute unüberbrückbar gewesen wären, brachten es fast

alle Siedler zu bescheidenem Wohlstand. Viele Deutsche in der Gemarkung Enoch erarbeiteten sich einen ansehnlichen Besitz. Bald entwickelte sich eine schmucke Siedlung mit fleißigen, sparsamen und wohlhabenden Einwohnern.

Die meisten deutschen Einwanderer kamen zwischen 1840–1850. Etwa 70 Familien siedelten sich während dieser Zeit in der Gemarkung an. Einige wurden mutlos und zogen weiter, nachdem sie ein paar Jahre in der Wildnis gelebt hatten. Die meisten hielten jedoch durch. Drei oder vier Jahre nach ihrer Ankunft bauten die deutschen Farmer meist Tabak an, nachdem sie zuvor das Land gerodet, gepflügt oder mit der Hacke bearbeitet hatten. Der gute Boden ergab reiche Ernten. Fast jeder Farmer baute auch ein Stück Flachs an, der dann zu Leinen oder zu einem Leinen- und Wollgewebe verarbeitet wurde.

Pferde waren zuerst eine Rarität. Diejenigen Farmer, die ein Gespann besaßen, halfen ihren Nachbarn auf den Äckern. Auch Ochsen wurden manchmal bei der Feldarbeit benutzt. Da die Gemarkung in der Wildnis anfänglich keine Feldwege oder Straßen aufwies, waren Leiterwagen, Karren usw. nutzlos. In unglaublich kurzer Zeit versahen sich die deutschen Siedler aber mit allem, was für eine erfolgreiche Landwirtschaft notwendig war. Außerdem legten sie Wege und Straßen an, bauten Schulen und eine Kirche.

Am 5. Juni 1861 (Bonifatiusstag) wurde Fulda/Ohio vermessen. Das Land, auf dem die ersten Grundstücke lagen, gehörte John Brähler, Sohn von Adam Brähler. Zur gleichen Zeit verkaufte auch John S. Hohmann einige andere Grundstücke.

H.W. Heiddlesheimer und John S. Hohmann eröffneten (1855) das erste Geschäft in Fulda. Später führte Hohmann das Geschäft allein weiter. Er handelte hauptsächlich in Tabak und Vieh. Während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861–1865) erreichte er einen Umsatz von 50000 Dollar pro Jahr. Trotz seines Erfolges ging Hohmann 1876 mit 146000 Dollar Schulden bankrott und zog nach dem Staate Kansas.

G.C. Ehlermann kaufte das Geschäft. 1887 verfügte Mr. Ehlermann bereits über ein großes Geschäftshaus, das beste Warenlager im östlichen Ohio, eine

elegante Villa und 75 acres Land. Er war verheiratet mit der Tochter von John S. Hohmann und der Vater von 6 Kindern.

Der erste Schmied in Fulda hies John Noll, und John Diegmiller arbeitete als Schuhmacher. Peter Johnson war ein Wagner. Mrs. Bosold führte das Hotel. James T. Brown war der Arzt.

Die katholische Pfarrei in Fulda wurde um 1840 als „Kongregation der Unbefleckten Empfängnis Mariens“ gegründet. Sieben Jahre früher (1833) waren deutsche Siedler von Wheeling, West Virginia, in die Nähe von Fulda gekommen. Diese kleine Gruppe bildete sozusagen den Grundstein für die spätere Pfarrei. Während dieser Zeit erhielten die Siedler weder religiöse Belehrungen noch den Trost der Sakramente. Um 1840 kam ab und zu ein Priester, und gelegentlich wurden Gottesdienste in einem Blockhaus oder Blockscheune gehalten. 1849 besuchte der Pfarrer J. Krämer die kleine Siedlung. Sieben Jahre lang kam er alle zwei Monate und betreute die Katholiken. Mit Hilfe der Männer der Pfarrei baute er eine kleine Kirche. Sie wurde 1853 vom Erzbischof Purcell von Cincinnati eingeweiht (siehe Photokopie).

*Schriftliche Unterlagen der Pfarrei gehen zurück bis 1847, dies wurde als Gründungsdatum angenommen.

1858 zog Pfarrer J. B. Brümmer als erster dort wohnhafter Seelenhirte nach Fulda, bis er 1860 von Pfarrer Klüber abgelöst wurde.

Die Geschichte der katholischen Kirche in Fulda/Ohio ist unaufloslich mit dem Leben von Pfarrer Damian Joseph Klüber verbunden, der die Pfarrei St. Mary von 1860 bis 1883 betreute. Damian Joseph Klüber wurde am 20. Dezember 1837 in Fulda (Hessen-Cassel), Deutschland, geboren. Sein Vater war ein gebildeter, wohlhabender Mann. Er starb, als Damian Joseph noch ein Kind war. Seine Mutter ermutigte den lernfreudigen Jungen, und er besuchte das Seminar in seiner Heimatstadt, wo er eine sorgfältige Ausbildung erhielt. 1857 beschloß er, nach Amerika auszuwandern. Nachdem er sich für den Priesterberuf entschieden hatte, trat er in das Seminar „Mount St. Mary's of the West“ in Cincinnati/Ohio ein und wurde im Juni 1860 von Erzbischof J. B. Purcell zum Priester geweiht. Im Juli des gleichen Jahres wurde ihm die Pfarrei in Fulda/Ohio zugewiesen, zusammen mit den Missionsstationen in den Kreisen Monroe, Washington und Noble.

Unter seiner Führung errichtete man 1863 eine Schule und 6 Jahre später das Pfarrhaus. Die Pfarrei vergrößerte sich ständig, so daß die erste Kirche (1853) die Gläubigen bald nicht fassen konnte. Am 31. Mai 1874 legte Pfarrer Klüber den Grundstein für die neue Kirche. Mit einem Kostenaufwand von 20000 Dollar wurde die Kirche 1875 fertiggebaut und durch den Bischof von Columbus/Ohio im August des gleichen Jahres eingeweiht.

Damian Joseph Klüber konnte sein ausgedehntes Pfarrgebiet nur zu Pferd erreichen. Es hieß, das Pferd war „sein Stuhl und sein Bett“. Die langen Ritte im Sattel verursachten den pflichtbewußten und eifrigen Seelenhirten schwere gesundheitliche Schäden. An einem Februartag im Jahre 1883 war er auf dem Wege nach Caldwell unterwegs. Die Wege waren kaum passierbar. Es war Winter, und das Wetter im Ohio-Tal um diese Zeit oft bitterkalt. Pfarrer Klüber erreichte die Stadt Caldwell, erlitt dort einen Rück-



Die erste Kirche, erbaut im Jahre 1853.

schlag und starb am 20. Februar 1883, nur 46 Jahre alt. Bischof Watterson wohnte der Beerdigung bei und sah die tiefe Trauer in der Pfarrei St. Mary. 23 Jahre lang hatte Pfarrer Klüber seine Pfarrkinder mit großer Liebe und Güte betreut. Die Gemeinde ehrte ihn mit einem schönen Grabstein und bewahrt sein Andenken in Ehrfurcht und Dankbarkeit.

1884 übernahm Pfarrer Ed. L. Fladung die Pfarrei und führte weitere Verbesserungen durch. Pfarrer Fladung war ein Neffe von Pfarrer Klüber. Im Jahre 1887 umfaßte die Pfarrei 125 Familien (etwa 700 Personen.) Die Pfarrschule wurde von 125 Schülern besucht.

Die Festschrift zur 100-Jahr-Feier Fuldas berichtet noch viele interessante Einzelheiten über diese ameri-

kanische Siedlung. Vor allem fallen die deutschen Namen auf, die auch heute noch in Fulda und im Fuldaer Land (in Deutschland) geläufig sind: Ebert, Fuchs, Gerst, Happ, Hartmann, Heil, Hohmann, Jestädt, Krack, Kress, Kullmann, Nau, Schaad, Schäfer, Schmitt, Schott, Schöppner, Kramm, Ruppel. Viele Söhne und Töchter der Pfarrei erwählten den Priester- oder Ordensberuf und wirkten unermüdlich im Weinberg des Herrn.

In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Kirche in Fulda ständig verbessert und erneuert. Neue Fenster wurden installiert und eine Heizung eingebaut. 1904 weihte Pfarrer Oeink die Glocke „St. Bernard“ und ließ auch ein

neues Kupferkreuz auf der Spitze des Kirchturms anbringen.

Bischof Josef Damian von Fulda übersandte 1937 ein Ciborium an die Pfarrei Fulda in Ohio. Das Ciborium trägt eine passende Widmung.

Dieser Bericht über die Geschichte der Siedlung Fulda in Ohio ist keineswegs vollständig. Es soll hier jedoch beschrieben werden, wie die deutschen Auswanderer sich vor mehr als 100 Jahren in der Wildnis in Amerika eine Heimat schufen, ihren Glauben bewahrten und geachtete Bürger eines neuen Landes wurden.

Quellennachweis: Festschrift zur Hundertjahrfeier der Pfarrei Fulda/Ohio 1847–1947 History of Noble County, 1887.

Auch in Fulda gab es früher Glockengießer

Von Anton Ruhl

Wenn wir vom Glockenguß hören, wer denkt da nicht an die Schulzeit zurück, als wir das nicht enden wollende Gedicht lernen mußten: „Fest gemauert in der Erden, steht die Form aus Lehm gebrannt...“ Und „... soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben.“

So wurden auch in Fulda Glocken gegossen. Wer weiß das schon?

Zunächst betrachten wir uns die jetzt so veränderte Gegend. Wir stehen an dem 1969 renovierten Rathaus, und der Blick geht am 1977 erbauten Brennmeiergeschäft entlang bis hin zur Mauerecke des Nonnenklosters. Die kleine Straße, die nordöstlich eine Biegung macht, die Schulstraße, mündet am Steinweg bzw. in die Nonnengasse. Beim Bau des Nonnenklosters (1626–1632) wurde diese Straße als Verbindungsstraße angelegt. Der Steinweg war zu fürstlichen Zeiten die vornehmste Straße der Stadt. Sie war eben steingepflastert, und die hohen Herrschaften benutzten diesen Weg bei feierlicher Ausfahrt in die Stadt oder zum Sommerschloß Fasanerie, begleitet vom fuldisch-fürstlichen Militär, den Husaren, den Heiducken.

Seit dem Bau des Karstadthauses ist das alte Bild verschwunden. Verschwunden sind der Borgiasbau und die Borgiasstraße. In der Blickrichtung zur Mauerecke des Nonnenklosters ist eine Leere entstanden. Das neue C. & A.-Geschäft ist zurückversetzt. Unsere „Blickwanderung“ beginnt Ecke Borgiasstraße (ehemals), Steinweg bis Nonnengasse. Das hier früher stehende Eckhaus, zuletzt ein Kolonialwarengeschäft, mußte 1960 für den Karstadtbau abgebrochen werden. Dieses Haus war von 1675 bis 1727 das Stadtpfarrhaus. Später war es Eigentum des Organisten und Kantors Zahn und dessen Schwiegersohnes Michael Henckel. Es folgte dann das Haus Nonnengasse 2 (es sind das die Nummern vor dem Abbruch), früher bewohnt vom Stadtkantor Johann Gesang. Zuletzt war die Schnitzerin und Malerin Sibille Gärtner Eigentümerin des Hauses. Sie mußte es der Stadt zum Abriß übergeben. Im nächsten Haus (Nr. 4) befand sich das Stadtpfarramt. Eine eingehauene Inschrift über der Tür zum Garten besagte, daß dieser Bau ehemals als das „blaue Haus“ bezeichnet wurde. Die Verwendung als Pfarrhaus begann 1803. Zuvor war 1728 hier das Alumnatshaus bzw. Priesterseminar. Im nächsten Haus, Nonnengasse 6, waren zuletzt die Pfarrbücherei und die Central-Borromäusbibliothek; davor Bäckerei Klitsch, und früher, ab 1727, bewohnte es der Stiftsdechant, Regens und Stadtpfarrer. Zwei weitere Häuser in dieser Front (Nr. 8 und 10; sie wurden beim Konviktsbau 1898 abgerissen) waren zeitweise die Kaplanei, das alte Pfarrschulhaus und 1708 des Kirchners (Küstners) Wohnung. Weitere Häuser in diesem Straßenzug waren in Privatbesitz. Pfarrhaus (Nr. 4) und Bibliothek (Nr. 6) wurden 1976 niedergelegt. Das im Umbau befindliche neue Pfarrhaus erstreckt sich nach Westen bis zur Friedrichstraße 22. Vorherige Besitzer waren die Gebrüder Schultheis.

Über den Bau des Nonnenklosters veröffentlichte Dr. Alois Jestaedt (†) in den Buchenblättern 1970 eine Abschrift aus alten Akten: „Anno 1626–32 hatt Johann Bernhart Schenck, apt zu Fulda, etliche Häuser hintter der Canteley abbrechen lassen, undt vill garthen auch lassen wegthun, die Baum lassen abhauen undt balt den ganzen Hitzplan abbrechen lassen, undt dahin anfangen lassen ein nohnenkloster zu bauen.“

Auf dem Gelände des Hitzeplanes steht also heute das Nonnenkloster. Anschließend nach Süden (heute Universitätsplatz) befand sich der Ackerhof, der als Gutshof bezeichnet werden darf. Über diesen Ackerhof schrieb der langjährige Chefredakteur der FZ, Dr. Johannes Kramer: „Wenn wir am Fenster des Gymnasiums standen, verspürten wir würzige Landluft und Ackerschollengeruch vom Ackerhof.“

Der Hitzeplan, so vermutet Edmund Schmitt in seinen Jugenderinnerungen, dürfte eine Fläche Weideland gewesen sein. Könnte es nicht einmal oder überhaupt Eigentum eines Hitzing, Hirtz oder Hirt gewesen sein. Diese Namen lesen wird bei Karteln von 1497–1623 in der Bürgerliste. Es wäre also so wie bei der ehemaligen Namensbezeichnung des Zickengar-

tens, heute Dientzenhoferstraße: Gärtner Benedikt-Zick oder Hauptmann Zick.

Doch nun zurück zum abgerissenen Konvikt, zur Mauerecke Nonnenkloster. Auf dem Konviktsplan standen noch andere Bauten, die teilweise zum Ackerhof gehören mochten (alte Bilder). Über das Konviktsinternat berichtet Bundesrichter Dr. Willms in den Buchenblättern 1972 als „Kaspar Reiserecht“ von Ach und Weh, aber auch über Freuden in diesem Hause. Es gehört der Vergangenheit an!

Hier oben an der Ecke, der Nonnenklostermauerecke gegenüber, befand sich nach Aussage der Experten die Glockengießerei des Siegmund Arnold, der am 5. 2. 1590 die Fuldaerin Gertrude Komp heiratete. Neben der Gießerei war der Kraftbrunnen (Crafftbronn-born), dessen Wasser aus einer Quelle vom Hofgut Ziehers kam (früher Zigers). Ein zweiter Kraftbrunnen war um 1576 in der Schmidgasse entstanden, jetzt Friedrichstraße 8. Das Wohnhaus der Arnolds soll in der Schmidgasse 5 gewesen sein, also abseits der Feuerstelle. Nach dem Chronisten Gangolf Hartung war des Glockengießers Haus 1630 in Brand geraten. Der Kraftbrunnen bei der Gießerei wurde beim Bau des Nonnenklosters in den Klostergarten mit hineingenommen und ist heute noch da. Der zweite Brunnen in der Friedrichstraße, der, wie auch der Creutzkump vor der Stadtpfarrkirche und der Städtischen Sparkasse, ebenfalls das Zieherser Wasser aufnahm, wurde 1770 bei der Pflasterung der „Schmidgasse“ zugeschüttet.

Glocken wurden bereits von den Mönchen gegossen. Von ihnen übernahmen Laien das Glockengießehandwerk. Bereits im 14. Jahrhundert wird ein Glockengießer erwähnt, dessen Name unbekannt ist. Es kommen dann mehrere Glockengießer Arnold: Siegmund Arnold senior und junior, Hans Arnold, Paul und Friedrich, Jorg und Weigand Arnold. Um 1650 kommt die Arnoldsche Gießerei zum Erliegen. 1584 gibt es in der Ambach (heute Ohmstraße) einen Rotgießer Barthel Baumgart. Im 18. Jahrhundert haben wir die Glockengießer Andreas Lindner und Wilhelm Bohne. Die Glockengießer Krick, Hasenpflug (der Nagelschmied) und Keil betrieben das Handwerk im vorigen Jahrhundert. Diese gossen in Kriegszeiten auch Kanonen.

Erwin Sturm hat uns sehr viel über die heimische Glockengießerkunst aufgezeichnet. Eine gesprungene Glocke in der Stadtpfarrkirche in Fulda wurde von Siegmund und Hanß Arnold 1590 umgegossen; sie wurde Osanna genannt. Es geschah unter Stadtpfarrer Dr. Johannes Kolhusen. Im Jahre 1604 wurde für die Stadtpfarrkirche die Marienglocke gegossen, die aber, wie alle anderen Glocken im Weltkrieg, abgeliefert

und eingeschmolzen wurde. Die „Ave-“ oder Verirrtinglocke aus dem 14. Jahrhundert (1331) brauchte bei dieser Barbarei nicht abgeliefert zu werden.

Die alten Glocken zeigen die Kunst der Gießmeister: Erhaben werden Ornamente, Figuren, Buchstaben, ganze Sätze und Namen mit in die Form gegeben ohne die heutigen Hilfsmittel.

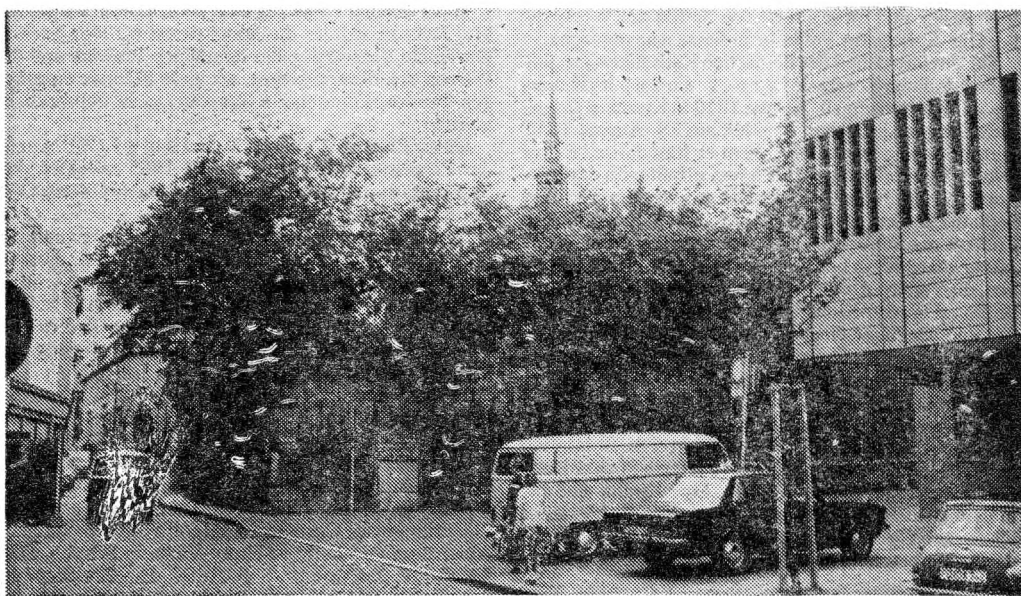
In der Marienglocke ist der Name des Stadtpfarrers Dr. Joh. Ernst eingebracht und der Spruch (wir bringen ihn in Übersetzung): „Sigmund Arnold von Fulda goß mich / der Kirchen dien ich / zu Gottes Wort ruf ich / St. Maria heiß ich.“

In der Stiftskirche St. Burkhard in Würzburg ist eine prachtvolle Arnoldglocke vorhanden. Sie wiegt 45 Zentner. Es lohnt sich weiterzugeben, was Erwin Sturm an dieser Glocke entziffert hat. Sturm schreibt etwa: Die Glocke hat eine schön modellierte Krone mit weiblichen Halbfiguren, am Mantel Wappen des Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn und der sieben Stiftskanoniker sowie Reliefs der Gottesmutter, des Apostels Andreas mit Bistumswappen, des hl. Bernhard mit Stiftswappen und des hl. Remigius mit Thüngenwappen. Und eine weitere Inschrift lautet (in deutsch): „Gott erhebt sich und seine Feinde zerstioben, es fliehen vor seinem Antlitz, die ihn hassen.“ Dann lesen wir noch auf derselben Glocke: „Das ehrwürdige Kapitel dieser Kirche sorgte für meine Herstellung und Weihe zum Dienste des allmächtigen Gottes und zur Ehre der seligen Jungfrau Maria.“ Dazu noch: Im Jahre 1592: „Maria bin ich genannt, durchs Feuer bin ich geflossen, Johannes Arnold von Fulda gossen.“

Man rede uns nichts ein vom finsternen und dunklen Mittelalter. Die Glockengießer waren Meister und Menschen des Glaubens und der Kunst (des Könnens). Ein Dichter schreibt: „Man goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.“

Arnold-Glocken wurden unter anderen gegossen für Ailmus, Eichenau, Hauswurz, Gundhelm, Steinau, Motten. Besitzer von Glocken aus dem Arnold-Betrieb sind u. a.: der Dom in Würzburg, die Stadtpfarrkirche in Gemünden und in Nüdlingen bei Kissingen. Für die Heiliggeistkirche in Fulda wurde 1727 von Wilhelm Bohne aus Dietershausen eine Glocke geliefert. Andreas Lindner goß Glocken 1746 für Flieden, Rückers, Johannesberg und das Schloß Fasanerie.

An der Stelle, an der einstmalige fleißige Menschen zu Gottes Ehre als Glockengießer arbeiteten, finden wir später das Gasthaus „Zur Glocke“. Über der Haustüre hatte man in Stein eine Glocke eingehauen. 1898 wurde das Gasthaus abgerissen. Diesem Gasthaus gegenüber, heute Nonnengasse/Schmiedgäßchen (Ecke Büttner), befand sich das „Kapellchen“. Vielleicht bekamen die Glocken hier ihre Weihe, oder es wurde hier vor dem Guß um gutes Gelingen gebetet.



Blick auf die Mauer des Nonnenklosters in Fulda.

Foto: Wolfgang Gerhardt

Auf den Spuren der hessischen Vorfahren

Eine Amerikanerin entdeckt ihre deutsche Familiengeschichte — Von Paul Schlitzer

Von 1820 bis 1928 wanderten 5,3 Millionen Deutschen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Im Jahre 1890 lebten in den USA unter den etwa 55 Millionen weißen Einwohnern 2785000 Bürger, die in Deutschland geboren waren. Diese Zahlen beweisen, daß der deutsche Anteil an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der USA hoch zu veranschlagen ist. Das deutsche Vereinsleben blühte, obwohl sich die Anpassung an die neuen Verhältnisse bei den Deutschen wesentlich schneller vollzog als bei den Einwanderern aus anderen Nationen. Diese Tatsache trug sehr dazu bei, daß die Deutschen in Amerika wirtschaftlich schnell vorankamen. Die meisten Einwanderer deutscher Abstammung schufen sich eine gesunde und solide Existenz, viele brachten es zu Reichtum. Die deutsche Sprache galt eine ganze Zeitlang im US-Staat Pennsylvania als gleichberechtigt neben Englisch, doch beruht es nicht auf Wahrheit, daß man erwogen habe, sie als offizielle Amtssprache einzuführen. In einigen Staaten wurden jedoch die amtlichen Verordnungen zweisprachig veröffentlicht. Das läßt sich nur verstehen, wenn man berücksichtigt, daß der deutsche Bevölkerungsanteil in Pennsylvania 37 Prozent der Gesamtbevölkerung betrug. Hier erschien auch eine deutschsprachige Zeitung.¹⁾

Von der Auswanderungswelle wurde besonders in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch unsere engere Heimat erfaßt.²⁾ In Fulda und Hünfeld bestanden Agenturen, die sich der Auswanderungswilligen annahmen und die Schiffsrei-

sen organisierten. Kaspar Ignaz Erb, J. Jacobson und Johannes Hohmann boten sich im „Fuldaer Wochenblatt“ als Vermittler an. Diese Organisation scheint sich bewährt zu haben. Das geht schon daraus hervor, daß seit 1850 eine ständig steigende Zahl von Auswanderungswilligen sich diesen Agenten anvertraute.

In den Jahren 1852–1870 sind 56 Personen aus Oberbimbach nach den USA ausgewandert, darunter auch einige Mitglieder der bekannten Orgelbauersippe Oestreich.³⁾ In der gleichen Zeit traten 51 Personen aus Unterbimbach die Reise nach den USA an, davon auffallend viele Frauen. Aus den Listen des Fuldaer Wochenblattes geht jedoch nicht hervor, aus welchen Gründen die Heimat verlassen wurde.

Die Behörden verhielten sich den Antragstellern gegenüber, die um Erteilung eines Reisepasses nachsuchten, durchweg positiv, wenigstens im Jahrzehnt 1850–1860. Für junge Männer, die im militärpflichtigen Alter standen, war es jedoch schwieriger, die notwendigen Papiere zur Auswanderung zu besorgen. Sie waren gehalten, die Entlassung aus dem Untertanenverband zu beantragen. Unterließen sie dies, so wurden sie als Deserteure eingestuft. Aber dadurch ließen sich junge Männer, die im kurhessischen Heer nicht dienen wollten, nicht abhalten, die Auswanderungspläne zu verwirklichen. Man umging die behördlichen Anordnungen einfach dadurch, daß man sich Reisepässe nach Hamburg oder Bremen

ausstellen ließ; dort erhielt man dann die notwendigen Papiere. Als dies ruchbar wurde, griff das Fuldaer Landratsamt am 22. Februar 1853 ein und versuchte, die Auswanderung der militärpflichtigen jungen Männer zu unterbinden. Aber auch das half wenig. Immer wieder konnten pfiffige junge Männer durch das Netz der behördlichen Maßnahmen schlüpfen, und zwar auf eine Art, die heute unverständlich ist.

Auch Christian Schlitzer aus Oberbimbach, gerade 20 Jahre alt und Maurer von Beruf, wollte sich durch Auswanderung der Militärpflicht entziehen. Seine Schwester Philippina war bereits mit ihrem Mann Georg Nüchter aus Oberbimbach vorher ausgewandert und in Pottsville (Pennsylvania) ansässig geworden. Sie besaßen hier eine Farm, und Christian wollte die erste Zeit in ihrem Hause verbringen. Er konnte sich einen Reisepaß nur dadurch sichern, daß er sich einfach zehn Jahre älter machte. Er gab an, neunundzwanzig Jahre und drei Monate alt zu sein, und die Kurfürstliche Polizeidirektion in Fulda glaubte ihm.

Sie stellte einen Paß aus, in dem ausdrücklich alle Zivil- und Militärbehörden ersucht wurden, den Paßinhaber „frei und ungehindert reisen und ihm auch Schutz und Beistand angedeihen zu lassen“. Von einer Entlassung aus dem Untertanenverbanne war keine Rede. Das war für Christian Schlitzer auch nicht wichtig, denn der Reisepaß brachte ihn schon seinem ersehnten Ziel näher. Unfaßlich erscheint es uns heu-

In neuen Händen

Mit dem 1. August 1979 ist in der Redaktion der „Buchenblätter“ ein Wechsel eingetreten. Dr. Josef-Hans Sauer, der im Mai sein 75. Lebensjahr vollendete, hatte schon vor einige Monaten den Wunsch geäußert, die redaktionelle Arbeit an den „Buchenblättern“ in andere Hände übergehen zu lassen. Seine Nachfolge hat Dr. Otto Berge übernommen.

Dr. Sauer's Verdienste um die „Buchenblätter“ sind außerordentlich. Schon 1929, bald nach seinem Eintritt in die Redaktion der „Fuldaer Zeitung“, lud ihn der damalige Chefredakteur der FZ, Dr. Johannes Kramer, zur Mitarbeit an dieser seit längerem bestehenden Beilage ein, und es ist wesentlich Sauer's Verdienst, aus den „Buchenblättern“, die ursprünglich einen mehr unterhaltsamen Charakter hatten, ein heimatgeschichtliches Publikationsorgan von erheblicher Bedeutung auch für die Geschichtsforschung gemacht zu haben. Die „Buchenblätter“ werden in wissenschaftlichen Bibliotheken gesammelt; in der wissenschaftlichen Literatur zur fuldischen Geschichte werden sie immer wieder zitiert.

Bei Dr. Sauer's Berufung in die Historische Kommission für Hessen wurde der Satz von Jakob Grimm zitiert: „Wer die Heimat lieben will, muß sie auch verstehen lernen, und wer sie verstehen will, muß immer tiefer in ihre Geschichte dringen.“ Für Dr. Sauer bedeutete dieser Satz in seinem Lebenswerk ein Programm, dies aber nicht nur, weil er selber ein profunder Kenner der fuldischen Geschichte ist, sondern weil er in seiner Arbeit als Chefredakteur der FZ bis 1969 und danach noch als Herausgeber der „Buchenblätter“ bestrebt war, anderen die Wahrheit des Grimmschen Wortes zu vermitteln. Der von ihm entwickelten redaktionellen Grundlinie der „Buchen-

blätter“ entspricht es, Ausgewogenheit zu bewahren zwischen der Wissenschaftlichkeit der Beiträge und einer Allgemeinverständlichkeit, die auch dem weniger geschulten Leser den Zugang zur Heimatgeschichte offenhält. Dabei bot sich auch immer wieder die Gelegenheit, manchen erzählenden Beitrag zu veröffentlichen und so Unterhaltung im besten Sinne mit Belehrung zu verbinden.

Dr. Sauer sah seine Aufgabe freilich nicht allein in der Tätigkeit des redigierenden, sondern ebenso sehr in der des schreibenden und selber forschenden Publizisten. Die Bibliographie seiner eigenen Veröffentlichungen ist sehr lang. So haben dann Verlag und Redaktion der „Fuldaer Zeitung“ im Augenblick des Wechsels bei den „Buchenblättern“ allen Grund, ihm auch hier ein herzliches Wort des Dankes und der Anerkennung zu sagen.

Dr. Otto Berge, Studiendirektor im Freiherr-vom-Stein-Gymnasium in Fulda, der jetzt die Nachfolge Sauer's übernommen hat, ist unter Historikern und Freunden der fuldischen Geschichte kein Unbekannter. Seit 1967 ist auch er Mitglied der Historischen Kommission für Hessen. 1975 wurde er Herausgeber der „Fuldaer Geschichtsblätter“. Aus der Feder Dr. Berges stammen viele Beiträge zur Geschichte Fuldas und Hessens im 18. und 19. Jahrhundert, die er in den „Buchenblättern“, in den „Fuldaer Geschichtsblättern“, in der „Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde“ und andernorts veröffentlichte. Als Buch erschien 1974 seine Abhandlung über „Fuldas öffentliches Bankwesen“. Ein Schwerpunkt seiner Forschungsarbeit liegt auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte, doch hat er auch Arbeiten zur Bildungsgeschichte veröffentlicht.

Stefan Schnell



Im Reisepaß war vermerkt, daß Christian Schlitzer 29 1/4 Jahre alt war. In Wirklichkeit hatte er das 20. Lebensjahr noch nicht vollendet.

te, daß sich die Behörde keine Geburtsurkunde vorlegen ließ und ganz den Angaben des Antragstellers vertraute. So großzügig und liberal wurde damals das Auswanderungswesen gehandhabt, heutzutage sind größere Hindernisse eingebaut.

Christian Schlitzer wurde am 13. September 1837 in Oberbimbach geboren. Vater und Mutter stammten aus Großenluder und hatten schon vor ihrer Verheiratung im Jahre 1831 in Oberbimbach Haus und Landwirtschaft Nr. 66 (Brange) erworben. Vater Johann Schlitzer wurde am 10. Januar 1802 geboren, die Mutter Elisabetha, eine geborene Reith, kam am 28. Dezember 1800 zur Welt.⁴⁾ Die Ehe war kinderreich. Die Namen Sabine, Philippine, Franz, Heinrich, Christian und Joseph tauchen immer wieder in den Briefen auf, die nach Amerika gingen. In der Familie war auch der Leinenhandel heimisch; er wurde von Großelndern übernommen, wo Angehörige der Familie Schlitzer die Ware bis nach Holland vertrieben. Chri-



Christian Schlitzer mit seinen Kindern William und Mary.

stian hatte vor seiner Auswanderung als Maurer im Ruhrgebiet gearbeitet und dort nebenberuflich mit seinem Bruder Heinrich das Leinen abgesetzt, das zu Hause während der Wintermonate gewebt worden war.

Glückliche Umstände haben dazu beigetragen, daß wir über den Lebensweg des Christian Schlitzer in Amerika gut unterrichtet sind. Das ist allein der Tatsache zu verdanken, daß seine Familie und seine Nachkommen in den USA alle amtlichen Dokumente und die Briefe getreulich aufbewahrt haben. Die Briefe aus den Vereinigten Staaten an die Angehörigen in Deutschland sind leider verschwunden. Dadurch ergibt sich eine etwas einseitige Sicht. Man würde natürlich gern etwas über die Verhältnisse in Amerika und über die einzelnen Etappen der Existenzgründung vernehmen, und zwar aus erster Hand.

Christian Schlitzer, der in der alten Heimat dem Militärdienst entronnen war, wurde in Amerika freiwillig Soldat. Als der Sezessionskrieg 1861 begann, war er bereits Second Sergeant (Unteroffizier). Aus einer am 26. Juli 1861 ausgestellten Urkunde geht hervor, daß er K. F. Henders Kompanie vom 6. Freiwilligen Regiment angehörte. Am 22. April 1861 war er zu einem dreimonatigen Dienst einberufen worden. Es bestehe kein Einwand gegen einen weiteren Dienst, heißt es in der Urkunde.

Der vier Jahre dauernde Bürgerkrieg, der recht blutig verlief, war durch den Austritt von sieben Südstaaten aus der Union ausgelöst worden. Sie bildeten die „Konföderierten Staaten von Amerika“, denen sich noch vier weitere Staaten anschlossen. Der Kampf der Nord- gegen die Südstaaten ging 1865 mit der Kapitulation der Südstaaten zu Ende. Die Südstaaten wurden wieder in die Union gezwungen. Die Nordstaaten hatten noch im Februar 1861, vor Be-

ginn des Bürgerkrieges, nur 75 000 Freiwillige unter den Waffen. Damit konnte man keine Schlachten gewinnen und ausgedehnte Gebiete besetzen. Präsident Abraham Lincoln führte deshalb die Zwangsrekrutierung ein. Hierbei wurde die zahlenmäßige Überlegenheit des Nordens sichtbar.

Christian Schlitzer kämpfte im Bürgerkrieg auf Seiten der Nordstaaten. Nach seiner glücklichen Heimkehr heiratete er Mary Hornung, die aus Bieber im ehemaligen Kreis Gelnhausen stammte. Ihr Vater war mit der gesamten Familie ausgewandert, sogar die Großmutter war darunter. Von wirtschaftlichen Sorgen wurde Christian Schlitzer nicht bedrängt. Er brachte es in seinem erlernten Beruf zu Wohlstand, starb aber schon 1888 im Alter von 51 Jahren. Seiner Witwe hinterließ er gesicherte wirtschaftliche Verhältnisse, so daß vier ihrer Kinder sogar eine akademische Laufbahn einschlagen konnten. Zwei Söhne, Henry und William, wurden Apotheker, die Töchter Caroline und Mary studierten Musik an der Hochschule in Philadelphia.

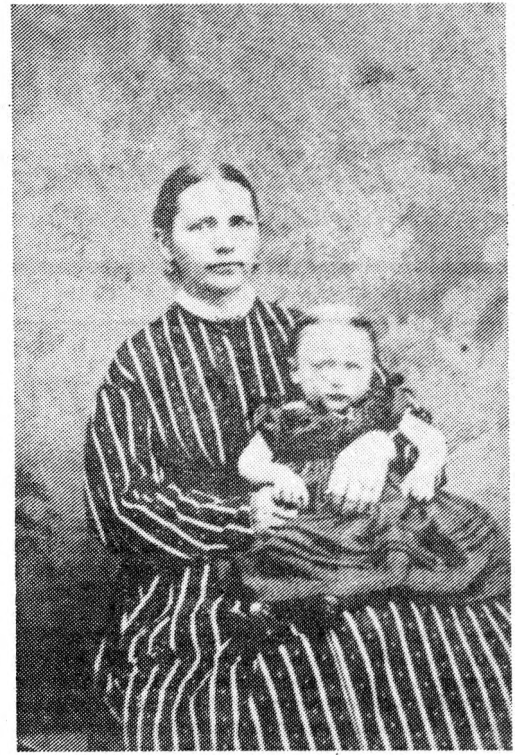
In Pottsville (Pennsylvanien) hat Christian Schlitzer ein ansehnliches Haus gebaut, in dem sein Sohn Henry später eine Apotheke eröffnete. Diese besteht heute noch als „Schlitzer's Pharmacy“.

Henry war ebenfalls mit einer Deutschen namens Mary Hoffmann verheiratet, die aber schon im Alter von 40 Jahren starb. Im Jahre 1912 wurde in der Apotheke die Tochter Margaret geboren, die mit Edward D. Condron, einem Amerikaner irischer Abstammung, verheiratet war. Sie interessierte sich sehr für Familiengeschichte, und ihr verdankt der Verfasser dieses Beitrages alle Unterlagen. Auf einer Europareise entdeckte Margaret Condron im Frankfurter Telefonbuch den Namen Dr. Willi Schlitzer. Sie trat mit ihm in Verbindung und erzählte ihm von ihren familiengeschichtlichen Forschungen. Mein Bruder, Dr. Schlitzer, konnte ihr mitteilen, daß die Heimat ihrer Vorfahren Oberbimbach ganz in der Nähe seines Geburtsortes Großenluder liege. Wieder in Amerika, schickte Mrs. Condron die Originalbriefe der Bimbacher Verwandtschaft, die sie wegen der deutschen Schrift nicht entziffern konnte, sowie Dokumente und Fotografien.

In den ersten Jahren nach der Auswanderung ihrer Kinder Christian und Philippina schrieb meist die Mutter Elisabetha, die ihren Schmerz über die Trennung nicht verbergen konnte. Jedes Familienmitglied setzte noch einige Zeilen hinzu, so daß oft seitenlange Briefe übers „große Wasser“ geschickt wurden. Mutter Elisabetha schrieb sehr gefühlvoll, während der Vater und die Geschwister realistisch die familiären, beruflichen und örtlichen Verhältnisse schilderten. Nach dem Tode der Eltern – die Mutter starb 1867,



Christian Schlitzer mit einem seiner Kinder.



Mary Schlitzer geb. Hornung, die Frau Christians.

der Vater 1875 – lockerte sich allmählich die Verbindung. Christian sah seine Heimat nie wieder, obschon er oft sein Kommen in Aussicht gestellt hatte. Das Schicksal der meisten deutschen Auswanderer spiegelt sich hierin: Nach der Akklimatisierung folgte die Integrierung in die amerikanische Gesellschaft.

Briefe nach drüben

In den ersten zwei Jahrzehnten nach der Auswanderung teilte man sich brieflich alles mit, was man für wissenswert hielt. Auf die stilistische Formulierung kam es dabei nicht an. Auch die Rechtschreibung wurde nicht ernst genommen. Man verwandte viele mundartliche Ausdrücke, z. B. „eich“ für Euch und „eir“ für Euer.

Die Briefe werden hier nicht in der vollen Länge veröffentlicht, sondern nur insoweit, als sie Schlaglichter auf die damaligen Verhältnisse in der Heimat werfen. Erläuternde Bemerkungen enthalten die Fußnoten.

Die Mutter Elisabeth schrieb am 14. März 1858, also ein Jahr nach der Auswanderung ihres Sohnes Christian und ihrer Tochter Philippina, die, wie erwähnt, mit Georg Nüchter verheiratet war:

„Eir mit Sehnsuchtsvollem Herzen an uns gerichtetes liebes Schreiben vom 18ten Januar haben wir dem Allmächtigen sei Dank richtig erhalten, doch mehr Dank sei demselben, das ihr noch alle wohl seit, und wollen Bitten daß wenn Ihr dieses Schreiben erhaltet desselben Eich noch zu erfreuen habt. Unserseits sind wir noch alle wohl, als unser Mutter war von Kirchweih bis 14 vor Fasnacht krank doch Gott sei Dank wieder gesund. Liebe Kinder Ihr schreibt uns wir sollten uns nicht um Eich kränken, Ihr hättet es besser als hier, dies freit uns zwar, doch allein was kann das Vater und Mutterherz dazu wenn es an seine Kinder denkt und manchen stillen Seufzer nebst Gebet über das unermeßliche Meer (Meer) hin über schickt wo ihre Kinder in einem fremden Himmelsreich, fern von den Ihrigen leben. Liebe Kinder sagen wir nochmals, bedenkt wir sind nicht mehr Jung. Wir stehen an der Stufe des Lebens woh ein leiser Hauch uns leicht an den Rand des Grabes bringen kann, und da ist die Hoffnung Eich ein letztes Lebewohl sagen zu kennen verlohren, ja verlohren ist die Hoffnung sagen wir nochmals vielleicht in diesem Leben Eich jeh wieder zusehn und dieses ist doch gewiß für ein Mutter Herz schwer, daß ihre Kinder unter dem Herzen trug. Deshalb verdankt es Eire Eltern nicht wenn sie oft bei stiller Nacht wo die halbe Welt in tiefen Schlaf versenkt ist an ihre Kinder denkt und oftmals Gebet dann an Eich hinniber schücken.

Liebe Kinder sagen wir weiter beherzt deshalb, was

wir Eire Eltern an Eich weniges Schreiben und vergesst im Sturm des Menschlichen Lebens, besonders in Eirem Lande woh Tugend und Rechtschaffenheit etwas seltenes ist Eier höchstes Ziel nicht, nämlich der Himmel und die Lehre unser heiligen Religion, seit mit einem Worte brav damit uns letzter Trost bleibt uns Jenseits wiederzusehn, so wie ihr in Eierer Jugend am heiligen Tage der ersten Communion vor unsren Prister Standet und wir werden dan auch den Trost schon hier haben daß es Eich wohl gehe denn wer den Höchsten nicht verläst, den verläst er auch nicht hat er selbst gesprochen . . .

Doch genug hiervon, von etwas Anderem. Eier Bruder Joseph ist seit dem Dinstag vor Fasnacht verheirathet, seine Frau ist von Uffhausen, von dem sogenannten Spirrehannes eine Tochter, mit Namens Bernhardte Schreiner. Am Hochzeitstage ging es sehr freidig zu, allen auch an diesem Freidntag fehlten unsre Liebe Kinder zu Ameriga, wo denn auch manche stille Thräne zu Eich hinüber floß und auch dieser Tag mit Wehmuth vermischt wurde.

Lieber Schwiegersohn und Tochter! Daß Eir Kind auch wieder gestorben thut uns in der Seele weh, ach wie gerne ach wie gern hätten wir dasselbe einmal gesehen und es an unser Herz gedrückt und daß es Eich viel geschmerzt viel gröser als der Abschid von hier glauben wir herzlich auch könnt Ihr Eich daraus einen Begriff machen wie es den Eltern in Deutsland zu muthe ist die so zu sagen ihre Kinder Lebendig in Amerika begraben haben lassen müssen. Doch auch



Das von Christian Schlitzer erbaute Haus in Pottsville (Pennsylvanien), in dem sein Sohn Henry eine Apotheke eröffnete, die noch heute besteht.

hierin müssen wier uns trösten und mit Job ausrufen der Herr hat gegeben, der Herr hats genommen, der Namme des Herr sei ebenedeit . . .“

Bruder Heinrich ergänzte den Brief:

„Lieber Bruter Christian du hast geschriben es hätte die Kirchweih so lustig gegangen bei Eich.⁵⁾ Es hätte noch vill lustiger gegaenge als bei uns. Bei uns ging es aber die Fasnacht Schön, da hatt jeder Bursche einen Straus am Huthe oder an der Mütze wie du voriges Jahr einen daran hast. Aber wir haben vilmal von Eich gesprochen lieber Bruter du hast uns geschriben von dem Firmus Pfeffer der Pfeffer wär jetzt ausgewachsen. Er trug jetzt Samen. Seit doch so gut und schickt uns doch mal so ein Pfefferkorn heraus das wir auch mal der Samen hirherkrigen. Johann Heinrich Schlitzer möchte es gerne haben du must denken es wäre ein guter Kamerad von dir. Es wäre kein Fremder . . .

Libe Geschwister, die Zeit ist wider herangewachsen die Dornister müsen bald wider gepackt werden bis den Donnerstag nach weisensonntag da woll wir abmarschiren (ins Ruhrgebiet).“

¹⁾ Rössler-Franz: Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte 1958 S. 56 f.

²⁾ Hierüber haben Georg Jost und Otto Schaffrath in den Buchenblättern 1967–1969 ausführlich berichtet. Auf diese Arbeiten sei ausdrücklich hingewiesen.

³⁾ Hierüber Gottfried Rehm: Zur Geschichte der Orgelbauersippe Oestreich. Buchenbl. 1966.

⁴⁾ Diese Angaben verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Pfarrer Fink, Bimbach.

⁵⁾ Diese Bemerkung beweist, daß von den Hessen in Pennsylvania die alten Volksbräuche aufrechterhalten wurden.

(Fortsetzung folgt)

Auf den Spuren der hessischen Vorfahren

Eine Amerikanerin entdeckt ihre deutsche Familiengeschichte / Von Paul Schlitzer

Am 24. Februar 1867, ein halbes Jahr nach der Annexion Kurhessens durch Preußen, schrieben die Bimbacher Geschwister an ihren Bruder Christian:

„... Besondere Neugierde wissen wir euch nicht zu schreiben als daß wir dießen Winter nicht so einen kalten Winter gehabt haben das merste Regen. Das Neieste was ich euch schreiben will das wir jetzt preißisch sein das haben wir durch den Krieg erobert.“

Von 1867 bis 1873 klafft eine Lücke im Briefverkehr, oder die Korrespondenz ist nicht erhalten. Joseph Schlitzer schrieb am 12. Oktober 1873 seinem Bruder u.a.:

„... Liber Bruder und Schwägerin. Was ich neies schreiben will, das unser Bruder Franz in 4 Wochen auch Hochzeit halten dhut im Preissischen in Eßen. Er gricht dem Thotor (Theodor) Weßelbaum seine Tochter er heiradet baz gutt, er arbeitet jetzt auch für sich er ist auch Mauermeister er hat disen Sommer 80 Mann an Arbeit. Wenn ich jetzt mit der Feldarbeit Ferdig bin will ich auch zu ihm und will ihm helfen bis die Hochzeit ist. Er hat mir geschrieben das ich etwas friher kommen soll. Wenn die Hochzeit ist macht unser Vater und der Bruder Heinrich und unser Schwager Georg Wehner auch nach Eßen auf die Hochzeit. Das währ unsere greste Freide wenn wir da einmal alle bei einander sein kenden, du und deine Frau und unser Schwager und Schwester. Mein grester Wunsch ist wen ich euch nur noch einmal sehen kende beim Leben wenn ich so viel Geld hät als ich brauchen däth, macht ich gewis einmal zu euch das wir uns doch einmal sprechen kenten. Liber Bruder ihr habt mehr gelt wie mir in Ameriga da könn doch von euch eins einmal zu uns kommen. Lieber Bruder wir haben Jetzt eine schlimme zeit für uns den 10. in diesem Monat ist unser Herr Bischof gestorben.¹⁶⁾ Bei dieser Zeit werden wir wohl keinen andern mehr grichen. Da wirst du schon wissen wie oder wann man darf jetzt nicht alles ausschreiben.“¹⁷⁾

Am 14. November 1875 schrieb Bruder Joseph u.a.:

„... Was ich euch mit trauerntem Herzen schreiben muß das unser Vater am 14ten Mai gestorben ist und den Pfingstsonntag ist er beerdigt worden. Er hat ein schönes Begräbnis. Von Ostern bis Pfingst hat er mersten Teils zu Beth gelegen. In diser Zeit das er zu Beth gelegen hat, hat er nie geklagt sein einziger Wunsch war nur eine Glückselige sterbestund der Geistliche war vor seinem ent noch bei ihm ich denk das er auch gut gestorben ist. Wir haben disen Sommer viel arbeiten müßen wir hatten keine Macht (Magd) mehr die Älste Tochter ist 15 Jahr ist schulfrei der Friedrich ist 13 Jahr der wirt vielleicht bis den Herbst auch schulfrei der Philipp ist 11 Jahr alt MariAnna ist 8 Jahr alt der kleinste ist 1/2 Jahr mit namens Klemens es geht ein jedes Jahr beßer mit der Arbeit bei uns.“¹⁸⁾

Bruder Franz, der in Essen als Maurermeister tätig war und ein Baugeschäft betrieb, schrieb am 10. Februar 1876 u. a.:

„Endlich erfülle ich meine pflicht um euch einmal zu wissen zu thun wie es uns geht. Das erste das ich geheirathet bin und zwahr in Essen wo du lieber Bruder auch schon warst und habe bis jetzt ein Kind ein junge der wird jetzt Fasnacht 2 Jahr alt ein sehr hübscher Junge wen es mal Sommer ist wollen wir euch unsere Phortograffü schicken den da ist so jetzt keine Witerung dafür.“

Zweitens schreibe ich Euch das wir hir ein sehr starker Winter haben wier haben hür ein Schne von 15 bis 18 zol und sehr Schlechte Zeiten so haben wir sie im Reinland noch nicht erlebt. Ich habe drei Jahre lank sehr Schene Arbeit gehabt Schwere Fabricksarbeiten und andre schwere Bauten das ich imer mit 70 bis 80 Man Arbeit habe obs bei Euch auch so ist kent ihr mir einmal schreiben ...

Sicherste Neigigkeiten sind das wir hür ein sehr schlechter Zeitpunkt über die Glaubensgeschüchte haben das ist unsere geschüchte über unsere sterkung weiter gar nichts hür auf der Fabrik missen sie alle Feiertage arbeiten und jeden Tag abzug noch dabei.

Eines Liber Bruder mus ich dür noch schreiben wü due damals in Essen warst da hiss es ja dü Windmühle

sü sollte noch mitten in die Staatt kommen und du weist ja wo sü stand noch ein viertelstunde von der Staatt jetzt steht sü schon mer wie in der Mitte der Staatt die Staatt ist Jetzt gröser wie Düsseldorf wir haben in unserer Staatt 58000 Einwohner auf der Fabrick geht es jetzt Schlecht arbeiten Jetzt noch annehend 19000 Man“.¹⁹⁾

Die von Franz Schlitzer angeführten „schlechten Zeiten“ im Ruhrgebiet hatten eine Hochkonjunktur abgelöst, die Ende der sechziger Jahre und erst recht nach dem siegreichen Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 zu einer ungeahnten wirtschaftlichen Blüte geführt hatten. Die französischen Reparationen, die schnell eingingen, sorgten zunächst auch für eine wirtschaftliche Belebung. Im Mai 1873 wurde jedoch durch den Wiener Börsenkrach eine gegenteilige Entwicklung eingeleitet, die in Deutschland zu einem großen Vertrauensschwund führte. Es gab viele Konkurse. Viele in Aktien angelegte Wertpapiere gingen verloren. Die Aufträge für Gewerbetreibende nahmen so stark ab, daß die Folge eine hohe Arbeitslosigkeit war. Erst Ende der 70er Jahre wurde die Wirtschaftskrise überwunden, aber bei vielen Geschäftsleuten setzte nur langsam oder auch gar nicht die wirtschaftliche Erholung ein. Franz Schlitzer hatte sein Baugeschäft in Essen aufgeben müssen und war mit seiner Familie nach Hof (Bayern) gezogen. Seine Frau berichtete, daß Franz in Essen ein Vermögen von 4000 Talern verloren habe. Die wirtschaftliche Misere war so groß, daß die Familie erwog, auch nach Amerika auszuwandern. In einem Brief an Bruder Christian heißt es: „Hier in Deutschland ist es noch

immer so schlecht seit 72 wie sonst es auch war. Auf deutschem Boden wächst kein Gold mehr wie frühere Jahre.“

*

Nach dem Tode des Christian Schlitzer schlief der Briefwechsel allmählich ein. Die Nachkommen waren schon echte Amerikaner, die die deutsche Sprache nicht mehr beherrschten. Nur der Familienname erinnert noch an die deutschen Vorfahren. Mrs. Condron hat den Schleier gelüftet, der bisher über ihrer deutschen Herkunft lag. Sie konnte sich dabei auf Briefe und Originaldokumente berufen, die in ihrem Elternhause in Pottsville aufbewahrt wurden. Es war für sie auch ein Glücksfall, daß sie bei ihren Nachforschungen in Deutschland Unterstützung fand. Dabei stellte sich heraus, daß wir den gleichen Ur-Urgroßvater haben.

¹⁶⁾ Bischof Christoph Florentinus Kött starb am 14. Okt. 1873. Er hatte am 3. Sept. 1873 einen Schlaganfall erlitten. Trotz eines Kuraufenthaltes in Bad Salzschlirf verschlechterte sich sein Zustand. Die briefliche Angabe über das Todesdatum beruht wahrscheinlich auf einem Gerücht. Vgl. Winfried Jestaedt: Der Kulturkampf im Fuldaer Land. 1960. S. 85 ff.

¹⁷⁾ Die Maigesetze von 1873 und viele Maßnahmen, die gegen die Geistlichkeit ergriffen wurden, schüchterten auch die Bevölkerung ein, die, wie hier, eine rigorose Zensur fürchtete.

¹⁸⁾ Weil die Kinder mithelfen konnten.

¹⁹⁾ Die stürmische Entwicklung im Industriegebiet spiegelt sich in diesen wenigen Sätzen wider. Mit „Fabrik“ ist kein einzelner Betrieb gemeint, sondern die Gesamtindustrie der Stadt Essen.

(Schluß)

Auf Landerholung im Kriegsjahr 1916

Erlebnisse eines Großstadtkindes in der Ruppertsmühle / Von Michael Mott

In Frankfurt am Main kamen im August 2002 unter Federführung ihrer drei Söhne – darunter der Bildstock-Buchautor Norbert Bub – die Lebenserinnerungen von Frau Martha Bub (1904 bis 1995) unter dem Titel „Mein Leben“ heraus. Darin beschreibt sie in einem eigenen Kapitel auch ihre beiden Aufenthalte in der Ruppertsmühle nördlich von Almendorf. Dies soll nun hier wiedergegeben und auch das Umfeld kurz beleuchtet werden.

Martha Oréans

Martha Elisabetha Maria wurde am 3. Dezember 1904 als erstes Kind des Kaufmanns Wilhelm Oréans und seiner Ehefrau Anna geborene Kußmaul im badischen Durlach geboren. Da war im „Ländle“ gerade Feiertag, denn Großherzogin Luise hatte Geburtstag. Die väterlichen Vorfahren stammten aus Südfrankreich und waren von Adel. Als Marthas Eltern nach Frankfurt verzogen, verblieb das Kind für etwa ein Jahr bei den Großeltern in der Residenzstadt Durlach bei Karlsruhe und zog dann mit sechs Jahren rechtzei-

tig zu Schulbeginn im April zu den Eltern nach Frankfurt-Bornheim. Als junge Frau lernte sie Seppel (Joseph) Bub (1899 bis 1987), den ältesten Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters aus Poppenhausen an der Wasserkuppe, kennen, der in Frankfurt eine Banklehre absolviert hatte und später dort zum Bankdirektor aufstieg. Die standesamtliche Trauung erfolgte am 28. Dezember 1927 im Römer, die kirchliche Heirat im Mai des folgenden Jahres. Durch ihren Ehemann und die Verwandtschaft bedingt, kam sie mit ihrer Familie bis ins hohe Alter oft in die Rhön. Das letzte Mal besuchte Martha Bub nach dem Tod ihres Mannes während eines Aufenthaltes in Poppenhausen am Samstag, dem 4. Juli 1987, mit dem Verfasser die Ruppertsmühle. Hier begab sie sich nach 70 Jahren zusammen mit den Müllersleuten Damian und Lina Storch auf die Spurensuche ihres damaligen Aufenthaltes und den später erfolgten Veränderungen.

Folgen wir nun dem Bericht in den Lebenserinnerungen von Martha Bub, die diese erst vom Jahre 1988 an niedergeschrieben hat.

Heimweh vergessen

„Die Ruppertsmühle: 1916 wurde ich von der Schule in die Rhön verschickt. Ich war ja immer ein kleines, schmales Kind. Mit die Kleinste in der Klasse¹. Ich nehme an, meine Klassenlehrerin Fräulein Link hat mich vorgeschlagen. Es hieß vier Wochen Landerholung². Ein ganzer Trupp waren wir damals, Buben und Mädels aus verschiedenen Schulen. In Steinau bei Fulda wurden wir in der Schule verteilt. Mich wollte niemand. Die Bauern suchten sich die größten und kräftigsten aus, weil sie sich billige Helfer erhofften. Eine ältere kleine Frau, so sah ich sie mit meinen damaligen jungen Augen an, erbarmte sich dann meiner. Und wie es in der Bibel heißt – die Letzten werden die Ersten sein – so war es bei mir. Ich hatte das große Los gezogen. Ich kam in die Ruppertsmühle.

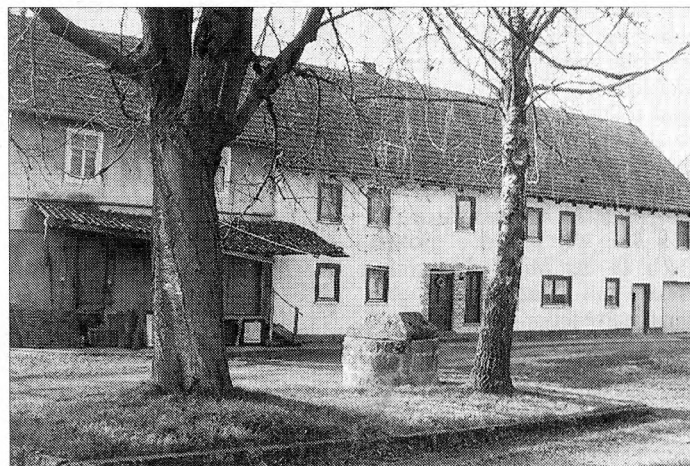
Diese liegt heute noch in einem Wiesengrund zwischen Steinau, Steinhaus, Melzdorf und Almendorf. Ich war natürlich sehr schüchtern, die Frau nahm meinen Koffer und nun ging es durch blühende Wiesen der Mühle zu. Dort wurden wir

von einem großen, schwarzen, zottigen Hund, dem „Möppel“, stürmisch begrüßt. Ich hatte erst Angst, später wurde er mein lieber Spielkamerad. Aber erst wurde ich in eine schmale Kammer geführt, ich bekam zu essen; ach, es war alles so fremd und nüchtern. Dann brachte mich die Frau in den ersten Stock, auch eine Kammer; hier sollte ich schlafen. Müde war ich ja, aber ach so allein, und da hab' ich schrecklich geweint vor Heimweh. Aber dann kam eine andere Frau, die setzte sich ans Bett zu mir, redete mir gut zu, und bald schlief ich ein.

Als ich morgens erwachte, schien die Sonne in die Kammer, draußen hörte ich den Bach plätschern. Ich schaute zum Fenster hinaus: Ach, war das eine Pracht; die Wiesen voller Blumen, Hühner mit ihren Kleinen und junge Schweinchen sah ich. Da war alles Heimweh vergessen, ich war voller Freude und Erwartung. Ich zog mich an und ging runter, um zu fragen, wo ich mich waschen könnte. Ja – da wurde ich in den Hof geschickt an den Ziehbrunnen oder an den Bach. Das fand ich riesig romantisch, und ich hab' mich dann immer am Bach gewaschen. Dann,



Die geschichtsträchtige „Rippertsmöll“ war bis 1973 in Betrieb und wurde von einem von der Haune abgeleiteten Mühlgraben mit Wasser versorgt.
Fotos (2): Michael Mott



Die Ruppertsmühle heute, von der Hofseite aus gesehen, mit dem im Bericht erwähnten, heute abgedeckten ehemaligen Ziehbrunnen zwischen den beiden Bäumen.

nach einem prima Frühstück, durfte ich die Schweinchen hüten. Da hatte ich viel zu laufen, lustig war es. Und dann lernte ich die andern alle kennen. Es waren vier unverheiratete Geschwister. Der älteste war Joseph, ein etwas ernster Mann. Dann der Primus. Der hat immer gelacht und Spaß gemacht. Dann kam Marie, die Frau, die mich geholt hatte, und dann noch Anna. Und alle waren herzensgut zu mir. Ich werde die Wochen in der Mühle nie vergessen. Und ich bitte Gott oft, dass er ihnen alles tausendfach vergelten möge, was sie mir Gutes getan haben.

Es war dann noch die Magd da, die Jule, und ein russischer Gefangener, der Wassili³. Zuerst ging ich auf Erkundung aus. Auf dem Dachboden fand ich alte Kalender und hatte also was zum Lesen. Manche der schönen Bilder hab' ich mir mit Reißnägeln in meiner Kammer an die Wand geheftet. In der Kammer stand außer meinem Bett noch eine alte Truhe. Ich pflückte mir Blumen und durfte sie in einem Glas darauf stellen. Mit Wassili, der ein prima Freund wurde, saß ich oft am Feierabend am Bach, er erzählte mir von Russland und lehrte mich einige Wörter Russisch. Er zeigte mir, wie man aus kleinen Zweigen Bilderhämmchen machte. Die kamen dann auch auf die Truhe mit Bildern und Postkarten. Übrigens – mein Bett war ein Strohsack. Jeden morgen musste ich das Stroh etwas auflockern, oft fand ich mich morgens sogar – ich schlief sehr unruhig – im Stroh vergraben. Aber ich habe prima auf dem Strohsack geschlafen.

Morgens war ich schon früh wach; die Sonne weckte mich. Dann ging es zur Frühmesse, abwechselnd nach Steinau und Steinhaus. Ach, war das ein herrlicher Morgenspaziergang. Nach Steinhaus führte eine Straße an den Feldern vorbei; nach Steinau ging es durch die Wiesen. Ich habe immer hell gesungen. Meistens das Lied ‚Deinem Heiland, deinem Lehrer‘. Das hat ja viele Strophen und die haben gerade gereicht, bis ich dort war. Kam ich dann nach Hause, stand das Frühstück auf dem Tisch. Alle saßen wir um den großen Tisch. In der Mitte eine große Pfanne mit Rührei und Speck. Dazu hatte jeder ein Stück Brot und eine Gabel und damit ging es ran. Ich saß neben Primus, und der verstand die Pfanne so zu drehen, dass der meiste Speck auf unserer Seite war. Was hab ich da reingehauen. Auch mittags stand eine große Schüssel auf dem Tisch und wir aßen alle aus der Schüssel. Ich

fand das wunderbar und wollte es später daheim auch einführen. Aber Mutter hat gelacht.

Die Mühle hatte keine Wasserleitung. In der Küche war ein Brunnen, da musste man mit einem Schwengel das Wasser pumpen, und im Hof war ein Ziehbrunnen, da hat man mit einem Eimer das Wasser heraufgeholt. Die Mühle war ein großes Anwesen mit zwei Scheunen und Ställen. Wenn morgens gemolken war, kamen die Kannen mit Milch mit dem Wagen zur Bahnstation. Da durfte ich oft mitfahren. Bald sprach es sich bei den anderen Kindern herum, dass ich es so gut getroffen hatte; da kamen sie, wenn sie freie Zeit hatten, zum Spielen zu mir. Wir spielten Versteck in der Scheune. Wenn wir müde waren, bekamen alle ein Wurstbrot. Sie haben mich oft beneidet. Es war zur Heidelbeerzeit, wir wollten auch Heidelbeeren sammeln. Marie gab mir ein kleines Töpfchen. Ich aber wollte einen Eimer haben und den gefüllt mitbringen. Da hat sie gelacht und mir ein Milchkännchen gegeben. Und was hab' ich heimgebracht? Gar nichts! Die Beeren haben so gut geschmeckt, und da gingen alle ins Kröpfchen statt ins Töpfchen.

Schön war auch einmal eine Wallfahrt nach Fulda zum Bonifatiusstag. Früh morgens ging es per pedes los am Berg vorbei zum Fuldaer Dom. Nach dem Festgottesdienst kehrten wir beim Ballmeister ein und ließen uns das mitgebrachte Brot und Wurst gut schmecken. Die Großen tranken ihr Bier, und ich bekam Limonade. Ja – es war eine schöne Zeit, meine Ferien in der Ruppertsmühle. Und ich hatte noch Glück – meine Ferien wurden verlängert: Acht Wochen war ich dort.



Von ihrer Landerholung in der Ruppertsmühle hat Martha Bub (Erste von links) ihr Leben lang gern erzählt. Hier bei ihrem letzten Besuch am 4. Juli 1987 mit der Müllersfrau Lina Storch geborene Heil (rechts) und dem Müller Damian Storch. Foto: Michael Mott

Als ich zur ersten heiligen Kommunion ging (1917), durfte ich noch einmal kommen – man gab mir Mehl, Butter und Eier und Milch mit. Ja, es waren gute Menschen – die vier: Gott vergelt's ihnen.“

Soweit der Bericht von Martha Bub, der uns auch zeigt, dass durch die während des Ersten Weltkrieges in den Städten herrschende große Not besonders der auf dem Lande oft noch anzutreffende „gut gedeckte Tisch“ beeindruckte und in Erinnerung blieb.

Eine Bestätigung dafür, dass im Ersten Weltkrieg Stadtkinder hier auf das Land geschickt wurden, kann man auch in der damals von Lehrer Philipp Engel geführten Almendorfer Schulchronik nachlesen. Für das Jahr 1917 hält er fest: „Am 30. April kamen vier Knaben von Kassel, welche während der Sommermonate in Almendorf und Stöckels Aufnahme fanden. In den Städten war infolge des langen Krieges eine große Knappheit an Lebensmitteln entstanden. Die Kinder sollten sich auf dem Land erholen. Aus demselben Grunde brachte am 8. Juni die Stadt Frankfurt hier vier Mädchen für vier Wochen unter.“

Aus der Geschichte

Ein kurzer Exkurs über die Geschichte der Ruppertsmühle an der Haune, im Volksmund „Rippertsmöll“ genannt, soll nun noch am Schluss folgen. Reimer setzt sie mit dem im Fuldaer Adelsarchiv (derer von der Tann) 1433 genannten „Ryprechtshusen“ gleich. Im Zinsregister des Klosters Petersberg von Apollo Vilbel erscheint 1520 ein Andres Bappert als Ruppertsmüller. Spätere Besit-

zer der Ruppertsmühle, die gelegentlich auch „Mühl in der Haselhecken“ genannt wird, waren Balthasar Bappert, Jacob Dorß, der Schultheiß Heinrich Metz (1648), Jörg Klüber, Bast Bappert (1670), Caspar Hau (1694), Hans Hau, Johannes Erb (1705) und Nikolaus Erb (1748).

Aus der Zeit von Niklas Erb hat sich am Wohnhaus eingelassen ein Reliefstein mit der Jahreszahl 1792 erhalten. Er zeigt den „Brückenheiligen“ Johannes Nepomuk. Auch auf einem barocken Scheitelstein über dem Eingang zum ehemaligen Mühlenraum hat sich jener Nikolaus Erb im gleichen Jahr „verewigt“. Des Weiteren ließ der gleiche Müller auch 1806 bei der Mühle einen interessanten Bildstock aufstellen, der unter anderem die Reliefs der Heiligen Bonifatius, Wendelinus, Nikolaus und Rupert enthält.

Johann Adam Erb (1771 bis 1844) hieß der nächste Ruppertsmüller. Im Mai 1854 übernahm Georg Josef Reinhard aus Sickels nach mehreren kurzzeitigen Zwischenbesitzern schließlich das Mühlenanwesen, gefolgt von seinem Sohn Josef Reinhard(d), den Martha Bub bei ihrem Aufenthalt im Ersten Weltkrieg kennen lernte. Dieser verkaufte 1931 Mühle und Landwirtschaft an den ehemaligen Besitzer der Hockenmühle bei Dipperz, August Storch (1879 bis 1941). Nachfolgende Eigentümer waren Damian Storch (1915 bis 1992) und derzeit Sohn August Storch. ○

Anmerkungen:

- 1 Brentano-Schule (gemischte Jungen- und Mädchen-Volksschule) in Frankfurt-Bornheim, Arnsburger Straße 42.
- 2 Nicht zu verwechseln mit der Kinderlandverschickung (KLV) durch die Reichsjugendführung im Zweiten Weltkrieg, um Kinder aus den Zentren des Luftkriegsgeschehens zu evakuieren. Schon zu Beginn des Dritten Reiches hatte die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) in Verbindung mit der Hitlerjugend (HJ) Erholungsaufenthalte von Stadtkindern auf dem Land organisiert, die dann schon bald nach Kriegsbeginn den Erfordernissen des Krieges – nach dem Motto: Luftnotgebiete – kein Platz für Kinder! – angepasst wurden.
- 3 Wie der heutige Müllernachkomme August Storch erzählt, sei die Magd Jule nach Kriegsende mit dem Russen in dessen Heimat gezogen und habe ihn auch geheiratet. Später habe sie sich jedoch wieder in der Heimat eingefunden und habe ihre alte Stellung in der Ruppertsmühle angetreten. Und wie es halt im wirklichen Leben so ist, habe sie sich mit einem jetzt dort angestellten neuen Rhöner Helfer angefreundet und sei mit diesem eine zweite Ehe eingegangen.

Literaturhinweis:

Elmar Schick: Haunedorfer Heimatbuch. Fulda, 1993, S. 47, 82–84, 135.

„Auf nach Gersfeld!“ rufen alle

Zur Eröffnung der ersten Rhönbahnstrecke 1888 / Von Otto B e r g e

Die nachfolgenden Ausführungen sollen zurückblenden auf das Jahr 1888, als die erste Rhönbahn von Fulda nach Gersfeld am 1. Oktober eröffnet wurde. In den zeitgenössischen Berichten, die hier dargeboten werden, spiegelt sich nicht nur die Genugtuung und Begeisterung über die Eröffnung der Rhönbahn wider, sondern es wird auch offenbar, daß dieses Ereignis eine Rhön-Euphorie auslöste, die einerseits wirtschaftliche Gründe hatte, andererseits aber auch in Heimat- und Naturverbundenheit sowie in Wanderfreude begründet war. Ob das Wort Rhöntourismus damals schon berechtigt war, sei dahingestellt.

Auch der Anteil von Bürgern aus Gersfeld und Fulda sowie von Mitgliedern des Rhönklubs am Zustandekommen der Bahnlinie wurde in zeitgenössischen Berichten gebührend gewürdigt. So nahm der Regierungspräsident am Vorabend der Eröffnung bei einem Festbankett „im Flusse seiner Rede willkommene Gelegenheit, die großen Verdienste um das Zustandekommen der neuen Bahn ins vorteilhafteste und ungeschmälertste Licht zu stellen, welche sich der Rhönclub, aus dessen Schoß das Projekt eigentlich hervorging, erworben hat“.

Die Ereignisse am 1. Oktober 1888 wurden folgendermaßen beschrieben:

„Endlich ist heute morgen der langersehnte Tag angebrochen, wo der erste Zug aus der Rhön hier (in Fulda) ankommen sollte. Und er kam und nicht nur die versteckt gewesene Sonne, sondern auch eine Menge Fröhlicher lächelte ihm bei der Einfahrt in die hiesige Station (= Fulda) im Fahnschmuck entgegen. Die Maschine des aus sieben Wagen bestehenden Zuges, welcher unter lautem Hurrah der ihn Erwartenden und seiner Insassen langsam um 7.40 Uhr einlief, war bedeckt mit Guirlanden und Kränzen aus frischem Grün und, von Fähnchen in deutscher Farbe (= schwarz-weiß-rot) umflattert, trug sie auf der Stirne in einem Fichtenzweigrahmen den Rhönvers:

Auf nach Gersfeld! rufen alle:
Eube, Ebersberg und Nalle;
Von Fulda kommt zum Rhönbahnfeste!
Willkommen, edle Rhönclubgäste!

Nach herzlichen Begrüßungen nahmen die Festteilnehmer in (aus) Gersfeld, unter denen besonders stark der Rhönclub mit seinem Präsidium vertreten war, mit dem Herrn Oberbürgermeister, mehreren Stadtratsmitgliedern, höheren Eisenbahn- und andern Beamten in den niedlichen neuen Wagen gemütlich Platz und, nachdem das Rangieren besorgt war, setzte sich der

erste Zug nach Gersfeld mit zwei Maschinen und acht Wagen unter Hochrufen in Bewegung.“

Die erste Fahrt nach Gersfeld

Über den weiteren Verlauf der Fahrt nach Gersfeld, die sich zu einem wahren Triumphzug entwickelte, wird berichtet:

„Je mehr der Zug seinem Endziele Gersfeld sich näherte, desto feierlicher war die Begrüßung und der Empfang auf den berührten, festlich geschmückten Stationen. Schon in Eichenzell fand man die Schuljugend vor dem Stationsgebäude aufgestellt, welche die An- und Abfahrt bejubelte. Welkers hatte neben reicher Beflaggung und Bekränzung auch noch eine Ehrenpforte errichtet; auf der Station Lütter fand ein Empfang mit Musik statt, und aus Schmalnau und Hettenuhausen, welcher erster Ort sich ganz besonders durch sein prächtiges Festkleid hervortat, krachten dem ankommenden Zuge Böllerschüsse zum Gruße entgegen. Die Herren Pfarrer Eighorn und Eiter der letztgenannten Orte hielten kurze, mit einem Hoch auf unseren allverehrten Kaiser und König endigende Ansprachen, denen ein von Musik begleiteter Gesang der Nationalhymne folgte. Mit jedem zurückgelegten Kilometer wurde die Stimmung der Festpassagiere eine gehobenere, und als denselben erst der bekannte sagenreiche Ebersberg und der einladende Wacktüppel mit seiner beflaggten Spitze ansichtig wurde, da schlug wohl jedem als dem Ziele nahe das Herz höher vor Freude.“

Die erste Rhönbahn

Zur Eröffnung der Bahnstrecke Fulda – Gersfeld am 1. Oktober 1888

Das Gedicht „Die erste Rhönbahn“ erschien zur Eröffnung der Rhönbahn am 1. Oktober 1888. Nicht nur die Rhönbegeisterung spricht aus diesen Versen, sondern es werden auch Erwartungen geweckt, die sich mit dem Bau der Rhönstrecke verbinden.

Hohe Freude hat entzündet
Jubel rings in Berg und Tal,
Welches, wie er laut verkündet
Die ersehnte Bahn durchwindet
Heute stolz zum erstenmal.

Wo die hohen Gipfel ragen,
Aufwärts in des Himmels Blau
Wird uns nun das Dampfroß tragen
Wohlgelenkt, in schnellem Jagen
Hin durch Täler, Wald und Au.

Von der Welt Verkehr geschieden
Lag die Rhön so lange Zeit
Einsam da in stillem Frieden,
Und es war ihr nicht beschieden
Mancher Segen uns'rer Zeit.

Nun wird jede Schranke schwinden,
Und sich Rhönlands stille Flur
Mit Alldeutschland eng verbinden,
Und wie Schatten dort entschwinden
Jedes Hemmnis der Kultur.

Und in frischem Eifer regen
Wird sich der Bewohner Kraft:
Fleiß'ger Arbeit strömt entgegen
Dann auch dort der reiche Segen,
Den die Industrie uns schafft.

Manch verborg'ner Schatz der Erde
Wird nicht länger müßig ruhn,
Wird, gehoben ohn' Beschwerde,
Fern von heimatlichen Herde
Noch der Menschheit Gutes tun.

In den Tälern, auf den Höhen,
Wo wir noch aus alter Zeit
Fester Burgen Trümmer sehen,
Werden segensreich erstehen
Burgen der Betriebsamkeit.

Auch wird sich bedeutend mehr
Fürder der Touristen Zug,
Die die Rhön zu schau'n begehren,
Wenn sie bis zum Ziel, dem hehren,
Trägt des Dampfes schneller Flug.

Kurz: Es wird ein neues Leben
Dort erblühn mit diesem Tag;
Manche Kraft wird vorwärts streben,
Und manch Feld sich blühend heben,
Das noch brach darniederlag.

Vieles wird sich neugestalten:
Doch bis in die fernste Zeit
Wird sich unverfälscht erhalten
Und in segensreichem Walten
Dort die alte Redlichkeit.

Und der Väter bied're Sitten
Und ihr gläubig frommer Sinn,
Die Jahrhunderte durchschritten,
Schwinden nicht aus Rhönlands Mitten
Mit dem Flug des Dampfes hin.

Hohes Glück wird dann zum Lohne
Uns'rer Rhön beschieden sein,
Und in Deutschlands Kaiserkrone,
Wird sie glänzen auf dem Throne
Als ein heller Edelstein.

Und nach Hunderten von Jahren,
Wenn noch Groß'res schon getan,
Werden später Enkel Scharen
Tiefe Dankbarkeit bewahren
Den Begründern dieser Bahn!

Ankunft in Gersfeld

Über die Ankunft des ersten Zuges in Gersfeld heißt es im Bericht des Fuldaer Kreisblattes:

„Punkt halb 10 Uhr lief der Zug auf der in wahrhaft staunenswerter Weise gezierten und mit einer imposanten Ehrenpforte versehenen Station Gersfeld unter stürmischen, jauchzenden Zurufen eines ungeheuren Menschenandranges ein. Die Begrüßung der angekommenen Gäste erfolgte durch den Herrn Stadtvorsteher Schüller, welcher dieselben herzlich willkommen hieß und flüchtig auf die große Bedeutung des Tages hinwies.“

Festzug in Gersfeld

„Hierauf setzte sich der Festzug, mit weiß gekleideten Mädchen an der Spitze, in Bewegung. Auf die Weyherer Kapelle folgten die offiziellen Persönlichkeiten, die Vertreter der Staatsregierung, der Eisenbahnbehörde usw., diesen der Zentralkomitee des Rhönclubs, die Vertreter der Sektionen Fulda, Hilders, Tann, Brückenau, Gersfeld; dann die Gersfelder Vereine und Zünfte unter Vorantritt des dortigen Musikkorps. Fast an allen Häusern des glücklichen Rhönstädtchens waren entweder Fahnen oder aus frischem Grün hergestellter Schmuck zu sehen, mit dem die freudeglänzenden Gesichter des Publikums in schönster Harmonie standen. Nach dem Rundgange durch die Stadt, während welchem ihm so mancher freundliche Zuruf geworden, machte der zu einer stattlichen Länge angewachsene Festzug auf dem Marktplatze halt, nahm Kreisform an, innerhalb welcher Herr Graf Froberg sich speziell an den Herrn Regierungspräsidenten wendete und in ihm der Kgl. Regierung namens der Stadt Gersfeld dankte für das Wohlwollen, das sie den Rhönbewohnern durch den Bau dieser Bahn erwiesen habe, indem er dann alle Versammelten bat,

diesem Dank durch dreimaliges donnerndes Hoch auf Se. Majestät unsern Landesherrn Ausdruck zu geben. Diese Worte erregten stürmische Begeisterung und, von dem einen Gedanken der Liebe und des Dankes erfüllt, sang die große Menge der Festgenossen zwei Strophen des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz“. Herr Regierungspräsident Rothe, auf welchen nicht nur der festliche Putz und die überaus große Begeisterung, welcher er auf der ganzen Strecke begegnete, sondern auch ganz besonders die großartige Feststimmung in Gersfeld einen vorzüglichen Eindruck gemacht hatte, gab in der nun folgenden Erwiderung der Hoffnung Ausdruck, daß die Absicht der Regierung, durch den Bahnbau frisches Leben und besseren Verkehr in die herrliche Rhön zu bringen, sich recht segensbringend erfüllen möge. Dem Gedeihen des nun erschlossenen Gebirges und der Stadt Gersfeld galt sein Hoch. Hiermit war auch die Zeit gekommen, wo sich der Festzug auflöste, bei dessen Teilnehmern mittlerweile die Erfüllung kulinarischer Wünsche zur brennenden Frage geworden war. Zur Lösung derselben richteten die einen zum „Adler“, die anderen zur „Post“ usw. ihren Gang, um ein Frühstück einzunehmen.“

Schneegestöber in der Rhön

„Während des Festessens stellt sich ein leichtes Schneegestöber wie zur Mahnung, daß man sich trotz aller Herrlichkeit zu Oktobers Anfang tief in der Rhön befinde, ein, hielt jedoch nicht an, so daß bei gebesserem Wetter der geplante Ausflug nach dem Rodenbacher Kuppel von einem großen Teil der anwesenden Herren in Damenbegleitung mit Befriedigung ausgeführt werden konnte... Der Nachmittagszug führte der Festversammlung noch einen ansehnlichen Zuwachs aus Fulda und der Umgegend zu. Nur allzugewöhnlich senkte sich die Abenddämmerung auf die glückliche Rhön und unvermutet stand man vor der Trennungsstunde von der lieb gewordenen Feststadt.“

Abschied von Gersfeld

„Ungern schickte man sich zur Heimkehr an, behufs derer um 6.24 Uhr der Zug bereit stand. Die Sektion Gersfeld hatte es sich in ihrer Liebenswürdigkeit nicht nehmen lassen, den Scheidenden in geordnetem Zuge, die Musik voran, ein Ehrengelächte zum Bahnhof zu geben. Und erst welches Leben da! Welche mit den ergötlichsten Zwischenfällen im Drange der Gefühle erheiterte Abschiedsszenen! Wie viele Umarmungen und Küsse, welch zahlloses Händedrücken und herzliches „Auf Wiedersehen!““

Rückkehr nach Fulda

„Unter endlosen Hochrufen und Tücher- und Hütschwenken rollte der Zug mit den auswärtigen Gästen von der Station und kam wohlbehalten 7.40 Uhr hier (= in Fulda) an, empfangen von den Hochrufen eines zahlreich versammelten Publikums. Allen den Entsetzten strahlte höchste Befriedigung aus dem Antlitz, ja es schien sogar, als wäre die eröffnete Sekundärbahn in doppelter Beziehung: nach der Zahl der Passagiere und dem Grade der Begeisterung mancher Herren zu einer Vollbahn umgewandelt. – So gehört nun wieder ein Freudentag für die Rhön und ein Ehrentag für die Schöpfer der Bahn der Vergangenheit an – unvergeßlich für alle Zeugen seines Glanzes!“

Triumph für den Rhönklub

„Die Eröffnungsfeier war ein Tag des Triumphes für den Rhönklub“, so wird berichtet, „dessen Verdienste um das gelungene Werk bei dieser Gelegenheit mehrfach von hoher Seite unumwunden betont wurden. Möchte doch mit diesem bedeutungsvollen Tage eine Ära des Segens und der Wohlfahrt hereinbrechen auf die stolzen Rücken und in die stillen Täler unserer prächtigen Rhön mit ihren anspruchsvollen, fleißigen Bewohnern, damit der an diesem Tage so herrlich und reich bekundete Dank für unseren allverehrten Kaiser, unsere Regierung und alle Behörden, welche die Hereinziehung unserer Berge in das Eisenbahnnetz gefördert, von Kind und Kindeskindern noch in späteren Zeiten wiederholt werde!“

– Auf ein während des Festessens in Gersfeld entworfenes und nach demselben durch den Präsidenten des Rhönclubs, Herrn Kreisphysikus Dr. Schneider, an den Herrn Eisenbahnminister v. Maybach gerichtetes Begrüßungs-Telegramm lief heute aus Berlin folgendes Antwortschreiben ein:

Berlin, den 2. Oktober 1888.

Für den aus Anlaß der Eröffnung der Eisenbahn Fulda–Gersfeld mir telegraphisch übermittelten freundlichen Gruß der versammelten Mitglieder des Rhönclubs sage ich meinen ergebensten Dank. Ich erwidere denselben mit meinen besten Wünschen für das Wohl und Gedeihen der durch die neue Bahn aufgeschlossenen Gegend.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten
v. Maybach

Rhönbahn hat großen Zuspruch

Etwa drei Wochen nach der Eröffnung der Rhönbahn zeigte sich immer noch ein überaus großer Zuspruch. Insbesondere wurden die Sonntage zu ausgedehnten Wanderungen genutzt, wie aus dem folgenden Bericht hervorgeht:

„An dem gestrigen schönen Sonntage wurden zahlreiche Ausflüge in die Umgegend unternommen und hatten die Züge auf der Rhönbahn Fulda–Gersfeld, ganz besonders der letzte hier ankommende, eine solch starke Besetzung, daß Passagiere der 3. Klasse keinen Sitz mehr erhalten konnten. Weyhers, Gersfeld, Ebersberg hatten einen großen Zuspruch, wäh-

rend unter Führung der Herren Präsidenten des Rhönclubs und der Alpenclub-Sektion, Kreisphysikus Dr. Schneider und Hof-Apotheker Rullmann, eine Anzahl Herren einen ungewöhnlichen und schwierigen Aufstieg zum „Kreuzberg“ unternahmen, um daselbst bei den gastlichen Mönchen im Refektorium des berühmten, großartig gelegenen Klosters nachmittags 2 Uhr das von hier aus über Bischofsheim telegraphisch bestellte Mittagmahl einzunehmen. Der Ausblick vom Scheitel des „Kreuzberges“ auf den Spitzenkranz der Rhön und die in melancholischer Herbstfärbung der Blätter schillernden Tallandschaften war bei der klaren Luft ein freier und der gewonnene Eindruck ein äußerst lieblicher. Dieser schöne Punkt der Rhön war gestern auch von mehreren Herren aus Kissingen besucht, welche die Kreuzberg-Tour eine sehr lohnende nannten. Im Gasthaus zur „Post“ in Gersfeld herrschte gestern ein sehr reges Leben, indem dort außer den vorangedeuteten Herren Touristen noch andere Gesellschaften mit Damen aus Fulda den Abgang des Zuges erwarteten, der namentlich in Schmalnau, Lütter und Eichenzell große Mengen aufzunehmen hatte, die alle der sonnenhelle Oktobertag aus unserer Stadt gelockt und befriedigt hatte.“

Nicolaus Guler und Henricus de Alsfeldia

Zwei Rektoren der Universität Heidelberg / Von Reinhold Schwaab

Im Jahre 1386 gründete der pfälzische Kurfürst Ruprecht I. (1309/1353–1390) in Heidelberg eine Universität, nach Prag (1348) und Wien (1365) die älteste auf deutschem Boden. Innerhalb kürzester Zeit erfreute sich die neue Universität außerordentlicher Beliebtheit: Aus Prag (aufgrund nationaler Streitigkeiten zwischen Tschechen und Deutschen) und Paris (durch das abendländische Kirchenschema von 1378 bedingt) zogen sowohl Professoren als auch Studenten in die Neckarstadt, so daß bereits im ersten Jahr nach der Gründung 165 Scholaren an der Hochschule unterrichtet werden konnten.

Der Ruf der Universität drang auch nach Fulda: Schon 1387 lassen sich zwei Fuldaer nachweisen, in den ersten 15 Jahren des Bestehens insgesamt 21.

Wenn auch die Universitätsgeschichte jener Zeit aufgrund mangelhafter Quellenlage nicht mehr in allen Einzelheiten nachzuvollziehen ist, so ist doch festzustellen, daß die Geschehnisse der Alma mater Heidelbergens schon in ihrer Frühzeit von zwei aus den Fuldaer Landen stammenden Personen mitgeprägt wurden, den Rektoren Henricus de Alsfeldia und Nicolaus Guler. Henricus de Alsfeldia alias de Fulda, so sein in den Universitätsakten geführter Name, wurde vermutlich in den fünfziger Jahren des 14. Jahrhunderts geboren. Erstmals urkundlich erwähnt findet man ihn am 8. Juli 1376; nach erfolgreichem Studium an der Prager Universität wurde er an eben jenem Tag zum „baccalarius artium“ promoviert. Wann und wo er später die Magisterprüfung ablegte, die ihn zum Lehramt befähigte, konnte an Hochschulen nicht festgestellt werden (in Wien war es zumindest nicht).

In Heidelberg erscheint sein Name in den Akten, nachdem er zum 19. Rektor der Universität und zugleich zum Dekan der Artistenfakultät gewählt wurde, in deren Archivalien man ihn auch als „pastor in Creynveld“ (Crainfeld, Kr. Lauterbach) führte. Seine Amtszeit währte, wie zur damaligen Zeit üblich, nur ein Vierteljahr, vom 17. März bis zum 23. Juni 1391. Noch im gleichen oder folgenden Jahr wurde Henricus de Alsfeldia, in der Abrechnung seines Rektorates auch Henricus de Fulda genannt, zum „baccalarius iuris“ promoviert, danach verliert sich seine Spur. Während seiner Amtszeit immatrikulierten sich in Heidelberg 37 Studenten, darunter acht sogenannte „pauperes“, d. h. arme, zum Teil oder gänzlich von Studiengebühren befreite Scholaren, unter anderem auch der aus Fulda stammende Gotfridus Kolbe. In Henricus de Alsfeldias Rektorat fällt im übrigen der erste Eigentumserwerb der noch jungen Universität. Am 21. Mai 1391 schenkte Kurfürst Ruprecht II. (1325/1390–1398) der Hochschule die ihr bereits im November 1390 überlassenen Häuser von aus Heidelberg vertriebenen Juden. Die Gebäude fanden Verwendung als collegium artistarum und Professorenwohnungen.

Ebenfalls in Prag studierte Nicolaus Guler de Fulda, der am 13./16. Mai 1383 die Bakkalaureusprüfung „in artibus“ ablegte. Im Herbst 1387 immatrikulierte er

sich als „baccalarius in artibus Pragensis, Herbiopolensis diocesis“ an der Universität Heidelberg. Zwischen 1387 und 1393 wurde Nicolaus Guler zum „magister artium“ promoviert, seine Tätigkeit als Magister übte er etwa 30 Jahre aus. Als Mitglied der Artistenfakultät wird er des öfteren als Examinator und Rat der Fakultät erwähnt.

Am 20. Juni 1401 übernahm er als 46. Rektor die Leitung der Universität, die Amtszeit währte bis zum 22. Juni 1402 (bereits unter seinen Vorgängern war das Rektorat auf ein halbes Jahr verlängert worden). Von Dezember 1404 bis Juni 1405 und nochmals von Dezember 1416 bis Juni 1417 stand Nicolaus Guler der Artistenfakultät als Dekan vor.

Bemerkenswert ist es im übrigen, daß der ehemalige Heidelberger Rektor noch weiterhin studierte. Am 23. Juni 1407 wurde er zum „baccalarius theologie“ promoviert. Letztmalige Erwähnung fand er am 14. August in den Akten der Artistenfakultät, danach verliert sich auch seine Spur.

Während des Rektorates wurden 49 Immatrikulationen verzeichnet, darunter elf „pauperes“.

Ungedruckte Quellen:

Acta universitatis, 2 Bde., Signatur: UAH. A-160/1,2; Acta facultatis artium, 1 Bd., Signatur: H-IV-101/1

Gedruckte Quellen:

Die Matrikel der Universität Heidelberg 1386–1870, hrsg. von Gustav Toepeke und Paul Hintzelmann. 7 Bde., Heidelberg 1884–1916.

Die Matrikel der Universität Prag.

Literatur:

Hautz, Johann Friedrich: Geschichte der Universität Heidelberg, 2 Bde., Mannheim 1862–1864.

Heinemann, Günter: Heidelberg, München 1984.

Weisert, Hermann: Die Rektoren und die Dekane der Ruperto Carola zu Heidelberg 1386–1985, in: Semper Aperus, Bd. IV., S. 299–417, Heidelberg 1986.

Weisert, Hermann: Zeittafel zur Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 1986.

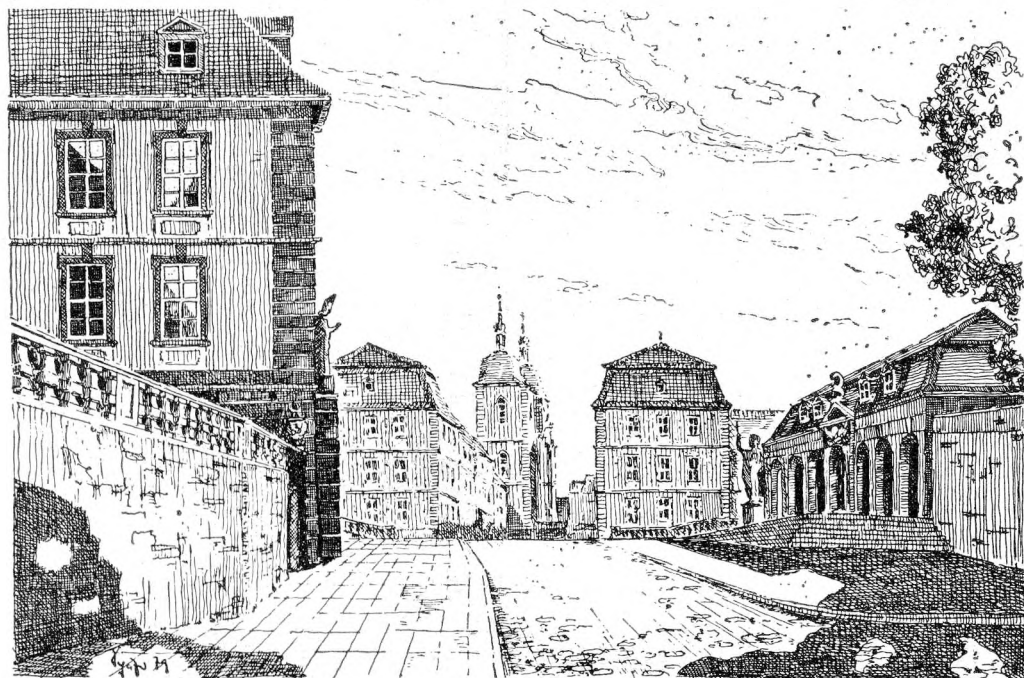
Die ungedruckten Quellen befinden sich im Archiv der Universität Heidelberg.

Kein Pferd für den Pfarrer zu Tann

Der evangelische Oberpfarrer und Schulinspektor Johann Roth aus Tann beantragte am 8. April 1813 bei der Regierung in Würzburg, ihm für seine Pfarrtätigkeiten und Schulinspektionen ein Pferd zur Verfügung zu stellen. In einem zehnteiligen Schreiben legte er dar, daß zu seinem Amtsbezirk als Schulinspektor 22 Ortschaften gehörten, die „durch beträchtliche Berge und Täler getrennt, selbst bis zu zwei Stunden von hier entfernt waren“. Deshalb stellte er den Antrag, daß die „Untertanen der hiesigen Oberpfarre“ zu seinen Schulvisitationen und Pfarrhandlungen auf den Dörfern ihm ein Pferd stellen sollten. Dieser Antrag wurde jedoch von der Regierung abgelehnt, da die Gemeinden „zur Stellung eines Pferdes“ nicht herangezogen werden könnten. (Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg 112 b/681.)

G. Rehm

Aus dem Brief eines ehemaligen Oberrealschülers



Blick zur Stadtpfarrkirche.

Federzeichnung von K. Schäfer

Der Domplatz war ja zu unserer Zeit ein formloses Gebilde und der monumentalen Umgebung unwürdig. Anno 1934 war ich mit meinem jüngeren Kollegen Dockie Hartmann, beide damals schlecht bestallte Regierungsbauführer, einig, daß hier ein wohlgestalteter Architekturplatz vonnöten sei, und wir erörterten die Lösung in manchem Gespräch. Dockie fertigte einen Entwurf und baute mit viel Liebe ein großes maßstabsgerechtes Gipsmodell. Als ich nach dem Krieg wieder einmal nach Fulda kam, stellte ich freudig überrascht fest, daß ein Platz entstanden war, der in allen wesentlichen Einzelheiten Dockies Entwurf glich. Diese Lösung lag wohl in der Luft. Schade, daß Dockie das nicht mehr erleben durfte, er blieb im Felde.

Vor dem Dom neben dem linken Obelisk stand Anfang der zwanziger Jahre noch eine Bedürfnisanstalt in Holzbauweise. Der Architekt, in dem dunklen Drang, sein Werk der sakralen Umgebung anzupassen, hatte ihr die Gestalt einer polygonalen Pagode mit reichlicher Laubsägearbeit gegeben. Zwar sah der Dom schockiert auf den Bastard herab; aber die Anstalt, die später in den Untergrund ging, war doch für viele eine willkommene Zuflucht.

Durch das Paulustor, an der Pestsäule vorbei, den Treppenberg hinauf, vorüber an dem Kloster der fratres minores auf dem Frauenberg zum Kalvarienberg. Wie oft sind wir den Weg gegangen, zu jeder Jahres- und Tageszeit! In lauen, betäubend duftenden Sommernächten, wenn in den Linden- und Kastanienalleen süßer Honig aus den Blüten auf das Pflaster

tropfte und Abertausende von Bienen in Nachtschicht, im Scheine der Laternen summend, ihre Ernte einbrachten. Nächte, die viel zu wertvoll waren, um im Bett verbracht zu werden. Oder frühmorgens den Blick vom Vorplatz der Klosterkirche hinunter auf die Stadt

„Wenn es beginnt zu tagen,
die Erde dampft und blinkt . . .“
und aus dem Morgennebel schimmernd Kuppeln und Schieferdächer sich heraus hoben.

*

Der Blick von der Kreuzigungsgruppe auf dem Kalvarienberg hinunter über den Steinbruch auf die Dächer des Dorfes Horas. Aus der Tiefe stieg der Geruch von Holzfeuer herauf, drangen Hämmern, Dangeln, Hahnenschrei ans Ohr, man nahm alle Geräusche deutlich wahr wie in einem Luftballon, der still über das Land schwebt. Im Traum kletterte ich noch manchmal den Steinbruch hinauf wie einst, als wir den Fußweg verschmähnten, aber nun komme ich nie mehr bis oben hin.

Der katholische Gesellenverein Horas lud zu seinem jährlichen Theaterabend in der Wintersaison ein, das Plakat kündigte an:

I. Teil

Der heilige Bonifazius fällt die Donareiche
Pause

II. Teil

Wuppke als Zauberkünstler

Ich meine, die Kolpingsöhne fanden damit eine gute

Synthese zwischen der ernsten und der heiteren Muse.

*

Zurück zur Innenstadt. Werfen wir noch einen Blick in den Schloßgarten. Die Putten vor dem Kaisersaal, die Willi Roppel, der herkulische Neger genannt, auf dem Heimweg von der Schule betätschelte, ehe er den Leibriemen abschaltete und Eugen Möller und mich zähnefletschend durch die Allee prügelte.

Er lebte so saft- und kraftvoll und mußte so elend sterben. Das Rondell, um das wir, als wir zivilisiert wurden und uns unter den Töchtern des Landes umsahen, zum sonntäglichen Promenadenkonzert des Reichswehrmusikkorps im Kreise schritten, einmal im Uhrzeigersinn, einmal entgegengesetzt, um auch alle zu sehen und von allen gesehen zu werden. Die Musik ist verklungen, die Schönheiten sind verblüht, aber Orangerie, Floravase, Freitreppen und Balustraden stehen wie einst und werden hoffentlich noch manche junge Generation erfreuen.

Hinaus durch das schmiedeeiserne Tor auf die Paulusalley, Richtung Pfarrkirche. Links die Affengalerie, von der aus wir Protestanten den Prunk der jährlichen Fronleichnamsprozession ansehen konnten: Böllerschüsse, Glocken, Bläser und Choräle, der Weihrauch vermischte sich mit dem Blütenduft der Kastanien.



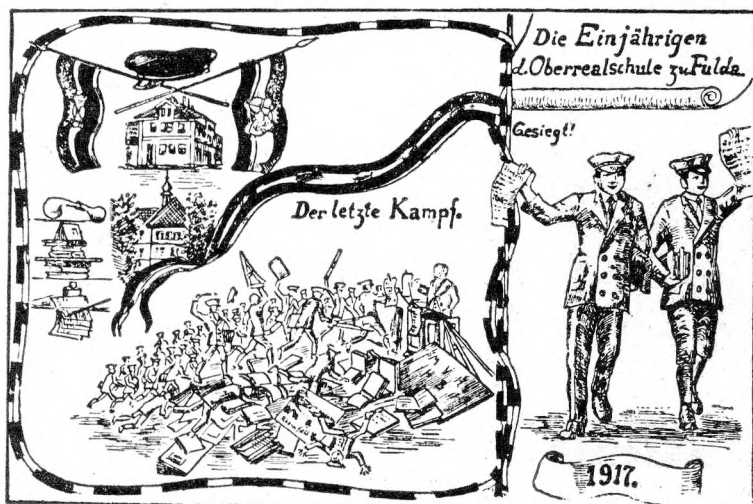
Postkarte zum „Einjährigen“ 1915. Oben links und rechts die Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot. Auf der Legende links und rechts die Lehrer. Fotos: K. Schäfer

Das wäre es für heute. Ein Klotzmarsch wie in alten Tagen war das nicht. Damals hatten wir zumeist keinen Pfennig in der Tasche, aber das ging uns ebensowenig unter die Haut wie Bürgerkrieg, Inflation, Staatsbankrott, Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit. Gott weiß, woher wir unsere Heiterkeit und unseren Idealismus nahmen, wahrscheinlich weil wir jung und gesund waren. Heute haben wir es zu einem mehr oder weniger bescheidenen Wohlstand gebracht, der eine oder andere wäre vielleicht in alten Zeiten befugt gewesen, einen Querpfeifer vor sich hergehen zu lassen. Aber ich spüre allmählich nach einem lächerlichen Spaziergang die Beine.

*

Wie reich und tief an Gedanken und Idealen war doch unsere Jugend! Hundert Jahre zuvor hatten Novalis, Eichendorff, Brentano und die Burschenschaften ähnlich empfunden. Vielleicht widerfährt in abermals hundert Jahren einer jungen Generation nochmals ein solches Glück. Kein Fühlender wird die Generationen dazwischen, denen das nicht beschieden sein wird, verurteilen, aber arme Teufel sind sie doch.

Kritiker pflegen heute bisweilen zu unserem Aufbruch zu fragen: „Na schön, aber was war das praktische Ergebnis?“ Als ob die Alexanderzüge ein prakti-



Derartige Postkarten wurden aus Anlaß der „mittleren Reife“ (Ende Untersekunda) entworfen. Die Girlanden und die Fahnen sind schwarz-weiß-rot (damalige Reichsfahne). Damals wurden noch Schülermützen getragen.

sches Ergebnis gehabt hätten! Außer, daß sie die Welt veränderten.

*

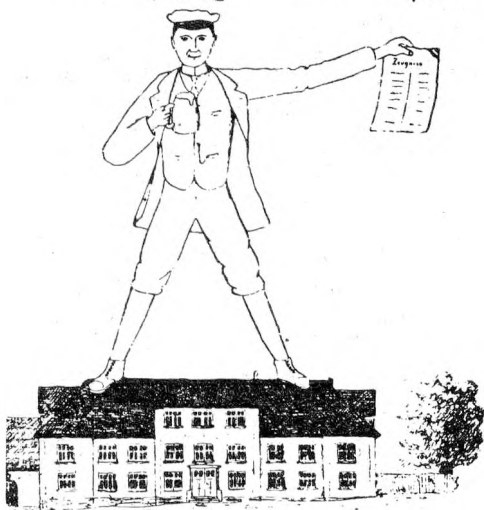
Auf daß es mir nicht so ergehe wie einst unserem Konwandervogel Bobbes Anthony, der im Schulaufsatz über ein Drama von Goethe unter C. Schluß ausführte, der Olympier sei ihm im Traum erschienen und habe gesagt: „Mein Sohn, da hast du ja einen schönen Mist gemacht!“

*

Schließlich noch einige Kuriosa, die ich beim Aufräumen fand, drei Postkarten zur mittleren Reife, deren einstmals hoher Wert bei unserer Bildungsinflation nicht mehr begreifbar ist und die ja u. a. zum nur einjährigen Wehrdienst berechnete. Vielleicht interessieren sie Dich, weil mein Bruder Wilhelm die eine (umseitig links) und Otto Roppel die obere (diesseitig) und Bachmann die von 1915 (umseitig) zeichnete. Eine ganz beachtliche Leistung für Sechzehnjährige, wie mir scheint.

Karl Schäfer, Hannover

Die Einjährigen der Oberrealschule.



H. B. Schumann, gr.

zu Fulda: Ostern 1918.

Postkarte 1918. Versetzungen wurden früher zu Ostern vorgenommen. Der erfolgreiche Schüler postiert sich hier auf dem alten Schulgebäude, an dessen Stelle heute das Fuldaer Hallenschwimmbad (Bibra-platz) steht.

Aus dem Brief eines ehemaligen Oberrealschülers

Lieber H.!

Ich habe mir gedacht, Dich zu einem Streifzug durch unsere einst so stille Heimatstadt einzuladen, deren Tagesablauf im wesentlichen durch den Klang zahlloser Kirchenglocken und Turmuhrn eingeteilt schien. Nicht durch das heutige Fulda, so lobenswert sich auch die Stadtväter um sein Ansehen bemühen, sondern durch das unseren Herzen näherliegende der zwanziger Jahre, die Spaßvögel golden zu nennen beliebten.

Fangen wir - durch Nacht zum Licht - in der Niederung an, da wo der Waidesbach wieder zutage tritt, der dort einst munter floß, nachdem aus den Feldern seines Oberlaufes, von denen einst die Lerchen jubelnd in den Sommermorgen stiegen, Betonflächen wurden: bei der Tränke.

Bevor wir uns diesem liebreizenden Bereich zuwenden, eine Kehrtwendung. Da floß der Mühlgraben mit dem altersschwachen Holzsteg, den wir so zum Schaukeln brachten, daß die Mädchen schrien. Dahinter die Fulda mit dem eisernen Steg, und dahinter Neueneberg mit dem Altenteilerhaus, an dessen Giebel der Zupfgeigenhansel fürbaß schritt, das Nest der Wandervögel, in dem das Glück unserer Jugend begann.

Doch dabei möchte ich nicht verweilen. Der Gedanke, wo die frohen Gefährten unserer jungen Jahre geblieben sein mögen, schmerzt, und wenn ich die alten Lieder wieder höre, kommt mir bisweilen etwas ins Auge. Wenden wir uns lieber wieder der Tränke zu.

Mir scheint, unsere Wanderung vollzieht sich so wenig geordnet wie ein menschlicher Lebenslauf.

Ich kann halt nicht den Oberrealschüler verleugnen. Hans Blüher, der humanistischen Bildungsmacht verschrieben, sagt, daß ein solcher ein Realschüler bleibe, wie der Oberkellner ein Kellner. Ich habe Euch in der Tradition des Jesuitenkollegs stehende Gymnasiasten alter Schule stets etwas um die knappe Sprache der Römer und Rechtsbessenen beneidet. Nun, wenn ich mich nicht sehr täusche, ist das humanistische Bildungsideal inzwischen „tot wie ein Türnagel“. Schade, etwas Wahres ist schon an den Worten von Jean Paul:

„Die heutige Menschheit würde in einen bodenlosen Abgrund versinken, wenn die Jugend auf dem Wege zum Jahrmarkt des Lebens nicht den stillen Tempel des erhabenen klassischen Altertums durchschritte.“

Mir scheint manchmal, als sei die Menschheit schon drin im Abgrund.

Nun aber endgültig zurück zur Tränke oder Tränk, - mit soviel ä wie möglich -, damals Heimstätte von Produkthändlern, Müllwerkern und unständig Beschäftigten, wegen ihrer gesellschaftlichen Inferiorität von solchen, die eine Kleinigkeit darüber standen, Türkei genannt, die diesen Namen keineswegs ver-



Fastnachtsgruß aus der Türkei. Federzeichnung von Karl Schäfer.

leugnete und zum Karneval mit Sultan, Harem und Janitscharen auftrat, eine selbstgenügsame Gesellschaft, in der Systemveränderer allenfalls als Eunuchen Platz gefunden hätten.

Ab Aschermittwoch mögen wohl als Fastenspeise - um es in der lieblichen Sprache Buchoniens zu sagen - „gaale Aerwes met Huizelbröih geschmäältzt“ auf den Tisch gekommen sein.

Dort ging auch die alte Sybille als rüstige Endsechzigerin immer noch dem ältesten Gewerbe nach. Auf die Klagen des Nachbarn sah sich der Pfarrer des Sprengels genötigt, sie aufzusuchen und ihr vorzuhalten, daß es bei ihr zuginge wie im Taubenschlag usw. Worauf die alte Sybille mit frommem Augenaufschlag meinte: „Jeses nä, wos die Leut' so all geschwätzt. Wer Sie jetzt gesehe hot, werd sage: Sogar der Herr Dompfarrer!“ Der war schnell wieder draußen.

*

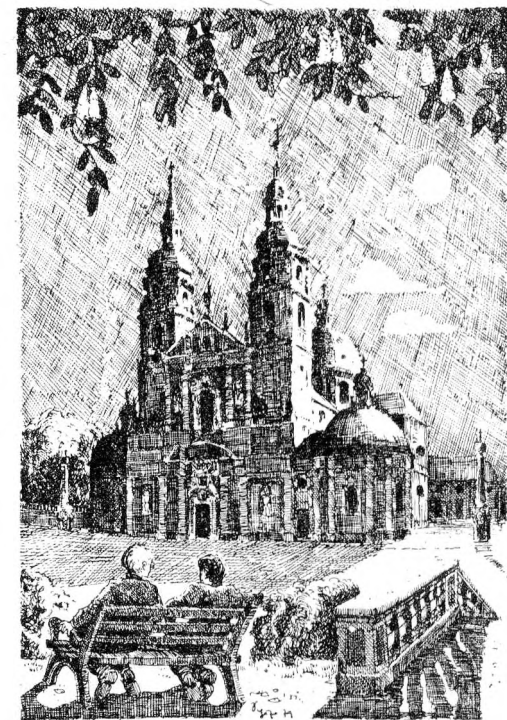
Von der Tränke ein Abstecher höher hinauf. Der Blick - hier aus dem Torweg der Hinterburg - auf den

Dom des Kollegen Johann Dientzenhofer, auf die Michaelskirche und auf die damalige Landesbibliothek, die das Hildebrandslied barg - hiltibrant enti hadubrant, ick gihorta dat seggen usw. Dieser Blick bot sich auch aus den Fenstern Eurer Wohnung. Der ständige Ausblick auf solch ein Panorama formt mit, aus unserer Wohnung schaute man hinten auf einen Lagerschuppen, vorne auf das Lädchen des Bäckermeisters Becker.

*

Sonntags vor Tau und Tag ertönte unser Wandervogelpfiff: „Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal.“ Wir sammelten uns, die genagelten Schuhe hallten auf dem Kopfsteinpflaster, hier und da erschien ein verschlafenes Gesicht hinter den Scheiben und betrachtete kopfschüttelnd die verrückten Kerle mit den nackten Knien; wir zogen zum Tor hinaus, warfen uns am Rand eines Dorfes auf eine Wiese und warteten liberaliter, bis die Rechtgläubigen unter uns die obligate Frühmesse besucht hatten.

Von der Hinterburg über den Michaelsberg zur Paulusallee. Dort war irgendwo aus früheren Zeiten ein Schild hängengeblieben: „Die Benutzung des Domplatzes und des Michaelsberges zum Reiten und Fahren ist verboten.“ Ein Asphaltjournalist fragte in der Frankfurter Zeitung, ob ein verehrlicher Magistrat wohl glaube, daß sich jemand den Michaelsberg zwischen die Beine klemmen und damit fortreiten könne. Aber was versteht schon die Journaille von der eigenständigen und traditionsverbundenen Sprache der Behörde!



Federzeichnungen (2) von Karl Schäfer. Motive am Dom in Fulda.

Alljährlich in der Bonifatiuswoche zogen von weiter her die Marschsäulen frommer Wallfahrer auf der Heerstraße in die Stadt, mit Fahnen, Standarten, Blechmusik und Choralgesang. Nach der geistigen Erbauung im Dom labten die Pilger den Leib an den Buden in der Kastanienallee und in den umliegenden Gastwirtschaften, auf dem Heimweg wankte manches Bäuerlein hinter dem Marschblock her. (Forts. folgt)

Karl Schäfer, Hannover

Das Inhaltsverzeichnis der Buchenblätter, 59. Jg. (1986), kann im Sekretariat der FZ-Redaktion abgeholt werden. Auf Wunsch senden wir es den Interessenten zu.

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Aus dem Weihnachtsgeschehen vergangener Jahrzehnte

Erinnerungen – aufgezeichnet von Domkürster i. R. Josef Schrimpf

Die Domkrippe während des Krieges

Auch während der schweren Kriegsjahre baute ich die Domkrippe auf, obwohl ich kaum Helfer fand, weil alles zum „totalen Krieg“ eingezogen wurde. Daß ich selbst nach der Einberufung in die Gießener Kaserne zurückkam, betrachtete ich als ein Wunder. Die Gläubigen dankten den mühevollen Aufbau der Krippe durch inständiges Beten. Täglich konnte ich zur ruhigen Mittagszeit unsere unvergessene Krankenschwester Leonia vor der Krippe beten sehen. Mehrmals neigte sich vor Müdigkeit ihr Haupt so tief, daß ich Angst bekam, sie würde nach vorne fallen. Ehe das geschah, schnellte sie nach oben und betete aus ihrem Brevier. Sie war auch der Meinung, die Domkrippe gehöre vor den Josefsaltar (auch Familienaltar genannt). Ich folgte diesem Rat aus mehreren Gründen. Hier brauchte ich nicht das Fest des hl. Sturmius (17. Dez.) und den nachfolgenden Sonntag abzuwarten. Es war noch nicht so, daß mir eine Firma das Podium zum Krippenaufbau aufstellte. Deshalb mußten Böcke und Bohlen für den Unterbau herangezogen werden. Ballen von Sacktuchbahnen waren vorhanden, die mit Leim gehärtet und mit Farben getränkt wurden. Aneinandergesetzt ergaben sie felsartige Rückwände, mit Moos bewachsen und mit Efeu behangen. Manchmal war auch der Stall eine Felsengrotte. Mehrere Male bildete auch ein mit Fichtenästen bestecktes Drahtgeflecht die Rückwand. Den Kindern entgingen nicht Vögel, Eulen und Eichkätzchen, von denen sogar eines gestohlen wurde. Die Schafe waren im Verhältnis zu den Hirten viel zu klein geraten; aber wie die Figuren vorhanden waren, mußten sie in die Landschaft gestellt werden. Meine Fotos beweisen, daß ich jedes Jahr eine andere Kulisse oder einen anderen Stall aufbaute. Über dem Stall schwebten oft Engel, die das Jahr über ihren Standort an einem Altar des Domes hatten. Auf einem Foto sieht man sechs Putten im Hintergrund schweben, zierliche holzgeschnitzte Girlanden tragend. Es waren keine besonderen Kunstwerke, wurden aber trotzdem von Dieben nicht übersehen. Diese Figuren gehörten sitzend auf die sechs Sockelkanten zweier übergroßer holzgeschnittener und vergoldeter Kandelaber (meist neben dem Josefsaltar), wo sie zierliche Girlanden hochhielten. Die beiden übriggebliebenen ließen wir am Sockel des Tabernakels in der Marienkapelle mit Winkeleisen anschrauben. Auch hier waren sie eines Tages mit Gewalt herausgerissen. Zu gleicher Zeit brach derselbe Dieb oben vom Tabernakel ein Engelköpfchen heraus; bei dem Gegenstück setzte er zwar den Hebel an, ist aber dann gestört worden. Wahrscheinlich hat ihm sein Kumpan, der die Eingangstür zur Marienkapelle bewachen mußte, ein Zeichen gegeben, denn im Dom ist auch während der Mittagszeit eine Wache.

Für die Gestaltung der Domkrippe war u. a. die Hilfe des Vorsitzenden der Fuldaer Krippenfreunde, Wilhelm Will, und seiner Frau von Vorteil. Wir versuchten, die künstlerisch nicht sehr wertvollen Figuren in eine gut aufgebaute Szenerie zu stellen.

Im Jahre 1953 zog das Domkapitel in der Anschaffung neuer, zeitgemäßer Krippenfiguren der Stadtpfarrkirche und der Frauenbergkirche nach. Josef Hien aus Ottobrunn/München schnitzte die Figuren und Frau Lücking (Paderborn) kleidete sie; ärmlich die Hl. Familie, schlicht die Hirten und kostbar die Drei Weisen. Ein paar Jahre später kamen noch ein paar Schafe hinzu.

Die ehemalige Rhöner Krippe wird weiterhin in der St.-Barbara-Kirche, Neuhoof, aufgestellt. Für die neue Domkrippe wurde die Andreaskapelle als Standort festgesetzt. Krippenfreund Wilhelm Will beriet uns auch bei Aufstellung der neuen Figuren und führte uns zu den mannigfachen Walderzeugnissen der Fa. Müller in Weidmoos, Vogelsberg. Viele Krippenfreunde waren dankbar für den nuancenreichen Hintergrund. Andere Besucher machte ich durch ein Schild auf diesen einmaligen Schmuck aufmerksam: eine Nikkottanne, zwei Küstentannen, eine Sitkafichte, drei Blaufichten, zwei deutsche Fichten, sechs

Zwiesel, drei Omorikafichten, eine Eibe, eine blaue Zypresse, eine Kiefer und einen Veitchi-Stumpf, alle in verschiedenen Größen. Vier amerikanische Silber-tannen waren für den Hochaltar bestimmt.

Als das Domkapitel auf meinen Antrag hin Herrn Alfred Machens als zweiten Kürster anstellte, übernahm dieser mit Hilfe von Wilhelm Will und unserem unvergeßlichen, stets hilfsbereiten Amand Sorg den Aufbau der neuen Krippe.

Besonders die Kinder suchten die Krippe und ihren Hintergrund nach Tieren ab. Wie wir nun in letzter Zeit zu einem Tierzuwachs gekommen sind, möchte ich noch erzählen. Unsere Elektriker bemerkten zwischen den Bänken zwei erschöpfte Schleiereulen. Sie fingen sie und brachten sie ins Freie. Während sich die eine langsam erholte und davonflog, verendete die andere zu unserem Leidwesen. Sicherlich hatten beide kein Ausflugsloch mehr gefunden und waren am Verhungern. Das schwächere Tier wurde ausgestopft und zierte nun im präparierten Zustand unsere Domkrippe, und zwar über dem neuen Stall in einer Dachluke.

Unter dem Datum des 14. Dez. 1940 habe ich die Beschlagnahme des Franziskanerklosters Frauenberg durch die Waffen-SS notiert. Mit zwei Ministranten kam ich gerade noch rechtzeitig, ehe ein Fuldaer Kriminalbeamter die Türen verschloß. Wir durften etwa noch eine Stunde religiöse Gegenstände vom

Kloster in die Kirche tragen, die als Garnisonskirche unter dem Schutz der Wehrmacht stand und versiegelt werden sollte, damit sie der SS nicht zur Exerzierhalle dienen könne. Zuletzt fanden wir auch die Krippenfiguren und retteten sie. Obwohl lebensgroß, waren sie relativ leicht, weil sie aus Pappmaché und mit Wachs überzogenen Gesichtern trotzdem recht kunstvoll gestaltet und bemalt waren. Da uns der Kriminalbeamte nicht hinderte, trugen wir auch noch das große Kamel in Sicherheit, das auch heute noch als einzige Figur den Königen der neuen Krippe als Begleiter dient. Dann allerdings hat er uns mit scharfen Worten hinausgejagt.

Die erste Weihnacht nach Kriegsende 1945

Beim zweiten Angriff auf Dom und Umgebung war die provisorische Abdeckung des südlichen Seitenschiffes weggefegt worden, Dach und Kuppel der Andreaskapelle waren abgestürzt. Von diesem 9. Februar über die passionsreichste Karwoche Fuldas und über den langersehnten Befreiungstag durch die Amerikaner, den Ostermontag, bis hin zu Weihnachten 1945 war doch schon manches getan. Das offenstehende Dach des Südschiffes war notdürftig zugedeckt. Die 70 riesigen Fenster des Domes waren mit Brettern und etwas Glas abgedichtet. Die beiden Glocken St. Salvator und St. Lioba, von der Abnahme durch die Nazis verschont, waren bei der Explosion einer Bombe an der Rundung des Turmfensters nahe der Erlöserstatue aus ihrem Glockenstuhl unbeschädigt auf den Turmboden gefallen. Nun waren sie wieder aufgehängt, und die Brüder Karl und Josef Mihm übernahmen zur Freude der Fuldaer das Erklängen der Glocken durch Bewegen der Klöppel. Leider war auch die Kolossalfigur des Erlösers von der Giebelspitze abgestürzt. Bemerkenswert ist, daß Kopf, Oberkörper und Arm mit Weltkugel unbeschädigt unten vor dem Hauptportal des Domes lagen. Sie wurde von der Fa. Gebr. Heck repariert und wieder am alten Platz aufgestellt. Trotz der eisigen Kälte im Dom war die Christmette zur gewohnten Zeit um vier Uhr frühmorgens überfüllt. Obwohl das Dach hinter der Erlöserstatue eingestürzt war, hielt das Gewölbe über der großen Orgel stand, so daß die Orgel nach Säuberung und gründlicher Überholung zur Christmette gespielt werden konnte. Was wäre eine Christmette ohne Orgelmusik! Wenn auch der Dom zu 25 Prozent beschädigt war, so müssen wir Gott danken, daß kein Menschenleben bei den Angriffen zu beklagen war und der Dom auch nicht in seiner Substanz beschädigt wurde. Auch in der Neujahrsnacht erlaubten die Amerikaner das Läuten der Domglocken.

Aus meinem Tagebuch: Weihnachten 1946

Weihnachten 1946 baten die Amerikaner um eine eigene Christmette, die der Militärpfarrer Chaplain Jenkus um 24 Uhr unter Mitwirkung von Domchor und Orchester feierte. An der Spitze der amerikanischen Soldaten nahm ein General mit seinem Stab teil. Auch viele Deutsche waren anwesend, für die Dr. Abel die Predigt übersetzte.

Um vier Uhr morgens hielt dann Dompfarrer Wilhelm Schüler die übliche Christmette für die Pfarrangehörigen, wobei der Dom wieder voll besetzt war, weil Gläubige aus der ganzen Stadt daran teilnahmen. Für beide Gottesdienste hatte ich mir etwas ausgedacht: Vor den Gottesdiensten ließ ich von einer Schallplatte die während des Krieges abgenommenen Glocken über die Lautsprecheranlage in den Dom hinein läuten. Dies erhöhte die Weihnachtsfreude beträchtlich.

Auf Anregung des neuen Weihbischofs Adolf Bolte führte der Domchor am Vorabend und am Dreikönigstag, 5. und 6. Jan. 1946, das herrliche Weihnachtsoratorium von dem früheren Domdechanten Heinrich Fidelis Müller im Dom auf. Die Lebenden Bilder stellten Bürger der Fuldaer Pfarreien zwischen den Marmorsäulen des Hochaltars. Der Dom war an beiden Abenden gefüllt. Die Kollekte war für den Wiederaufbau des Domes bestimmt.

Aus der Chronik der Fuldaer Dompfarrei

Aus der Chronik der Fuldaer Dompfarrei, handschrieben von Dompfarrer Wilhelm Schüler (Dompfarrer 1. 10. 1914 bis 1. April 1954). Die Daten seines Lebens mit Angabe seines Ruhestandes (am Ende der Chronik) stammen aus seiner Feder.

Joseph Anton Schmitt war Dompfarrer in Fulda vom 26. Oktober 1851 bis zum 25. August 1893. Er wurde geboren in der Stadtpfarrei Fulda am 10. Juni 1801 als Sohn des fürstlichen Reitknechts Heinrich Schmitt und dessen Ehefrau Margarete geb. Stanger. Zum Priester wurde er geweiht am 18. Dezember 1824 in Würzburg. Kaplan war er in Anzefahr, Stadtkaplan in Fulda, Pfarrer zu Hofbieber, Dompfarrer zu Fulda ab 26. Oktober 1851.

Dompfarrer Schmitt wurde beerdigt am 27. August 1893 auf dem alten dompfarrlichen Friedhof rechts vom Eingang zur Totenkapelle neben dem von ihm hochverehrten letzten Stadtpfarrer und ersten Dompfarrer Isidor Schleichert. Sein gotterfülltes Leben ist gewürdigt in der Fuldaer Zeitung Nr. 195 von 1893 und im Fuldaer Kreisblatt Nr. 100 von 1893.

Der Nachfolger des Dompfarrers Schmitt wurde der damalige erste Pfarrer von der neuen Pfarrei Horas: Adalbert Endert. Er ist geboren in Setzelbach, Pfarrei Rasdorf, Kreis Hünfeld, am 22. Dezember 1850 als Sohn des Landwirts Ferdinand Endert und der zu Horas verstorbenen Ehefrau Franziska geb. Erb. Er hatte eine fromme Schwester, die Benediktinerin in Fulda wurde. Sie soll ihr Leben geopfert haben für die Wiederkehr der Benediktinerinnen aus dem Kulturkampf. Prof. Andreas Schick hat ihr Leben beschrieben. Die Wiedereinführung der Benediktinerinnen habe ich selbst als Gymnasiast in der Nonnengasse miterlebt. Dompräbendat und Geistlicher Rat Philipp Engel hielt damals die pathetische Empfangspredigt. Dompfarrer Adalbert Endert wurde am 18. Juli 1898 zum

Bischof von Fulda erwählt, konsekriert am 28. Oktober 1898.

Bischof Adalbert Endert starb am 17. Juli 1906 (erst 56 Jahre alt) und wurde am 20. Juli 1906 im Dom vor dem Bendiktusaltar beerdigt. Bischof Willi von Limburg hielt die Leichenrede und schilderte die Barmherzigkeit, die der Verstorbene geübt hatte. Bischof Endert hat sich sehr um die Gründung von Diaspora-Seelsorgstellen bemüht. Sein Freund Herbener sagte dem Schreiber: Wir wissen nicht, woher Endert all das Geld herholte, um die Neugründungen zu halten. Endert war zugleich Superior der Barmherzigen Schwestern in Fulda. Schuld an seiner Krankheit und seinem frühen Ableben war der Dombrand 1905, darüber haben die Zeitungen genug geschrieben. Über das ganze Jubiläum (gemeint 1905) ist eine eigene Schrift erschienen.

Als Bischof hat Adalbert Endert seinen Jugendfreund Liborius Schmelz, damals Pfarrer in Mackenzell, bewogen, die Dompfarrei anzunehmen. Dompfarrer Liborius Schmelz war in Wölf, Kreis Hünfeld, Pfarrei Eiterfeld, am 20. August 1849 geboren und starb als Dompfarrer in Ruhe am 13. September 1914 und wurde am dompfarrlichen Friedhof, dem neuen Friedhof, am 16. September beerdigt ... Er hat mit vielen Schwierigkeiten die Erweiterung des neuen Friedhofs durchgesetzt. Eine Hilfe hatte er im damaligen Landrat. Die Stadt war gegen die Erweiterung.

Nachfolger des verstorbenen Dompfarrers Schmelz war Wilhelm Schüler, zuletzt Pfarrer in Eiterfeld. Derselbe ist geboren am 8. März 1871 zu Schröck, Kreis Marburg, vorher Kreis Kirchhain. Zum Priester geweiht am 22. Dezember 1894, Kaplan zu Hattenhof 1½ Jahre Assistent am Priesterseminar, 12 Jahre Rektor der Lateinschule in Amöneburg, vom 1. Oktober 1914 bis 1. April 1954 Dompfarrer in Fulda, ab 1. April 1954 i. R.

Josef Schimpf

Aus einer statistischen Kreisbeschreibung (1873)

Mitgeteilt von Willy Kiefer

In Nr. 22 der Artikelserie „Fuldaer Geschichte“ berichtete Dr. O. Berge ausführlich darüber, wie das Fuldaer Land 1816 kurhessisch wurde (FZ Nr. 23 vom 28. Januar 1994, S. 12). Er erwähnt darin auch, daß Kurfürst Wilhelm II. unter dem 29. Juni 1821 ein Organisationsedikt erließ, das gewissermaßen als „Geburtsurkunde“ der nordhessischen Landkreise anzusehen ist. Darin war auch verordnet worden (§ 88), daß die Kreisräte (ab 1834 Landräte genannt) statistische Beschreibungen ihrer Kreise nach einem vorgegebenen Muster anfertigen sollten. Doch diesem Auftrag war bis zur Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staat (1866) wohl kein Landrat nachgekommen.

Für den nunmehr preußischen „Königl. Administrator von Kurhessen“ als den Vorgänger des späteren Regierungspräsidenten in Kassel war es sicher wichtig, die Verhältnisse in diesem neuerworbenen Landesteil kennenzulernen, und so ließ er bereits am 12. November 1866 den Landratsämtern eine Anleitung zugehen, nach der bis zum darauf folgenden Sommer eine statistische Beschreibung fertiggestellt werden sollte.

Allerdings scheint die Bereitschaft dazu auch unter den nun preußischen Landräten (Wagner und Cornelius) nicht allzugroß gewesen zu sein, denn die Regierung mußte Landrat Cornelius wiederholt dazu anhalten, der sich mit personeller Überlastung entschuldigte und schließlich auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand hinwies. Erst 1873 dürfte das Werk vollendet gewesen sein, zu dem fast alle Vorstände der damals in Fulda ansässigen Behörden und sogar private Vereinigungen Beiträge geliefert hatten. Die dabei verwendeten statistischen Daten und geschilderten Verhältnisse beziehen sich überwiegend auf die Jahre 1864 bis 1866, behandeln also die Zeit vor dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Deutsch-Französischen Krieg.

Folgende Themen sind darin mehr oder weniger umfassend behandelt worden: Territorium – Gestaltung des Bodens – Klimatische Verhältnisse – Bevölkerung – Abzüge und Zuzüge der Bevölkerung – Eheliche und Geburtsverhältnisse – Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältnisse – Gebäude – Grundeigentum – Ackerbau, Viehzucht und Forstwirtschaft – Bergbau und Hüttenwesen, Fabrik-Industrie und Handwerk – Handel und Verkehr – Verhältnisse der arbeitenden Klassen, Abwehr der Verarmung – Polizei- und Gefängniswesen – Sanitätsanstalten – Kirchliche Angelegenheiten – Unterrichtsangelegenheiten – Zivil- und Kriminaljustiz – Militärverhältnisse – Staatsabgaben – Gemeindeverwaltung und Gemeindehaushalt – Kreisverwaltung.

Für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Fulda und des ursprünglichen Fuldaer Kreisgebietes (mit nur 114 Gemeinden) ist diese Datensammlung von erheblicher Bedeutung. Deshalb hat sie der Verfasser dieses Beitrages in redaktionell leicht veränderter Fassung abschreiben bzw. fotokopieren lassen und im Stadtarchiv Fulda deponiert, wo sie Heimatforschern zugänglich ist.

Leider konnten trotz intensiver Bemühungen die Berichte der damaligen Kreise Hünfeld und Gersfeld nicht ausfindig gemacht werden. Vermutlich sind sie mangels geeigneter Bearbeiter überhaupt nicht erstellt worden. Daher kann eine ursprünglich vorgesehen gewesene Gesamtdarstellung für das heutige Kreisgebiet nicht vorgenommen werden.

Um jedoch wegen des Stadtjubiläums und des in zwei Jahren anstehenden Kreisjubiläums (175 Jahre) Hilfen zur historischen Forschung zu geben, sollen hier einige allgemein interessierende Abschnitte veröffentlicht werden.

Dazu wäre noch zu bemerken, daß in der kurhessischen Zeit der Kreis aus den drei Justizämtern des Landgerichts Fulda und den Justizämtern Großenlütder und Neuhoß als Unterbehörden bestand.

Zum Thema „XII. Bergbau und Hüttenwesen, Fabrik-Industrie und Handwerk“ wird folgendes ausgeführt:

Die beiden im Kreise vorfindlichen gewerkschaftlichen Kohlenwerke bei Rückers und Veitsteinbach-Eichenried bauen schwache Kohleflöze ab, die der vorherrschend aus Ton, Letten und Basaltgeröllen bestehenden Tertiär-Formation in einer Mächtigkeit von je $\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß eingelagert sind. Die Anzahl dieser schwachen Kohleflözchen, die sich auch hier und da zu Lagen von kaum $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll Mächtigkeit zusammendrücken, ist nicht überall dieselbe, da dergleichen schwache Lager im Letten häufig verschwinden und sich an anderer Stelle wieder ansetzen.

Das Grubenfeld der Rückers'schen Braunkohlen-Gewerkschaft erstreckt sich über einen größeren oder geringeren Teil der Gemarkungen von Rückers, Hutten und Elm; der eigentliche Grubenbau liegt jedoch gegenwärtig noch innerhalb der Gemarkungsgrenze von Rückers.

Die Gewerkschaft ist seit dem Jahre 1841 im Betriebe und hat in den letzten zehn Jahren durchschnittlich 64 500 Kubikfuß Kohle jährlich zu Tage gefördert. Die gewonnenen Kohlen wurden zu dem Durchschnittspreis von zwei Talern, sieben Silbergroschen à Kubikfuß loco Grube in die umliegenden Ortschaften und nach Fulda hin abgesetzt.

Im Jahre 1866 wurden mit Einschluß des Grubensteigers 31 Mann bei dem Werke beschäftigt, die mit ihren 63 Angehörigen sich daselbst nährten.

Die Produktion war in den Jahren 1858, 1859 und 1864 am stärksten und betrug in dem letztgedachten Jahre 95 700 Kubikfuß Kohlen. Von da ab hat dieselbe bedeutend abgenommen und anno 1886 z. B. nur noch 49 500 Kubikfuß betragen. Die Veranlassung zu dem Rückschritt der Förderquantität war vorzugsweise der Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn, bei welcher die Bergwerksarbeiter besseren Verdienst fanden.

Die Kohलगewerkschaft Veitsteinbach-Eichenried ist weiter von der Landstraße und deshalb viel ungünstiger gelegen. Das Grubenfeld liegt in den Gemarkungen von Veitsteinbach und Eichenried. Seit dem Jahre 1856 ist sie in Betrieb. Das Förderquantum beträgt jährlich im Durchschnitt nur 13 730 Kubikfuß Kohlen, welche zu zwei Talern, zwei Silbergroschen à Kubikfuß loco Grube verkauft werden. Mit Einschluß des Grubensteigers wurden im vergangenen Jahr bei dem Werk zehn Mann beschäftigt, welche sich und ihre 16 Angehörigen nähren konnten.

Auch bei diesem Werke ist die Produktion im vergangenen Jahre aus dem oben gedachten Grunde zurückgegangen. Ob sich die Produktion bei beiden Werken nach Vollendung der Bebra-Hanauer Eisenbahn wieder heben wird, steht dahin. Doch möchte jedenfalls der Braunkohle ein mächtiger Konkurrent in der Steinkohle entstehen. Die Wasserlosung und Förderung der Produkte erfolgt in beiden Werken einfach durch Stollen und Schächte.

Wegen des Geschäftsganges in bezug auf Fabrik und Industrie ist im allgemeinen zu bemerken, daß die großen politischen Veränderungen im Jahre 1866 einen großen und nachteiligen Einfluß auf den geschäftlichen Verkehr ausübten und dadurch der Umsatz der letzten Jahre wesentlich geringer war als in früheren Jahren. Wenn auch der Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn, welcher viele Arbeiter beschäftigt und die Anlegung eines Telegrafen bringen wird, sich nur günstig auswirken kann.

Die Leinenwaren zunächst anlangend, so ist der eigentliche Zweig der Leinenfabrikation im Kreise ursprünglich ganz ordinären Leinens und Gebilde für Küchenezwecke. Es wurden diese Fabrikate ursprünglich nach Holland exportiert. Später wurden die Hansestädte und die Rheingegend ebenso bedeutende Absatzgebiete. Seit ungefähr zehn Jahren und namentlich seit der Teuerung der Baumwolle, wodurch die Frage nach Leinen erheblich gesteigert werden mußte, produziert der Kreis auch mittelfeines Leinen, und ebenso ist die Produktion der ganz gewöhnlichen Gebilde, welche nur geringen Arbeitslohn abwerfen, geringer; dagegen dies der besseren Qualitäten erheblich bedeutender geworden. Das Material, welches jetzt fast ausschließlich Maschinengarn statt des früher üblichen Handgespinnstes geworden ist, wird zum größten Teil von deutschen Spinnereien geliefert. Nur in gebleichten Garnen ist der Konsum in englischen Gespinnsten noch beträchtlich. Das Absatzgebiet für die ordinären Leinenartikel ist hauptsächlich Holland und Norddeutschland. Für glattere bessere Leinen ebenso sehr Süddeutschland, namentlich die Pfalz und Umgegend. Bis jetzt wurden sämtliche Leinenwaren noch mit Handstühlen verfertigt und beschränken sich deshalb die Fabriklokalitäten in diesem Fache auf die nötigen Vorarbeiten, wie z. B. Spulen, Ketten und Scheren. Selbst diese Vorarbeiten werden noch größtenteils von den Webern besorgt, obgleich sich unter den Fabrikanten der Vorteil möglichster Trennung der Arbeit immer mehr Bahn bricht.

Die seither mit dem Ausland geschlossenen Handelsverträge sind für die ordinären Leinenartikel der hiesigen Gegend so unvorteilhaft, daß sie nicht die geringste Vergrößerung des Absatzgebietes zur Folge haben. Bei diesen billigen Artikeln, die schwer wiegen, ist ein Export nur bei Besteuerung nach dem Werte möglich, während die Besteuerung nach dem Gewicht irgendwelche Bedeutung der Ausfuhr geradezu unmöglich macht. Der Umsatz im Leinengewerbe des hiesigen Kreises dürfte ca. 300 000 Taler betragen.

Die Plüsch- und Stramin-Weberei wurde im Jahre 1843 mit großen Mühseligkeiten ins Leben gerufen, da den Webern alle Vorkenntnisse hierzu fehlten. Es mußte eine Anzahl junger Leute ganz speziell hierzu angelehrt werden, wozu Jahre gehörten. Durch den höheren Lohn, den dieser Artikel abwarf, wendeten sich indessen die hiesigen Arbeiter diesem Industriezweig mehr zu, so daß im Jahre 1866 bereits über 500 Stühle in hiesiger Stadt und Umgegend im Gange waren. Die ganze Produktion war schnell sowohl für den Zollverein als den übrigen Kontinent und Amerika zu verwerten, bis endlich durch die enormen Zölle, welche im Jahre 1866 von den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf diese Artikel gelegt wurden, der Fabrikation Halt geboten wurde. Hierdurch und durch die schon erwähnten ungünstigen Handelsverhältnisse

stehen augenblicklich mehr als 300 Stühle gänzlich still. Unbedingte Handelsfreiheit würde es ermöglichen, Frankreich größere Konkurrenz auf diesem Gebiete zu machen, und die entstandenen Lücken könnten vielleicht hierdurch wieder ausgefüllt werden. Der Umschlag in diesem Artikel betrug in den letzten acht Jahren durchschnittlich gegen 250 000 Taler.

In der Wollgarn-Färberei spielt Fulda insofern eine Rolle, da es bis jetzt in Deutschland verhältnismäßig wenig Städte gibt, welche sogenannte Fernaux-Wolle ausschließlich und in großen Massen färben. Die neueste Ausstellung in Paris, auf welcher beide Firmen, welche überhaupt ausgestellt hatten, mit Medaillen gekrönt wurden, ist auch Beweis, daß bezüglich der Schönheit der Farbe Anerkennenswertes geleistet wird. Sämtliche hiesige Färbereien (es sind deren fünf) bestehen in der Stadt selbst und beschäftigen gegen 60 Färber mit einem Wochenlohn von 4 Gulden, 30 Kreuzer Durchschnitt, 120 Mädchen mit einem Wochenlohn von 3 Guldan, welche letztere (Mädchen) zum Paspeln der Garne verwendet werden.

Der Bezug der Garne erfolgt von Gotha, Leipzig und Dresden, teilweise auch aus England und Frankreich. Eine einzige Firma spinnt sich die Garne selbst, welche sie indessen nur in gefärbtem Zustand abgibt. Das Absatzgebiet ist der Zollverein, namentlich Süddeutschland, die Schweiz, Nord- und Südamerika. Auch Spanien und die Türkei erhielten schon beträchtliche Leistungen. Der Umsatz in diesem Artikel wird auf 300 000 Taler geschätzt.

Durch den amerikanischen Krieg und die hierdurch bedingten fortwährenden Schwankungen der Baumwollpreise hat die Baumwoll-Weberei sehr an Bedeutung verloren. Man zog es vor, die Fabrikation angesichts der hierdurch entstehenden Unannehmlichkeiten zu reduzieren und sich mehr mit anderen Artikeln, die weniger Risiko erfordern, zu beschäftigen. Es ist dieses die Branche, in welcher hier schon seit längeren Jahren mechanische Stühle mit dem besten Erfolg in Betrieb sind, und bei der nunmehr erfolgten Rückkehr zu normalen Preisen und Qualitäten läßt sich ein Aufblühen dieses Industriezweigs erwarten. Der Bezug des Rohmaterials geschieht aus deutschen und englischen Spinnereien, der Absatz ist wohl ausschließlich der Zollverein. Der Umsatz dürfte gegen 100 000 Taler betragen.

Eine Kammgarn-Spinnerei besteht seit ungefähr sechs Jahren; dieselbe verkauft aber ihr Gespinnst nur in gefärbtem Zustande und ist deshalb bezüglich der Geschäftsverhältnisse das bei den Wollengarnfärbereien Bemerkte auch hier anzuwenden. Sie verspinnt hauptsächlich thüringische Wollen, doch entnimmt sie auch von den Märkten in Breslau und Berlin. Sie beschäftigt gegen 100 Arbeiter und Arbeiterinnen und läßt die seitherige fortwährende Vermehrung ihres Betriebsmaterials auf erfreuliche Resultate schließen. Die Spinnerei liefert ca. 60 000 Pfund Fernaux-Wolle im Jahre, welche in dem angegebenen Umsatz der Wollengarn-Färbereien mit inbegriffen sind.

(wird fortgesetzt)

Aus einer statistischen Kreisbeschreibung

Fortsetzung / Mitgeteilt von Willy K i e f e r

Der neueste der hiesigen Industriezweige, die Eisen- und Maschinenfabrikation, besteht erst seit ungefähr drei Jahren und nimmt trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse einen erfreulichen Fortgang.

Die Produkte der Maschinenfabriken, deren hier zwei bestehen, sind hauptsächlich landwirtschaftlicher und gewerblicher Art, wie z. B. Einrichtungen zu Brauereien, Brennereien, Mühlen pp. In den Gießereien werden wöchentlich gegen 100 Zentner Rohguß verfertigt und teilweise erst nach geschehener Bearbeitung verhandelt. Es kommt hauptsächlich englisches Roheisen zur Verwendung, da sich dieses bei besserer Qualität noch billiger wie das westfälische stellt. Es werden in der Branche gegen 60 Arbeiter mit einem Lohn von 14 Silbergroschen bis über einen Taler täglich beschäftigt und wurden im verflossenen Jahr (1866) in Fulda ungefähr verarbeitet

4000 Zentner Gußeisen
1000 Zentner Schmiedeeisen
30 Zentner Metalle
15 Zentner Stahl

Vorstehend aufgeführte Fächer sind diejenigen, mit welchen sich die Industrie vorzugsweise beschäftigt.

Für den Bezirk der drei Justizämter Fulda 1 bis 3 besteht ein Oberzunftamt zu Fulda. Die Oberzunftmeister sind Landrat und Oberbürgermeister. Für den Bezirk des Justizamtes Neuhof besteht ein Oberzunftamt in Neuhof, die Oberzunftmeister sind der Landrat in Fulda und der Justizbeamte zu Neuhof.

Im ersteren Bezirk sind folgende Zünfte vorhanden (Mitglieder sind für das Jahr 1866 angegeben):

1. Bäcker: 25 Mitglieder (übrigens ist dermal eine Verhandlung wegen Auflösung dieser Zunft im Gang)
2. Buchbinder: 9 Mitglieder (in der Stadt Fulda)
3. Büttner: 23 Mitglieder
4. Färber: 14 Mitglieder
5. Glaser: 11 Mitglieder
6. Kammacher: 11 Mitglieder
7. Leinweber: 36 Mitglieder
8. Lohgerber: 19 Mitglieder
9. Maurer und Steinhauer: 13 Mitglieder
10. Metzger: 48 Mitglieder
11. Nagelschmiede: 9 Mitglieder
12. Sattler: 16 Mitglieder
13. a) Schmiede und Schlosser: 36 Mitglieder (in der Stadt Fulda)
13. b) Schmiede und Schlossermeister: 21 Mitglieder (im Bezirk des Amtes Fulda 3)
14. Schneider: 45 Mitglieder
15. Schreiner: 38 Mitglieder
16. Schuhmacher: 88 Mitglieder
17. Seiler: 7 Mitglieder
18. Häfner: 6 Mitglieder

Aus dem Justizamt Neuhof fehlen entsprechende Angaben.

Zur Förderung der Gewerbetätigkeit besteht in der Stadt Fulda ein Handels- und Gewerbeverein. Auch existiert ein Arbeiterfortbildungsverein, dessen Zweck im Namen liegt, daneben noch ein Gesellenverein zur sittlichen Ausbildung und religiösen Erziehung der Gesellen.

Eine gewerbliche Unterrichtsanstalt existiert leider im Kreise nicht und ist es in hohem Grade zu beklagen, daß trotz der tüchtigen Leitung des damaligen Inspektors die hiesige Realschule (höhere Bürgerschule) nicht derartig ist, daß die jungen Leute, die sich dem Geschäfte widmen, die Höhe der Bildung zu erreichen vermögen, welche heutzutage zum richtigen Betriebe eines Gewerbes oder Geschäfts unbedingt unentbehrlich ist.

Im Kapitel XIII. werden zu „Handel und Verkehr“ folgende Angaben mitgeteilt:

Die erheblichen Handelsartikel werden durch die im XII. Abschnitt angeführten Erzeugnisse der Fabrikatigkeit gebildet. Besondere Erwähnung verdienen die in Fulda selbst fabrizierten und gefärbten Wollen-, Plüsch- und Straminwaren, ferner Eisen- und in neuerer Zeit auch gußeisernen Waren.

In diesem Gewerbebezweig sind tätig:

1. Etablierte Kaufleute in der Stadt Fulda: 128 männlich, 20 weiblich auf dem Lande: 36 männlich, 2 weiblich
2. Commis-Lehrlinge, Markthelfer, Auflader in der Stadt Fulda: 89 männlich, 4 weiblich auf dem Lande: 13 männlich, 2 weiblich
3. Fuhrherren, Lohnfuhrwerksbesitzer, Post-, Telegraf- und Eisenbahnbeamte in der Stadt Fulda: 85 auf dem Lande: 46
4. Fuhrknechte, Postillione, in Tagelohn stehende Arbeiter bei der Eisenbahn in der Stadt Fulda: 37 auf dem Lande: 94

Die Markttorte sind die Stadt Fulda mit vier Kram- und neun Viehmärkten sowie zwei besonderen Schafmärkten.

Blankenau mit 2 Kram- und Viehmärkten
Fliesen mit 4 Kram- und Viehmärkten
Großenluder mit 2 Krammärkten
Hosenfeld mit 2 Krammärkten
Neuhof mit 2 Kram- und Viehmärkten
Rückers mit 2 Kram- und Viehmärkten
Salzschlirf mit 2 Krammärkten

Der Marktverkehr ist bezüglich der Krammärkte unbedeutend. Der relativ größte Umsatz findet auf dem in den Spätherbst fallenden Jahrmarkt in Fulda statt. Die Viehmärkte, welche daselbst abgehalten werden, sind wegen des Umsatzes an Rindvieh von Bedeutung; auch die separaten Schafmärkte, welche seit 1865 eingeführt sind, erfreuen sich einer ziemlichen Frequenz. In der Stadt Fulda finden sich dermal Buchdruckereien, welche für den Bedarf einigermaßen genügen.

In der Stadt Fulda sind 2 Konditoreien und 97 Gast- und Schankwirtschaften. Auf dem Lande gibt es 116 dergleichen, von welchen 33 Erbwirtschaften sind, die übrigen sind konzessioniert, z. B. Großenluder.

Der Genuß des Brantweines ist trotz des sich mehrenden Bierkonsums noch immer bedeutend.

Die Bebra-Hanauer Eisenbahn ist dermal erst von Bebra bis Fulda, und zwar seit dem 1. Oktober 1866¹ eröffnet. Es lassen sich über den Lokalverkehr, denn auf diesen beschränkt sich natürlich bis jetzt der Betrieb, Notizen von besonderer Bedeutung nicht geben; eine Zunahme des Verkehrs ist allerdings seit jener Zeit schon bemerkbar, insbesondere was den Kohlenhandel und ähnliche Artikel betrifft. Transportversicherungen kommen in unserem Kreise nicht vor.

Anmerkung:

- 1 Erst am 15. Dezember 1868 wurde die gesamte Strecke nach Hanau in Betrieb genommen.

Aus Ferdinand Schneiders Schülerzeit

Mitgeteilt von Otto Berge

Ferdinand Schneider, der auch „Fuldaer Edison“ genannt wird, ist durch zahlreiche Erfindungen bekannt. Als er am 23. März 1895 zum Erstaunen seiner vielen Zuhörer seine Erfindung der drahtlosen Telegraphie – einige Monate bevor der Italiener Marconi mit dieser Erfindung an die Öffentlichkeit trat – zum erstenmal in der Saal der „Harmonie“ (heute Verlagsgebäude der Fuldaer Zeitung) vorführte, war dies eine Sternstunde für Wissenschaft und Technik. Insgesamt erhielt der vielseitige Fuldaer Erfinder, dessen besonderes Interesse auch weiterhin der drahtlosen Telegraphie galt, für seine Erfindungen auf diesem Gebiet allein 35 Reichspatente. Als Ferdinand Schneider im Jahre 1955 im hohen Alter von fast 90 Jahren starb, schrieb die Fuldaer Zeitung in einem Nachruf: „Wir in unseren Tagen, denen Funkentelegraphie und Fernsehen, die beide auf die Erfindungen der Fuldaer Schneider und Braun zurückgehen, etwas Selbstverständliches sind, können kaum noch würdigen, welches Aufsehen die Erkenntnisse Schneiders erregten.“

Ferdinand Schneider hat eine Selbstbiographie hinterlassen, die viele Ereignisse aus seinem Leben festhält. Aber auch zahlreiche Begebenheiten aus seiner Umwelt werden mitgeteilt. Am Ende der Selbstbiographie werden fast 190 In- und Auslandspatente Schneiders – ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben – festgehalten. Insgesamt 64 Auslandspatente verteilen sich auf: USA 10, Schweiz 6, Großbritannien 13, Schweden 2, Norwegen 1, Holland 7, Spanien 4, Japan 2, Frankreich 7, Belgien 5 und Italien 7. Ferner werden 114 Zeitungsartikel und andere Beiträge genannt, die sich mit Schneiders Erfindungen im In- und Ausland beschäftigen.

In Schneiders Biographie wird u. a. die „gute, alte Zeit“ wieder lebendig – vor dem Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik (kann man schon hinzufügen). Auch ein Blick in die Verhältnisse Alt-Fuldas wird gewährt, insbesondere wenn man die Berichte über die Jugendzeit Schneiders liest. Hierzu zählt auch die Schülerzeit, die er an der damaligen Realschule

oder Höheren Bürgerschule zugebracht hat, aus der sich die spätere Oberrealschule (seit 1903), das heutige Freiherr-vom-Stein-Gymnasium, entwickelt hat.

Aus den nachfolgenden Zeilen ergibt sich, daß der große Erfinder Ferdinand Schneider einseitig begabt war. Auch dürfte er, nachdem er die Quarta wiederholt und nach Beendigung der Untertertia die Schule verlassen hatte, sicherlich kein Vorbild für künftige Schülergenerationen gewesen sein.

Heutzutage hätte man Schneider rechtzeitig auf eine Fachschule geschickt, um seine einseitige, aber auch einzigartig geniale Begabung rechtzeitig zu pflegen und zu entwickeln. Obwohl Ferdinand Schneider ein schlechter Schüler in Französisch und Latein war, sollte man ihm für seine Leistungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet und insbesondere für seine zahlreichen genialen Erfindungen mit Respekt begegnen.

Als Herausgeber der von Ferdinand Schneider verfaßten Biographie bin ich gewiß, daß die Zeilen Schneiders die Sympathie der Leser gewinnen. Daß Frau Hack, die Tochter des genialen Fuldaer Erfinders und ersten Kulturpreisträgers der Stadt Fulda, den Abdruck des Lebenslaufes Ferdinand Schneiders gestattet hat, sei ihr an dieser Stelle gedankt. O. Berge

Aus Schneiders Biographie

Geboren wurde ich, Ferdinand Schneider, am 10. Oktober 1866 in Fulda als ältester Sohn des Goldarbeiters und Zahntechnikers Johannes Schneider, Sohn des Amtswundarztes der Stadt Fulda, Ignaz Schneider, sowie der Luise Schneider geborene Mollenhauer, Tochter des Hof-Instrumentenmachers J. Mollenhauer in Fulda.

Im Alter von sechs Jahren besuchte ich die städtische Volksschule in Fulda, im neunten Jahr die städtische Realschule in Fulda. In der Sexta begann der Lateinunterricht; in der Quinta wurde Französisch hinzugefügt. In beiden Fächer habe ich so wenig geleistet, daß die untersten Schulbänke mein Hauptquartier wurden. Zu damaliger Zeit war es Sitte, daß

man stündlich die Plätze je nach Leistung wechseln mußte, und so kam es, daß ich in den Lehrstunden für Geometrie, Algebra, Zeichnen, Schönschreiben und Naturwissenschaft den ersten Platz besetzen durfte und auch bis zu meinem Schulaustritt behaupten konnte.

Schon während dieser Schulzeit zeigte ich großes Interesse für mechanische, elektrische und physikalische Experimente. Mein Vater baute mir einen primitiven Elektrisierapparat, bei welchem ich helfen durfte. Eine Holzröhre wurde mit einem Bündel von Eisen-drähten gefüllt; die Röhre mit ca. 1 mm starkem Kupferdraht umwickelt, welchen ich vorher mit einem Baumwollfaden mit der Hand umwickeln mußte. Die Primärschule wurde daraufhin noch mit Lack getränkt. Eine Sekundärschule wurde ebenfalls aus Holz gedreht, so daß sie lose über die Primärschule geschoben werden konnte. Die Hauptschwierigkeit bildete jedoch die Windung für die Sekundärschule. Mein Vater mußte den Kupferdraht mittels Ziehseilen mehrmals verdünnen, bis er etwa auf 0,2 mm Durchmesser vermindert war. Mit großer Geduld wurde alsdann dieser Draht handumwickelt, und zwar mit wachsgetränktem Baumwollfaden. Interessant war nunmehr der Unterbrecher für die Primärschule; ein Steigrad aus einer alten Wanduhr wurde an einem Holzgestell drehbar gelagert und mit einer Handkurbel versehen; eine am Holzgestell sitzende Messingblatfeder berührte die Zähne des Steigrades. Zum Betrieb der Elektrisiermaschine diente eine aus zwei Elementen bestehende Bunsenbatterie, deren Elektroden Zink und Kohle in Schwefelsäure und Salpetersäure eingetaucht wurden. Der eine Pol der Batterie wurde mit der Eingangswindung der Primärschule leitend verbunden, deren Ausgangswindung mit dem Unterbrecherrad. Der zweite Pol der Batterie wurde mit der Unterbrecherfeder verbunden. Durch Drehen der am Steigrad sitzenden Handkurbel wurde die mechanische Unterbrechung des Primärstromkreises herbeigeführt. Die Enden der Sekundärschulewindung wurden mit zwei Uhrge-wichtshülsen versehen und dienten als Handhaben für die Elektrisierung. Es läßt sich wohl verstehen, daß meine Schulkameraden die ersten Muskelstärkungspatienten wurden. Dabei machte es viel Spaß, ein in der Waschkübel liegendes Geldstück herauszufischen. Da man um diese Zeit noch keine elektromagnetische Selbstunterbrechung kannte, löste der primitive Handunterbrecher zuweilen derartig heftige Muskelzuckungen aus, daß die Patienten Grimassen machten und schrien zum Ergötzen der anwesenden Zuschauer, welche natürlich abwechselnd dasselbe Schauspiel boten. Mein Vater hat mittels dieser Elektrisiermaschine in einigen Fällen mit Erfolg Lähmungen geheilt, so zum Beispiel bei einer Frau, deren Gesichtshälfte im Wochenbett sich gänzlich nach einer Seite verzogen hatte.

Der Anfang zu meinem Laboratorium war gemacht, und zu meiner Freude wurde dasselbe wie folgt erweitert. Fulda besaß damals eine Eisenbahn-Telegraphenwerkstätte, deren Vorstand ein Freund meines Vaters war – namens Inspektor Fink. Letzterer erlaubte mir, in meinen freien Stunden in dessen Werkstätte basteln zu dürfen. So lernte ich denn an alten Telegrafen, Relais, Druckstern, Galvanoskopen und Meidinger Kupfervitriol-Elementen, wie man Elektrotechniker werden kann. Die Schulaufgaben wurden dabei vergessen.

Damit die Arbeiter der Telegrafenwerkstätte nicht so oft durch meine Lernbegierde gestört wurden, gab mir Herr Fink einige dem Schrott verfallene Apparate und Meidinger Elemente als Geschenk, so daß ich nun zu Hause weiter basteln konnte. Mein Laboratorium wurde dadurch zu meiner Freude und zu meinem Stolz erheblich (wie ich mir einbildete) erweitert. Doch die Unterhaltung desselben kostete auch Geld, und Säure, Kupfervitriol, Zink und dergleichen mußten doch ersetzt werden. Geld hatte ich aber nicht.

Da kam mir aus dem Nachlaß meines Großvaters ein Chemiebuch zu Hilfe. Rezepte zur Herstellung bengalischer Feuerwerkskörper sowie Schießpulver und dergleichen, die konnte ich anfertigen. Wenn ich diese Artikel an meine Schulkameraden verkaufte, konnte ich Geld verdienen. Es war gerade um diese Zeit Jahrmarkt in Fulda, und nach alter Sitte besuchte

Gipfelkonferenz in Ottelmannshausen



Nördlich von Bad Königshofen liegt im alten Grabfeldgau das Dörfchen Ottelmannshausen, das einst ein Othelm gegründet hatte und in dem das Kloster Fulda schon um 800 durch die Äbtissin Einhold des Klosters Milz und später durch einen Grafen Erpho („Othelms-hausen“) Schenkungen erhielt. So unscheinbar der Ort mit seiner kleinen neugotischen Kirche heute ist: Er hatte einst seinen großen Tag in der Geschichte! Im

Jahre 1058 versammelten sich hier die Großen des Grabfelds, um gegen die damals um sich greifende Räuberplage zu beraten. An dieser Tagung nahm auch der Fuldaer Abt Egbert teil, dem die ebenfalls anwesende Gräfin Alberada (wohl aus dem Schweinfurter Grafenhaus) das von ihr gegründete Kloster Banz bei Staffelstein übereignete, um es mit Fuldaer Mönchen zu besetzen.

Bild und Text: E. Sturm

man Verwandte, die dem Besucher unbedingt einige Heller freiwillig einhändigten. Da ich zahlreiche Mühlen, Basen und Onkel „heimsuchen“ konnte, so waren meine Einkünfte derart groß, daß mein pyrotechnischer Betrieb eröffnet werden konnte. Bei Hugo Uth in der Karlstraße erwarb ich nunmehr Zündschwamm, Salpeter, Schwefel, Kreide, Holzkohle und dergleichen, so daß der Betrieb anlaufen konnte. Ich fertigte zunächst Rot- und Grünfeuer an, verschloß dieselben wie die Apotheker in kleine Briefe und verkaufte sie an Schülern für drei, vier und fünf Heller je nach der Portion. Das Geschäft ging gut und warf mir einen kleinen Überschuß ab. Die Folge davon war, daß abends an allen Ecken der Straßen Buntfeuer erstrahlten. Die Schutzleute (es gab nur drei in Fulda) konnten nicht dahinterkommen, wo die Lausungen die Leuchtkäfer bekommen hatten.

Nun erweiterte ich meinen Betrieb und fertigte Schießpulver zur Füllung von Knallfröschen an, die ich in Serien für zwei, drei, vier oder mehr Knalleffekte auf dem Schulungsmarkt für vier, fünf oder bis zu zehn Heller absetzte. Das Geschäft machte sich lohnend, während die Schul-Extemporale um so geringer bewertet wurden.

Mein Laboratorium befand sich damals in einer Bodenkammer im Elternhaus (Kanalstraße); es war aber gleichzeitig mein Schlafzimmer, und damit Unbefugte abgehalten wurden, hatte ich hinter der Eingangstür eine Mannfigur aufgestellt, deren Kopf ein mit einem Zylinder bedeckter Totenschädel bildete; letzterer stammte ebenfalls aus den Nachlaßutensilien meines Großvaters. Eine alte Geige nebst Bogen im Arm bildete die weitere Ausstattung.

Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht. So erging es auch meiner Pulverfabrik. Ich komme eines Tages aus der Schule, und da steht an unserer Haustür mit meinem Vater der Wachtmeister Döll und erwartet mich. Alle Nachbarn schauen wie bestellt aus den Fenstern. Der uns gegenüber wohnende Bäckermeister Odenwald ruft mir laut zu: „Ferdinand, nun bist du erwischt und kommst ins Kittchen.“ Er schickt mir einen Laib Brot zum Mitnehmen herüber, und meine Mutter gibt mir ein paar Strümpfe mit als Kopfkissen. Ich fange natürlich an zu flennen und verspreche dem Wachtmeister: „Ich will brav sein und kein Pulver mehr herstellen.“ So eine Viertelstunde läßt man mich bitten und zappeln. Dann erfolgt durch den Wachtmeister unter dem Gaudium der Nachbarn der Freispruch. Später erfuhr ich, daß alles eine abgekartete Komödie war, die damals in der alten, guten Zeit nur möglich war. Mein Vater wollte mir das Pulverhandwerk damit ein für allemal vertreiben.

Die Katze läßt das Mäusen nicht, so ging es auch mit mir. Kaum war ein Vierteljahr vergangen, da fand ich einen Ausweg. Ein Mitschüler von mir, Moses Weinberger, wohnte in der Juden-Garküche eine Treppe hoch. Er erlaubte mir, daß ich das Schießpulver in seinem Zimmer herstellen dürfte, was nunmehr auch geschah. Eines Mittags vor dem Nachmittagsunterricht legte ich das naß angerührte Pulver zum Trocknen in die obere Kachelröhre und sagte zu Moses, daß wenn wir um vier Uhr aus der Schule kämen, das Pulver trocken sei und dann poliert werden könne.

Wir kommen nach vier aus der Schule und sehen die Bescherung; das Pulver ist explodiert; Vorhänge, Tapeten, Bilder sind angebrannt und so vieles mehr versengt, während die Fensterscheiben noch heil sind. Die Besitzer der Garküche sagten zu Moses, er müsse heute nacht im Nebenzimmer schlafen, der Ofenruß sei explodiert; denn der Ofen sei seit Jahr und Tag nicht gereinigt worden. Moses hat geschwiegen und hat mich nicht verraten, was ich ihm hoch angerechnet habe, doch die Pulverfabrikation habe ich gänzlich aufgegeben. Mit der Garküche ist die Sache noch gut abgelaufen. Ahnen konnte ich allerdings nicht, daß ich 36 Jahre später das Schieß- und Sprengpulver „Fuldit“ und „Schneidit“ erfinden würde, das auf elektrische Wellen reagiert.

Eine unerwartete Gelegenheit zum Geldverdienen bot sich im Herbst zur Bohnenreife. Meine Mutter bat mich, ihr Bohnenmesser scharf zu machen. Bekanntlich waren die Bohnenmesser derart, daß längs der Messerschneide ein Bügel angenietet war, man mußte, um die Messerklinge schärfen zu können, die Niete erst entfernen. Bei dieser Arbeit überlegte ich, daß diese Manipulation doch recht umständlich sei, und kam zu folgender einfacher Lösung. Ich benutzte einen Eisendraht von ca. 30 cm Länge und wickelte dessen Enden in ca. drei eng anliegenden Spiralen auf,

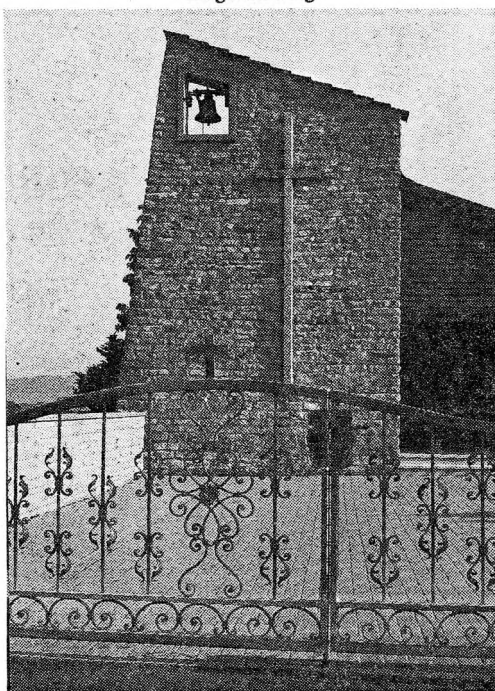
so daß der Zwischenraum durch einen bügelartigen Draht gebildet wurde. Mit diesem Instrument war man in der Lage, durch Anklemmen der beiden Spiralen an einem gewöhnlichen Messer ein für mehrfache Schnittdicke geeignetes Bohnenschneidmesser zu gewinnen. Je nachdem man das Messer in den ersten, zweiten oder dritten Gang der Drahtspirale einfügt, kann man Schnittbohnen in der gewünschten Dicke erhalten. Meine Mutter war entzückt über diese Lösung, und mein Vater schickte mich mit dieser Neuheit zum Eisenhändler Johannes Ruppel, der derart verblüfft war, daß er mir ein Bündel galvanisierten Eisendraht mitgab und 100 Bügel in Bestellung gab, welche er mir alsdann mit fünf Mark bezahlte – meiner erster Verdienst für meine erste Erfindung. Ruppel war ein Freund vom Maschinenfabrikanten Wilh. Hartmann. Letzterer erhielt ein Muster von Ruppel und suchte mich sofort auf bei meinen Eltern, wartete daselbst, bis ich aus der Schule kam, und machte einen Verwertungs-Vertrag mit mir. Sofort meldete er die Erfindung zum Patent an und übernahm die Fabrikation und zahlte mir für das Gros Bohnenschneider 20 Pfennig Lizenzgebühren. Der Umsatz blieb bescheiden, weil überall die Apparate infolge ihrer Einfachheit nachgemacht wurden.

Vom neunten Jahr meiner Schulzeit erlernte ich nebenbei auch das Flötenspiel bei meinem Onkel Mollenhauer und bekam hierzu eine echte Flöte des Böhmischen Systems von meinem Onkel geschenkt. Da meine Eltern sehr musikalisch waren, Vater spielte Gitarre und meine Mutter Klavier, so wurden die Familienkonzerte sehr gepflegt. Später wirkte ich bei Museumskonzerten u. dgl. öffentlich mit. Die in meiner Jugend erworbenen musikalischen Kenntnisse haben mir in meinem späteren Leben große Vorteile eingebracht.

Negativ verliefen jedoch meine Leistungen in der Realschule, indem die Noten für Latein und Französisch meistens nicht über einer „Fünf“ bewertet wurden, so daß ich einmal an der Majorsecke hängen blieb, doch im darauffolgenden Jahr Untertertianer werden konnte. Da ich nur Sinn für Technik hatte, bat ich meinen Vater, mich Mechaniker werden zu lassen, damit ich mich später der Elektrotechnik widmen könne. Für letzteren Beruf gab es jedoch weder eine Schule noch eine Lehrstelle, weil die Elektrotechnik noch in den Kinderschuhen steckte. Für die Erlernung der Feinmechanik eignete sich in damaliger Zeit am besten die Uhrmacherei. Mein Vater gab mich daher bei dem Uhrmacher Herm. Rebentisch in die Lehre, weil bei demselben nicht allein Reparaturen, sondern auch Neuanfertigungen von Uhren getätigt wurden. Die Lehrzeit wurde auf vier Jahre vereinbart.

Glocken des Fuldaer Landes

Ergänzung



Im Glockenträger der Friedhofshalle hängt eine Totenglocke aus dem Jahre 1923, die nicht ursprünglich für Mittelkalbach geschaffen war. Bild: E. Sturm

Fuldaer Dokumentarfilm

Martin Angelstein und Klaus Krolopp: Wohin soll ich gehen? Eine Dokumentation zur Geschichte der Stadt Fulda. Eine Video-Produktion im Auftrage der Stadt Fulda. 60 Minuten.

In der Woche vom 25. bis 31. Mai 1987 besuchten auf Einladung der Stadt Fulda 170 ehemalige jüdische Mitbürger, darunter viele mit Angehörigen, ihre frühere Heimatstadt Fulda. Anlaß zu dieser Begegnung ehemaliger jüdischer Bürger untereinander und mit Fuldaer Bürgern war die Einweihung des jüdischen Kulturzentrums mit Gedenkstätte und Gebetsraum in dem wiederhergestellten ehemaligen jüdischen Schulgebäude (Von-Schildeck-Straße 13), das die Stadt Fulda für ca. eine Million Mark saniert und umgebaut hatte. Bis zum Jahre 1939 diente dieses Gebäude als Volksschule für die jüdische Gemeinde in Fulda. Insgesamt waren ca. 330 jüdische Gäste aus aller Welt in Fulda anwesend.

Daß dieses Treffen ehemaliger jüdischer Bürger eine außergewöhnliche Resonanz finden würde, war voraussehbar. In zahlreichen Begegnungen, Gesprächen und Interviews zeigte sich, daß das Wiedersehen mit der alten Heimat unterschiedliche menschliche und seelische Reaktionen auslösen würde, die oft nicht der Erschütterung entbehrten. Die Einweihungsfeierlichkeiten sowie die zahlreichen mitmenschlichen Begegnungen festzuhalten, war das Anliegen dieser 60minütigen Video-Dokumentation, die im Auftrag der Stadt Fulda erstellt wurde. Zu einmaligen Erlebnissen gestalteten sich die Einweihung des Kulturzentrums und der Festakt im Schloßtheater sowie die Begegnung im Stadtsaal.

Der Film ist jedoch kein äußerliches Spektakulum, sondern hält auch die entscheidenden Gedanken aus den Reden fest, die zu dem auch in Fulda problematischen Thema der jüdischen Vergangenheit in Fulda gehalten wurden. Gleichzeitig will der Film ein Beitrag zur Verständigung und ein Brückenschlag für die jüngere Generation sein.

In einem Kurzporträt wird außerdem in die Situation der Stadt Fulda im Jahre 1987 eingeführt. Ein historischer Rückblick auf die Geschichte der Fuldaer jüdischen Gemeinde befaßt sich mit der Bedeutung der Juden für Fulda in der Vergangenheit. Es entsteht ein umfassendes und vielseitiges Bild eines Geschehens, das in die Zukunft hineinwirken und zum Nachdenken anregen soll. Es ist erfreulich, daß ein solch einmaliges Ereignis in großartiger Weise in Bild und Wort festgehalten wurde.

Der Film ist erhältlich bei der Pressestelle des Magistrats der Stadt Fulda im Stadtschloß. **Otto Berge**

Ein Tournosenfund

Im April 1908 kaufte Joseph Vonderau von dem Gastwirt Joh. Ludwig Reinhard („Zur Windmühle“) einen silbernen Becher mit 70 Tournosen. Wann und wo im fuldischen Land im vorigen Jahrhundert dieser Fund gemacht wurde, ließ sich schon damals nicht mehr ermitteln. Ursprünglich waren es 80 Stücke, zehn gelangten in anderen unbekannten Besitz.

Alle Münzen außer einer stammten von König Philipp II. von Frankreich (1285–1314). Vonderau tauschte später einige Dubletten gegen fuldische Brakteaten mit der Münzhandlung Riechmann & Co. in Halle/Saale. Heute befindet sich der Schatz – der Ausdruck ist hier durchaus am Platz – im Fundkarton A im Panzerschrank des Vonderaumuseums. Es sind 58½ Stücke, 22 bis 25 mm, mit einem Durchschnittsgewicht von 3,4 Gramm, genau soviel wie ein heutiges 50-Pfennig-Stück.

Seit dem Ende des Hochmittelalters konnte sich der fortschreitende Handel nicht mehr nur mit dem Pfennig – dessen Gewicht und Kaufkraft allgemein sehr gesunken war – als einziger Münzsorte begnügen. Die Zeit forderte einfach größere Nominale. 1266 ordnete König Ludwig IX. die Prägung einer schweren Silbermünze an. Dies geschah zuerst in Tours. Ursprünglich gingen 58 Stücke zu 4,22 Gramm auf die (Gewichts) Mark. Die neuen Stücke verbreiteten sich schnell auch über den Rhein, sie wurden mehr oder minder verändert und vor allem leichter auch im deutschen Sprachgebiet nachgeprägt, in Frankfurt am Main bereits im Jahre 1346.

1347 tauchten die ersten Tournosen in Fulda auf. Ich weiß das aus Denner. In den 70er Jahren – als ich noch keinen Zugang zu den städtischen Münzbeständen hatte – habe ich in der Landesbibliothek in den sechs Bänden „Generalregister fuldischer Urkunden“ nach Geld- und Münzbezügen geforscht. Ich wurde vielfach fündig. Denner – weitgehend unbekannt bzw. vergessen – soll in absehbarer Zeit in den Buchenblättern vorgestellt werden.

Noch einmal zurück in das Jahr 1347. Damals wurden unter Fürstbischof Heinrich VI. von Hohenberg (1315–1353) in Fulda die letzten Brakteaten geprägt. 100 Jahre später als in Hersfeld. **Johann Fechner**

Auswanderungen aus dem Fuldaer Land (1839 – 1851)

3)

Von Georg Jost

Oberbimbach: (U) 1846 Plazidus Fritz; 1849 der Handarbeiter Andreas Nüchter; Friedrich Nüchter; (A) 1850 der Schreiner Johann Georg Nüchter.

Opperrz: (DESt) 1843 Franz Christoph Baumann nach Kgr. Bayern; (U) 1846 Johann Enders.

Petersberg: (U) 1840 Engelbert Röbig; 1842 Philipp Müller; 1844 Mathias Schmitt; 1845 Johann Adam Becker; 1846 Valentin Schell; 1848 Ludwig König; 1851 der Lackierer Cornelius Spork.

Pfaffenrod: (U) 1848 Michael Hofmann.

Pilgerzell: (A) 1851 Johann Philipp Dorschel; (U) 1851 Peter Witzel.

Rex: (U) 1848 Anton Trabert; 1851 Georg Drexler.

Rönshausen: (U) 1842 Johann Breitenbach.

Rommerz: (DESt) 1843 Johann Augustin Föller nach Hztm. Nassau.

Rothemann: (U) 1840 Franz Michael Vogel; (DESt) 1850 Anton Schäfer nach Kgr. Bayern; (U) 1851 Johann Georg Sorg.

Rückers: (U) 1841 Franz Krah; 1849 Matheus Huhn; 1850 Justus Gärtner; 1851 Johann Schuhmann.

Salzschlirf (Bad): (DESt) 1843 Andreas Köhl nach

Gr. Hztg. Hessen; (U) 1845 Fabian Brehler; 1848 Adalbert Bopp.

Schletzenhausen: (U) 1845 Zacharias Habig.

Schweben: (U) 1851 Johann Schütz.

Steens: (U) 1847 Johann Valentin Stumpf.

Veitsteinbach: (U) 1847 Johann Sebastian Jäger; 1848 Johann Joseph Lotz; 1850 Johann Joseph Auth.

Weidenau: (U) 1840 Johann Conrad Matheis.

Wittges: (U) 1842 Vitus Mehler; 1849 der Leinweber Johann Seng; Johann Adam Seng; 1850 Johannes Mehler.

Wolferts: (U) 1848 Bonifaz Goldbach; 1850 Adalbert Goldbach.

Zirkenbach: (U) 1849 Johann Friedrich Vogel.

Nachtrag:

Ergänzung der Auswandererziele einiger Personen — teilweise mit Angabe des mitgenommenen Vermögens:

Dipperz: Stiebel, Justus, nach Motzlar (GHZ. S-Weimar) (70 Gulden).

Dirlos: Röder, Johannes, ins Hztm. Nassau.

Flieden: Förster, Johann, nach Amerika (250 Gulden); Förster, Valentin, nach Amerika (250 Gulden); Staubach, Valentin, nach Amerika.

Fulda: Braun, Christian, ins Kgr. Preußen; Heben, Peter Franz, nach Amerika (1825 Gulden); Henze, Adolph, nach Neuschönefeld (Kgr. Sa.); Krause, Heinrich, Jos., nach Mainz (GHZ. Hessen); Lenheim, Wilh. (Wolf), nach Amerika; Lion, Moritz, nach Frankfurt/M., mit Frau u. 9 Kindern (600 000 Gulden); Müller, Hermann, ins GHZ. Hessen (1400 Gulden); Scheuch, K. W. Hermann, nach Amerika; von Trott, A. K. W. T., nach Amerika; Waldner, Georg Leo, ins Kgr. Bayern.

Großenlöder: Wehner, Andreas, ins Kgr. Preußen.

Hainzell: Brell, Sturmius, nach Steinheim (GHZ. Hessen) (700 Gulden); Kiel, Hartmann, ins Kgr. Preußen; Schicketanz, Jos., ins Kgr. Preußen; Schlitzer, Plazidus, ins Kgr. Preußen (50 Gulden).

Harmerz: Gärtner, Andreas, nach Österreich.

Hauswurz: Post, Johann Adam, nach Großenlin-

den (GHZ. Hessen); Seng, Johann, nach Frankfurt/M. (70 Gulden).

Hosenfeld: Schnell, Kaspar, nach Wildwiese (Kgr. Preußen); Weismüller, Joseph, nach Hundswinkel (Kgr. Preußen).

Lütterz: Bickert, Johann Paul, nach Amerika (100 Gulden).

Marbach: Stock, Konrad, nach Verden (Kgr. Preußen) (60 Gulden).

Mittelkalbach: Hartung, Johannes, nach Amerika (400 Gulden); Kreß, Peter, nach Amerika.

Oberbimbach: Nüchter, Andreas, nach Amerika (100 Gulden); Nüchter, Johann Friedr., nach Amerika (100 Gulden); Nüchter, Johann Georg, nach Amerika (130 Gulden).

Rückers: Huhn, Matheus, nach Griesheim (Hzt. Nassau).

Wittges: Seng, Johannes, ins Kgr. Preußen (70 Gulden); Seng, Johann Jos., nach Magen (Kgr. Preußen) (157 Gulden).

Zirkenbach: Vogel, Joh. Friedr., nach Österreich (450 Gulden). (Fortsetzung folgt)

Blick in die Mittelstraße (30.8.1994)



Vor 50 Jahren erlitt Fulda die ersten großen Luftangriffe, bei denen am 11. und 12. September 1944 über 3500 Sprengbomben über dem Stadtgebiet abgeworfen wurden. Ziele waren verschiedene Industriebetriebe, darunter das Reichsbahnausbesserungswerk, der Bahnhof und die Gummiwerke. Auch der nördliche Stadtteil und die Stadtmitte wurden schwer getroffen. Dom, Michaelskirche, evangelische Kirche und Schloß erlitten erhebliche Beschädigungen. Bei den Angriffen kamen 509 Personen ums Leben. Unter den Toten waren 70 ausländische Zwangsarbeiter. Unser Bild: Blick in die Mittelstraße in Fulda nach den Angriffen.

Text: O. Berge. Bild: Stadtarchiv

Brandversicherungs-Anstalt für das Fürstentum Fulda gegründet

Von Raimund Henkel

Das neue hessische Brandschutzgesetz und die Neuordnung des Feuerwesens beschäftigen seit einiger Zeit die Verantwortlichen der Behörden und der Feuerwehrgesellschaften in Land, Kreisen und Gemeinden. Dabei geht es zuerst um den Schutz von Gesundheit, Hab und Gut der Bürger. Ist jemand einmal von einer Brandkatastrophe betroffen gewesen, so war es nach Überwindung des Schreckens eine gewisse Beruhigung, wenn die Versicherung den Schaden zur Zufriedenheit des Betroffenen regulierte. Und da niemand gegen ein Brandunglück gefeit ist, so sind die Hausbesitzer gesetzlich zur Abgabe einer Brandversicherungssteuer verpflichtet.

Das Fuldaer Land erhielt erstmals im Jahre 1805 eine Einrichtung, die es ermöglichen sollte, allen Brandgeschädigten die notwendigen Mittel zum Wiederaufbau eines Wohn- oder Wirtschaftsgebäudes zukommen zu lassen. In seiner kurzen Regierungszeit nach der Säkularisation des Hochstiftes Fulda griff Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, von 1802 bis 1806 Fürst zu Fulda, in viele Bereiche der Verwaltung, des öffentlichen und privaten Lebens der Landesbewohner ein und versuchte manche Neuerungen einzuführen. Dazu gehörte jene Maßnahme, die unter dem 14. Oktober 1805 bekanntgegeben wurde und deren Titel und Vorwort lautete:

Landesherrliche Verordnung, die Errichtung einer Brandversicherungs-Anstalt für das Fürstentum Fulda betreffend.

Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm Friedrich, Erbprinz von Oranien-Nassau, Fürst zu Fulda und zu Corvey, Graf zu Dortmund, Herr zu Weingarten etc. etc. etc.

„Nachdem Wir aus landesväterlicher Sorgfalt für das Beste Unserer getreuen Unterthanen auch diejenigen Unglücksfälle beherzigt haben, welche bei entstehendem Brande an Wohnungen, Scheuern und anderen Gebäuden, öfters ganze Familien, ja ganze Ortschaften in das tiefste Elend stürzen, in Unserem Fürstenthume Fulda aber eine dieses verhängende, in anderen Ländern mit dem besten Erfolge längst errichtete Anstalt vermissen: So haben Wir nicht nur zu mehrerer Sicherheit eines jeden einzelnen Hauseigentümers, sondern auch zur Erhebung des Credits, und zum Besten eines jeden mit einer Hypothek an Gebäuden versehenen Gläubigers, so wie endlich um das Land fernerhin nicht mehr durch Brandcollectanten durchziehen, und diese hin und wieder Misbräuche oder gar Betrügereyen begehen zu lassen, mithin zur offenbaren Beförderung der Landeswohlthat, Uns gnädigt bewogen gefunden, dem von mehreren Unserer getreuen Unterthanen geäußerten Wunsche zu entsprechen, und eine allgemeine Brandversicherungsanstalt für Unser Fürstenthum Ful-

da zu errichten, **dieserhalb aber Folgendes hierdurch gnädigt zu verordnen.**“

In 24 Paragraphen legt die Verordnung im einzelnen fest, wie die Einrichtung funktionieren soll. Unter den Ziffern 1 bis 3 werden Zweck und Umfang des Instituts erläutert: „Der Zweck dieser Brandversicherungsanstalt besteht in dem wechselseitigen Ersatz desjenigen Schadens, welcher durch Brandunglück oder durch obrigkeitliche Verfügung zur Verhütung eines Brandunglücks an irgendeinem Gebäude entstanden ist.“ Ausgenommen sind jegliche Schäden durch Kriegseinwirkung.

„Dieser Gesellschaft sollen alle Unterthanen Unseres Fürstenthums Fulda, wie sie Namen haben, und **wes** Standes sie seyn mögen, alle Gemeinden, Korporationen und milde Stiftungen, welche eigenthümliche Gebäude besitzen, ohne alle Rücksicht, ob sie etwa schon irgend einer auswärtigen Brandversicherungsgesellschaft einverleibt sind oder nicht, vom 1ten Januar 1806 an beitreten.“ Unter den Ausnahmen werden namentlich aufgeführt die Schlösser zu Fulda, Fasanerie, Hammelburg, Saaleck und Bieberstein sowie die Fuldaer Domkirche. Weiterhin wird angeordnet, daß diejenigen, welche ihre Gebäude in einer auswärtigen Anstalt haben versichern lassen, aus derselben austreten müssen.

Paragraph 4 regelt die Verwaltung der Institution. „Zu der Direction dieser Anstalt sehen Wir Uns **gnädigt** bewogen, eine ganz besonders anzuordnende Kommission zu ernennen, welche aus einem Mitgliede der Regierung und aus zweien Mitgliedern des Oberfinanzkollegiums bestehen soll.“ Die Paragraphen 5 bis 21 enthalten Verwaltungs- und Durchführungsbestimmungen. Zunächst wird die unterschiedslose Behandlung von privaten und öffentlichen bzw. herrschaftlichen Gebäuden klargestellt.

Unter 6. heißt es: „Alle Gebäude des ganzen Landes, ausgenommen die Schlösser zu Fulda etc., sollen, insofern es noch nicht geschehen ist, mit gewöhnlichen Zahlen, die Nebengebäude aber, als da sind Auszugshäuser, Scheuern, Stallung, Holzschuppen, Remisen etc., mit römischen Ziffern versehen werden, so, daß bei den Nebengebäuden eines jeden Haupthauses mit der Ziffer I anfangen und so der Reihe nach fortfahren wird, so viel nemlich Nebengebäude zu dem Haupthause gehören.“ Diese Numerierung der Gebäude blieb, vornehmlich in kleineren Gemeinden, bis in unsere Zeit erhalten und stellte die jeweilige Hausnummer dar. In größeren Orten wurde mit der Einführung von amtlichen Straßennamen dieses System aufgegeben. Fortan hatte jeder Straßenzug seine eigene Nummernordnung.

Brief eines ehemaligen Oberrealschülers

Lieber H.

Hier der angekündigte Nachtrag zu meinem Brief (Buchenblätter 1987, S. 20 und S. 27). Im vergangenen Jahr, als ich über den städtischen Friedhof in Fulda ging, um von Bruder Wilhelm Abschied zu nehmen, stieß ich unvermutet auf einen ganzen Areopag. Da ruhten in Frieden die Honoratioren nebeneinander, vor denen ich einst meinen minderen Wert empfunden hatte: Professor Peter Hübinger (genannt Bebes), Forstmeister Derichsweiler, Oberlehrer Amand Hohmann und und und ... unter Kreuzen aus Granit, Marmor und Sandstein mit säuberlicher Goldschrift. Mit weitem Blick auf eine geschichts- und geschichtenträchtige Landschaft: Florenberg, Röhlingswald, in der Niederung die alte Straße von Frankfurt nach Leipzig, auf der tausend Jahre lang Kaufleute und fremde Heere zogen. Eine leise Trauer überkam mich, als ich an die Gräber der Kameraden an der Wolga dachte, über die der Pflug hingeht. Und aus dem Nebel der frühen Jahre drang eine Fülle längst vergessener Ereignisse und Gestalten.

Der gute Amandus Hohmann! Es mag um 1910 gewesen sein, als er, der Singemeister der Oberrealschule, es könnte mit der Quarta gewesen sein, auf dem üblichen Klassenausflug zum Kreuzberg in der bayrischen Rhön die Landesgrenze überschritt und in heiliger Einfalt beim Marsch durch das blauweiße Oberweißbrunn die frisch eingeübte Landeshymne aus dem Liederbuch für die höheren preußischen Schulen anstimmen ließ:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben, die Fahne schwebt mir schwarz und weiß voran ...“

Die Mannen des langgezogenen Straßendorfes, das sich damals durch besonders stattliche, längs der Straße dicht aufgereihte, dampfende und würzig duftende Dungstätten auszeichnete, entsannen sich der Schmach von 1866 und veranlaßten die schwächlichen Erben von Preußens Gloria die nächsthöhere Gangart einzuschlagen.

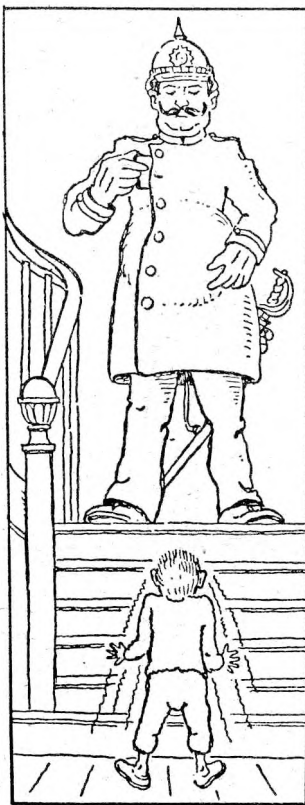


Erzürneter Einwohner von Oberweißbrunn.

Zeichnung: Karl Schäfer

Solche Drangsal berührte mich damals nicht, die Zuckertüte stand noch bevor. Meine Sorge galt einer anderen Exekutive, der Polizeimacht in Gestalt des Schutzmannes Krost; denn ich hatte meist ein schlechtes Gewissen.

Der Anblick eines Polizisten rief gräßliche Vorstellungen in mir hervor. Einen kgl. preußischen Schutzmann für einen Folterknecht zu halten, beweist einen recht mäßigen Verstand, der den insoweit manipulierten Hirnen nachfolgender Generationen eher ansteht. In den nächtlichen Träumen hingegen war ich mutig. Da riß ich die Haustür auf und verhöhnnte den dicken Krost, der auf dem täglichen Rundgang durch sein Revier gewichtig vorüberschritt. Wenn er mich greifen wollte, der Polyp, der Bulle mit den Basiliskenaugen, dann schlug ich ihm die Haustür vor der Nase zu,



Wachtmeister Krost, der Alptraum des jungen Karl Schäfer.

lachte „haha“ und ging, ein munteres Liedlein pfeifend, die Treppe hinauf. Da stand er auf dem oberen Podest in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und zog das Meldebuch. Viele Jahre später lernte ich ihn als freundlichen, umgänglichen Menschen kennen.

Kriegsjahr 1915: Der Dienst in der Jugendwehr war Ehrensache für junge Patrioten. Wenn auch zum Kampf geboren, mochten sie – damals noch unterschwellig – schon den Vorzug eines anständigen Manövers gegenüber einem noch so schönen Krieg zu schätzen gewußt haben. Bruder Ernst in Feldmütze, feldgrauer Bluse und Wickelgamaschen lud mich ein, an der sonntäglichen Gefechtsübung teilzunehmen. Anschließend gäbe es eine Wurst pro Kämpfer, die überließe er mir. Das verlockte, die Rationierung war schon sehr spürbar.

Das Bataillon zog mit umgehängten Holzgewehren zur Bahnhofstraße vor eine Fahrradhandlung, die Fahnenrotte verschwand im Torweg, kehrte mit der Fahne zurück, und der Präsentiermarsch brauste auf. Damals gingen dazu die Worte um:

„Alleweil bringe se die Fahne,
alleweil bringe se die Fahne,
alleweil bringe se die Fahne geschleppt,
wo zum Donnerwetter
hat denn wieder das Luder gesteckt?“

Solche und ähnliche, häufig unfeine Texte von volksnahen Dichtern waren für alle klassischen Militärmärsche im Umlauf, das schmälerte aber ihre Beliebtheit nicht. Der Heerwurm wälzte sich in einer Staubwolke gen Bachrain. Ich trabte munter neben der Musik her – im großen Haufen fürchtet sich ein deutscher Knabe nicht – und freute mich auf die Wurst.

Das Bataillon entwickelte sich zwischen Engethelms und Kohlhaus zum Gefecht. Der höfischen Sprache unkundige Fulder nannten übrigens die Eingeborenen von Kohlhaus „Kohlheeser Saibeezel“, d. h. Kohlhäuser Schweinebürzel, wegen ihrer angeblichen Unkultur.

Die Gefechtsübung zog sich den Röhlingswald hinauf. Das war historischer Boden; anno 1850 hatten sich hier Preußen und Bayern kampfbereit gegenüber gestanden. Der einzige Blessierte war damals das Pferd eines preußischen Trompeters, das eine bayri-

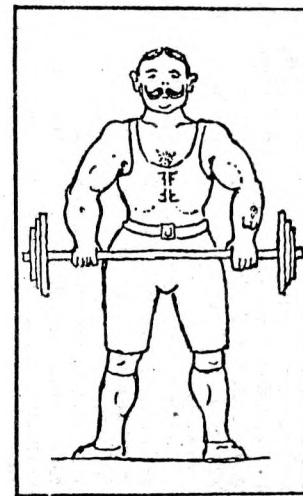
sche Kugel in den Hinterschinken bekam, als „Schimmel von Bronnzell“ in die deutsche Geschichte einging und deshalb nicht dem Roßschlächter zugeführt wurde, sondern fortan sein Gnadenbrot knaupeln durfte.

Bei den Holzgewehren der Jugendwehr langte es nicht einmal zu einem Steckschuß in einen Pferdeschinken. Nach Beendigung der Kampfhandlungen zog das Bataillon mit klingendem Spiel in die Gartenwirtschaft „Jägerhof“ in Bronnzell ein. Das eiserne Tor schloß sich vor den Nichtkombattanten. Ich blieb also draußen, drückte das Gesicht an das Gitter und sah speichelnd und tränenden Auges zu, wie Bruder Ernst seine Erbsensuppe, eine große Bockwurst und einen Wecken mit einem schiefen Blick auf mich mampfte und dabei höhnisch grinste. Meine Ohren wurden lang und länger, ich begriff jetzt, daß er mich nur als Bewunderer gebraucht hatte.

Als nach der Abfütterung der Heerbann heimwärts zog, drängte ich mich im Dämmer der Bronnzeller Eisenbahnunterführung in die Marschkolonne und trat meinen Bruder mit Schwung hinten hinein. Das tat gut.

Und nun eine Laudatio für unseren gemeinsamen Jugendfreund Willi Roppel:

Einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg stiegen auf dem Gelände des Gasthofes „Hohenzollern“ am Ende der Leipziger Straße, wo vordem des Kaisers Kanoniere ihre Schönen zum Tanz führten, Meisterschaftskämpfe der Schwerathleten. Sportler brauchen Manager. Hans Herd und ich besorgten das, beknieten den schüchternen Willi, sich zu melden, und betreuten ihn auf dem Kampfplatz. Allein war er dafür zu unbeholfen. Die Schwerathleten hatten damals noch etwas von dem Flair der Vorkriegszeit, knielange Turnhosen, manche noch mit Schnurrbart nach Art des Imperators oder mit tätowiertem Anker auf dem Unterarm als Zeichen des Dienstes bei der Kaiserlichen Marine. Achtungsgebietende Muskelpakete, gegen die sich Willis Körper mit dem Ebenmaß eines Apollo seltsam abhob.



Schwerathlet Willi Roppel beim Training.

Zeichnung: Karl Schäfer

Willi war ein reines Naturtalent und in der Schwerathletik ganz ungeübt. Beim Ringkampf ging er los wie eine Lokomotive und warf den bisherigen Meister sekundenschnell auf den Rücken. Er riß und stemmte wie ein König, stieß die Kugel über die bisherige Rekordmarke hinaus und warf den Hammer so weit, daß er im Gebüsch verschwand und die Kampfrichter ihn mit roten Köpfen suchen mußten. Er wurde Meister in den meisten Disziplinen und nahm errötend seine Eichenkränze und Urkunden in Empfang. Wir, seine stolzen Manager, brachten ihn im Triumph nach Hause. Willi hatte seine Auszeichnungen formaliter zu Unrecht erworben. Eine verehrliche Wettkampfleitung stellte nachträglich betroffen fest, daß er altersmäßig noch zu den Junioren zählte. (Wird fortgesetzt)

Karl Schäfer, Hannover

Brief eines Oberrealschülers ²⁾

Gehen wir auf die Jahreswende 1918/19 zurück. Damals kamen die Feldsoldaten zurück, die der Krieg übrig gelassen hatte: Leo Fritz, Hannes Hohmann, Alex Schlüter, Bob und Jockel Malkmus und Konsorten. Gestandene Männer von über zwanzig Jahren im grauen Rock erfüllten unser Neuenberger Nest, in dem wir Däumlinge in der Kriegszeit unter der milden Leitung von Karl Sangmeister allein gehaust hatten, mit brausendem Leben und wurden von uns glühend bewundert; wir durften sogar „du“ zu ihnen sagen. Sie verschwanden bald wieder zum Studium oder in den Beruf und nahmen den Urwandervogel unwiderruflich mit.

Dafür vollzog sich aber bald darauf ein zweiter Aufbruch der Jugend, jetzt auf breiterer Grundlage. Ich spreche diese Zeit hier an und gebe sie aus der Froschperspektive des damals vierzehnjährigen nachgeborenen Minoriten wieder, weil Du nach meiner Erinnerung dabei ein Hauptakteur warst. Inzwischen hatten sich andere Jugendbünde profiliert, die unsere Art, sich zu geben und zu kleiden, angenommen hatten: Jungnationale, Neudeutsche, Quickborn, Fahrende Gesellen, Sozialistische Arbeiterjugend, Naturfreunde u. a. m. Die neue Obrigkeit entdeckte, daß der Jugend die Zukunft gehörte, und förderte ihren losen Zusammenschluß in den Jugendringen, ohne sich weiter einzumischen. So konnte die neue Jugendbewegung entsprechend der Meißnerformel von 1913 „ihr Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung und in innerer Wahrhaftigkeit“ selbst gestalten.

Während in den Wandervogelgruppen sich bisher höchstens zehn bis zwanzig der Gesellschaft als Freigeister suspekte junge Menschen zusammengefunden hatten, umfaßte der örtliche Jugendring auf einmal Hunderte. Da diese Jugendbünde oft Untergruppen von konfessionellen oder politischen Erwachsenenorganisationen waren und deshalb als gesellschaftsfremder und -fähiger angesehen wurden als wir so gar nicht handzahnenden Außenseiter, standen auf einmal Versammlungsräume und Schulen zur Verfügung zu Gemeinschaftsveranstaltungen mit Volksliedern, Volkstanz und -musik. Den Gruppen fehlten bisweilen noch die Merkmale „alter Rassen“, so benutzten sie z. B. auf Fahrt Spirituskocher statt des verrosteten und verbeulten Hordenkochtöpfes, trugen Bänder an den Klampfen und klinkerten auf Mandolinen. Auch führten sie in der Regel im Gegensatz zu unserem urchristlichen Kommunismus getrennte Kasse und Verpflegung bei Wanderungen. Mit Rücksicht auf die gemeinsame Sache mußte über solche schismatischen Peinlichkeiten hinweggesehen werden.

Talente aller Art traten hervor. Mein Bruder Wilhelm z. B. las sein erstes Drama, es war seiner zwanzigjährigen Frohnatur entsprechend ein bürgerliches Trauerspiel, und an die hundert Zuhörer ließen das aufmerksam und interessiert über sich ergehen. Die wesentliche Lebensäußerung der so vereinigten Bünde war jedoch die Führung endloser Debatten über Gott und die Welt, bei denen die Diskutanten aller Gruppen Intellekt und Zunge wetzten und Du – jetzt komme ich endlich zur Sache – als vielbewunderter Wortführer des Wandervogel auftrat.

Wir minderen Brüder und die Mädchen – es galt damals noch, „das Weib hat zu schweigen im männlichen Reigen“ – genossen es wie ein Sportereignis, wenn unsere Favoriten in die Arena traten. Es war nicht so wichtig, worum es ging. Hauptsache sie siegten.

Ich denke da an eine Debatte des Jugendrings – oder waren es die neuformierten Schülerräte der höheren Schulen – in der Hinterburg, zu der der große Schulreformer seinen Bruder und Apostel, einen blonden Siegfried, und zwei Schülerinnen der Freien Schulgemeinde entsandt hatte. Die sollten uns die Vorzüge eines freiheitlichen Schulwesens mit Schülerräten, Koedukation usw. und die Minderwertigkeit unseres reaktionären Schulsystems darlegen.

Nun hatten wir bisher nicht übermäßig unter unserem überkommenen, konservativen Schulsystem gelitten. Ich glaube, hauptamtliche Reformer geheimnissen da mehr in die Psyche der Jugend hinein, als darin ist. Im allgemeinen war uns die Art unserer Schule herzlich gleichgültig, solange sie nicht über Gebühr in unsere Freizeit eingriff. Jedenfalls trieb ihr, Du und Norman Körber, die Reformer in die Enge; da schien

noch etwas von der scholastischen Tradition eines Thomas von Aquin durch. Wie das im einzelnen vor sich ging, weiß ich natürlich nicht mehr, ich könnte mir aber denken, daß ihr bei den Kontrahenten die Forderung nach „Freiheit wovon“ zu spüren glaubtet, während ihr im Sinne Nietzsches die „Freiheit wozu“ vertreten haben möget.

Der verlorene Krieg hatte manchen schnurrigen Kautz im Gefolge. Vielleicht Erinnerst Du Dich auch noch des schönen jungen Mannes im härenen Gewand, mit wallendem Haupthaar und Bart, Sandalen an den nackten Füßen, der aussah wie Jesus auf Leonardos Abendmahl und behauptete, der wiedergekommene Messias zu sein. Abgesehen von dieser Paranoia erschien er ganz normal, predigte sanft, flüssig und schlüssig aus der Heiligen Schrift und erwartete in einer Art masochistischer Verzückung seine Steinigung durch den Pöbel. Mein Bruder Ernst nannte ihn in seiner Muskotensprache grinsend einen Reservechristus, aber ich muß bekennen, daß er auf mich gefühlbetonten Knaben nicht ohne Einfluß blieb. Ich glaube, mich an eine Predigt auf dem Grundstück des Naturheilvereins an der Fulda zu erinnern, bei der Du Tatsachenmensch Dich beredt bemühtest, ihn mit Logismen zu überführen. Aber wie soll man schon einem partiell Verrückten mit Logik beikommen?

Er war auf ein Streitgespräch mit dem Klerus begierig, bekam es und verschwand aus der Stadt, nachdem ihn ein Dogmatiker der Franziskaner „auseinandergenommen“ hatte.

So stellte sich dieser Lebensabschnitt der Jahre 1919–22 für mich dar. Vielleicht hast Du ihn anders in Erinnerung. Du weißt ja von Berufs wegen, wie Aussagen über denselben Tatbestand voneinander abweichen. Man muß nur einmal Historiker zu einem Ereignis hören, das man selbst miterlebt hat. Was mag da wohl vor einigen hundert Jahren tatsächlich vorgegangen sein?

Wie der erste im Weltkrieg (1914–1918), so ging auch dieser neue Aufbruch der Jugend in der Not der galoppierenden Inflation unter. Danach war vieles anders. Ich hielt die letzten Getreuen des Bundes noch eine Zeitlang zusammen, wir hatten noch viele frohe Stunden im Nest, in der Schlucht und auf Fahrt, aber dann mußte auch ich die Stadt zum Studium verlassen, und die Gruppe löste sich bald danach auf. Zuletzt war es ein ständiger Alptraum gewesen, unserem Hauswirt die fünfzehn Reichsmark Monatsmiete für das Nest hinzahlen zu können, keiner hatte Geld. Von aller Herrlichkeit blieb nur die Nestchronik erhalten, in die an die zwanzig Jahre einheimische und durchreisende Wandervögel illustrierte Tagesereignisse, Herzensergüsse und Schnurpfeifereien eingetragen hatten. Die Tochter des Hauswirts, die als kleines Mädchen als Zaungast an unserem Jugendreich teilgenommen hatte und diese Zeit fortan als das Glück auch ihrer Kindheit ansah, nahm sie an sich und hütete sie noch in späteren Jahren wie einen Schatz. Das wäre es für heute! Ich bleibe mit vielen Grüßen und den besten Wünschen

Dein Karl Schäfer (Hannover).

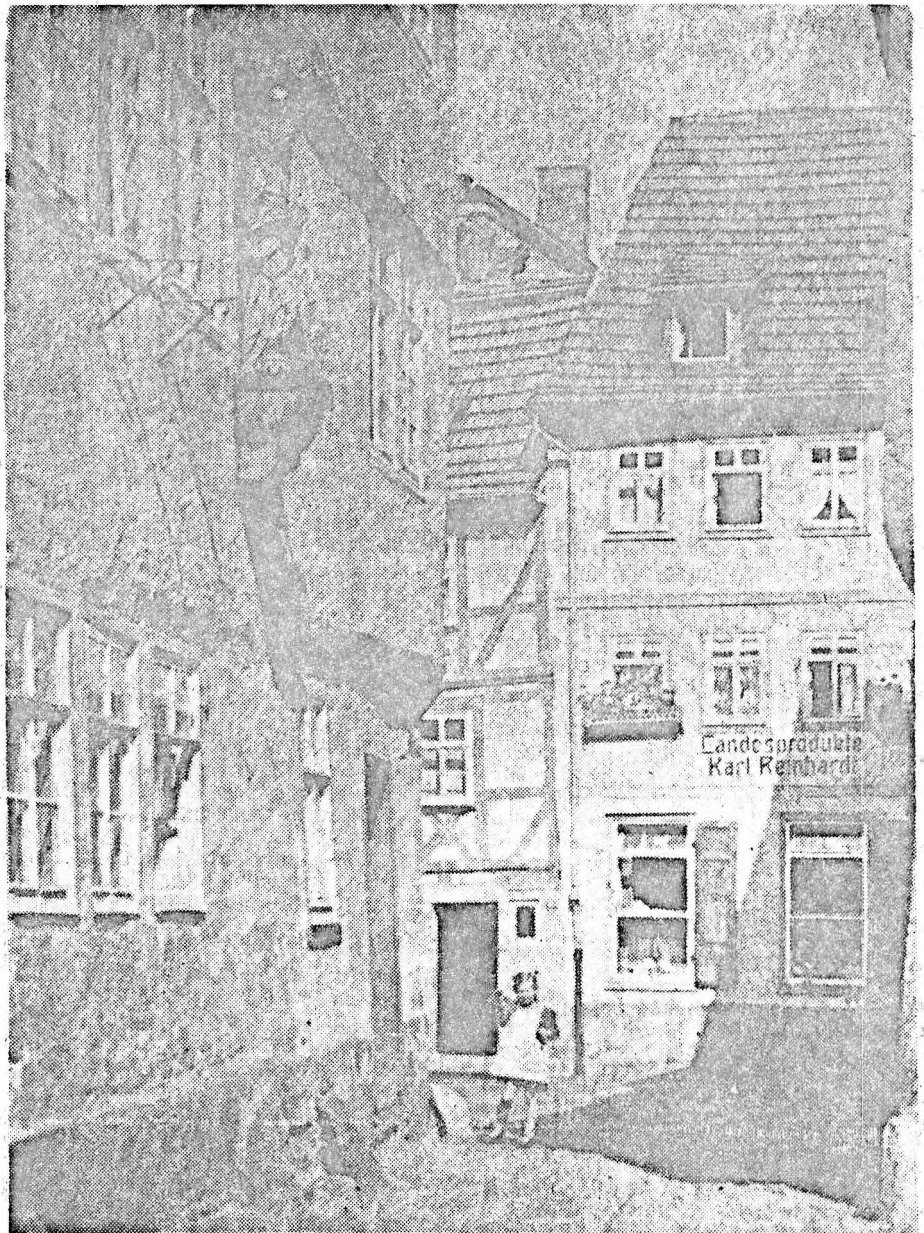
Das alte Fulda / Blick von der Rosengasse in die Rittergasse

Zu den Teilen unserer Stadt, in denen sich das mittelalterliche Fulda fast unverändert durch die Jahrhunderte erhalten hat, gehört das Viertel rund um den Seeserberg. Abseits von dem stutenden Verkehr führen hier die von winkligen, eng aneinander geschmiegtten Häusern umsäumten stillen kleinen Gassen ein verträumtes Dasein. Manch reizvolles Motiv aus diesem Teil Altfuldas wurde in den „Stadtbildern“ der Fuldaer Zeitung schon wiedergegeben, wobei der Leser mit manchen lokalgeschichtlich interessanten Tatsachen bekanntgemacht wurde.

Heute bringen wir eine Aufnahme aus der Rosengasse, von der wir vor einiger Zeit bereits schon einmal ein Bild veröffentlichten. Hatte damals unser Zeichner den Blick festgehalten, der sich dem Auge bietet, wenn man von der Rittergasse her die Rosengasse betritt, so ist diesmal von der Kamera ein Blick von der Rosengasse aus in die Rittergasse eingefangen worden. Eine barocke Madonnenplastik mit der Jahreszahl 1735 grüßt von dem Hause links (Rosengasse 7), das um das Jahr 1700 dem Bürger Peter R o m e i s gehörte, dem im Laufe der Jahre als Eigentümer Hans Adam Pfeiffer, Niklas Schwarzh, Christoph Dempter, Konstantin Köhler, Johann Belh, Christoph Weismüller, Heinrich Schmidt (1823), Simon Löser (1836), Schützenwirtin Josefa Huber (1836) und Johann Adam Fröhlich (Februar 1842 folgten.

Eigentümer des Hauses Rittergasse 16, heute Gemüsehandlung Reinhardt, war zu Anfang des 18. Jahrhunderts Christoph Schöndermann. Das Anwesen, das damals mit einem Steuertagwert von 8 Gulden veranschlagt war, wird in dem Schatzungsbuch der hochfürstlichen Residenzstadt Fulda vom Jahre 1708 als „dem Convent ad Salvatorem“ lehnbar und mit 10 Kr. „jährlich zinsbar“ erwähnt. Nächster Besitzer des Hausgrundstücks war der Hofbäckermeister Franz Huppman. Ihm folgten als Eigentümer Johann Joseph Rüb sam, Philipp Oswald, Michel Berg, Joseph Weismüller, Bäcker Franz Wahler (1833), Nikolaus J o b s t Erben (1850) und Schreinergehilfe Johann J o b s t (20. 7. 1854).

Das links anstoßende Fachwerkhaus (Rittergasse 18), heute dem Schneidermeister Paul Hillenbrand gehörig, stand um 1700 im Eigentum des Johann Adam Hubmann und war ebenfalls mit einem Steuertagwert von 8 Gulden veranschlagt. Die folgenden Eigentümer waren: Johann Jakob Heß, Jörg Friedrich Heß, Anton



Aufnahme: Wolf Schneider

Vörle, Landgeometer Jörg Franz Müller, Obergerichtsprocurator Anton Follenius. Im Jahre 1837 ging das Anwesen zu einem Kaufpreis von 1257 Gulden in den

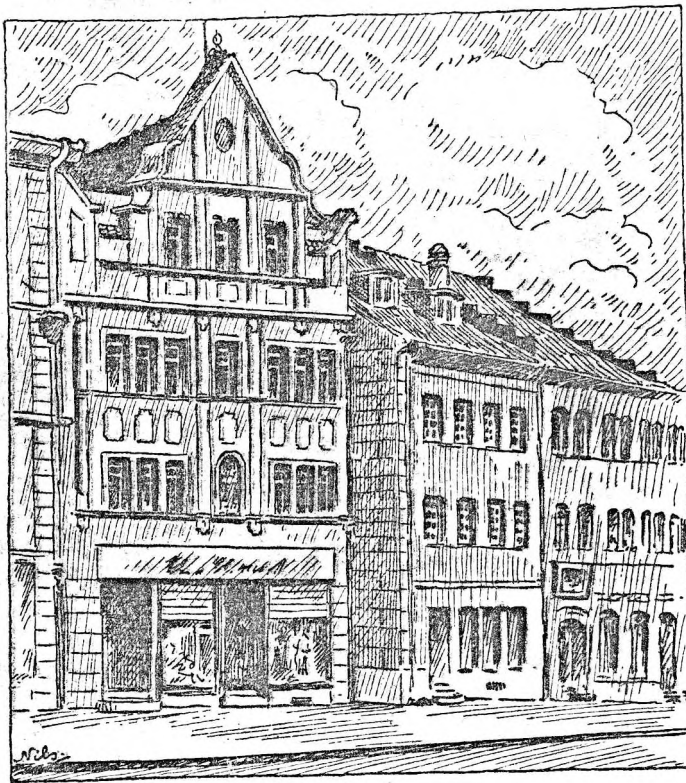
Besitz des Handelsmannes Daniel Epstein über. Am 23. Mai 1867 erwarb Schuhmachermeister Heinrich Büchel das Haus Dr. A.

Das ehemalige Wirtshaus „Zur Cronen“

Heute Haus Nr. 17 am Buttermarkt

Wohl die wenigsten Leser werden wissen; daß auch dieses Haus früher ein Wirtshaus war. Das Gebäude, das ehemals eine „feste Kemeate“ gewesen sein soll, trug als Wirtshaus den stolzen Namen „Zur Cronen“. Zum erstenmal wird es urkundlich im Jahre 1675 erwähnt. Damals verkauft, wie aus dem alten Fuldaer Mißgift-Register hervorgeht, die Erben eines gewissen Kreutzinger ihr Haus am Sonnabendsmarkt — so hieß bekanntlich früher der Buttermarkt — „an der Cronen“ gelegen. Ein Menschenalter später war Franz Heu den (oder Henden)

Eigentümer des Wirtshauses. Er veräußerte das Anwesen, das mit einem Steuerwert von 16 Gulden veranschlagt war, im Jahre 1720 für 2500 Gulden an Cammerath, Wilhelm Balzer Bott. Von dessen Erben erwarb es 1729 Burckhard Kornhaas zu einem Kaufpreis von 3700 Gulden. Wenige Jahre darauf (1833) kaufte es der damalige Fürstabt Adolf von Dalberg zu einem Preise von 4225 Gulden, um es den nach Fulda gerufenen „Englischen Fräulein“ zu übereignen, die er mit dem Unterricht in der Mädchenschule der Stadtpfarrei beauftragt hatte.



Die „Englischen Fräulein“ gründeten außerdem eine mit einem Pensionat verbundene höhere Mädchenschule. Der Unterricht der beiden Schulen fand in dem heutigen Haus Nr. 15 (rechts auf unserer Zeichnung), heute Wollwarengeschäft „Zum Lämmchen“, statt. Nach dem Weggang der „Englischen Fräulein“, die auf Grund der bekannten Maigesetze im Jahre 1877 ihren Unterricht einstellen und Fulda verlassen mußten, erwarb Sanitätsrat Dr. Wilhelm

Raabe das Haus „Zur Cronen“. Heute ist das Anwesen im Besitz der Erben des im vergangenen Jahre verstorbenen Dr. Willy Raabe, eines Sohnes des Sanitätsrates.

Ermahnt sei noch, daß die Fuldaer Zeitung fast 10 Jahre lang, nämlich von 1881 bis 1890, in dem Haus „Zur Cronen“ gedruckt wurde, in das der Verlag von dem Gebäude Nr. 38 in der Kanalstraße, wo er früher seine Geschäftsräume hatte, umgezogen war.

Das mittlere Haus auf unserer Zeichnung war zu Anfang des 18. Jahrhunderts ebenfalls Eigentum des obengenannten Wilhelm Balzer Bott (vergl. Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert von Jestaedt). Der veranschlagte Steuerartwert betrug 15 Gulden. Nachfolger im Besitz war Kanzlist Krüpper. In der Folgezeit werden in dem genannten Kataster als Eigentümer angeführt: Jörg Franz Romeisen, Augustin Krieh, Caspar Kircher, Balzer Kircher, Caspar Kircher (1840), Sattlermeister Josef Ahtert (23. 10. 1848). Im Eigentum der Familie Ahtert befindet sich das Haus noch heute.

Das Haus rechts auf unserer Zeichnung (früheres Schulgebäude der Englischen Fräulein), heute „Lämmchen“, besaß im 17. Jahrhundert Jörg Conrad Rahnen zu Eigentum. In dem alten Kataster wird es als ein „groß steinernes Haus, C'nier und Stallung ad 18 Gülden“ beschrieben. Nachster Eigentümer war Joas Zwenger. Von ihm ging es in den Besitz der „Englischen Fräulein“ über, von denen es der Rentner Conrad Hasenpflug kaufte, der es später für 45 000 Mark der Stadt überließ. Im Herbst 1886 kaufte die Legalfirma Josef Hohmann das Anwesen. Von ihr erwarb es im Jahre 1906 der heutige Inhaber der Wollwarenhandlung „Zum Lämmchen“, Egid Brehler. Dr. A.

Das Fernsprechamt Fulda 1895 bis 1961

Von Ernst Zeier

Der Geburtstag des Telefons ist der 6. Oktober 1861. An diesem Tag führte der Lehrer Philipp Reis aus Friedrichsdorf bei Bad Homburg seine Erfindung eines Fernsprechapparates im Physikalischen Verein in Frankfurt vor. Die technisch brauchbare Form erhielt das Telefon aber erst durch den Amerikaner Graham Bell (1847 bis 1922). Dafür erhielt er Patente 1875 und 1876. In Deutschland ließ sich Generalpostmeister Heinrich von Stephan am 26. Oktober 1877 diesen Apparat vorführen, und schon zehn Tage später ließ er eine Telefonverbindung von seinem Büro in Berlin mit dem Büro der Direktion des Telegrafenamtes herstellen.

In Fulda dauerte es noch einige Zeit, bis die ersten Telefone auftauchten, und zwar von rein privater Seite. Der Spediteur Adam Claus und der Kupferschmied Wilhelm Alster ließen Verbindungen von ihren „Comptoirs“ durch Leitungen zu ihren Wohnungen herstellen. Es folgte der Fabrikant Richard Schmitt, der sein Geschäft in der Kanalstraße mit der mechanischen Weberei an der Langenbrücke verbinden ließ. Sein Bruder Josef Schmitt ließ eine Leitung zu seinem Weinkeller herstellen. Die Zeitung berichtete damals voll Staunen: „Im gewöhnlichen Unterhaltungston spricht man gegen das Instrument; die angerufene Person hat nur ein ähnliches Instrument ans Ohr zu halten, um jede Nuance der Stimme zu vernehmen.“ Die Post hatte zwar schon immer ein Regal – heute würden wir sagen ein Monopol –, d. h. ein wirtschaftlich nutzbares Hoheitsrecht für die Telegrafie. Entsprechend erhob sie diesen Anspruch auch für die Telefonie. Trotzdem kümmerte sie sich zunächst nicht um die wenigen privaten Telefonan-

schlüsse. Sie besann sich aber doch darauf, als die Telefonleitungen über öffentliche Straßen geführt wurden.

Jetzt stellte sie allein die Leitungen her und erhob Gebühren für die Benutzung, und zwar 50 Mark für jede „Station“ und 50 Mark für jeden Kilometer Leitungslänge. Die Drahtleitungen wurden an Holzstangen mit eisernen Querträgern, auf denen Porzellanisolatoren saßen, in den Straßen und über die Dächer der Häuser geführt. Es war aber immer nur möglich, daß an zwei festen Sprechstellen miteinander gesprochen werden konnte. Eine Stelle außerhalb davon war nicht zu erreichen. Für Private blieb das Telefon noch lange uninteressant. Aber die Geschäftswelt wollte die neue Errungenschaft doch ausnutzen. So stellte der Oberbürgermeister der Stadt Fulda, Dr. Antoni, am 20. Juli 1894 in einem Brief an die Kaiserliche Oberpostdirektion in Cassel einen Antrag, in dem es hieß: „In den hiesigen industriellen Kreisen ist dem Wunsche Ausdruck gegeben worden, daß seitens der Kaiserlichen Postverwaltung eine Centralstelle für den Fernsprechverkehr in der Stadt Fulda errichtet werden möchte. Kaiserliche Oberpostdirektion beehre ich mich daher ergebenst anzufragen, ob und unter welchen Bedingungen in hiesiger Stadt eine Fernsprech-Centralstelle hergestellt werden könnte.“ Die Post entsprach dem Antrag recht schnell. Sie richtete im Postamt die gewünschte Zentralstelle für die Vermittlung der Gespräche ein, die am 18. Mai 1895 eingeschaltet wurde. Gleichzeitig erschien das erste Telefonbuch für Fulda. Auf der Titelseite hieß es unter dem Reichsadler mit der Kaiserkrone darüber:

Verzeichnis
der Teilnehmer an der
Stadt-Fernsprecheinrichtung
Fulda

Aufgestellt bei der Kaiserlichen Oberpostdirektion
in Cassel im April 1895
Cassel

Druck von Weber & Weidemeier

Das Buch war acht Seiten stark. Auf den ersten Seiten standen Anweisungen als „Vorbemerkungen“, wie ein Teilnehmer seinen Fernsprecher bedienen sollte. Dann kam das Verzeichnis der Teilnehmer, es waren gerade siebzehn, und zwar:

- Nr. 1 Stadt Fulda, Rathhaus, Friedrichsmarkt 605;
- Nr. 2 Berta, Franz Emil, Wachswaren- und Toiletteseifen-Fabrik, Friedrichsmarkt 611;
- Nr. 3 Nehrkorn'sche, G. Buchhandlung, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, Journalsezikel, Friedrichstr. 21;
- Nr. 4 Müller, August, Hotel und Weinhandlung „Zum Kurfürsten“, Friedrichstraße 20;
- Nr. 5 Geisler Johannes, Garnhandlung, Heinrichstraße 4³/₈;
- Nr. 6 Hotel Wolff (J. Baumgart), Bahnhofstraße 151¹/₂;
- Nr. 7 Wegener, Karl, Baumeister, Heinrichstraße 152¹/₂;
- Nr. 8 Güterabfertigungsstelle, Königliche, Bahnhof;
- Nr. 9 Fuldaer Actiendruckerei, Buch- und Steindruckerei, Verlagsbuchhandlung, Petersgasse 177;
- Nr. 10 Bellingier, F. C., Fuldaer Stanz- und Emailirwerke, Petersberger Straße 170¹/₄;
- Nr. 11 Schmitt, Joseph, Bankgeschäft und Weinhandlung, Marktstraße 586;



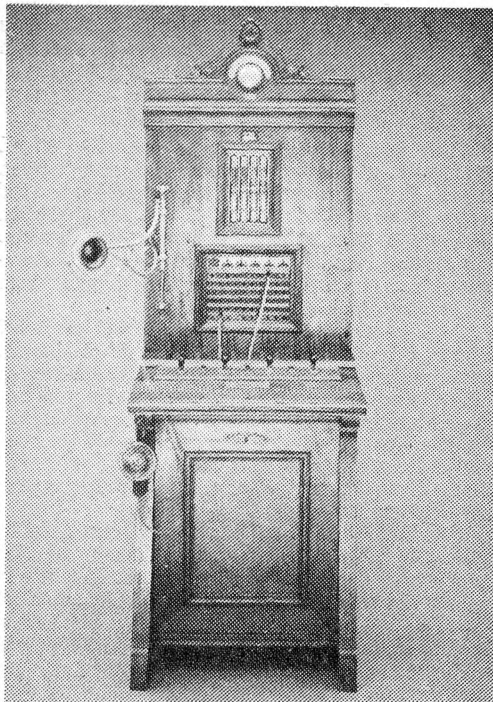
Großes Fernsprechamt mit Klappenschränken.

Foto: Bundespostmuseum Frankfurt

- Nr. 12 Schmitt, Richard, Fabrikant, Karlstraße 585;
- Nr. 13 Knittel, J., Söhne, Kohlen- und Holzhandlung, Spedition, Ohmstraße 294/295;
- Nr. 14 Feuerstein, Jos., Spediteur, Löherstraße 1054;
- Nr. 15 Stadt Fulda, Gasfabrikation, Frankfurter Straße 1063¹/₄;
- Nr. 16 Hartmann, Wilhelm, Fuldaer Maschinen- und Werkzeugfabrik, Frankfurter Landstraße 1064;
- Nr. 17 Filzfabrik, Aktiengesellschaft, Frankfurter Straße 1065¹/₄.

Über die Zentrale Vermittlungsstelle war es nun möglich, daß jeder Teilnehmer mit jedem anderen in Verbindung treten konnte. Die Vermittlung in der Post war aber nur von 7 Uhr früh im Sommer, 8 Uhr im Winter bis abends 9 Uhr (21 Uhr) besetzt. In der Nacht war ein Telefonieren nicht möglich. Personen und Dienststellen, für die es heute selbstverständlich ist, daß wir sie telefonisch erreichen können, wie z. B. Ärzte, Krankenhaus, Feuerwehr, fehlen noch lange in den Telefonbüchern. Obwohl das Amt Fulda im Jahr 1911 schon 450 Teilnehmer aufwies, war es z. B. nach dem Kriegsende 1918 durchaus üblich, einen Arzt durch einen Boten zu einem bettlägerigen Kranken rufen zu müssen. Immerhin gab es damals schon 15 Freileitungen für den Fernverkehr.

Nach der Vergrößerung des alten Postgebäudes durch einen Anbau im Jahr 1916 füllte das Fernsprechamt in dem neuen Teil im ersten Stock einen von beiden Seiten mit jeweils drei Fenstern hell beleuchteten Saal. Ein schmales, einfenstriges Zimmer dahinter beherbergte die technischen Einrichtungen. Hier kamen die Drähte der vielen Leitungen in großen



Klappenschrank um 1900. Oben Sanduhren zur Kontrolle der Sprechzeit.

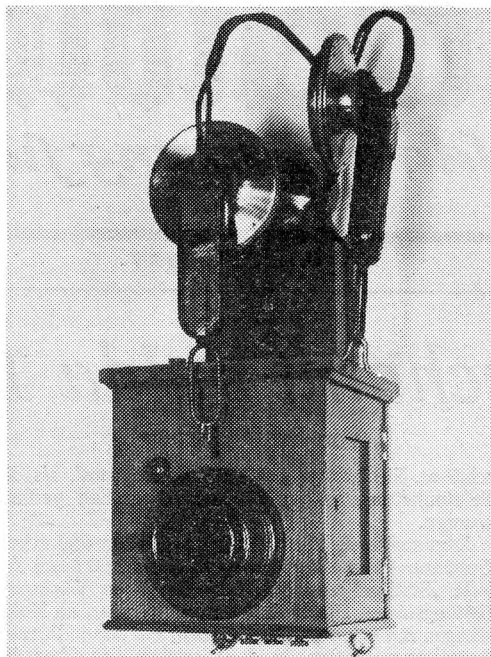
Foto: Bundespostmuseum Frankfurt

eisernen Gestellen an. Der für den Betrieb benötigte elektrische Strom wurde wie für die Telegrafie lange Zeit galvanischen Elementen in Batterien entnommen. Als die Stadt Fulda Wechselstrom erhielt, schloß sich auch die Post an. Da aber ihre Apparate Gleichstrom brauchten, erfolgte die Gleichrichtung in dem kleinen Zimmer durch Pendelgleichrichter. Ihr Summen war noch im Saal davor zu hören.

Hier standen in einer Reihe mehrere sog. Klappenschränke nebeneinander. In ihnen endeten die von den Teilnehmern herkommenden Leitungen in Buchsen. Sie waren dicht an dicht zu je zehn in Reihen übereinander in die senkrechten Schrankwände eingelassen. Darunter gab es zu jeder Buchse eine Klappe, hinter der die Nummer des betreffenden Teilnehmers stand. Davor ragten aus dem Tisch Stöpselpaare heraus, die unter der Tischplatte durch ein Kabel verbunden waren. Davor stand für jedes Stöpselpaar in der Platte ein kleiner Umschalter. Vor jedem Klappenschrank saß eine Beamtin. Sie trug an einer Halterung um den Hals ein Mikrofon vor dem Mund, das wieder durch ein Kabel mit dem Tisch in Verbindung stand. Ein Drahtbügel über dem Kopf hielt einen Hörer vor ihr Ohr.

In der Wohnung eines Teilnehmers hing an der Wand ein Telefon. Das war ein brauner Holzkasten von etwa 35 x 35 cm² Größe, auf ein Brett aufmontiert. Aus der Mitte des Kastens kam das Mikrofon hervor. Es konnte bei verbesserten Geräten mit einem beweglichen Hebel auf die Kopfhöhe des Sprechenden eingestellt werden. Links am Kasten hing ein klobiger Hörer, rechts ragte eine Kurbel heraus. Unten am Wandbrett waren zwei Klingelschalen befestigt. Später gab es auch Tischtelefone. Das waren schwarze Metallkästen, geziert mit dem Reichsadler. An der Schmalseite ragte die Kurbel heraus. Mikrofon und Hörer lagen, in einem Handgerät vereint, oben auf einer zweiseitigen Gabel. Wollte nun der Teilnehmer telefonieren, hatte er zuerst den Hörer abzunehmen, dann die Kurbel zu drehen. Dadurch erzeugte er durch einen im Kasten verborgenen Generator einen elektrischen Strom, der durch Drahtleitungen zum Fernsprechamt lief. Hier löste er an einem Klappenschrank die zugehörige Klappe aus. Sie fiel herunter. Die Nummer des Teilnehmers wurde sichtbar. Die Beamtin zog einen Stöpsel aus dem Tisch und steckte ihn in die Buchse für diese Nummer. Durch Umlegen des kleinen Hebels schaltete sie sich in die Leitung ein und meldete sich mit: „Hier Amt“. Darauf der Anrufer: „Bitte, Fräulein, verbinden Sie mich mit der Nummer...“. Mit dem zweiten Stöpsel in die Buchse der gewünschten Nummer eingeführt, wurde die Verbindung zu ihm hergestellt. Jetzt legte die Beamtin den Hebel nach hinten um und sandte damit für kurze Zeit Strom zu dem Teilnehmer hin. Bei ihm ertönte die Klingel, und er konnte sich durch Abnehmen des Hörers melden. Sobald der Hörer abgenommen war, verschwand in dem Tisch vor der Beamtin ein rotes Signalscheibchen. Sie wußte damit, daß das Gespräch zustande gekommen war. blieb das Rot bestehen, konnte sie nochmals Rufstrom einschalten. War das Gespräch beendet, erschien die rote Scheibe wieder, so trennte die Beamtin die Verbindung durch Herausziehen der Stöpsel. Sie fielen in die Tischplatte zurück. Nummern, die oft verlangt wurden, waren der Beamtin schnell mit dem Namen des betreffenden Teilnehmers so geläufig, daß es manchmal nur hieß: „Bitte, Fräulein, verbinden Sie mich mit dem Herrn...“. Und die Verbindung konnte auch ohne Angabe der Nummer hergestellt werden.

Für die dicht nebeneinander sitzenden Beamtinnen war der Dienst anstrengend. Nicht nur, daß sie sehr konzentriert hören und arbeiten mußten, die Geräusche des dauernden „Hier-Amt“-Sprechens von allen Seiten und das Klappern der Stöpsel zerrten an den Nerven. Die Beamtin konnte sich durch Umlegen des Hebels in das Gespräch einschalten. Mithören war aber streng verboten. Dauerte ein Gespräch aber sehr lange und wurde die Nummer bereits erneut verlangt, fragte sie aber doch: „Sprechen Sie noch?“ Wie man sieht, war das Telefonieren damals eine recht gemächliche Sache. Aber man hatte ja noch Zeit. Fielen an einem Schrank zwei oder gar drei Klappchen fast gleichzeitig, mußte ein Teilnehmer nach dem anderen abgefertigt werden. Das brauchte schon einige Zeit. Der letzte mußte etwas warten. Ungeduldige Teilnehmer schimpften dann mit der unschuldigen Beamtin. Glaubte einer, besondere Gründe für sein Warten zu haben, verlangte er die „Aufsicht“. Das war eine



Wandfernprechapparat vor 1890.

Foto: Bundespostmuseum

Beamtin in gehobener Stellung, die etwas abseits an einem besonderen Tisch saß mit einem Telefon. Sie hatte die Damen an den Klappenschranken zu beaufsichtigen und von den Teilnehmern vorgebrachte Beschwerden zu bearbeiten. Auch konnten bei ihr Auskünfte abgefragt werden.

Die Zahl der Teilnehmer in der Stadt Fulda war 1914 auf rund 500 Hauptanschlüsse mit 170 Neben-

stellen angestiegen. Dazu gab es eine öffentliche Fernsprechstelle und einen Münzfersprecher. Ein Gespräch über größere Entfernungen war aber erst nach dem Krieg möglich. In diesen Jahren hatte man Verstärkerröhren für den militärischen Funkdienst erprobt und verbessert. Damit konnten die sehr schwachen Ströme für das Telefonieren so verstärkt werden, daß Verbindungen über größere Entfernungen geschaltet werden konnten. In bestimmten Abständen errichtete die Post Gebäude, in denen Verstärkerämter die ankommenden schwachen Gespräche verstärkt und bis zum nächsten Verstärkeramt weitergegeben wurden. Die Leitungen wurden weitgehend in Kabel verlegt. Im Fernsprechamt Fulda mußten sieben Fernschranke installiert werden. Auch bei ihnen mußten Verbindungen immer noch von Hand durch Beamtinnen hergestellt werden.

Erst am 1. Juli 1932 konnte in Fulda nach umfangreichen technischen Umbauten das Selbstwählen eingeführt werden. Und am 20. Juni 1956 kam der Selbstwählferndienst dazu, freilich zunächst auch nur in die nähere Umgebung von Fulda. Heute sind wir in der Lage, Millionen von Teilnehmern in allen europäischen Ländern und noch weit darüber hinaus in Übersee direkt anzuwählen.

Die Einrichtungen für den Telefonverkehr blieben im Postamt am Friedrichsplatz (= Unterm Heilig Kreuz) bis 1961, bis das neue Postamt am Heinrich-von-Bibra-Platz bezogen werden konnte. Dort entstand im dritten Stock vorübergehend ein Fernsprechamt, bis das neue Gebäude des Fernmeldeamts an der Stelle des alten Postamts seinen Betrieb aufnehmen konnte.

Quellen:

H. W. Haupt in Hessische Postgeschichte 1976/21
Stadtarchiv Fulda
Fuldaer Volkszeitung 1961
Fuldaer Zeitung 1956
Bundespostmuseum Frankfurt
Siemens-Museum München

Trümmer, Tränen, Zuversicht

Eine Publikation über die Nachkriegszeit in Hessen / Von Otto Berge

Beseitigung der Bombenschäden

Trotz der inhaltlichen Zuordnung zu Problemkreisen berichten die Zeitungen schwerpunktmäßig über ihre jeweilige Region, z. B. die „Fuldaer Volkszeitung“ über Ostthessen. So wird zum Thema „Überall Wiederaufbau!“ die Frage behandelt: „Was geschieht in Fulda?“ Dabei ist zu erfahren, daß ca. 100 000 cbm Erde bewegt werden müssen, um die Folgen der Bombenangriffe zu beseitigen, wobei die Mithilfe der Bevölkerung – zumindest in der Nähe von Wohnungen – erforderlich war. An dem 65 km langen Kanalnetz waren 12 km Kanalisierung zerstört, wovon bis Ende Oktober 1945 bereits 9 1/2 km wiederhergestellt waren. 180 Schadstellen waren erkannt worden.

Von 3248 Gebäuden waren 2203 beschädigt. Auch von den Instandsetzungsarbeiten an öffentlichen Gebäuden wird berichtet, z. B. Stadtschloß, Dom. Mangel an Baustoffen und Transportmöglichkeiten erschwerten den Wiederaufbau, wobei es auch vorkam, daß ein in Bayern lebender Lieferant erklärte, „den Preußen“ (in Fulda) kein Holz geben zu wollen.

Mangel und Wiederaufbau

In vielen Beiträgen wird der Mangel an Lebensmitteln, Bekleidung und Bedarfsartikeln beschrieben. Es ist heute unvorstellbar, wie sich die Menschen in den Jahren von 1945 bis 1949 noch einschränken und behelfen mußten. So wird berichtet, wie wenige Bekleidungsgegenstände einer Person zustanden, welchen Ansturm auf die Geschäfte die Nachricht vom Eintreffen einer Sendung Damenstrümpfe in Fulda auslöste oder wie Klappsärge mehrfach verwendet werden konnten. Weitere Themen aus jener Zeit sind der Suchdienst des Roten Kreuzes, Handhabung der Kriegsgefangenenpost, Versorgung der Amputierten mit Gliedmaßen oder die Entschärfung von aufgefundenen Bomben durch sogenannte Bombentöter.

Auf den Wiederaufbau verweisen Beiträge zur Währungsreform, Einrichtung einer Messe oder Grünen Woche in Fulda, Übergabe eines Jugendhauses am Frauenberg; ferner Hinweise auf demokratische Wah-

len, auf die Eröffnung der Landesbibliothek, die Herstellung neuer Verkehrsverbindungen (Eisenbahn), Neuzulassung von Kraftfahrzeugen und Vorstellung eines neuen VW.

Mit Bademöglichkeiten entlang der Fulda und deren Bedeutung für die Gesundheit der Bevölkerung beschäftigt sich Dr. J. Schneider. Vieles, was damals geschah, klingt heute unglaublich, und es ist gut, daß es in Zeitungsberichten festgehalten wurde und man heute daran erinnern kann.

Dieben auf der Spur

Auch Berichte über den Schwarzen Markt und Schwarzhändler sowie Schwarzmarktpreise werden mitgeteilt. Vielfach werden Waren gestohlen und auf den Schwarzen Markt gebracht. Von einem solchen Einbruch in einen Bauernhof und von der Selbsthilfe der Dorfbewohner handelt ein abenteuerlich anmutender Bericht aus der „Fuldaer Volkszeitung“ vom 30. Januar 1946. Hier ein Auszug:

„Wo sin se denn? Hon se scho ebbes gemacht? Wollte se wieder Säu stehle?“ Während die Bauern hastig und mit stoßweis gehendem Atem den kleinen Hügel kurz vor dem Hof herabrennen, riefen sie sich diese Fragen zu. Dann standen sie keuchend vor dem Stalltor, das mit Gewalt aus den Angeln gehoben wurde, und überschütteten die Männer, die in der Nacht die Wache hatten und den Alarm schlugen, mit den gleichen Fragen.

„Diesmal hon se nischt kriegt“, erklärten die stolz. „Die Tür hatte se uisgehäkelt und hatte zwei Säu togtostochte und die Därme ruisgetan. Mir hon se gehört, hon gleich Alarm gegang und laut geschrien. Da sin se fort. Mir sin dann dene Inbrächer gleich nach, konnte se aber net gekrieg. Na, und in a Ziet von Nullkommansicht war's ganze Dorf zusommegelaufe, und ihr wart au schon hier.“ – „Wohin sin se denn jetzt?“ – „Da hinüber nach K.-zell.“ Die Wachen zeigten durch die Senke hinüber in die Richtung des Nachbarorfes, und dann machten sich ein paar beherzte Bauernsöhne zur Verfolgung und zur Warnung der Nachbarn auf.

Das Fuldaer Bürgerrecht von 1788

Von Ernst Zeier

Wer heute von auswärts nach Fulda umzieht, ist Bürger von Fulda, sobald er seinen Wohnsitz in der Stadt genommen hat. Als Bürger hat er das Recht, alle Einrichtungen der Stadt in Anspruch zu nehmen. Dafür muß er städtische Steuern und Gebühren zahlen.

Das Wort Bürger kommt von dem althochdeutschen *burgari*, dem mittelhochdeutschen *burgære* her und bedeutet Bewohner einer Burg (Burg, Schloß, Stadt). *Burgari* taucht zum ersten Male am Ende des 8. Jahrhunderts auf und ersetzt dort die lateinische Bezeichnung *civis, urbanus, oppidanus* für die Bewohner einer Burg oder Stadt.

Wer Bürger war und wer sich Bürger nennen konnte, war durch Gesetze und Verordnungen geregelt. Sie hat der „fürstlich fuldische wirkliche Hof- und Regierungsrat, auch Beisitzer des Lehnhofes“ Eugen Thomas, in einem schmalen Buch zusammengefaßt, das den Titel trägt: System aller fuldischen Privatrechte (Fulda 1788).

Es ist eine umfangreiche Sammlung älterer Gesetze und Rechtsverhältnisse im Fürstbistum Fulda. So werden zum Beispiel auch die Rechte der Bauern beschrieben oder welche Dienstleistungen die einzelnen Städte Hammelburg, Salmünster, Brückenau, Herbstein, Hünfeld und Geiß zu erbringen hatten, wenn der Fürstbischof dorthin kam. Für jede dieser Städte gelten auch abweichende Bürgerrechte. Die Einwohner einer Stadt teilten sich in verschiedene Stände oder Schichten. Die Handwerker und die Krämer bildeten die Oberschicht, die Gesellen und die nicht zünftigen Handwerker die Mittelschicht, alle übrigen ohne Einkommen und Besitz die unterste Schicht. Letztere waren die Eingesessenen in der Stadt.

Grundsätzlich gehörte es zu den Privilegien des Landesherren, also hier des Fürstbischofs, einen Untertan in die gehobene Klasse der Bürger einer Stadt aufzunehmen oder ihm das Bürgerrecht zu verweigern. Die Geistlichen, der Klerus, waren nicht Bürger. Sie bildeten eine besondere hochstehende Klasse. Juden konnten nicht Bürger werden.

Der Fürstbischof übertrug das Recht, Bürger zu ernennen, auf die Magistrate der Städte. Wer sich demnach um das Bürgerrecht bewerben wollte, meldete sich bei dem Bürgermeister. Dieser trug Namen, Gewerbe und Besitz in eine Liste ein, die er dem Magistrat vorlegte, der über die Aufnahme als Bürger entschied.

Der Bewerber hatte bestimmte Voraussetzungen zu erfüllen. Er konnte Sohn oder Tochter eines Bürgers sein. Kinder wurden also nicht durch Geburt Bürger. Andere Einwohner der Stadt mußten wirkliche Hauseigentümer sein, jedoch gab es Ausnahmen von dieser Vorschrift. Ein Bürger mußte nicht unbedingt seinen Wohnsitz in der Stadt nehmen. Wohnte er außerhalb, verlor er aber bestimmte Rechte in der Stadt, zum Beispiel durfte er nicht mehr brauen. Er galt als *forensis* und mußte, wenn er das Bürgerrecht nicht verlieren wollte, jährlich ein Recognitionsgeld in die Stadtkasse zahlen. Schließlich gab es noch die sogenannten Feldbürger, auswärtige Personen, die in der städtischen Gemarkung Grundstücke besaßen und dafür jährlich eine Gebühr zahlen mußten.

Wer Bürger werden wollte, mußte zunächst ein Bürgergeld entrichten. In der Residenzstadt Fulda betrug es für ein Bürgerkind einen Gulden, dazu kamen ein Gulden (fl.) Einschreibgebühren für den Syndikus und zehn Kreuzer (kr.) für den Ratsdiener. Außerdem mußte ein lederner Feuereimer beschafft werden.

Ein Fremder hatte dagegen erheblich mehr zu zahlen, nämlich 15 fl., 15 kr. für den Fürstbischof, 13 fl., 15 kr. für die Stadt, 2 fl. für die beiden Bürgermeister, 4 fl., 30 kr. dem Syndikus und noch einmal 1 fl. Einschreibgebühren, 50 kr. dem Ratsdiener und 15 kr. für das Zuchthaus. Eine Frau brauchte keine Einschreibgebühr und nichts für das Zuchthaus zu zahlen. Außerdem hatte jeder einen ledernen Eimer anzuschaffen.

Mit der Vorschrift betr. der Ledereimer wurde auf diese einfache Weise erreicht, daß in jedem Hause, im

Falle eines ausbrechenden Brandes, sofort Eimer zum Wassers schöpfen und Löschen vorhanden waren. Bei einem größeren Brand mußten Eimerketten gebildet werden, bei denen Wasser aus einem Brunnen geschöpft und die gefüllten Eimer von Hand zu Hand an einer Menschenkette entlang bis zur handbetriebenen Pumpe der Feuerspritze transportiert werden mußten.

Der neue Bürger hatte den Bürgereid zu leisten. Leider wird für Fulda nicht angegeben, in welcher Form dies geschah, etwa in einer feierlichen Zeremonie. Dagegen wird in Hammelburg die Verpflichtung bei dem „gewöhnlichen Petersgerichte“ vorgenommen. In Salmünster mußte der neue Bürger auf dem Rathaus „mit Ober- und Unterwehr“ erscheinen und den Eid unter Gewehr und Waffen ablegen. Dabei hatte er noch besondere Gebühren zu zahlen, und zwar für den Amtsvogt als Stadtschultheiß 40 kr. statt einer Bockshaut, 14 kr. demselben für Wein und einen Weck, 2 fl., 48 kr. an die zwölf Ratsherren, dem Actuarius 14 kr. und 15 kr. für das Zuchthaus, 12 kr. für Obstbäume und 4 kr. für den Amtsdienner. Daraus läßt schließen, daß der Bürgereid wenigstens an diesem Ort mit einem festlichen Essen verbunden war.

Das Erscheinen mit Waffen beim Bürgereid zeigt, daß der Bürger berechtigt war, Waffen zu tragen, aber auch verpflichtet war, sie zum Wohl der Stadt einzusetzen. Dafür gab es Bürgerwehren, und in Fulda eine Bürgergarde noch in der kurhessischen Zeit, die von Offizieren zu Pferde befehligt wurde.

Zu den Pflichten des Bürgers gehörte das Zahlen von Steuern. Dabei hatten die Städte auch die Steuern für den Fürstbischof mit einzuziehen. In Fulda galten für beide Steuern dieselben Steuersätze. Die Gelder wurden von zwei aus der Bürgerschaft bestimmten Steuerkollektoren eingezogen. Sie wurden vom Magistrat ausgewählt und mußten dann noch vom Fürstbischof bestätigt werden. Die Steuern und sonstigen Abgaben waren in den einzelnen Städten sehr verschieden. Als Besonderheit sei nur angegeben, daß in der „Stadt Geiß jemand, der erben will, 10 fl. dem Fürstbischof und 7 fl. der Stadt“ zu zahlen hatte. Es gab also eine Erbschaftssteuer.

Die Bürger waren verpflichtet, Dienste in allgemeinen Landesangelegenheiten zu leisten. So mußten dem Fürstbischof, wenn er eine Stadt besuchte, kostenlos Wohnraum, Betten und Stallungen zur Verfügung gestellt und das Heu für die Pferde unentgeltlich geliefert werden. In Hammelburg wurde sogar verlangt, daß die Besitzer der Häuser um den Markt dem Hoflager freie Quartiere überließen, wohl weil diese Gebäude die größten in der Stadt waren.

Im übrigen galten allgemein die Frondienste, zum Beispiel der Torwachen, aber auch der Errichtung und Ausbesserung städtischer Gebäude, etwa der Stadtmauer oder bei der Pflasterung. Diesen Pflichten standen auch Rechte gegenüber. Sie waren in den fuldischen Städten je nach Vermögen verschieden. Hierzu gehörten den Bürgern zukommende Brau-, Holz-, Gras- und Schäfereilose, Mitbenutzung stadteigener Huten und andere nachbarschaftliche Nutzungen. In der Residenzstadt Fulda gab es als besondere Folge des Bürgerrechts, auf dem Wochenmarkt das Vorkaufsrecht vor jedem anderen bis 12 Uhr zu besitzen.

In Hammelburg hatten die Bürger das kleine Jagdrecht auf städtischem Gebiet. In Brückenau erhielt jeder Bürger eine Klatfer Holz zum Heizen aus dem fürstlichen Besitz. In Salmünster erhielt der Bürger für den Bau eines Hauses aus den städtischen Waldungen 16 Stämme, für eine Scheune acht Stämme, ferner die nötigen Schwellen und Durchzüge für Reparaturen. In Herbstein bekam der Bürger am Wahltag des Bürgermeisters einen Weck und ein Maß Wein.

Grundsätzlich hatte jeder Bürger das Recht, Bier zu brauen. Wann er brauen konnte, wurde durch das Los bestimmt. Die Menge des Gebräus war nur klein, es betrug im allgemeinen nur ein Fuder oder zwölf Eimer. Wenn Bier gezapft werden konnte, wurde das durch ein ausgehängtes Bierschild angezeigt. In einigen Städten gab es ein städtisches Brauhaus, wo die Bürger gegen einen Brauerlohn ihr Bier brauen konnten.

Auch der Ausschank von Wein stand jedem Bürger zu. Nur in Brückenau und Herbstein wurde der Wein von der Stadt verzapft.

Sowohl der Ausschank von Bier wie von Wein war eingeschränkt durch einen vierwöchigen Bannschank des Fürstbischofs. In dieser Zeit mußte der Ausschank durch die Bürger unterbleiben. Auf die ausgeschenkte Menge Bier oder Wein war eine Steuer gelegt, die zur Hälfte dem Fürstbischof, zur anderen Hälfte der Stadt zustand. Sie wurde Ohmgeld genannt (ohm war ein Schankmaß).

Vom Wein- und Bierschankrecht ist das Schild- und Gastrecht zu unterscheiden. Es war zum Eröffnen einer Gaststätte erforderlich und wurde nur vom Fürstbischof erteilt. Wer ohne dieses Recht Wein verzapfen wollte, mußte zum Zeichen einen Tannenzweig aushängen, woher der heute noch gebräuchliche Name „Straußwirt“ kommt.

Quellennachweis: Stadtarchiv Fulda. – Lexikon des Mittelalters Bde. II, 1983. – Eugen Thomas, System fuldischer Privatrechte, 1788.

Weihnatskrippen sind ein altes Kulturgut

Zur Weihnachtszeit bis zum Fest der Erscheinung am 6. Januar (die Weisen aus dem Morgenlande) werden Weihnachtskrippen in vielen Wohnungen und sakra-

len Räumen aufgestellt und erinnern an die Geburt Christi im Stall von Bethlehem. Sie sind altes und in der christlichen Welt bedeutendes Kulturgut.

Händageschnitzte Weihnachtskrippe aus dem Thüringer Wald. Figuren und Stall aus Lindenholz, Höhe der Figuren bis 18 Zentimeter. Diese Krippe ist im Weihnachtszimmer einer Lauterbacher Familie aufgebaut.

Text und Foto:
Georg Eurich



Das Fuldaer Hebammenwesen im frühen 19. Jahrhundert

Von N. Honnegger

Dienstag, 5. Juni 1979

Lange Zeit hindurch besaß die Stadt Fulda nur zwei Hebammen, bis man sich entschloß, noch eine dritte einzustellen. Deren Wirkungskreis war aber ausschließlich auf den Bezirk der Dompfarrei beschränkt worden, damit die beiden städtischen Hebammen, die gegen ein geringes Quartiergeld auch die Armen gratis zu versorgen hatten, nicht an ihrem Einkommen Verlust erlitten.

Seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. war allen Hebammenschülerinnen in Stadt und Land zur Auflage gemacht worden, sich in Fulda bei einem eigens hierzu ernannten Hebammenlehrer unterrichten und prüfen zu lassen, wobei die Auswahl der Schülerinnen und die Aufbringung ihres Kostgeldes den einzelnen Gemeinden oblag. Durch ein gewisses Überangebot an Hebammen und deren ständiges Bitten um Zulassung stellte man später noch eine vierte ein, so daß zwei städtischen Hebammen zwei vorstädtische gegenüberstanden, die u. a. auch die Orte Horas, Niesig, Lehnerz, die Kalteherberge und Dietershan mitzubetreuen hatten. Die Termine der Lehrkursbeginne wurden meistens durch das Fuldaer Wochenblatt bekanntgegeben. Die Teilnehmerzahl war unterschiedlich, häufig mußten die Gemeinden angemahnt werden, „geeignete Subjekte“ nach Fulda zu senden.

1811 wurden von 16 Schülerinnen (Landhebammen) mehrere öffentlich belobigt (Wbl 21/1811). Der erste Hebammenlehrer war Prof. Alix, ihm folgte Prof. Dorsch, dessen Nachfolger 1806 Prof. Vincenz Adelmann wurde, gleich wie der nachmalige Stadtphysikus Dr. Joseph Schneider, ein Schüler des berühmten Carl Caspar Siebold in Würzburg. 1812 wurde Adelmann zum Stadt- und Landaccoucheur ernannt (Wbl 8/1813) und 1816 unter Beibehaltung seiner bisherigen Funktionen in den hessischen Staatsdienst übernommen (Wbl 63/1816).

Die Hebammenschülerinnen erhielten theoretischen und praktischen Unterricht; für letzteren diente eine im Wilhelmshospital eingerichtete Entbindungsanstalt, wo vor allem arme und unehelich Geschwängerte in den letzten Wochen unentgeltlich versorgt wurden.

Anfänglich achtete man streng darauf, daß die festgesetzte Zahl der zugelassenen Hebammen nicht überschritten wurde. So soll es vorgekommen sein, daß zwei Hebammen, obwohl schon lange Jahre ausgebildet, starben, ohne überhaupt jemals eine Entbindung in der Stadt durchgeführt zu haben. Denn nur bei dem Tod einer Stelleninhaberin rückte die nächste nach.

Als 1817 die Hinterburger Hebamme Katharina Köhler starb, kam es um ihre Nachfolge zu Verwicklungen. Im September hatte der Gemeindevorsteher Heßberger Margarethe Bosing als Nachfolgerin in Vorschlag gebracht und nicht zu erwähnen vergessen, daß sie als Tochter einer bekannten Hebamme mit diesem Metier vertraut, schon mehrere Jahre hindurch den Hebammennotdienst in der Hinterburg versehen hätte. Doch Prof. Adelmanns auf Ersuchen des Stadtmagistrates erteiltes Gutachten war vernichtend. Besonders seine Bemerkung, sie habe vor mehreren Jahren bereits einmal den Hebammenunterricht „aus Mangel an Fassungskraft und weil sie nicht gehörig lesen konnte“ verlassen, empörte die Bosing, die dann auch in einem Schreiben ihre Bereitschaft be-

kundete, sich „vom Medizinalkollegio über die Fähigkeit zum Erlernen stündlich examinieren zu lassen“.

Als auf erneute Aufforderung hin in der Hinterburg, die anscheinend geschlossen auf ihrer Seite stand, kein anderes geeignetes Subjekt zu finden war, konnte man dann nicht umhin, ihr die Aufnahme in den Lehrkurs zu gestatten. Doch war es jetzt schon zu spät, da der theoretische Unterricht bereits abgeschlossen war. So wurde dann im Februar 1818 Antonia Staab zur Hinterburger Hebamme bestellt. Margarethe Bosing erhielt ihre Approbation erst am 8. März 1820. 1822 kam sie beim Stadtmagistrat nach dem im August erfolgten Tod der städt. Hebamme Maria Eva Küstner (Köstner, Kößner) mit der Bitte ein, deren Stelle in der Stadt einnehmen zu dürfen. Sie wohne zur Zeit am Horaser Weg, habe aber öfter in der Stadt als in den Vorstädten zu tun, vor allem der Weg zum Wilhelm-Hospital werde ihr sehr beschwerlich. Es sei auch der Wunsch des Prof. Adelmanns, daß sie ihre Wohnung mit einer städtischen vertausche.

Dies wurde ihr jedoch abgelehnt, da sie nach Aussage der Akten nur als vorstädtische Hebamme bestellt sei und durch ihre Verehelichung in die Vorstadt sich ihres Bürgerrechtes „verzogen“ habe.

Das erledigte Gehalt wurde ab 1. Oktober der Hebamme Bott zugesprochen, einer sicher verdienstvollen Frau, die auch bei der am 21. Mai 1825 erfolgten allgemeinen Hebammenprüfung am besten abschnitt. Diese Prüfung hatten gemäß einer Verfügung der kurfürstlichen Regierung vom 27. Juni 1822 und der Dienstanweisung für die Physiker, Prof. Adelmann und Dr. Schneider angeordnet, da „die meisten Hebammen, wenn sie älter werden, in ihrem Dienst fahrlässig, lau und oft gar eigenmächtig werden“. Vorgeladen wurden die beiden städtischen Hebammen Pfirang und Bott sowie die beiden vorstädtischen Sydonia Berg (Hinterburg und Altenhöfer Gemeinde) und Bosing (Neuenberg, Horas, Niesig, Lehnerz, Dietershan, Kalteherberge, Ziehers).

Margarethe Bosing schnitt dabei so schlecht ab, daß man ihr zur Auflage machte, erneuten Unterricht zu nehmen und den Übungen in der praktischen Geburtshilfe beizuwohnen. Gar nicht bestanden hatte Elisabeth Pfirang, die fast alles vergessen und sogar ihr Lehrbuch verloren hatte, so daß sie, neben erneutem Unterricht, sich auch aus eigenen Mitteln das Lehrbuch des Herrn Siebold anschaffen mußte (gemeint ist hier wohl das 1819 in 3. Aufl. erschienene „Lehrbuch der Geburtshilfe zum Unterricht für Hebammen“ von Elias Siebold).

Waren die Ärzte, im Interesse der Kreißenden, auch bei den Prüfungen streng mit den Hebammen, so fühlten sie sich andererseits auch verpflichtet, für deren ausreichenden Nahrungserwerb Sorge zu tragen, wie sich Dr. Schneider 1825 in einem Brief an den Stadtmagistrat ausdrückte. Gleichzeitig forderte er, „daß das Hebammenlehren, welche gegenwärtig von allen, die sich nicht ernähren können oder wollen, als Broterwerb gesucht wird, möglichst für die Zukunft eingestellt wird“. Obwohl der Stadtmagistrat auch für eine Einschränkung der Zahl der praktizierenden Hebammen plädierte, stellte die kurfürstl. Regierung der Provinz Fulda lapidar fest, daß sie auf eine Fixierung der Zahl der Hebammen nicht eingehen könne. Und so erhielt dann auch Gertrud Fröh-

lich nach bestandener Prüfung im Juni 1825 ihre Legitimation. Bei ihrer Bewerbung um Zulassung zum Hebammenunterricht hatte sie angegeben, in der Erlernung der Hebammenkunst den einzigen Ausweg zu sehen, sich und ihre 5 Kinder zu ernähren, da sie von ihrem Mann infolge unglücklicher ehelicher Verhältnisse getrennt lebe.

Weitere Legitimationen erhielten: 1826 Barbara Staubach und die Jüdin Karoline Prerau, die jedoch nur bei ihren Glaubensgenossinnen tätig sein durfte. 1828 Katharina Vomberg. Da diese von ihrem Manne, dem Metzgermeister Andreas Vomberg, getrennt lebte, hatte man ihr die Zulassung zuerst nur unter der Voraussetzung gestatten wollen, daß sie in ihr eheliches Verhältnis zurückkehre. Sie erklärte jedoch darauf, da sie mit ihrem Manne durchaus nicht leben könne, dann lieber auf die Erlaubnis zur Ausübung der Hebammenkunst verzichten zu wollen und sich mit Dienen zu ernähren.

1829 kam noch Maria Anna Kolb hinzu, so daß dann bei der im gleichen Jahr vorgenommenen Prüfung 9 Hebammen, nämlich Bott, Berger, Bosing, Staubach, Jahn, Fröhlich, Prerau, Vomberg und Kolb, vorgeladen werden mußten. Wobei unter dem Namen Jahn ein besonderes Schicksal sich verbarg.

Als im Jahre 1825 die Fröhlich sich um die Zulassung bewarb, trat Dr. Schneider für die schon im dritten Jahr im Landkrankenhaus tätige Hebamme Margaretha Mollenhauer ein, da ihr der Vorzug gebühre. Derselben wurde aber im Juni des gleichen Jahres die Legitimation wegen „unehelicler Schwängerung“ verweigert, so daß sie versuchte, als Vertreterin der kranken Hebamme Pfirang zugelassen zu werden. Dieses Gesuch, dem die Regierung wohlwollend gegenüberstand, erledigte sich aber durch den im November erfolgten Tod der Pfirang.

Obwohl die projektierte Ehe mit dem Krankenwärter Geipel nicht zustande kam, erhielt Margaretha Mollenhauer am 17. Februar 1826 ihre Legitimation, zumal Dr. Schneider sie wegen ihres sehr gut bestanden Examens empfahl. Doch im September 1828 wurde sie ihr wegen sittenlosen Lebenswandels (sie war zum zweiten Mal „außerelich niedergekommen“) wieder entzogen. Als verehelichte Jahn erreichte sie jedoch durch eine allerhöchste Entschließung des kurfürstl. Staatsministeriums vom 3. Juni ihre erneute Zulassung. Die Ehe muß allerdings nur von kurzer Dauer gewesen sein, da sie sich am 24. Juni schon als verwitwete Jahn bezeichnet. (Wochenbl. 27/1829) Auch ihr erneutes Wirken währte nicht lange. Denn laut Beschluß der kurfürstl. Regierung der Prov. Fulda vom 25. Juni 1831 wird die Witwe Jahn wegen unsittlichen und allgemeines Ärgernis gebenden Lebenswandels aus dem städtischen Hebammendienst entlassen, was, ohne Angabe der Gründe, im Provinzialblatt bekannt gemacht werden sollte. Die Einziehung der Legitimationsurkunde gestaltete sich allerdings schwierig, da die Mollenhauer sich wiederholt weigerte, vor dem Amt zu erscheinen und die Urkunde abzugeben. (Benutzt wurden die Hebammenakten des Fuldaer Stadtarchivs. Auch an dieser Stelle sei Frau Dr. Wehner, Stadtarchiv Fulda, herzlich gedankt).

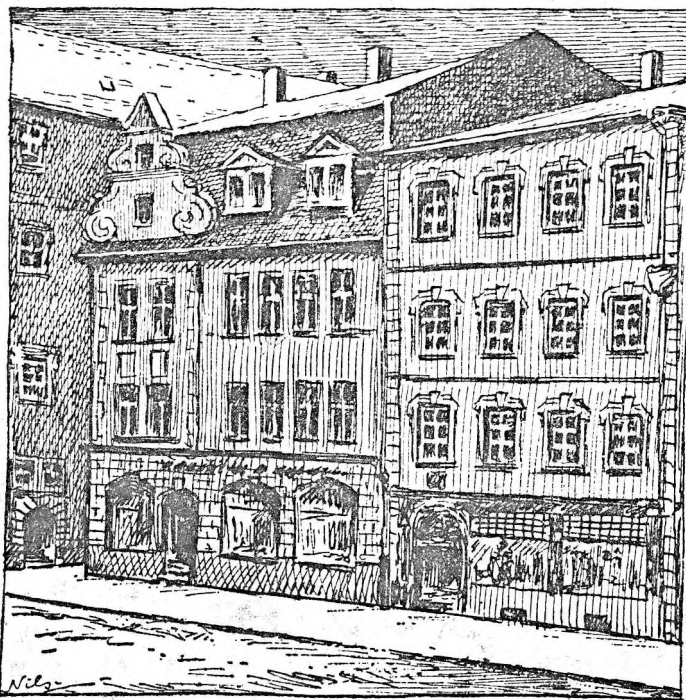
Das Gasthaus „Zum goldenen Löwen“

Ein ehemaliger fuldischer Gasthof am Sonnabendmarkt

Gast zur selben Zeit, wie die ehemalige Fuldaer Universität (heute Staatliches Gymnasium) wurde auch der altfuldische Gasthof „Zum goldenen Löwen“ am Sonnabendmarkt (heute Haus Nr. 15 am Buttermarkt, früher Wäidhausstattungsgeheiß Walter Plappert) errichtet, das wir rechts auf nebenstehender Zeichnung sehen. Die Struktur der Fensterumrahmungen an diesem Gebäude ist die gleiche wie am Gymnasium. Auf einer alten Hausmarke, die an dem Haus 15, Buttermarkt, angebracht ist, lesen wir die Jahreszahl 1733, das Erbauungsjahr des Gebäudes. An die Zeit des „Goldenen Löwen“ erinnert noch eine über der Haustür angebrachte vergoldete Löwenfigur. Der Löwe hält einen Schild in seinen Pranken, auf dem die Buchstaben

J P
O W

offenbar die Initialen des Erbauers und seiner Ehefrau, stehen. Der erste Löwenwirt war Johannes Philipp Oswald. Er starb im Jahre 1735. Nach ihm ist Melchior Oswald Eigentümer des Anwesens vgl. Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert von Jestaedt). Das Anwesen umfaßte damals außer dem Vorderhaus noch Scheuer, Stallung, Brauhaus, Bierfeller und Hintergebäude. Es zog sich mit den Hintergebäuden und dem Garten bis in die untere Schulstraße hin. Melchior Oswald folgte Jörg Barthel Oswald als Besitzer des „Goldenen Löwen“. Dann geht er in das Eigentum von Kaspar Michael Philipp Oswald über, der das Anwesen an seinen Sohn Kaspar Joseph Oswald weitergibt. Das Bier, das im „Goldenen Löwen“ gebraut und ausgekchenkt wurde, hieß „Bagenbier“,



weil das Maß (gleich 3 Liter) zu einem Bagen oder 4 Kreuzer (= 12 Pfennige) ausgekchenkt wurde. Das „Bagenbier“ hatte einen besonders guten Ruf. Ueber die Straße durfte der Löwenwirt damals das Bier nicht verkaufen. Nur die Studenten der Universität hatten ein besonderes Privileg. Sie konnten sich den braunen Gerstensaft in einer sogenannten „Lippe“, d. h. einer hölzernen Kanne, wie sie heute im Fuldaer Land noch gebräuchlich ist, auf ihre Buden holen.

Im Jahre 1769 ist Johann Reih Gasthalter im Goldenen Löwen. Er scheint identisch zu sein mit einem Johann Reih von Müs, der 1732 in Fulda den Bürgereid leistete. Um die Jahrhundertwende ist Balthasar Dittmar Eigentümer des Goldenen Löwen. Die Familie Dittmar war eine angesehene Fuldaer Familie, die schon im 17. Jahrhundert in den Fuldaer Rats- und Bürgerlisten vorkommt. Ein Johann Nikolaus Dittmar war um die Mitte des 18. Jahrhunderts Kammerat und Münzmeister. In den Jahren 1748—1768 erscheint er als Schöffe, 1751—1766 als Bürgermeister. Balthasar

Dittmar hieß im Volksmund „der Löwenbalz“, ein Spitzname, der auch auf seinen Sohn und Nachfolger Joseph Dittmar überging. Im Revolutionsjahr 1848 war der „Löwenbalz“ Kommandeur der Fuldaer Bürgerwehr.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ging die alte Fuldaer Gastwirtschaft „Zum Goldenen Löwen“ ein. Das Anwesen wurde am 28. 2. 1863 von dem Kaufmann Joseph Markheim erworben. Von diesem kaufte es 1885 der Leinwandhändler Walter Plappert, der das Erdgeschoß zu einem Laden umbauen ließ. Seit 1931 ist der Inhaber der Eisenwarengroßhandlung Adam Berkel Eigentümer des Anwesens.

Das links an das Haus 15 angrenzende Gebäude (heute Eisenwarenhandlung Adam Berkel) bestand früher aus zwei Hausgrundstücken, worauf die Doppelnummer 11/13, die das Haus trägt, heute noch hindeutet. Das linke, mit einem Steuerartwert von 11 Gulden veranschlagte Haus gehörte um 1700 Georg Simon Weismüller. In der Folgezeit waren Eigentümer: Anton Weismüller, Andreas Ignaz Simon, Balzer Wahler, Kaspar Wohlgemuth und Peter Mächter (letzte beiden je zur Hälfte) und Wirt Gottfried Molitor. Im Jahre 1848 erwarb Gottfried Marchand das Anwesen.

Eigentümer des rechten Teils des heutigen Berkelschen Anwesens war zu Anfang des 18. Jahrhunderts Christoph Büttner. Von dessen Erben erwarb Hauptmann Limberger das Hausgrundstück, das mit einem Steuerartwert von 10 Gulden zu Buche stand. Die folgenden Eigentümer im Laufe der Jahre waren: Fortsekretarius Christoph Thomas, der Vater des bekannten Fuldaer Rechtsgelehrten Eugen Thomas; Anton Vogel, Johannes Schmitt, Balzer Wahler, Richard Dittmann, Augustin Krahmer und Nikolaus Stauch. Im Jahre 1834 (oder 1824) kaufte Metzger Georg Anton Koch das Anwesen.

Im Jahre 1913 wurde von dem damaligen Eigentümer des Hauses 11/13, Buttermarkt, Hermann Vogel eine Wirtschaft eingerichtet, die, wohl in Anlehnung an das benachbarte frühere „Gasthaus zum Goldenen Löwen“ den Namen „Löwenfeller“ erhielt und nach dem Weltkrieg wieder einging. Seit dem Jahre 1920 ist Adam Berkel Eigentümer des Anwesens. Dr. A.

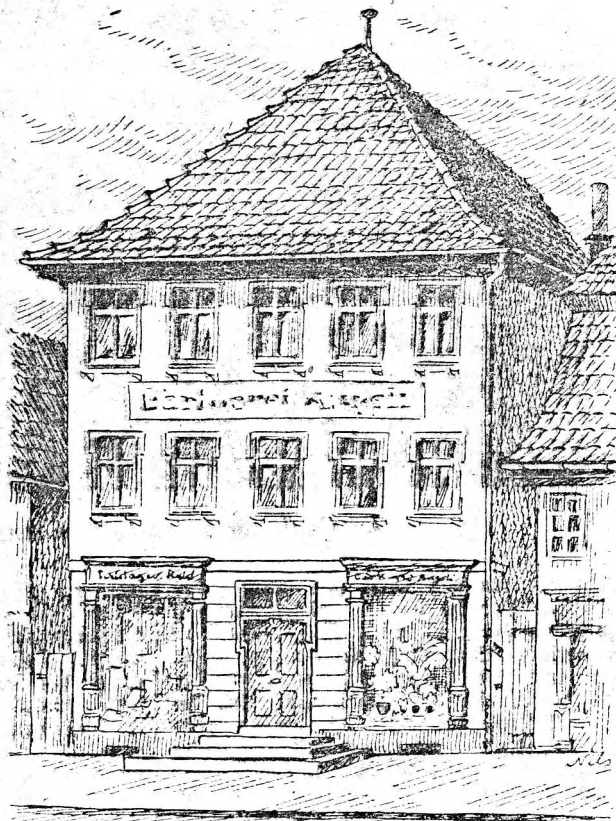
Das Haus des Stallmeisters Dallmüller

Es steht am ehemaligen Wollenwebersgraben / heute Kanalsstraße Nr. 46

Betritt man den Gemüsemarkt von der Mittelstraße her, so fällt als Abschluß des reizvollen Straßenbildes dem Beschauer das in der Kanalsstraße stehende Haus der Kunstgärtnerei Angeli ins Auge. Die klare Barockform des Gebäudes legt noch heute Zeugnis von einstiger Schönheit ab. Betrachten wir die Reihe der Hauseigentümer der letzten 250 Jahre, die fast sämtlich Beamte waren, so gewinnen wir einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der ehemaligen hochfürstlichen Residenzstadt Fulda.

Ursprünglich bestand das heutige Anwesen aus zwei Teilen, nämlich dem am Wollenwebersgraben (heutige Kanalsstraße) gelegenen eigentlichen Hausgrundstück und einem angrenzenden großen Garten, dem sogenannten Messiasgarten. Dieser Garten, der eine Fläche von 100 Quadratruten umfaßte, zog sich hinter den heutigen Hausgrundstücken Hoffmann (Druckerei Bamberger), Will, Cammerer und Schuhmann hin. Im Westen grenzte er an die alte Stadtmauer. Das Grundstück war konventschen. Sein Eigentümer hatte jährlich einen Grundzins von 16 bhm, 14 Pfennig zu entrichten.

Bei der vor dem Jahre 1740 vorgenommenen Besitzaufteilung waren $\frac{2}{3}$ Anteil = 66 Ruten bei dem Hausgrundstück des damaligen Eigentümers Stallmeister Dallmüller verblieben. Ein Drittel = 33 Ruten erhielt der Eigentümer des übernachsten Hauses Franz Ripp (heute Stahlwarengeschäft Schuhmann, Kanalsstraße 38), während der Rest von einer Quadratrute an den Anlieger Heinrich Matschäski (heute Druckerei Bamberger, Kanalsstraße 44) fiel. Der Anteil von 66 Ruten wurde später noch einmal geteilt, wobei dem damaligen Hauseigentümer Dr. Werner $38\frac{1}{2}$ Quadratruthen und 15 Quadratschuh verblieben, während die Anliegerin Wittib Matschäski



$28\frac{1}{2}$ Quadratruthen und 38 Quadratschuh bekam.

Gelegentlich der Aufteilung des großen Stadtgrabens am Weinwebersgraben bei dem Neubau der Königstraße in den Jahren 1819/20 erhielt das Gartengrundstück einen Zuwachs in Gestalt eines 24. Anteils am Stadtgrabengarten, um dem damaligen Hauseigentümer Landgerichtsrat Josef Kern „einen Ausgang zum äußeren Graben zu schaffen“.

Der am Wollenwebersgraben (Kanalsstraße) gelegene Bauplatz, den wir eingangs unseres Aufsatzes erwähnten, gehörte um das Jahr 1708 zum Besitz der Herren von und zu Langenschwarz, die im Fuldischen und besonders in der Residenzstadt reich begütert waren. Am 4. Oktober des Jahres 1710 verkaufte Herr von Langenschwarz im Auftrag seiner Mutter „ein Garten uffm

Wollenwebersgraben zwischen weylend Herrn Dr. Christoph Joannis Relicta und Herrn Dietrich Hoff, Oberjäger gelegen, wie auch ein Bauplatz vorne am Graben gelegen, zwischen Hans Jakob Fröhenapfel und ihm von Langenschwarz; bitt solche Stück zu leihen (d. h. verkaufen) Herrn Franz Rüger Joannis, uxor et hereditibus (seiner Ehefrau und Nachkommen), seyndt Bürgergut, gibt Bodenzins in Fürstlichen Altenhof, sechs bhm 4 Pfg. und ist der Kauf 1500 Gulden zu 42 böhmisch“ (siehe hierzu Uffgitt-Register der Stadt Fulda der Jahre 1613 bis 1748, S. 700). Ums Jahr 1727 finden wir noch Herrn Dr. Joannis als Eigentümer des Grundstücks. Ihm folgt im Besitz der Stallmeister Dallmüller dem das Haus seine heutige Gestalt verdankt. Der Neubau dürfte um das Jahr 1740 errichtet sein. In dem Kontributionsregister der Stadt Fulda vom Jahre 1744 wird Dallmüller als Eigentümer eines Hauses von 14 Gulden Einschätzungswert aufgeführt. Nächster Eigentümer ist Cammererathahn, von dem es später auf den Cammersekretär Bujari übergeht. Die folgenden Eigentümer sind Michael Baumann, Hofrat Desterreicher und Hofrat Werner.

Später erwirbt Hauptmann von Harstall das Haus- und Gartengrundstück. Um die Jahrhundertwende war Cammerregistrator Storer Eigentümer desselben. Im Jahre 1823 erwarb der spätere Landgerichtsrat Josef Kern das Anwesen. Am 7. Januar 1865 fällt es an den Begründer der Fuldaer Segeltuchfabrik Kaufmann Barentin Mehler (siehe hierzu Ild. Nr. 503 des Katasters der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert, Teil I, Seite 115, von A. Jöstädt). Später kam das Grundstück in die Nutzung des katholischen Gesellenvereins, während eigentlicher Eigentümer der bischöfliche Stuhl zu Fulda wurde.

Am 18. November 1890 gelangte das Anwesen durch Kauf in den Besitz der Eheleute Josef Angeli und Maria, geb. Ehle, nachdem diese ihr Wohnhaus und Gärtnerei am Nikolausweg — im Jahre 1883 von den Gärtnerseheleuten Franz August Hugo Freund und Sofie, geb. Fißler, erworben — den Englischen Fräulein anlässlich des im Jahre 1889 begonnenen Instituts-Neubaus im sog. Dermabachischen Garten an der „Seufzerallee“ (heute Lindenstraße) veräußert hatten. Am 11. Juli 1904 ging das gesamte Anwesen von Josef Angeli auf seinen Sohn, den Handelsgärtner Ludwig Angeli, über.

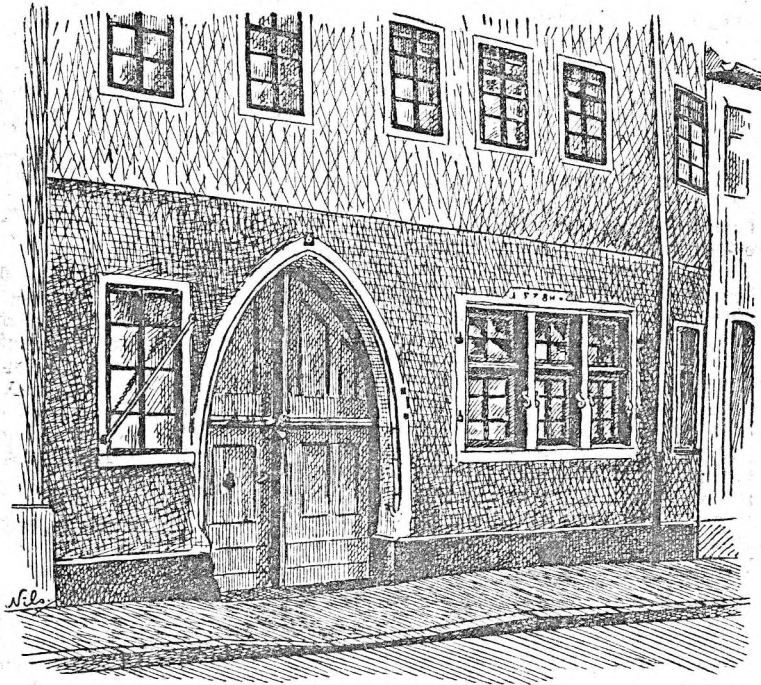
Jstd.

Das Haus mit dem gotischen Bogen

Ein kleiner heimatkundlicher Streifzug durch die Florengasse

Wer aus der Innenstadt kommend die Florengasse durchwanderte, dem ist vielleicht schon das in nebenstehender Zeichnung wiedergegebene Haus mit dem charakteristischen gotischen Torbogen aufgefallen, das sich auf der rechten Straßenseite, nicht weit von dem Eingang zur Florengasse befindet. Bei näherer Betrachtung entdeckt man über den Fenstern des Erdgeschosses rechts die Jahreszahl 1578 und dahinter die Buchstaben H—D, die den Namen des Erbauers angeben sollen. Mit seinem Alter von fast 400 Jahren dürfte der Bau wohl zu den ältesten Bürgerhäusern zählen, die uns in Fulda erhalten geblieben sind. Die Namens-Initialen könnten auf einen Hans Oswald hinweisen, der um diese Zeit in Fuldaer Urkunden erscheint.

Um 1675 wird in dem Fuldaer Uffizist-Registrier Franz Wilhelm Springer, Relicta (Witwe) als Eigentümerin des Hauses genannt. Von ihr erwarb Christoph Reidt-wiesner im Jahre 1678 das Anwesen. Er war von Hammelburg nach Fulda zugezogen und erhielt hier in dem genannten Jahre das Bürgerrecht. Ihm folgte als Eigentümer des Hauses im Jahre 1695 Johannes Christ, der ebenfalls ein „Ausländer“ war. Er stammte nämlich aus Stadtlengsfeld. Mit dem Erwerb des Hausgrundstücks wurde auch ihm das Fuldaer Bürgerrecht verliehen. Um 1710 geht das Haus in den Besitz von Lucas Jäckel über. Ihm folgen (vergl. Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Vestaedt) Paul Leitsch, dann des Herrn Großgebauers Relicta (offenbar die Witwe eines Beamten) und Peter Bollmar. Um 1740 geht das Haus in das Eigentum des Leopold



Nik über, der das Gebäude einer gründlichen Renovierung unterzieht und ausstößt. Er kauft auch den hinter dem Hause gelegenen zwei Ar großen Garten von dem Verwalter Welle, anscheinend ein Sohn der „Frau Doktor Welling“, Witwe des Hofrats und Stadtschultheißen Dr. Johann Christoph Welle (geb. 1643), die vorher als Besitzlerin des Gartengrundstücks genannt wird. Frau Welle war auch Eigentümerin des Hauses „Zum Schwarzen

Bären“. Als nächste Hausbesitzer erscheinen Johann Adam Sauer, Johann Ignaz Schmitt, Bierwirt Sattler Josef Schmitt (um 1800), Sattler Heinrich Ludwig Kienapp (1835).

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde in dem Hause eine Bierwirtschaft betrieben. Um die Anziehungskraft der Wirtschaft zu erhöhen, legte Kienapp noch eine Kegelbahn hinter dem Hause an, zu der man auch über eine Treppe von der „Doll“ her gelangen konnte. Die verhältnismäßig hohe Treppe und die Eingangstür sind noch heute erhalten. Im Jahre 1868 erwarb der Maler Lorenz Schmitt das Haus. Um die Jahrhundertwende sind die Geschwister Zengerke Eigentümer des Anwesens. Heute befindet sich das Hausgrundstück im Besitz von Fräulein Paula Bellinger.

Die Florengasse trägt ihren Namen nach dem Florenberg, zu dem sie in ihrer Verlängerung hinführt. Der Teil der Florengasse, in dem das Haus mit dem gotischen Torbogen liegt, gehörte in früherer Zeit noch zu dem eigentlichen Stadtbezirk, der von einer turmbewehrten Mauer und dem sogenannten Stadtgraben umgeben war. Ging man die Florengasse hinauf, so kam man an das Florentor, das sich an der Stelle befand, wo heute das Gefellenhaus steht. Der jenseits des Florentors gelegene Teil der Florengasse gehörte zur Vorstadt Stadtgraben. Hier wohnten früher die Vertreter der Metzgerzunft. Die einzelnen Handwerke hatten bekanntlich früher ihre bestimmten Wohnbezirke. So wohnten die Löhner in der Löhrgasse, die Wollweber am Wollwebergraben, die Bäcker in der Rosengasse, die Töpfer in der Töpfen- oder Illersgasse (seit 1837 Marktstraße), die Schmiede in der Schmittgasse (heute Friedrichstraße).

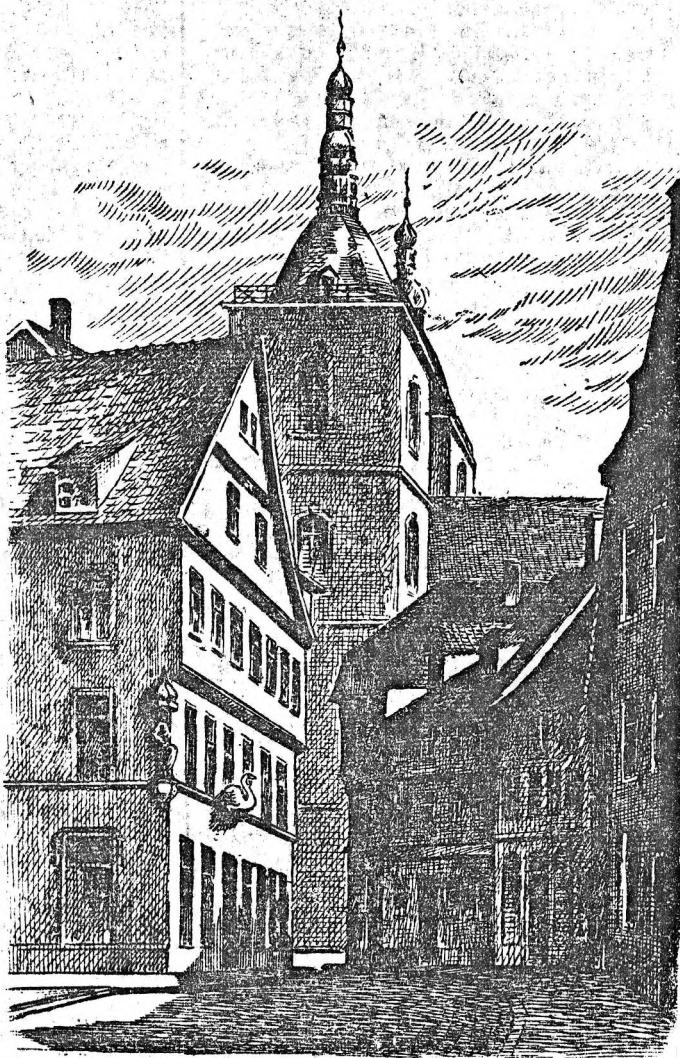
Den Abschluß der Metzgersiedlung in der Florengasse bildete das Obere Florentor, das in Urkunden aus dem 17. Jahrhundert auch Törlein — und zwar Männer-törlein im Gegensatz zu dem am Herenturm gelegenen Weibetörlein — genannt wird. Dieses Törlein ist auf dem bekannten Salberschen Stich von Fulda aus dem Jahre 1729 noch deutlich zu sehen. —nn

Das Haus zum Goldenen Schwan

Ein Blick in die Marktstraße, wie sie früher aussah

Jedem Fuldaer ist der Marktstraße, der alten Uellers- oder Töpfergasse, her zum Pfarrkirchthurm bekannt, den wir diesmal in einer Federzeichnung unseres bekannten Zeichenlehrers Nikolaus Kleineberg bringen, der das Bild festhält, wie es vor dem im Jahre 1912 vorgenommenen Umbau gewesen ist. Da steht noch das schöne, aus dem 18. Jahrh. stammende Haus (Marktstraße 8) in seinem barocken Gewände da. Der zur Straße gefehrte Giebel gehört der gotischen Bauperiode an. Ueber dem Hauseingang thront ein goldener Schwan als Wahrzeichen des Hauses. Er erhielt sicherlich erst im 18. Jahrhundert mit der Eröffnung des Gasthofbetriebes dort seinen Platz. Denn die mittelalterlichen Quellen wissen nichts von einem „Gasthof zum goldenen Schwan“ nächst dem Ratskeller“. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestanden aber Wechselbeziehungen zwischen der im Jahre 1638 errichteten „Hofapotheke zum Schwan“ und dem späteren Gasthof gleichen Namens. Leider wurde das alte schöne Stadtbild durch den oben erwähnten Neubau stark beeinträchtigt.

Schon vor dem Jahre 1675 war das Hausgrundstück ins Eigentum des fürstlich-sulzbischen Hofkanzlers Dr. Ludwig Johannis gekommen, der im Jahre 1682 durch kaiserliches Dekret in den erblichen Adelsstand erhoben worden war. Nach einem im Dorfe Langenschwarz, Kreis Hünfeld, erworbenen Gute nannte sich die Familie „von Langenschwarz“.



Nach einer Zeichnung von Nikolaus Kleineberg

Im Jahre 1710 verkaufte im Auftrage seiner vermittelten Mutter der junge Herr von Langenschwarz durch seinen Bevollmächtigten Ludwig Seyfried das „Gasthaus in der Uellersgasse, an Weyl. Balthasar Sauer's selig Wittibin gelegen, sambt Scheuer und Stallung“ an den Herrn Hans Jörg Sauer (Bürgeraufnahme am 19. April 1700). Der Kauf war vor dem Stadtgericht „Die Münz“ am 8. Oktober 1710 perfekt geworden. Der Käufer bezahlte 3000 Gulden, den Gulden zum Satz von 42 böhmischen Hellern gerechnet.

Um die Wende des 17./18. Jahrhunderts bestand das „Gasthaus zum Schwan“ aus Hof, Scheuer und Stallung. Es war mit 19 Gulden Grundsteuerschätzungswert im Grundbuch eingetragen. Der Grundbesitz umfaßte das heutige Gasthaus Marktstr. Nr. 8 sowie das Anwesen Mittelstraße Nr. 7, das als Hofanteil, Scheuer und Stallung des ehemaligen „Gasthauses zum Schwan“ unter dem 28. August 1820 von Leonard Ripp erworben und völlig umgebaut wurde. Am 20. 1. 1846 ging der Besitz auf Seifensieder Vinzenz Ripp über, der ihn dann laut Testament vom 23. 10. 1877 der Witwe Franziska Eichenberg, geb. Ripp, vermachte. Am 9. 5. 1878 kam Kaufmann Wilhelm Beneze ins Eigentum.

Zwischen den Jahren 1727 und 1729 übertrugen die Erben des Hans Georg Sauer das Anwesen des Hauses zum Goldenen Schwan (Nachbar war um diese Zeit Johann Heinrich Thebed) auf den Herrn Hans Adam Zwenger, der ihnen 4000 Gulden dafür bezahlte. Im Besitz folgten nun der Herr Burkard Oswald, Karl Joseph Scheda und der Collector Knips. Noch immer zählte der „Goldene Schwan“ zu den angesehensten Gasthöfen der Stadt. Er war u. a. auch Zunftherberge der Böttner und Schuhmacher. Johann Adam Knips war von 1791 an Gasthalter. 1795 hatte er das größere „Haus zum Goldenen Stern“ käuflich erworben und veräußerte dagegen den „Goldnen Schwan“ an den Johann Ebert. Nach Uebernahme des Anwesens durch die Speereihändler Gebrüder Höd (Höd) am 29. Juli 1802 wurde der Gasthofbetrieb aufgehoben und das Haus zu einem Krämerladen umgestaltet. Andreas Höd, der sein Anwesen in der Schmiedgasse (Haus Nr. 409) hatte, überließ dieses dem Joseph Bomberg.

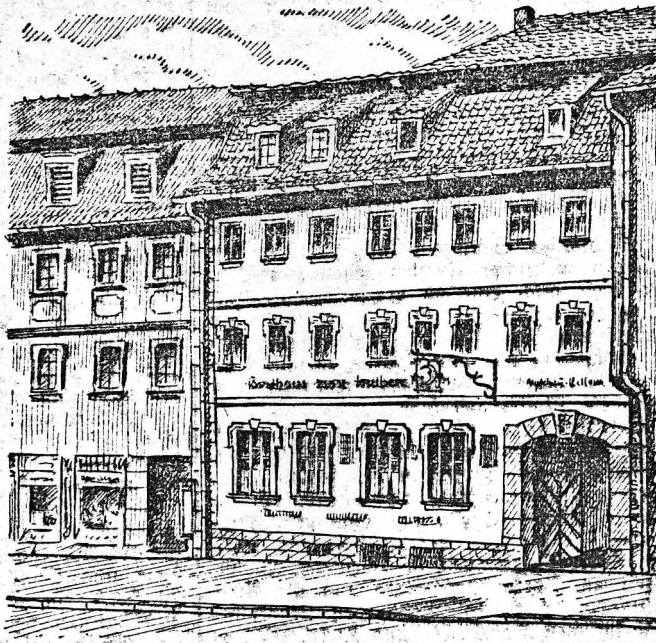
Von Höds Erben übernahm Andreas Knips den „Goldnen Schwan“. Dann kam das Anwesen an die Familie Arnd, in deren Besitz es zwei Generationen hindurch verblieb. Johann Joseph Arnd überließ das Haus später dem Bauinspektor Wilhelm Arnd, der es unter dem 16. Oktober 1832 an Kaufmann Ignaz Dück veräußerte. Schließlich übernahm am 14. Januar 1865 der Kaufmann Wilhelm Rudolf Dück den Gesamtbefitz, bestehend aus Wohnhaus, Nebenbau, Küche und Holzreimse nebst Hof. (Vergl. hierzu Nr. 263 des Katasters der Stadt Fulda aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert von H. Jestaedt, 23. Veröffentl. d. Fulda. Gesch.-Vereins.) Jstdt.

Das Haus „zum halben Mond“

Schon vor 350 Jahren ein bekanntes Fuldaer Gasthaus

Das Gasthaus „Zum halben Mond“ in der Friedrichstraße (ehemals Schmiedgasse) ist eines der alten Fuldaer Gasthäuser, die ihrer Tradition bis auf den heutigen Tag treu geblieben sind. Ueber einen Zeitraum von 350 Jahren läßt sich keine Geschichte verfolgen. Zum ersten Mal wird der halbe Mond im Jahre 1593 urkundlich genannt. Im Taufregister der Stadtpfarrei heißt es, daß in dem genannten Jahr dem damaligen Wirt im halben Mond Zacharias Ködner eine Tochter geboren wurde. Zacharias Ködner war u. a. Weinlieferant des Fürstlich-Fuldischen Rentmeisters Balthasar Ruß, der in den Herenprozessen eine recht unrühmliche Rolle spielte.

Im Jahre 1621 ist Balzer Semler halbe Mondwirt. Am 17. 9. 1637 wird Balthasar Werner Eigentümer des halben Mondes. Seine Witwe übergibt das Anwesen am 27. 9. 1657 an ihren Sohn aus zweiter Ehe Hans Kauell. Drei Jahrzehnte später, am 20. 11. 1686, hebt der halbe Mond-Wirt Johannes Philipp Büttner dem Gastwirt Nikolaus Oswald aus Horas einen Sohn aus der Taufe. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir Lorenz Dielsberger als Eigentümer des Hauses „zum halben Mond“, das damals mit einem Steuermert von 11 Gulden veranschlagt war. Wie aus dem Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Tesfrædt hervorgeht, standen zu dieser Zeit



aus dem heutigen Grundstück des halben Mondes zwei Häuser. Das rechte, mit einer Steuertage von 10, Gulden veranschlagte Haus gehörte Wilhelm Fleischh. Es wurde später von Lorenz Dielsberger erworben und mit dem halben Mond zu einem einheitlichen Gebäudekomplex verbaut. Nächster Eigentümer des Anwesens war Philipp Johann Kramer (auch Krahmer geschrieben), von dem es auf Michel Kramer, genannt „schwarze Lippen“, überging. Michel Kramer, der als Witwer im 57. Lebensjahr am 22. Mai 1798 starb, bot am 16. Januar 1797 in der „amtlichen Fulda. Wochenzeitung“ sein Anwesen zum Verkauf an. Zum Vormund seiner Kinder wurde nach seinem Tode der Kronenwirt Johann Friedrich Matkmus bestellt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erwarb Leopold Kriech den halben Mond. Ihm folgte als Eigentümer Augustin Kriech. Dieser offerierte am 10. Mai 1809 in der „fuld. Wochenzeitung“ Johannisberger Wein und bietet im gleichen Jahre auch Hopfen zum Kaufe an. Von August Kriech ging der Besitz des Gasthauses an Franz Anton Comitti über. Dessen Witwe Margarete, Gastgeberin im halben Mond, zeigt im Jahre 1827 an, daß sie ihr Gasthaus „in schäntlicher Lage nächst dem Schloß“ freihändig verkaufen wolle. Wie in der Anzeige mitgeteilt wird, umfaßt das Anwesen 8 Zimmer, fünf Kammern, zwei gewölbte Keller, Küche, Holzremise, Malzhäus, Stalhöfen für 30 Pferde, zwei Heuböden, zwei Frucht- und Malzböden, Schweinefälle u. a. m., alles in gutem Zustand.

Käufer des Anwesens ist Johann Adam Veldung, auf den das Eigentum an dem halben Mond am 19. Oktober 1827 übergeht. Etwa 20 Jahre später finden wir Johann Ignaz Kramer als Gastwirt des genannten Gasthauses, der in den 30er Jahren die Witwe des Joh. Adam Veldung heiratete. In einer Zeitungsanzeige am 9. Dezember 1848 preist Joh. Ignaz Kramer seinen „guten Gehäuser Apfelmwein“ an, den Schoppen zu zwei Kreuzer (etwa 6 Pfennig). Wer sich das Getränk ins Haus holt, hat für das Maß acht Kreuzer zu bezahlen. Am 10. 7. 1851 geht der halbe Mond an den Gastwirt Jakob Veldung über. Beischnachfolger wird am 26. 1. 1878 sein Sohn Johann Veldung. Heute (seit 18. Mai 1911) ist Johannes Veldung Inhaber des Gasthauses zum halben Mond, das sich nun fast 120 Jahre im Besitz der Familie Veldung befindet.

Erwähnt sei noch, daß der halbe Mond das Geburtshaus des bekannten fuldischen Hof- und Konsistorialrats sowie Stadtschultheißen Dr. Johann Christoph Welle ist.

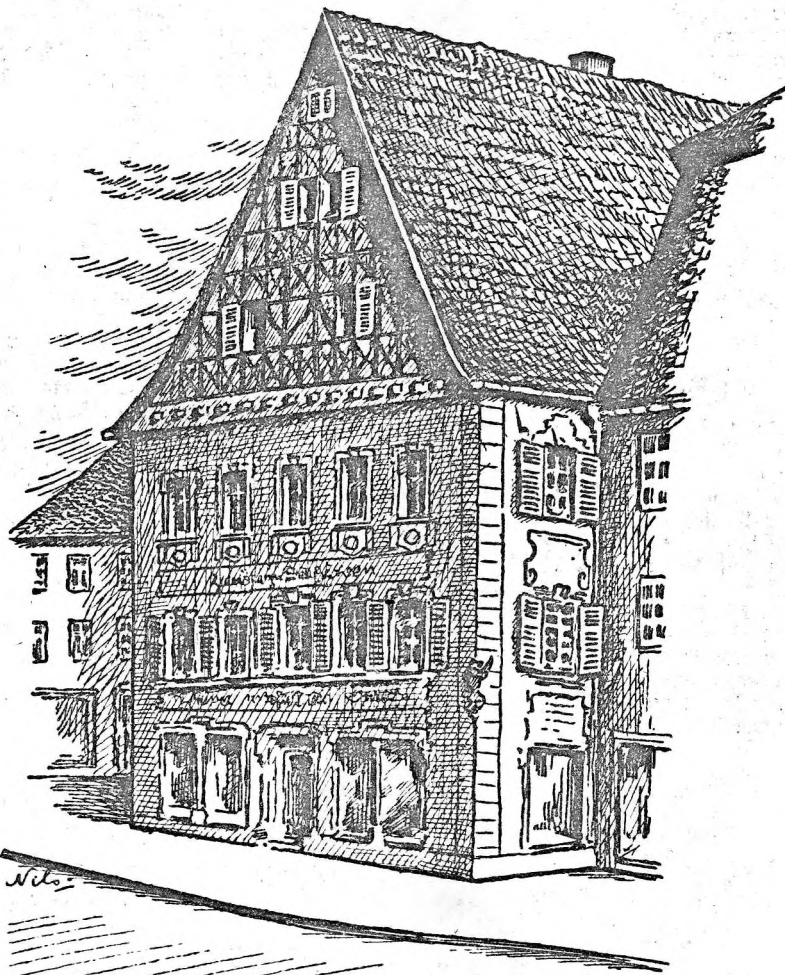
Dr. A.

Das Haus „Zum Schwarzen Bären“

Ein Zeuge von vierhundert Jahren Fuldaer Geschichte

Mancher Fremde mag sich schon darüber gewundert haben, daß Fulda trotz seiner mehr als tausendjährigen Vergangenheit im Gegensatz zu anderen alten deutschen Städten eigentlich wenig mittelalterliche Bürgerhäuser aufzuweisen hat. Gibt es doch in Fulda kaum ein Wohnhaus, das auf ein Alter von 400 und mehr Jahren zurückblicken kann. Diese auf den ersten Blick erstaunliche Tatsache hat wohl vor allem darin ihren Grund, daß unsere Heimatstadt durch ihre Lage an einer der wichtigsten Heerstrassen in Kriegszeiten Brandschätzungen und sonstigen Unfällen in besonders starkem Maße ausgesetzt war. So wurde, wie die Chronik berichtet, mancher Straßenzug ein Raub der Flammen. Um so wertvoller sollten uns die wenigen Zeugen bürgerlich-mittelalterlicher Baukultur sein, die durch alle Fährnisse hindurch in unsere Zeit hinübergerettet worden sind.

Zu den ältesten Fuldaer Wohnhäusern gehört der „Schwarze Bär“ am Buttermarkt, ehemals Samstagsmarkt genannt. Errichtet soll der stattliche, heute allerdings ziemlich überholungsbedürftige Bau mit seinen als Hauszeichen dienenden hübschen Tierplastiken nach einer am Haus befindlichen Tafel im Jahre 1544 worden sein. Das Datum der Errichtung des Baues dürfte aber noch einige Jahrzehnte früher liegen. Wird er doch als Gasthaus bereits in der Reformationszeit genannt. U. a. soll schon Ulrich von Hutten (gestorben 1523) hier abgestiegen sein. Auch wird berichtet, daß Dr. Martin Luther einmal von Ulrich von Hutten zu einer Zusammenkunft im „Schwarzen Bären“ eingeladen wurde. Dem „Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert“ von A. Jestaedt entnehmen wir, daß im Jahre 1708 eine „Frau Dr. Wellin“ Eigentümerin des Anwesens war. Es handelt sich wohl um die Witwe des Dr. Johann Christoph Welle (geb. 1643), der neben dem Amt eines fuldischen Hofrats und Konsistorialrats auch das Amt eines Stadtschultheißen bekleidete und mit der Tochter des Fürstlich-Fuldischen Kammerrats Markus Stendorf vermählt war. Erworben wurde der



„Schwarze Bär“ von dem Vater Johann Christophs, dem Rittmeister Johannes Welle, der das Anwesen gegen den „Halben Mond“ in der Schmiedgasse (heute Friedrichstraße), unter Zugabe eines Stückes Geldes“ eintaufte. Johannes Welle, Sohn des Amtsschultheißen Adam Welle in Salzschief, hatte sich im Jahre 1629 bei der Kaiserlichen Armee anwerben lassen und nahm, nachdem er zum Rittmeister im Spord'schen Kavallerie-Regiment avanciert war, seinen Abschied, um als Rittmeister in fuldische Dienste zu treten. Er wurde im Jahre 1645 bei einem Dienststift

nach Hammelburg in der Nähe von Brückenau, wo er auch begraben liegt, ermordet.

Später werden als Eigentümer des „Schwarzen Bären“ Johannes Klug, Franz Gahmann und nach ihm Peter Gahmann genannt. „Bären-Wirt“ Peter Gahmann machte im Jahre 1791 in der „Amtlichen Wochenzeitung“ bekannt, daß er beabsichtige, sein Anwesen zu verkaufen. Aus seinem Besitz ging der „Schwarze Bär“ anfangs der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts in das Eigentum der Familie Höfling über, die noch heute Besitzerin ist. Käufer des Hausgrundstückes war damals Johann Wilhelm Höfling, geboren in Großauheim bei Aschaffenburg, der sich 1788 als Leinwandhändler in Fulda selbständig machte und bis zum Erwerb des „Schwarzen Bären“ sein Geschäft in dem Eckhaus Buttermarkt-Karlstraße (heute Ladengeschäft der Weingroßhandlung Josef Schmitt) betrieb. Er muß eine sehr geschäftstüchtige und unternehmungslustige Persönlichkeit gewesen sein. Denn wir hören von ihm, daß er nicht nur die Gastwirtschaft im „Bären“ übernahm und daneben einen Handel mit Kolonialwaren und Drogen betrieb, sondern auch bankmäßige Geschäfte machte und sich im Laufe der Zeit die Titel „Fürstlicher Hofbankier“ und „Kommerzienrat“ erwarb.

Von Johann Wilhelm Höfling erbte sein ältester Sohn Franz Wilhelm Höfling (geboren am 17. 7. 1797, gestorben am 23. 3. 1869) Geschäft und Anwesen. Ihm folgte Gustav E. Heinrich Höfling (geboren am 17. 3. 1836, gestorben am 18. 8. 1869) und Ferdinand Höfling (geboren am 18. 10. 1876, gestorben am 27. 1. 1941). Heute ist Ferdinand Höflings jüngerer Sohn Alexander Höfling, der zur Zeit das Ehrenkleid der Wehrmacht trägt, Eigentümer des Hauses und Inhaber des Geschäfts.

Bis um die Jahrhundertwende blieb der „Schwarze Bär“ seiner Tradition als Gastwirtschaft treu. Erst im Jahre 1895 wurde die neben dem Kolonialwarengeschäft betriebene Weinschenke aufgegeben.

Erwähnt sei noch, daß in dem „Schwarzen Bären“ am 8. 10. 1808 Sanitätsrat Dr. med. Eugen Höfling das Licht der Welt erblickte, der der Dichter des bekannten Studentenliedes „O alle Burschen herrlichkeit“ sein soll. Von anderer Seite ist diese Autorität allerdings bestritten worden, da das betreffende Lied nachweislich bereits vor der Studentenzeit Eugen Höflings bekannt gewesen sei. Immerhin ist es bemerkenswert, daß in den meisten alten Kommerzbüchern Dr. Eugen Höfling als Verfasser des Liedes angegeben wird. Der Sohn Eugen Höflings war der verstorbene Zollrat Richard Höfling, dessen 81jährige Witwe, Frau Elise Höfling, ihren Lebensabend in Fulda verbringt.

Das Haus „Zum Schwarzen Bären“ in Fulda

Fünf Generationen Fuldaer Geschichte im Stadtarchiv dokumentiert / Von Michael Gellings

Das Haus „Zum Schwarzen Bären“ am Buttermarkt 6 fällt auch heute noch ins Auge. Nicht nur weil es weiter in den Platz ragt als seine Nachbargebäude, auch der imposante Fachwerkgiebel ist ein Blickfang. Mit über 450 Jahren ist es eines der ältesten erhaltenen Gebäude in Fulda. Vor Erwerb und Umbau durch die damalige Kreissparkasse Mitte der 1970er Jahre war der „Schwarze Bär“ fünf Generationen lang im Besitz der Familie Höfiling. Der Nachlass* dieser Handelsfamilie steht jetzt jedem, der sich für Fuldaer Geschichte interessiert, im Stadtarchiv Fulda zur Verfügung.

Einmalige Dokumente für die Fuldaer Wirtschaftsgeschichte sind die Hauptbücher dieses Großhandelsunternehmens. Seit 1797, also noch aus der Zeit des Hochstifts, sind darin die deutschlandweiten und internationalen Geschäftsbeziehungen einer Fuldaer Firma dokumentiert. Darüber hinaus bieten private Unterlagen einen direkten Einblick in verschiedene Lebensaspekte einer großbürgerlichen Familie im 19. Jahrhundert.

Der Gründer

Die Geschichte der Familie Höfiling in Fulda beginnt im Jahre 1780, als der vierzehnjährige Johann Wilhelm Höfiling von Groß-Ostheim bei Aschaffenburg nach Fulda kommt, um hier in die Lehre zu gehen. Wenige Jahre später macht er sich als Leinwandhändler selbstständig, bald kommt eine Drogerie hinzu, sowie der Handel mit so genannten „Kolonialwaren“ (u.a. Gewürze, Kaffee, Zucker und Zimt). Johann Wilhelm war ein erfolgreicher Geschäftsmann und konnte sich schon 1794, als er 28 Jahre alt war, das Haus

„Zum Schwarzen Bären“ am damaligen Samstagsmarkt kaufen. Es war das herausragende Haus am Platz, genau dort, wo die Straßen der großen Handelsroute nach Frankfurt (heutige Karl- und Löherstraße) und Leipzig (heutige Markt- und Friedrichstraße) zusammentrafen. Während der Laden die gesamte Marktseite des Gebäudes einnahm, erfolgte die Warenanlieferung an der Rückseite des Gebäudes über die Ohmstraße. Dort im Hinterhaus befanden sich auch die Ställe zur Versorgung der firmeneigenen Fuhrwerke.

In dieser Zeit setzen auch die Aufzeichnungen in den überlieferten Geschäftsbüchern ein. Besonders beeindruckend, allein schon aufgrund ihrer Größe, sind die Hauptbücher, großformatige Folianten, fast in DIN A2-Format und bis zu zwölf Zentimeter dick. Darin sind jeweils auf einer Doppelseite das Soll und Haben für jeden einzelnen Geschäftspartner eingetragen. Auf diese Weise sind Geschäftsbeziehungen

nicht nur in die nähere Umgebung dokumentiert, beispielsweise nach Alsfeld, Hanau, „Cassel“, Gotha und natürlich zur Handelsmetropole Frankfurt, sondern auch nach München, Augsburg und Bremen, sowie über die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches hinaus nach Rotterdam und London. Besonders die drei Jahrzehnte nach 1797 sind sehr gut dokumentiert; in diese Zeit fallen natürlich auch die Umwälzungen der Napoleonischen Kriege und der beginnende wirtschaftliche Aufstieg des Bürgertums zu Ungunsten des Adels.

In der damaligen Zeit war es für Großhändler üblich, auch Bankgeschäfte zu tätigen, da sie über die nötigen Geldreserven verfügten. Auch Höfiling war neben seinen Handelsaktivitäten als Finanzdienstleister erfolgreich und bekam die Titel „Kommerzienrat“ und „Fürstlicher Hofbankier“ verliehen.

Johann Wilhelms Erfolg zeigt sich aber nicht allein in

seinem Verkehr mit den politischen Mächtigen seiner Zeit und seinem materiellen Wohlstand. Er konnte auch jedem seiner drei Söhne eine umfassende Ausbildung finanzieren. Seine erste Frau starb früh, und auch von den Kindern aus dieser Ehe erreichte nur eines das Erwachsenenalter, was trotz der damals üblichen Kindersterblichkeit sicherlich ein schwerer Schlag für den Vater war. Dieser Sohn, Franz Wilhelm, studierte 1818-21 am „Königlich Baierischen Handelshochschule“ in Windsheim. In den Zeiten beginnender Professionalisierung waren eine kaufmännische Ausbildung und Berufserfahrung allein nicht mehr ausreichend, um ein großes Unternehmen zu führen. An Instituten wie dem in Windsheim lernte eine junge Generation von Kaufleuten die Grundlagen moderner Geschäftsführung, bevor sie schließlich die Betriebe ihrer Väter übernahmen. Aus dieser Zeit sind im Nachlass neben Briefen Franz Wilhelms

Das Haus zum „Schwarzen Bären“ am Buttermarkt 6 mit seinem imposanten Fachwerkgiebel (Pfeil) ist über 450 Jahre alt und gehört zu den ältesten erhaltenen Gebäuden in Fulda. Es war über fünf Generationen im Besitz der Familie Höfiling. Foto: Stadtarchiv



an seinen Vater auch Rechnungen von Wirten zu finden, die der Vater wohl bezahlen sollte.

Aus der zweiten Ehe Johann Wilhelms gingen sechs Kinder hervor. Der ältere der beiden Söhne, Eugen Höfling, studierte Medizin und hatte eine viel versprechende akademische Laufbahn in Aussicht. Diese Karriere blieb ihm aber verwehrt, weil er mit seinen freiheitlichen Gesinnungen nicht ins „Establishment“ der Restaurationszeit in Deutschland passte, und er ließ sich als praktischer Arzt nieder. Während sein Vater im aufgelösten Reich als „Fürstlicher Hofbankier“ noch gute Kontakte zum Hof hatte, ist über Eugen Höfling in einem Zeitungsbericht überliefert, wie er als junger Mann 1833 eines Abends von einem in Fulda stationierten Garnisons-Offizier, den er vor kurzem angezeigt hatte, jetzt in der Friedrichstraße angegriffen und durch mehrere Degenhiebe verwundet wurde.

Eugens überlieferte Tagebücher geben einen wertvollen Einblick in das Leben des wirtschaftlich aufstrebenden, aber politisch weiterhin frustrierten Bürgertums in den 1830er und 1840er Jahren. Lange Zeit war Eugen Höfling für die Nachwelt auch interessant als Verfasser des Textes „O alte Burschenherrlichkeit“. Dieses Lied entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem wahren Hit für mehrere Generationen von Studenten. Als nach Eugens Tod seine Autorschaft angezweifelt wurde, fanden sich gleich mehrere Verteidiger, die diese Behauptung zu widerlegen suchten. Zeitungsausschnitte zu dieser Debatte finden sich auch im Nachlass.

Über Eugens jüngeren Bruder ist wenig bekannt, außer dass der Vater auch ihm eine Ausbildung als Maler in Kassel finanzieren konnte und dass Bernhard sich daraufhin in verschiedenen deutschen Städten seinen Lebensunterhalt als Künstler verdiente.

Franz Wilhelm

Johann Wilhelms ältester Sohn aus erster Ehe, Franz Wilhelm, übernahm schließlich das Geschäft. Von ihm und seinen Nachkommen stammen auch alle weiteren privaten und geschäftlichen Dokumente im Nachlass. Be-

sonders interessant erscheint dabei die Weitervererbung des Familienvermögens. Zum einen finden sich in den Unterlagen ausführliche Inventarlisten, die vom Sofa bis zu den Silberlöffeln die Ausstattung des Hauses zu verschiedenen Zeiten dokumentieren. Dass aber bei aller gewissenhaften Buchführung auch allzu menschliche Probleme auftauchen konnten, geht aus den Unterlagen von Gustav Höfling hervor, der das Geschäft 1860 von seinem Vater Franz Wilhelm erbte. Es sind Rechnungsmappen erhalten, die darauf schließen lassen, dass der Wert des Geschäftes Gustavs Erbanteil überstieg, und er deshalb seinen Miterben in den folgenden Jahren ihren Anteil in Form von freien Warenlieferungen auszahlte. Familienzwist blieb da nicht aus: Von

gleich zwei Rechtsstreitigkeiten sind die Akten überliefert, einmal zwischen Gustav und seinem Bruder Hermann und dann zwischen Gustav und dem Witwer seiner Schwester Matilde Lotz, der im Namen seiner noch minderjährigen Tochter (also Enkelin des Verstorbenen) Erbansprüche geltend machte. Im Nachlass finden sich aber nicht nur Unterlagen zu fünf Generationen der Familie Höfling selbst. Auch Unterlagen eingeheirateter Personen sind erhalten. Die wichtigste dieser Personen ist sicherlich Jakob Gegenbaur, dessen Tochter Eugenie mit dem vierten Firmeninhaber Ferdinand Höfling verheiratet war. Gegenbaur war Lehrer am Kurfürstlichen Gymnasium (dem Vorläufer des heutigen Domgymnasiums), und er hat Stundenpläne, Lehr-

pläne und Jahresberichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts hinterlassen. Gegenbaur war darüber hinaus aber vor allem wichtig für die Fuldaer Geschichtsschreibung, insbesondere weil er als Erster auf die überregionale Bedeutung des im Fuldaer Dom begrabenen deutschen Königs Konrad hinwies. Notizen zu seinen geschichtlichen Werken, sowie persönliche Korrespondenz, sind ebenfalls überliefert. ○

Anmerkung

*) Der Nachlass befindet sich im Stadtarchiv Fulda unter der Signatur „NL 16 Höfling“. Neben einem Findbuch, das sämtliche Dokumente zur Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte Fuldas aus diesem Nachlass erfasst, werden dem Benutzer auch Stammtafeln an die Hand gegeben, um eine schnelle Übersicht über die verwandtschaftlichen Beziehungen der beteiligten Personen zu bieten.

Die Wiedisbrück in NeuhoF

II.

Vier Brücken – ein Name / Von Franz Friedl

Elf Jahre später: Es war am 20. Dezember 1874. Der in NeuhoF stationierte Fußgendarmer der 11. Gendarmerie-Brigade im District Fulda, namens Beber, trat auf den Plan. Der Gesetzeshüter sah die Verkehrssicherheit der „auf dem Wege von NeuhoF nach Oppertz befindlichen Brücke“ gefährdet. Der Flussübergang sei, so formulierte er sinngemäß seine „gehorsamste Anzeige“, wegen der beiderseits der Fahrbahn „mit höchstens 2 Fuß Höhe“ zu niedrig angelegten Brüstung nicht ausreichend gesichert, zumal die Brücke „einen sehr gefährlichen Abgang von mindestens 10 bis 15 Fuß Tiefe hat“. Um seiner „Anzeige“ den nötigen Nachdruck zu verleihen, schloss er mit dem

Hinweis, dass „in letzter Zeit viele Unglücksfälle selbst von bekannten Leuten vorgekommen sind.“

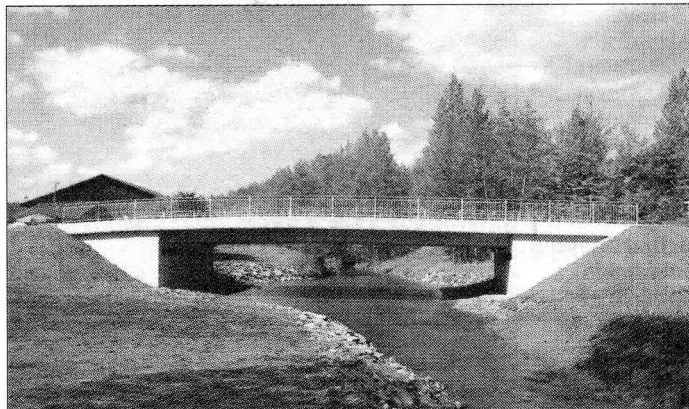
Der Landpolizist brachte im Schreiben gleich seine Problemlösung vor: Entweder „auf jedem Ende der Brücke“ je eine Laterne aufstellen oder die Seitenmauern „höher machen“.

Die Mühlen der Behörde begannen in Sache Oppertz Brücke wieder zu mahlen. Schon am 22. Dezember forderte der am 22. März 1868 ins Amt des Fuldaer Landrats berufene August Wilhelm Cornelius (1868 – 1883) die Ortsbürgermeister von Neustadt (Löhmer) und Oppertz (Burkard) zu entsprechenden Stellungnahmen auf. Acht Tage später, am 30. Dezem-

ber, erging seitens des 1866 preußisch gewordenen „Königlichen Landratsamtes“ an den Fußgendarmer in NeuhoF die Order, seine Meldung vom 20. Dezember in Hinblick auf die erwähnten Unglücksfälle, unter Namensnennung der verunglückten Personen, zu präzisieren.

Die beiden angeschriebenen Ortsvorstände nahmen die landrätliche Bitte um Rückäußerung sehr genau. Sie recherchierten in die Breite und befragten den Brückenanlieger Primus Belz, die Bediensteten des der Brücke nahe gelegenen Bahnhofes NeuhoF sowie die drei Neustädter Gastwirte Theodor Schultheiß (Weißer Hirsch), August Weber (Stern) und Heinrich Hack (Neustadt Nr. 8/9, später Gasthaus Klug). Das Bahnhofspersonal gab übereinstimmend an: „Seit der Bahnhof hier besteht, noch gar kein Unglücksfall vorgekommen ist“. Auch der Brückennachbar Belz konnte kein ihm bekannt gewordenes Malheur vermelden.

Also resümierten die Bürgermeister in ihrem am 29. Dezember gemeinsam verfassten Rapport: „Daß solche angegebene Anzeige (die des Fußgendarmen) in Unwahrheit besteht, daß gar kein Unglücksfall, wie angegeben ist, vorgekommen ist, selbige Anzeige aus der Luft ergriffen ist.“



Die vierte Wiedisbrück entstand 2006, 20 m lang, 9,25 m breit zum Preis von 900 000 Euro. Foto: Archiv Gemeinde NeuhoF

Das „Haus zum Wilden Mann“ / in der Schmiedegasse zu Fulda

Eines der bemerkenswertesten Häuser der alten Schmiedegasse — der heutigen Friedrichstraße — ist das Haus Nr. 6, das sich heute im Besitz des Buch- und Kunsthändlers Oskar Kramer befindet. Während die Fassaden der übrigen Häuser in der Friedrichstraße der Umbaukunst des Barock im 18. Jahrhundert zum Opfer gefallen sind, hat sich die ursprüngliche Form des zur Straße gelegten Hausgiebels hier noch erhalten. Wie der bekannte Salverische Stich aus dem Jahre 1729 zeigt, war diese Giebelform damals allen Häusern der Schmiedegasse eigen.

Das Anwesen trug ehemals die Bezeichnung „Haus zum Wilden Mann“ und gehörte zu den Behnschaften des hochadligen Konvents ad St. Salvatore. Der Hauseigentümer hatte einen jährlichen Erbzins von 8 böhmischen Hellern an das Seelgerätamt zu entrichten.

Die Geschichte der Grundstückseigentümer ist, da das Haus sehr lange im Besitz der fürstlich-fuldischen Staatsbeamten war und eine gewisse Rolle gespielt hat, sehr interessant. Aus dem Eintrag im Kataster des Jahres 1708 kann geschlossen werden, daß das „Wilde Mann-Haus“ im Mittelalter ein Gasthof gewesen ist. Schon im Ratsprotokoll vom 5. 3. 1580 ist vom Haus zum Wilden Mann die Rede, vor dem der Kraftbrunnen lag. Damals stand es im Eigentum von Dr. Landau. Im Jahre 1597 starb der damalige Hausbesitzer Georg Pfoch. Fuldas bekannter Chronist Gangolf Hartung berichtet



in seinen chronikalischen Aufzeichnungen (1607—1666), veröffentlicht in den Fuldaer Geschichtsblättern, Band 1, 9. Jahrgang, daß er am Dreikönigstag des Jahres 1632 die Behausung am Kraftborn in der Schmiedegasse, die seiner Schwiegermutter Dorothea Staubin gehörte, von seinen Schwägern Martin Ulmicher und Johann Daniel Pistor für 325 fl., den Gulden zu 42 Bagen gerechnet, käuflich erworben habe. Noch ums Jahr 1675 ist die Witwe des Gangolf Hartung Eigentümerin des Anwesens. Ihr folgt als Eigentümerin der Schenkswirt in der Hinterburg, Johannes Hartung. Das Haus zum Wilden Mann gehörte ums Jahr 1694 dem

Johann Schenk und um 1704 dem Matthias Grifft (um 1704) als Eigentümer folgt. Nächster Besitzer ist Kammeratt Friedrich Landau (um 1708), dessen Grundeigentum aus Haus, Hof, Stallung und Keller besteht und mit 14 Gulden Einheitswert veranschlagt ist. Im Jahre 1727 wird Hofrat Probst als Eigentümer genannt, der das Anwesen an Christian Ludwig Jost (um 1740) weiterveräußert. Im Jahre 1763 erwirbt Johann Füller das Anwesen, der es an den Senator Christian Joseph Jost, später weiter veräußert. Als Eigentümerinnen folgen die beiden Schwestern Theresia und Adelsheid Jost, von diesen geht das Anwesen an Johann Georg Witscher über, dem Hofsch Buchenthal als Eigentümer folgt. Um 1800 hat Kaufmann Buchenthal das Anwesen in Besitz.

In dem Hause wohnte der Syndikus Brenner, während im Nachbarhaus links, dem Gasthaus „Zur grünen Schlupp“ (heute Neubau Kofferhaus Meid) u. a. der Baumeister der Wilhelmstraße, Vorherr, zu Hause war.

In der Reihe der Hauseigentümer folgt dann Johann Georg Grauel, der von Michel Gumb abgelöst wird. Am 3. Januar 1838 erwarb der Hofmeßger Josef Komp das gesamte Anwesen in der Friedrichstraße, bestehend aus Wohnhaus, Anbau, Stallung und Hof. Nachdem das Baugrundstück seit dem Jahre 1873 in jüdischen Händen gewesen war, gelangte es mit dem Erwerb durch den derzeitigen Eigentümer im Jahre 1935 wieder in arischen Besitz.

Es ist zu vermuten, daß sich unter dem jetzigen Verputz noch schönes Fachwerk befindet, das zu gegebener Zeit einmal freigelegt werden sollte. Die verhältnismäßig kleine Zahl alter Fachwerkbauten, die wir in Fulda haben, würde so um ein weiteres Stück bereichert.

Das jüngere Hildebrandslied

Von Wilhelm Lewalter †

Das althochdeutsche Hildebrandslied, in der poetischen Form des Stabreims um 810 in Fulda aufgeschrieben, ist ein erschütterndes Schicksal, das den Kampf Hildebrands mit seinem Sohn Hadubrand schildert. Diese Sage blieb auch in den folgenden Jahrhunderten lebendig und fand in den mittelhochdeutschen oder dem jüngeren Hildebrandslied ihren Niederschlag, die den Stoff in 20 bzw. 29 achtzeiligen Strophen in einer aufgelockerten, mehr der Unterhaltung dienenden Art bringt.

Auf die Einbeziehung des früheren Lebensschicksals Hildebrands wird im jüngeren Lied verzichtet. Der Bericht beschränkt sich auf seine Heimfahrt und auf den Kampf mit dem Sohn: Aus dem ganzen ist ein reines Episodenlied geworden. Der sicher anzunehmende tragische Ausgang des älteren Liedes, der den Vater aus Gründen der germanischen Ehrauffassung zwingt, den Sohn zu töten, ist in einen heiteren und versöhnlichen Schluß geändert. Der Kampf ist nur ein mehr sportliches Messen der Kräfte, und nach seiner Beendigung erkennen sich Vater und Sohn und ziehen zusammen fröhlich heim zur heimatlichen Burg. Das ganze Lied ist in lichte und freundliche Töne getaucht. An der herben

und großen Tragik der alten Sage fand man im christlichen Mittelalter keinen Gefallen mehr.

Die 5 Handschriften und die über 30 Drucke des mittelalterlichen Hildebrandsliedes aus dem 14. bis 16. Jahrhundert gehen auf eine verlorengegangene, gemeinsame Vorlage aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Als Bestätigung dieser Annahme diene der Hinweis auf eine Stelle in dem Versepos „Willehalm“ von Wolfram von Eschenbach (gestorben um 1225):

„Rennewart kom durch den pfasch
ze fuoz geheistiert her nach,
da er mit manger rotte sach
sinen vater den alten
der jugent geliche halten
mit unverzagtem moute.
Meister Hildebrands vrou Uote
mit triuwen nie gebeite baz,
denn er tet meneger storje naz
mit bluote begozzen.

Auch die Gestaltung der norwegischen Thidrekssaga aus dem 13. Jahrhundert geht auf ein deutsches Lied zurück. Ein weiterer Beleg für das Vorhandensein eines gemeinsamen Vorbildes ist ein Gedicht der Manessi-

schen Liederhandschrift des Minnesängers Marners, gest. 1270, mit dem Anfang:
Sing ich den Leuten meine Lieder,
so will der erste,
wie Dietrich von Bern ausszog,
der andere, wo König Rother saß:
der dritte will den Reußensturm. dagegen will der viete Eckarts Not,
der fünfte den, der Kriemhild verriet,
dem sechsten wäre lieber,
wo der Wilzen Volk hingekommen,
der siebente Heimes
oder Herrn Witteges Sturm, Siegfrieds oder Herrn Eckes Tod.

Der achte aber will dann nichts als höfischen Minnesang,
dem neunten ist bei all dem langweilig,
der zehnte hat gar keine Meinung.

Das Gedicht zeigt auch, welche Fülle von Sagenstoffen damals noch im Volke lebten. Zwar ist der damalige Spielmann abhängig vom Geschmack seiner Hörer; doch er blickt auch mit Stolz auf eine große, alte Überlieferung. Im mittelalterlichen Spielmann wirkte so eine Kraft des Bewahrens, die es verständlich macht, daß noch im 16. Jahrhundert ein beachtlicher Schatz alter Heldenlieder aufgezeichnet werden konnte, darunter auch das jüngere Hildebrandslied.

Die fünf Handschriften und nahezu 30 Drucke sowie die Kontrafacta bezeugen die allgemeine Beliebtheit des

Hildebrandsliedes; die erst im 17. oder in einzelnen Gebieten im 18. Jahrhundert, erlosch; zwar erscheint heute das jüngere Hildebrandslied in jeder anspruchsvollen Volksliedsammlung. Eine textkritische Untersuchung der überlieferten Handschriften und Drucke gibt bereits 1935 Prof. John Meier, der gelehrte Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg, in seinem zweibändigen Werk „Deutsche Volkslieder“.

Eine Handschrift allerdings, das sogenannte Dresdner Heldenbuch aus dem 15. Jahrhundert, dürfte für das Rhöngebiet von besonderem Interesse sein; sie wurde von Kaspar von der Rhön für den Herzog Balthasar von Mecklenburg aufgeschrieben. Auf Kaspar von der Rhön geht die erweiterte Fassung des Hildebrandsliedes auf 20 Strophen zurück. Leider sind von Kaspar von der Rhön, der dem Kreise der Meistersänger angehörte, nur wenige Lebensdaten bekannt: der Geburtsort des adligen Schreibers ist Münnerstadt, 1474 ist er als Student in den Matrikeln der Universität Leipzig aufgezeichnet.

Geschlossener und einheitlicher ist die Melodieüberlieferung des jüngeren Hildebrandsliedes. Hierfür kamen bis jetzt zwei Drucke in Frage: der erste stammt aus der Druckerei des Wittenberger Druckers und Leipziger Thomaskantors Georg Rhaw, der 1545 in den Bicinia (zweistimmige Sätze) die Melodie in einem zweistimmigen Satz seines Zeitgenossen Johannes Stahl verbreitete. Die Melodie gehört zur

alten Gattung des rhapsodischen Erzählerliedes und ist dem Tonraum der Pentatonik zuzuweisen, einer Klangwelt, die sich ebenso von unserer Dur-Moll-Melodik absetzt wie auch von den Gesetzmäßigkeiten der Kirchenarten. Uralte Reste der europäischen Volksmusik und besonders unsere alten Kinderlieder sind in dieser halbtönen Melodie heimisch.

Die Unterstimme des zweistimmigen Satzes von Johannes Stahl schmiegt sich bei aller kontrapunktischen Freiheit völlig der Melodie an, aus der sie gleichsam herauswächst. Auf eine eingehende musikalische Betrachtung muß hier verzichtet werden.

Rund 10 Jahre später gab in Frühbarock Melchior Franck (1573–1639) in seinen Reuterliedlein zu Nürnberg 1603 die Melodie mit einem vierstimmigen Satz heraus. Einen Abdruck dieses Satzes besorgte in unsrer Zeit Walther Lipphardt in dem Chorbuch „Gesellige Zeit“, erschienen im Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Der um 1600 in Hamburg wirkende englische Komponist William Brade (1560–1630) gab 1617 eine Sammlung von Tänzen heraus: Newe . . . Branden, Intraden . . . „mit fünf Stimmen“. In der Sammlung findet sich auch ein Tanz mit der Überschrift „Der alte Hildebrand“. Da es sich sonderbarerweise nicht um die alte Hildebrandsmelodie handelt, ergibt sich die Frage, ob nicht die bekannte Hildebrandsbalade auch als Reigen getanzt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß Brade zum alten Schwerttanz eine neue Melodie schaffen wollte. Der Fuldaer Musikpädagoge Hilmar Höckner gab einen

Teil des Bradeschen Werkes neu heraus, leider ohne den „alten Hildebrand“.

Zu den beiden Melodie-Überlieferungen von Rhaw und Franck wurde um 1950 in dem Wienhäuser Liederbuch eine weit ältere Quelle für die Melodie erschlossen. Heinrich Sievers entdeckte im Archiv des ehemaligen Zisterzienser-Nonnenklosters Wienhausen (Kreis Celle) ein Liederbuch, das um 1460 zusammengestellt wurde und bereits die Melodie des jüngeren Hildebrandsliedes als Melodie für eine andere Ballade enthält. Eine Faksimile-Ausgabe des Wienhäuser Liederbuches mit einem eingehenden Bericht steht den Interessenten in der Fuldaer Landesbibliothek zur Verfügung.

Es ist nicht verwunderlich, daß die allbekannte Melodie des Hildebrandsliedes auch für andre weltliche und geistliche Texte verwendet wurde; von nahezu 20 Beispielen vermag der Volksliedforscher John Meier zu berichten. Eine der jüngsten solcher Übertragungen (Kontrafakta) steht im evangelischen Einheitsgesangbuch unter Nr. 203. Im Lied „O König Jesu Christe“ lebt da der alte Hildebrandston in unsrer Zeit weiter.

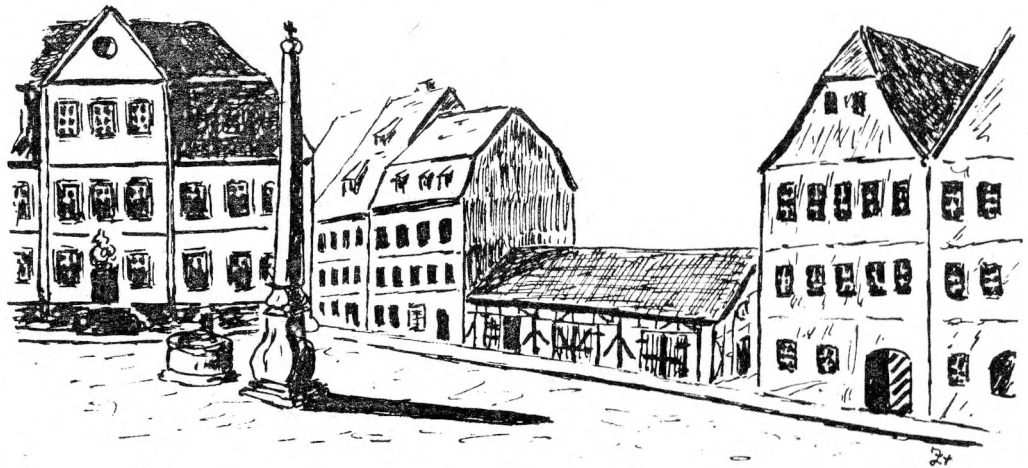
Der um die europäische Liedforschung so hoch verdiente Kieler Professor Dr. Walther Wiora weist in seinem „Europäischen Volksgesang“ im Verlag Arno Volk die Melodie einem umfassenden europäischen grundschichtigen Typus zu, dem er unter anderem auch die Melodie des französischen Liedes: „Reveillez — vous, Piccards“ aus dem 15. Jahrhundert zuordnet.

Das Kaiserliche Postamt Fulda

Von Ernst Zeier

Am 10. Juni 1876 meldete die Fuldaer Zeitung, daß der Herr Reichspostmeister einige Gebäude in Fulda auf ihre Eignung zur Unterbringung eines Post- und Telegraphenamtes besichtigt habe. Keines dieser Häuser genügte den gestellten Anforderungen. Deshalb sei der Neubau eines geeigneten Postgebäudes beabsichtigt. Mit diesem Beschluß sollte sowohl den in den sog. Gründerjahren nach dem Krieg von 1870/71 gestiegenen Ansprüchen an die Post entsprochen als auch dem wiederholten Wechsel der Poststelle ein Ende gesetzt werden. Die Post befand sich seit dem Jahre 1800 am Friedrichsmarkt (heute Platz Unterm Hl. Kreuz), zog dann in das Haus um, in dem sich heute das Hotel Kurfürst befindet und endlich 1866 in das Haus Ecke Dechanei-Wilhelmstraße, das jetzt noch Alte Post heißt. Es gehörte der Witwe Sennfelder. Der Postbetrieb wurde im Hausflur erledigt. Rechts lag ein Schalter für die Annahme von Briefen und anderen Sendungen, die frankiert werden mußten, links ein Schalter für die Abholung von Sendungen, Aufgabe solcher ohne Freimachung und zum Einschreiben von Personen, die mit der Postkutsche reisen wollten. Solange es noch keine Eisenbahnen gab, wurden Briefe, Pakete und Personen mit Pferdewagen, den Postkutschen, mit dem Postillion auf dem Bock befördert. Obwohl Fulda mit seiner Posthalterei ein Knotenpunkt mehrerer Postlinien war, bewältigten den Betrieb vier Beamte und ein Briefträger.

Das Grundstück für den Neubau eines Postgebäudes, das von dem Generalpostmeister Heinrich von Stephan befürwortet wurde, lag an dem schon erwähnten Friedrichsplatz. Es ist das Gelände, auf dem heute das Fernmeldeamt steht. Seit dem Mittelalter befand sich an dieser Stelle die Fleischbank mit einigen Verkaufsständen. Es scheint uns heute verwunderlich, daß ein so geringes Angebot an Metzgerwaren ausreichte. Aber in den Bürgerhäusern kam in jenen Zeiten Fleisch nur an Sonntagen auf den Tisch. Wurst



Der Friedrichsmarkt um 1880. Am linken Bildrand das Palais des Kanzlers, damals Rathaus der Stadt Fulda, in der Mitte der eingeschossige Flachbau der Fleischbank, anschließend das Gasthaus Sonne und am rechten Bildrand die Bäckerei Veldung, das Sonnenbäckersch. Zeichnung: E. Zeier

an Wochentagen war eine Rarität. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ergingen neue strengere Hygienevorschriften für den Fleischverkauf, denen die Fleischbank nicht mehr entsprach. Da das alte flache Bauwerk bereits baufällig war, gab man 1865 den Verkauf darin völlig auf. Der Gastwirt des angrenzenden Gasthauses Sonne kaufte das Grundstück auf und errichtete darauf ein Hintergebäude mit Fremdenzimmern. Nach dem Tode des Gastwirts verkaufte seine Witwe den ganzen Besitz im Jahre 1876 an das Reichspostamt. Der Kaufpreis betrug 96 600 Mk. Es dauerte aber noch vier Jahre bis das alte Haus abgerissen und die Bauunternehmer Adam Kremer und Adam Heres das

neue Postamt vollendet hatten. Die Baukosten betrugen knapp 160 000 Mk. Interessant sind dabei die Löhne der damaligen Arbeiter: Ein Meister erhielt 70 Pf, ein Geselle 50 Pf, ein Lehrlinge 30 Pf.

Am 1. März 1880 konnte die Einweihung des betriebsbereiten Gebäudes erfolgen. Aus diesem Anlaß erschien eine Denkschrift, in der die Einzelheiten des Festaktes beschrieben werden. In dem benachbarten Rathaus, dem ehemals Hochfürstlichen Palais des Fuldaer Kanzlers zur Zeit der Fürststäbe (zwischen Markt- und Mittelstraße), versammelten sich die Festgäste: als Vertreter des Generalpostmeisters Stephan der Generalpostamtsdirektor Wiebe aus Berlin, der Chef des Postwesens im Regierungsbezirk Kassel Oberpostdirektor Geheimrat Vahl, der Regierungspräsident von Braunschweig und 45 Herren aus der Stadt Fulda. Um zwei Uhr begab sich die Festversammlung vom Rathssaal zu dem mit Fichten geschmückten Postamt, wo das Post- und Telegraphenpersonal sie erwartete. Rechts und links vom Portal standen Postillione in Galauniform und bliesen Hornsignale. Gleichzeitig ging auf dem Dach des Hauses die deutsche Flagge hoch. Die Delegation begab sich in die neue Schalterhalle. Dort war die Büste Se. Majestät des Kaisers in einer Dekoration aus Blumen und schwarzweißroten Fahnen aufgestellt. Nach den üblichen Ansprachen erhielt der stellvertretende Direktor des Hauses, Herr Koch, die Schlüssel. Die Versammlung endete mit dem Hoch auf den Kaiser, das Herr Oberpostdirektor Vahl ausbrachte. Darauf erfolgte ein kurzer Rundgang durch das Gebäude. Der Oberbürgermeister hatte anschließend zu einem festlichen Diner in das Hotel Kurfürst eingeladen.

Das Postamt war ein stattlicher Bau. Wegen der bevorzugten Lage gegenüber der Stadtpfarrkirche und neben dem damaligen Rathaus wählte man für die Ausführung einen Renaissancestil. Den Bauplan entwarf im Kaiserlichen Generalpostamt der Oberregierungsrat Kind. Für die Fassade war Postbaurat Cuno in Frankfurt zuständig. Die Bauleitung hatte Architekt Leppin. Das Gebäude bestand aus Keller, Erdgeschoß, erstem Stock und ausgebautem Dachgeschoß. Für die zierenden Architekturteile wurde dunkelroter Sand-

der Verfasser zur Aufgabe gemacht. Dabei hat er umfangreiches Archivmaterial durchgearbeitet und mit gründlicher Sachkenntnis ausgewertet. Außerdem zieht er die umfassende einschlägige Literatur – insgesamt 50 Seiten Literaturangaben – heran und berücksichtigt somit den neuesten Stand der Forschung.



Das Kaiserliche Postamt etwa 1890.

Foto: E. Zeier

stein verwendet aus Steinbrüchen bei Miltenberg am Main. Die glatten Wandteile erhielten gelb-weiße Farbe durch Sandstein aus der Umgebung von Fulda. Den Eingang zum Postamt zierten zwei ein wenig vorspringende rote Säulen mit einem Balkon darüber. Über einige Stufen erreichte man die zweiflügelige Eingangstür, über der im Oberlicht eine Uhr eingebaut war. Dann ging es durch einen Windfang in die Schalterhalle, von der besonders erwähnt wurde, daß sie heizbar war. Es gab fünf Schalterfenster, das mittlere für den Paketverkehr, die anderen für die üblichen Postgeschäfte einschließlich der Telegrammannahme. Die Halle erhielt eine Holzverkleidung, in die die kleinen Glasfenster der Schalter eingelassen waren. Zur Zierde der Halle waren zwei Reliefbilder aufgehängt mit Beziehungen zur kulturhistorischen Bedeutung und Wirkung der Post.

Um die Schalterhalle gruppierten sich die weiteren Diensträume der Post einschließlich der Paketkammer. Die aufgegebenen Depeschen, wie man die Telegramme zu der Zeit nannte, gingen durch einen Aufzug in den Telegraphenraum links im ersten Stock. Neben ihm lag das Botenzimmer. Ankommende Depeschen wurden von Depeschenboten, jungen Leuten in Uniform, per Fahrrad zugestellt. Der Bote trug an einem gelben Schulterband eine kleine gelbe Tasche, in der sich das Telegramm befand. Den Rest des Stockwerkes nahm die Dienstwohnung des Postdirektors ein, zu der noch zwei Räume im Dachgeschoß kamen. Über die Mitte des Gebäudes erhob sich ein Giebel, in dem sich über der großen Inschrift KAISERLICHES POSTAMT ein in rotem Stein gehauener Reichsadler mit der Kaiserkrone darüber befand. Dieses Wappen blieb auch nach der Gründung der Demokratie 1918 wegen seines künstlerischen Wertes erhalten. Rechts und links vom Gebäude schlossen sich hohe Sandsteintore mit großen eisernen Torflügeln an. Durch sie gelangte man in den Hof hinter dem Postamt zu dem Hintergebäude und der Remise, der Wagenhalle. Von hier fuhren die Zustellwagen mit den Paketen aus, aber auch die Postkutschen für den Überlanddienst.

Für die mitfahrenden Reisenden gab es in dem Hinterhaus einen Warteraum. Daneben lag das Dienstwachzimmer. Außerdem befanden sich in dem Haus noch drei Dienstwohnungen für Postbeamte und im Erdgeschoß ein Lager für Telegraphenmaterial. Das Erdgeschoß war massiv gebaut, die Obergeschosse waren in Fachwerk ausgeführt.

Auf dem Foto ist vor dem Kaiserlichen Postamt der steinerne Obelisk zu sehen mit dem Marktkreuz darauf, dem Zeichen des Marktrechts. Er steht noch heute auf diesem Platz. Das Bild zeigt daneben einen großen aus Sandstein gemauerten Brunnen mit einer Pumpe. Solche Brunnen hießen in Fulda Kumpen. Dies hier war der Pfarrkump. Ein weiterer Kump stand am Ende der Marktstraße neben dem Eckhaus zum Buttermarkt. Es gehörte einem Herrn Höfling, der Pumpenhöfling genannt wurde. An diesem Kumpen holten die Hausfrauen, die Dienstmädchen und die Lehrlinge das Wasser für den Haushalt, bis 1892 die Wasserleitung für Fulda aus der Rhön gebaut wurde. Das Treffen am Kump meist in den Abendstunden war natürlich die schönste Gelegenheit für einen Nachrichtenaustausch, bis die mitgebrachten Gefäße gefüllt waren. Das Wasser wurde in Holzkiepen auf dem Rücken oder in Eimern rechts und links an einem auf den Schultern liegenden Joch getragen. Die Kumpen wurden bald nach der Installation der Wasserleitungen in den Häusern abgerissen, der Pfarrkump 1894. Erhalten blieb der Fischbrunnen vor dem Hotel Kurfürst. Am Ende der Marktstraße wurde in neuerer Zeit ein moderner Brunnen zur Erinnerung an den ehemals dort stehenden Kump errichtet.

Das Foto zeigt noch nicht ein großes Gestänge auf dem Dach des Postgebäudes. Es wurde notwendig für die Telegrafen- und Telefonleitungen. Die wachsende Zahl der Anschlüsse bedingte den Aufbau. An vier starken, an den Ecken eines Quadrats aufgestellten Rohren waren Querstangen befestigt, an denen zahlreiche weiße Porzellanglocken hingen. Von ihnen gingen die Drähte nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Die Leitungen führten über die Dächer der Häuser und über Telegrafenstangen an den Landstraßen entlang den elektrischen Strom in die Ferne. So, wie auf dem Foto zu sehen, das also vor 1884 entstanden sein muß, blieb das Postgebäude fast 35 Jahre bis zum Jahre 1914 unverändert bestehen. Dann wurde es durch An- und Umbauten vergrößert. Darüber später.

Das Marktwesen zu Poppenhausen

Das Marktwesen hat im Rhöndorf Poppenhausen am Fuße der Wasserkuppe eine lange Tradition, denn Märkte bildeten sich naturgemäß dort, wo regelmäßig Menschen zusammenkamen, was wiederum die Verkäufer anzog. Doch auch die Anwesenheit von Händlern selbst lockte allerhand Volk zum Tausch oder Verkauf eigener über ihren Bedarf produzierter Erzeugnisse oder einfach nur aus „Sensationslust“ herbei, denn solche Märkte waren auch zugleich willkommene „Nachrichtenbörse“.

Der Marktverkehr stand unter Aufsicht der öffentlichen Organe. Wann und wieviel Märkte im Jahresablauf abgehalten werden durften, bestimmte die Gesamtheit der jeweiligen adeligen Lehensnehmer – auch Ganerben genannt –, die hier Besitztum hatten, in Übereinstimmung mit dem jeweiligen Landesherren, also dem Fürstbistum von Fulda.

Diese Privilegierung brachte der Herrschaft auch einigen Nutzen ein. So seien hier Einnahmen wie Marktzoll und Standgeld, aber auch Gelder von Bußen

und Marktgerichtsgefälle, also Strafen bei Verstößen gegen die Marktordnungen, genannt. Es mußten zum Beispiel bei Androhung von Strafen die Waren „auf offenem Markt feilgetragen“ werden und nicht im „Geheimen“ oder außerhalb der Ansiedlungen, um dadurch eine Umgehung von Zöllen und anderen Marktabgaben zu verhindern.

Von den Märkten ging ein belebender Einfluß auf das dörfliche Handwerk und Gewerbe aus, und die dadurch verbesserte wirtschaftliche Stellung kam dem ganzen Einzugsgebiet des Pfarrortes zugute. Ansiedlungen, denen bereits dieses städtische Merkmal des Rechtes auf Abhaltung von Märkten verliehen war, nannte man auch Marktflecken.

Vergoldetes „Ciborio“ aus Frankfurt

Dennoch darf nicht verkannt werden, daß spezielle „ausgefallene“ Wünsche von diesen einheimischen Märkten und selbst von den Zulieferern des Adels nicht befriedigt werden konnten. So können wir als Beispiel dem noch erhaltenen, mit Einträgen vom Jahre 1636 an versehenen Poppenhausener Kirchbuch entnehmen, daß im Jahre 1685 der „ehrwürdige Johann Senger, seines Zeichens Pfarrer zu Poppenhausen, der hiesigen Kirche 32 Gulden verehrt hatte und dafür ein silbernes ... außwendig überguldetes Ciborio aus der franckfurter Messe (hat) bringen lassen“.¹⁾

Was die Anzahl der jährlichen Märkte betraf, so war man natürlich im Konkurrenzkampf mit den benachbarten Märkten. Sogar in der Landeshauptstadt Fulda war man nicht übermäßig daran interessiert, die Zahl der dörflichen Märkte wegen eigener Einbußen ohne einleuchtende Gründe zu erhöhen. Zudem hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, „daß allzu häufige und dicht beieinanderliegende Märkte dem Wirtschaftsleben eher nachteilig und wegen Mißgunst der Nachbarschaft nicht gerade dienlich waren“. So ist in der Marktgeschichte ein stetiges „Auf und Ab“ zu erkennen.

Gehen wir den archivalischen Spuren des Poppenhausener Marktwesens nach, so finden wir im Hochfürstlichen Fuldaer „Land-Calendar“ Anno 1768 die Nachricht, daß in Poppenhausen als wirtschaftlichem Zentrum im oberen Lüttertal drei Jahresmärkte abgehalten wurden, und zwar im Frühjahr, Sommer und Herbst. Der Text lautet: „Der erste den dritten Sonntag nach Ostern; Der zweyte auf Sonntag nach Petri und Pauli (29. Juni); Der dritte den Sonntag nach Mariä Geburt (8. Sept.).“

Allgemeiner Anzeiger

Reichskalender

für das
Hochstift Fulda
auf das Jahr 1780,
welches ein Schaltjahr ist.
Mit gemeinnützigen
Abhandlungen und Nachrichten.

Jahre seht Jahre auf: doch der Schöpfers Güte mehr
Die und täglich unterschöpfte köstlichen Segen sprichet.



Laß und, Herr, in deinem Frieden,
Aus der Schwestern Pflichten schmeiden.

Fulda,
gedruckt und zu finden bei Johann Jakob Stachel, Hochfürstl. Hof- und
Universitätsbuchhändler und Buchdrucker.

Seit 1728 gab es im Hochstift Fulda Jahreskalender „Zum nöthigen- und nützlichen Gebrauch Deren Hochstiftlichen beiderley Religionen Verwandten Unterthanen“ (so 1768). Zumeist am Schluß dieser sehr interessanten Kalender sind Zusammenstellungen der „inländischen und Benachbarten-Jahr-Märkten“ vorzufinden.

Hervorzuheben ist, daß Poppenhausen der einzige Ort im fuldischen Amt Weyhers war, wo überhaupt ein Markt abgehalten wurde. Als allgemeine verbindliche Einheit für Maß und Gewicht war hier das „Fuldische Gemäß“ vorgeschrieben.

„Entheiligung“ des Sonntags

Bereits zwei Jahre später (wohl September 1770) findet sich in der „Neue Markk Tabelle“ (Fuldaer Polizeiverordnungen II) eine einschneidende Änderung – was den Markttag betrifft – vor. Dort ist zu lesen: „Poppenhausen: 1 tr. dienstags nach Jubilate (3. Sonntag nach Ostern); 2 tr. d. 4. ten July (Hlg. Ulrich) ist es ein freytag, Sambstag, Sonn- oder Montag, so ist Markk den dienstag darauf; 3 tr. Dienstags nach Mariae Geburt (8. Sept.).“

Seit dem Mittelalter hatte man wegen des Gottesdienstbesuches für die Abhaltung der Märkte meist die Sonn- und hohen Festtage bevorzugt. Dies wurde aber von der Kirche nicht besonders gern gesehen, die wegen der zu beobachtenden Auswüchse eine Entheiligung der „hehren“ kirchlichen Feiertage sah, obwohl man für die Zeit der Gottesdienste die Märkte „ruhen“ ließ. Um den übermäßigen Alkoholgenuß und die daraus resultierenden Ausschreitungen an den Sonntagen zu unterbinden, erließ man auch im Fuldaer Hochstift deswegen – unter der Regierung des regnen Fürstbischofs Heinrich VIII. von Bibra – eine sogenannte Sabbatsordnung, nach der Märkte forthin an Sonn- und Feiertagen verboten waren.

Bei der Anzahl von drei jährlichen Märkten blieb es auch in den folgenden hundert Jahren, wenngleich sich die Zeitpunkte gelegentlich verschoben. So finden wir bereits 1773 die Festlegung „1. te Dienstag vor Fastnacht; 2. te Dienstag vor Pfingsten; 3. te Dienstag vor Marie Geburt (8. Sept.)“, die bis zum Jahre 1798 Gültigkeit hatte. Von 1799 an galt: „1 te Dienstag nach h. 3 König (6. Januar), 2 te Dienstag vor der + Woche (Dienstag in der 5. Woche nach Ostern), 3 te Auf Michael (29. Sept.), wie im „Allgemeinen Reichskalender für das Hochstift Fulda“ aus dem Jahre 1801 nachzulesen ist. Auch als unser Rhönort zwischen 1816 und 1866 unter königlich bayrischer Verwaltung stand, blieb es im großen und ganzen bei dieser Einteilung. Man veröffentlichte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts (ab 1846) nun jedoch jeweils den genauen Kalendertag; so 1855 die beiden Dienstagsmärkte am 9. Januar und 8. Mai sowie den Michaelsmarkt am Samstag, dem 29. September. (Fortsetzung folgt)

Anmerkung:
1) Dies „Ciborio“ war ein wertvolles eucharistisches Gefäß wie ein Hostienbehälter oder ein Speisekelch.



In Heimarbeit angefertigte Flechtkörbe und Reisigbesen haben wohl auch in Zukunft wieder gute Absatzchancen. Text und Bild: Michael Mott

Soden. 1te Auf Marx Tag. 2te Dienstags nach dem Sonntage, worauf Laurentius verlegt ist.

Salzschlirf, Amt.
1te Dienstag nach Pfingsten. 2te Mitwochen der ersten Woche nach Egidius.

Uerzel, Oberamt.
Umbach. 1te den 22. Febr. Fällt aber dieser Tag auf einen Freitag, Samstag, Sonntag oder Montag; so ist Dienstags darauf Markt. 2te Mitwochen nach Pfingsten.

Weihers, Amt.
Poppenhausen. 1te Dienstags vor Fastnacht. 2te Dienstags vor Pfingsten. 3te Dienstags vor Marie Geburt.

Verordnung.
Sollte bei dieser Verlegung der Märkte bereinst ein bewegliches Fest zur Hindeinfall einfallen, und der auf dieses folgende Tag nicht frei oder marktmäßig, das ist, kein Dienstag, Mitwochen oder Donnerstag sein, worauf der Markt tüglich gehalten werden könnte; so hat ein jedes Oberamt oder Amt im Anfange des Jahres zeitig einzuberichten, damit von hieraus eine andere schickliche Verlegung für jedes Jahr durch das Wochenblatt bekannt gemacht werden könne. Dekretum Fulda den 12ten November 1773.
Aus Hochfürstl. Regierung
hieselbst.

Auszug aus dem Fuldaer Kalender 1780: In der „Hochfürstliche Stadt und Landmarkttabelle“ sind auch die drei Jahresmärkte von Poppenhausen aufgeführt. Am Schluß findet sich in allen damaligen Jahreskalendern ein hochfürstliches Dekret aus dem Jahre 1773 vor, in dem genauere Hinweise über die „schicklichen marktmäßigen“ Wochentage festgelegt sind. Texte und Kopien: Michael Mott

Das Postamt Fulda von 1910 bis 1957

Von Ernst Zeier

Mehr als 30 Jahre hatte das 1889 erbaute Gebäude des Kaiserlichen Postamts am Friedrichsplatz (= Platz Unterm Heilig Kreuz) den Anforderungen der Fuldaer Bürger genügt. Aber inzwischen war die Einwohnerzahl der Stadt von etwa 10 000 im Jahr 1870 auf über 17 000 im Jahr 1900 gestiegen und noch bis 1914 auf 23 000 angewachsen. Die Zahl der Geschäfte hatte entsprechend zugenommen, viele neue Industriebetriebe waren hinzugekommen. Ein weiteres Anwachsen war abzusehen. Damit wurde die Menge der Postsendungen, Briefe und Pakete von Jahr zu Jahr größer. Hinzu kam die Zunahme der Telegramme und der Fernsprechanlüsse. Um den Postbetrieb zu bewältigen, mußten immer mehr Bedienstete eingestellt werden. Im Jahre 1910 waren es bereits mehr als 100.

Diesen Anforderungen war das alte Postgebäude nicht mehr gewachsen. Man baute zunächst das Hauptgebäude, das Hinterhaus und die Wagenhalle um und weiter aus. Damit erzielte man mehr Platz. Die Kosten dafür betrugen 26 497 Mark. Damit war aber das Platzproblem immer noch nicht befriedigend gelöst. Schließlich gelang es der Postbehörde nach längeren Verhandlungen, das an die Post anschließende Haus Friedrichsmarkt 6 des Bäckermeisters Veldung käuflich zu erwerben. Es hieß das „Sonnenbäckersch“, weil es früher das Gasthaus „Zur Gilden Sonne“ als Nachbarn hatte, das auf dem Gelände der Post einmal stand. Im Kataster der Stadt Fulda ist angegeben, daß zum Wohnhaus noch ein Anbau und ein Hinterhaus gehörten sowie ein Anteil am Winkel.

Zwischen den Häusern verliefen früher einmal Gäßchen, um im Falle eines Brandes das Übergreifen von dem brennenden Haus auf das Nachbarhaus zu verhindern. Der Winkel, wie diese Gäßchen hießen, zwischen der Bäckerei Veldung und dem Nachbarhaus, dem heutigen Haus Mollenhauer, hieß die Heringsengasse. Sie führte vom Friedrichsplatz zum

Luckenberg. Die Post bezog den ihr gehörenden Anteil am Winkel in ihren geplanten Neubau ein. Auch das Haus Mollenhauer überbaute den Rest des Winkels durch einen schmalen Anbau. Er ist noch heute im Fachwerk des Hauses festzustellen. Das Gäßchen existiert aber dahinter noch. Von den Seitenfenstern im heutigen Fernmeldeamt kann es eingesehen werden.

Der Maurermeister Hermann Hodes erhielt den Auftrag, das Veldungsche Haus abzureißen. Am 4. Mai 1914 begannen die Arbeiten nach Genehmigung durch das Königliche Hochbauamt Fulda. Die Königliche Polizeidirektion Fulda beeilte sich, einen Schutzzaun mit abgeschrägtem Dach zur Straße hin vorzuschreiben. Die Arbeiten gingen so flott voran, daß die Fuldaer Zeitung schon am 19. Juni 1914 melden konnte, der Abbruch sei beendet und die Baustelle geräumt. Dabei wurde besonders erwähnt, wie stabil die Fundamente des alten Hauses gewesen waren. Die Arbeiter hatten große Mühe, die einzelnen Steine herauszuhauen.

Auf der Stelle des Abbruchs wurde unverzüglich mit einem Kostenaufwand von 170 000 Mark ein Anbau an das alte Postgebäude errichtet. Die Bauarbeiten zogen sich wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges bis in das Jahr 1916 hin. Dann präsentierte sich die Post, wie auf dem Foto (umseitig) zu sehen ist, mit einem aufgestockten zweiten Obergeschoß, einem Dachgeschoß und dem neuen Anbau.

Der ursprünglich in der Mitte des alten Hauses gelegene Zugang zur alten Schalterhalle wurde durch eine Mauer mit Fenster darüber geschlossen. Unter ihm befand sich ein über einige Stufen zu erreichender eingebauter Briefkasten. Die Uhr, die bis dahin über der ehemaligen Tür eingelassen war, wurde zum Bedauern vieler Bürger entfernt, die gern mit einem Blick die Zeit abgelesen hatten.

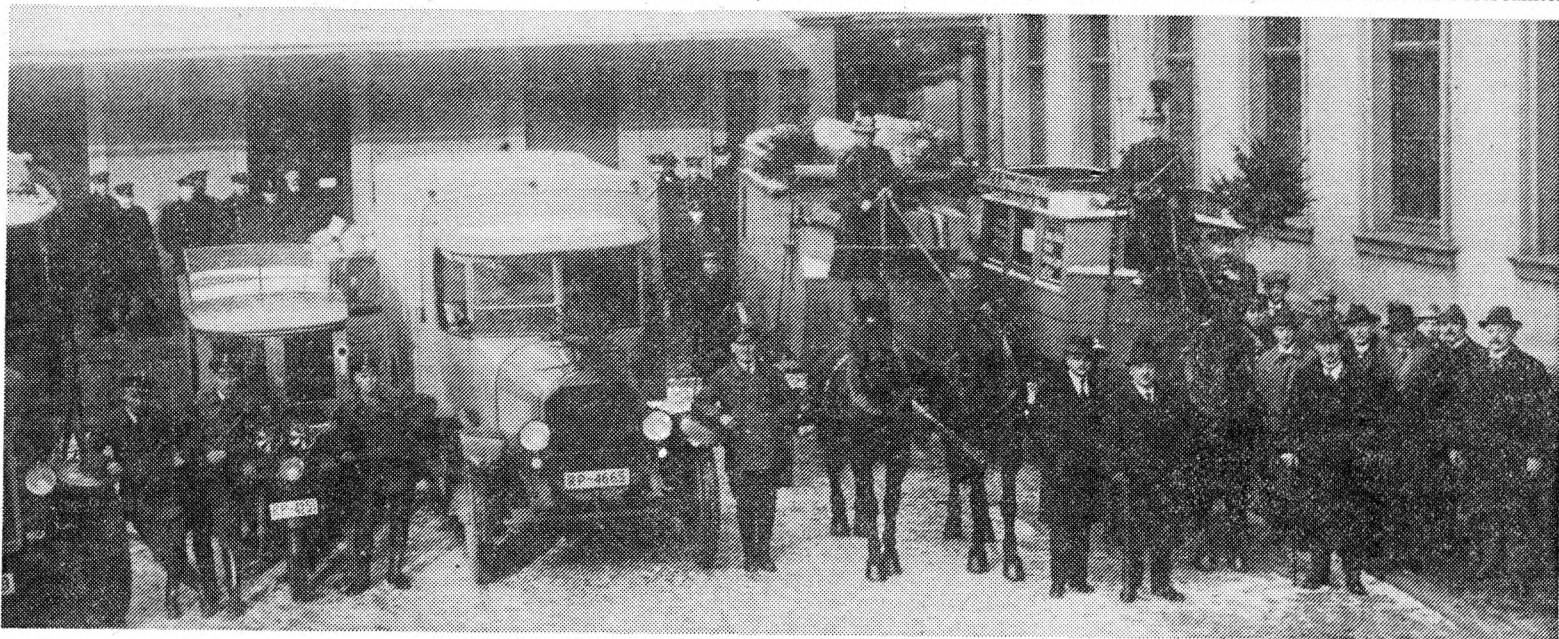
Die Wohnung des Postdirektors, die im linken Foto

an den Gardinen in den Fenstern des ersten Stocks zu erkennen ist, wurde in das neue zweite Stockwerk verlegt. Auf der gleichen Höhe zog später das 1921 selbständig gewordene Telegraphenbauamt ein. Von den schönen steinernen Toren blieb nur das linke zum Café Thiele hin erhalten. Der Anbau selbst paßte sich mit der Ausführung in Sandstein gut dem Altbau an. Im Erdgeschoß fielen zwei große, mit fast barocken Gittern abgesicherte Rundbogenfenster auf. Daneben lagen zwei große Rundbogentüren als Zugänge für das Publikum. Über den Türen zierten steinerne Vasen das Gebäude.

Durch die linke Tür betrat man durch einen Windfang die neue Schalterhalle. Der den Benutzern zugängliche Teil war nicht allzu geräumig. Die Schalter waren im Winkel angeordnet. Die Beamten hatten ihre Plätze hinter einer bis zur Decke reichenden Holzwand, in die die kleinen Schalterfenster eingelassen waren. Die Glasfenster waren Schiebefenster. Bei geschlossenem Schalter wurde ein Vorhang innen vorgezogen.

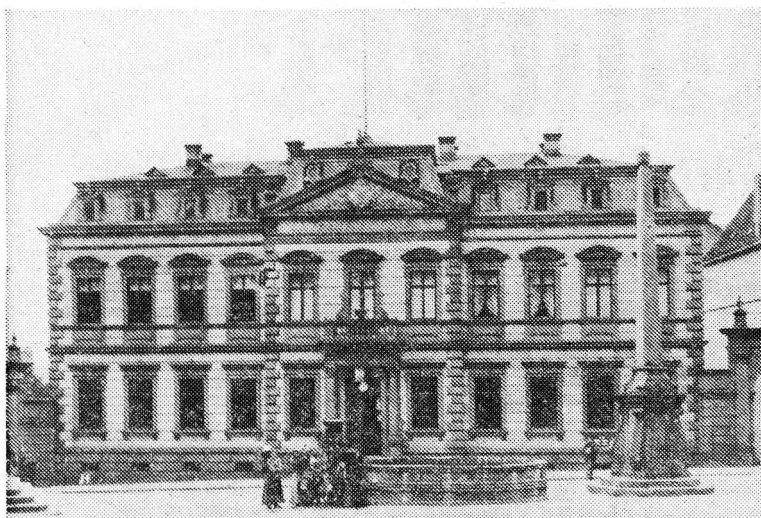
Die rechte Eingangstür führte durch einen langen Gang zur Packkammer. Sie war sehr groß. Ihr Licht erhielt sie durch ein Glasdach. Der Raum lag hinter dem Vorderhaus nach dem Hof hin, um die Abfertigung der Pakete zu den Wagen zu erleichtern, die sie zum Bahnhof oder zu Empfängern in der Stadt zu transportieren hatten.

Das Postgebäude selbst konnte man durch das stehengebliebene Tor auf der linken Seite betreten. Über eine kleine Treppe stieg man zum Seiteneingang auf. Es gab kein Schild „Unbefugten ist das Betreten verboten!“ Es war zu jener Zeit selbstverständlich, daß nicht zum Amt gehörende Personen ein Amtshaus nur durch die offiziell für Besucher vorgesehenen Türen betraten. Da aber mein Vater als Postbeamter



Die Ablösung der Pferdepost durch die Kraftwagenpost 1925.

Bild: Fr. Mahr



Das Kaiserliche Postamt vor dem Ersten Weltkrieg, erbaut von den Bauunternehmern Adam Kramer (nicht Kremer) und Adam Heres. Wegen eines technischen Versehens war das Bild in den Buchenblättern 3/1987 z. T. durch den Text verdeckt.



Das Postamt seit 1916.

Bilder: E. Zeier

hier arbeitete, besuchte ich ihn trotzdem über diesen Seiteneingang. So lernte ich das Postamt gut von innen kennen. Die Postbeamten benutzten einen Eingang vom Posthof aus am Ende des Altbaus. Dort führte eine Treppe zu den Amtsräumen. Durch die Seitentür betrat ich einen kleinen Vorraum. Gleich links befand sich eine große Glastür als Zugang zu einem Treppenhause. Es führte zwar auch zu den Dienstzimmern im ersten Stock, aber es wurde praktisch nur als Zugang zu der Dienstwohnung des Postdirektors benutzt. Rechts ging es gegenüber der Glastür in die Hauptkasse.

Das war eine sehr wichtige Dienststelle. Hier wurden nicht nur die Einnahmen und Ausgaben von den Schaltern her bearbeitet, hier wurden auch an jedem letzten Werktag im Monat die Gehälter der Bediensteten in bar ausgezahlt. Ein Bankkonto, auf das die Beträge hätten überwiesen werden können, hatte damals keiner der Beschäftigten, nicht einmal der Postdirektor. Ich erinnere mich, daß noch im letzten Kriegsjahr 1918 mein Vater einen großen Teil seines Gehalts in Goldstücken zu 10 Mark und 20 Mark ausgezahlt erhielt.

Anschließend an die Hauptkasse lag der Saal für die Briefabfertigung. Die aufgelierten Sendungen wurden hier für die abgehende Bahnpost sortiert, die ankommenden auf die Bezirke der Briefträger verteilt. Vor dem Ersten Weltkrieg erfolgte die Briefzustellung täglich viermal. Als während des Krieges Personalmangel entstand, mußten die Zustellungen auf dreimal täglich reduziert werden. Viele Postbeamte, Angestellte und Arbeiter waren eingezogen worden. Sie taten als Soldaten ihre Pflicht, sehr viele auch als Beamte der Feldpost, die den Kontakt zwischen der kämpfenden Truppe und der Heimat aufrecht erhielt. In dieser Zeit sah man auch in Fulda Jugendliche, die Paketpost auf Handwagen zu den Empfängern brachten.

Von der Briefabfertigung ging es direkt in den Raum hinter den Schaltern. Im ersten Stock lag über der Hauptkasse das sog. Amtszimmer. Hier wurden die innerdienstlichen und personellen Vorgänge bearbeitet. Es diente zugleich als Vorzimmer zum Dienstzimmer des Postdirektors, das sich anschloß. Daneben war ein einfenstriges, schmales Botenzimmer, und dann folgte der große Telegraphenraum. Er reichte bis zum Ende des Altbaus. Alle diese Räume lagen nach dem Friedrichsplatz hin. Hinter ihnen zog sich ein nur von einem Fenster am Ende schlecht beleuchteter Gang hin, von dem aus Türen zu den nach dem Hof gelegenen Büros führten.

Nach dem Telegraphenraum folgte jetzt schon im neuen Anbau der Saal für das Fernsprechtam mit einigen kleinen Nebenräumen. Im zweiten Stock befand sich die schon erwähnte Dienstwohnung des Postdirektors. Daneben zog später das 1921 selbständig gewordene Telegraphenbauamt ein.

Nach dem Krieg stiegen die Anforderungen an das Postamt erheblich an. Um sie zu bewältigen, mußte die Zahl der Beschäftigten von Jahr zu Jahr vermehrt werden. So wurden Umbauten und Erweiterungsbauten in der Schalterhalle und Packkammer unumgäng-

lich. Sie erfolgten im Jahre 1936. Trotzdem mußten die inzwischen über 200 Beschäftigten im Postamt immer enger zusammenrücken. Hinzu kamen Veränderungen im Wagenpark der Post. In den zwanziger Jahren erfolgte die Paketzustellung noch mit Pferdewagen. Dazu kamen die Postkutschen, die außer Briefen und Paketen auch Personen in die Umgebung von Fulda brachten.

Hier erfolgte zuerst die Umstellung auf Kraftwagen. Am 1. August 1924 wurde die erste motorisierte Postlinie eröffnet. Sie führte von Fulda über Dipperz nach Poppenhausen. Die Fahrt dauerte drei Stunden. Am 16. Dezember 1925 fuhr dann zum letzten Male ein mit Pferden bespannter Wagen Pakete in Fulda aus. Auf dem Bock des geschmückten Wagens saß ein Postillon in historischer Uniform und blies zum Abschied auf seinem Posthorn alte Postsignale.

Der gesamte Kraftpostbetrieb mußte in dem engen Posthof vor den alten Wagenhallen abgewickelt werden. Hier mußten die Wagen auch gepflegt und repariert werden. Das war auf die Dauer nicht möglich. Daher erwarb die Post im Jahre 1927 ein Gelände in der Petersberger Straße im Erbbaurecht. Hier entstand eine eigene Kraftpostbetriebswerkstatt. Auch die Autos des Telegraphenbauamts fanden hier ihren Platz. Durch diese Auslagerung war es möglich, die alte Wagenhalle und das Hintergebäude abzureißen.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bedingte Vorsorgemaßnahmen für den Fall eines Fliegerangriffs. Im Keller des Postamts wurden Stützmauern und ein regelrechter Luftschutzkeller eingebaut. Wie berechtigt diese Maßnahmen waren, erwies sich, als am 11. September 1944 ein schwerer Luftangriff auf Fulda erfolgte. Ein Bombenteppich vernichtete den hinter der Post liegenden Gemüsemarkt. Dabei traf ein Treffer auch das Postgebäude. Die Decke im zweiten Stock und weite Teile des Daches wurden zerstört und die Rückseite des Hauses aufgerissen. Nach zunächst behelfsmäßigen Reparaturen konnte erst 1946 mit einem gründlichen Wiederaufbau begonnen werden. Anschließend wurden alle beschädigten Dienst- und Wohnräume instandgesetzt. Erst 1948 waren diese Arbeiten beendet. 1953 erfolgten im Postamt erneut Umbauten, um Platz für die inzwischen auf 400 angewachsenen Bediensteten zu schaffen. Anschließend mußten alle Räume renoviert werden.

Alle diese Bemühungen halfen auf die Dauer nicht, zumal auch die Betriebsräume für das Fernmeldewesen nicht mehr ausreichten. Das Postamt am Platz Unterm Heilig Kreuz konnte aber nicht weiter ausgebaut werden. Die Post mußte sich nach einem anderen Ort für ein neues Postgebäude umsehen. Daher wurde am 11. Juni 1957 ein Vertrag mit einer Versicherungsgesellschaft zur Übernahme ihres Hauses am Heinrich-von-Bibra-Platz an der Ecke zur Kurfürstenstraße geschlossen. Auf diesem Gelände standen früher das Offizierskasino und eine Gendarmeriekaserne. Die letzteren Gebäude beherbergten einst die Fuldaer Porzellanmanufaktur. Der Kaufpreis, den die Post zahlte, betrug 2,5 Millionen Mark.

Es dauerte aber noch fast zwei Jahre, bis die Versi-

cherung das Haus räumte und es für die Verwendung für die Post umgestaltet werden konnte. Im dritten Obergeschoß richtete sich das Fernmeldeamt ein, die Briefabfertigung bezog Teile des zweiten Stocks. Um- und Anbauten kamen im Laufe der Zeit hinzu, bis die Packkammer im Erdgeschoß fertig war und die Landpoststelle ihren Betrieb aufnehmen konnte.

Im alten Haus verblieb noch einige Zeit eine Postannahmestelle, bis endlich das allen Fuldaern lieb gewordene Postamt niedergelegt und das heute an seinem Platz stehende Fernmeldeamt erbaut wurde.

Über das Telegraphen- und Fernsprechtwesen im alten Postamt wird später berichtet werden.

Quellen: H. W. Haupt in Hessische Postgeschichte 21/1976, Stadtarchiv Fulda, Staatsbauamt Fulda, Fuldaer Zeitung.

Was die Alten erzählen:

Bucheckernernte 1948

Der Aufruf der Forstämter, Bucheckern zu sammeln für wertvollen Buchensamen, erinnerte mich an das Jahr 1948. In diesem Jahr war eine besonders reiche Bucheckernernte, und die Bäume strotzten nur so voller Früchte. Die Zeiten waren nach dem verlorenen Krieg immer noch arm; Öle und „Fettigkeiten“ waren immer noch knapp. So bedeutete es für viele Menschen ein willkommenes Geschenk des Waldes, die ölhaltigen Eckern zu sammeln. Doch war das kein Zuckerlecken, sondern eine mühselige Arbeit. Aber der Gedanke an volle Ölkügelchen, bruzelnde Kartoffelpuffer und goldgelbe Kräppl ließ die Strapazen vergessen, die man dafür in Kauf nehmen mußte. Wenn man bedenkt, wie leicht und wie klein so eine Ecker ist, kann man sich eine Vorstellung machen, welche Menge man benötigte für volle „biblische Ölkügelchen“. Der überdurchschnittliche Behang der Bäume im Jahre 1948 ließ uns aber darauf hoffen.

Es war Anfang November, als wir mit einigen Bekannten das Unternehmen starteten. Im Tal braute noch dichter Nebel, als wir morgens mit dem Fahrrad loszogen, gepackt mit Säcken, Betttüchern und Sieben. Autos gab es in dieser Zeit kaum. Es war schon kalt, aber je höher wir kamen, desto mehr ließen wir den Nebel zurück. Auf der Höhe hatte die Sonne gesiegt, und wir waren dankbar für die milde Wärme, die unsere Finger wieder geschmeidig werden ließ. Der Waldboden war leicht gefroren, und auf den Rispen der dünnen Gräser lag Reif.

Wir suchten uns eine günstige Buche aus mit möglichst niedrigen Ästen und vielen Bucheckern. Wir breiteten unter dem Baum die mitgebrachten Tücher aus. Nun begannen wir, sofern es ging, in den Baum zu steigen oder mit einem Holz an den Stamm und mit Stangen in die Äste zu schlagen, bis die eckigen Hüllen herunterprasselten. Durch den Aufprall sprangen die Schalen auf, und der glänzende Segen leuchtete uns aus dem herabgefallenen Laub entgegen.

Mit Sieben begannen wir nun die Eckern von dem Abfall zu säubern und in die Säcke zu füllen. Es dauerte lange und kostete viel Mühe, bis ein Sack voll war. Manche Sammler brachten Leitern und sogar Steigeisen mit in den Wald, um die hohen Bäume zu erklettern, an denen die meisten Bucheckern hingen. Wir waren froh über unsere bescheidene Ausbeute, war uns doch der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach. Die Bucheckern brachten wir in eine Schlagmühle. Nach einigen Wochen waren wir stolze Besitzer von etlichen Krügen und Flaschen Öl.

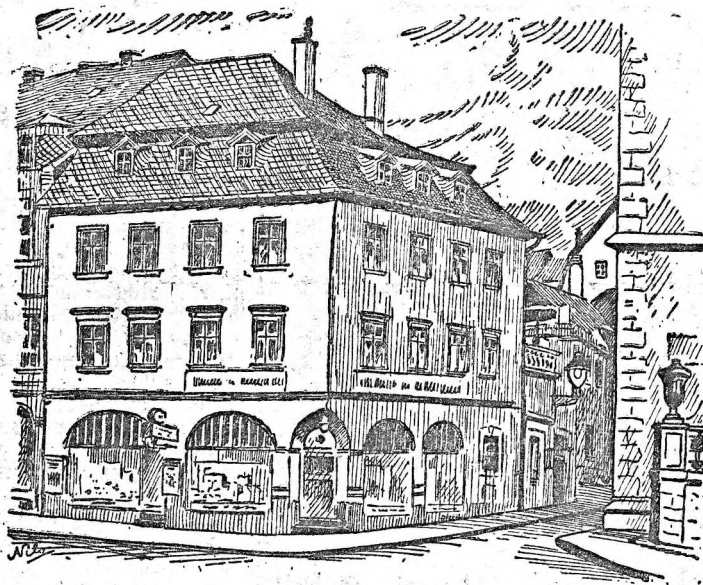
Maria Müller

Das Postfachhaus oder die „Gelbe Luft“.

Heute Haus Nummer 2 in der Friedrichstraße.

Der Fuldaer Volksmund hat für das in nebenstehender Zeichnung wiedergegebene Haus (Friedrichstraße Nr. 2) an der Pfarrkirche den Namen „Gelbe Luft“ geprägt. Welche Verwandnis es mit dieser eigenartigen Bezeichnung hat, konnten wir nicht ergründen. In dem Kataster der Stadt Fulda vom XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Jestaedt wird das Anwesen als „Postfachhaus“ aufgeführt. Es befindet sich schon seit 135 Jahren im Besitz der Familie Kalb.

Um 1700 war Johann Adam Mottjen, Eigentümer des Grundstückes, das aus Haus, Hof, Keller und Stallung bestand und damals einen Steuerartwert von 16 Gulden hatte. Besitznachfolger war Tost Heinrich Jang. Von dessen Witwe erwarb Hofrat Christian Post das Hausgrundstück. Im Jahre 1762 geht es in den Besitz von Franz Arh über. In der Folgezeit finden wir als Eigentümer in dem Kataster bezeichnet: Hofrat Schaub, Johannes Füller Kammerat Meyer und Hofammerrat Schult-



heis. Von der Witwe des Hofammerrats Schultheis erwirbt im Jahre 1808 der Handelsmann Heinrich Kalb das Hausgrundstück. Im Jahre 1855 geht es auf den Kaufmann Wilhelm Josef Kalb über. Heute ist Witwe Magdalena Kalb Eigentümerin des Anwesens.

Die Gasse zwischen dem Kalbschen Anwesen und der Pfarrkirche heißt im Volksmund „Windgasse“, da sich hier der Wind mit besonderer Vorliebe fängt und dem ahnungslosen Passanten gern einen Schabernack spielt. Von der Ecke des Hauses Kalb lief früher eine Mauer an der Südseite der Stadtpfarrkirche vorbei nach dem Eckhaus

zum „Goldnen Ring“ in der Marktstraße (heute Textilgeschäft Grauel). Sie bildete den Abschluß des die Kirche umgebenden Friedhofes. Nach Osten hin war der Friedhof ebenfalls durch eine Mauer von der Schulstraße abgeschlossen. Auf dem „Geometrischen Grundriß über die Hochfürstliche Residenzstadt Fulda“ aus dem Jahre 1727 (herausgegeben von A. Jestaedt) ist diese Mauer deutlich verzeichnet. Sie war durch mehrere Eingangsporten unterbrochen. Eine dieser Pforten befand sich vor dem Kalbschen Hause. An der südlichen Mauer gab es übrigens ehemals einige Fleischbänke. Das Gros der Fleischbänke stand bekanntlich an der Stelle, wo heute das Reichspostgebäude ist.

An der „Gelben Luft“ befand sich im Mittelalter das sogenannte „Trillerhäuschen“, ein drehbarer vergitterter Käfig, in dem Leute wegen gewisser Vergehen eingesperrt wurden. Die Delinquenten konnten in ihrem Käfig im Kreise herum gedreht und so der öffentlichen Verpötlung preisgegeben werden. Nach Wilmar's Biobion von Rurheffen hat das Häuschen noch bis zum Jahre 1814 an seinem Platz gestanden. Zum letztenmal soll es im Jahre 1802 als Strafmittel angewandt worden sein. Derartige Trillerhäuschen, auch Narrenhäuschen genannt, gab es übrigens auch anderorts. Schon der Dichter Johann Fi-chart (gest. 1590) erwähnt sie in seinem „Kloß“ mit den Worten:

„Ober wie man lehrt in viel Stedten
Böß Leut in Narrenhäuslein betten.“

Eine Abbildung, die das Aussehen des Hauses Friedrichstr. Nr. 2 im 17. Jahrhundert zeigt, befindet sich im Städtischen Bonderau-Museum. Dr. A.

Das Telegraphenamt im alten Postamt Fulda

Von Ernst Zeier

Schon vor der Erbauung des alten Postamts (1880) spielte das Telegramm oder, wie man damals sagte, die Depesche auch in Fulda eine wichtige Rolle, um Nachrichten im familiären und geschäftlichen Leben zu übermitteln. Heute ist es durch die modernen Kommunikationsmittel Telefon und Telex weitgehend verdrängt.

Der Telegraph war von den Göttinger Professoren Gauß und Weber erfunden worden. 1833 verbanden sie die Sternwarte und ihr physikalisches Institut durch eine Telegraphenleitung. Praktisch verwendbar wurde die Telegraphie aber erst durch die Konstruktion eines nach Angaben des Professors Karl August Steinheil in München von dem Amerikaner Samuel F. B. Morse gebauten und 1837 patentierten Schreibtelegraphen. Morse führte auch eine aus Punkten und Strichen bestehende Zeichensprache ein, das Morsealphabet.

Bereits vor dem Bau des Postamts 1880 gab es in Fulda die Möglichkeit zu telegraphieren. In den 60er Jahren befand sich ein Telegraphenamt im Haus des Wachsfabrikanten Emil Berta, das er am 6. Juli 1864 angekauft hatte. Es ist das Haus neben der Löwenapotheke. Später befand sich das Amt im Haus des Kaufmanns Martin Thies, das er am 21. März 1870 gekauft hatte. Es lag neben den Fleischbänken in der heutigen Mittelstraße, wo jetzt das Café Thiele steht. Danach kam das Telegraphenamt in das neue Postge-

bäude. Die Telegraphenleitungen liefen zuerst an Holzmasten durch die Straßen. Sie wurden besonders in der Friedrichstraße und Schloßstraße als den Verkehr störend empfunden. Daher wurde vom 17. bis 28. September 1884 ein „unterirdisches dreifaches Kabel“ durch die genannten Straßen vom Bahnhof zur Post verlegt. Offenbar reichte es bald nicht mehr aus. Denn bereits vier Jahre später mußte vom 28. 11. bis 4. 12. 1888 ein weiteres, siebenfaches Kabel verlegt werden, von dem berichtet wird, es sei 840 Meter lang und 46 Zentner schwer gewesen.

Anfang März 1894 kam ein Kabel hinzu nach der Hornungsbrücke. Es war 1 km lang, wog 36 Zentner und kostete 1970 Mark. Von der Brücke führte die Drahtleitung dann auf Holzmasten nach Giesel weiter. Und noch einmal kam ein Kabel – diesmal neunfach – von der Bahn zur Post hinzu am 13. Juni 1894.

Das Telegraphenamt Fulda lag an einer wichtigen Stelle der Fernverbindungen von Nord nach Süd, also z. B. Hamburg, Frankfurt und von Berlin nach dem Westen. So ist es verständlich, daß mit der Vergrößerung des Postamts 1910 der Telegraphie ein großer Betriebsraum zugewiesen wurde. Es war ein großes vierfenstriges Zimmer im Altbau – nach dem Friedrichsplatz zu gelegen – in der früheren Wohnung des Postdirektors. Hier war der Arbeitsbereich meines Vaters. Durch meine Besuche bei ihm lernte ich die Einrichtungen genau kennen.

Die Morsezeichen wurden mit einer Taste, dem Sender, als entsprechend kurze oder lange Stromstöße über Fernleitungen zu einem entfernten Ort ausgesandt. Dort wurde als Empfänger ein Elektromagnet betätigt, der ein federndes Eisenstück, den Anker, für kurze oder längere Zeit anzog und wieder losließ.

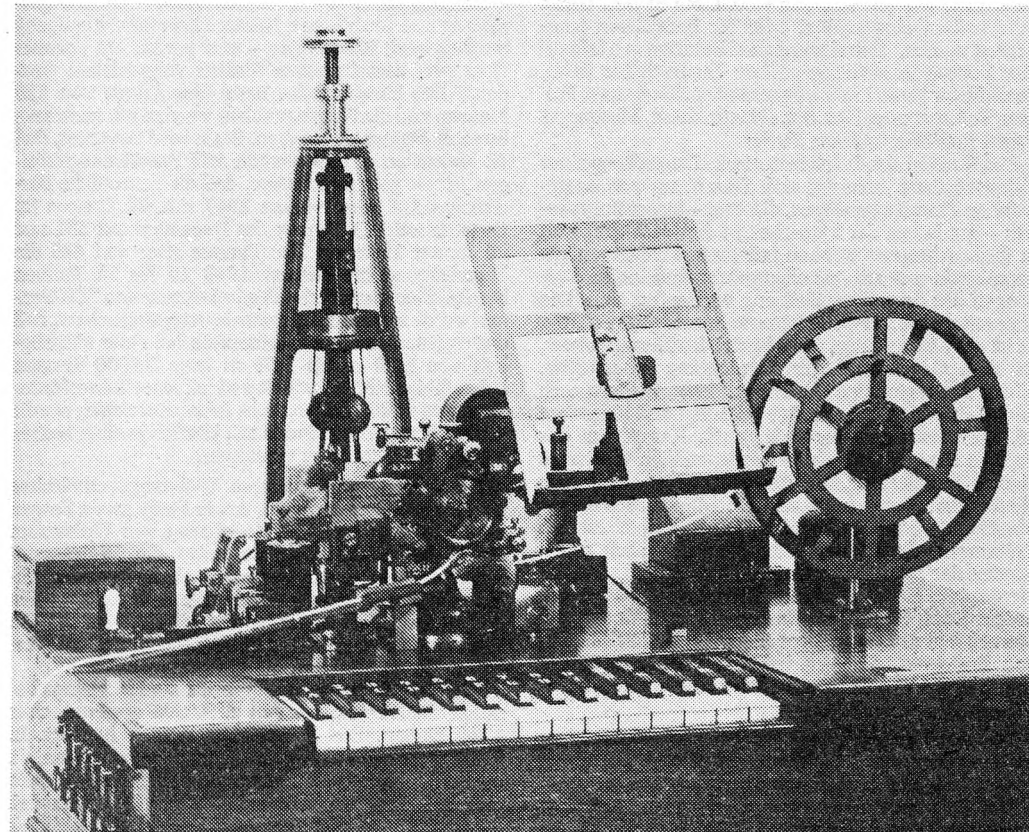
In dem Zimmer standen auf langen Tischen zwei Arten von Apparaten. Die eine Art hieß Klopfer. Dabei stand der Magnet auf einem niedrigen Ständer in einem nach vorn offenen Holzkasten, dessen Rückwand nach vorn gewölbt war. So wurde der Schall nach vorn zu dem Ohr eines davor sitzenden Beamten gelenkt. Das Anschlagen des Ankers an den Magnet ergab ein klopfendes Geräusch. Daher rührte der Name des Geräts. Der aufnehmende Beamte hörte aus dem Klappern des Geräts die Morsezeichen heraus und übersetzte sie sofort in Buchstaben, die er auf ein Telegrammformular aufschrieb.

Die andere Art war der Morseschreibtelegraph. In einem Messingkasten war ein Federwerk untergebracht, das ein schmales Papierband von einer Rolle über dem Apparat abzog und unter einem Schreibrädchen durchführte. Dieses druckte mit Hilfe des Magneten Punkte und Striche auf das Band. Der Beamte las diese Morseschrift ab und übersetzte sie auf das Telegrammformular. Neben jedem solchen Apparat stand eine Taste als Sender.

Nach dem Krieg erhielt das Amt einen der damals leistungsfähigsten Apparate. Er hieß nach seinem Erfinder Hughes-Fernschreiber. Bei ihm wurden die Buchstaben eines Telegramms mit den Tasten einer Art Klaviatur in Form bestimmter Lochkombinationen in ein schmales Band gestanzt. Dieser Lochstreifen durchlief nach dem Einführen den Apparat und sandte dabei entsprechende Stromstöße aus. Auf der Empfängerstation übersetzte der Schreibtelegraph die ankommenden Signale selbst sofort in Druckbuchstaben auf ein durchlaufendes Papierband. Dies brauchte nur noch auf ein Telegrammformular aufgeklebt zu werden. Auf größeren Ämtern saß neben dem Apparat ein besonderer „Kleber“, der die Telegramme fertig machte. Mit dem „Hughes“ konnten viele Telegramme sehr viel schneller hintereinander abgesandt oder empfangen werden, was auf den großen Ämtern wichtig war.

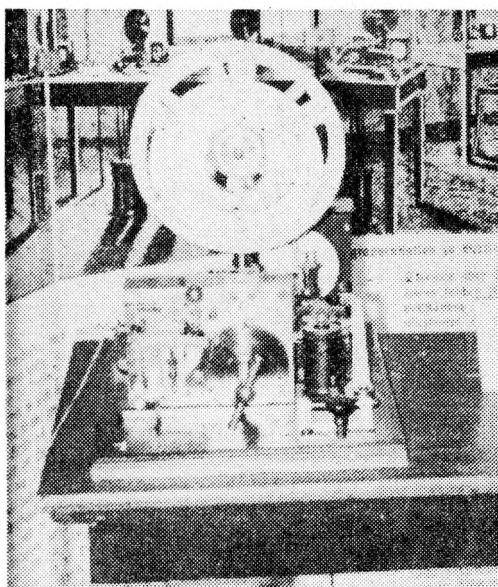
Vom Postamt gingen Fernleitungen zu mehreren Ämtern in verschiedenen Richtungen aus. Zu jeder Richtung gehörte eine eigene Morseapparatur. Die Übertragung eines Telegramms ging folgendermaßen vor sich. Der Beamte auf der Sendeseite sandte mit seiner Taste ein Rufsignal nach dem Empfängeramt. War der Beamte dort empfangsbereit, schickte er ein Signal zurück. Darauf konnte das Telegramm „gemorst“ werden. Zum Schluß kam noch ein Endsignal hinzu. Schwierige Wörter und Zahlen wurden sicherheitshalber wiederholt. Es war für mich immer überraschend, wie ein Telegramm in ein oder zwei Minuten auf diese Weise übermittelt war.

Das aufgenommene Telegramm kam in einen Umschlag, der dem Depeschboten übergeben wurde. Er steckte es in ein gelbes Täschchen, das er an einem gelben Band über die Schulter trug, bestieg ein postgelbes Fahrrad und überbrachte das Telegramm dem Empfänger in die Wohnung. Wollte ein Fuldaer Bürger ein Telegramm aufgeben, schrieb er es in der Schalterhalle des Postamtes auf ein Formular, gab es



Hughes-Fernschreiber.

Bundespostmuseum Frankfurt



Morseschreiber.

Foto: Zeier

am Schalter ab und bezahlte dort die Gebühr. Sein Telegramm kam unmittelbar vom Schalter durch ein Rohrpostsystem mit Druckluft nach oben in den Telegraphenraum.

Die jeweils aus zwei Drähten bestehenden Telegraphenleitungen gingen an den Landstraßen oder Eisenbahnlinien auf Telegraphenstangen in die Ferne. Die Kinder legten gern ein Ohr an die Holzstangen und hörten dann ein Summen. Sie sagten: „Wir hören, wie telegraphiert wird.“ In Wirklichkeit hörten sie nur ein vom Wind an den Drähten erzeugtes Geräusch. Die offenen Leitungen waren sehr störanfällig. Von den Straßenbäumen fielen Äste auf die Drähte und verursachten einen Kurzschluß. Abbrechende Zweige schlugen die Drähte entzwei. Im Winter rissen die mit Schnee schwer belasteten Leitungen, wenn der Frost sie verkürzte. Das passierte sehr oft in der Rhön. Auch die damals nur mit Guttapercha isolierten Kabel gaben Anlaß zu Störungen, d.h. Unterbrechungen des Betriebs.

Dann mußte die Störung beseitigt werden. Dafür gab es einen besonderen Prüftisch, auf den die unterbrochene Leitung geschaltet wurde. Die Einrichtung war denkbar einfach. Sie bestand aus einem Taster und einem kleinen Zeigerinstrument, einem Galvanometer. War die Leitung unterbrochen, schlug der Zeiger des Instruments nicht aus. Nach der Reparatur mußte es wieder Strom anzeigen.

Ein Telegraphenarbeiter wurde losgeschickt. Er fuhr mit dem Fahrrad die Strecke ab und beobachtete die Leitungen. Hatte er die Störstelle gefunden, mußte er aufgefallene Zweige und Äste beseitigen, gerissene Drähte zusammenflicken. Dazu mußte der Arbeiter mit Hilfe von Steigeisen die Telegraphenstangen hochklettern. Dort oben liefen die Drähte an glockenförmigen Porzellanisolatoren entlang, die auf eisernen Querträgern am Mast befestigt waren. Die richtige Leitung mußte gefunden und durch passende Schaltungen über einwandfreien Betrieb zum Postamt geprüft werden. Und das alles bei jedem Wetter, im Winter bei Eis und Schnee.

Die elektrische Energie für die Telegraphie und Telefonie wurde, solange Fulda noch kein Elektrizitätswerk besaß, einer großen Batterie galvanischer Elemente entnommen. Sie stand in einem rückwärtigen Raum in flachen Glasschränken auf Glasböden. In runden Glasbehältern standen ringförmig gebogene Kupfer- und Zinkbleche in Schwefelsäure. Das sich bildende Kupfervitrio war mit seiner blauvioletten Farbe schön anzusehen. Da ein einzelnes solches Element weniger als zwei Volt und nur geringe Stromstärke lieferte, mußten mehrere hundert Elemente zu einer Batterie zusammengeschlossen werden. Ein Arbeiter sorgte täglich dafür, daß alles sauber geputzt war und verbrauchtes Kupfer oder Zink ersetzt sowie verdunstetes Wasser nachgefüllt wurde und die Gläser sauber gehalten wurden.

Trotzdem reichte der Strom nicht aus, damit die Stromstöße von den Morseapparaten weit entfernte Empfänger erreichten. Es war z.B. nicht möglich, von Fulda ein Telegramm direkt nach Berlin zu senden. Es mußte über mehrere Zwischenstationen weiter ge-

morst werden. Dabei kam es leicht vor, daß auch einmal Wörter verstümmelt oder ganz falsch ankamen.

Bei meinen Besuchen bei meinem Vater durfte ich natürlich nicht die Morseapparate bedienen. Aber im Krieg war ich für einen anderen Dienst willkommen. Das Postamt erhielt die täglichen Heeresberichte zur Weitergabe an die Bevölkerung auf dem Land. Das sollten die Posthilfsstellen auf den Dörfern besorgen. Mehrere solche Stellen waren an eine einzige Telefonleitung angeschlossen. Die Stellen wurden nacheinander angerufen, bis sie sich meldeten. Dann wurde der Heeresbericht vorgelesen. Auf den Poststellen sollte er mitgeschrieben und dann ausgehängt werden. Die Beamten auf dem Postamt in Fulda lasen aber recht schnell vor. Die Leute auf den Dörfern kamen nicht so schnell mit. Ob die Heeresberichte wirklich immer vollständig und richtig bekannt gemacht wurden? War ich bei meinem Vater, übergab er mir die Berichte zum Vorlesen. Eines Tages lobte mich mein Vater. Die Poststellen hatten mitgeteilt, daß die Berichte häufig so gelesen wurden, daß man gut mitschreiben konnte. Das war mein Verdienst.

Eines Tages ließ mein Vater durch einen Depeschboten ausrichten, er käme in der Mittagspause nicht nach Hause. Den Grund erfuhren wir am Abend. An diesem Tag hatte ein Sonderzug im Bahnhof Fulda angehalten. Er beförderte das Große Hauptquartier von der Ostfront zur Westfront. Während des kurzen Aufenthalts in Fulda mußte eine Telegraphenverbindung vom Zug mit der Außenwelt hergestellt werden. Der Zug hielt so an, daß der Wagen, in dem sich die Telegraphenapparate befanden, an einer ganz bestimmten Stelle zum Stehen kam. Dort stand ein Telegraphenarbeiter mit einem Kabel in der Hand

bereit. Ein Fenster im Wagen wurde heruntergelassen, das Kabel hineingereicht und die Drähte an die Apparate angeklemt. Und schon konnte der Betrieb aufgenommen werden. Für ein einwandfreies Funktionieren trug mein Vater die Verantwortung. Leider, so sagte er, war von den hohen Offizieren im Zug, etwa Generalfeldmarschall von Hindenburg oder gar dem Kaiser, nichts zu sehen gewesen. Die meisten Zugfenster blieben zugehängt.

Die Fenster im Telegraphensaal im Postamt boten einen herrlichen Ausblick. Er reichte vom Ende der Marktstraße an der Pfarrkirche hinauf zur Borgiasstraße und weit in die Friedrichstraße hinein. Dieser Aussichtspunkt war bei besonderen Anlässen mein begehrtster Platz. Außenstehende konnten selbstverständlich nicht dort verweilen. Nur Postbeamte, die sich für kurze Zeit von ihrer Arbeit frei machen konnten, standen dort einmal an den Fenstern. Von hier aus erlebte ich die alljährliche Fronleichnamsprozession.

Ein Ereignis ist mir in steter Erinnerung geblieben: die Heimkehr unseres Artillerieregiments nach der Kapitulation 1918. Aus der Marktstraße kam der Zug der Soldaten mit Geschützen und Wagen, grau in grau unter einem düsteren winterlichen Himmel, ohne das in der Stadt so beliebte berittene Trompeterkorps. Ein trauriger Anblick. Vor der Kirche hielt der Zug an. Von der Freitreppe aus begrüßte der Oberbürgermeister die Männer in der Heimat. Dann ging der Marsch weiter durch die Friedrichstraße zur Kaserne, wo die Waffen abgeliefert werden mußten und die Soldaten entlassen wurden.

Quellen: Fuldaer Zeitung, Stadtarchiv, Staatsbauamt Fulda, Siemensmuseum München, Bundespostmuseum.

Trümmer, Tränen, Zuversicht

Eine Publikation über die Nachkriegszeit in Hessen / Von Otto B e r g e

Werner Wolf (Hrsg.): Trümmer, Tränen, Zuversicht – Alltag in Hessen 1945–1949. Frankfurt am Main (Insel Verlag), 1986. 357 Seiten.

Dieser von Werner Wolf unter Mitarbeit von Harald Edel herausgegebene und reichlich illustrierte Band führt an Hand von Beiträgen aus hessischen Zeitungen in das alltägliche Leben der hessischen Bevölkerung in den Jahren 1945 bis 1949 ein. Es wird also der „Zeitungsaltag“ geschildert, d.h. Vorgänge und Situationen, wie sie von den Redakteuren und deren Mitarbeitern eingeschätzt oder für bedeutsam empfunden werden. Dabei wurde auf Beiträge aus folgenden Zeitungen zurückgegriffen: Darmstädter Echo, Frankfurter Neue Presse, Frankfurter Rundschau, Fuldaer Volkszeitung, Hessische Nachrichten, Marburger Presse und Wiesbadener Kurier.

Das Buch ist also keine historische Darstellung eines Zeitabschnittes, sondern eine Sammlung von ausgewählten Zeitungsbeiträgen, die aber – insgesamt gesehen – das Leben der Menschen in der Nachkriegszeit in ihren Alltagssituationen mit ihren Problemen widerspiegeln und mit den allgemeinen politischen Vorgängen der damaligen Zeit eng verbunden sind. Die sogenannte große Politik ist zwar immer gegenwärtig, es ist aber keineswegs die Absicht des Herausgebers, sie zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Nicht nach regionalen Gesichtspunkten, sondern nach inhaltlichen sind die Beiträge geordnet und insgesamt 15 Themenkreisen zugeteilt, z.B. Kampf um das tägliche Brot, Menschen im Lager, endlich wieder zu Hause: Heimkehrer und Kriegsversehrte, Mut zum Neubeginn: Vertriebene und Flüchtlinge, Schwarzer Markt und nächtliche Razzien, Wiederaufbau aus den Trümmern, die Räder (d.h. die Eisenbahn) rollen wieder, der Tag X (Währungsreform), demokratischer Neubeginn, Holz – Kohle – Kleidung und ein Dach überm Kopf, Sieger und Besiegte, Sorgenkinder, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. In den nachfolgenden Berichten, die sich beliebig erweitern ließen, sollen einige Probleme aus dem osthessischen Raum aufgegriffen werden.

Daß die Stadt Fulda nach einem Bericht der Fuldaer Volkszeitung vom 14. Februar 1948 eine „bergbaureisende Stadt“ war, deren Vertreter „auf bergbaulichen Tagungen nicht ohne Verblüffung begrüßt“ wurden, ist heute weitgehend unbekannt. Zu diesem Unternehmen kam es, weil der damalige Kohlenmangel innerhalb der Stadt Fulda zu einer ausgesproche-

nen Notlage wurde. Als Oberbürgermeister Schmidt von einem in Neuhoof wohnenden Obersteiger auf die Braunkohlenvorkommen in der Gemarkung Rückers aufmerksam gemacht wurde, war er bereit, zunächst drei Mann zu beauftragen, Probebohrungen vorzunehmen, denen dann im März 1947 die Bohrung eines Stollens folgt. Dabei wurde festgestellt, daß das Braunkohlenvorkommen „recht ergiebig ist und einen guten Heizwert besitzt“.

Im Frühjahr 1948 – so konnten sich der Oberbürgermeister und Stadtbaurat Nüchter bei einem Rundgang im Bergwerk überzeugen – war bereits ein „ganzes Netz von unterirdischen Stollen vorgetrieben worden“. Die Hauptstrecke hatte eine Länge von 110 Metern, und die Nebestrecken wurden mit mehreren hundert Metern angegeben. Stolz wird berichtet, daß 42 Menschen mit zusammen 153 Familienangehörigen Arbeit gefunden hatten, daß die monatliche Förderkapazität vom August 1947 mit 40 Tonnen im Oktober auf 113 Tonnen, im Dezember auf 131 und im Januar 1948 auf 200 Tonnen stieg und daß die Tagesleistung im Februar 1948 10 bis 12 Tonnen betrug. Eine monatliche Förderleistung von 500 Tonnen wurde angestrebt. Es wurde vorausgerechnet, daß das erschlossene Braunkohlenflöz bei einer Mächtigkeit von 1,20 m bis 1,50 m etwa 36000 Tonnen abbaufähige Kohle enthielt und bei einer Jahresförderung von 6000 Tonnen sechs Jahre ausreichte, um die 12000 Haushalte in Fulda mit jährlich je einer halben Tonne Braunkohle zu versorgen.

Die äußerst angespannten Wohnungsverhältnisse sind ein weiteres Problem, das in Fulda große Sorgen bereitete. Nicht nur die Zerstörung von Wohnraum durch die Bombenangriffe hatte die Wohnraumknappheit verursacht, sondern auch die Beschlagnahme von Wohnungen durch die Besatzungsmacht. Ein Aufruf des Oberbürgermeisters teilt mit, wie sich die Wohnungsinhaber bei der Beschlagnahme zu verhalten haben.

Weiterer Wohnraum wurde für die Flüchtlinge benötigt. In Hünfeld wurden z.B. 500 erwartet, aber 1200 kamen. Die Problematik wird aufgezeigt. In Fulda wurde der Zuzug von Flüchtlingen gesperrt, da die Stadt bereits 3600 Neubürger aufgenommen hatte und mit einer Wohnraumdichte von 2,1 nach den Städten Kassel, Marburg und nach dem Landkreis Wolfhagen an vierter Stelle im Regierungsbezirk Kassel stand. (Wird fortgesetzt)

Das Thurn-und-Taxissche Postamt Fulda

II

Ein Beitrag zur Geschichte der Post in Fulda / Von Ernst Zeier

Die Erweiterung des Postamtes Fulda im Gebäude des Gasthauses „Zum Kurfürst“ war im August 1847 beantragt und genehmigt worden. Wie es bei Bauarbeiten häufig vorkommt, wurde dabei der Kostenvoranschlag erheblich überschritten. Auch die nötigen neuen Möbel und andere Einrichtungsgegenstände sowie die Reparatur vorhandener Möbel kosteten mehr als vorgesehen. Daher mußte das Postamt Fulda um Genehmigung der zusätzlichen Kosten bitten.

Am 20. März 1849 stellte daher die General-Postdirektion in Frankfurt einen entsprechenden Antrag an den Fürsten Thurn und Taxis:

„Die durch höchsten Bescheid vom 10. August v. J. genehmigten baulichen Veränderungen in den erweiterten Postlokalitäten zu Fulda sind nach den gehorsamst angefügten Berichten des Postamts Fulda vom 2. v. Mts und des Oberpostamts Cassel vom 4. ds. Mts gut und preiswürdig ausgeführt und vollendet worden.

Die in der hier untertänigst beigelegten von dem Kurfürstlichen Landbaumeister Schwalm technisch revidierten Hauptzusammenstellung nachgewiesenen Baukosten von 736 fl. 10 kr. oder 420 Rthl. 20 sgr. haben die gnädigst genehmigten Voranschlagssumme von 525 fl. um 211 fl. überstiegen.“

Die Gründe werden ausführlich geschildert: Teils waren während der Bauarbeiten neue Schwierigkeiten aufgetreten, teils war die im Winter ungünstige Jahreszeit schuld.

„Wir glauben bemerken zu dürfen, daß die hie und da vorkommende Unzureichenheit des Voranschlags der Genehmigung der wirklich und preiswürdig geleisteten Arbeit um so weniger entgegenstehen können,

als nirgends der Vorwurf einer überflüssigen, grundlosen oder luxuriösen Herstellung geltend zu machen ist.

Wir erlauben uns daher um gnädigste Genehmigung der liquidierten und technisch festgestellten Summe von 736 fl. 28 kr.“ „Indem wir schließlich das vom Oberpostamt begutachtete, dem Maßstab von fünf Prozent der Bausumme ungefähr entsprechende Honorar von 20 Rthl. für Bauleitung, Veranschlagung und Revision der Kosten als angemessen erachten und höchster Genehmigung empfehlen, verharren wir in tiefster Ehrfurcht ...“

Die Antworten auf die Anträge sind im Zentralarchiv nicht erhalten. Nun wurden aber Schreiben an eine Behörde auf längs in der Mitte geknickten Aktenbogen geschrieben, die nur auf der rechten Hälfte beschrieben werden durften. Die linke Hälfte blieb frei für Vermerke der Behörde. So verfuhr man auch bei der Thurn und Taxisschen Post. Auf dem oben erwähnten Antrag finden wir auf seiner linken Seite in kleiner, schwer lesbarer Schrift offenbar den Entwurf für die Antwort. Sie wurde dann von Schönschreibern in der schwungvollen Kanzleischrift abgeschrieben und nach erfolgten Unterschriften an die Generalpostdirektion Frankfurt oder das Postamt Fulda versandt.

Wir erfahren wegen der Überschreitung der Kostenvoranschläge: ... „Diese Überschreitung erscheint aus den Berichtsbeilagen nicht gerechtfertigt. Aus dem Vergleich der Kostenvoranschläge mit den Rechnungen geht hervor, daß nur eine sehr oberflächliche Aufnahme der zur zweckdienlichen Herstellung der Postlokalitäten nötigen Arbeiten stattgefunden hat. Auch sind überflüssige Arbeiten wie z. B. das Tapezie-

ren des Vorplatzes nachträglich angeordnet worden, welches dem Postamt Fulda ernstlich zu eigen ist. – So wollen wir dennoch in Berücksichtigung der sonst als nötig erkannten Arbeiten die Gesamtkosten dieser Bauänderung mit 736 fl. 10 kr. zur Verrechnung auf unsere Postkasse genehmigen ...“

Die in dieser Antwort noch fehlende Bewilligung des Honorars für die Bauleitung wird am 30. März von Frankfurt aus nochmals angemahnt: ... „Unter ganz gehorsamster Bezugnahme auf unseren Ehrerbietigsten Bericht vom 20ten v. Mts bitten wir noch um gnädigste Beschlußfassung auf unseren ehrerbietigsten Antrag wegen des Honorars für Bauleitung, Veranschlagung und Revision der Kosten bezüglich der Erweiterung und Einrichtung der Postlokalitäten in Fulda über diesen Punkt ...“

Darauf erfolgte am 16. April die Genehmigung: ... wird eröffnet, daß Wir das im Bericht vom 20. März d. J. beantragte Honorar von 20 Rthl. ... zur Auszahlung an den Kurfürstlichen Landbaumeister Schwalm und zur Verrechnung auf unsere Postkasse genehmigen.“

Das betreffende Aktenbündel im Archiv ist damit noch nicht abgeschlossen. Es liegt eine neuerliche Eingabe der General-Postdirektion Frankfurt vom 17. April 1847 vor:

„Euer Hochfürstlichen Durchlaucht beehren wir uns die Belege der Kosten über die Folge der Erweiterung und Einrichtung der Postlokalitäten zu Fulda nötig gewordenen Mobiliaranschaffungen und Reparaturen vorzulegen. ... Nach den revisorisch festgestellten Resultaten dieser Vorlagen ergibt sich ein effektiver Kostenaufwand von 306 Rthl. 19 Sgr. 7 Kr. für Mobiliaranschaffungen, 21 Rthl. 14 Sgr. 3 Kr. für Mobiliarreparaturen in Summa 328 Rthl. 3 Sgr. 10 Kr.

Auf unsere gehorsamsten Anträge vom 6. August v. Js., bei welchen wir ausdrücklich bemerkten, daß unter der Anschlagssumme die Kosten kleinerer Requisitionen sowie nötigen Lampen nicht inbegriffen seien, haben Euer Hochfürstlichen Durchlaucht mittels höchsten Bescheids vom 10ten August v. Js. für die Mobiliereinrichtung des Passagierzimmers ... 43 Rthl. und des Expeditionslokals ... 168 Rthl. 10½ Sgr. zu genehmigen geruht.

Hierzu dürfte noch die durch Erlaß vom 16. September v. Js. stattgegebene Nachbewilligung für das Passagierzimmer von 9 Rthl. 9 Sgr. zu rechnen sein, so daß sich eine genehmigte Veranschlags-Summe von 220 Rthl. 19¼ Sgr. herausstellte. Diese Summe wird von dem effektiven Aufwand um 107 Rthl. 14 Sgr. 7 Kr. überstiegen.

Wegen dieser Überschreitung beziehen wir uns auf die beigelegten Rechtfertigungsgründe des Postamtes Fulda. Danach ist der Hauptgrund dieser Überschreitung in einer mangelhaften Veranschlagung von seiten des Postamtes Fulda gelegen. Gegen die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der außer der Veranschlagung liegenden Anschaffungen und Reparaturen ist aber nichts einzuwenden.

Wir haben nur noch gehorsamst zu bemerken, daß ca. 17 Rthl. 3 Sgr. auf Anschaffung der Lampen treffen, deren weitere Genehmigung wir aber, wie ehrerbietigst erwähnt, in unseren gehorsamsten Anträgen vorgehalten haben.

In bezug auf die vom Postamt Fulda nach unserem Auftrag beantragte Erhöhung der Brandversicherungssumme für die Mobiliare dieses Postamtes erlau-



Postwagen nach Fulda. Letzte Vorbereitungen vor der Abfahrt in Frankfurt/M. Zeitgenössische Darstellung um 1840.
Bild: Stadtarchiv Fulda; Text: O. Berge

ben wir uns zu bemerken, daß nach dem bisherigen Modus 800 Rthlr. versichert waren.

Wir erachten es nach den Euer Hochfürstlichen Durchlaucht bei der früheren Versicherung unterbreiteten Grundsätzen für hinreichend, wenn die Versicherungssumme

für Immobilien und Hausgeräte auf 430 Rthlr.
für Betten und Leinenzeug auf 60 Rthlr.
für Bücher und Landkarten auf 20 Rthlr.
erhöht, sohin die ganze Versicherungssumme incl. des sich gleichbleibenden Betrags für die Wagen von 590 Rthlr. auf 1100 Rthlr. nach Maßgabe des hiermit gehorsamt beigefügten Inventar-Verzeichnisses erhöht werden wird.

Nach dem gehorsamt Vorgetragenen erlauben wir uns zu beantragen

1) daß der Gesamtkosten-Aufwand mit 328 Rthlr. 3 Sgr. 10 Kr. gnädigst genehmigt wird und
2) die Erhöhung des Brand-Assekuranz-Kapitals auf 1100 Rthlr. stattgegeben wird . . .“

Die geforderten Beträge werden am 5. Mai 1848 genehmigt, jedoch wird der Bewilligung eine Rüge angefügt: „Die mit 107 Rthlr. 14 Sgr. 7 kr. eingetretene Überschreitung für Mobiliaranschaffungen bewilligte Summe, die mit mangelhafter Veranschlagung entschuldigt wird, veranlaßt Uns zu der wiederholten Aufforderung, künftig für umsichtige und vollständige Herstellung der Kostenvoranschläge bedacht zu sein.“

Damit waren aber die finanziellen Forderungen des Postamtes Fulda noch immer nicht zu Ende. Am 26. Juli 1848 bittet die Generalpostdirektion Frankfurt:

„Als wir in unserem gehorsamsten Berichte vom 20. März l. Js. bzw. vom 10. August 1848 für den Kurfürstlichen Landbaumeister Schwalm in Fulda . . . ein Honorar von 20 Rthlr. beantragten, konnten wir nur die Dienstleistungen desselben bei . . . den Bauarbeiten im Auge haben. Derselbe Landbaumeister Schwalm hat aber auch die Anfertigung der neuen und

die Umänderung der alten Büro-Mobiliar-Einrichtungen in ihrem technischen Teil geleitet . . . Für diese technische Dienstleistung hat er keine Renumeration (= Bezahlung) erhalten. Dies ist der Grund der Reklamation . . . Die vermögte höchsten Bescheids vom 5ten Mai l. Js. genehmigte Kostensumme für die fraglichen Mobiliar-Einrichtung beträgt 328 Rthlr. 3 Sgr. 10 Kr.

Dem Maßstab von 5 % welcher in unsrem gehorsamsten Berichte vom 20ten Mai l. Js. angenommen wurde, . . . entspricht das weitere Honorar von 16 Rthlr. für Landbaumeister Schwalm. Indem wir um dessen Genehmigung gehorsamst bitten, ersterben wir in tiefster Ehrfurcht. Unterschriften.“

Am linken unteren Rand dieses Antrags ist vermerkt: „Das im Berichte vom 26. Juli d. Js. beantragte Honorar von 16 Rthlr. für den Landbaumeister Schwalm in Fulda . . . genehmigen Wir zur Verrechnung auf unsere Postkasse . . . Regensburg, den 2ten August 1848 . . .“

Unterschriften.“

Schließlich mußte auch die Miete für die geänderten Räumlichkeiten beantragt werden. Die Generalpostdirektion schreibt daher am 30. März 1849: „Durch höchste Entscheidung vom 15ten August 1847 haben Euer Hochfürstlichen Durchlaucht das Mietgeld des Postmeisters von Gruben zu Fulda aus den in unserem gehorsamsten Bericht vom 6ten August 1847 näher entwickelten Gründen von 400 fl. auf 500 fl. in widerruflicher Weise und vorerst auf die Dauer des mit dem 1ten Januar 1849 erloschenen Mietvertrags gnädigst zu erhöhen geruht.

Inzwischen hat Postmeister von Gruben den bisherigen Mietvertrag auf weitere sechs Jahre, also bis zum 1ten Januar 1855 erneuert und um Fortbewilligung des Mietgelds von jährlich 500 fl. für diese Zeit gebeten.

Es besteht kein Grund, die für das Expeditionslokal des Postamts Fulda und für die mit demselben verbundenen Dienstwohnungen bestehenden Verhältnisse

zur Zeit zu ändern. Auch besteht kein Grund, dem Postamtssekretär Ritter die mit höchster Genehmigung zwar nur auf Widerruf, jedoch aus persönlichen Rücksichten auf diesen Beamten zugestandene Vergünstigung seine dermalige Wohnung zu entziehen. So erlauben wir uns ehrerbietigst zu beantragen, daß die Auszahlung des Mietgelds von 500 fl. . . gnädigst genehmigt werden sollte.

Bei Abschluß des neuen Mietvertrags hat sodann der Vermieter Müller . . . den Wunsch ausgesprochen, den ganzen Mietbetrag für sechs Jahre in einer Summe zu erhalten, und zwar dergestalt, daß er für die ersten zwei Jahre keine Zahlung zu empfangen hätte, dagegen zu Anfang des dritten Jahres, am 1. Januar 1851, ihm der volle Mietbetrag mit 3000 fl. ausgezahlt würde.

Wiewohl Postmeister von Gruben zu Gunsten des Müllerschen Gesuchs anführt, daß ein Verkauf des Posthauses nicht beabsichtigt werde und die Verhältnisse des Bittstellers zurreichende Sicherheit gewähren, so vermögen wir doch eine so bedeutende Vorauszahlung nicht zu befürworten und stellen daher eine abschlägige Bescheidung der gestellten Bitte untertänigst anheim . . .“

Diesem Vorschlag entspricht die Antwort aus Regensburg vom 19. April 1849, in der es heißt: „In Erwiderung des Berichts vom 30ten v. M. wollen wir die Miete des Postmeisters von Gruben in Fulda in bisheriger widerruflicher Weise von jährlich 500 fl. auch fernerhin zunächst und solange hiermit bewilligen, solange der zwischen dem Postmeister von Gruben und dem Gastwirt Müller zu Fulda geschlossene Mietvertrag bleibt. Auf eine Vorauszahlung derselben kann jedoch in keiner Weise eingegangen werden.“

Mit diesem letzten Bescheid schließt das Aktenbündel im Zentralarchiv, das sich mit dem Umbau im „Kurfürst“ beschäftigt.

Landwirtschaftsfest in Gersfeld 1820

Nach umfangreichen Vorbereitungen fand am 26. September 1820 in Gersfeld ein landwirtschaftliches Fest für die Bezirke der bayerischen Rhön statt: für Gersfeld, Weyhers, Hilders, Brückenau, Kissingen, Neustadt und Mellrichstadt. Daran nahmen die Spitzen von Staat, Kirche und Gesellschaft teil. Das Ziel war, Impulse für landwirtschaftliche Verbesserungen zu geben. Eine ursprünglich vorgesehene Diskussion des „Beratungs-Comitees“ über die bestmögliche Förderung der Rhöner Landwirtschaft wurde wegen des gedrängten Programms auf später verschoben.

Der Festplatz in Gersfeld war auf der Frohbergischen Wiese neben dem Schloß eingerichtet worden. Dort befanden sich Festtribüne, Ausstellungshallen, Tanzpodium und Schankbuden der vier Gersfelder Wirte. Als Festmusik waren die Brückenaauer Kurmusikanten verpflichtet worden, dazu kamen die Gersfelder Musikanten, die ausdrücklich als „tüchtige Musiker“ bezeichnet wurden.

Für den Nachmittag des Vortages war ein festlicher Empfang des Regierungspräsidenten durch die „Geistlichkeit und sonstige Honoratioren“ sowie durch Festkomitee, Lehrer und Schulkinder geplant. So sollten zwölf weiß gekleidete Mädchen Blumen überreichen und Gedichte rezitieren, und mit Musik sollte es dann durch geschmückte Straßen zum Schloß gehen, wo eine Ehrenpforte errichtet worden war. Für den Abend war ein Fackelzug mit Musik und Gesang vorgesehen. Diese geplanten Veranstaltungen des Vortages entfielen allerdings.

Der Haupttag, der 26. September, wurde mit dem musikalischen Wecken um 6 Uhr früh eröffnet. Ab 9 Uhr begann der Festzug durch die Stadt mit dem Regierungspräsidenten in einer Kutsche und den Gästen aus nah und fern, darunter zahlreichen Gewerbevereinen mit ihren Fahnen. Auf der Festwiese angekommen, hielt der Regierungspräsident die Festrede, weitere Ansprachen schlossen sich an. Es folgten die Besichtigung der Gewerbeausstellung mit Erzeugnissen der Rhöner Industrie, eine Viehschau und ein Wettplügen; für alle diese Sparten wurden Preise verteilt. Auch ein Preisschießen des Schützenvereins, eine Verlosung, Tanz auf dem Podium, zahlreiche „Volksbelustigungen“ und ein Kinderfest fanden statt. Im „Stern“ wurde den Ehrengästen ein Festdiner („mit 40 Gedecken“) offeriert. Den Abschluß bildete schließlich der abendliche Ball in allen Gaststätten der Stadt.

Gottfried Rehm

Quelle: Staatsarch. Marb. 112 d Gersf./606.

Fuldaer Klosterbesitz in Karbach bei Marktheidenfeld



Drei Kilometer nordöstlich der ehemaligen Kreisstadt Marktheidenfeld liegt im Main-Spessart-Kreis (Karlstadt) das uralte fränkische Dorf Karbach mit etwa 1200 Einwohnern. Seine erste urkundliche Erwähnung verdankt es einer Fuldaer Klosterurkunde. Ein Graf Gerhild schenkte dem hl. Bonifatius, das heißt seinem Kloster Fulda, Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts neben anderen Besitzungen auch Güter in „Carabach“. Später gehörte Karbach zum Amt Rotenfels des Würzburger Fürstbischofs.

Der Name des Ortes und des gleichnamigen zum Main fließenden Baches wird von manchen mit dem keltischen Wort cara für Fels, Stein (lat. quader) zusammengebracht (vgl. Hochkar = Felsmulde, Weideplatz). Doch dürfte hier eher ein Umlaut von Karbach zugrunde liegen, was sehr wahrscheinlich auf

gehörwe = Sumpfland zurückgeht.

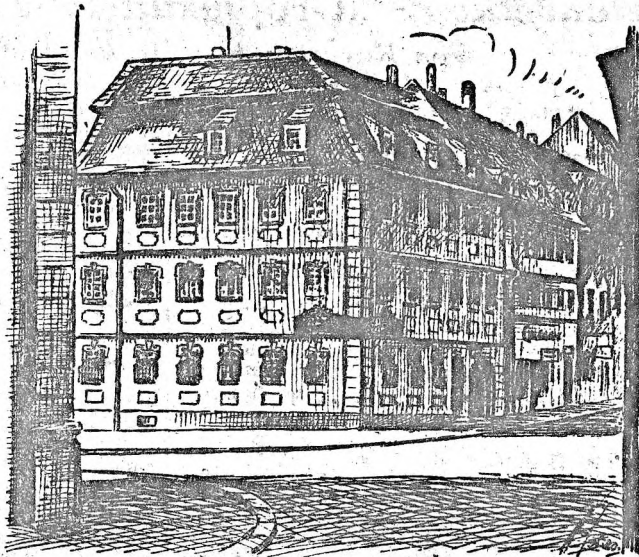
Unser Bild zeigt die freundliche Dorfstraße mit dem Fachwerk-Rathaus und der darüber thronenden Pfarrkirche St. Vitus. Das Gotteshaus wurde von 1612 bis 1614 im gotisierenden „Juliusstil“ erbaut. 1959 wurden gemalte Fensterrahmen mit Rollwerk und Engeln aus der Bauzeit freigelegt. Das romanische Untergeschoß des Glockenturms erhielt im 15. Jahrhundert einen Aufbau und 1779 eine Schweifkuppel. Die Kirche besitzt eine spätgotische Holzplastik des hl. Bischofs Wolfgang von Regensburg in der Art Riemenschneiders um 1500, eine gleichzeitige Madonna und einen Taufstein von 1610. Um das Gotteshaus sind Reste des ehemaligen Wehrfriedhofs erhalten. Das Fachwerk-Rathaus wurde 1703 erbaut.

Text und Bild: E. Sturm

Das „Todenbeinhaus auf dem Pfarrkirchhof“

Wodurch entstand die unübersichtliche Straßensucht Marktstraße-Friedrichstraße?

Bekanntlich gelang Professor Dr. Bonderau auf Grund der Forschungsergebnisse, die er anlässlich des Einbaus der Heizungsanlage in der Stadtpfarrkirche im Jahre 1929 buchen konnte, die Rekonstruktion der nach dem Vorbild der Ratgarbasilla in den Jahren 1150—1165 unter der Regierung des Abtes Marquard I. errichteten romanischen Kirche. Mit der Übertragung dieses romanischen Kirchengrundrisses in den Stadtplan gewann Bonderau die alte Straßensucht von der ehemaligen Töpfengasse (heute Marktstraße) zur Schmiedegasse (heute Friedrichstraße), die in ihrer geraden Richtung die Westfront der Kirche einschloß. Die spätere gotische Kirche der Jahre 1447 bis



Zeichnung: Jan Nils

1466, von der der Turm als Nordturm der heutigen Stadtpfarrkirche noch erhalten ist, wurde etwa 15 Meter nach Westen zu in den Marktplatz hinausgerückt. Endlich erfuhr die heutige Kirche (1780 bis 1786) eine nochmalige Vergrößerung nach Westen zu. Damit war der alte Marktplatz um 23,6 m verkleinert worden. Dieser „Vorschiebung“ sind dann die Bürger der Töpfen- und Schmiedegasse mit ihren Häuserfronten gefolgt. Somit entstand die heutige unübersichtliche Straßensucht, die bei dem Hause Diezemann in der Marktstraße 3 ihren Anfang nimmt.

Wir haben nun einen weiteren Punkt für die Richtigkeit dieser Rekonstruktion bestimmen können. Hinter der Toreinfahrt linker Hand neben dem Hausgrundstück Adolf-Hitler-Platz 14 befindet sich eine alte Mauer, die genau in die gesundene Straßensucht hineinpaßt und ehemals an die Westfassade der romanischen Kirche in grader Linie Anschluß hatte. Sie muß als alte Friedhofsumwallung angesprochen werden. Ihre Entstehung fällt in die Zeit der Errichtung der Kirche (1150—1165), mit der sie in baulicher Verbindung steht. Die Linienführung dieser Friedhofsmauer kann in der gemeinsamen Grenze der heutigen Hausgrundstücke Nonnengasse 1 und Nonnengasse 3 einwandfrei verfolgt werden, so daß die Begrenzung des nördlichen Teiles des alten „Pfarrkirchhofs“ damit gewonnen ist. Ueber den südlich gelegenen Teil des Friedhofs, der sich ursprünglich über das Gelände des alten Rathauses mit den anschließenden Hausgrundstücken hinaus erstreckte, ist eine Abgrenzung bislang nur insoweit erkannt, als sie aller

Wahrscheinlichkeit nach in der noch vorhandenen gemeinsamen Grenze der Hausgrundstücke Marktstraße 3 (Diezemann) und Marktstraße 5 (Hambach) lag. Damit findet auch der dort einsehende starke Knick der Straßensucht seine Begründung.

Der Pfarrkirchhof war bis zur Errichtung der neuen Begräbnisstätte vorm Peterstor (heutiger alter Friedhof) vom Jahre 1537 der Beerdigungsplatz der Bürger der Stadt. Späterhin verfiel die Anlage vollkommen und fand im Dreißigjährigen Krieg als Waffen-, Munitions- und Tröstkapselplatz mehrfach Verwendung, wie uns Gangolf Hartung berichtet, bis die letzten Reste dieses Pfarrkirchhofs bei dem Neubau der heutigen Kirche endgültig beseitigt wurden.

Das eigentliche Friedhofsgelände fand schon mit der Errichtung des Rathauses an der Ecke des Steinweges um 1531 zu Bauzwecken Verwendung. Weitere städtische Bauten folgten. So kam auch die gesamte Fläche nördlich der Kirche (mit Ausnahme des Kirchplatzes selbst und der Zugänge) in die Hand des Grundeigentümers des Eckhauses gegenüber dem Nordturm (heute Haus Kalb). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte dem damaligen Eigentümer des sogenannten Posthauses, Johann Adam Mott, noch eine Scheuer in der Nonnengasse, die auf der Friedhofsmauer zwischen dem Haus Nonnengasse 3 und dem alten Beinhaus stand. Auch besaß Mott damals noch den Bauplatz, auf dem später Sebastian Orth sein Haus ohne Ausgang, das heutige Haus Adolf-Hitler-Platz 14, errichtet hatte.

Das Todenbeinhaus

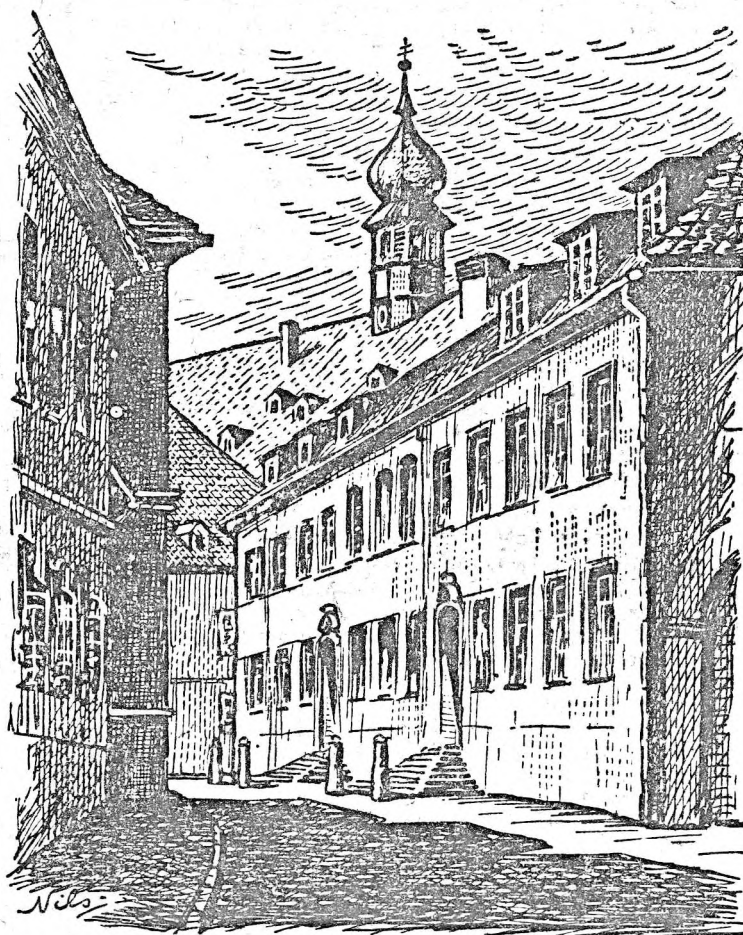
An der Stelle des heutigen Eckhauses Nonnengasse Nr. 1 befand sich vormals das Todenbeinhaus auf dem Pfarrkirchhof, das im Besitz der Stadtgemeinde war. Nach Westen stieß ein kleines Häuschen ohne Ausgang an, das wohl als Wohnung des Totengräbers angesprochen werden kann. Um die Wende des 17./18. Jahrhunderts gehörte dieses dem Dr. Johann Kaspar Scheffer, von dem es um 1727 in die Hand des Johannes Kreh kam. Nach Erwerb dieser drei genannten Gebäude (der Scheuer, des Todenbeinhauses und der Totengräberwohnung) ließ in den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts der Sekretarius Denner das heutige Eckhaus Nonnengasse 1 im damals modernen Baustil des Barock errichten. (Haus Nr. 21 im I. Stadtviertel; nach 1827 Haus Nr. 37.) Ums Jahr 1744 übernahm Frau Kasperin aus Burghausen den Besitz, der unter dem 26. Januar 1745 mit 13 Gulden Grundsteuerwert neu taxiert worden war. Nach ihm wurde Frau von Riedesel, Eigentümerin, die das Besitztum im Jahre 1762 an den Hofrat Post abgab. Unter Post erfolgte auch die Vergrößerung des Anwesens durch den Erwerb des „anstoßenden Hauses nebst Hof, 8¼ Ruthen groß“, von dem Eigentümer des Posthauses Franz Arzt. Der nächste Besitzer war dann Regierungshofrat Knorr, von dem das Haus am 22. 2. 1838 auf die Familie Jacobsohn überging, die es in mehreren Generationen besaß. Das Anwesen bestand damals aus zweiflügeligem Wohnhaus mit Durchfahrt, Anbau, Stallbau, Färberei, Holzremise und Hof bei der Pfarrkirche.

Haus Adolf-Hitler-Platz 14

Wie oben erwähnt, gehörte der Bauplatz von alters her zum Besitz des Posthauses, der um die Wende des 17./18. Jahrhunderts sich in der Hand des Johann Adam Mott senior befand. Sebastian Orth stellte um die genannte Zeit ein Haus dorthin, das mit 1½ Gulden Steuerwert 1708 neu eingeschätzt war. In der Folgezeit erscheinen als Eigentümer: Sebastian Albert's Wittib, Erben; Johann Adam Mott; Frau Mottin, 1727; Herr Kammerat Kochen Erben; Konstantin Weismüller's, Wittib; Herr Gallasini, der Fürstl. Fuldische Baumeister; Johann Adam Degener's, Wittib; Franz Arzt, 1762; Herr Fiscal Weishahn; Johannes Schippenner; Johannes Heller; ums Jahr 1803 Kammerreiber Bollmüller; Sekretarius Reuber; Sekretarius Klee; Registrator Schell, 1825. Am 4. 12. 1838 erwarb die Witwe des Heinrich Pieper, Barbara geb. Trabert, das Wohnhaus bei der Pfarrkirche, das bei der alten Numerierung des Haus 20 im I. Stadtviertel war und 1827 die Hausnummer 36 erhielt. Jfstd.

Das von Altenstein'sche Haus

Eine Perle köstlichen Kolofos ist der mit reizvollen Stuckarbeiten gezierte Saal



Zu den bemerkenswerten Bauten aus der Zeit des Barocks gehört das an der Ede Schloßstraße — Rommengasse gelegene Altenstein'sche Haus, das sogenannte Collegiengebäude. Ehemals Wohnung des Kanzlers des Fürstentums Fulda, ging es um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem hochfürstlichen Besitz in das Eigentum des Oberjägermeisters von Schleifras über (vgl. „Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert“ von Vermessungsrat Alois Jestaedt, 23. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, 1937). Im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwarb Herr von Altenstein das Wohnhaus, der ihm durch Umbau bzw. Neubau seine heutige Gestalt gab.

In der Folgezeit werden als Eigentümer genannt: Kammerrat Saalmüller und nach ihm Oberstleutnant Saalmüller, der zur Zeit Walbert von Hartkals, des letzten fuldischen Fürstables, das Amt eines Marschkommissars und Chauffeur- und Landbereitters bekleidete. Dieses Amt behielt er auch noch bei, als das Fürstentum Fulda im Jahre 1802 an den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, den nachmaligen König der Niederlande, gefallen war. Mit Oberstleutnant Saalmüller bewohnte gleichzeitig der „Weinwirt“ Peter Follenius das Altenstein'sche Haus, der später Wirt im „Goldnen Stern“ wurde, den er von der Witwe des früheren Sternwirts Knips käuflich erwarb.

Um 1800 war das Altenstein'sche Haus Fuldas vornehmstes Wirtshauslokal. In dem prächtigen und geräumigen Kolofosaal wurden viele glanzvollen Feste abgehalten. Im Jahre 1808 wird hier von dem bekannten Fuldaer Kantor Michael Hentel und anderen musikliebenden Persönlichkeiten der Fuldaer musikalische Verein gegründet. Am 10. Oktober 1810 findet im Altenstein'schen Saal ein Konzert statt, wie das Fuldaer Intelligenzblatt ankündigt. Von November

1816 ab werden in dem genannten Saal, als dessen Eigentümer jetzt ein Rentmeister Glück in Bieberstein erscheint, jeden Donnerstag Konzerte der „Musikliebhaber-Gesellschaft“ abgehalten. Auch die Zusammenkünfte der von dem Hofarchitekten Cl. W. Coudran gegründeten Lesegesellschaft finden hier statt. Von 1819

bis 1828 betreibt Valentin Schneider, der inzwischen das Anwesen erworben hat, die Weinwirtschaft in dem Altenstein'schen Haus.

Im Jahre 1824 verkauft Valentin Schneider das Anwesen an den Kurfürsten von Hessen, der es später an den kurhessischen Staat (innere Landesverwaltung) weiter veräußerte. Von dem neuen Eigentümer werden die wertvollen Silber und kostbaren Damasttapeten aus den Räumen entfernt und verkauft. Das Gebäude wurde nun Sitz des Obergerichts. Ferner wurde hier die Regierungshauptkassie und das Fuldaer Staatsarchiv untergebracht, die sich früher im Schloß befanden. Nachdem Kurhessen preussisch geworden war, wurde das Fuldaer Archiv bekanntlich in das Staatsarchiv nach Marburg überführt.

Heute beherbergt der Kolofosaal des Altenstein'schen Hauses die Fahnen der Fuldaer SA, deren Diensträume sich in dem Erdgeschoß des Gebäudes befinden. Ferner ist in dem Gebäude die Dienststelle des Preussischen Hochbauamtes untergebracht. Außerdem enthält es die Dienstwohnung eines Fuldaer Richters.

Erwähnt sei noch, daß der Altenstein'sche Saal bei einer Episode eine Rolle spielt, die sich während des Siebenjährigen Krieges in Fulda ereignete. Im Herbst des Jahres 1759 lagerte im Münsterfeld (an der Haimbach — Maberzeller Straße) das von Herzog Karl von Württemberg befehlete Auxiliär-Korps des französischen Königs Ludwig XV., das aus 12 000 Mann württembergischer Hilfstruppen und 1500 französischen Reitern bestand. Am 30. November 1759 hatten sich die Offiziere des genannten Korps im Altenstein'schen Saal zu einem Ball versammelt. Raun hatte die feierliche Veranstaltung ihren Anfang genommen, da ertönte der Schreckensruf: „Die Preußen kommen!“ Ein stärkeres Detachement preussischer Husaren und Dragoner war von Grotzenlüber her unerwartet vor dem Lager aufgetaucht und ging sofort zum Angriff über. Unter den französischen Hilfstruppen entstand eine furchtbare Panik. In wilder Flucht stoben sie vor den Preußen davon. Neben einer großen Anzahl von Toten und Verwundeten verlor das Auxiliärkorps damals 1200 Mann an Gefangenen.

Auch in der napoleonischen Zeit wurde der Altenstein'sche Saal gern von durchziehenden Truppen für Veranstaltungen benutzt. In den Stucco-Lustro eingetragene französische und russische Inschriften erinnern noch heute an diese Zeit.

Der Ankauf des Fuldaer Schlosses

Von Josef Schneider

Wer in den kommunalen Akten Fuldas der letzten 100 Jahre blättert, wird als herausragendes Ereignis den Kauf des Barockschlosses bezeichnen müssen. Die Verhandlungen dazu währten nahezu zwölf Jahre. Die Zähigkeit, mit der von Oberbürgermeister Rang und dem Stadtrat die Verhandlungen geführt wurden, ist zu bewundern. Wer die Korrespondenz und die Protokolle, die in einem dicken Aktenbündel im Stadtarchiv aufbewahrt werden, durchliest, wird jedoch auch des öfteren schmunzeln.

Schon die Spanne zwischen dem ersten Gebot und der Forderung — Mk. 292 000 bietet der „Stadtrath“ und 1 Million und 500 000 Mk. fordert Hofmarschall von Kuchler im Auftrag des Landgrafen von Hessen-Kassel — steht im Oktober 1881 am Beginn der Verhandlungen. Ernsthaft konnte es keine der beiden Seiten damit meinen. Es würde zu weit führen, alle Schachzüge der beiden Kontrahenten in den folgenden Jahren aufzuzeichnen, aber Wesentliches daraus ist doch von Interesse. Zuerst setzt der Landgraf einen Notar aus Bockenheim bei Frankfurt a. M. als seinen Verhandlungsführer ein. Rechtsanwalt **Scheuch**, so hieß er, war ein geborener Fuldaer. Seine zahlreichen handschriftlich ausgefertigten Briefe sind für uns heute nur teilweise lesbar, aber auch für die damalige Zeit eine beachtliche Leistung. Recht gut zu entziffern in dieser Korrespondenz ist sein folgender Hinweis: „Man möge den hohen Herrn städtischerseits nicht wie einen Verkäufer bürgerlichen Standes betrachten.“

Ein langwieriger Briefwechsel beginnt, und als dessen Ergebnis beträgt die Forderung des Landgrafen nur noch 650 000 Mk., während Oberbürgermeister Rang nunmehr 300 000 Mk. bietet. Der Stadtrat taktiert ungemein geschickt mittels Katasterauszügen, Beanstandungen und Einwendungen. Bemerkenswert ist auch der Stil der Korrespondenzen, typisch höfisch schreibt das Hofmarschallamt, nicht minder höflich die Fuldaer Seite. So wird der Notar gebeten, den

„nachfolgenden Standpunkt des Stadtrathes, dem frdl. Ermessen Ew. Hochwohlgeboren übermittelt, denselben dem Hohen Herrn zu unterbreiten.“

Manches, was inzwischen geschah, mag nicht aktenkundig gemacht worden sein, denn am 24. 4. 1882 bietet der Stadtrat 400 000 Mk. zu zweieinhalb Prozent Zinsen, zahlbar in 25 Jahren. Der Herr Notar bestätigt den Eingang dieses Gebots und erwähnt in einem Nebensatz, daß mittlerweile zwei weitere Interessenten für das Schloß aufgetreten seien. Doch der Briefwechsel dauert fort; der Landgraf verlangt jetzt, daß die Flora-Vase vom Kauf ausgenommen wird, ebenso der Hofküchengarten. Von Fuldaer Seite werden diese „Stolper-Drähte“ ignoriert, wogegen man mit der landgräflichen Bedingung, eine Frist von sechs Monaten zur Einholung des „Consenses der Allerhöchsten, Höchsten und Hohen Interessenten zuzugestehen“, einverstanden ist. Damit waren der deutsche Kaiser und die Angehörigen des Hauses des Landgrafen gemeint. Der Kaiser antwortet dem Landgrafen, daß das Schloß zum unveräußerlichen Bestandteil des Fideikommisses gehöre und grüßt ihn mit: „Euer Liebden freundwilliger Vetter.“

Aber Fuldas Stadtrat gibt dennoch nicht auf. So schreibt die Stadt Fulda einen acht Seiten langen Brief an den Kaiser mit der damals üblichen Anrede: Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser, König und Herr!

Eine direkte Antwort Seiner Majestät befindet sich nicht in den Akten. Um die Verhandlungen nicht abreißen zu lassen, wird auch der Oberpräsident in Kassel, Graf Eulenburg, angeschrieben und um seine Vermittlung gebeten. Aber am 9. Februar 1883 meldet Hofmarschall von Kuchler aus Philippsruh bei Hanau, daß „die Verkaufsangelegenheit als endgültig mißlungen und erledigt zu betrachten sei“.

Doch endet damit nur das erste Kapitel einer Episode in der Geschichte Fuldas. Zwar reißt sieben Jahre lang die Korrespondenz mit dem Notar nicht ab und beweist, daß weder der Käufer noch der Verkäufer die Hoffnung auf das Zustandekommen des Vertrages aufgegeben haben. Unter Fuldas Bürgern sind die Meinungen gespalten. Immer wieder kursieren Gerüchte, so auch im Jahre 1890, daß in Fulda eine **Kriegsschule** errichtet werden soll. Für eine solche Ausbildungsstätte für Offiziersanwärter wird das Schloß als besonders geeignet gehalten, und so erhält der Oberbürgermeister die Zustimmung des Stadtrates und des Bürgerausschusses, sich an das Kriegsministerium dieserhalb zu wenden und neue Ankaufsverhandlungen mit dem Landgrafen auf der Basis der 1882 ausgehandelten Bedingungen zu führen. Das „Allgemeine Kriegs-Departement“ gibt einen abschlägigen Bescheid, und der Landgraf will genaue Angaben über den beabsichtigten Verwendungszweck des Schlosses haben. Er erhält die Zusicherung, daß darin weder eine katholische Universität noch ein Kloster untergebracht werden sollen, wie man dem Landgrafen vermutlich zugeflüstert hatte.

Die Verhandlungen fanden fast zwei Jahre lang keine Fortsetzung. Justizrat **Renner**, Kassel, der Bevollmächtigte des Landgrafen, drängt auf weitere Kaufverhandlungen, aber die Stadtverwaltung besteht auf dem Erwerb aller Grundstücke, die zum Schloß gehören, und will keine Abänderung des Vertragsentwurfes von 1882 hinnehmen. Am 30. 4. 1893 trifft ein Brief des Hofmarschallamtes ein, in dem versichert wird, daß der Landgraf der Stadt Fulda Vorzug vor jedem anderen Käufer geben würde. Nun wechseln in Abständen Forderung und Gebot. 500 000 Mk. verlangt der Landgraf, Oberbürgermeister Rang bietet 400 000 Mk. mit 3 Prozent Verzinsung auf 25 Jahre. Der Landgraf ermäßigt seine Forderung und droht mit Abbruch jeglicher Verhandlung. Daraufhin entschließen sich beide Sei-

ten zu einem Vergleich. Nun wird ein neuer Vertragsentwurf ausgefertigt, in welchem das Schloß „mit allem Inventar in den Gebäuden, was wand-, niet- und nagelfest ist“, an die Stadt Fulda verkauft werden soll. Eine aus Stadtrat und Bürgerausschuß gebildete Kommission hatte vorher alle Baulichkeiten eingehend besichtigt. Während der Stadtrat den Entwurf einstimmig billigte, stimmte der Bürgerausschuß ihm nur mit 11:9 Stimmen zu. Auch der Landgraf erteilte dem Entwurf seine Zustimmung, und nun machten die Verhandlungen, die über 11 Jahre angedauert hatten, schnelle Fortschritte. Auch die sogenannten Agnaten, also die erbberechtigten Mitglieder der landgräflichen Familie, gaben ihre Zustimmung.

Inzwischen trat ein tragisches Ereignis ein. Oberbürgermeister Rang, der mit großem Geschick alle Verhandlungen geführt hatte, starb.

Im Dezember erteilte auch der deutsche Kaiser, inzwischen war es Wilhelm II., die Genehmigung zur Veräußerung des Schlosses, und damit waren alle Hürden genommen. Für den 1. 1. 1894 wurde die Übernahme vereinbart. Schließlich erfolgte am 8. 1. 1894 auch die Auflassung. In der Folgezeit kursierten in Fulda sogar Pläne, zur Verbilligung des Kaufes Grundstücke zum Bau von Häusern aus dem Areal des Schloßgartens bzw. des Irrgartens zu veräußern. Glücklicherweise wehrten sich der Stadtrat und der Bürgerausschuß erfolgreich dagegen, und ihnen verdanken wir dieses wunderschöne „Stadtschloß“ als Kernstück unserer Stadt.

Der Bayern-Verein „Bavaria“ Fulda

I)

Aus dem Fuldaer Vereinsleben zur Jahrhundertwende / Von Franz Friedl

Das am 17. Dezember 1907 bei der „Königl. Polizeidirektion Fulda“ eingegangene Schreiben, mit dem die zwei Tage zuvor erfolgte Gründung des „Bayern-Vereins ‚Bavaria‘ Fulda“ offiziell gemeldet wurde, war zugleich so etwas wie die Todesanzeige für den bis dahin in Fulda existenten „Eisstockschützenclub“. Am unteren Ende, ganz verschämt in die Briefecke eben dieses Meldeformulares gezwängt, stand der kurze, aber inhaltsschwere Satz zu lesen: *„Der Eisschützenclub hat sich aufgelöst.“*

Der Eisschützenclub ist tot – es lebe der Bayern-Verein. Adäquat der Aussagefähigkeit dieses Epigramms trug sowohl der Anmeldebrief des neuen Vereins als auch der darin angebrachte Nachsatz mit dem Hinweis auf das Aus der Eissport-Gilde ein und denselben Namenszug: den des Werkmeisters Hans Jäger. Pikanterweise jenes Hans Jäger, der elf Jahre vorher in Fulda die Korporation der bayerischen Eisstockschützen aus der Taufe gehoben und diesem Klub von allem Anfang an bis zu dessen Auflösung ununterbrochen als 1. Vorsitzender vorgestanden hatte. Jetzt, im Dezember 1907, war es der nämliche Hans Jäger, der, sozusagen im fliegenden Wechsel, die Führung des durch ihn neu gegründeten „Bayern-Vereins ‚Bavaria‘ Fulda“ übernahm.

Die Gründung

Stürmisch war's in Fulda und regnerisch dazu, damals, am „Silbernen Sonntag“ des Jahres 1907. Ungeachtet der miserablen Wetterlage *„... durchflutete eine große Menschenmenge die Straßen. An den Schaufenstern staute sich ununterbrochen die Menschenmenge zusammen, so daß nicht durchzukommen war und*

manchmal beängstigendes Gedränge herrschte“. Diese ungewöhnliche Ballung neugieriger Spaziergänger beobachtete seinerzeit der diensttuende Redakteur des „Fuldaer Kreisblattes“.

Was hingegen dem Journalisten an diesem Tage entgangen sein dürfte, war die Tatsache, dass, abseits des in den Geschäftsstraßen herrschenden vorweihnachtlichen Trubels, junge Bur-schen und gestandene „Mannerleut“ zur dritten Nachmittagsstunde auf weit weniger frequentierten Wegen einem Ziel zustrebten, das in der oberen Petersgasse lag und allen damaligen Fuldaern als die „Dabbevilla“ des Schuster-Millionärs Georg Joseph Braun¹ bekannt war.

Zur Berichtszeit beherbergte dieser respektable klassizistische Bau aus dem Jahre 1862 seit einiger Zeit, um genau zu sein, seit 1901, die Gastwirtschaft „Zum Lindenhof“ (nach 1910 „Hotel Lindenhof“).

Dort im Versammlungsraum des Hauses trafen sich die angekommenen Männer, ein Fähnlein von 17 bayerischen Landsleuten, und riefen just an diesem 3. Adventssonntag 1907 den „Bayern-Verein ‚Bavaria‘ Fulda“ ins Leben.

Es geschah „in aller Gemütlichkeit“. So jedenfalls wussten die heimischen Zeitungen vom Gründungsakt zu berichten. In der Tat muss es gemächlich zugegangen sein, an diesem 15. Dezember und auch späterhin. Immerhin erlaubte der Paragraph 8 im Absatz c des Statuts ausdrücklich *„das Rauchen und das Schnupfen“*. Überhaupt schien die „Bavaria“ den angenehmen Dingen zugetan gewesen zu sein. Aus der Vereinssatzung ist solches herauslesbar. Dort wird nämlich im 9. Abschnitt festgeschrieben: *„Die Feste werden gefeiert wie sie fallen“*.

Was den Mitgliederstamm des neuen Vereins anbetraf, so setzte der sechsköpfige

Vorstand insbesondere auf den Kaufmannsstand. In einer ersten Erklärung der Klub-Oberen hieß es: *„Es ist uns bekannt, daß gerade in Kreisen der hiesigen Handelsgelhilfen bayerischer Nationalität eine tiefe Neigung vorhanden ist, den Fuldaer Bayernverein zu stärken“*.

Mitgliedschaft

Der genau genommen streng landsmannschaftlich ausgerichtete Verein zeigte sich, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, für „Preiß'n“ durchaus offen. Zwar heißt es dazu im dritten Satzungsparagraphen, dass nur *„ehrenhafte Bayern“* als ordentliche Mitglieder aufgenommen würden. Aber aus der sich daran anschließenden Textstelle geht hervor: Auch *„Reichsangehörige“* sind gasthalber willkommen. Konkret bedeutete dies: Nichtbayern wurde im Falle ihren Eintritts in die „Bavaria“ lediglich der Status von *„Hospitalanten“* zugestanden. Zuvor noch musste durch den betreffenden Aufnahmewilligen zu allem Überflus noch die Hürde genommen werden, in einer Art Aufnahmeprüfung mindestens 150 Pfund an Körpergewicht auf die hauseigenen Dezimalwaagen des „Lindenhofes“ oder der „Traube“ zu bringen. Für preußische „Grüschperln“, für Leichtgewichtler mithin, keine Chance, Bavarianer zu werden.

Vereinsfeste

Zurück zu der statutarischen Übung, Feste so zu feiern, wie diese fallen. Und wie diese fielen. Bereits wenige Wochen nach dem Gründungsakt fand im Februar 1908 die erste größere Festlichkeit im Gasthaus „Zur Traube“² statt.



Der Lindenhof in Fulda, einst ein renommiertes Hotel an der Ecke Lindenstraße/Petersgasse
Repro: Bu

Als „Familienabend“ war selbige deklariert. Die Festivität geriet, glaubt man der Pressebeurteilung, zu einer gelungenen Melange aus „Gaudi und Volkskunst“. So jedenfalls sah es der Kritiker des „Fuldaer Kreisblattes“. Vorher hatte der Veranstalter in der offiziellen Einladung versprochen, „(...) nur Schönes und Eigentümliches“ bieten zu wollen.

Aus einer zeitgenössischen Niederschrift geht hervor, dass damals, am 29. Februar, „nicht gerauft“ wurde. Dieser Umstand dürfte den anwesenden jungen Burschen wohl weniger gefallen haben. Immerhin gehörten seinerzeit im Verständnis der bayerischen Volksseele zünftige Wirtshaus-Handgreiflichkeiten zu den vertrauensbildenden Maßnahmen.

Statt Raufereien gaben, der erwähnten Pressemeldung zufolge, „(...) vielerlei Lustigkeiten, Allotria, Maschkerade (Masken)“ der Veranstaltung ein eigenes Gepräge. Dazu gesellte sich eine „auf dem Höhepunkt ihres Könnens stehende Tanzlmusi“. Wie ferner vermerkt, sollen an diesem Abend (und Nacht) „Zwiefache, Boarische, Dreher, Walzer und Polkas“ die Hitliste der dargebotenen Tanzrunden angeführt haben. Darüber hinaus seien während der Tanzpausen, so steht es ebenfalls geschrieben, „Schnaderhüpfel, G'stanzl und Vierzeiler“ zu Gehör gebracht worden.

Dies alles geht aus den Geschehensberichten hervor. Nicht belegt indes der Wahrheitsgehalt der den Bavaria-Mitgliedern nachgesagten Praxis, wonach bei diesem Fest (und nicht nur bei diesem) die männlichen Teilnehmer der Gesetzmäßigkeit gefolgt wären, dem zufolge die letzte Halbe (Bier) immer die Vorletzte ist.

Fortsetzung folgt

Quellen:

Stadtarchiv Fulda, Best. 9, Nr. 328
Fuldaer Kreisblatt 1907 - 1911
Fuldaer Zeitung 1907 - 1911

Anmerkungen:

- 1 Georg Josef Braun (1789-1875) verließ 1810 Fulda und ging zu Fuß bis nach Paris. Dort brachte er es, auch durch Heirat, zum Millionär. 1859 kehrte er nach Fulda zurück und erbaute 1861/62 besagte „Dabbevilla“.
- 2 Die „Traube“ stand bis zum Abriss 1965 am Steinweg (gegenüber dem heutigen Vonderau-Museum). Heute Hahner'sches Wohn- und Geschäftshaus Nr. 20-24. Den Wirtshausnamen „Gasthaus zur Traube“ legte die Familie Kramer erst 1875 fest (14. August).

Der Bayern-Verein „Bavaria“ Fulda

III) Aus dem Fuldaer Vereinswesen zur Jahrtausendwende / Von Franz Friedl

Es lässt sich munter drauflos-spekulieren, ob die Tatsache, wonach viele Fuldaer Gastronomiebetriebe um 1910 verstärkt Volkskünstler jeglicher Couleur aus dem bayerischen sowie österreichischen Alpenraum in ihre Häuser einluden und dort auftreten ließen, etwas mit der damaligen Existenz zweier Bayernvereine in Fulda zu tun hatte.

Zugeständnis?

Indes, die Häufung von Veranstaltungen mit Darbietungen süddeutscher und österreichischer Theater-, Musikanten- und Sängergruppen in den großen Etablissements der Stadt ist in der Tat auffallend und lässt Zusammenhänge vermuten.

So gastierten vom 1. Oktober 1908 an täglich im neuen Saal des Restaurants „Hohenzollern“ (heute Hotel Lenz, Leipziger Straße) eine ganze Zeit lang die „Isarthaler“, die in der Werbung als „das erste oberbayerische Konzert-Sextett“ angekündigt worden waren. Etwa zur gleichen Zeit spielte an mehreren Tagen im Saal des Bürgervereins (später Europa-Haus, dann Amerikahaus, heute Kaufhof/Galeria) ein „bayerisches Bauerntheater“. In den Stadtsälen der Orangerie gab es derweil ein Konzert mit dem Quintett „D' Gailthaler“. Wenig später musizierte, sang und tanzte an gleicher Stätte das „Jodler- und Tänzer-Ensemble D' Rei-

chenhaller“. Im April kam das „Erste österreich-steierische Instrumental- und Gesangsquartett ‚Wilde Rosen‘“ zu einem 6-tägigen Gastspiel ins „Hohenzollern“-Restaurant.

Der Hinweis darauf, dass sich die Fuldaer Gastwirte seinerzeit zur Abhaltung von Fastnachtsveranstaltungen vielfach Ideen zur Mottogebung aus der alpenländischen Brauchtumsschatulle holten, erscheint in diesem Zusammenhang durchaus angebracht. Gerade während des Berichtszeitraumes multi-

plizierten sich jeweils im Laufe der Foaset-Saison die Angebote an Bällen und Festen im Ambiente der Alpenstaaten.

Nachstehend eine kleine Auswahl: Das Kaffee-Restaurant „Kaiserhof“ (heute Deutsche Bank, Universitätsplatz) veranstaltete 1908 ein „Münchener Oktoberfest“. Der Programmablauf nahm sich so aus: „Am Fastnachts-Sonntag Ausflug nach dem Festplatz des

‚Kaiserhofes‘ zur Besichtigung der dekorierten Räume. Montag und Dienstag findet das große Oktoberfest statt. Im Ausschank ‚Münchener Franziskaner‘ vom Münchener Kindl in serviert“.

Auch das Hotel „Zum Ritter“ verschloss sich dem allgemeinen Trend nicht. Zum Faschingsausklang 1908 gab es im Ritter „Ein Alpenfest in Tyrol“. Des erwarteten Ansturms wegen war der Eintritt an den drei Veranstaltungstagen nur über Vorverkaufskarten möglich. ○



Auch der Gasthof zur Traube am Steinweg war Vereinslokal der „Bavaria“. Foto: Archiv

Der Besuch eines Polenkönigs in Fulda

Von Otto Schaffrath

In Polen setzte im Jahre 1572 nach dem Tod des letzten Jagiellonen Sigismund II. der Adel die Umwandlung des Landes in ein Wahlkönigtum durch. In diesem gewann er bald die Oberhand, indem er sich zu Konföderationen zusammenschloß, und schränkte durch das „*Liberum Veto*“ die Handlungsfähigkeit der künftigen Könige wesentlich ein. Jeder einzelne Abgeordnete konnte von nun an durch seinen Einspruch eine Vorlage im Parlament zu Fall bringen. Die Folge war, daß kein polnischer Adeliger mehr wegen der Eifersucht seiner Standesgenossen den polnischen Thron besteigen konnte. Polen wurde fortan ein Spielball im Machtkampf der europäischen und selbst außereuropäischer Mächte.

Die Wahl Heinrichs von Anjou zum Polenkönig

Innerhalb der Adelsparteien herrschte gewalttätige Uneinigkeit. Eine jede suchte zudem für ihre Vorstellungen zur Königswahl die Unterstützung einflußreicher ausländischer Gewalten zu gewinnen. 1572 bewarben sich um den polnischen Thron neben anderen als prominenteste Anwärter Kaiser Maximilian II., der Sohn Kaiser Ferdinands und Neffe Kaiser Karls V., und der Großfürst von Moskau.

Maximilian erhoffte sich von dem polnischen Machtzuwachs eine Stärkung seiner Stellung im Reich und einen wesentlichen Gewinn an Abwehrkraft gegen die Türkeengefahr. Auch dem Papst war diese Lösung erwünscht, da er sich davon starke Impulse für die Gegenreformation in Polen versprach, wo sich die Reformation stark ausgebreitet hatte. Der Zar betrieb die Ausweitung seiner Macht nach Westen, eine Politik, die bis heute ihre Aktualität nicht verloren hat. Eine dritte Macht suchte beide Lösungen mit allen Mitteln zu verhindern, die türkische Pforte. Wo schon ihre eigene Machtübernahme nicht erreicht werden konnte, sollte Polen wenigstens möglichst schwach gehalten werden. So gelang es mit türkischer Hilfe einem Außenseiter, sich bei der Wahl durch den polnischen Adel durchzusetzen, Heinrich von Anjou.

Er war der Enkel König Franz' von Frankreich (1515—1547), der mit wechselndem Erfolg in vier Kriegen gegen Kaiser Karl V. versucht hatte, die habsburgische Umklammerung durch Spanien und das Reich aufzubrechen. Sein Vater, König Heinrich II. von Frankreich (1547—59), hatte sich 1533 mit jener berühmt-berüchtigten Katharina von Medici verheiratet, die nach dem

Tod ihres erst vierzigjährigen Gatten für den noch minderjährigen ältesten Sohn Franz II. (1559—60), seit 1558 vermählt mit Maria Stuart, die Regentschaft führte. Nach seinem frühen Tod — er starb mit 17 Jahren — übernahm der zehnjährige Bruder als Karl IX. unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung. Katharina von Medici war bestrebt, auch dem dritten, ihrem Lieblingssohn Heinrich, eine Königskrone zu verschaffen. 1572/73 bot sich endlich die günstige Gelegenheit in Polen. Der Protektion des Großtürken war Katharina sicher. Sie erhielt aber auch die Unterstützung der deutschen protestantischen Fürsten, die im übrigen die Hugenotten, die erbitterten Gegner der sich katholisch gebärdenden Krone von Frankreich im Kampf gegen den französischen König moralisch und materiell unterstützten.

Katharina war eine begeisterte und konsequente Anhängerin und Verehrerin Machiavellis, dessen bedenkliche Auslassungen über die erlaubten Mittel zur Erhaltung der Macht sie rücksichtslos und bedenkenlos verwirklichte. Diese zweifelhafte Kunst lehrte sie auch ihre Söhne. Intrige, Verrat, Wortbruch, Verstellung, Schmeichelei und selbst der brutale Mord galten ihr als selbstverständlich zur Erreichung ihrer Ziele.

Prinz Heinrich von Anjou war am 19. September 1551 geboren. Er war nicht ohne gute Anlagen, ließ sie aber im Laster verkommen. Als gelehriger Schüler seiner Mutter erwies er sich 1569 im dritten Hugenottenkrieg in der Schlacht bei Jarnac, als er den Prinzen von Condé, der schwer verwundet und wehrlos unter einem Baum lag, kaltblütig umbringen ließ. 1572 faßte er mit seiner Mutter den teuflischen Plan, anläßlich der Hochzeit seiner Schwester Margaretha mit dem protestantischen König Heinrich von Navarra am 24. 8. 1572 die gesamte Führungsschicht der Hugenotten zu ermorden. Dieses als „*Pariser Bluthochzeit*“ oder als die „*Bartholomäusnacht*“ in die Geschichte eingegangene Gemetzel kostete in der Hauptstadt Paris 3000 Menschen, darunter dem Führer der Hugenotten, Admiral Coligny, das Leben. In der Provinz waren es angeblich sechsmal so viele Mordopfer, insgesamt über 20 000.

Bevor der polnische Reichstag Herzog Heinrich von Anjou zum König wählte, ließ er ihn eine Wahlkapitulation beschwören und unterzeichnen, die alle polnischen Adelsrechte, vor allem das der Königswahl, bestätigte. Während der monatelangen Verhandlungen gingen mehrere polnische und französische Gesandtschaften hin und her, die fast immer das Hochstift Fulda und seine Hauptstadt berührten.

Fulda war ein bedeutender Ort an der wirtschaftlich und politisch-militärisch wichtigen Durchgangsstraße zwischen Frankfurt und Leipzig. Hier stieg man gerne ab und nahm für die Nacht Quartier. Eine ganze Reihe von leistungsfähigen Gasthäusern und Herbergen lud dazu ein, wie wir aus den zahlreichen Bei-

Zum 750. Todestag des hl. Franziskus

Hoch über der Stadt Fulda steht auf einem Pfeiler links der Klosterkirche auf dem Frauenberg das barocke Standbild des heiligen Franz von Assisi, dessen 750. Todestag in diesem Jahr begangen wurde. In seinen Armen hält er das Kreuz seines Herrn, den er in seinem Leben mehr als andere geliebt, gepredigt und nachgeahmt hat. — Schon elf Jahre nach seinem Tod kamen 1237 die ersten Franziskaner nach Fulda und gründeten an der Stelle des heutigen Kaufhauses Karstadt ein „*Barfüßerkloster*“ mit der „*Minoritenkirche*“. Nachdem das Kloster in der Reformationszeit verlassen worden war, wurden 1620 aufs neue Franziskaner nach Fulda berufen und zogen 1623 auf den Frauenberg, wo sie — mit kurzen Unterbrechungen im Kulturkampf und in der NS-Zeit — bis heute blieben. — Das Tor links auf dem Bild führt auf den Klosterfriedhof, auf dem zahlreiche bekannte Prediger, Seelsorger, Volksmissionare, Professoren, Wissenschaftler, Schriftsteller, ein Arzt und ein Bischof aus dem Franziskanerorden der Auferstehung entgegenharren.

Text und Bild: E. Sturm



wurde dort vom Metropolit zum König gesalbt und gekrönt.

Fürsprache für die Fuldaer Jesuiten

Obwohl der König von den neuen Eindrücken, Verpflichtungen und Problemen seiner Würde vermutlich stark in Anspruch genommen wurde, vergaß er Fulda nicht. In einem Schreiben an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel setzte er sich für die Jesuitenniederlassung in Fulda ein. Der Brief kann bereits in Fulda abgesprochen gewesen sein, doch wird man absichtlich mit der Ausfertigung bis nach dem Treffen mit dem Landgrafen in Vacha gewartet haben. Im Trubel des schwierigen Weitermarsches und den Vorbereitungen zur Königskrönung ist das Versprechen vielleicht vorübergehend in Vergessenheit geraten. Möglicherweise hat auch der Fürstabt von Fulda den König an die Einlösung erst erinnern müssen. Die lässige Form und die wenig sorgfältige Formulierung des Schreibens lassen den Schluß zu, daß aus dem weit entfernten Polen die Fuldaer Sorgen nach so vielen Monaten nur noch geringe Wertschätzung erfuhren.

Auch das Datum enttäuscht. Der Brief wurde erst am 31. 5. 1574 verfaßt, also fünf Monate nach dem Besuch in Fulda. Er bestand im übrigen eine kleine Odyssee, bevor er um die Mitte des Monats Juli in die Hände des Empfängers gelangte. Über Wien kam er nach Fulda. Der Fürstabt gab dem Umschlag ein eigenes Anschreiben an den Landgrafen mit, in dem er mitteilte, der speyerische Bote habe gestern diesen Brief zur Weiterleitung aus Wien mitgebracht. Auf den Inhalt ging er nicht ein, obwohl er ihm sicher bekannt war. Er scheint den Eindruck zu erwecken versucht zu haben, als kenne er ihn nicht.

Der Brief kam ohnehin in mehrfacher Hinsicht vier Wochen zu spät. Noch im November des Vorjahres hatten die Fuldaer Kapitularie sich dazu verstiegen, mit Unterstützung der bischöflichen Ritterschaft und der protestantischen Nachbarfürsten in Hessen und Sachsen selbstherrlich und verfassungswidrig den Fuldaer Jesuiten einen Ausweisungsbefehl zuzustellen. Im Laufe des Frühjahr 1574 änderten sie unter dem Einfluß der katholischen deutschen Fürsten und des Papstes ihre Meinung und kündigten dem fuldischen Adel ihre Teilnahme an den jesuitenfeindlichen Aktionen wieder auf. Die Jesuiten blieben in Fulda und konnten sogar zwei Jahre später, nachdem Fürstabt Balthasar unter Mithilfe des Würzburger Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn abgesetzt worden war, weiter in Fulda wirken.

Heinrichs Flucht aus Polen

Gegenstandslos wurde der Brief dann auch durch die sich inzwischen überstürzenden Ereignisse in Polen. Wenige Tage nach der Ausfertigung des Schreibens erhielt Heinrich die Nachricht, daß sein Bruder, Karl IX., bei einem Turnierunfall umgekommen war. Heinrich war der nächste Thronanwärter in Frankreich und entschloß sich zur Heimkehr. In der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1574 brach er bei Nacht und Nebel eiligst nach Süden zur österreichischen Grenze auf, vergaß aber nicht, die Kronjuwelen im Wert von 300 000 Gulden mitgehen zu lassen. Polnische Polizei jagte ihm nach, ohne ihn jedoch noch zu erwischen. Heinrich gab für seine überstürzte Abreise als Entschuldigung an, die ungeklärte Situation in Frankreich erfordere dringend seine baldige Anwesenheit. Doch ließ er sich von Österreich aus dann sehr viel Zeit.

Die Flucht befreite ihn vielleicht von einer großen seelischen Belastung, denn er war im rauen Polen nie recht heimisch geworden. Aber auch die Polen waren von ihrem neuen König maßlos enttäuscht. Sie hatten voller Stolz und mit großen Erwartungen den strahlenden Sieger der Schlacht von Montcontour (1569) während der Hugenottenkriege begrüßt und mit ihm ein polnisches Heldenzeitalter heraufziehen sehen. Statt dessen erlebten sie einen Schwächling und Weichling, der den Unmut seiner unzufriedenen Untertanen durch glänzende Feste zu besänftigen suchte.

Von Österreich bis nach Frankreich brauchte er drei Monate, eine ununterbrochene Folge von rauschenden Festen in Wien, Venedig, Ferrara, Mantua und Turin. Er hatte es nicht gewagt, durch Deutschland zurückzukehren, da er wegen der Pariser Bluthochzeit dort zu viele harte und drohende Worte zu hören bekommen hatte. Am 17. 6. war König Heinrich aus Krakau entwichen, Anfang Juli traf sein Fürsprachebrief für die Fuldaer Jesuiten in Kassel ein, noch bevor der Landgraf etwas von der Flucht Heinrichs aus Polen erfahren hatte. Seine Korrespondenz mit

dem Bruder in Marburg läßt erkennen, daß er dem Schreiben keine Bedeutung beimaß.

Heinrich regierte übrigens als Heinrich III. recht glücklos in Frankreich und wurde, als er die stärkste Stütze des französischen Königshauses, den Herzog von Guise, hatte umbringen lassen, selbst am 2. 8. 1589 von Jacques Clément ermordet.

Quellen: Fuldaer Geschichtsblätter 1969 Nr. 3, S. 84 ff., 1970 Nr. 1, S. 13 ff., Staatsarchiv Marburg 4 f. Polen Nr. 62.

Die Rasdorfer Flurnamen

Von Erwin Sturm

154. **Weier.** Zwischen den beiden Straßen nach Großtaft und Hünfeld liegt die Flur „Im Weier“. Dieser Name erinnert an einen früheren Fischteich (lat. vivarium, ahd. wiwari). Da Fischteiche (Karpfenweiher) früher viel zahlreicher waren als heute, finden sich Fluren gleichen Namens häufig im Fuldaer Raum, z. B. das große Weihergelände in Neuhoß (heute Bürgerhaus und Sportplätze). Bei Steinbach liegt die Flur Hurasweiher, bei Reulbach das Weiherlos, bei Schlotzau das Weiherfeld, bei Sarrod die Weihergemeinde (frühere Almende), bei Blankenau und Breitenbach/Schlüchtern die Weiherwiesen, bei Haimbach das Weihergärtchen und bei Kirchhasel die Weihergasse. Während stehende Fischwässer heute meist als See oder Teich bezeichnet werden, finden wir bei Kath. Willenroth noch den Waschweiher, bei Sarrod den Waldweiher, bei Margretenhaun die Metzenweiher und bei Poppenhausen die Altenweiher (auch Hof- und Flurname). Bei Langenswarzwitz lag der Ziesenweiher, bei Pilgerzell der Breitenweiher und bei Harmerz der Gieselweiher. Daß Bergnamen wie Weiherkopf (Ulmbach), Weiherberg (Geismar und Dietges) auf einen nahen Fischweiher zurückgehen, halte ich — vor allem im letzten Fall — für unwahrscheinlich. Die elliptischen Ortsnamen Weyhers bei Fulda und Weiher (Wüstung bei Hünfeld) sowie der Name des Weiherhofes bei Hofbieber dürften auf einen alten Siedlernamen zurückgehen (Wigher).

155. **Wiedenhauk.** Die Flur „Am Wiedehauk“ liegt zwischen Dorf und Dachberg. Zum Grundwort vgl. Nr. 35 (Gänshauk). Das Bestimmungswort geht auf das althochdeutsche Wort witu für Wald zurück (vgl. Wiedehopf = Wald- oder Holzhüpfen). Der Flurname bezeichnet also einen Wald-Hügel. Diese alte Bezeichnung für einen Wald ist im Fuldaer Raum nicht häufig zu finden. Sie dürfte in dem Ortsnamen Horwieden bei Margretenhaun und in den Flurnamen Witterod (Wüstung?) bei Bad Salzschlirf sowie Widerod bei Mengers enthalten sein. Ganz sicher ist das nicht, da hier noch drei andere Erklärungen u. U. in Frage kommen: ahd. wida = Weidenbaum, ahd. wit = weit und ahd. weida = Grasland, Viehweide. Das Witterfeld zwischen Eiterfeld und Ufhausen ist wohl als „weites Feld“ zu deuten. Bildungen mit Kollektivsuffix gehen auf den Weidenbaum zurück: Wiedisch (Üllershausen), Wiedig (Landenhausen, Hünfeld, Langenbieber, Steinau), Gänsefittich (Mittelrode) und Weidig (Niedermooß). Das Witig bei Eiterfeld grenzt an das Witterfeld an. Vielleicht erinnert beides doch an eine alte Viehweide. Der Ortsname Weidenau (1012 Widenaha) muß nicht auf eine Viehweide oder auf Weidenbäume zurückgehen, sondern kann auch eine alte Wald-Au sein. Letzte Klarheit läßt sich hier selten erreichen. Vgl. dazu vorher Nr. 152 (Waidergasse).

158. **Wöllnau.** Zum Grundwort „Au“ vgl. Nr. 111 (Röderau). Beim Bestimmungswort möchte man an ahd. woul = wühlend denken. Dieses Wort ist verwandt mit wallen = sprudelnd fließen. Wöllnau wäre dann nur ein Umlaut von Wallnau, Wollnau. Nach Haas ist „wal“ ein altes Wort für Wassergraben. So gibt es zahlreiche Wall- und Wollbäche, meist abgewandelt in

Walmich und Wolmich: Walmich (Hintersteinau), Wolmich (Allmus, Hofbieber, Niederbieber, Traisbach). Eine Flur Wöllbach liegt bei Hintersteinau, ein Wöllstein bei Rudlos. Nach Schoof sind fast alle der zahlreichen Flurnamen mit Wolf durch Volksetymologie aus wal, wol entstanden.

160. **Zent.** „Off der Zäänk“ heißt das Gelände westlich des Wehrfriedhofs. Entweder war es früher Stätte des Zentgerichts oder Wohnsitz des Zentgrafen oder Gemeinbesitz der Markgenossen. Centena (von lat. centum = hundert) war in der fränkischen Landnahmezeit Rodungsland, auf dem freie Leute gegen Zahlung von Königszins unter Zentaren angesiedelt wurden. Die Centena galt als Unterbezirk einer Grafschaft und wurde von einem Zentgrafen verwaltet. Die Zent war Vorläufer der späteren Gerichte und Ämter. Je nach Lage der Zent innerhalb oder bei einem alten Gerichtsort oder an weniger exponierter Stelle kann man auf einen Gerichtsplatz oder aber nur auf einen Gemeinbesitz der Zent schließen. Als Beispiele kann ich nur die Zehnt von Hofbieber und die Zent in Flieden und bei Crainfeld nennen. Doch dürfte es auch in anderen alten Gerichtsorten noch solche Fluren geben, deren Name hoffentlich heute in Straßennamen fortlebt. (Fortsetzung folgt)

Heimatliteratur

Der **Frauenberg**. Bildband anläßlich des 750. Todes-tages des hl. Franz von Assisi. Herausgegeben von P. Provinzial Sigfrid Klöckner OFM, Fulda. Fotos von Rolf Kreuder, Tann. Texte von P. Palmatius Säger OFM und P. Suso Frank OFM. Gesamtherstellung Parzeller & Co., Fulda, 1976.

Eine Zeichnung der in den Bb. Nr. 23 abgebildeten Franziskus-Statue auf dem Frauenberg schmückt einen neuen Bildband, den das Kloster Frauenberg zum Franziskus-Jubiläum 1976 herausgebracht hat. 44 meisterhafte Fotos von Rolf Kreuder, Tann, zeigen die barocke Pracht der Klosterkirche nach ihrer gründlichen Renovierung, die neugeschaffene Hauskapelle mit den Glasfenstern von Agnes Mann, die neue Klosterbibliothek mit einigen ihrer wertvollen Schätze und die beiden Kreuzwege: den alten mit den Stationshäuschen zum Kalvarienberg und den neuen entlang der Nordwand der Klosterkirche, wo die geschnitzten Passionsgruppen aus dem alten Kreuzweg eine geschützte und sichere Aufstellung fanden. Besonders hervorgehoben seien die großartigen Fotos des Gnadenbildes im Hauptaltar und der Madonna auf der Mauerecke beim Aufgang zum Kloster. Die deutenden Worte zu den Bildern hat P. Suso Frank OFM verfaßt. Vorausgeschickt ist eine kurze Geschichte des Frauenberges von P. Palmatius Säger OFM: Der Bischofsberg des hl. Bonifatius, die Benediktinerpropstei Frauenberg, das alte Franziskanerkloster seit 1623, das neue mit der Barockkirche nach dem Brand 1757, der Sitz der neuen thüringischen Ordensprovinz seit 1894 und die durchgreifende Renovierung von Kirche und Kloster 1972 bis 1974 unter P. Provinzial Dr. Sigfrid Klöckner und Architekt Dipl.-Ing. Rudolf Schick.

Auf eine ausführliche Darstellung des Klosters, seiner Geschichte, seiner Sendung und seiner Tätigkeit konnte verzichtet werden, da dies erst vor dreizehn Jahren erfolgt war in dem stattlichen Band „Zweihundert Jahre Kirche und Kloster Frauenberg Fulda“. Er erschien aus Anlaß der 200-Jahr-Feier der Konsekration der heutigen Kirche im Jahre 1963.

E. Sturm

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Der Besuch eines Polenkönigs in Fulda

2) (Schluß)

Von Otto Schaffrath

Raubüberfälle am Drasenberg

Über die heitere Harmonie des Fuldaer Aufenthaltes fiel jedoch ein Schatten, als die Kunde von einem Raubüberfall am Drasenberg oberhalb von Schlüchtern in Fulda eintraf. Genau genommen war es bereits der zweite Anschlag im Zusammenhang mit dem Durchzug Heinrichs durch Deutschland. Der erste ereignete sich in den letzten Oktobertagen.

Wer sich noch an die alte Landstraße über den Distelrasen zwischen Flieden und Schlüchtern mit ihren weiten Schleifen durch die bewaldeten Hänge erinnert, vor allem an die Stelle, wo der Weg entlang dem steil abfallenden „Mordgraben“ verlief und ihn auf einer steinernen Brücke überquerte, der kann ermesen, mit welch bangem Herzen die Fuhrleute an dieser unheimlichen Stelle vorbeizogen und wie sie aufatmeten, wenn sie die Höhe des Distelrasens erklommen hatten und es endlich wieder talabwärts ging. Besonders wenn Wagen schwer beladen waren, blieb es nicht aus, daß am Drasenberg für die ermatteten Tiere häufige Verschnaupausen eingelegt werden mußten und ein sonst geschlossener Wagenzug sich hier unweigerlich auseinanderzog.

An diesem schaurigen Ort lauerten oft beutegieriger Straßenräuber und benutzten die Gelegenheit, einen vereinzelter Wagen auszuplündern. Es war ausgerechnet der Gepäckwagen des Bischofs von Posen, der zwei Monate später dann als Dolmetscher in Fulda fungierte. Noch aus Frankreich sandte Heinrich ein geharnischtes Schreiben an den Landgrafen von Hessen-Kassel. Aus dieser Entfernung konnte er nicht abschätzen, daß Flieden im Fürstentum Fulda und nicht in der Landgrafschaft Hessen lag. Der Abt von Fulda, der am Drasenberg das Geleitrecht hatte, kam damals durch dieses Mißverständnis glimpflich davon.

Der zweite Überfall ereignete sich am ersten Weihnachtstag 1573. Es waren diesmal fünf Be-

rittene beteiligt, einer in polnischen Lederhosen, vielleicht aus der Beute des ersten Überfalls. Jetzt war der polnische Oberhofmeister des neugewählten Königs der Betroffene. Demnach waren zwei Tage nach dem Eintreffen des Königs in Fulda immer noch Fahrzeuge des Polenzugs unterwegs.

Sicher war der Vorfall äußerst peinlich für den Fuldaer Landesherrn. Fürstabt Balthasar beilegte sich auch sofort, die Untat aufzuklären. Seine Untersuchungsbeamten ermittelten, daß der Räuberhauptmann am Vorabend bei Abt Lotichius in Schlüchtern zu Gast gewesen war und mit ihm gezecht hatte. Dann zog er mit seinen vier Kumpanen nach Flieden und begehrte dort ein Nachtlager. Der örtliche Schultheiß wies die fünf Gesellen an einen Bauern, da die Gaststätten alle belegt waren. Am nächsten Morgen verließen sie in aller Frühe ihren Gastgeber, nicht ohne eine Hellebarde mitgehen zu lassen. Mit diesem Gerät schlugen sie dann den Gepäckwagen zuschanden, plünderten ihn aus und ließen die Waffe neben dem Fuhrwerk liegen.

Die Fahndung nach den Straßenräubern

Den Namen des Räuberhauptmanns bekam man sehr schnell heraus. Es war Theophil Schütz aus Schotten. Der Fürstabt schickte umgehend den Fliedener Zentgrafen Schwarzhaupt nach Schotten, um den Schütz verhören und gegebenenfalls verhaften zu lassen. Schotten war damals zwar Ausland, doch bestand bereits eine Art Rechtshilfeabkommen zwischen den deutschen Territorien. Nach diesem hätte sich Schwarzhaupt an den hessischen Amtmann in Schotten wenden müssen. Einen solchen gab es aber in dieser Zeit nicht, da der bisherige sein Amt aufgegeben hatte und ein neuer noch nicht bestellt worden war. So war der Schultheiß von Schotten als sein Stellvertreter zuständig.

Der Schultheiß forderte Theophil Schütz durch Boten auf, zum Rathaus zu kommen. Schütz folgte dem Gebot nicht. Der Beamte nahm daraufhin mehrere Bewaffnete und den Stadtknecht mit zu Schützens Haus und stellte ihn zur Rede. Theophil genoß in Schotten einiges Ansehen, da er einer der wenigen Bürger war, die lesen und schreiben konnten. Außerdem war er in Rechts- und Gerichtsdingen recht gut bewandert, was nicht wundernimmte, da er schon öfters mit den Gerichten zu tun gehabt hatte und gerade jetzt erst wieder wegen irgendeiner krummen Sache in Untersuchungshaft genommen, gegen Kaution aber freigekommen war. Der eintretende Schultheiß traf ihn dabei an, wie er einen Ratsuchenden gerade in Rechtssachen beriet und ihm mehrere Schriftsätze anfertigte. Theophil versprach, am nächsten Morgen zum Rathaus zu kommen.

Er kam auch, verlangte aber, daß der Fuldaer Abgesandte erst eine gewisse Summe hinterlegen sollte für den Fall, daß seine Unschuld erwiesen werde. Dann erst wolle er Rede und Antwort stehen. Plötzlich machte er kehrt, rannte aus dem Rathaus, schwang sich auf ein inzwischen bereitgestelltes Pferd und galoppierte mit einem Komplexen zum Stadttor, wo sie den Wächter niederschlugen und sich das Tor zur Flucht öffneten.

Nun war der Schottener Schultheiß in großer Verlegenheit. Er hatte den Schütz verhaften sollen. Er hatte von ihm das Ehrenwort erhalten, daß er sich nicht ohne seine Erlaubnis entfernen werde, und nun war er entwischt. Auf ihm lastete die Verantwortung gegenüber seinem Landgrafen und dem Fürstabt von Fulda; er war verpflichtet, den Gefangenen zur Verfügung zu halten. Der fuldische Beamte beschuldigte ihn auch prompt, die Flucht des Übeltäters begünstigt zu haben.

Der verängstigte Schultheiß schrieb mehrere Briefe an seinen Landesherrn und bat ihn, den

Abt von Fulda zu beruhigen und hinzuhalten, wenn er die Auslieferung des Gefangenen verlange. Er wolle sich alsbald nach Marburg aufmachen, um ihn dort einzufangen, denn dieser hatte angeblich die Absicht geäußert, sich dahin zu begeben. Es war aber eine Finte des Räubers. Er wurde um diese Zeit in Gelnhausen gesehen und an seinen Polenhosen erkannt, entwich aber ins Bayrische. Ob er ertappt und seiner gerechten Strafe zugeführt wurde, berichten die Akten nicht.

Das Gefolge des Königs

Inzwischen war der erlauchte Gast des Abtes von Fulda zur Weiterreise aufgebrochen. Ursprünglich hatte er den Abmarsch für den Stephanstag vorgesehen. Doch der Distelrasen hatte den Pferden so sehr zugesetzt, daß vor allem die Zugtiere der erst am ersten Feiertag eingetroffenen Wagen unbedingt einen Ruhetag benötigten. So verschob der König den Aufbruch um einen Tag auf den 27. 12. 1573. Die nächste Station der Reise sollte für ihn und sein engeres Gefolge Vacha, für den Rest des Zuges Geisa sein. Doch schienen den Verantwortlichen die Unterbringungsmöglichkeiten in Geisa so dürftig, daß sie diesen Teil der Begleitung nach Hünfeld umdirigierten. Bis Vacha erstreckte sich das fuldische Geleitrecht, und wir dürfen wohl annehmen, daß nach den Pannen am Drasenberg der Abt alle Sorgfalt aufwandte, das Geleit in die Grenzstadt besonders sorgfältig zu bestellen.

Der Oberhofmeister des Königs, Kaspar von Schönberg, ein offenbar mit allen Wassern gewaschener deutscher Adelliger, sandte mehrere Listen der königlichen Begleitmannschaft an die deutschen Fürsten. Unter der Überschrift: „Fürsten, Herrn, Junkern, so bey der Königlichen Majestät“ werden aufgeführt: Monsieur de Villequier, Großmeister und Großkammerer. Es folgen der erste Kammerherr, der Herr der Garderobe, der Hauptmann der Garde und M. Miron, der oberste Arzt. Dann werden aufgezählt der Prinz von Condé, die Herzöge von Nevers und von Meyne, außerdem der Gesandte des französischen Königs. Nun werden die Polen genannt: der schon genannte Bischof von Posen, der Paladin der Krone, Lasky, und neun andere polnische Gesandte. Weiter unten stehen die Hofschranzen: der Silberkammerer, der Oberhofrat, der Staatssekretär, der Schatzmeister und ein Deutscher namens Otto Platte, über dessen Funktion allerdings nichts mitgeteilt wird.

Es gibt noch eine andere Aufstellung der Begleitung des erwählten Königs von Polen, die nach Reit- und Zugtieren aufteilt. Da sind allein 70 Hofsoldaten mit 170 Reit- und 154 Wagenpferden genannt, daneben 60 berittene Gardesoldaten. Der Kleidermeister hat 12 Reit- und vier Wagenpferde. Der „Obirst Doctor“ und der „Almußgeber und Kaplan“ verfügen über neun Reit- und vier Wagenpferde. Der Herzog von Nevers hatte allein 50 Reit- und 25 Wagenpferde bei sich. Die polnischen Gesandten müssen lauter ältere Herrschaften gewesen sein, denn sie wiesen nur Wagenpferde auf, weil sie vermutlich in Kutschen fuhren. Der Troß des Bischofs von Posen bestand aus 22, der des Paladins der Krone, Lasky, aus 65 und der des Herrn von Garque aus 20 Pferden. 12 Sekretäre und Dolmetscher begleiteten den Zug mit 12 Reit- und zwei Wagenpferden. Am bescheidensten war der Provost, der Schnellrichter und Ordnungshüter des Königs, mit drei Leuten, acht Reitpferden und einem Wagenpferd.

Man muß sich nur wundern, daß der Franzose seine Reise mit einem so unförmigen Troß bis in den Winter mit seinen ungünstigen klimatischen Verhältnissen und einem den Verantwortlichen sicherlich bekannten katastrophalen Straßenzustand verschob. Er langte jedenfalls in der alten polnischen Krönungsstadt Krakau an und

Die Freiherren von Redwitz

(Schluß von vorhergehender Seite)

Ministerialen (Lehnsleute) des Fürstbistums Bamberg. Ihre Mitglieder finden sich in den Domkapiteln von Bamberg und Würzburg, aber auch z. B. in den Klöstern Langheim, Siegburg, Kitzingen u. a.

Wigand von Redwitz war in der Reformationszeit (1522—1545) Fürstbischof von Bamberg. Ein Teil der Familien nahm die Reformation an, ein Teil blieb katholisch. Die Verbindung mit dem doch recht weit entfernten Kloster Fulda ergab sich durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Adelsfamilien, deren Angehörige Kapitular des Klosters Fulda und Propste fuldischer Propsteien waren: von Bibra, von Guttenberg, von Riedheim, von Ebersberg gen. Weyhers, von Hettersdorf und von Harstall. Die letztgenannte Familie stellte den letzten Fuldaer Fürstbischof, der Philipp Anton von Redwitz als Hofmarschall und Musikdirektor in Fulda einstellte.

Im 19. Jahrhundert war ein in Lichtenau bei Ansbach geborener Freiherr Oskar von Redwitz (1823—1891) Professor in Wien und wurde bekannt als romantischer Dichter konservativ-katholischer Grundhaltung.

Das Wappen der Familie zeigt in Blau drei silberne Querbalken, die mit einem schrägrechten, wellenweise gezogenen roten Balken überlegt sind. Ihre Verbreitung und Bedeutung ist übrigens auch daran zu erkennen, daß Hatard von Hattstein in seinen berühmten, 1729 und 1740 in Fulda gedruckten drei Bänden „Die Hochzeit des deutschen Reichsadels“ auf nicht weniger als 31 Seiten Stammbäume der Herren von Redwitz ausbreitet. Das ist die größte Zahl unter den vierhundert behandelten Adelsfamilien.

tragen zur Stadtgeschichte aus der Feder des kürzlich verstorbenen Fuldaforschers Dr. Aloys Jestaedt wissen.

Die protestantischen Nachbarn des Hochstiftes Fulda, die Landgrafen von Hessen-Marburg und Hessen-Kassel, ließen die Vorgänge in der Residenzstadt des Fürststades durch Spione sorgfältig ausspähen und teilten einander ausführlich ihre Beobachtungen und Gedanken mit. So kam dem Landgrafen von Kassel zu Ohren, daß der Paladin der polnischen Krone, Laski, in seiner Unterkunft in Fulda mit den Erfolgen der Jesuiten in Polen geprahlt hatte und heftige Drohungen gegen die Protestanten ausgestoßen hatte. Das bereitete ihm einiges Unbehagen.

Abreise aus Frankreich

Am 9. 5. 1573 wählte der polnische Reichstag Heinrich von Anjou zum König von Polen. Doch nahm der Erkorene sich viel Zeit, bis er sich endlich bequeme, in sein Reich zu ziehen. Offenbar fiel dem 23jährigen der Abschied von der „Douce France“ und von seiner herrschsüchtigen und energischen Mutter schwer. Sogar die Erkrankung seines königlichen Bruders an den Kindsblattern nahm er zum Anlaß, die Abreise hinauszuzögern, weil dieser ans Bett gefesselt war und nicht zur Verabschiedung an die Grenze mitkommen konnte.

Erst im Spätherbst 1573 sind ernsthafte Vorbereitungen für die Reise nach Polen im Gange. An Hand der Briefe, die er durch seinen Oberhofmeister nach Deutschland sandte, um seine Anreise anzukündigen und um die Erlaubnis zum Durchzug anzusuchen, läßt sich sein Weg von Paris durch Ostfrankreich zur Grenze genau verfolgen. Die Mitteilungen an die deutschen Fürsten waren ratsam, da der erwählte König von Polen immerhin mit mehr als 1000 Reit- und Zugtieren unterwegs war, die auf den einzelnen Stationen der langen Reise untergebracht und versorgt werden mußten, von den begleitenden Mannschaften und dem Hofstaat ganz zu schweigen.

Am 20. 9. 1573 richtete Heinrich noch aus Paris eine Botschaft an den Fürstabt Balthasar von Fulda, in der er sich beklagte, daß ihm durch die Beschlüsse eines Fürstentages zu Frankfurt die Reiseroute durch Deutschland genau vorgeschrieben worden sei. Wenn er den dort vorgesehenen Weg durch das Kinzigtal über Vacha nach Thüringen nehmen müsse und durch das Hochstift Fulda ziehe, verspreche er gewissenhaft für das Wohlverhalten der ihn begleitenden Leute sorgen zu wollen. Er bitte den Abt, genügend Vorräte für Menschen und Tiere, selbstverständlich gegen angemessene Bezahlung, bereitzustellen. Beim Grenzübertritt werde er wieder von sich hören lassen.

Interessant ist der Titel, den er, wie damals üblich, seinem Brief voranstellt: Heinrich, von Gottes Gnaden erwählter König von Polen, Großherzog von Litauen, Rußland, Preußen, Masovien, Samogiten, Kiew, Wolhynien, Podlachien, Livland, Herzog von Anjou, von Bourbon, der Auvergne, Graf der Marche, von Forez usw.

Am 28. 9. 1573 brach Heinrich endlich von Paris auf. In Metz war der Abschied von der „alten Königin“, seiner Mutter, von seinem königlichen Bruder Karl und dem jüngsten, Franz von Alençon, aber auch von König Heinrich von Navarra geplant, mit dem man sich offenbar wieder ausgesöhnt hatte.

Die Haltung der deutschen Fürsten

Der Brief an den Fürstabt von Fulda wäre wohl nicht geschrieben worden, wenn die Durchreise durch Deutschland nach den Vorstellungen des neugewählten Königs hätte verlaufen können. Der von ihm erwähnte Frankfurter Rezeß der Fürsten vom 17. 3. 1573 hatte ihm einen Strich durch seine Rechnung gemacht. Er hatte sich vorgestellt, auf dem Weg durch West- und Mitteldeutschland fast alle bedeutenden Territorialherren des Reiches, Pfalz, Hessen-Marburg, Hessen-Kassel, die beiden Sachsen und Brandenburg aufsuchen zu können. Die Vereinbarung der Fürsten schrieb ihm aber den Marsch durch

die Bistümer Speyer und Worms, das Erzbistum Mainz, das Gebiet der Stadt Frankfurt, die Grafschaft Hanau, die Fürstabtei Fulda und schließlich, nur notgedrungen, durch Sachsen vor.

Die deutschen evangelischen Fürsten legten offensichtlich keinen Wert auf die Begegnung mit dem Franzosen. Das Verhalten des Kurfürsten von der Pfalz läßt auch erkennen, warum. Heinrich riskierte auf seinem Marsch schließlich doch einen Umweg und erschien in Heidelberg. Der Pfälzer führte seinen ungebeten Gast vor ein Bildnis des Admirals Coligny und sagte mit großem Ernst bedeutsam zu ihm: „Das war ein großer Mann.“ Der Abscheu und die tiefe Verstimmung der deutschen Protestanten über den Massenmord der Bartholomäusnacht war noch zu lebendig. Landgraf Wilhelm von Kassel litt überdies unter der ständigen Furcht vor einem gesamteuropäischen, antiprotestantischen Bündnis unter der Führung des Papstes, das die Vernichtung aller Evangelischen zum Ziele haben sollte. Er hielt die französische Krone für ein wichtiges und gefährliches Glied in diesem Pakt.

Heinrich von Anjou machte mehrere Versuche, wenigstens die Landgrafen umzustimmen und ihnen die Zusage zum Zug durch Hessen über Marburg und Kassel mit einem Zusammenreffen in den Hauptstädten abzurufen. Er teilte zum Beispiel dem Landgrafen Wilhelm von Kassel freudig mit, er bringe auch die beiden Pferde, die dieser sich vom Franzosenkönig erbeten habe, und er überhäufte ihn mit faustdicken Schmeicheleien, wie etwa dieser: Er sehne sich danach, denjenigen Fürsten zu besuchen, den er am innigsten auf dieser Welt verehere. Der Landgraf antwortete höflich, aber sehr deutlich und berief sich auf die Frankfurter Beschlüsse, an die er wie sein Bruder Ludwig in Marburg gebunden sei.

Eine Reise durch Hessen sei, so führte der Landgraf weiter aus, auch aus anderen schwerwiegenden Gründen überhaupt nicht möglich. Die Jahreszeit sei für eine Traktation, also die Versorgung von so vielen Menschen und Tieren, äußerst ungünstig. Es fehle in seinem Land vor allem an geeigneten Getränken, weshalb die Fuhrleute bereits seit geraumer Zeit die hessischen Gegenden mieden. Besonders in den Städten sei gar kein Wein mehr vorhanden. Man möge doch die fatalen Auswirkungen bedenken, „dan wir wol wissen, das die Franzosen des Biers gar nicht gewohnt“. Überdies könnte man zur Winterszeit die hohen Gäste nicht durch Jagden und Ritterspiele ergötzen.

Dagegen sei er, der Landgraf, für die Durchreise des Königs und seines Gefolges durch Vacha wohlgerüstet und gut vorbereitet. Futter und Pflege in genügender Menge und genug Gebäude für die Unterbringung der Tiere stünden bereit, so 400 Stallplätze in der Stadt und noch einmal 1200 in der Umgebung. In Vacha sei er gerne zu einem Treffen mit dem erwählten Polenkönig bereit.

Warum gerade in Vacha? Der Ort war eine Grenzstadt zwischen dem Hochstift Fulda und Hessen. Er unterstand formal der Landeshoheit des Fuldaer Fürststades, war aber seit zwei Jahrhunderten fast ohne Unterbrechung zu zwei Dritteln an Hessen verpfändet. Wie Fulda lag auch Vacha an der wichtigen Verbindungsstraße zwischen Frankfurt und Leipzig und war aus der Sicht des Landgrafen, der den Franzosen nicht in seinem Territorium haben, ihm aber aus Höflichkeit dennoch seine Aufwartung machen wollte, der ideale Treffpunkt.

Der ursprüngliche Reiseplan des Prinzen sah sein Eintreffen in Fulda am 9. 12. 1573 vor. Doch mußte er wegen einer ganzen Reihe von unvorherzusehenden Ereignissen immer wieder geändert werden. Die nicht unwillkommene Erkrankung des französischen Königs wurde bereits erwähnt, ebenso der eigenmächtige Absteher des Polenkönigs nach Heidelberg. Auch die Marschroute mußte verlegt werden, als bekannt wurde, daß zwischen Limbach und Zweibrücken eine Seuche, vermutlich die Pest, ausgebrochen war. Heinrich wagte es daraufhin nicht, mit einer

so großen Menschenmenge durch das gefährdete Gebiet zu ziehen.

Am 23. 12. 1573 endlich, 14 Tage später als ursprünglich vorgesehen, langte Heinrich in Fulda an. Der Fürstabt hat, wie es scheint, den ausländischen Gast im Gegensatz zu den hessischen Landgrafen und den übrigen deutschen Fürsten mit offenen Armen aufgenommen. Das hatte gute Gründe. Balthasar von Dermbach hatte 1570 als 22jähriger den Fuldaer Abtstuhl bestiegen und ein Jahr später die Jesuiten nach Fulda berufen und mit ihrer Hilfe die tridentinische Reform in seinem Herrschaftsbereich in Angriff genommen. Dadurch war er nicht nur mit seinem weltlichen Stiftskapitel und seiner protestantisch gesinnten Ritterschaft und der Landschaft in Konflikt geraten, sondern hatte sich auch den Unmut der evangelischen Nachbarn Hessen, Sachsen und Pfalz zugezogen. Seine Gegner versuchten ihn nunmehr mit vereinten Kräften unter Druck zu setzen und von dem Weg seiner Reformpolitik, notfalls mit Gewalt, abzubringen.

Unter diesen Umständen konnte Fürstabt Balthasar von Dermbach den Besuch des neugewählten Königs von Polen als einen Prestigegewinn ansehen, dies um so mehr, als der Franzose mit den Nachbarn Fuldas nicht oder nur flüchtig zusammentreffen konnte. Abt und König scheinen sich recht gut verstanden zu haben, zumal sie in Religionsachen manche gemeinsamen Motive und Ziele hatten. Heinrich entstammte dem französischen Königshause, das wie der Fuldaer Abt das alte Bekenntnis gegen alle Neuerer verteidigte, und er zog in ein Land, in dem er der beginnenden Gegenreformation neue und entscheidende Impulse geben sollte, wie die Wähler es von ihm erhofften und erwarteten.

Das Weihnachtsfest in Fulda

Im Elogium der Fuldaer Jesuiten von 1672 auf den Reformabt Balthasar von Dermbach wird das Eintreffen des erwählten Königs von Polen mit einem großen Gefolge von französischen und polnischen Adligen in Fulda erwähnt. Es wird ausdrücklich vermerkt, daß der Franzose zusammen mit dem Abt mit großer Andacht und Frömmigkeit das Christfest begangen habe. Weitere Einzelheiten teilen dazu die Fuldaer Jesuitennarrativen mit. Heinrich hatte am Vorabend von Christi Geburt im Jesuitenkolleg auf die Begrüßung durch seinen Dolmetscher, den Bischof von Posen, der das dortige Jesuitenkolleg ins Leben gerufen hatte, antworten lassen und sagte seine Teilnahme am Festgottesdienst in der Jesuitenkirche zu. Er erschien bereits zur Geburtsvesper in der Jesuitenkirche und begab sich dann ins Kolleg. Dort wurde er von mehreren Zöglingen mit Gedichten in verschiedenen Sprachen begrüßt. Er war begeistert, ließ ihre Lehrer zu sich kommen, gab ihnen die Hand, was eine besondere Auszeichnung bedeutete, und lobte immer wieder ihre großartigen pädagogischen Erfolge. Auch den Pater Rektor und andere Patres zeichnete er durch Händedruck aus und unterhielt sich lange mit ihnen.

In der Christnacht verbrachte er mit dem Abt vier Stunden auf den Knien in der Jesuitenkirche. Nach der Matutin und nach dem Anhören von vier heiligen Messen empfing er in der letzten andächtig die heilige Eucharistie. Tags darauf besuchte er erneut in der Kirche der Jesuiten eine Messe mit Chorgesang und Orgelspiel. Zur zweiten Vesper begab sich der hohe Gast in die Stiftskathedrale, die Vorgängerin des heutigen Domes zu Fulda. Doch scheinen ihm die Gottesdienste bei den Jesuiten am meisten zugesagt zu haben, denn er nahm am Sankt-Stephans-Tag sowohl an der Messe als auch an der Vesper in ihrem Gotteshaus teil. Der Chronist konnte es sich nicht verkneifen, zu vermerken, daß so der König mit seinem Gefolge den Fuldaer Bürgern in nur wenigen Tagen ein Beispiel gegeben habe, wie sie es eindrucksvoller noch nie gesehen hatten. Der König hat offenbar in Fulda einen Eindruck hinterlassen, der mit seinem sonstigen lasterhaften Leben nicht in Einklang zu bringen war.

(Fortsetzung folgt)

Der Bezugspreis der Fuldaer Zeitung 1923

Ein Rückblick auf die Inflationszeit / Von Otto B e r g e

In einem Rückblick zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum hieß es in der Fuldaer Zeitung vom 5. Dezember 1923: „Im Oktober 1890 zog die Actiendruckerei in die ‚Harmonie‘, ihr heutiges umfangreiches Heim (am Peterstor, wo sie sich heute noch befindet). Dort hat die Actiendruckerei in den 25 Jahren, die bis zum Kriegausbruch (1914) vergingen, einen in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht ungewöhnlichen Aufstieg erlebt, auch die Kriegsjahre hat sie gut überstanden, und bis heute trotz sie unverzagt, wenn auch von den Stürmen der Zeit mit der übrigen deutschen Wirtschaft gerüttelt und geschüttelt, der schweren Not, die über unser Volk hereingebrochen ist ...“ Wenn hier von den „Stürmen der Zeit“ und der „schweren Not“ gesprochen wird, so ist damit die Inflationszeit gemeint, in der das Geld entwertet wurde und die Arbeitslöhne und Papierpreise in riesenhafte Dimensionen anstiegen. Für die Fuldaer Zeitung hatte dies zur Folge, daß zum Beispiel der Bezugspreis ständig angehoben werden mußte.

Ein Überblick über die Bezugspreise der Fuldaer Zeitung von 1920 bis zum Jahresende 1922 läßt erkennen, daß sich die inflationäre Entwicklung, verglichen mit dem Jahr 1923, zunächst noch in „mäßigen Grenzen“ hielt, wenngleich im Jahre 1920 der Preis auf das Dreifache, im Jahre 1921 von drei auf fünf Mark und 1922 von sechs Mark auf 200 Mark anstieg. Im einzelnen sah die Entwicklung folgendermaßen aus:

1. Januar 1920	1,10 Mark
3. Januar 1920	1,30 Mark
1. April 1920	2,00 Mark
5. Juli 1920	3,00 Mark
Im Dezember 1920	3,00 Mark
13. Juli 1921	3,50 Mark
4. Oktober 1921	5,00 Mark
1. Januar 1922	6,00 Mark
14. Februar 1922	8,00 Mark
1. April 1922	10,00 Mark
6. Mai 1922	18,00 Mark
4. Juli 1922	24,00 Mark
1. August 1922	28,00 Mark
1. September 1922	50,00 Mark
1. Oktober 1922	140,00 Mark
1. November 1922	150,00 Mark
3. Dezember 1922	200,00 Mark

Bereits am 24. Januar 1923 teilte der Verlag mit, daß die Fuldaer Zeitung im Februar 850 Mark ohne Zustellgebühr kosten würde. Es wurde aber angekündigt, daß sich „der Papierpreis von vier auf 5½ Millionen Mark für eine 200-Zentner-Ladung erhöht“ habe. Ferner wurde mitgeteilt: „Löhne, Gehälter und Bedarfsartikel stiegen in gleicher Weise, so daß heute der oben genannte Februarpreis (850 Mark) in keinem Verhältnis zu den Herstellungskosten steht, zumal der unbekannte Februar-Papierpreis und unausbleibliche Lohnerhöhungen nicht berücksichtigt werden konnten. Wir hoffen bei unseren Beziehern volles Verständnis für diese schwierige Lage zu finden ...“ Die weitere Erhöhung des Bezugspreises wird in dieser Mitteilung bereits angekündigt; es zeigt sich aber auch gleichzeitig, wie hilflos der einzelne beziehungsweise ein wirtschaftliches Unternehmen der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung – in diesem Fall der Geldentwertung – damals ausgesetzt war.

Während der Inflationszeit setzte ein „Zeitungssterben“ ein, dem auch Regionalzeitungen in den Nachbarkreisen zum Opfer fielen.

Roggen als Bezugspreis!

Keine monatliche Neubestellung,
und auch keine Nachzahlung mehr!

Anregungen aus Landwirtschaftskreisen folgend, sind wir bereit, einen

Jahresbezug der Fuldaer Zeitung

(oder auch für kürzere Zeit) gegen Roggen oder Weizen einzurichten.

Danach verpflichten wir uns, die „Fuldaer Zeitung“ für ein ganzes Jahr frei Haus zu liefern gegen einmalige Lieferung von 3 Zentner Roggen oder 2½ Zentner Weizen.

Bei nur vierteljährigem Bezug beträgt die Gegenleistung 1 Zentner Roggen oder 90 Pfund Weizen.

Wir bitten die Herrn Landwirte, die von dieser bequemen Bezugsweise Gebrauch machen wollen, uns das sofort mitzuteilen.

damit wir die Ueberweisung der Fuldaer Zeitung rechtzeitig vor dem 1. November vornehmen können. Neben dieser Neueinrichtung bleibt natürlich die seit herige Bestellungsweise bei der Post oder bei unsern Agenten bestehen.

Verlag der Fuldaer Zeitung.

Mitteilung im Textteil der Fuldaer Zeitung vom 19. Oktober 1923. Lebensmittelknappheit und Geldentwertung verursachten eine derartige Aufforderung. Die sogenannte Flucht in die Sachwerte läßt sich auch hier erkennen. Roggen oder Weizen als Bezugspreis der Fuldaer Zeitung in Zahlung zu nehmen, erfolgte „zugunsten unseres Personals“, wie dies aus weiteren Inseraten der Fuldaer Zeitung hervorgeht.

Kopie aus der Fuld. Zeitung

Im Jahre 1923 drehte sich das Inflationskarussell immer schneller. Entsprochen an der Jahreswende 1922/23 10 000 Papiermark 6,34 Goldmark, so zahlte man für 10 000 Papiermark am 11. Mai 1923 nur noch 1,09 Goldmark. Am 16. August hatte eine Million Papiermark nur den Wert von 1,25 Goldmark. Am 2. Oktober 1923 wurde für 100 Millionen Papiermark nur 1,07 Goldmark berechnet. Eine Milliarde Papiermark entsprach am 15. Oktober 1,12 Goldmark. Vier Tage später, am 19. Oktober, wurden für zehn Milliarden Papiermark 1,23 Goldmark berechnet. Am 3. November wurde für 100 Milliarden Papiermark 1,04 Goldmark gezahlt, und schließlich entsprach am 20. November eine Billion Papiermark dem Wert einer Goldmark (Ende der Inflation).

Bezugspreise 1923

Aus dem Ansteigen des Bezugspreises für die Fuldaer Zeitung läßt sich ersehen, wie schnell die sogenannte galoppierende Inflation im Jahre 1923 fortschritt. Sowohl für den Bezug einer Einzelnummer als auch für den monatlichen Bezug, der schließlich durch wochenweise Bezugspreise abgelöst wurde, stiegen die Preise in immer kürzeren Zeitabschnitten immer schneller und höher hinauf. Am Ende der Inflationszeit wurden für eine Einzelnummer der Fuldaer Zeitung 70 Milliarden Mark verlangt.

Die Bezugspreise für eine Einzelnummer der Zeitung wurden jeweils auf der Titelseite aufgedruckt. Eine Zusammenstellung dieser Preise ergibt folgende Preisentwicklung bzw. Geldentwertung im Jahre 1923:

Preis für eine Einzelnummer

1. 2.	40 Mark
1. 3.	80 Mark
4. 4.	120 Mark
3. 6.	150 Mark
1. 7.	400 Mark
1. 8.	3000 Mark
17. 8.	10 000 Mark
22. 8.	20 000 Mark
1. 9.	150 000 Mark
4. 9.	100 000 Mark
16. 9.	200 000 Mark
19. 9.	500 000 Mark
2. 10.	3 000 000 Mark
3. 10.	2 000 000 Mark
12. 10.	5 000 000 Mark
23. 10.	15 000 000 Mark
27. 10.	80 000 000 Mark
1. 11.	1 500 000 000 Mark (1½ Milliarden Mark)
8. 11.	5 Milliarden Mark
13. 11.	10 Milliarden Mark
16. 11.	15 Milliarden Mark
21. 11.	30 Milliarden Mark
24. 11.	70 Milliarden Mark
1. 12.	10 Pfennig (Goldwährung)

Bezugspreis für einen Monat (1923)

1. 1.	375 Mark
1. 2.	850 Mark
1. 3.	1800 Mark
4. 4.	2500 Mark
3. 6.	3000 Mark
1. 7.	9000 Mark
1. 8.	50 000 Mark
17. 8.	300 000 Mark

Bezugspreis für einen halben Monat

1. 9.	Erste Hälfte Monat Sept.	1 Mill. Mark
16. 9.	Zweite Hälfte Monat Sept.	3 Mill. Mark
18. 9.	Zweite Hälfte Sept. erhöht auf	5 Mill. Mark
30. 9.	Erste Hälfte Okt. 21 Mill.	
	und Nachforderung 200 Mill.	221 Mill. Mark
21. 10.	Nachforderung für zweite Hälfte Oktober	440 Mill. Mark
	insgesamt für Oktober	661 Mill. Mark

Bezugspreis für eine Woche (1923)

31. 10.	Für eine Woche: 1.–7. 11. 23	7,7 Mrd. Mark
8. 11.	Für eine Woche: 8.–15. 23	30 Mrd. Mark
16. 11.	Für eine Woche: 16.–23. 11.	60 Mrd. Mark
	Nacherhebung für November	200 Mrd. Mark
1. 12.	Für Dezember	2,50 Mark in Goldwährung

Am 31. Oktober teilte der Verlag der Fuldaer Zeitung den Lesern mit, daß die fortschreitende Geldentwertung dazu zwingt, zum Wochen-Bezug über-

Neben Roggen (3 Gtr.) und Weizen (2 1/2 Gtr.) für vollen Jahresbezug der „Fuldaer Zeitung“

sind wir auch bereit, zu Gunsten unseres Personals

Kartoffeln

in Zahlung zu nehmen für 1 Jahresbezug 7 Zentner)

Die Zustellung der Fuldaer Zeitung erfolgt dann für 1 Jahr frei, einschließlich Ueberweisungs- und Zustellgebühr.

Verlag der Fuldaer Zeitung.

In der Fuldaer Zeitung vom 6. Dezember 1923 teilt der Verlag mit, daß auch Kartoffeln für den Bezug der Zeitung in Zahlung genommen werden.

zugehen. Vom 1. bis 7. November 1923 wurde der Bezugspreis für die Fuldaer Zeitung (zugestellt) auf 7 Milliarden 700 Millionen Mark festgesetzt, für Abholer war die Zeitung 500 Millionen Mark billiger. Am 4. November wurden die Postbezieher benachrichtigt, für die erste Hälfte des Monats November 16 Milliarden Mark zu zahlen, abzüglich des bereits erhobenen Betrages von rund 2 Milliarden Mark, so daß noch 14 Milliarden Mark zu zahlen waren. Vier Tage später, am 8. November, mußte der Verlag der Fuldaer Zeitung seine Bezieher folgenderweise belehren:

„Kein Gewerbe, kein Betrieb irgendwelcher Art hat so schrecklich unter der Geldentwertung zu leiden wie das Zeitungsgewerbe. Daher auch das Eingehen vieler alter angesehener Zeitungen und Zeitschriften. Auch unsere Zeitung wurde in der ersten Novemberwoche von dieser Geldentwertung wiederum schwer betroffen. Der festgesetzte Bezugspreis von 7 Milliarden für die erste Novemberwoche, der jetzt zum Einzug kommt, bedeutet wieder nichts mehr. Dagegen sind die Herstellungskosten gewaltig gestiegen. Ein Waggon Papier kostet 290 Billionen Mark. An diesem Preis gemessen, dem sich die Billionen Löhne, Gehälter usw. anschließen, bietet der von uns für die zweite Novemberwoche 1923 (vom 8. bis 15.) festgesetzte Bezugspreis von 30 Milliarden eine Kleinigkeit, die besagt, daß die Fuldaer Zeitung . . . immer noch sehr preiswert ist . . .“

Unter der Schlagzeile „Lästige Nachzahlungen“ wurde der Verlag der Fuldaer Zeitung am 13. November schon wieder bei seinen Postabonnenten vorstellig, „da von den Nachzahlungen, die wir von unseren Postabonnenten angefordert haben, nur ein verschwindender Bruchteil bis jetzt geleistet wurde. Die Nachzahlung ist eine Folge der Geldentwertung. Sie wird lästig empfunden, aber ungerecht beurteilt, weil sie lediglich den Zweck hat, uns vor großen Verlusten zu schützen, die auf der anderen Seite einen unverdienten Vorteil unserer Bezieher bedeuten. Wir appellieren an das Rechtsgefühl jedes einzelnen mit der dringenden Bitte, die Nachzahlungen, die heute nur noch eine Kleinigkeit bedeuten, zu leisten.“ So schreibt das „Stuttg. kath. Sonntagsblatt“: Auch im Fuldaer Land machen wir dieselbe Beobachtung. Während wir nicht wissen, woher wir die Gelder für die Lohnzahlungen nehmen sollen, verweigern vielfach die Postbezieher die Nachforderungen, sie bedenken gar nicht, daß sie damit unserem Personal das tägliche Brot verweigern . . .“

Am 15. November 1923 werden die Bezieher der Fuldaer Zeitung davon unterrichtet, daß für die Zeit

An unsere Postbezieher.

Laut unserer Ankündigung sind die Nachnahmekarten jetzt unterwegs. Wer die Einlösung übersieht, erhält die Zeitung nicht mehr.

Heute erreichten uns bereits die ersten Karten mit dem Vermerk:

„Annahme verweigert.“

Die Einstellung der Lieferung der Fuldaer Zeitung mußte deshalb sofort erfolgen.

Verlag der Fuldaer Zeitung.

Wegen der ständig ansteigenden Preise verweigerten viele Postbezieher die Annahme der Fuldaer Zeitung. Nach dem Vermerk „Annahme verweigert“ stellte die Fuldaer Zeitung ihre Lieferung ein. Fuldaer Zeitung vom 18. 10. 1923.

vom 16. bis 23. November der Bezugspreis 60 Milliarden Mark (frei Haus) beträgt. Eine Einzelnummer kostete 15 Milliarden Mark.

Am 16. November teilte die Fuldaer Zeitung ihren Postbeziehern mit: „Für den Rest des Monats November wird der Briefträger in den nächsten Tagen die Nacherhebung von 200 Milliarden für die Fuldaer Zeitung erheben. Wir bitten zu bedenken, daß uns jede Nachnahmekarte 10 Milliarden Porto kostet, während die Postbezieher erst 16 Milliarden bezahlt haben. Wer die Nachnahme nicht einlöst, fügt uns deshalb großen Schaden zu. Gerechter Lohn muß sein, und deshalb dürfen wir wohl auch auf allgemeine Einlösung rechnen.“

Um das Geschäftsleben in Gang zu halten, mußten immer mehr und immer schneller vielstellige Banknoten gedruckt werden. In Deutschland waren damals 300 Papierfabriken tätig, um das Papier für die Banknoten zu liefern, die von 2000 Druckerpressen pausenlos gedruckt werden mußten. Störungen in der Versorgung mit Zahlungsmitteln sollten auf diese Weise eingeschränkt werden. Daher mußten viele Städte und Landkreise dazu übergehen, selbst Geldscheine zu drucken und als Notgeld herauszugeben.



Für die Zeit vom 16.—23. November beträgt der Bezugspreis für die „Fuldaer Zeitung“

60 Milliarden Mark

frei Haus. Einzelnummer 15 Milliarden Mark.

Verlag der Fuldaer Zeitung.



Der Bezugspreis der Fuldaer Zeitung für eine Woche war in der dritten Novemberwoche 1923 bereits auf 60 Milliarden gestiegen. Eine Einzelnummer kostete 15 Milliarden Mark. Mitteilung in der Fuldaer Zeitung vom 15. 11. 1923.

Notgeld der Stadt Fulda

Um den Mangel an Zahlungsmitteln zu beheben, wurde am 16. August (FZ 17. 8.) 1923 auch Notgeld der Stadt Fulda in Form von Gutscheinen hergestellt. Die Gutscheine lauteten auf 500 000 und eine Million Mark. Die Gutscheine zeigten auf der Vorderseite den

Die Inflation im „Urteil“ der Fuldaer Zeitung

In der Fuldaer Zeitung sind im Jahre 1923 verschiedene Beiträge über den Wert des Geldes und die inflationäre Entwicklung eingerückt. Derartige Betrachtungen sind heute noch sehr aufschlußreich, da sie die wirtschaftliche und insbesondere die monetäre Situation der Inflationszeit anschaulich widerspiegeln. Einige derartige Beiträge sollen daher folgen.

Das Gewicht der Milliarden

Einen interessanten Beitrag über „das Gewicht der Milliarden“ bringt die Fuldaer Zeitung am 16. November 1923, indem sie auf die „Berechnung eines Rechenkünstlers in Heiligenstadt“ hinweist. Die Geldentwertung war bereits am 8. November 1923 soweit fortgeschritten, daß ein Pfund Wurst 100 Milliarden Mark kostete. „Diese Summe“, so heißt es in dem Bericht, „kann man in Tausendmarkscheinen zwar nicht abzählen, aber wiegen. Es gehören dazu 100 Millionen dieser Scheine. Ein Schein wiegt 1,3 Gramm. 1000 = 13 Kilo, 100 000 = 130 000 Kilo oder 2600 Zentner. Um diese zu transportieren, nehme man 130 Ackerwagen, jeder beladen mit 20 Zentnern. Dieser Wagenpark reicht von einem Ende der Stadt zum anderen. Der erwähnte Wagenpark dürfte eine Länge von etwa 1500 bis 2000 m gehabt haben.“

Nachdem die Geldentwertung in erheblichem Maße weiter fortgeschritten war, obwohl seit dem 16. November nur einige Tage vergangen waren, berichtete die Fuldaer Zeitung am 21. November 1923 über den Wert einer Billion. Ein Pfund Fleisch kostete nämlich inzwischen 1,2 Billionen Mark. Dies war ein Betrag, der auch für den Besuch der Oberrealschule für die zweite Novemberhälfte zu zahlen war.



Der Bezugspreis für die „Fulda. Zeitung“

beträgt für den Monat Dezember 1923

2.50 Goldmark

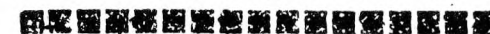
frei Haus. Abgeholt 2 43 Goldmark.

Es steht den Beziehern frei, den Monatspreis in zwei Raten zu begleichen, allerdings ist dann eine etwa weitergreifende Geldentwertung zu tragen.

Wer sich den jetzigen günstigen Dollarkurs noch sichern will, tut gut, sofort in unserer Geschäftsstelle zu bezahlen.

Wird der Bezugspreis von uns eingezogen, gilt derjenige Kupon, der am Tag der Zahlung maßgebend ist.

Verlag der Fuldaer Zeitung.



Nach Überwindung der Inflation betrug der Bezugspreis der Fuldaer Zeitung 2,50 Goldmark. Mitteilung in der Fuldaer Zeitung vom 1. Dezember 1923.

Wert des Scheines an, während auf der Rückseite ein Stich des Klosters Fulda von Brosamer wiedergegeben war.

Am 25. August erfolgte die Ausgabe eines größeren Betrages an Notgeld in 2-Millionen-Scheinen, die auf der Rückseite das Simplicius-Bild von einer Fuldaer Reiterstandarte aus dem Jahre 1631 zeigte. Jedoch hatte „die Hast“, mit der dieser Schein hergestellt werden mußte, es standen nur zwei Tage zur Verfügung, das Druckfehlerteufelchen mobil gemacht.

Im Gefecht bei Vacha am 15. September 1631 wurde die Fahne von den Hessen erobert. Wenn auf dem Schein zu lesen war, daß das Gefecht bei Vacha 1863 (statt 1631) stattgefunden hat, so war dies offensichtlich ein Druckfehler, auf den in der Fuldaer Zeitung aufmerksam gemacht wurde. Der Druckfehler machte aber den Geldschein nicht ungültig. Im Gegenteil, es stieg sogar der Wert dieser Druckfehlerscheine. Daher empfahl die Fuldaer Zeitung am 26. August 1923: „Scheine mit Druckfehler sind in der Regel gute Sammelobjekte. Wer also Millionen übrig hat, der kann sie hier gut anlegen.“

Im Oktober reichte das Notgeld schon wieder nicht mehr aus. Vielen Fuldaer Betrieben war es unmöglich geworden, die Löhne voll auszuzahlen. Um die „Not an Zahlungsmitteln zu beheben“, wurde von der Stadt Fulda weiterhin neues Notgeld in Aussicht gestellt (FZ: 26. Okt. 1933).

„Um eine Summe von oben genannten Zahlen in Einmarkscheinen nachzuzählen, also für ein Pfund Rindfleisch oder Schuld für 14 Tage, müßte ein Mann über 19 000 Jahre zählen. Tag und Nacht zählen; er dürfte weder essen noch trinken noch ruhen, (sondern) zählen, immer zählen, Werktag und Sonntag und Feiertag, Tag und Nacht ununterbrochen, in immer gleichem Tempo.“ Auch bei Tausendmarkscheinen müßte der betreffende Geldzähler noch 19 Jahre beim Zählen verbringen.

Mit diesem Beitrag wollte die Fuldaer Zeitung den Zahlenwahnsinn der Inflation anprangern. Immerhin waren auch die Zustellungsgebühren für die Zeitung inzwischen auf „eine Milliarde gerundet“ (FZ 20. 11. 1923).

Was ist eine Papiermark?

„Darauf gibt es allerdings verschiedene Antworten“, heißt es in einem Beitrag der Fuldaer Zeitung vom 4. Juli 1923. Zur Klärung wird ferner festgestellt: „Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ist eine Papiermark (der Einmarkschein) ein höchst merkwürdiges Gebilde. In seiner Urform ist es ein rechteckiges leeres Stück Papier im Werte von etwa drei Mark (freibleibend), wird es aber mittels siebenfarbigem Druck und einer Blindprägung zu einem Einmarkschein umgewandelt, so verringert sich der Wert auf eine Papiermark. Verkauft man es als Altpapier, dann erhöht sich der Wert. Man bekommt mehr dafür, als der Schein Kaufkraft hat. Ein Beispiel: 2000 Einmarkscheine wiegen ein Kilo; ein Kilo holzfreies Papier kostet 7000 Mark, mithin ein Gramm sieben Mark. Für ein Kilo nach Qualitäten sortiertes Altpapier gibt es je nach Menge die Hälfte (für Zeitungspapier bis zu zwei

Drittel) des Neupreises. Rechnet man hinzu die Kosten für die Herstellung eines Geldscheines, die doch den Papierpreis weit übertreffen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Herstellung des Einmarkscheines mindestens zehn Mark kostet. Daraus folgt weiter, daß in der heutigen Zeit Scheine bis zu zehn Mark, vielleicht auch schon der Zwanzigmarschein, nicht entfernt die Herstellungskosten decken. – Also sammle man Einmarkscheine, verkaufe sie, und man kann sein Leben fristen. Wieviel(e) Berufe einem doch noch offenstehen!“ wird zynisch bemerkt.

T-Mark und M-Mark

Um den vielen Nullen im Geschäftsverkehr zu entgehen, wurde am 17. Oktober 1923 die T-Mark (Tausend Mark) eingeführt (FZ vom 18. 10.). Dazu teilten die Fuldaer Banken mit, daß sie durch die sprunghaft fortgeschrittene Geldentwertung dazu gezwungen wurden, wie dies bereits von Handel und Industrie durchgeführt wurde. „Wir werden daher mit Wirkung vom 15. Oktober 1923“, so hieß es in der Verlautbarung der Fuldaer Banken, „die sogenannte T-Mark (Tausend Mark) buch- und korrespondenzmäßig einführen. Ein Betrag von beispielsweise 5 775 000 Mark wird in Zukunft demzufolge 5 775 T-Mk. (Tausend Mark) geschrieben werden.“

Indessen half dies nur sehr wenig, und zwar nur für eine kurze Zeit. Am 31. Oktober wurde in der Fuldaer Zeitung mitgeteilt: „In Anbetracht des weiteren starken Verfalls der Mark und des hiermit verbundenen Anschwellens der Zahlen führen wir ab 1. November 1923 (FZ vom 2. 11.) ebenso wie die Behörden statt der bisherigen Schreibweise der T-Mk. (Tausend Mark) die M-Mk. (Million Mark) in unserer Buchführung und Korrespondenz ein.“ Frappierend ist wiederum folgendes Beispiel: „Ein Betrag von Mk. 61 657 560 000 000,– wird in Zukunft demzufolge 61 657 560 M-Mk. (Million Mark) geschrieben werden. Um Unstimmigkeiten und Verwirrung zu vermeiden, tritt jedoch bei der wörtlichen Wiederholung der Beträge eine Änderung gegenüber früher nicht ein, so daß obiger Betrag „Einundsechzig Billionen sechshundertsiebenundfünfzig Milliarden fünfhundertsechzig Millionen Mark“ geschrieben wird ...“

Was kommt nach Billion und Trillion?

In der galoppierenden Inflation schien bald die Frage berechtigt: Was kommt nach der Billion und Trillion? Billion und Trillion waren schon ganz außergewöhnlich in der Vorstellung der damaligen Bürger. „Eine Billion ist eine Million Millionen und wird mit zwölf Nullen geschrieben, eine Million Billionen (mit 18 Nullen) ist eine Trillion, ein Million Trillionen ist eine Quadrillion (mit 24 Nullen)“, so belehrt die Fuldaer Zeitung ihre Leser am 20. Oktober 1923 und fährt fort: „Eine Million Quadrillionen ist eine Quinquillion (mit 30 Nullen), eine Million Quinquillionen ist eine Sextillion (mit 36 Nullen), eine Million Sextillionen ist eine Septillion (mit 42 Nullen), eine Million Septillionen ist eine Oktillion (mit 48 Nullen), das sieht in Zahlenreihen geschrieben so aus:

1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 ...

und das dürfte hoffentlich vorläufig für den Hausgebrauch genügen!“

Fort mit den Nullen

Bei derart vielen Nullen ist es verständlich, wenn bereits am 31. August 1923 gefordert wurde: „Weg mit den Nullen!“ In allen Zweigen der Wirtschaft, insbesondere auch bei den Banken, führte die „Nullenwirtschaft“ zu erheblichen Arbeitsüberlastungen, „so daß es unbedingt notwendig erschien, wirksame Sparmaßnahmen durchzuführen“.

Um Geld zu zählen oder um die Geschäftsbücher zu vervollständigen, mußten Banken stundenweise, später auch tageweise für den Publikumsverkehr schließen. In den Einzelhandelsgeschäften waren stabile Preise über Mittag kaum zu gewährleisten.

Notgeld der Stadt Fulda, ausgegeben vom Magistrat am 13. August 1923. Auch der Landkreis Gersfeld gab Notgeld heraus, unterzeichnet von Landrat Dr. Wiechens und Kreissparkassenrentant Gutmann. In Geisa erschien Notgeld, auf dem Athanasius Kircher abgebildet war.



Der Diensteid des Posthalters von 1773

Beitrag zur Geschichte der Post in Fulda / Von Ernst Zeier

Die Reichspost der Fürsten Thurn und Taxis unterhielt auch in Fulda ein Postamt. Diesem Amt stand vom 20. April 1773 als Posthalter Johannes Oswald vor. Wahrscheinlich aus gesundheitlichen Gründen bat er den Fürsten, die Posthalterei seinem Sohn, dessen Vorname ebenfalls Johannes war, zu übertragen. Dies wurde am 2. Februar 1782 genehmigt. Aber erst am 18. März 1784 erhielt der Sohn die endgültige Bestallung. Kurz danach, am 18. April 1784, verstarb der Vater Oswald.

Jeder Posthalter hatte bei seinem Amtsantritt einen Eid auf den Fürsten abzulegen. Der eigenhändig niedergeschriebene Diensteid des älteren Oswald ist im Zentralarchiv der Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg erhalten geblieben. Er ist ein typisches Beispiel, wie ein Untertan in einer Urkunde seinen Fürsten und Herrn anzureden und sein Gelöbnis zu formulieren hatte.

Aus den Ausführungen gegen Ende des Eides ergibt sich, daß Oswald aus der Verwaltung des Fürstbistums Fulda unter dem Fürstbischof Heinrich von Bibra übernommen wurde. Solche Übergänge lassen sich auch für weitere Posthalter nachweisen. Offenbar haben die Fürsten Thurn und Taxis gern Angestellte oder Beamte aus der fürstbischöflichen Hofhaltung auf Empfehlung des jeweiligen Fürstbischofs übernommen, weil die Post damit in Verwaltung, Schriftverkehr und Rechnungslegung erfahrene Posthalter erhielt.

Der Diensteid hat folgenden Wortlaut (altertümliche Schreibweise beibehalten): „Ich, Johannes Os-

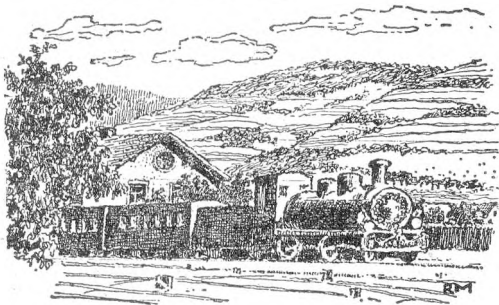
wald, des Kayserlichen Reichs gegenwärtiger Posthalter, gelobe und schwöre zu GOTT hierdurch, daß ich dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Anselm, des Heiligen Römischen Reichs Fürsten Thurn und Taxis, Grafen zu Valsafina, Freyherrn zu Impden, Herrn der Reichsgrafschaft Eßlingen und Osterhofen, Wolferten, Ropum und Meusesgheim etc, der Souverainen Provinzen Hennegau Erbmarschalles, der Königl. Polnischen weissen Adlers und St. Hubertus Ordensritter, Erb-General-Obrist-Postmeister im Heil. Röm. Reich, Burgund und Niederlanden etc, meinem jeztmaligen gnädigsten Herrn, Ich gehorsamt treu, Gehorsam und gewärtig seyn, Dero Frommen und Nutzen bey aufnahm der meiner Bedienung jetzt und allezeit nach Bestem meinem Vermögen suchen und befördern, Schaden und Nachtheil dahingegen zu allen Zeiten sofort warnen und abwenden helfen, denen bereits ergangenen und annoch ergelhenden Verordnungen gehorsamst schuldige Folge leisten, und also die letzt abgelebten meines gnädigsten Herrns Hochfürstliche Durchlaucht geleistete theure Pflichten mich allerdings verbinden, und wohin Eingangs Höchstgedachte Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht mich immittelst angewiesen haben, treulich thun und verrichten solle und wolle! Als Wahr mir GOTT helfe und seine lieben Heiligen.

Urkundlich meiner eigenhändigen Unterschrift und angedrucktem Petschaft.

Signatum zu Fuld, den 20. April 1773.
Johannes Oswald, Posthalter“

Samstag, 5. Juni 1976

1. 12. 1898



Der erste „Schlitzer Zug“ verläßt den
Bahnhof Salzschlirf.

Der jüngste Gauleiter kam aus Fulda

v) Rudolf Jordan wurde im Januar 1931 Gauleiter in Halle-Merseburg / Von Elmar Schick

Man kann nur den Kopf schütteln, wenn man die nachfolgenden Sätze Jordans liest, mit denen er behauptete, Hitler sei wohl¹⁵ „der erste und einzige politische Kopf gewesen, der die bevorstehende europäische Entwicklung ahnend voraussah und ihr in seiner Haltung Rechnung zu tragen gewillt war, bei aller Tragik des Geschehens ein nicht wadzudiskutierendes Argument gegen das billige Modewort vom wahnsinnigen Hitler, der das deutsche Volk mit sich in den Abgrund reißen wollte.“

Der uneinsichtige und von seiner Führerverehrung verblendete ehemalige Junglehrer aus Fulda weigerte sich einfach gegen die Erkenntnis, dass er Jahrzehnte seines Lebens einem politischen Scharlatan und Verbrecher nachgerannt war. Erschüttert kehrte er in seinen Gau zurück, in dem er nun bis zum grausamen Ende ausharrte und versuchte, Not zu lindern und in Zusammenarbeit mit dem damaligen Oberbefehlshaber der zertrümmerten Westfront, Generalfeldmarschall Kesselring, Engpässe in der Versorgung der Soldaten und der Zivilisten so gut wie möglich zu überwinden. Ursprünglich sollte der Harz verteidigt werden, weil das nach Kesselrings Ansicht eine militärische Notwendigkeit war. Jordan gelang es, diese Verteidigung zu verhindern, da die Lebensmittelversorgung der Gebirgslandschaft bei längeren Kämpfen unmöglich war und eine Ernährungskatastrophe eintreten würde.

Vernünftige deutsche Befehlshaber wie General Wenck und General Edelsheim beendeten den Widerstand und trafen mit den ihnen gegenüber stehenden amerikanischen Truppen Übereinkommen, nach denen ihre Einheiten die Waffen niederlegten und sich in Gefangenschaft begaben. Jordan stimmte diesem Entschluss zu und entließ auch seinen Stab aus dem Dienst seines Reichsverteidigungskommissariates. Den Volkssturm schickte er nach Hause und untersagte alle „Wehrwolfaktivitäten“, um nicht noch mehr Menschenleben zu gefährden und sinnlos zu opfern. Dann kümmerte er sich um seine Familie.

Seine Frau und seine drei Kinder waren in Schierke, einer kleinen Ortschaft im Harz untergebracht. Von dort wollte Jordan versuchen, sich mit seiner Familie nach München durchzuschlagen, der Heimat seiner Frau. Sicher hoffte er im Stillen, in der Großstadt mit den Seinen untertauchen zu können. In den Wirren dieser Zeit kam die Familie nicht weit. Nach drei Wochen wurde der gesuchte Gauleiter in der Schule des Dörfchens Dannenstedt unweit der Elbe verhaftet und zu Vernehmungen nach Magdeburg gebracht. Seine Frau und die beiden Kinder Hans-Jürgen und Sigrid erreichten nach Irrungen und Wirrungen München, wo sie bei Verwandten das erhoffte Unterkommen fanden.

Gefangenschaft

Jordans Festnahme erfolgte am 30. Mai 1945. Uhren, Geld und auch der Schmuck seiner Frau verschwanden in den weiten Uniformtaschen der englischen Soldaten. Nur konfiszierte Bilder, Dokumente und Unterlagen tauchten bei den nun folgenden Verhören immer wieder auf. Die ersten Befragungen fanden in Magdeburg statt und waren häufig begleitet von Schlägen mit dem Gummiknüppel, von Gebrüll und Geschrei.

Man konnte anscheinend dem Gauleiter keine Verbrechen nachweisen, also versuchten die Secret-Service-Leute durch üble körperliche Drangsalierungen falsche Geständnisse aus ihm herauszuprügeln. Menschlichkeit gegenüber den Unterlegenen war bei der Militärpolizei der Sieger nur selten anzutreffen. Während der Verhandlungspausen legte man ihm Hand- und Fußfesseln an und sperrte ihn in einer engen verschmutzten Toilette ein. Die Stationen seiner ersten Gefangenschaft waren die örtlichen Stellen des Secret-Service in Wernigerode im Harz und in Magdeburg.

Von dort transportierte man ihn über das Durchgangsgefängnis Oschersleben in ein Lager für politische Gefangene in Westertinke in Niedersachsen.

Schließlich landete Jordan in der amerikanischen Besatzungszone über Marburg an der Lahn im Lager Zuffenhausen bei Stuttgart. Dort waren die weiteren Verhöre Sache des C.I.C. In diesem Lager traf er auf eine Reihe prominenter politischer Gefangener: den General der Waffen-SS Gille, den SS-Obergruppenführer Prinz Josuas von Waldeck, die Gauleiter Wahl aus Schwaben und Hofer aus Tirol, den früheren Reichsstatthalter von Schwaben, General Ritter von Epp, den Postminister Ohnesorge und Offiziere und weitere Angehörige der „Leibstandarte Adolf Hitler.“

Inzwischen, nach mehr als einem halben Jahr Gefangenschaft, erhielten die Lagerinsassen Schreiberlaubnis. Einmal im Monat durfte jeder Gefangene einen Brief an seine Angehörigen schreiben. Auch Postsendungen von zu Hause konnten empfangen werden. Jordan sandte sein erstes Lebenszeichen an die Anschrift seiner Schwiegermutter in München, wo er seine Frau vermutete. Einige Tage später schickte ihm seine Frau ein Paket mit nützlichen Dingen, einem Kuchen und einem Stück Rauchfleisch. Ein gesondert ankommender Brief berichtete von einem harten Nachkriegsschicksal, dem Einrücken der Russen im Harz, dem endlichen Entkommen im Herbst nach München mit den zwei älteren Kindern. Das jüngste Mädchen, damals ein Jahr alt, musste wegen lebensgefährlicher Schwäche in einem Wernigeroder Stift vorerst zurückbleiben. Eine caritative Organisation wollte es baldmöglichst nach München bringen.

Vom Sommer 1946, also nach eineinvierteljähriger Untersuchungshaft, in der dem Gauleiter Jordan keine Verbrechen gegen die Menschlichkeit nachgewiesen werden konnten, berichtet er in seinen Lebenserinnerungen von folgender Verhörszene, in der ein deutschsprechender C.I.C. Offizier wutentbrannt erklärte:¹⁶ „Jetzt machen wir Schluss mit Ihnen. Sie sollen wissen: Jetzt schicken wir Sie nach Sibirien! So ist es mit den Russen vereinbart! Dort können Sie mit Ihren nazistischen Mitverbrechern ein

neues Viertes Reich errichten, bei Wasser und Brot, bei Schnee und Eis, bei 47 Grad Kälte! Dort werden Sie dann wie ein räudiger Hund begraben sein.“

In Güterwagen wurde Rudolf Jordan mit einer großen Zahl von Schicksalsgenossen wenige Tage später in das Konzentrationslager Dachau überführt. Dort traf er wieder einige prominente NS-Gefangene, den ehemaligen Reichsleiter und obersten Parteichef Walter Buch und den früheren Staatssekretär Stuckart. An seine Frau konnte er einen längeren Brief aus dem Lager schmuggeln. In der Antwort erhielt er eine freudige und eine schmerzliche Nachricht: Seine jüngste Tochter Astrid war gesund zu seiner Frau und den beiden älteren Geschwistern nach München gebracht worden, aber seine 84-jährige Mutter einsam in einem Heim in Fulda gestorben.

Eine Woche später pferchte man ihn mit seinen Leidensgefährten in einen Güterzug in Richtung Ost. Über Frankfurt/Main und Vacha wurde die Grenze zur Ostzone überschritten und die unglückliche Fracht russischen Offizieren übergeben. Das geschah am 26. Juli 1946.

Ausgeliefert

Es waren NKWD-Leute, Angehörige der gefürchteten russischen Geheimpolizei, die jeden Einzelnen der Neuankommlinge einer entwürdigenden Visitation unterzogen, nicht nur die Kleidung und das geringe Gepäck, auch der gesamte Mensch, die Achselhöhlen, der Mund, jede Zone seines Körpers wurde peinlich genau untersucht. Diese erste Untersuchung fand noch auf deutschem Boden statt, im ehemaligen Untersuchungsgefängnis am Münchener Platz in Dresden.

Zu den nun stattfindenden zahllosen Verhören führte man Jordan stets gefesselt. Es waren immer die gleichen Formalitäten. Mit dem Gesicht zur Wand hatte er zu warten, bis der Untersuchungsrichter, meist ein höherer Offizier, ihn zum Platz nehmen auf einem Stuhl

hinter einem Tischchen aufforderte. Ein Dolmetscher musste bei fast allen Verhören zugegen sein.

Bei keinem Verhör gab Jordan Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder irgendwelche kriminellen Taten in Ausübung seines Amtes als Gauleiter oder als Verteidigungskommissar zu. Nach einigen Wochen gab die Dresdener Dienststelle der russischen Geheimpolizei ihre Versuche auf, ihn zu Geständnissen zu bringen und verbrachte ihn in das Zentralgefängnis des NKWD in Berlin.

Zuerst gab es auch hier wochenlanges ereignisloses Warten. Schließlich begannen die Verhöre wieder. Dann und wann zeigte sich der verhörende Offizier großzügig und legte Brot, Wurst, Zwiebeln und Tabak als Sonderration auf den Tisch. Anscheinend sollte der Gefangene damit gefügig gemacht werden. Zu Beginn des Jahres 1947 zog die gesamte Dienststelle des NKWD mit allem Dienstpersonal und den Gefangenen in ein moderneres Gefängnis nach Berlin-Hohenschönhausen um. Es war so eingerichtet, dass die Insassen völlig isoliert werden konnten. Auch ein bei den Russen erprobtes Mittel, Beschuldigte gefügig zu machen.¹⁷

„Wieder begann eine Serie von Vernehmungen in grellem Scheinwerferlicht. Man verlangte immer dasselbe: „Pokasanie, Pokasanie! Aussagen, Aussagen! Erzählen Sie von Ihrer verbrecherischen Tätigkeit. Fakten, Keine Rederei! Nicht das, was schon in den Zeitungen steht, konkrete Taten. Daran fehlt es doch nicht in Ihrem verbrecherischen Leben. Wir stellen Ihnen eine Frist!“

Nach Jordans Bericht zog derselbe Kommissar, der ihm einige Tage vorher Brot und Wurst geschenkt hatte, nach seinen vergeblichen Bemühungen nach weiteren Aussagen ein bleigefülltes Schlaginstrument aus der Tischschublade und stürzte sich wutentbrannt auf den nach seiner Meinung verstockten Häftling. Er drangsalierte ihn mit wüsten Schlägen und traf ihn an Hals und Nieren. Jordan weigerte sich, nach dieser grausamen Behandlung vor dem Schläger weitere Aussagen zu machen. Einige Tage später wurde er noch einmal in menschlicher Form vor einem Forum von Offizieren,

darunter einem General vernommen. Dann flog man ihn als einzigen Passagier, dafür aber mit einer Ladung von Beutegut, mit Zwischenstopp in Warschau nach Moskau. Dort landete er in der Lubjanka, der berühmten Zentrale der sowjetischen Geheimpolizei.

Seine Befürchtung, nun erschossen zu werden, bewahrheitete sich nicht. Anscheinend waren die schwarzen Todeszellen, in denen man ihn unterbrachte,

nur eine weitere Schikane, die seine Widerstandskraft schwächen sollte. Es begannen wieder Verhöre auf höchster Ebene. Ein Beauftragter des Obersten Staatsanklägers las ihm aus einem Bündel von Akten seine angeblichen Aussagen vor, die das, was er tatsächlich in Berlin zu Protokoll gegeben hatte, zu einem Schuldeingeständnis verfälscht darstellten. Jordan protestierte entschieden gegen diese Fälschung. Er verlangte eine neue Vernehmung, die auch erfolgte. Es blieb nicht die einzige.

Schließlich, nach dreijährigem Leidensweg durch die Verhöre englischer, amerikanischer und russischer Geheimpolizei, wurde über den Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Rudolf Jordan durch das „Zentrale Ferngericht“ eine Strafe von 25 Jahren Gefängnis in Sibirien verhängt. Bei dieser Verhandlung und Urteilsverkündung war er nicht zugegen. Es gab auch keinen Dolmetscher, der ihm sein Schicksal mitteilte.

Man hielt ihm ein Blatt Papier mit einer darauf geschriebenen 25 vor die Augen. In verschmutzten und kalten Zügen transportierte man ihn mit anderen Verurteilten durch die weite russi-



Rudolf Jordan 1955 aus russischer Gefangenschaft entlassen. Foto: Archiv Elmar Schick

sche Landschaft über den Ural weit nach Asien. Irkutsk war die östlichste Station der Odyssee, die wieder zurück ins Polit-Isolator Wladimir (170 km nördlich von Moskau) führte und im Herbst 1955 schließlich beendete wurde.

Die Sowjetunion wollte nach dem Tod Stalins am 9. März 1953 ihr politisches Verhältnis zur Bundesrepublik Deutschland verbessern und wünschte die Einrichtung gegenseitiger diplomatischer Beziehungen. Im Sommer 1955 reiste Bundeskanzler Konrad Adenauer nach Moskau und führte die Verhandlungen selbst.

Deutsche Bedingung für diesen Schritt war die Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen. Die geschickte und vor allem harte Verhandlungstaktik Adenauers, zu der auch die Androhung gehörte, unverrichteter Dinge in die Bundesrepublik zurückzureisen, erbrachte endlich die Zusage der russischen Regierung, alle Gefangenen freizugeben, auch die so genannten Politischen. Rudolf Jordan war einer davon. Darüber schrieb er am Ende seiner Lebensgeschichte:¹⁸ *„Auf höherer Ebene war auch für mich entschieden worden. Als nach einiger Zeit letz-*

ten Zweifels eine Transportliste für den nächsten Tag bekanntgegeben wurde, war auch mein Name genannt ... Ich erlebte das Wunder der Heimkehr als ein Märchen, beginnend mit einer Besichtigungstour durch Moskau – wie von einem Reisebüro organisiert – fortgesetzt in angenehmer Eisenbahnfahrt über Brest-Litowsk nach Frankfurt an der Oder. Dort nochmals spannende Minuten: Wie würden sich die Behörden des Ulbricht-Regimes verhalten?

Es stellte sich heraus: Sie verhielten sich gar nicht, sie hatten nichts zu bestimmen. Transportführer blieb ein russischer Offizier. Gemächlich dampfte unser Zug nun durch deutsches Land, oftmals haltend, aber stetig in Richtung Westen.

Gelegentlich wechselten wir ein paar freundliche Worte mit Reisenden, die an den Bahnsteigen warteten. Da und dort winkte man uns zu; Stunde um Stunde umging uns die Heimat immer eindringlicher ... In Sangershausen hielt der Zug. Es war die Stunde des Arbeiter-Berufsverkehrs. Am Bahnsteig wurden wir von Gruppen Neugieriger umringt. „Wie war's? Sind noch viele Deutsche drüben? Gott, ihr armen Teufel! Was werden sich eure Familien freuen! Alles, alles Gute.“ Andere gingen schweigend vorbei, schauten nur verschämt zu uns herüber, bei mancher Frau sahen wir Tränen in den Augen ...

Nicht lange danach leuchtete uns das Stationsschild des Zonengrenzbahnhofes Herleshausen entgegen: Ich war durchgekommen. An diesem 13. Oktober 1955, kurz bevor die Sonne nach einem goldenen Herbsttag unterging, läutete die Friedland-Glocke als Gruß der Heimat unsere – auch meine – Heimkehr ein.

Privates Leben

Rudolf Jordan blieb mit seiner Familie in München ansässig. Er arbeitete zuerst als Vertreter, zuletzt als Sachbearbeiter in einem Flugzeugwerk. In der zweiten Hälfte seines Lebens, also nach seiner glücklichen Heimkehr aus Russland im Alter von 53 Jahren, versuchte er die zweieinhalb Jahrzehnte seiner uneingeschränkten Ergebnisse, man kann besser sagen fanatischen Hingabe an den „Führer“ Adolf Hitler und seine verbrecherische Ideologie zu überdenken und zu verarbeiten.

Günther Willms hatte Recht mit der Feststellung, dass die von ihm veröffentlichten Memoiren „ziemlich einseitig“ sind.

Ja, ich gehe noch einen großen Schritt weiter und glaube, dass Jordan in der Grundanlage das Verbrechen und Verderbliche der NS-Weltanschauung und ihrer verantwortlichen Führung und das durch sie über Deutschland und die Welt gebrachte Unglück nicht erkennen konnte oder einsehen wollte.

Für ihn tragen immer nur die anderen Schuld, die ehemaligen Gegner Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg und die durch die Innen- und Außenpolitik des Dritten Reiches neu erstandenen Feinde im Zweiten Weltkrieg.

Sowohl Rudolf Jordan wie auch mancher „deutsche Volksgenosse“ seiner Denkart kann sich nicht herausreden mit der törichten Redensart, man habe das nicht gewusst und gewollt oder mit der anderen fragwürdigen Entschuldigung, die deutschen Kriegsgegner hätten ja auch ungeheure Verbrechen begangen.

Wer lesen konnte, der wurde spätestens 1928 von Adolf Hitler über seine Pläne exakt unterrichtet, im „Völkischen Beobachter“ vom 23. September 1928. Der Gauleiter Jordan hatte diese parteiamtliche Zeitung bestimmt abonniert.¹⁹ „Erstens muß unser Volk von dem hoffnungslos wirren Internationalismus befreit und bewußt und systematisch zum fanatischen Nationalismus erzogen werden. Zweitens werden wir unser Volk, indem wir es dazu erziehen, gegen den Irrsinn der Demokratie zu kämpfen und wieder die Notwendigkeit von Autorität und Führertum einsehen, von dem Unsinn des Parlamentarismus fortreißen.“

Drittens werden wir, indem wir das Volk von dem jämmerlichen Glauben an eine Hilfe von draußen, das heißt von dem Glauben an Völkerversöhnung, Weltfrieden, Völkerbund und internationale Solidarität befreien, diese Ideen zerstören. Es gibt nur ein Recht in der Welt, und dieses Recht liegt in der eigenen Stärke.“

Was der Parteiführer und dann zum „Führer und Obersten Befehlshaber“ avancierte Hitler im Jahr 1928 geschrieben hatte, wurde später die Grundlage der nationalsozialistischen Herr-

schaft.: Gewalt, nicht Recht, Willkür und Vergewaltigung, nicht Gesetz und Menschlichkeit, das waren die Grundlagen. Und dann machte man dieses Gesetz des Dschungels, der absoluten, durch nichts begrenzten und durch keine Sitte gemilderten Gewalt, zur neuen Ordnung, nannte Ordnung, was grausames Verbrechen war.

Man kann dem Gauleiter von Halle-Merseburg und Anhalt-Dessau nicht abnehmen, dass er die von der Nazifizierung mit allen Mitteln angestrebte Umerziehung der Deutschen zum arroganten Herrenmenschen nicht als Unmenschlichkeit erkannt hat.²⁰ Eines muss man Rudolf Jordan allerdings in

seiner Haltung in den letzten Monaten der deutschen Katastrophe bescheinigen: Er zeigte Pflichtbewusstsein, wurde nicht wie sein Amtskollege Erich Koch aus Ostpreußen fahnenflüchtig, ließ die ihm anvertrauten Menschen in seinem Gau nicht im Unglück allein, sondern versuchte, das Unmögliche möglich zu machen und zu helfen.

In Zusammenarbeit mit dem militärischen Befehlshaber in Mitteldeutschland, Generalfeldmarschall Kesselring beendete er in seinem Verantwortungsbereich den sinnlosen Widerstand in Mitteldeutschland.

Jordan starb am 27. 10 1988. Aus seiner Feder stam-

men drei Publikationen:

Erlebt und erlitten – Weg eines Gauleiters von München bis Moskau, Druffel-Verlag Leoni am Starnberger See, 367 Seiten-1971;

Im Zeugenstand der Geschichte – Antworten zum Thema Hitler, Orion-Heimreiter-Verlag Heusenstamm, 240 Seiten, 1974;

Der 30. Juni 1934 – Die sogenannte Röhmrevolte und ihre Folgen, Faksimile-Verlag Bremen, 44 Seiten, 1984 ○

Anmerkungen

- 15 Jordan/Erlebt S.258
- 16 Jordan/Erlebt...S.302
- 17 Jordan/Erlebt...S.328
- 18 Jordan/Erlebt S.363
- 19 Binder a.a.O. S.458
- 20 nach Binder a.a.O. S.459

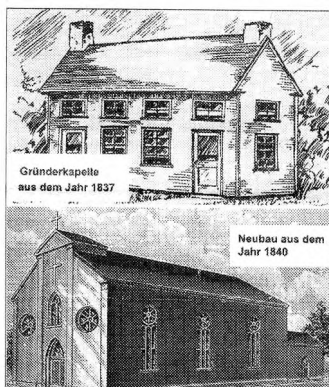
St. Bonifatius in Louisville / Kentucky

75jähriges Bestehen einer Bonifatiuskirche in USA / Von E. A. Ginsberg, Columbia

Als die St. Bonifatius Pfarrei in Louisville am Sonntag, 2. Juni 1912 ihr 75-jähriges Bestehen feierte¹, erschien in der in Deutsch verfassten Festschrift ein Gedicht von Franziskanerpater Bonaventura Hammer, das den Weg der Pfarrkirche beschreibt. Franziskaner waren es, die seit 1849 die Pfarrei betreuten.

Die Festschrift berichtete auf 45 Seiten über die Gründung (1837) und die Entwicklung der Pfarrei. Die große St. Bonifatiuskirche, erbaut 1900, hatte eine Vorgängerin.

Die Festlichkeiten zum diamantenen Gründungsjubiläum



um begannen mit einer Prozession vom Pfarrhaus und Kloster zur Kirche. Der Bischof, die Geistlichkeit und andere Würdenträger nahmen daran teil. Ein feierliches Pontifikalamt folgte; die Festpredigt wurde vom Provinzialoberen der Franziskaner in Deutsch² gehalten. Bei der abendlichen Vesper konnte die Pfarrei eine Predigt in Englisch hören. Der Segen wurde erteilt, und alle sangen „Grosser Gott, wir loben dich“. Die Kinder waren am

nächsten Morgen zu einer besonderen Messe versammelt, ebenfalls mit Segen und dem wohlbekannten Loblied. An zwei Abenden veranstaltete der St. Bonifatius Kirchenchor ein Unterhaltungsprogramm. Und am letzten Tag gedachte man in einem Seelenamt der verstorbenen Priester und Mitglieder der Gemeinde. Die Predigt war in Deutsch.

In den zwanzig Jahren vor der Jahrhundertwende und bis zum Ersten Weltkrieg erlebte das katholische Deutschum in Amerika seine höchste Blüte. Davon gibt das beigegefügte Gedicht im poetischen Stil jener Zeit bedrucktes Zeugnis³.

Anmerkungen

- 1 Außer der Festschrift von 1912 (in Deutsch, 45 S.) liegt mir auch die zum 100. Jubiläum vor (in Englisch, 1937, 96 S.) Damals gehörten 450 Familien zur Pfarrei, und 325 Kinder besuchten die Pfarrschule.
- 2 Der sprachliche Übergang von Deutsch auf Englisch war um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert größtenteils abgeschlossen.
- 3 Zur 150-Jahrfeier in 1987 gab die Pfarrei St. Bonifatius ein vierseitiges Faltblatt heraus, das die Entwicklung der Gemeinde kurz interpretierte. Die drei Festschriften sind in etwa symbolisch für den Status der St. Bonifatius Kirche an bedeutenden Schnittpunkten in ihrer Geschichte. Heute hat St. Bonifatius 230 registrierte Mitglied

Redaktion:
Heribert Kramm,
Telefon (06 61) 7 56 59

1837—1912

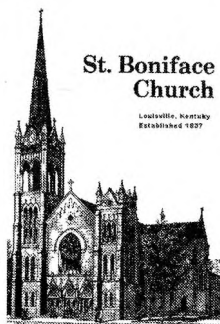
Zum diamantenen Gründungsjubiläum der St. Bonifazius-Gemeinde in Louisville, Ky.

Fünfundsiebzig Jahre schwanden
Seit St. Bonifaz befanden
Als Gemeinde Louisvilles:
Jahre kamen, Jahre gingen
Unter Streben, Kämpfen, Ringen
Nach Erreichung ihres Ziels.

Arm und dürftig, höchst bescheiden,
Mühten sie ihr Kirchlein fleiden
In der ersten, schweren Zeit:
Dann Vergöß' rung, Churn und Glocken,
Um die Gläub' gen anzulocken,
Hinguzieh' n von weit und breit.

Und nach jahrelangen Hoffen
Stand der Weg zum Neubau offen:
„Gleich gewagt! Auf Gott vertraut!
Legt den Grundstein in die Erde,
Segnet ihn, damit drauß' werde
Gott ein würd' ges Haus gebaut

Kloster, Kirche, Schule, Halle,
Stehen nun rollendet alle,
Jungen für den frommen Sinn,
Der die alte Pfarrgemeinde
Zu dem großen Werke einte,
Und zum Ziele führte hin.



Drum erlöbten Dankeslieder
Jubelhymnen hallen wieder,
Denn uns führte Gottes Hand:
Mög' im Lande der Gerechten
Sie in uns're Krone Rechten
Ew'gen Lohnes Diamant!

Der Pavillon des Geheimrats Welle

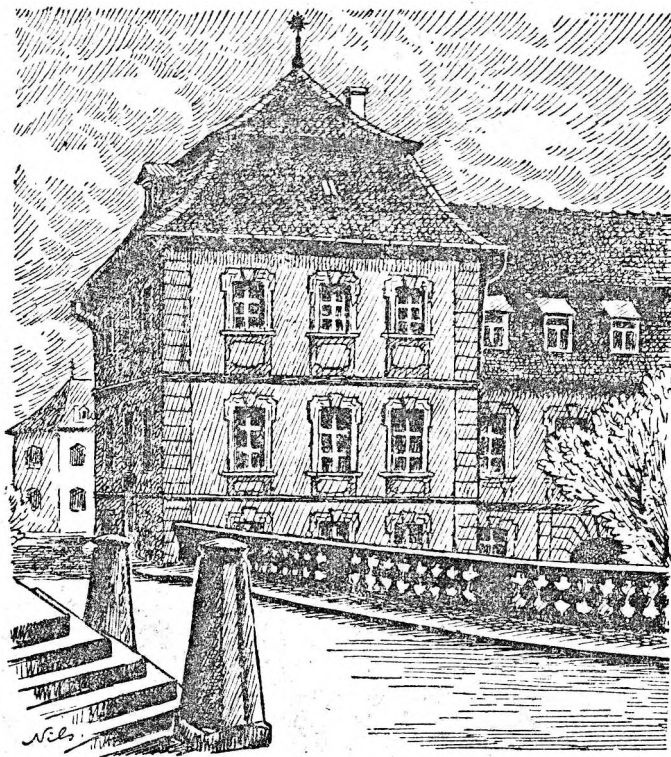
Heute ein Gebäudeteil des Fuldaer Hotels „Zum Kurfürsten“

Unter den Männern der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Hochstift, denen die Residenzstadt Fulda ihre Vergrößerung und Verschönerung in Sinne des aufstrebenden Barocks verdankt, ragt der Fürstl. Fulda. Hof-Cammerdirektor, nachmaliger Landes-Ober-einnahme-Direktor und Geheimrat Carl Benedikt Welle (geb. am 26. 10. 1718, gest. den 18. 10. 1799) besonders hervor. Als „Commissarius der Chaussee-Commission“, dem die Bauaufsicht auch über die Hochbauten unterstellt war (in der wöchentlichen „Session“ am Samstag standen die Entwürfe zur Beratung), hatte er maßgeblichen Einfluß auf die architektonische Neugestaltung unserer Vaterstadt.

In diesem Zusammenhang verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß man der in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts herrschenden Verknappung der Lebensmittel und der allgemeinen Teuerung dadurch wirksam zu begegnen versuchte, daß man mit der Inangriffnahme mehrerer Neubauten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten schuf. Dazu gehören u. a. der Neubau der Stadtpfarrkirche, die Vergebung des Paulustores, der Neubau des Bonifatiusstores vor dem Herenturm, Erstelung der Basistraden mit Figuren und Balcon auf der Michaelsberg- und Schlossgartenmauer u. a. m.

In seiner Chronik, die uns Welle neben anderen literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Heimatdichtung hinterlassen hat, erzählt er uns sehr anschaulich die Baugeschichte „seines Pavillons“, dessen Ansicht in obiger Federzeichnung festgehalten ist.

Nach der am 5. April 1761 in Mainz vollzogenen Vermählung mit Fel. von Birkenstock bezog C. W. Welle Wohnung im Hause am „Platz unterm St. Kreuz“, das neben dem „Gasthof zur Sonne“ lag (Hd. Nr. 342 meines Kata-



sters der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert). Hofschirung Dr. Weickard war damals Eigentümer des Anwesens, das sich in der Folgezeit nacheinander im Besitz der „Sonnenbäder“ Rübsam, Simmer und Welsch befand.

Im Jahre 1763 erwarb Hofcammerdirektor Welle zwei Hausgrundstücke in der Nonnengasse, die vormals im Eigentum der Freiherrn von der Tann gestanden hatten und nun dem Fürsten gehörten. Der Kaufpreis betrug 1500 Gulden. Das eine dieser Häuser ließ Welle abbrechen, während das andere völlig umgebaut wurde. (Es ist dies das heutige Haus Nonnengasse 13, das bis 1827 die Hausnummer 2 des I. Stadtbezirks hatte und danach Nr. 18. Noch heute fällt die barocke Eingangstüre und die am Haus befindliche barocke Madonnafigur dem Passanten der Nonnengasse ins Auge.)

Nach Vollendung des Baues bezog das junge Paar am 25. Mai 1764 die neue

Wohnung, in der noch am gleichen Tage die „Frau Hofcammerdirektor“ von einem Fächerlein entbunden wurde.

Die Gebäulichkeiten des heutigen Hotels „Zum Kurfürsten“, die ehemals ein Teil der unter der Regierung des Fürstbistums Constantin von Buttlar (1714–1726) erbauten sogenannten Buttlar'schen Häuser am Dienstagsmarkt waren, bildeten früher drei in sich abgeschlossene Häuser. Vor der Errichtung der jetzigen Gebäude befand sich an der Ecke gegen die Schmiedgasse (Friedrichstraße) zu die „Alte Kanzlei“, während das anschließende Haus als Fürstliches Amtsgebäude dem „Herrn Vicedom“ als Wohnung diente.

Nach dem Umbau hatte ums Jahr 1740 der Oberjägermeister von Hangelben die beiden Häuser, von denen das Echhaus (ehedem Haus 5) über den Ober-Hofmarschall von der Tann und den Juden Lazarus Simon unter dem 29. Dezember 1814 an Michael Müller, den Vorfahren der heutigen Hoteleigentümer, kam. Das zweite Anwesen (ehedem Haus 4) übernahm früher der Geheimrat von Schlereth, der es unter dem 23. Mai 1823 für 6600 Gulden an den obengenannten Michael Müller veräußerte. Mit dem 26. 11. 1832 übernimmt Gastwirt Peter Müller das Anwesen, dem am 10. 5. 1870 August Müller folgt.

Bei dem Neubau des Echhauses nach der Nonnengasse zu war lediglich die Fassade nach dem gegenüberliegenden Schloß zu fertiggestellt worden, während die Inneneinrichtung vollkommen fehlte. Länger als 40 Jahre war das Innere im Rohbau stehen geblieben. In dieser Zeit dienten die Räume einer Leinen-Damast-Fabrik. In völlig verwahrlohtem Zustande (ohne Fensterkerbelen, ohne Türen, mit Schuttmassen innen und draußen, die bis zur Fensterbrüstung hoch aufgestürzt lagen) kaufte im Juni 1784 Geheimrat Welle zusammen mit seinem Nachbar Hofrat Schlereth dieses Gebäude, bestehend aus dem „Pavillon“ und einem Stück des Langhauses, in Breite von 3 Fenstern mit der großen Einfahrt, für den Kauffischling von 700 Gulden von der Hochfürstlichen Hofcammer. Unter gleichmäßiger Teilung des Kaufpreises übernahm Welle den Pavillon, während das Langhaus Schlereth mit einem aufstößenden Gebäude verband. Auch der „in den Poluntern eingefasste Vorplatz“ wurde auf Breite der jeweils erworbenen Hausgrundstücke geteilt. Keller, Kammer, Küche, Treppen, Zimmer, kurz die gesamte Hauseinrichtung wurden auf Kosten Welles neu hergerichtet.

Im Laufe des Jahres 1785 war der Umbau so weit vorgeschritten, daß das mittlere Stadtwerk bewohnbar war. Der Bauherr übertrug es seinem Todessmann, Hofcammerat Schultheiß, unentgeltlich zur Wohnung. Ende des genannten Jahres erlebte Welle den Abschluß der Ausbaurbeiten, die mit einem Kostenaufwand von 3363 Gulden (etwa 6000 Mark) durchgeführt worden waren.

Mit dem 25. Februar 1789 ging das Anwesen in der Nonnengasse, das Welle mit viel Liebe und technischem Geschick fast neu erstellt hatte, auf den Fürstl. Fulda. Oberstallmeister Freiherrn von Egloffstein über, der dafür 5000 Gulden bezahlte. Ums Jahr 1803 gehörte das Haus Nr. 2 des I. Stadtbezirks dem Major von Kammann. Als weitere Hauseigentümer seien genannt Kaspar Joseph Walther und Ehefrau Gertrude Josepha, geb. Schreiner, die das gesamte Anwesen, bestehend aus Wohnhaus mit Anbau, Nebenbau, Stallung usw. nebst Hof in der Nonnengasse und Garten dabei, am 8. Dezember 1842 erwarben. Bis 1896 war die Nummer des Hauses, das um diese Zeit der Fabrikant Richard Schmitt inne hatte, damals achtzehn. Heute gehört das Haus Dr. Franz Joseph Hahner.

Nach dem Verkauf des Anwesens in der Nonnengasse bezog Geheimrat Welle mit seinen beiden ledigen Töchtern das obere Stadtwerk seines „Pavillons“, wo er bis zu seinem am 18. Oktober 1799 erfolgten Tode lebte. Um 1803 bewohnten die „Demoiselles Welle“ und die „Witib Schultheiß“ das Haus Nr. 3 im I. Stadtbezirk. Im 1827 trug das Haus die Nummer 19, während es heute Nonnengasse 15 heißt.

Mit dem 23. 10. 1837 wurde Restaurateur Philipp Bohn, Witwe, Anna Dorothea Therese geb. Haag Eigentümerin des Anwesens, das als Wohnhaus mit Anbau-Holzterasse usw. nebst Grasplatz vor dem Hause im Kataster verzeichnet ist. Die Erben der Witwe Bohn, an die der Besitz am 12. 4. 1869 kam, waren: Maria Bohn, Ehefrau des Maurermeisters Adam Stock in Fulda; Auguste Bohn, Ehefrau des Dr. med. Maxime zu Tann; Adelsheid Bohn, verheiratet an Blasius Böhm zu Oberlahnstein; Ferdinand Bohn, Gutsbesitzer zu Rasdorf, und endlich Wilhelm Bohn ledig in Fulda.

Heute gehört das Haus zum Besitz des Hotels zum Kurfürsten. Jstdt

Der Reichstag zu Fulda und der Kampf gegen Mailand

Von Gottfried Rehm

7.10.1982

Im Jahre 1183, also vor 800 Jahren, genehmigte der römisch-deutsche Kaiser die Selbstverwaltung der oberitalienischen Städte; die Stadtbehörden ihrerseits erkannten hingegen die kaiserliche Oberhoheit an. Dieser Regelung waren harte und heftige Auseinandersetzungen vorausgegangen, die 25 Jahre lang gedauert hatten. Ihre Anfänge gehen auf den Reichstag zu Fulda im Jahre 1157 zurück.

Der mittelalterliche Kaiser war bekanntlich zugleich römischer Kaiser, König von Deutschland, König von Burgund und König von Italien; somit gehörten auch die oberitalienischen Städte zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts hatten diese Städte einen bedeutenden Aufschwung genommen, allen voran Mailand, und nun beanspruchten sie auch Selbstverwaltung, eigene Gerichtsbarkeit und eigene Steuerhoheit. Diesen Ansprüchen trat aber der damalige Kaiser Friedrich Barbarossa entschieden entgegen und briefte deshalb für den Palmsonntag des Jahres 1157 einen Reichstag nach Fulda ein. Fulda war ja Reichskloster und somit für einen Reichstag gut geeignet. (Schon 1120 hatte hier eine Reichsversammlung stattgefunden, die sich mit Fragen des Investiturstreites zu befassen hatte.) Die Kaiser hatten im Mittelalter keine eigentliche Hauptstadt, sondern residierten abwechselnd in ihren Pfälzen oder auch in den Reichsklöstern, wo sie dann jeweils auch die Reichstage abhielten.

Nun war im Jahre 1157 in Fulda unter Abt Marquard I. die Stiftskirche geweiht worden; möglicherweise hielt sich aus diesem Anlaß der damalige Kaiser Friedrich Barbarossa in Fulda auf und führte auch hier den Reichstag durch. Hier rief Barbarossa nun die Fürsten des Reiches zum Kampf gegen das rebellische Mailand auf. Der Kriegszug begann im folgenden Jahr

1158; auch Abt Marquard von Fulda nahm als Reichsfürst mit seinen Rittern daran teil. Die lombardischen Städte wurden besiegt, und auf dem Reichstag 1158 unterwarfen sie sich dem Kaiser. Es wurden nun kaiserliche Beamte eingesetzt, und die Steuern mußten wieder an den Kaiser gezahlt werden.

Doch Mailand nahm diese Bestimmungen nicht an. So belagerten die kaiserlichen Truppen die Stadt fast ein Jahr lang; 1162 schließlich wurde Mailand erobert und völlig zerstört. Im Jahre 1168 jedoch beschlossen die lombardischen Städte erneut, alle Hoheitsrechte in ihren Gebieten selbst zu beanspruchen. Es kam wieder zum Kampf, aber dieses Mal mußte der Kaiser fliehen, um über die Alpen zu entkommen. Er rief erneut Truppen zusammen und zog nach Italien. Bei diesem Kriegszug verweigerte Heinrich der Löwe, der Vetter Barbarossas, seinem Kaiser die Heeresfolge. (Er wurde deshalb 1180 auf dem Reichstag zu Gelnhausen geächtet.) Der Abt von Fulda jedoch stand mit seinen Rittern wie immer treu zum Kaiser.

Nun kam es mit den lombardischen Städten zu einem Waffenstillstand. Es setzten langwierige Verhandlungen ein; endlich im Jahre 1183 wurde in Konstanz mit den Lombarden Frieden geschlossen: Die Städte der Lombardei erhielten innerhalb ihrer Mauern Hoheits- und Steuerrechte; in den stadteigenen Landgebieten standen sie jedoch dem Kaiser zu. Fürstabt Marquard von Fulda hat diesen Friedensschluß nicht mehr miterlebt; bereits 1165 war er zurückgetreten. Um die vielen Kriegszüge finanzieren zu können, hatten Marquard und seine Nachfolger Fuldaer Klosterbesitz verkaufen müssen. Erst Abt Konrad III. von Fulda, der 1222 gewählt wurde, brachte wieder die Finanzen der Abtei in Ordnung und versuchte, den verlorenen Besitz wieder zurückzugewinnen.

Der Teufel und die Fuldaer Frauen

Die Sage vom Dombrand im Jahre 1398

Die altherwürdige Stiftskirche in Fulda, die Vorgängerin des heutigen Barockdomes, ist im Jahre 1398 ausgebrannt. Davon erzählt folgende Sage: Die Fuldaer Stiftskirche stand als Grabeskirche des Bonifatius in hohem Ansehen, und kein Fuß einer Frau durfte ihre Schwelle überschreiten. Doch immer mehr Frauen drängten darauf, dieses Verbot aufzuheben. So wurde schließlich im Jahre 1397 auch den Frauen erlaubt, den Klosterbezirk und die Stiftskirche zu betreten und das Bonifatiusgrab zu besuchen.

Dem Teufel war das Bonifatiusgrab aber schon immer ein Dorn im Fleische gewesen, und daß nun sogar die Frauen dort beten konnten, wollte er mit allen Mitteln verhindern. Er machte den Frauen Angst, indem er ihnen vor der heiligen Stätte Scheu und Grauen einzugeben versuchte. Doch sie ließen sich nicht abbringen, die Stiftskirche zu betreten. Da verfiel der Teufel auf eine List: In der Gestalt eines Predigers stellte er sich vor dem Paulustor auf (das damals noch an anderer Stelle, nämlich am Eingang zum Klosterbezirk aufgebaut war) und hielt folgende Predigt: „Ihr Frauen, wißt ihr denn nicht, was sich gehört? Es geziemt sich nicht, daß ihr diesen Bezirk und dieses Gebäude dort betretet und es somit entweiht! Schon seit 600 Jahren hat keine Frauenseele diese Grenze überschritten, und ihr dürft es auch nicht tun. Hört auf mich! Was früher schlecht war, kann doch heute nicht plötzlich gut sein!“ Doch die Frauen hörten nicht auf ihn. Da drohte der Teufel, indem er ausrief: „Wenn ihr mir weiterhin ungehorsam seid und dieses Gebäude dort betretet, wird der da oben eine furchtbare Strafe über euch und über alle jene herabkommen lassen, die diesen Frevel gut heißen!“

Und mit teuflischen Mitteln lenkte er bei einem Gewitter – und Gott ließ es zu – einen Blitzstrahl so von seiner Bahn ab, daß er die Stiftskirche traf. Sie fing sofort Feuer; und das Innere samt den Bildern, Fahnen, Seitenaltären und den beiden Orgeln brannten nieder. Nur der Hochaltar und das Bonifatiusgrab blieben verschont, so sehr sich der Teufel auch mühte, sie zu vernichten. Angst und Schrecken befielen die Menschen, und der Teufel schien sein Ziel erreicht zu haben. Doch er hatte nicht mit den Fuldaer Frauen gerechnet. Sie bechworen ihre Männer und die Mönche des Klosters, die Kirche bald wiederherzustellen, legten auch selbst Hand mit an. Wenn es auch lang-

sam ging und viele Jahre dauerte, eines Tages erstrahlte die altherwürdige Kirche wieder in neuem Glanze, schöner und herrlicher als je zuvor! Denn im Gewölbe der neu erstandenen Stiftskirche hing nun ein großes sternförmiges Rad aus Gold, das mit 350 Glöckchen besetzt war. Und an den Festtagen drehte sich das goldene Rad zu Orgelspiel und Gesang: welch ein Augen- und Ohrenschmaus! Über 350 Jahre lang läuteten diese Glöckchen zu Ehren Gottes und des heiligen Bonifatius. Und der Teufel hatte das Nachsehen.

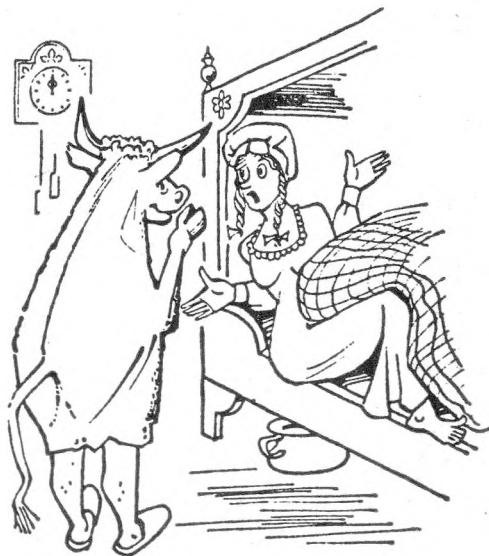
Damian

Der Teufel von Michelsrombach

„Hünfeld, 9. Febr. Eine heitere Teufelsgeschichte hat sich in diesen Tagen in unserem Kreise zugetragen. Bei einer allein wohnenden Witwe in einem Dorfe, welche einige Tage vorher 3600 Mk. eingenommen hatte, erschien nachts um 12 Uhr ein leibhafter Teufel und verlangte das Geld. Die Frau bemerkte ihm, daß sie nur noch 600 Mk. habe, da sie 3000 Mk. bereits auf die Sparcasse in Fulda gebracht. Es wurden ihr nun die vorhandenen 600 Mk. abgenommen, die sie willig hergab, und bedeutet, sofort den anderen Tag auf der Sparcasse die 3000 Mk. zu holen, sonst sei es um sie geschehen, der Teufel werde Punct 12 Uhr in der folgenden Nacht wieder erscheinen. Die Frau wandert gen Fulda, erfährt aber zu ihrem Schrecken auf der Sparcasse, daß ein so hoher Betrag vorschriftsmäßig gekündigt und dann erst nach drei Monaten ausgezahlt werden könne. Ihre Angst war darob sehr groß und sie entschließt sich, ihr Leid dem Landrathe zu klagen. Dieser beruhigt sie und rät ihr, sich ruhig ins Bett zu legen und den Teufel zu erwarten, das Übrige werde sich finden. Wie derselbe um 12 Uhr wieder erscheint, bemerkt ihm die Frau, daß das Geld erst in drei Monaten beschafft werden könnte, womit er zufrieden war und pünktlich wiederzukommen erklärte, und wenn dann das Geld nicht da wäre, so nehme er sie mit. Plötzlich ertönten aber Stimmen: Teufel! Wir wollen dich mitnehmen, und zwei versteckt gewesene Gendarmen packten ihn fest. Bei näherer Besichtigung war der vermeintliche Teufel ein übel berüchtigtes Subject des Dorfes, das sich in eine Rindshaut gesteckt hatte. Die 600 Mk.

fanden sich noch größtenteils vor und wird der Bursche wegen Bedrohung und Erpressung seine Strafe demnächst empfangen.“

(Be)



Fuldaer Zeitung vom 15. Februar 1881; Bild 1974
Entnommen aus: Fuldas öffentliches Bankwesen, hrg. von der
Städtischen Sparkasse und Landesleihbank Fulda (Fulda,
1974)

Die „baufällige“ Ratgar-Basilika

Fiel die Großkirche ihren Bauschäden oder der neuen Baugesinnung zum Opfer? / Von Dr. Ludwig Pralle

In freundschaftlicher Verbundenheit widme ich diesen Aufsatz Herrn Dr. Josef Sauer zum 70. Geburtstag. Dr. Sauer hat als langjähriger Mitarbeiter und späterer Herausgeber der „Buchenblätter“ der geschichtlichen Erforschung der angestammten Heimat gedient. Als Vorsitzender des Rhönklubs hat er in diesem Verband zu dem primären Anliegen des Schutzes der Landschaft das Interesse für Erhaltung der Kunst und Kultur der Rhön zu wecken verstanden. Im Rahmen dieser geschichtsbezogenen Aktivitäten verdient sicher die Frage, ob das bedeutendste Baudenkmal, das je in der Rhön errichtet wurde, an der eigenen Schadhaftigkeit oder an der Modernität des Barocks starb, eine klärende Antwort. Sie wird hier aus bisher unbeachteten archivalischen Quellen gegeben.

Der Verfasser

☆

Vor wenigen Jahren wurden gelegentlich des Einbaues einer denkmalfreundlichen Fußbodenheizung im Fritzlarer Petersdom Grabungen durchgeführt. Dabei kamen die Archäologen zu einem völlig unerwarteten und überraschenden Ergebnis: Die alte bonifatianische Kirche hatte einen westlichen Chor. Bonifatius hatte für die am Standort der Donareiche erbaute Kirche aus

seiner Romverbundenheit nicht nur den ersten Papst zum Patron, sondern auch die Westung der konstantinischen Peterskirche als Baunorm festgelegt.

Die Basilika Ratgars — Rom auf hessischem Boden

Dann war es eigentlich nur eine Konsequenz, daß das zwei Jahrzehnte später (744) gegründete Kloster an der Fulda ebenfalls von dem römischen Ideal bestimmt wurde. Denn Fulda wurde nicht nur durch den Fritzlarer Mönch Sturm gegründet. Vielmehr übertrug Bonifatius dem Neu-Fritzlar an der Fulda die ursprünglich dem Fritzlar an der Eder zugedachte Aufgabe, in seinem missionarischen Gesamtkonzept die Funktion eines Basis-klosters für die Missionierung der Sachsen auszuüben. Fritzlars Lage unmittelbar an der Grenze der Sachsen und deren fortgesetzte kriegerische Ausbrüche veranlaßten den über den mangelhaften fränkischen Missionsschutz verärgerten Bonifatius zu der Gründung Fuldas in größerer räumlicher Distanz von der Sachsengrenze. Ausdrücklich berichtet die Vita des Fuldagründers, daß Bonifatius in persönlicher Anwesenheit die baulichen Anfänge bestimmte. Der Kirche des Klosters, das zusätzlich ein benediktinisches Musterkloster wer-

den sollte, „wie es noch keins in Germanien gab“, hatte Bonifatius die Idealität der vatikanischen Peterskirche vorbezeichnet. Darum ist es kein Zufall, daß Bonifatius sein Grab im Westen des Bauansatzes der noch ostchörigen Sturmkirche bestellte. Vom Osten nach Westen fortbauend, hatten dann die Mönche bis 819 die riesige Basilika vollendet, deren Baugeschichte sich im Namen Ratgars verdichtet. Die von Bonifatius gewollte Nachbildung der römischen Peterskirche bekundete sich vor allem in dem mit 69 Metern weit gespannten westlichen Querhaus der dreischiffigen Basilika. Diese von Bonifatius intendierte Wichtigkeit des Westens zog das Bonifatiusgrab nach. Die Westung der konstantinischen Basilika in Rom, dort als baugeschichtliche Ausnahme von der Geländesituation um die Grabstätte des hl. Petrus veranlaßt, war für das Baukonzept des bonifatianischen Fulda verbindlich gewesen. Nicht das Grab des Bonifatius, sondern sein Wille hat Form, Richtung und Monumentalität dieser Großkirche bestimmt, bei der Bonifatius mit der Wahl des Salvator-Patroziniums der konstantinischen Lateranbasilika eine weitere spirituelle Angliederung an eine Papstkirche in Rom vollzogen hatte. Und neben der Basilika entstand in der Schule und Bibliothek der Abtei ein Großbau des Geistes. In dem ebenfalls von Bonifatius weit abgesteckten Bildungsfeld des karolingischen Fulda nahm neben dem christlichen Schriftgut die Literatur der römischen Antike einen breiten Raum ein. Beide aber behinderten die Zuwendung zum althochdeutschen Schrifttum nicht.

Die Größe und Großartigkeit dieser Salvator-Basilika, deren Monumentalität Abt Werinhar in ottonischer Zeit noch durch ein weit vorgeifendes Atrium mit einer Königskapelle gesteigert hatte, braucht in unserem Zusammenhang nicht näher erläutert zu werden. Hier steht allein die Frage an, ob dieser Monumentalbau, die bedeutendste Kirche Deutschlands, im Jahre 1700 baufällig war und durch einen Neubau ersetzt werden mußte oder ob der Entschluß zum Abbruch der Basilika von der selbstherrlichen Baukunst des Barocks ausgelöst wurde. Sicher ist in die seither fortgesetzt wiederholte Behauptung, die 900 Jahre alte Basilika Ratgars habe am Ende des 17. Jahrhunderts irreparable Bauschäden gehabt, die Seitenschiffe seien vom Mittelschiff durch Mauern abgetrennt und dadurch zu Gängen geworden, wenigstens unterschwellig die Absicht eingeflossen, den Domerbauer v. Schleifras und seinen Baumeister Dientzenhofer nach unserem heutigen Verständnis von Denkmalpflege zu rechtfertigen.

Das neue Dach der Basilika

Die Fuldaer Bürger hätten 1712 voll Staunen und Bewunderung das Schieferdach des neuen Domes an Stelle der Ziegeleindeckung der alten Basilika erblickt, wurde zu einem Domjubiläum (1962) behauptet. Aber an den Anblick der großen Schieferdächer waren sie längst gewöhnt. Denn



Makro-Foto aus einem Thesenblatt des mittleren 17. Jahrhunderts. Fulda: „Die Ratgar-Basilika“ (in Fuldaer Privatbesitz).
Foto: Rolf Kreuder, Tann

unter den Fürstbäben Kardinal Bernhard Gustav von Baden-Durlach und Placidus von Droste war seit 1671 eine völlige Sanierung des Dachwerks und Eindeckung mit Schiefer durchgeführt worden. Der Schweinfurter Schieferdecker und -händler J. B. Kopp hatte ein fachliches Gutachten wegen des „Kirchtags“ erstattet. Der Dachstuhl hatte besonders im Querhaus Schäden, und die Schalung unter der schon vorhandenen Schieferendeckung war verrottet. Exakt gibt das Gutachten die Höhe des Dachstuhls mit 40 Schuh an; durch diese Angabe wird nunmehr eine genaue Errechnung der Höhe der Basilika wie die Errechnung des Dachwinkels vom Boden zum Dachstuhl möglich, nachdem die Traufhöhe des Raumes wie auch dessen Niveaudifferenz zum Barockdom bereits ermittelt sind. Die Zuverlässigkeit Kopp's in den Maßangaben ergibt sich daraus, daß er die hälftige Breite des Daches über dem Querhaus mit 124 Schuh angibt, was der oben genannten Breite des Querhauses entspricht. Bei der Sanierung wollte Kopp die besonders einsehbaren Zonen nach der Stadt hin mit neuem Schiefer, dagegen „die hindere Seyden des Dachs gegen den Creutzgang, . . . mit den alten Steinen wieder belegen“. Für die Maßnahme errechnete Kopp einen Bedarf von 120 000 Schieferrägeln.

Der Schiefer kam aus „Lösten“, dem bekannten Lehesten, das an der Grenze von Thüringen und Oberfranken liegt und schon in seinem Namen (Leh = Ley = Schiefer) auf die einst für den fränkischen und mitteldeutschen Raum bedeutendsten Schieferbrüche hinweist. Der Kronacher Floßhändler Hans Hahn besorgte den Transport der Steine, die der Fuldaer Schieferdecker Anselm Casimir Bauer zum Teil direkt in den Brüchen eingekauft hatte. Die Kosten für den Schiefer und die ebenfalls aus dem Fränkischen bezogenen Schalbretter steigerten sich dadurch, daß zwischen Kronach und Mainburg elfmal Zoll entrichtet werden mußte. Der Ankauf der „Mainbretter“ belegt die auch beim Dombau erkennbare Tatsache, daß Eichen in bester Qualität in den Laubwäldern des Fuldaer Landes vorhanden waren, während es nur wenig und schwaches Nadelholz gab. Für den Dombau mußte man starke Fichtenstämme aus der hessischen Exklave Schmalkalden, also aus dem Thüringer Wald, herbeischaffen.

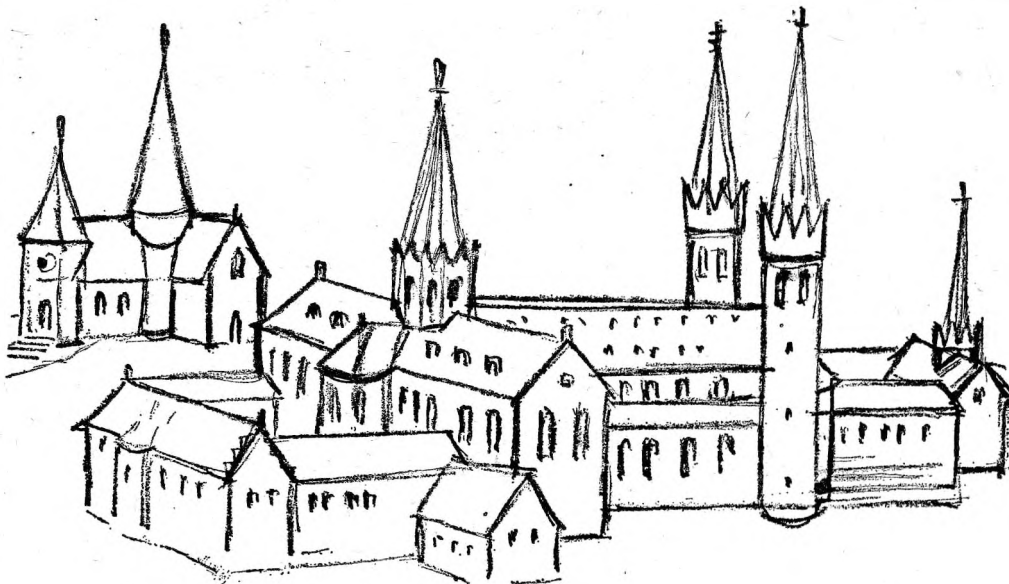
Die umfangreiche, sich durch Jahre hinziehende und kostspielige Maßnahme der Neuverschieferung der Stiftskirche, deren Ausführung der genannte Fuldaer Leyendecker Bauer vornahm, wäre natürlich nie erfolgt, wenn die beiden Vorgänger des Fürstbäben Schleifras die Ratgar-Basilika als irreparabel baufällig angesehen hätten. Für eine Kirche mit Einsturzgefahr hätte man eine leichtere Eindeckung als Schiefer gewählt!

Dientzenhofers Plan für die Sanierung der Ratgar-Basilika

Aus dem Wahlkonklave des adeligen Stiftskapitels ging nach dem Tode des Placidus v. Droste der seitherige Domdechant Adalbert v. Schleifras als Fürstabt und Bauherr hervor (1700). Er verließ das Wahlgremium als Bauherr, weil er mit den Stiftsherren vor der Wahl eine Kapitulation beschworen hatte, die den künftigen Fürstabt zu einer gründlichen Instandsetzung der Ratgar-Basilika verpflichtete. Baufreudig war der neue Fürstabt sicher, was er eben bei dem Neubau der Wallfahrtskirche Kleinheilighaus gezeigt hatte. Ob dort die mittelalterliche Kirche tatsächlich ruinös war, oder ob dort Adalbert noch als Stiftsdechant eine Entscheidung traf, die er dann in einer viel bedeutenderen Weise bei der Fuldaer Salvator-Basilika wiederholte, entzieht sich der Kenntnis.

Als Erinnerung sind von dem 1507 durch den Erfurter Weihbischof v. Bonemilch konsekrierten Flügelaltar der Gedenkkirche an dem bonifatianischen Translationsweg zwei Figuren im Dommuseum in Fulda erhalten geblieben.

Sofort nach seinem Regierungsantritt griff Fürstabt Adalbert v. Schleifras die Baufrage in Fulda auf und berief am 4. September 1700 Johann Dientzenhofer zum Baumeister. Die Dientzenhofer hatten schon ältere Beziehungen zu Fulda. Ein Sohn, als dessen Heimat Dresden



Zeichnung der Ratgar-Basilika mit Michaelskirche nach einem Thesenblatt.

vermerkt ist, studierte im Fuldaer Jesuitenkolleg. Dientzenhofer war schon vor seiner Bestallung als Baumeister in Fulda gewesen und hatte sich eine kurze Notiz über die Basilika, auch über deren Fundamente, angefertigt.

Es ehrt den großen barocken Baumeister, daß er nicht mit der Erklärung, die alte Basilika sei nicht zu retten, den Fürstabt zu einem Neubau drängte, sondern im Gegenteil ein bisher unbekanntes Konzept entwickelte, wie mit relativ geringen Mitteln das altehrwürdige Bauwerk zu sanieren sei. Dieser Vorschlag des umsichtigen Architekten beantwortet auch eindeutig die gestellte Frage, ob die Salvator-Basilika zu retten war.

Die wesentlichen Punkte des Vorschlages Dientzenhofers, der ein erhebliches Gefälle zwischen den baumeisterlichen und literarischen Qualitäten zeigt, folgen in einer für jeden Leser faßbaren Gegenwartssprache. Der Kuriosität halber werden einzelne mundartliche Eigenheiten des Baumeisters zugefügt, der sich nur schwer zwischen a und o, b und p, d und t zurechtfindet:

Verzeichnis, was allhiefige Stiftskirche zu Fuldt von Maurer, Steinhauer und Handlanger auf geringste kosten tut nach beigelegtem Riß.

Erstlich verspreche ich, alle die alten Pfeiler auszuheben und an dessen Statt neue zu setzen, wie in vorgezeichnetem Abriß klärlich zu sehen (sehen) ist nach der Ordnung Jonica mit guter Kunst und Fleiß.

2. Verspreche ich alle die Neben- oder Gegenpfeiler inwendig (in wenig) an die äußere Mauer zu setzen, darauf das Gewölbe ihre gute Ruhe (guette Ruch) und Satz habe, wie solches ausführlich in „Propheil“ (= Schnitt oder Ansicht) und Grundriß gezeigt ist.

3. Verspreche ich die ganze Kirche zu „gewölben“, sauber zu bewerfen, putzen (butzen) und weißen, innen und auswendig, auch alle „Bostament, Fus, Gesimber“ unten auf dem Pflaster durch die ganze Kirche von gehauenen Steinen.

4. Verspreche ich alle die Stiegentritte auf beide Chöre und 2 Begrabungen die Begrabnis sauber bewerfen, putzen und weißen, wie auch die Fenster vergrößern, darmit mehr Licht hineinkommen kann (mehrer Liecht kon hinein kome).

5. Verspreche ich alle die Fenster von gehauen Steinen, die sich befinden in der Außen- und Innenmauer, wie auch zwei Portale mit zwei freistehenden Säulen, nach der Ordnung Dorica auf jeder 3 Bilder.

6. Verspreche ich auch die 2 Nebenkappen zu gewölben, putzen und weißen . . .

Vor solche Mühe und Arbeit kann weniger nicht genommen werden als 16 975 Reichstaler . . . Zu diesem neu vorgenommenen Bau soll von gnädigster Herrschaft beigeschafft werden alle notwendigen Materialien (Matterilien), was Namen

dieselben haben als Kalk (Klach), Steine, Holz, Bretter, Schubkarren, Schaufeln, Hauen, Hebeisen, Aufzüge und Seile, ausgenommen „den Stein Hauer Zeihg“, welchen ich auf meine Kosten schaffen und erhalten will.

den 2. September 1700

Johann Dientzenhoffer
Baumeister

mpia. (= manu propria, d. h. eigenhändig)

Unmißverständlich läßt sich aus Dientzenhofers Baubeschreibung, auch wenn die Risse nicht mehr vorhanden sind, der Zustand der Basilika, wie er ihn vorfand, und das Aussehen nach der Sanierung, wie er sie plante, rekonstruieren. Das statische Problem bildeten die Säulenzeilen, die das hochgehende Mittelschiff von den niedrigeren Nebenschiffen aussonderten und denen die Massen des Mauerwerks der Zone der Obergaden wie des Dachstuhls auflasteten. Die Säulen mit ihren Kapitellen hatten nicht nur durch die verschiedenen Brände der Stiftskirche gelitten. Sie waren ungenügend gegründet. Bei der Erbauung der Basilika hatte man offenbar den Verfall des Kalkfelsens des Michaelsberges zum Schwemm-boden des Waidesbaches und der Fuldaue nicht genügend berücksichtigt. Dientzenhofer hatte schon vorher festgestellt, daß die Fundamente der nördlichen Basilika frei auf dem Kalkfelsens ständen, während die Südseite unter dem Boden gegründet sei. Man hatte sich dann später zu helfen versucht, indem man die Säulen zu Pfeilern verbreiterte, die natürlich die Offenheit des Hauptschiffs zu den Seitenschiffen einschränkten. Dientzenhofer wollte hier von Grund auf sanieren und die einstigen Säulen der Ratgarkirche durch Pfeiler nach der Ionischen Ordnung mit besserer Fundamentierung ersetzen. Diese sollten zusammen mit den Gegenpfeilern in den Außenwänden die neue Einwölbung „in Ruhe“, also ohne Rißbildung durch Setzung, tragen. Auffallend ist, daß ein Vorschlag für eine Ausstuckierung der Basilika nicht erscheint. Dientzenhofer ordnete sich in diesem Verzicht dem historischen Raumcharakter unter. Eine Konzession an den Zeitgeschmack stellt dagegen der Vorschlag der Verbreiterung der Fenster im Ost- und Westchor dar. Noch deutlicher bricht die barocke Gesinnung im Vorschlag der Fassadengestaltung auf. Die Wirkung war auf die beiden als Säulenvorbauten geplanten Portale links und rechts neben dem vorspringenden Ostchor abgestellt. Man kann sich die Portal-Vorbauten als Analogie zu dem Portal des Benediktinerkonventes (Priesterseminar) vorstellen. Ihr ikonographisches Programm hätte sicher einmal den Salvator mit Bonifatius und Be-

nedikt und im zweiten Portal Sturmius mit Simplicius und Faustinus gefordert. Natürlich stand diesem Plan der Abänderung der Fassade durch Akzentuierung der Eingangszonen das alte Atrium im Wege. In Dientzenhofers Konzept ist es zwar nicht erwähnt, aber es ist kein Zufall, daß an diesen Vorbau aus der Mitte des 10. Jahrhunderts sofort die Spitzhacke angesetzt und er als erstes Stück der Großkirche niedergelegt wurde.

Dem Historiker bleibt nichts als die Erinnerung an das großartige Bauwerk und dazu jetzt noch der Schmerz darüber, daß Dientzenhofers konservatorischer Vorschlag dem Fürstabt und Stiftskapitel nicht einging. Dieser Plan Dientzenhofers

hätte die karolingische Basilika und Fulda den bedeutsamsten deutschen Kirchenbau erhalten. Auch die Innenausstattung, vorab die Grabmonumente, wären erhalten geblieben, selbst wenn man im Laufe des barocken 18. Jahrhunderts noch den einen oder anderen Altar im Stil der Zeit umgeformt hätte. Aber weder der Regent noch sein kapitularisches Gremium standen im Zeichen einer Stimmung, die ein Modewort als Nostalgie bezeichnet. Ihnen stellte das Historische keinen größeren Wert dar als die Kunst der Gegenwart. Sie wollten einen, wie sie meinten, repräsentativen Neubau. Mit wesentlich höheren Kosten wurde an Stelle der einzigartigen karolin-

gischen Kirche der neue Dom gebaut, den nur Lokalpatriotismus in die erste Reihe der deutschen Barockbauten einzuordnen wagt.

Wenige Jahre bevor sich Johann Friedrich Schannat an seinen Schreibtisch setzte, um in seinem Folianten „*Historia Fuldensis*“, „*Diocesis Fuldensis*“ und „*Clientela Fuldensis*“ die Geschichte der Fürstabtei zu glorifizieren, wurde das erste und beste Dokument Fuldaer Kultur, die Ratgar-Basilika, niedergerissen. Sie starb nicht an eigener Baufälligkeit, sondern sie fiel mit fast ihrer gesamten Ausstattung der Intoleranz der barocken Baufreude und damit einer Zeitstimmung zum Opfer.

Die Brandkatastrophe von Hünfeld 1888

I.)

Nach Presseberichten mitgeteilt von Otto B e r g e

Am 29. Oktober 1888 wurde die Stadt Hünfeld durch eine Brandkatastrophe heimgesucht, von der sie sich erst langsam wieder erholte. Es dauerte fast zwei Jahre, bis wieder genügend Wohnungen vorhanden waren. August Weber weist in seiner Geschichte der Stadt Hünfeld darauf hin, daß beim Wiederaufbau die Straßenfluchten erweitert und verschoben wurden; die engen Gäßchen verschwanden, und der alte Marktplatz wurde aufgegeben. Viele alte Fachwerkhäuser waren dem Feuer zum Opfer gefallen. Das mittelalterliche Stadtbild „wurde vollkommen verwischt, zumal die in Eile aufgestellten Zweckbauten aus Ziegelsteinen der Stadt einen nüchternen, stillösen Charakter aufprägten“ (Weber S. 115). Das Datum des Brandes ist bei Weber irrtümlich mit dem 18. 10. 1888 angegeben.

Die Berichterstattung über den Brand und dessen Folgen für die Bevölkerung, über den Einsatz der Feuerwehr und die Hilfsmaßnahmen für die in Not geratenen Einwohner entbehrt auch nach 100 Jahren nicht der Anschaulichkeit. Wenngleich die damals aktuellen Zeitungsberichte gelegentlich korrigiert werden mußten, so lassen sie doch das grausige Geschehen in Hünfeld auch heute noch lebendig werden. Anhand der Berichterstattung des Fuldaer Kreisblattes sollen die Ereignisse geschildert werden.

Berichterstattung

Fulda, 29. Oktober.

— Nachdem unsere Nachbarstadt Hünfeld vor kaum 2 Jahren (28. September 1886) von einem großen Brandunglück betroffen wurde, ist dieselbe heute schon wieder von einer schrecklichen Feuersbrunst

heimgesucht worden. Nach hierher gelangten Nachrichten soll das Feuer heute früh halb 6 Uhr im Gasthaus zum Lamm ausgebrochen und in kurzer Zeit, begünstigt durch die alte zusammenhängende und mit feuergefährlichen Oekonomiegebäuden versehene Bauart der meisten dortigen Häuser, eine solche Ausdehnung angenommen haben, daß die ganze Hauptstraße vom Gasthaus zum Adler bis zum Gasthaus zum Löwen einschließlich der Post und der Apotheke (zusammen circa zwanzig Wohnhäuser ohne Nebengebäude) ein Raub der Flammen geworden ist. (Nach soeben eingelaufenen, allerdings unverbürgten Meldungen soll nun sogar das wütende Element auf die andere Seite übergesprungen sein und nach der Pfarrkirche hin zerstörend um sich greifen.) Die hiesige Bahnhof-Feuerwehr wurde auf erfolgte Requisition heute früh gegen 7 Uhr mittelst Extrazuges nach Hünfeld befördert, während ein Teil der hiesigen städtischen Feuerwehr (ca. 30 Steiger) mit den fahrplanmäßigen Zügen um 9 und 11.16 Uhr, welch' letzterer ausnahmsweise diesmal in Hünfeld anhalten durfte, nachfolgten. Gleichzeitig soll in dem Hünfeld nahegelegenen Dorfe Großenbach ein großer Brand wüten. Über die Einzelheiten beider Schadenfeuer werden wir in nächster Nummer eingehend berichten.

Nachschrift: Nach Schluß der Redaktion geht uns die Mitteilung zu, daß der Bahnhofschreiner Fleck beim Löschungswerk in Hünfeld verunglückt ist, indem er eine starke Kopfverletzung erhalten hat.

Fulda, 31. Oktober

— Der Telegraph hat bereits in alle Welt die traurige Kunde von dem furchtbaren Brand-Unglück getragen,

welches am Montag unsere Nachbarstadt Hünfeld zu zwei Dritteln dem Erdboden gleich gemacht; große in- und ausländische Zeitungen beschäftigen sich schon mit dem entsetzlichen Ereignis, und auch wir haben in unserer letzten Nummer in flüchtiger Eile des tief beklagenswerten Schicksals Erwähnung getan, das so jäh und mit so schwerer Hand die Stadt Hünfeld getroffen, fast an Tausende seiner Einwohner des Obdaches plötzlich beraubt, Hunderte durch Zerstörung ihrer Habe der bittersten Not, wenn nicht gar dem krassesten Elend überliefert und nicht wenige geradezu zu Bettlern gemacht hat! Die immerhin großen Brände in Tann, Geisa und Brückenau haben nach dem Urteil sachverständiger Augenzeugen nicht einmal annähernd einen solch schauerhaften Anblick geboten, eine solch furchtbare Zerstörungskraft gezeigt als das prasselnde Feuermeer, das in kaum 12 Stunden nahe an 200 Häuser mit der Ernte und dem Mobiliar in Schutt und Asche verwandelte.

Schauerlich-großartig — man gestatte diesen Ausdruck — war der Schauplatz des schrecklichsten aller Elemente und die Szenen daselbst waren herzzerreißend: hier flackernde Feuersäulen mit unheimlichem Schein und beißende, den Himmel verfinsternde Rauchwolken, dort krachende Balken und einstürzende Wände, dazwischen rastlos arbeitende Spritzen und zahlreiche rettungsbeffissene Mannschaften, überall händeringende und verzweifelte wie auch völlig apathische und resignierte Unglückliche an dem Grabe ihrer Habe, den tränenfeuchten Blick starr auf den Opferherd gerichtet. Schrecklicher sind wohl kaum jemals die Schillerworte in dem „Lied von der Glocke“: „Leergebrannt / Ist die Stätte, / Wilder Stürme rauhes Bett, / In den öden Fensterhöhlen / Wohnt das Grauen, / Und des Himmels Wolken schauen / Hoch hinein.“ illustriert worden als auf der Brandstätte im nahen Hünfeld, auf der wir nun im Geiste verweilen wollen, unterstützt durch weiter unten folgende direkte Originalnachrichten aus schätzbarer Hand vom Unglücksorte. (Eine sehr eingehende, umfassende und interessante Schilderung des Brandes von einem geschätzten Augenzeugen mußten wir leider wegen Raummangel für die nächste Nummer zurückstellen.)

Tiefe Ruhe lagerte noch auf der Stadt Hünfeld, als am Morgen des Schreckenstages gegen 6 Uhr die erste leuchtende Feuergarbe aus der Scheune des Gasthauses zur „Krone“ (nicht „Lamm“, wie es neulich irrtümlicherweise hieß) unheilverkündend gegen Himmel loderte; trotz herrschender Windstille gewann das Feuer zusehends an Ausdehnung, mit der auch die Kraft des Elementes durch verschafften und sich bis zum Sturm steigenden Selbstzug wuchs. In unerklärlich kurzer Zeit und in einer Art Springflut stand der von der katholischen und protestantischen Pfarrkirche begrenzte, die Hauptstraße, den Marktplatz, die Wasser-, Hinter- und Rathausgasse umfassende, auf mäßiger Höhe gelegene, bessere Stadtteil u.a. mit der Post, Apotheke, dem Kataster- und Unter-Steueramt und Rathaus sowie den größeren Gasthäusern in lichterlosen Flammen, welche jeglichen Rettungsversuch von vornherein schon als vergebens erscheinen ließen.

Ganz eigentümliche Wege nahm der Brand in seiner unbändigen Wut, da nicht nur das abseits gelegene, durch einen freien Platz von dem eigentlichen Feuerherd getrennte Gasthaus zum „grünen Baum“ im Flammenmeer versank, sondern auch Gebäude, deren Sicherheit nach menschlicher Berechnung unzweifelhaft war, auf einmal das Opfer des verheerenden

Aufruf!

Durch ein furchtbares Brandunglück ist unser Städtchen gestern heimgesucht worden. Mehr als die Hälfte der Stadt, 117 Häuser, ungerechnet die Nebengebäude liegen in Asche, etwa 1000 Menschen, darunter viele arme Leute, sind obdachlos geworden. Nun steht der Winter vor der Thüre. Die Noth ist groß, denn es fehlt an Allem, besonders an Obdach, Lebensmitteln, Kleidern und wollenen Decken. Wir wenden uns daher an die öffentliche Mildthätigkeit mit der innigen Bitte, uns zu helfen, dem Elende unserer armen Mitbürger zu steuern. Wer schnell giebt, giebt doppelt.

Geldgaben, welche uns am erwünschtesten sind, da wir in der Nähe Alles beschaffen können, bitten wir an den mitunterzeichneten Amtsrichter Ruck, Naturalien an den gleichfalls unterzeichneten Kaufmann Rudolph Aha, Beide hieselbst, senden zu wollen.

Wir bitten um Weiterverbreitung dieses Aufrufs in anderen Blättern.

Hünfeld, Reg.-Bez. Cassel, den 30. Oktober 1888.

Das Hilfskomité:

Rudolph Aha. Bürgermeister Hau. Richard Hodes.
Dechant Koch. Amtsrichter Ruck. Pfarrer Schäfer.
Rentmeister Eich. Robert Vogt. Landrath von Wegnern.
Dr. Zahn.

Aufruf des Hünfelder Hilfskomitees. Derartige Aufrufe wurden damals in vielen Zeitungen verbreitet. Lückenlos ist die Berichterstattung in der „Fuldaer Zeitung“ und im „Fuldaer Kreisblatt“. Die Stadt Fulda bildete ein eigenes Hilfskomitee für die Stadt Hünfeld (vgl. nächste Seite).

Elementes gewesen sind. Beispielsweise sei die Buchdruckerei des Herrn Albiez aus letzteren herausgegriffen, welche unvermuthet ganz vernichtet wurde und deren Hünfelder Kreisblatt nun bis auf weiteres in unserer Offizin hergestellt werden wird.

Am Brandplatze, der selbst bei Tag den Himmel rötete und von dem aus nach allen Richtungen Staffetten sprengten, erschienen nach und nach die Feuerwehren aus: Großenbach, Roßbach, Hofaschenbach, Mackenzell, Burghaun, Kirchhasel, Molzbach, Rükkers, Nüst und Sargenzell (letztere haben sich durch ihre Leistungen eines öffentlichen Lobes würdig gemacht), Silges und aus Fulda ein Teil von der Pflicht- und die Bahnhoffeuerwehr. Letztgenannte verteidigte die stark bedrohte evangelische Kirche ausdauernd und erfolgreich. Wir bedauern, an dieser Stelle unseres ohnehin düsteren Gemäldes in noch dunklere Tinten tauchen zu müssen, als abermals angesichts eines auf die Stadt Hünfeld hereingebrochenen Unglücks wir die Einigkeit und das brüderliche Zusammenwirken in der Gefahr nicht so sehen durften, als wir es nach der Devise der deutschen Feuerwehr hätten erwarten sollen. Nur einen kleinen Teil dürfen wir rühmlich ausnehmen, wenn wir leider bei den berufenen Schützern und Rettern menschlichen Eigentums in Feuersnot einen Zustand bemerkten, der die Sinne verwirrt und die Füße unsicher macht und der sich keineswegs durch Zufälligkeiten oder durch Schwächen entschuldigen läßt. Bedauerlich ferner war noch die Begegnung des alten Mißstandes, auf welchen von maßgebender Seite schon bei dem letzten Brande vor zwei Jahren die Stadt Hünfeld aufmerksam gemacht wurde und welcher in dem Mangel und in der Beschaffenheit ihrer Feuerleitern und sonstigen Lösch- und Feuerhilfsgegenstände besteht. Wir verwarfen uns aber besonders und ganz ausdrücklich, aus dieser pflichtgemäßen Rüge der Mißstände im Feuerwehrwesen, das hier in Betracht kommt, für irgendjemand einen Vorwurf abzuleiten, als würde bei dem Nichtvorhanden- und Mangel an Feuerhilfsgegenständen in der Rede stehende Brandunglücke eine solch riesige Gestalt nicht angenommen haben.

Der Brand machte immer größere Fortschritte, das Flugfeuer bestrich und zündete alles, was in seiner Richtung war, bis es gegen 7 Uhr abends an Kraft nachließ, denn von einem Lokalisieren durch menschliches Eingreifen konnte bei der unerträglichen Hitze und dem stickenden Qualm, der jede Annäherung unmöglich machte, keine Rede sein.

Mittags traf eine Abteilung Militär aus Hersfeld zum Sicherheits- und Löschdienst ein, die verfügbaren Lokomotiven der hiesigen Station wurden zum Spritzen- und Löschdienst dahin beordert.

Abends langte auf telegraphische Vorstellung mehrerer hiesiger Herren als Augenzeugen des unsäglichen Elends unter den Abgebrannten eine von der Stadtbehörde Fulda bewirkte Sendung von 150 wollenen Decken sowie 600 Laiben Brot an, die gestern seitens des hiesigen Zweigvereins des Vaterländischen Frauenvereins wiederholt wurde, wie auch die leeren Eisenbahnwagen vom hiesigen Bahnhof zur Aufnahme von Obdachlosen, auf das tote Geleise der Station Hünfeld gefahren wurden. Die Mehrzahl der Armen kampierte die ganze erste Nacht nach dem Unglückstage im freien Felde oder im Haingarten auf primitivem Strohlager, bis sie hier oder in den benachbarten Ortschaften geeignete Unterkunft gefunden haben.

Durch die Güte des Herrn Landgrafen werden in seinem Schlosse dahier (in den früheren Kasernenräumen) eine Anzahl Hünfelder Familien Aufnahme finden können und sind bereits heute 35 Kinder aus Hünfeld im hiesigen hl. Geist-Hospital aufgenommen worden, während bei anderen Bedrängten schon in der Zuckerfabrik, am Bahnhof, im Hospital, in den zwei Schulen, Kirchen usw. in Hünfeld für ihre Unterkunft hat gesorgt werden können.

Über den Schaden läßt sich in Ziffern noch nichts, aber doch so viel sagen, daß er nach Millionen zählt. Die Elberfelder und Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaften sollen stark engagiert sein. Zwei Bullen, Schweine, ein Jagdhund, Federvieh usw. sind verbrannt.

Der Zustand von hier und anderwärts nach der zerstörten Stadt ist ein enormer und wird die von so vielen daselbst gewonnene Überzeugung des großen Elends und der höchsten Hilfsbedürftigkeit, in welcher die meisten Abgebrannten trostlos schweben, gewiß dazu beitragen, daß die warmen Worte der bereits erfolgten Aufrufe der Hilfs-Komitees um reichliche milde Gaben auf recht fruchtbaren Boden fallen.

Aufruf!

Ein schreckliches Brand-Unglück hat unsere Nachbarstadt Hünfeld heimgesucht. Zwei Drittel der Stadt sind niedergebrannt, weit über 1000 Einwohner ihres Obdaches beraubt. Es mangelt an Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken.

Das unterzeichnete Komitee wendet sich an die bewährte Mildthätigkeit der Bewohner Fulda's und bittet um Gaben an Geld, Kleidungsstücken, Wäsche und Bettzeug für die Brandbeschädigten.

Geldbeträge nimmt Herr Jos. Schmitt; Kleidungsstücke die Herren: Fabrikant Waither Plappert, Buttermarkt; Kürschner Franz Wenzel, Mittelstraße; Domfirchner Hermann Joseph Hollinder, Hinterburg, und Gärtner Leo Schickendanz, Goraferweg, entgegen.

Fulda, am 29. Oktober 1888.

H. Rang, Oberbürgermeister.

Theodor Arnd, Stadtrathsmitglied und Eisenhändler.

Joseph Schmitt, Stadtrathsmitglied und Weinhändler.

Dionys Reuß, Ausschuß-Vorsteher.

Aufruf des Fuldaer Hilfskomitees mit der Bitte um Spenden.

Auch wir bitten herzlich, der so schwer Geschädigten Hünfelder sich erbarmen zu wollen und ihnen schnelle – das ist doppelte – Hilfe recht ausgiebig zufließen zu lassen und sind wir gerne bereit, Geldgaben entgegenzunehmen und dafür öffentlich zu quittieren. Unser Hochwürdigster Herr Bischof begab sich gestern ebenfalls auf die große Brandstätte, und einige hiesige Damen des Vaterländischen Frauenvereins nahmen schon am Montag Augenschein dieses gräßlichen Unglücks.

Hier und in Frankfurt a. M., dessen Blätter auch zur Hilfe aufforderten, fließen bereits reichliche Liebesgaben.

Der Herr Regierungs-Präsident Rothe und Herr Ober-Regierungsrat Schöniat trafen heute vormittag in Hünfeld ein, besichtigten die Brandstätte, welche heute nacht durch heftigen Sturm wieder einen bedenklichen Charakter anzunehmen drohte, und überreichten in Anerkennung der großen Not zu deren Linderung als erste Gabe seitens der Regierung die Summe von 1500 Mark, welche der Herr Landrat von Wegnern in Hünfeld als Vorsitzender des dortigen Hilfskomitees in Empfang nahm. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, beabsichtigt das Museums-Orchester, bestehend aus Dilettanten und der städtischen Kapelle, im Laufe der kommenden Woche zugunsten der Abgebrannten der Stadt Hünfeld ein Konzert im Harmoniesaal zu geben, dem wir schon jetzt den besten Erfolg wünschen. Hoffentlich gelingt es, einen der hiesigen Gesangsvereine zur Mitwirkung zu gewinnen.

Hünfeld, 29. Okt.

Unser Städtchen liegt zu zwei Drittel in Asche! Ungefähr 180 Gebäude mit den vielen Nebengebäuden sind heute binnen wenigen Stunden ein Raub der Flammen geworden. An 200 Familien sind obdachlos – viele darunter ihrer ganzen Habe beraubt; die meisten haben nur wenig gerettet! In einer Scheuer des Gasthauses „zur Krone“ brach das unheilvolle Feuer aus. Gegen 7 Uhr heute morgen wurde dasselbe entdeckt und die vielen angrenzenden mit Stroh, Heu usw. gefüllten Scheunen mit ergriffen. Der schwache Südwestwind trieb die Flammen von einer Scheuer zur andern. So hatte man die ganze hintere, dem Bahnhofe zugekehrte Reihe von Scheunen und sonstigen Gebäuden aufgegeben – hier dem Feuer Einhalt zu bieten war unmöglich. Daß dasselbe aber Dimensionen annehmen würde, wie geschehen – daran hat auch niemand im entferntesten denken können! Gegen 9 Uhr wurde der Wind, jedenfalls zum großen Teil durch das Feuer selbst, zum Sturm, und nun war kein Halt mehr möglich. In kurzer Zeit brannte der ganze hinter der Post stehende Scheunenkomplex, die Post selbst wurde ergriffen, und das Feuer dehnte sich gleichzeitig nach drei Seiten aus. Die „alte Post“, Apotheke mit den angrenzenden Gebäuden waren alsbald in Mitleidenschaft gezogen, das Feuer griff bei der alten Post über die Straße, entzündete die dort stehenden Gebäude, das Gasthaus „Zum Engel“, die Albiez'sche Buchdruckerei etc. Alle diese Häuser, deren Sicherheit noch vor einer halben Stunde niemand bezweifelte, waren in einem Zeitraum von

weniger als einer Stunde von den Flammen ergriffen. Der Wind war so stark, daß er das Feuer sogar auf die ziemlich isoliert und ca. 100 Meter entfernt stehende Wirtschaft „Zum Grünen Baum“ warf und diese entzündete, die daneben stehende Scheuer wurde in Asche gelegt. Die angrenzende Malkmus'sche Brauerei war auch bereits ergriffen, wurde aber, wie auch die dabei stehende evangelische Kirche von den hier vereinten Kräften der im übrigen ganz machtlosen Feuerwehren gerettet. Die Ey'sche „Stadtmühle“ war das letzte größere Gebäude, das dem Feuer zum Opfer fiel. Katasteramt, Untersteueramt, Post, Apotheke, Rathaus sind niedergebrannt, die Akten usw. sind gerettet. Sehr gefährdet waren u. a. auch der Vorschußverein, das Amtsgericht und das evangelische Pfarrhaus. Es werden wohl – genau konnte das noch nicht festgestellt werden – so ziemlich alle Gebäulichkeiten, die zwischen dem Lehmer'schen Haus und dem Vorschußverein gestanden haben, niedergebrannt sein! Während die Großenbacher Feuerwehr in Hünfeld recht beschäftigt war, wurde sie gegen 9 Uhr nach Hause beordert, weil auch dort Feuer ausgebrochen sei. Wie wir hören, hat dasselbe dort auf seinen Herd – die Scheuer eines dortigen begüterten Bauern – beschränkt werden können. Von dem in Hünfeld bestehenden Durcheinander macht sich niemand einen Begriff! In den Gärten, Straßen, Plätzen liegen wirr durcheinander die verschiedensten Gegenstände, bei welchen weinend und klagend Frauen und Kinder stehen. Und wahrlich – der Anblick ist herzzerreißend. Wie viele der total Abgebrannten haben nicht versichert! Der entstandene Schaden ist ein vielleicht nach Millionen zählender. Rasche Hilfe ist dringend notwendig!

(Fortsetzung folgt)

Bericht über einen Münzfund

Die „Periodischen Blätter“ berichten im Jahresband 1845–1852 (S. 260) über einen Münzfund in Fulda:

„Nach einer Mittheilung des Herrn Medizinalraths Dr. Schwarz zu Fulda hat man daselbst bei Abbruch eines Hauses, welches zufolge einer auf einem, in ein Glas eingeschlossenen und in den Grundstein niedergelegten, Silberplättchen eingegrabenen Nachricht 1612 vom Hofgoldschmied Peter Schenk erbaut worden, sechs, wo nicht mehr, Goldmünzen gefunden. Alle waren zerknittert, eingebogen und ungleich rund; sie haben die Größe eines österreichischen Vierundzwanzig-Kreuzerstücks und bestehen aus Dukaten-gold. Sie sind von zweierlei Prägen. Auf dem Avers haben alle den Ritter Georg zu Fuß, wie er den Lindwurm erlegt. Auf zwei Stücken steht: Henricus VIII. D. G. Rex Angl. et Franc. Auf den vier andern fehlt nur die Zahl VIII: Henricus Dei grat. rex etc. Auf dem Revers ist das Vordertheil eines Schiffes auf einem Wagen mit dem englischen Wappen ersichtlich; über dem Wappen erhebt sich ein einfaches Kreuz, rechts vom Stamme ist ein H., links eine Rose; die Umschrift lautet: Per crucem tuam salva nos Christ. red. Noch eine andere Münze, welche von einem Goldschmiede bereits zerschnitten war, soll von der K. Elisabeth gewesen sein.“

Johann Fechner

Zum Besten

unserer durch großes Brandungslück
heimgesuchten Mitbürger der Stadt
Hünfeld findet **Abschlag-Sonntag**
den 4. d. Mts. von Abends 7
Uhr ab in den Räumen der **Schiff-
schen Brauerei (Löhrgasse)** dahier
eine
gemüthliche Abend-Unterhaltung
bestehend in **instrumentalen und vol-
len Vorträgen u. s. w. unter gütiger**
Mitwirkung bedeutender hiesiger und
auswärtiger Kräfte (Cithar-Quartett
ic.) statt, wozu alle Helfer in der
Noth aus Fulda und Umgegend hier-
mit bestens eingeladen werden.

**Eintritt frei, doch wird der Milb-
thätigkeit keine Schranken gesetzt.**

Das Comité.

wagen mit dem Jüngsten, an ihrem Rocke hängen zwei
größere weinende Kinder, ratlos weiß die Verzweifelte
nicht, wohin sie mit ihrer kostbarsten Habe, viel-
leicht der einzigen, die sie besitzt, ziehen soll in den
brennenden, lebensgefährlichen Straßen, bis sich hilf-
sbereite Menschen ihrer annehmen und ihr einen Aus-
weg zeigen.

Die treue Hauskatze, welche sich von ihrer Heim-
stätte nicht trennen will, flüchtet mit gesengtem Pelz
auf die Straße, um gleich darauf wieder in die Flam-
men hineinzustürzen.

Solche Eindrücke sind unverwischbar! Endlich, au-
ßerhalb der Stadt, in den Gärten haben die armen
gehetzten Menschen mit den wenigen geretteten Hab-
seligkeiten Ruhe und Sicherheit gefunden, ein buntes
Durcheinander – ein Chaos von Menschen, Vieh und
Hausrat aller Art! Wie wird die Nacht werden? Wo
bleiben die Obdachlosen? Diese selbst haben in ihrem
Schmerz noch nicht daran gedacht. Doch da sind auch
schon hilfsbereite Männer, welche die Stadt Fulda
entsandt hat, sie bringen Brot und Decken und bieten
den Heimgesuchten ein Asyl in seinen Mauern an.

Fuldische Münzkundler

Amand von Keitz

Amand von Keitz, geb. am 15. Mai 1818, gestorben
am 21. Nov. 1893, war Bibliothekar an der Fuldaer
Landesbibliothek. Nekrolog in der Zeitschrift „Hes-
senland“ (1893 Nr. 24).

Sein Münzverzeichnis hat sich in der Landesbiblio-
thek erhalten, seine ca. 140 Stücke umfassende Sam-
mlung muß als verschollen gelten. Es ist aber durchaus
möglich, daß sie sich noch heute geschlossen in aller
Stille bei Nacherben befindet.

A. v. Keitz besaß u. a. mehrere „Abdrücke“ – oder
waren es vielleicht „Abschläge“ von damals noch im
Archiv von Fulda befindlichen Original-Prägestöcken.
Als Beispiel sei genannt: 1 Albus Constantin von
Buttlar von 1724, siehe Buchenblätter Nr. 21 vom
November 1980. Avers dieses Stückes nur aus der
Literatur bekannt, Revers als Abschlag in Marburg.

Ein RRR-Stück ist die kleine silberne ovale Medaille
Adolf von Dalberg o. J. (1732?) mit Öse, 12 x 15,5
mm, Buchonia II S. 131, Nr. 45. Bisher ist nur ein
schlecht erhaltenes Stück im Kabinett in München
bekannt.

Dr. Eugen Thomas

Dr. Eugen Thomas wurde am 20. 4. 1758 in Fulda
geboren und starb als Großherzoglich Frankfurter
Staatsrat am 10. 5. 1813 in Frankfurt. Näheres zu
seinem Leben und Wirken in FGBI 1905 Nr. 9 und in
den Buchenblättern 1975 Nr. 19.

Thomas sammelte fuldische Münzen und Medaillen
seit Jugendjahren und arbeitete sein ganzes Leben
lang an einer „Numismatica Fuldensis“. 1804 erschien
von ihm „Verhältnisse des Münzwesens“ und 1807

Fulda erbietet sich vor allem, die Kinder in dem
Hospital zum Hl. Geist aufzunehmen, bis deren Eltern
wieder eine geeignete Wohnstätte haben. Dieselben
hilfsbereiten Männer errichteten sofort in Verbindung
mit einigen Hünfelder Herren ein provisorisches Hilfs-
komitee und sorgen dafür, daß eine Anzahl der bekla-
genswerten Obdachlosen noch am selben Abend Un-
terkunft vor den Unbilden des Wetters in der Zucker-
fabrik usw. finden, wohin Stroh, Decken und Betten
geschafft werden. Annähernd 200 Häuser sind in
Schutt und Asche gelegt, mehr wie 1000 Menschen
sind ihrer Wohnstätten beraubt, und der Winter steht
vor der Türe. Hier gilt es, die Barmherzigkeit walten
zu lassen und die von dem Notwendigsten Entblößten
zu unterstützen, soweit es in eines jeden Kräften steht.
Auch in unserer Stadt wird sich ein Hilfskomitee
bilden, welches sich an den mildtätigen Sinn unserer
Mitbürger wenden wird. Möge ein jeder beherzigen,
daß rasche Hilfe doppelte Hilfe ist.

Aufruf des Breslauer Bischofs

Fürstbischof Georg von Breslau, unser früherer
Oberhirte, hat folgenden Aufruf erlassen:

Am 29. Oktober d. Js. hat eine schreckliche Feuers-
brunst den größten Teil der Stadt Hünfeld, welche
meiner früheren Diözese angehört, in einen Trümmer-
haufen verwandelt und 1000 Bewohner obdachlos
gemacht. Obwohl die Provinz Schlesien in dem laufen-
den Jahre mehrfach selbst von verheerenden Wasser-
fluten heimgesucht worden und daher die öffentliche
Mildtätigkeit für die eigenen Bewohner derselben
wiederholt in Anspruch genommen ist, befürchte ich
doch keine Fehlbite zu tun, wenn ich die unbegrenzte
schlesische Wohltätigkeit für jene schwerbeschädigte
Stadt anrufe.

Selbstlosigkeit der Feuerwehr

Die Vorstandsmitglieder der hiesigen Feuerwehr,
welche sich an der Löschung des Hünfelder Brandes
beteiligten, haben den von der Stadt Fulda ihnen
zukommenden Betrag für stattgehabte Zeitversäum-
nis usw. in Höhe von 17 Mark 50 Pf zugunsten des am
30. September abgebrannten Bauers und Wirts Hänel
zu Horwieden in der Expedition unseres Blattes nie-
dergelegt. Diese edle Tat ist um so anerkennenswer-
ter, als bei der gegenwärtigen allgemeinen Aufregung
über den Hünfelder Brand niemand jenes armen Un-
glücklichen gedachte, dessen ganze ungedroschene
Ernte und Mobiliar, beides unversichert, ein Raub der
Flammen wurde. Auch hier tut Privathilfe not und ist
die Expedition unseres Blattes gerne bereit, Geld-
beiträge in Empfang zu nehmen (wird fortgesetzt)

„Etwas vom Münzwesen“. Beide Schriften konnten
bisher nicht aufgefunden werden.

Seine Sammlung zählte 171 Stücke. Nach seinem
Tod wurde sie auf Befehl von König Wilhelm der
Niederlande – dem früheren Fürsten von Fulda – von
I. W. E. Chelius von der Witwe Therese Thomas geb.
Roos einschließlich aller schriftlichen Unterlagen ge-
kauft und nach Holland verbracht. Dort ist nichts mehr
nachweisbar. Schon Dr. Lothar Herquet und der evan-
gelische Kirchenrat Petri bemühten sich darum in ihrer
Zeit.

Vorhanden ist aber im Koninklijk Huisarchief in
Den Haag ein „Extract“ = ein Verzeichnis von 116
Münzen und Medaillen aus der Sammlung Thomas
ohne Datum. Fotokopie liegt mir vor. Die im „Koning-
lijk Kabinet van Munten, Pennen en gesneden
Stenen“ befindlichen 60 fuldischen Stücke stehen
nicht im Zusammenhang mit der Sammlung Thomas.

Im „Extract“ erscheint ein Kreuzer von 1624; die-
ses Stück von Joh. Bernh. Schenk von Schweinsberg
ist weder in der Literatur erfaßt noch in einem Münz-
kabinett vorhanden.

Ein RR-Stück ist eine ovale Goldmünze, genauer ein
Gnadenpfennig (eine Art Orden am Band um den Hals
zu tragen) von Joachim von Gravenegg im Gewicht
von vier Dukaten und 35 AB (= ca. 16 Gramm) o. J.,
Buchonia II S. 77, Dr. Hinkelbein besaß zwei Exem-
plare. Sammlung Fiorino Nr. 2324 1425 Mark im Jahr
1917 bei Sally Rosenberg, Frankfurt, seither m. W.
nicht mehr aufgetaucht. Fehlt dem Vonderau-Mu-
seum.

2 Böhmisches von Constantin von Buttlar von 1724,
dieses RR-Stück konnte im vorigen Jahr vom Vonder-
au-Museum erworben werden. Johann Fechner

Die Brandkatastrophe von Hünfeld 1888

Nach Presseberichten mitgeteilt von Otto B e r g e

Lob für die Bahnhofsfeuerwehr

Wie bereits schon berichtet worden, ist es bei dem großen Hünfelder Brand vorzugsweise der Fuldaer Bahnhofsfeuerwehr zu verdanken gewesen, daß die evang. Kirche und das evang. Pfarrgebäude sowie der ganze nördliche Teil der Stadt erhalten blieben und daß man bei der Malkmus'schen Bierbrauerei des Feuers Herr wurde. Dem müssen wir heute noch hinzufügen, daß die gedachte Feuerwehr, obschon keine Berufsfeuerwehr, sich bei ausgezeichneter Organisation, bei ihren vorzüglichen Geräten, mit denen jeder bei den häufigen Übungen auch umzugehen versteht und endlich bei ihrer musterhaften, mit militärischer Zucht gepaarten Leitung, es wohl mit jeder Berufsfeuerwehr aufnehmen kann. Mit einer fabelhaften Geschwindigkeit entfernte die eifrige Steigmannschaft die Strohfieder unter den Ziegeln der evang. Kirche. (Die verhängnisvollen Strohfieder gerade waren der Fortpflanzungsherd des wütenden Elements.) Für die aufopferungsvolle und ausdauernde Tätigkeit haben der Hünfelder Landrat und die dortige Stadtbehörde durch den Leiter der Feuerwehr, Herrn Bauinspektor Domschke, der Mannschaft ihre volle Anerkennung und den gebührenden Dank ausdrücken lassen.

Herr Bierbrauereibesitzer Malkmus in Hünfeld, dessen Brauerei ebenfalls durch das entschiedene und zielbewußte Eingreifen dieser Feuerwehr unversehrt erhalten geblieben ist, hat es sich nicht nehmen lassen, seinem besonderen Dank noch in klingender Münze Ausdruck zu verleihen, indem er Herrn Bauinspektor Domschke gestern 100 Mark zur Verteilung zusandte. 50 Mark sollen dem verunglückten Feuerwehrmann Fleck und die andern 50 Mark der Mannschaft der Spritze Nr. 3 zugewiesen werden. Gewiß eine edle Tat von einem Manne, dessen Wohnhaus auch abgebrannt ist.

Hilfsangebot des Hessischen Diakonissenhauses

Hünfeld, 1. November. Die Frau Oberin und der Hausgeistliche des Hessischen Diakonissenhauses trafen heute hier ein, um sich zu erkundigen, welche Hilfe event. von seiten des Diakonissenhauses geleistet werden könne. Zugleich boten sie im Auftrage des Vorstandes an, 30 bis 40 Kinder abgebrannter Familien den Winter über in der Anstalt zu Treysa aufzunehmen und kostenlos zu verpflegen.

Brand in Großenbach

Großenbach, 2. November. Am 29. d. Mts. wo der große Brand in der Stadt Hünfeld wütete, brach zu gleicher Zeit etwa gegen 9 Uhr morgens in hiesigem Orte in der Scheuer des Bauern Johannes Gensler Feuer aus. Die hiesige Feuerwehr war sofort, als der Brand in Hünfeld sichtbar wurde, dorthin geeilt und mit größtem Eifer in Tätigkeit getreten. Aber welcher Schrecken bemächtigte sie, als mit einem Male der Ruf erscholl: in Großenbach brennt's! Mit Blitzesschnelle wurden die Schläuche von der Löschmaschine abgeschraubt und im rasenden Galopp mit der Spritze dem lieben Heim zugeeilt, wo im Verlauf von kaum 15 Minuten die Spritze mit dem größten Teil der Feuerwehrmannschaft an der Brandstätte anlangte, als gerade der Einsturz der Scheuer erfolgte. Jedoch war die Feuerwehr noch zur rechten Zeit angelangt, als eben das Feuer das Dach des Wohnhauses ergriffen hatte. Durch das schnelle Eingreifen der Großenbacher Feuerwehr mit ihrer durchaus leistungsfähigen Spritze wurde das Wohnhaus noch gerettet und hierdurch die drohende Gefahr von dem östlich gelegenen Teile des Dorfes abgewendet. Leider fiel noch eine südlich gelegene Scheuer des Hüttners Joh. D. Sauer dem furchtbaren Elemente zum Opfer. Die Feuerwehren von Roßbach, Silges und Haselstein trafen ebenfalls kurz nach der hiesigen auch noch ein und haben hierbei gleichfalls durch ihr tätiges Eingreifen eine lobenswerte Bravour an den Tag gelegt. Daß hier Brandstiftung vorlag, wurde von jedem urteilsfähigen Manne anerkannt; jedoch ging dieselbe nicht von dem Besitzer (wie die öffentliche Meinung in solchen Fällen ohne weiteres sofort blind zum Tag hinein urteilt) aus,

sondern von einem hiesigen Jungen im Alter von 9 Jahren, welcher allgemein als ein verkommenes Subjekt gilt. Derselbe hat seine grausige Tat bereits auch eingestanden.

Viele Schaulustige

Fulda, 2. November. Seit dem Brande in Hünfeld ist dasselbe täglich das Ziel zahlreicher Schaulustiger gewesen und wird es wohl noch eine Zeitlang bleiben, da die große Brandstätte durch die nun begonnenen Abräumungs- und Sichtsarbeiten als interessanter Schauplatz gewinnt. Gestern kamen auf dem hiesigen Bahnhof allein 760 Billets nach Hünfeld zur Ausgabe und mußte zur Bewältigung des Andrangs ein Extrazug eingestellt und ein Güterzug benutzt werden. Dennoch konnte ein buntes Durcheinander nicht vermieden werden: ein Klassenunterschied wurde zu meist gar nicht gemacht, es sind sogar zahlreiche Passagiere mit 4.-Klasse-Billets in 1.-Klasse-Kupees befördert worden. Auf den Plattformen standen die Passagiere, daß man zu glauben versucht war, es käme die Pferdebahn, andere mußten sich, um nur mitzukommen, bei den Abendzügen in Viehwagen bequemen.

Mehrere Herren begaben sich jedoch von Hünfeld in richtiger Vorahnung des Kommenden nach Burg-haun und bestiegen dort in aller Gemütlichkeit den betreffenden Zug zur Heimkehr.

Das ruinenhafte Bild, welches unsere Nachbarstadt seit letzten Montag darbietet, wurde von auswärtigen Zeichnern skizziert und photographisch für den Handel aufgenommen, und es wird nicht lange dauern, so finden wir es in illustrierten Zeitschriften reproduziert.

Pionierbataillon Mainz hilft

Viele fleißige Hände regen sich bereits auf dem

Platze, wo das Feuer so zerstörend gehaust, und sind dieselben seit vorgestern nacht ansehnlich vermehrt worden, indem vom Pionier-Bataillon zu Mainz 40 Mann mit einem Offizier und 4 Unteroffizieren mit dem Kurierzug daselbst eintrafen, um an der schwierigen Arbeit teilzunehmen bzw. dieselbe zu leiten. Zur Unterbringung Obdachloser oder nur notdürftig Versorger werden vorerst drei Baracken gebaut, deren jede zur Aufnahme von 25 Familien eingerichtet werden soll.

Ein Augenzeuge berichtet

Wir lassen hierauf den Artikel über den letzten Brand in Hünfeld folgen, welchen wir bereits in letzter Nummer angekündigt haben und der gewiß auch noch in der vorgerückten Zeit das Interesse unserer Leser erregen wird:

H. Das Feuer brach bei Tagesanbruch (Montag) im Oekonomiegebäude des Gasthauses zur Krone aus und verbreitete sich schnell auf die Nachbarhäuser rechts und links, welche mit Brennstoffen jetzt nach beendiger Ernte von unten bis oben gefüllt waren. Auf die von Fulda telegraphisch erbetene Hilfe rückte gegen 7 Uhr morgens die Bahnhofs-Feuerwehr mit ihren vorzüglichen Geräten per Extrazug ab, und um 9 und 11 Uhr folgte ein Teil unserer städtischen Feuerwehr per Bahn. Als ich gegen halb 10 Uhr in Hünfeld eintraf, brannte schon eine Zeile der Hauptstraße, ungefähr 20 bis 25 Wohnhäuser nebst den Nebengebäuden, welche am Westende der Stadt parallel der Eisenbahn gelegen. Ein leichter, ruckweiser Wind strich unglücklicherweise aus Südwest und trieb die Hitze und Flammen der Stadt zu. Als ich in die Hauptstraße kam, machte ich die Bemerkung, daß die leichte Brise durch die Hitze des Flammenmeeres und begünstigt durch die Lage der Stadt auf einem mäßigen Bergrücken zu einem stoßweisen Wirbelsturm,

Zum Besten der Abgebrannten in Hünfeld!

Freitag den 9. November 1888, Abends 8 Uhr
im Harmonie-Saale:

CONCERT

unter Mitwirkung des Gesang-Vereins „Cäcilia“
(Dirigent: Herr Domorganist F. Rübsam)
und der durch geschätzte auswärtige und hiesige Kräfte
verstärkten städtischen Kapelle.

PROGRAMM.

- 1) Symphonie Nr. 2, D-dur Beethoven.
a) Adagio molto — Allegro con brio,
b) Larghetto, c) Scherzo, d) Allegro molto.
- 2) Gesänge für gemischten Chor: Mendelssohn-Bartholdy.
a) Hilf, Herr! Chor aus „Elias“
b) Sanctus aus dem Requiem Cherubini.
(Gesang-Verein „Cäcilia“.)
- 3) Menuett, für Streichquintett Boccherini.
- 4) Dank sei Dir, Gott, Chor aus „Elias“ Mendelssohn-Bartholdy.
für gemischten Chor.
(Gesang-Verein „Cäcilia“.)
- 5) Hochzeits-Marsch aus dem „Sommer-Mendelssohn-Bartholdy.
nachtstraum“

Eintrittskarten à 2 Mk. (nummerirter Platz)
und 1 Mk. sind in den Buchhandlungen der Herren
A. Maier und G. Nehrke zu haben. Kassen-
preis 1 Mk. 30 Pf.

Nach dem Concert:

Zwanglose Unterhaltung.

Anzeige in der Fuldaer Zeitung und im Fuldaer Kreisblatt über eine Veranstaltung „Zum Besten der Abgebrannten in Hünfeld“. Der Saal der Harmonie befand sich am Peterstor (heute Verlagsgebäude der Fuldaer Zeitung).

Im Fuldaer Land fanden damals noch zahlreiche weitere Veranstaltungen statt, um für die brandgeschädigten Hünfelder Bürger zu sammeln (vgl. auch die Anzeige auf der folgenden Seite).

Die ehemaligen Stadttore in Fulda

Ergänzungen zu Buchenblätter Nr. 4 / Von Ernst Kolb

Um Missverständnisse zu vermeiden, die durch die Anordnung der Abbildungen und die dazugehörigen Texte in Buchenblätter Nummer 4/2001 entstanden, bedarf es der folgenden zusätzlichen Hinweise:

Zu Abbildung 3b: Die Darstellung des Paulustores links oben in der Zeichnung „Die Propstei Michelsberg mit Umgebung im 18. Jahrhundert“. Statt des Torhauses wurde irrtümlich ein links daneben stehendes Haus mit einem Kreis bezeichnet. Auf dem folgenden Teilausschnitt ist das Torhaus im Kreis ersichtlich.



Abbildung 4a: Mit Pfeil korrigierte Lage des Paulustores.

die bezeichnete Wegeführung ersichtlich. An der linken oberen Ecke der neuen Abtsburg ist das älteste Paulustor mit einem Kreis bezeichnet.

Zu Abbildung 7: Das Heertor – Grundriss Erdgeschoss: Daraus ist zu ersehen, dass sich auf der Rückseite des Gebäudes keine Toröffnung befindet, wie es bei Torhäusern zur Durchfahrt erforderlich ist.

Dies war auch nicht möglich, da sich an der Rückseite des Gebäudes ein Rest des Hofgartens (Vorgänger des Schlossgartens) befand. Dies weist der Lageplan des Schlosses und der

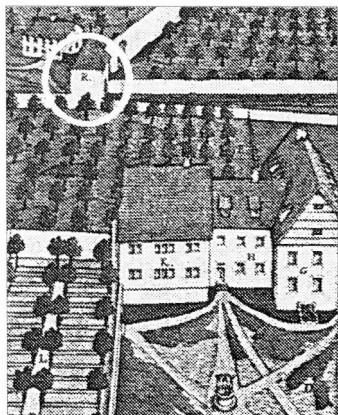


Abbildung 3b: Korrigierte Lage des Paulustores.

Zu Abbildung 4a: Merian-Stich vom mittelalterlichen Fulda, Pfeil zeigt auf das Paulustor. Der in Abbildung 4 gezeigte Grundriss der früheren Lage des

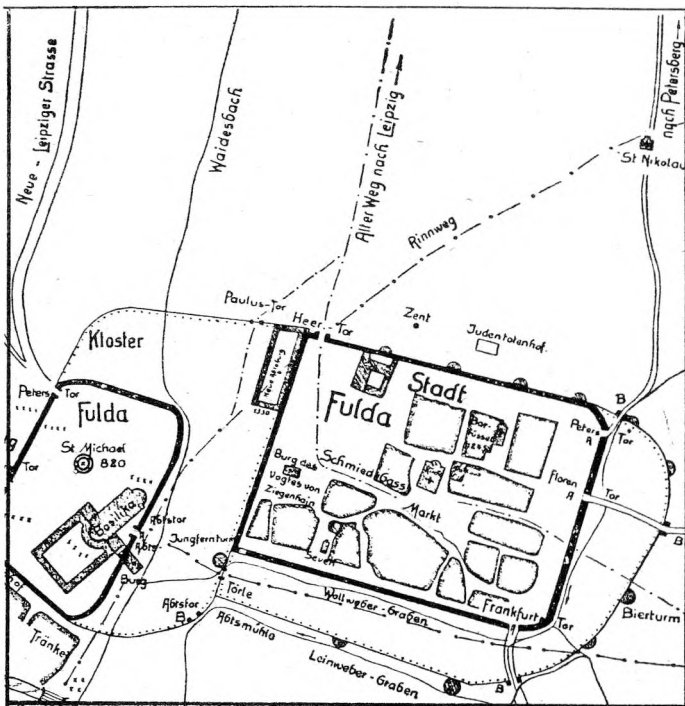


Abbildung 17: Stadtplan des mittelalterlichen Fuldas nach Joseph Vonderau.

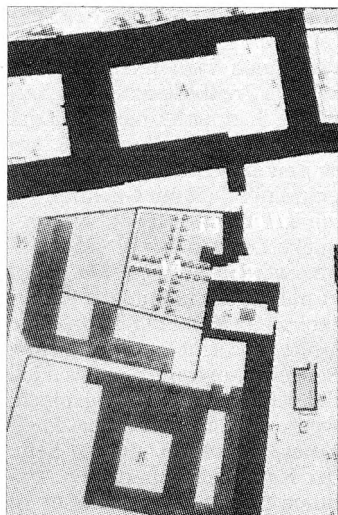


Abbildung 18: Ausschnitt aus dem Lageplan des Schlosses und der zugehörigen Bauten nach E. Wenzel.

Paulustores neben dem nördlichen Schlossflügel ist nicht der Grundriss des mit dem Pfeil bezeichneten Paulustores. Auf dem folgenden Teilausschnitt von Abbildung 4a ist die Außenseite des Torhauses mit Kreis und Pfeil bezeichnet.

Leider konnte aus redaktionellen Gründen der im Text angesprochene Plan von Professor Vonderau „Fulda im Mittelalter“, auf dem die Lage des ältesten Paulustores als Ausgang aus dem erweiterten Stiftsbezirk im Zuge des alten Weges nach Leipzig (Semita antiqua) zu ersehen ist, nicht gedruckt werden.

Aus Abbildung 17 dieses Planes sind die neue Abtsburg (ältester Teil des Schlosses) und

zugehörigen Bauten aus, den Ernst Wenzel nach Plänen von Kühnert, Landgrebe und Schmitt 1909 erstellt hat (siehe Abbildung 18).

Darauf ist mit B 11 die Hofschmiede, mit 12 Ställe, mit 13 das Gartenhäuschen und mit 14 der Hofgarten dargestellt. Dieses Gebäude diente nur den heren = erhabenen Herren, also dem Abt und seinem Hofstaat, als Ausgang aus dem here-Hof.

Redaktion: Heribert Kramm
Telefon: (06 61) 756 59
Fax: (06 61) 24 15 36
E-Mail: heribert.kramm@fulda-online.de

Die erste Reise in die russische Zone

Ergänzungen zu Maria Vogelbeins „Puppengeschichte“ / Von Dr. Heribert Abel

Maria Vogelbein hat in Nr. 9 der Buchenblätter vom 18. 5. 1977, S. 35 von der „ersten Fahrt des Fuldaer Bischofs in die Zone“ berichtet. Da sie dabei auf die Erzählung ihres Mannes, des damaligen „bischöflichen Chauffeurs“, angewiesen war – nach mehr als 30 Jahren! –, ist es verständlich, daß nicht alles, was in dem Artikel steht, hundertprozentig den Tatsachen entspricht, obwohl das Wesentliche durchaus zutrifft. Als Ergänzung darf ich deshalb als der im Aufsatz genannte damalige „Bischöfliche Geheimekretär“ folgendes beisteuern:

Zuerst saßen Bischof Dr. Dietz, Sekretär und Chauffeur in Eisenach in einem kalten Keller. Man hatte uns dorthin gebracht, da der Bischof in seinem Koffer Aufzeichnungen in Gabelsberger Stenographie (für seine Predigten) hatte. Es mußte also erst jemand gefunden werden, der diese Stenographie lesen konnte, was wohl während der Abend- und Nachtstunden geschah. Ich fragte den jungen russischen Soldaten, der mit aufgepflanztem Bajonett auf dem Gewehr vor uns Wache hielt, weshalb man uns gefangenhalte. Seine Antwort: „Warum du Großkapitalist? Du setz dich.“ Als dann der Hauptmann (oder Major), der uns in den Keller verwiesen hatte, vorüberging, sagte ich ihm: „Heute haben alle Zeitungen geschrieben, und der Rundfunk hat verbreitet, daß der Bischof von Fulda als erster westdeutscher Bischof in die russisch besetzte Zone fährt. Wenn diesem alten herz- und zuckerkranken Bischof etwas in diesem kalten Keller passiert, dürfte es für Sie recht unangenehm werden.“ Etwa eine halbe Stunde später wurden wir dann in den geheizten Billardsaal geführt, wo sich russische Offiziere, ohne sich um uns zu kümmern, bis spät in die Nacht hinein (nicht während der ganzen Nacht) mit Spielen vergnügten. Nachts gegen 23.30 Uhr wurde der Bischof zum Verhör (etwa 1½ Stunden lang) geholt, dann Herr Vogelbein und ich; wir wurden eingehend verhört, als Spione angeschrien, mußten den Inhalt unserer sämtlichen Taschen abgeben usw. Die Toiletten waren in einem unbeschreiblichen Zustand. Daß wir nicht miteinander sprechen durften, stimmt nicht.

Am nächsten Morgen mußte ich mich neben einem russischen Leutnant in einen Jeep setzen; hinter mir saß ein Soldat mit durchgeladener Maschinenpistole. Der Leutnant fuhr auf der vereisten Straße wie ein Verrückter. Auf meine Mahnung zu vorsichtigerem Fahren lachte er nur und sagte, er sei im Kriege Flieger gewesen.

In Suhl mußten wir dann aussteigen. Ich flüsterte dem Bischof zu: „Morgen ist Passionssonntag, jetzt beginnt unsere Passion“, als wir an den Zellen der russischen Kommandantur vorbeigingen. Hier wurde uns verboten, miteinander zu sprechen. Wir wurden in einen großen Saal geführt, in dem ein russischer Oberst und zwei andere Offiziere saßen; hinter ihnen standen 2 Soldaten mit Gewehr, auf dem Tisch lagen die Habseligkeiten aus unseren Taschen, vor dem Tisch standen 3 Stühle. Keiner sprach ein Wort, man deutete nur auf die Stühle. Wir setzten uns und warteten. Plötzlich fing der Oberst lauthals zu lachen an, sagte (durch den Dolmetscher), wir sollten schauen, ob dies unser Eigentum sei, ob etwas fehle. Wir antworteten, und dann hieß es: „Sie müssen entschuldigen, Ihre Verhaftung war ein Irrtum. Sie können gehen.“ Auf meinen Einwand, wir könnten jederzeit wieder einem solchen „Irrtum“ zum Opfer fallen, hieß es: „Sagen Sie nur, der Kommandant von Suhl habe Ihnen erklärt, Sie könnten weiterfahren, dann wird nichts passieren.“ Erleichtert zogen wir los nach Leinefelde.

Am nächsten Tag fuhren wir nach Weimar und baten um eine Audienz bei dem Befehlshaber dieses Gebietes, dem General Kolesnitschenko; sein Dolmetscher war ein Major Babenko. Der General, eine ehrfurchtgebietende Gestalt mit grauem Haar, empfing uns sehr freundlich und mit großer Achtung vor dem Bischof (schon im Eisenacher Keller hatte ein Soldat beim Vorbeigehen, als er den Bischof sah, sich verneigt und ein russisches Kreuzzeichen gemacht). Der Bischof beschwerte sich über die Behandlung trotz russischen Passes, über den Verbrauch unseres Benzin, über den Verlust des Ringes. Hier, nicht wie M. Vogelbein schreibt, in Suhl, versprach der General, der uns auch großzügig Benzingutscheine gab, der Bischof werde seinen Ring wieder erhalten. Mit guten Wünschen wurden wir verabschiedet. Die Firmungsreise verlief ohne jeden weiteren Zwischenfall.

Nun zur Rückreise! General Kolesnitschenko hatte mir sagen lassen: „Wenn Sie nach Eisenach kommen, rufen Sie die Kommandantur an. Der Offizier, der Sie verhaften ließ, muß Ihnen das Ehrengeleit bis zur Grenze geben. Berufen Sie sich auf mich und rufen Sie mich an, wenn Sie Schwierigkeiten haben sollten.“ Vom Pfarrhaus in Eisenach rief ich also an; der Offizier war gerade am Essen, sagte mir auch, er habe keinen Wagen zur Verfügung. Es war ihm sichtlich peinlich, dem Bischof wieder unter die Augen zu kommen. Ich sagte ihm, falls wir Schwierigkeiten bekämen, würde ich General Kolesnitschenko anrufen. Er versprach, es werde alles in Ordnung gehen. So fuhren wir los. An der Grenze gingen Willi Vogelbein und ich zu der Hütte, in der der Wachtposten den Ausreisestempel auf den Paß zu setzen hatte, der Bischof blieb im Auto. Der Beamte sagte: „3 Pässe, 2 Männer! Wo dritter Mann?“. Ich: „Dritter Mann im Auto, alt und krank.“ Er: „Der Mann kommt herunter.“ Ich holte also den Bischof. Als er den Raum betrat, stand der Beamte auf, machte eine tiefe Verneigung, stempelte die Pässe und ließ uns gehen. Man hatte ihm jedenfalls telefonisch mitgeteilt, er habe vor dem Bischof eine Verbeugung zu machen. Deshalb mußte der Bischof kommen. Der Beamte konnte später melden: „Verbeugung gemacht“. –

Nun kamen wir zu unserem Auto zurück. Ein russischer Kommissar machte sich an unseren Koffern zu schaffen. Der große Koffer des Bischofs kam zuerst an die Reihe. „O schöne Kleider“, rief der Kommissar aus, als er den bischöflichen Talar erblickte. „Wer ist der Mann?“ fragte er. Meine Antwort: „Bischof“ fand kein Verständnis. Da sagte ich: „Patriarch.“ „Nix Patriarch“, rief er, „Patriarch Haare so – Bart so“, war seine Antwort. Dabei zeigte er an Nacken und Brust, wie lang Haar und Bart eines Patriarchen sein mußten. Also ein neuer Versuch. „Großer Pope“, sagte ich. „Ah, verstehe, großer Pope mit Stock so“, rief er er-

treut aus und beschrieb in der Luft einen Hirtenstab. Dann kam die Puppengeschichte, von der Maria Vogelbein schrieb. „O Patriarch Puppe“, schrie er. Ich: „Nicht Patriarch Puppe, Kind Puppe.“ Er: „Ah, verstehe, Patriarch hat Kind!“ Ich: „Nix Patriarch Kind, Chauffeur Kind.“ „Na gut“ – endlich war er zufrieden, suchte meinen Koffer durch, ohne etwas zu beanstanden. Dann kam Willi Vogelbeins Tasche dran. Darin fand er eine angebrochene Flasche Schnaps. Triumphierend hielt er die Flasche hoch und rief dem Bischof, der Brevier betend auf und ab ging, zu: „Du, komm her! Du Wein! Gott verboten, Wein trinken.“ Auf meine Bemerkung, das stimme nicht, packte er die Flasche wieder ein, machte eine Bewegung zur Grenze und schloß die Untersuchung mit den Worten ab: „Na gut! Jetzt macht, daß ihr fortkommt.“ Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, stiegen ein und verließen den Ostteil unseres Bistums, in den ich von 1947 bis 1977 nur einmal zurückkehren durfte, um das Silberjubiläum des Dechanten von Nordhausen in 1974 mitzufeiern – 3 Tage Aufenthalt hatte man mir genehmigt. –

Die ersten Hessen in Amerika

Von Eduard Stock, Schlüchtern

In Sao Paulo in Brasilien steht das Denkmal eines Hessen, des Hans Staden, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Homberg an der Efze geboren wurde. Wir können annehmen, daß er im Herbst 1526 den Landgrafen Philipp und sein Gefolge bestaunte, der zum Kirchtag nach Homberg kam. 30 Jahre später widmete er dem Landgrafen eine Reisebeschreibung, die in „Marburg uff Fastnacht 1557“ als Buch mit folgendem Titel erschien: „Wahrhaftig Historia und beschreibung eyner Landtschaft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschenfresser Leuthen in der Neuenwelt America gelegen, im Land Hessen unbekannt biß uff diese nechst vergangene jar, da sie Hans Staden von Homberg auß Hessen durch seine eygene erfahrung erkant und jetzo durch den truck an tag gibt“.

Das Buch schildert ausführlich die Abenteuer der wagemutigen Seefahrer. Es ist eine der frühesten Veröffentlichungen über die neue Welt, der erste Bericht von der Reise eines Deutschen dorthin. Das Buch Stadens fand weite Verbreitung. Weigand Han in Frankfurt druckte das Buch mit seinen Holzschnitten nach. 10 Jahre später kam eine weitere Ausgabe heraus.

Im Jahre 1547 hatte Staden das Hessenland verlassen, „um Indiam zu besehen“. Er kam über Bremen nach Portugal, wo er nach einer Seefahrt von vier Wochen an Land ging. In Lisabon fand er Herberge bei einem deutschen Wirte. Der brachte ihn als Kanonier auf einem Schiffe unter, das nach Brasilien segelte. Zwei weitere Deutsche waren an Bord. 84 Tage dauerte die Überfahrt nach Prannenbucke Pernambuco. Heftige Stürme erschwerten die Fahrt. Hunger und Kälte gab es bei der Rückfahrt. „Einige von uns nagten an den Ziegenfellen, die wir an Bord hatten. Jeder Mann bekam täglich ein Schöppchen Wasser und ein wenig Manioka mehl. Nach 108 Tagen kamen wir im August 1548 bei den Azorischen Inseln an.“ Die zweite

Reise begann im Frühjahr 1549 auf einem spanischen Schiff. Nach einer gefährvollen Fahrt von sechs Monaten erreichte es südlich Rio de Janeiro die Küste Brasiliens.

„Wir durften nicht wagen, in einen Hafen zu fahren, und segelten deshalb an der Küste entlang. Wir banden leere Fässer zusammen, taten Pulver hinein, stopften die Spundlöcher zu und banden unsere Waffen darauf. Beim Schiffbruch hätten die Überlebenden ihre Waffen am Lande gefunden, denn die Wellen hätten die Fässer an den Strand getrieben.“

Sie gerieten nach Schiffbruch auf eine kleine Insel nahe dem Festland. Die Bewohner forderten Staden auf, ihnen bei der Abwehr der Feinde als Geschützfürher zu helfen. Wie er dort einmal den Besuch eines Hessen bekam, soll er selbst erzählen: „Eines Tages kam ein Spanier von der benachbarten Insel zu uns in die Schanze, in der ich wohnte. Er brachte einen Deutschen mit, er hieß Heliodorus Hesus, ein Sohn des in Marburg verstorbenen Dichters und Lehrers Eobanus Hesus. Heliodorus war bei einem Genuesen als Schreiber und Geldverwalter. Er hatte mir beim Schiffbruch geholfen. Er wollte sehen, wie es mir ging.“

Bald kamen die Feinde, die Tuoinambas-Indianer. Staden geriet in Gefangenschaft. Neun Monate hielten ihn die Indianer fest, immer war er in Gefahr. Mehrmals war er Zeuge, wie Gefangene getötet und verzehrt wurden. Bei einem Zug ins Land der Indianer mußte er den wilden Frauen, die ihn im Federkleid umtanzen, zurufen: „Ajn ne xe pel remiurama“, d. h. „Ich, euer Essen, komme!“ Wenn sie ihn küßten, sang er „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ und „Christ ist erstanden“. Ein Fluchtversuch schlug fehl. Einem französischen Kapitän gelang es schließlich mit allerlei Geschenken, den Deutschen endlich auf sein Schiff zu bringen, das nach einer Fahrt von 112 Tagen im Hafen der Normandie anlang-

te. Von dort kam Staden über London und Antwerpen in seine Heimat. Acht Jahre war er fern von ihr gewesen.

1925 erschien durch die Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte eine Faksimile-Wiedergabe des Buches von Staden nach der Erstausgabe von 1157. Die Landesbibliothek in Kassel besitzt sie. Sie war die Quelle dieses Aufsatzes mit Ide's „Deine Heimat spricht“. Die „Neuen-Welt-Beschreibung“ von Winckelmann, 1664, enthält ein Bildnis von Hans Staden. Die Stadt Homberg/Efze hat ihrem Sohn zu Ehren die Allee vor dem Obertor nach ihm benannt.

Mein Großvater in der Gastwirtschaft „Zum Goldenen Lamm“ in Schmalnau gehörte auch zu dem Kreis der Unzufriedenen und trat gar bald öffentlich gegen die neuen Machthaber auf. Wenn beispielsweise der König von Preußen am 27. Januar Geburtstag hatte, so durften seine Kinder nicht an den Schulfeierlichkeiten teilnehmen. Dafür wurde er jedesmal zu einer Geldbuße verurteilt. Diese aber zahlte er mit dem Bewußtsein, dem Herrn an der Spree wieder mal eins ausgewischt zu haben.

Der erste Landrat von Gersfeld hatte es angesichts der antipreußischen Gesinnung der Rhöner wirklich nicht leicht. Um den Bogen nicht noch straffer zu spannen, versuchte er nach mancherlei Fehlschlägen den Weg der Güte und Menschenfreundlichkeit zu beschreiten, wenn auch diese Methode kaum die Herzen der Rhöner zu einer vertrauensvollen Mitarbeit zu bewegen vermochte.

te. Von dort kam Staden über London und Antwerpen in seine Heimat. Acht Jahre war er fern von ihr gewesen.

1925 erschien durch die Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte eine Faksimile-Wiedergabe des Buches von Staden nach der Erstausgabe von 1157. Die Landesbibliothek in Kassel besitzt sie. Sie war die Quelle dieses Aufsatzes mit Ide's „Deine Heimat spricht“. Die „Neuen-Welt-Beschreibung“ von Winckelmann, 1664, enthält ein Bildnis von Hans Staden. Die Stadt Homberg/Efze hat ihrem Sohn zu Ehren die Allee vor dem Obertor nach ihm benannt.

Die ersten Reliquien für Fulda



Der hl. Bonifatius brachte aus Rom Reliquien von drei Märtyrern mit, von Simplizius, Faustinus und Beatrix. Das waren wohl die ersten Reliquien in den Altären der Klosterkirche, die Sturmian zu Ehren Christi, des Erlösers der Welt, beim Kloster von Fulda errichtete. Während Simplizius und Faustinus als Patrone des Domes und anderer Kirchen des Fuldaer Landes als römische Soldaten dargestellt werden, fehlt ein Bild von der hl. Beatrix. Sie begrub die Leiber ihrer unter Kaiser Diokletian im Tiber ertränkten Brüder und wurde selbst bald darauf von den Heiden erwürgt. In der St.-Lorenz-Kirche in Nürnberg ist ein Bild ihres Martyriums, in Stein gehauen, zu sehen. Es wird Adam Kraft zugeschrieben und zeigt die Wappen der Familie Imhof, die es hat anfertigen lassen. Am 29. Juli gedenkt die Kirche dieser drei Geschwister, Simplizius und Faustinus (Faust) und Beatrix (Beate).

E. May

Die Fuldaer Gewerkschaften 1922 bis 1924

Die Gewerkschaftsbewegung in den Inflationsjahren / Von Dr. Wolfgang Seewald

I

Das Ende des Ersten Weltkrieges 1918 und die Novemberrevolution führten zu erheblichen Veränderungen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. So kamen auch auf die Gewerkschaftsbewegung völlig neue Aufgaben zu.

Den bedeutendsten Erfolg stellte sicherlich die Festbeschreibung des Achtstundentages dar. Es sollte sehr lange dauern, bis auf diesem Gebiet erneut eine wesentliche Verbesserung eintrat. Die Gewerkschaften erreichten ihre Anerkennung als Tarifpartner. Offiziell standen sie nun als Organisation den Unternehmern und deren Verbänden gegenüber, um die Interessen der Arbeiter zu vertreten.

Die neugewonnene Autorität der Gewerkschaften ließ die Mitgliederzahlen explosionsartig ansteigen. Damit veränderte sich auch ihre soziale Zusammensetzung erheblich. Nicht mehr der qualifizierte Facharbeiter bildete den Kern jeder Einzelgewerkschaft. Der Anteil von ungelernten Arbeitern, Frauen und Jugendlichen nahm erheblich zu. So entsprach die Gewerkschaftsstruktur weit eher den tatsächlichen Verhältnissen in der Arbeiterschaft. Hinzu kam das größere politische Engagement vieler Menschen. Diese Entwicklung verbesserte die Ausgangslage für die Gewerkschaften, brachte aber auch neue innergewerkschaftliche Probleme.

Heftige Diskussionen gab es über die Funktion der Gewerkschaften in der Gesellschaft. Die Auseinandersetzungen über die Mitarbeit in der Zentralarbeitsgemeinschaft, über die Aufgaben der Räte und die Frage der Sozialisierung machten dies deutlich. Natürlich spielten auch die Differenzen von SPD und KPD in die Gewerkschaften hinein. Die Stimmenverhältnisse auf den Gewerkschaftstagen zeigten eine starke Opposition gegen die häufig sozialpartnerschaftliche Linie auch innerhalb der freien Gewerkschaften (1919 – 420:181 Stimmen).

Als weitere Erblast aus der Kaiserzeit behinderten noch immer Richtungsgewerkschaften ein einheitliches Auftreten. Eine andere Schwierigkeit bereitete die Tradition, Mitglieder nach Berufsgruppen zu organisieren und nicht nach Industriezweigen. So existierten in einem Großbetrieb oftmals verschiedene Richtungsgewerkschaften, während zahlreiche Einzelgewerkschaften noch einmal zusätzlich für eine Konkurrenzsituation sorgten.

Die soziale Lage

Am Ende des Ersten Weltkrieges blieb die Frage ungelöst, wie die enormen Kriegskosten nun getilgt werden sollten. Das kaiserliche Deutschland hatte durch neun Kriegsanleihen neun Zehntel der notwendigen 160 Milliarden Reichsmark als Kredite aufgenommen. Für die Rückzahlung dieser Summe fehlte jegliche Voraussetzung. Erschien schon der Krieg für viele als Naturereignis, so präsentierte nun die Inflation gleichsam schicksalhaft die Rechnung für die Niederlage. Eine gigantische Umverteilung wälzte die Lasten des Krieges auf die Lohnempfänger ab. „Waren 1920 die Preise auf das Zehnfache der Vorkriegszeit angewachsen, so gab es 1921 noch einmal eine Verdoppelung, und 1922 schnellten sie auf das Vierzigfache des Vorjahres hoch, um schließlich im Jahre 1923 in jene schwindelhaft-erschreckenden Höhen emporzuschließen, in denen der Preis eines Brotes nach Billionen bemessen wurde.“¹ Auch die Stadt Fulda stellte in dieser Zeit ihr Geld bei Parzeller selber her. Waren es zuerst Fünfmarkscheine, druckte die Stadt 1922 schon Fünfhunderter und 1923 Geldnoten in Millionen und Milliardenhöhe.² Nutznießer dieser Entwicklung waren die Besitzer von Sachwerten, die Unternehmer und Großgrundbesitzer. Als Prototyp des Inflationsgewinners galt Hugo Stinnes, der während der Inflation 1664 früher selbständige Unternehmen mit 300 000 Arbeitern in seinen Besitz brachte. Natürlich verschärften die Reparationsforderungen der Siegermächte das Problem zusätzlich, da ohne Gegenwert Reichsmarkbeträge ins Ausland flossen. Entscheidend waren sie nicht.

Nach den Anfangserfolgen in der Nachkriegszeit standen nun die Gewerkschaften in einem permanenten „Abwehrkampf“. Sie versuchten die Kaufkraftverluste durch Lohnerhöhungen auszugleichen, bei einer erhöhten Streikbereitschaft. Zudem verschärf-

ten die Unternehmer die Angriffe auf den Achtstundentag. Unter diesen Bedingungen blieb den Gewerkschaften ein Erfolg letztendlich versagt. Sie verloren an Autorität und vor allem an Vertrauen unter den Arbeitern. Den Mitgliederaderlaß fingen die Gewerkschaften während der Weimarer Republik nicht mehr auf.

Der Eisenbahnerstreik 1922

Die Inflation traf natürlich auch die Lohnempfänger bei der Reichsbahn. Hinzu kam der Versuch, durch ein neues Arbeitszeitgesetz die Angestellten zu einem Bereitschaftsdienst bis zu 15 Stunden zu verpflichten. In dieser Situation rief die kleine und eher aus privilegierten Mitgliedern bestehende „Reichsgewerkschaft Deutscher Eisenbahnbeamten und Anwärter“ zu einem Streik für den 1. Februar 1922 auf.

Als der Streikaufruf Fulda erreichte, kam es für die Betroffenen erst einmal darauf an, die eigenen Positionen festzuschreiben. Am 2. Februar 1922 fand deshalb eine interne Versammlung der betroffenen Gewerkschafter im Ballhaus statt. Die streikbereiten Lokomotivführer erklärten den Anwesenden ihr Anliegen. Dennoch schlug der Versammlungsleiter Diehl vor, den Streik noch zu verschieben. Es war dann Balthasar Mihm, der über viele Jahre eine besondere Rolle in der Fuldaer Kommunalpolitik spielte, der eine Wende herbeiführte. Durch „aufreizende und eindrucksvolle Reden“ – so später der Reichsdisziplinarhof in Leipzig – bewirkte er, „daß die Mehrheit der Versammlung für den sofortigen Eintritt in den Streik stimmte.“³ Es entstand eine Situation, die die anwesenden Gewerkschaftssekretäre offenbar gegen ihre ursprüngliche Absicht nötigte, den Streik zu unterstützen.⁴ Wenn auch halbherzig, stimmten am folgenden Tage die Funktionäre des „Allgemeinen Eisenbahnerverbandes“ und des „Deutschen Eisenbahnerverbandes“, dem auch Mihm angehörte, in einer weiteren Versammlung im Stadtsaal dem Streikbeschluß erneut zu. Zumindest versprachen sie, keine Streikbrecherarbeit zu unterstützen.

Am 3. Februar 1922 begann dann der Eisenbahnerstreik in Fulda. Das „Fuldaer Tageblatt“ meldete: „Alle Räder stehen still ... Heute herrschte wahre Totenstille auf dem hiesigen Bahnhof. Sämtliche Büros sind geschlossen, die Güterabfertigung nimmt nichts mehr an. Die Weichensteller haben sich dem Streik angeschlossen, und daher verkehren keine Züge mehr, auch die Arbeiterzüge nicht.“⁵ Erregte Reisende saßen plötzlich in Fulda fest. Der „Fuldaer Zeitung“ fielen dazu nur Bilder aus der Kriegsberichterstattung ein. Sie wurde durch die „Menschenhaufen“ an die „Mobilmachungstage“ erinnert und verglich die ruhigen folgenden Tage, an denen selten ein Zug passierte, mit der „Fliegerdeckung“.⁶

Dabei trat eine Tendenz deutlich hervor, die auch reichsweit zutraf. Während die großen Richtungsgewerkschaften den Streik ablehnten (Kartell christlicher Gewerkschaften Fuldas: „... gegen alle gewerkschaftlichen Grundsätze verstößend“) oder ihm doch reserviert gegenüberstanden, trugen ihn örtliche und regionale Streikausschüsse. Die Reichsregierung – als Arbeitgeber der staatlichen Reichsbahn – vermochte eine kompromißlose Haltung gegenüber den Streikenden nicht durchzuhalten. Sie gestand Lohnerhöhung und Gespräche über ein neues Arbeitszeitgesetz zu. Der Streik endete mit einem relativen Erfolg der „Reichsgewerkschaft“ am 9. Februar 1922.

Verlierer gab es dennoch in diesem Streik. Es waren jene, die den Streik aktiv trugen. Dazu gehörte auch Balthasar Mihm. Ihm drohte die Eisenbahndirektion bereits am 5. Februar 1922 die Dienstentlassung an. Am 17. Mai 1922 fällte die Reichsdisziplinarkammer in Kassel das Urteil, das für Mihm die Entlassung aus dem Staatsdienst bedeutete. Der Reichsdisziplinarhof in Leipzig bestätigte in der Berufungsversammlung am 30. Januar 1923 die Entscheidung. Die Richter gestanden Mihm zu, ein „sehr befähigter, tüchtiger und fleißiger Beamter“ gewesen zu sein. Expressis verbis drückte das Gericht sein Bedauern aus, bei einer Verurteilung bleiben zu müssen – ein sicher nicht alltäglicher Vorgang bei der häufig rigiden Rechtsprechung der Weimarer Republik.

Die Konflikte, die der Streik auslöste, führten zu weitreichenden Veränderungen, nicht nur im Lebensweg des Balthasar Mihm, auch in der politischen Landschaft Fuldas. Das betraf die Gewerkschaften und die Parteien.

Der Sekretär des freien „Deutschen Eisenbahnerverbandes“, Hertel, warf Mihm schon während des Streiks Disziplinlosigkeit vor, da der DEV die Parole ausgegeben hatte, nicht zu streiken. Mihm habe sich als Sprecher des Streikausschusses „dadurch selbst aus der Gewerkschaft ausgeschlossen“.⁸ Für Mihm war der Verband ein „tönerer Koloß“, der seinen Aufgaben in keiner Weise gerecht wurde. „Die Hauptschuld daran trüge ein total unfähiger, dummbrutaler Hauptvorstand.“⁹ Da er nicht damit rechnete, innerhalb der Strukturen Veränderungen erreichen zu können, initiierte er mit Freunden eine neue, reichsweite Gewerkschaft, die „Reichsgewerkschaft deutscher Eisenbahnhandwerker und Arbeiter“. Provisorisch übernahm er im geschäftsführenden Ausschuß den Vorsitz. Dieser Vorgang brachte ihm den Vorwurf eines Syndikalisten ein.¹⁰

Zu einem Eklat kam es in der SPD nach einer Veranstaltung in Bebra. Mihm machte der SPD und den Gewerkschaften den Vorwurf, den „kämpfenden Beamten in den Rücken zu fallen“.¹¹ Das nahm der SPD-Bezirksvorstand in Frankfurt zum Anlaß, Mihm aus der Partei auszuschließen und ihn zur Rückgabe aller Ämter aufzufordern (SPD-Ortsgruppenvorsitzender, Stadtverordneter, Mitglied des Magistrates).¹² Als die Ortsgruppe Fulda der SPD sich mit Mihm solidarisierte, löste der Bezirksvorstand gleich die ganze Gruppe auf. Für die SPD bedeutete dies einen schweren Rückschlag in ihrer Entwicklung, der sich in den Mitgliederzahlen und den Wahlergebnissen deutlich niederschlug.

(Wird fortgesetzt)

Anmerkungen

- 1 Streisand, Joachim: Deutsche Geschichte, Berlin, 1971, S. 317
- 2 Erdmann, Rainer: Das Notgeld von Fulda, Fulda, 1980
- 3 Fuldaer Stadtarchiv (F.St.A.) Best. 3/1 Nr. 19
- 4 Fuldaer Tageblatt (FT) vom 3. 2. 22
- 5 FT vom 3. 2. 22
- 6 Fuldaer Zeitung (FZ) vom 4. 2. 22
- 7 FZ vom 7. 2. 22
- 8 FZ vom 9. 2. 22
- 9 Fuldaer Neue Zeit (FNZ) vom 25. 4. 22
- 10 FNZ vom 26. 4. 22
- 11 FNZ vom 27. 2. 22
- 12 FNZ vom 11. 4. 22

Archimedes als Linkshänder



Vor dem Gebäude des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums wurde im Jahre 1959 die von Ernest Sander geschaffene Statue des Archimedes aufgestellt. Er soll mit dem bekannten Ausspruch „Störe meine Kreise nicht“ (Noli turbare circulos meos) Lehrer und Schüler an Wert und Konzentration geistiger Arbeit erinnern. Vor dem Eingang zum Gymnasium zeigt sich Archimedes, wie er mit der rechten Hand die „Störer“ seiner „Kreise“ abwehrt. Im Spiegelbild in der Glasscheibe der Eingangstüre präsentiert sich Archimedes als Linkshänder. Links im Bild ist übrigens der Handlauf des Treppenaufgangs zu sehen.

Bild und Text: O. Berge

Die Fuldaer Gewerkschaften 1922 bis 1924

II

Die Gewerkschaftsbewegung in den Inflationsjahren / Von Dr. Wolfgang Seewald

Die „Hungerkrawalle“ 1923

Die große Not vieler Menschen in diesen Jahren (Inflation, Arbeitslosigkeit, mangelnde Lebensmittelversorgung, wenig Wohnraum) führte neben Streiks zu einer Reaktion ganz anderer Art: zu mehr oder weniger spontanen Unruhen in der Stadt.

Am 11. August 1923 kam es zu einem Zwischenfall auf dem Gemüsemarkt. Die Gärtner lieferten ihre Ware in der Regel für den Handel an. An diesem Tag agierten vier Mitglieder der KPD auf dem Markt. Sie versuchten, die Konsumenten zu einem Boykott zu überreden. Da die Waren sich schon auf dem Markt befanden, verteuerte die Einschaltung des Zwischenhandels sie zusätzlich und unnötig. Die Argumentation stieß auf solche Resonanz, daß eine gereizte Atmosphäre entstand. Die aufgebrachte Menge umringte den Obergärtner von Schloß Fasanerie und nötigte ihn, das Obst direkt an Einzelpersonen zu verkaufen. Anwesende Marktpolizisten verhinderten nur mit Mühe größere Auseinandersetzungen.¹

Im Oktober führte die Notlage zu regelrechten „Hungerkrawallen“. Erregte Menschen, vorwiegend junge Leute, kamen in der Karlstraße zu einer Kundgebung gegen die Lebensmittelteuerungen zusammen. Nach 19 Uhr wuchs die Versammlung zusehends an. Sprechchöre artikulierten den Unmut, bis gegen 21 Uhr ein Demonstrationzug begann.² In der Mittelstraße gingen einige Schaufenster zu Bruch. In der Friedrichstraße trat dem Zug der Landrat v. Gagern entgegen. Seine Ansprache trug wenig zur Beruhigung bei. Dann aber erschien Polizei mit blank gezogenem Säbel und trieb die Demonstration auseinander.³

Am nächsten Tag wiederholte sich der „Hungerkrawall“ in noch größerem Ausmaße. Wieder gingen Scheiben zu Bruch. Diesmal kam es zusätzlich zu Plünderungen. Betroffen davon waren die Geschäfte Becker, Heff, das Zigarengeschäft Kircher, die Lebensmittelhandlung Thams und Garfs, die Kaufleute Ansbacher und Stöhr.⁴ Nach den Schwierigkeiten der Polizei und der zugeeilten Landjäger am Vortag wurde diesmal die Reichswehr eingesetzt. Wenn sie in Erscheinung trat, reagierten die Demonstranten mit großem Geschrei. Es flogen Steine und Eisenteile. Die Reichswehr machte von der Waffe Gebrauch und schoß in die Menge. Einen jungen Mann, der nicht einmal an den Plünderungen beteiligt war, traf eine Kugel tödlich, andere Personen wurden verwundet.⁵

Drastische Strafen bekamen die an den Plünderungen Beteiligten zu spüren. Der Schlosserlehrling Johann S. erhielt sechs Monate, weil er eine Waschküschel entwendet hatte. Zu seiner Verteidigung gab er an, „in Not gehandelt zu haben, da er keinen Verdienst hatte.“⁶ Der 21-jährige Heinrich M. warf einen Stein in die Sunkelsche Wohnung und mußte dafür zehn Monate ins Gefängnis. H. und R. verurteilte das Gericht als „Rädelsführer“ zu einem Jahr und drei Monate bzw. zwei Jahren Zuchthaus. Dagegen gab es offensichtlich nicht einmal Untersuchungen über die Ermordung eines Unbeteiligten.

Nach den Erfahrungen dieses Tages verhängten Landrat v. Gagern und Oberbürgermeister Dr. Antoni in seiner Funktion als Polizeidirektor den Ausnahmezustand über die Stadt. Das Verbot jeder Ansammlung auf Straßen oder öffentlichen Plätzen brachte eine Ausgangssperre nach 19.30 Uhr für die Bürger und verhinderte den Verkauf von Alkohol.

In der Tat hörten danach die Demonstrationen auf. Insofern erschien die Verhängung des Ausnahmezustandes berechtigt, das vorhandene Problem materieller Not änderte sich aber nicht. Darauf verwiesen die christlichen Gewerkschaften in einem Aufruf. Sie machten die Behörden für die schlechte Lebensmittelversorgung verantwortlich und die Unternehmer dafür, daß ihre Mitglieder „mit den zu spät ausgezahlten Wochenlöhnen nicht mehr den nötigen Tagesbedarf anschaffen“ könnten.⁷ Von den „Hungerkrawallen“ distanzieren sie sich aber entschieden. Sie riefen ihre Mitglieder zu „Ruhe und Ordnung“ auf und gingen sogar noch weiter. Gemeinsam beteiligten sich christliche und freie Gewerkschaften an einem „Ordnungsdienst“, bestehend aus Angehörigen der Kaufleute, der Industrie, des Handels und der Bauern.⁸ So pa-

trouillierten sie zusammen mit der Polizei und Reichswehr, stärkten „Ruhe und Ordnung“, nahmen aber kaum Einfluß auf die soziale Notlage vieler Menschen.

Bergarbeiterstreik in Neuhoof 1923–24

Der Abbau des Kalisalzes in Neuhoof begann 1905, als der Berliner Sauer das Unternehmen Hedwigsburg gründete. 1909 konnte die Förderung beginnen. Ein entscheidender Einschnitt trat 1921 ein, als die Gruppe Wintershall auch diesen Betrieb übernahm. Wintershall gehörte zu den Giganten im Kalibergbau. Schon 1920 umfaßte die Gruppe 27 Kaliwerke mit 28 Schächten. Die Firmenpolitik, die zu diesem Erfolg führte, schätzte Pritzkolet folgendermaßen ein: „Die Geschichte des Giganten unter den Kalikonzerne, der Wintershall AG, würde sich als eine Chronik des Börsengeschäfts, der Manipulationen mit Majoritäten und Sperrminoritäten, der Überrumpelungen, der Wortbrüche und der Kunst darstellen, vollendete Tatsachen zu schaffen ...“⁹

Die Folgen solcher Praktiken erfuhren die Bergleute in Neuhoof Weihnachten 1923. Lakonisch teilte die Firmenleitung dem Landrat mit, „daß die wirtschaftliche Notlage der Kaliindustrie die unverzügliche Rückkehr zur Vorkriegsarbeitzeit, wie dies bereits in anderen Industrien geschehen ist, erfordert.“¹⁰ Gleichzeitig kündigte sie Feierschichten für den 22. Dezember 1923 an, falls die Belegschaft sich weigerte, die neuen Bedingungen zu akzeptieren.

„Außerdem haben wir vorsorglich der gesamten Belegschaft zum 27. ds. Mts. die Arbeit aufgekündigt.“¹² Am 3. Januar 1924 fügte sie eine weitere Erklärung für ihr Verhalten hinzu, weil „sich in unserem Speicher große Bestände von ungefähr 600 Eisenbahnwagen angesammelt haben, während eine noch größere Salzmenge in ungemahlenem Zustande auf Halde gestürzt worden ist.“¹³ Die Betriebsleitung empfand ihre Handlung als gute Lösung für die Probleme: Arbeitszeit verlängern, Arbeiter entlassen, Lager leeren und Gewinne stabilisieren. Nach ihrer Überzeugung waren „mindestens ¼ der Belegschaft gewillt, die Vorkriegsarbeitzeit anzunehmen.“¹⁴

Die betroffenen Arbeiter reagierten auf die Provokation mit einem Streikbeschuß auf einer Belegschaftsversammlung am 21. Dezember 1923. Als der Betriebsrat der Verrichtung von Notstandsarbeiten zustimmte, machte eine erneute Versammlung ihm heftige Vorwürfe, da auch die Notstandsarbeiter auf einen Zehn-Stunden-Arbeitstag festgelegt werden sollten. Kein einziger von den zu gleichen Teilen in christlicher und freier Gewerkschaft organisierten Arbeiter stand dem Werk am 22. Dezember 1923 zur Verfügung. „Arbeitswillige haben sich bis zur Stunde noch nicht gemeldet. Die Stimmung ist im allgemeinen sehr gespannt.“¹⁵ Dies wurde für das Werk problematisch, da für die unterirdischen Anlagen die Gefahr von Frostschäden bestand. Die Firmenleitung beabsichtigte daher, Beamte für die Notstandsarbeiten zu verpflichten. Bei dem Versuch, das Werk zu betreten, fanden sie jedoch einen dichten Kordon von Arbeitern vor, die das Werk umstellten. Nur wenige Beamte gelangten hinein. Dadurch blieben die Notstandsarbeiten undurchführbar.

Die Werkleitung versuchte nun Streikbrecher einzusetzen. Am 8. Januar 1924 sollte ein Zug 80 Männer aus Elm und Sterbfritz von Neuhoof aus auf den Werkbahnhof bringen. 800 Kalibergleute verhinderten den versuchten Durchbruch mit Steinen auf Weichen und Schienen. Der Zug mußte zurückfahren. In Neuhoof gelang es ihnen, den Waggon zu öffnen und die Streikbrecher und die sie begleitenden Landjäger zu vertreiben „unter Tätlichkeit, Anwendung von Gewalt.“ ... Als die Landjäger die Absicht hatten, gegen die Angreifer vorzugehen, wurden sie von der Übermacht umringt, eingeschlossen und zum Teil entwaffnet.¹⁶

Erst am nächsten Tag stellte die Reichswehr „Ruhe und Ordnung“ wieder her. Die dritte Batterie des in Fulda stationierten Regiments (180 Mann, sechs Offiziere, sechs Maschinengewehre) besetzte Neuhoof,

durchkämmte den Ort und führte Verhaftungen durch. Unter ihnen befand sich auch Joseph Auth (1887–1961), lange Jahre Gewerkschaftssekretär des ADGB-Verbandes der Maler und Lackierer.¹⁷ „Er hat zwar von Tätlichkeiten gegen Arbeitswillige und Polizei energisch abgeraten, aber sein ganzes Auftreten hat statt beruhigend, aufreizend gewirkt.“¹⁸

Während der Streik in Neuhoof seinen Fortgang nahm, stimmte die Gewerkschaftsführung in Berlin einem Kompromiß mit den Unternehmern zu. Die Löhne stiegen zwar um 28,57 Prozent, die Gewerkschaften gaben jedoch in der Frage des Achtstundentages nach.¹⁹ Mit dieser Entscheidung brach auch der Streik in Neuhoof zusammen. Ihren Unmut demonstrierten die Beteiligten bei der Urabstimmung über die Wiederaufnahme der Arbeit. Lediglich die Hälfte der Betroffenen beteiligte sich, 186 stimmten der Wiederaufnahme zu, 134 lehnte sie noch immer ab.

Für die Neuhofer zeigte es sich bald, daß die Entscheidung nicht einmal ein Kompromiß war. Die Konzernleitung führte ihre Konfrontationspolitik konsequent weiter. „Erst nach vollständiger Instandsetzung kann sich die Werkleitung darüber schlüssig werden, wieviel weitere Arbeiter ihrer früheren 400 Mann starken Belegschaft wieder eingestellt werden können, so daß, abgesehen von der schon im November um 400 Mann verringerten Belegschaftsstärke, eine erhebliche Anzahl von Arbeitern nicht zur sofortigen Einstellung kommen kann.“²⁰

Natürlich hinterließ das Ende des Arbeitskampfes Bestürzung bei den Betroffenen. Nach Inflation, Abbau der Belegschaft, Aussperrung und Streik folgte nun Arbeitslosigkeit für viele. Und auch hier gaben die Arbeiter einen Teil der Schuld ihren eigenen Gewerkschaften. In einem Schupo-Bericht an den Landrat hieß es: „In weiteren Versammlungen stellte sich eine starke Unzufriedenheit über die Gewerkschaftssekretäre, welche die Arbeiter angeblich belogen haben sollen, heraus.“²¹

Ein Nachspiel hatte dieser erbitterte Arbeitskampf 14 Tage später. „In fast allen Pfarreien des Dekanats Neuhoof wurden im Januar Volksmissionen gehalten“, berichtete die Fuldaer Zeitung.²² „Die Mission war diesmal von besonderer Bedeutung, weil sich die Missionare bezüglich der Zulassung zu den Sakramenten streng zu halten hatten an den Erlaß der Fuldaer Bischofskonferenz über die Zugehörigkeit von Katholiken zu den kirchenfeindlichen Vereinigungen, besonders den „freien“ Gewerkschaften. Indessen brachten die erschlitternden Predigten über die ewigen Wahrheiten und die klaren, mit vielen Belegen erhärteten Darlegungen über die Stellung der „freien“ Gewerkschaften zur Religion überall einen Erfolg.“

Anmerkungen

- 1 Henkel, Raimund: Ein Zwischenfall auf dem Gemüsemarkt, Buchenblätter, 13. 4. 1982
- 2 FZ vom 25. 10. 1923
- 3 Fuldaer Nachrichten (FN) vom 25. 10. 1923
- 4 FZ vom 26. 10. 1923. FN vom 25. 10. 1923
- 5 ebd.
- 6 FN vom 27. 1. 1924
- 7 FZ vom 26. 10. 1923
- 8 FN vom 30. 10. 1923
- 9 Bleuel, G.: Der Kalibergbau in der Bundesrepublik Deutschland, Wissenschaftliche Hausarbeit, Frankfurt, 1976
- 10 Pritzkolet, K.: Männer, Mächte, Monopole, Düsseldorf, 1963, S. 568f
- 11 Staatsarchiv Marburg (M.St.A.), Best. 180, Nr. 5642
- 12 ebd.
- 13 ebd.
- 14 ebd., Reisebericht Haegely am 29. 12. 1923
- 15 ebd.
- 16 ebd., Bericht der Landjäger an den Landrat, s.a. FN vom 9. 1. 24 und FZ vom 9. 1. 1924
- 17 Beier, G.: Arbeiterbewegung in Hessen, Frankfurt, 1984, S. 363
- 18 M.St.A., Best. 180, Nr. 5642
- 19 FZ vom 12. 1. 1924
- 20 ebd., Aktennotiz vom 12. 1. 1924
- 21 ebd.
- 22 FZ vom 1. 2. 1924

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Vor 150 Jahren in Fulda:

Die Gründung der Städtischen Sparkasse

Von Otto Berge

Als am 4. Dezember 1824 in Fulda die Statuten für die erste kommunale Sparkasse im damaligen kurhessischen Staatsgebiet abgefaßt wurden, war dies eine Maßnahme von weittragender sozial-, wirtschafts- und kommunalpolitischer Bedeutung. Von Fulda aus wurde die zweite kurhessische Kommunalsparkasse wenige Wochen später in Hersfeld errichtet. Dabei lagen die Statuten der Fuldaer Sparkasse zugrunde. Erst 1832 folgte die Residenzstadt Kassel mit einer Sparkasengründung nach. Die vierte Sparkasse wurde in Hünfeld (1837) und die fünfte in Meisungen (1838) gegründet. Ehe es an diesen beiden Orten zur Einrichtung von Sparkassen kam, wurden Erfahrungsberichte und Statuten aus Fulda angefordert. Als zwischen 1839 und 1851 noch dreizehn weitere Sparkassen in kurhessischen Städten errichtet wurden, hatte die Fuldaer Sparkasse bereits ein weites Experimentierfeld abgetastet. Ihre Erfahrungen kamen anderen Sparkassen zugute. Unverkennbar gingen von Fulda starke Impulse für die Entwicklung des kurhessischen Sparkassenwesens und für die Verbreitung des Spargedankens aus.

Die Fuldaer Städtische Sparkasse hat aus Anlaß ihres 150jährigen Bestehens die Schrift „Fuldas öffentliches Bankwesen — vorwiegend im 19. Jahrhundert“ herausgegeben. Diesem Buch ist der nachfolgende Beitrag (gekürzt) entnommen:

In den letzten Wochen des Jahres 1824 wurden eingehende Vorbereitungen für die Gründung einer städtischen Sparkasse in Fulda getroffen. Die Initiative ging von der Direktion der städtischen Armenverwaltung aus. In ihrem Auftrag entwarf der Leihhausbuchhalter Molter, der an den vorbereitenden Maßnahmen entscheidenden Anteil hatte, die Statuten, Quittungsbücher (= Sparkassenbücher) sowie eine Ankündigung für das Fuldaer Wochenblatt und legte diese Entwürfe der Direktion der Armenverwaltung zur Überprüfung und Genehmigung vor. Für den Entwurf der Fuldaer Statuten hatten die Satzungen der Sparkasse zu Weimar zugrunde gelegen.

Die Ankündigung warb zunächst ganz allgemein um das Vertrauen der Fuldaer Bürger, auf deren Mitwirkung man angewiesen war, wenn das neue Unternehmen erfolgreich sein sollte. Daß „sämtliche Mitglieder des hiesigen Stadt-

magistrats unter der Aufsicht Kurfürstlicher Regierung dahier (in Fulda) sich zu einem solchen Zwecke vereinigten“, vermochte der neuen Einrichtung in der Öffentlichkeit einen erfolgreichen Start zu verbürgen. Die Initiative der Fuldaer Armenverwaltung hingegen unterstreicht von vornherein den Charakter der Städtischen Sparkasse als einer sozialen Einrichtung, die vor allem den ärmeren Bevölkerungskreisen zugute kommen sollte.

In diesem Sinne heißt es in der Ankündigung: „Wir haben so viele Wohltätigkeitsanstalten, zu deren Sicherung und Erhaltung jeder gute Bürger gerne seine Beiträge gibt; doch eine Anstalt, die besonders dem armen Arbeiter und dem Dienstboten das wenige, was er besitzt, aufbewahrt, die ihm den Kreuzer, den er eben entbehren kann, aufnimmt, damit er ihn nicht ohne Not ausbebe, die ihm die Freude gewähret, daß er ein Eigentum besitze, welches im Wachsen begriffen ist und von Jahr zu Jahr größer wird, die in ihm rege macht, durch vernünftige Lebensordnung und Verschmähung törichter Eitelkeit jenes unter Aufsicht und Fürsorge stehende Besitztum zu vergrößern, die es ihm leichtmacht, in der Gegenwart auf eine rechtmäßige Weise für die Zukunft zu sorgen, eine solche Anstalt hatten wir bisher noch nicht... Diese Anstalt erscheint sofort als ein Werk menschenfreundlicher Fürsorge und gehört unter die Wohltätigkeitsanstalten des Landes.“

Von denselben Erwägungen geht die Einleitung zu den Statuten für die Sparkasse aus. Von wohlhabenden oder gar reichen Bürgern, die leicht von ihrem Überfluß Geld sparen und zinsentragend anlegen könnten, ist überhaupt nicht die Rede, sondern nur von Armen, die von dem wenigen, was sie haben, noch einige Kreuzer zurücklegen sollen.

Daher nennt der Paragraph 1 der Statuten ausdrücklich den Personenkreis, der als Einleger in Frage kommt: „Alte Tagelöhner, Dienstboten, Handwerker etc., bei welchen es fast mit Gewißheit vorauszusetzen ist, daß sie nur eine gewisse Zeit ihres Lebens dienen, taglohn oder arbeiten können, und welche also für die übrige Zeit und im Falle, daß sie krank werden, Unterstützung erhalten müssen, sind vorzüglich diejenigen Klassen, für welche das Einlegen in die Sparkasse zur Zeit des Erwerbs für die Zeit des Bedarfs ohne Erwerb wünschenswert und notwendig wird.“ Außer diesem Personenkreis sollten vor allem Kinder und Jugendliche zum Sparen veranlaßt werden.

Bedenkt man, daß zur damaligen Zeit, d. h. beim Übergang von der patriarchalischen Gesellschaftsordnung zur modernen Industriegesellschaft, keine Sozialversicherungen bestanden, die bei Arbeitslosigkeit und Invalidität infolge Krankheit, Unfall oder Alter mit einer angemessenen Versorgung eintraten, so wird man erst die Bedeutung der neuen Einrichtung einschätzen können. Die genannten Bevölkerungsschichten soll-

ten krisenfest gemacht werden und in Notzeiten nicht mehr auf Almosen angewiesen sein. Somit wollte die Sparkasse den sozial Schwächeren dazu verhelfen, Not, die sie nicht selbst verschuldet hatten, materiell abzuschirmen und zu überbrücken. Aus diesem Grunde kann die Einrichtung einer Sparkasse zu jener Zeit zur prophylaktischen Armenpflege gezählt werden. Den Wechselfällen des Lebens sollten die Armen nicht mehr schutzlos preisgegeben sein. Gleichzeitig zielten diese Maßnahmen darauf ab, die städtischen Armenanstalten, die damals überbeansprucht waren, spürbar zu entlasten.

Zugleich spielt der Gedanke der Selbsterziehung eine wichtige Rolle, denn Sparen heißt freiwillig Verzicht leisten. Nicht umsonst ermahnt der Paragraph 2 der Statuten: „Die allererste Wirkung des Einlegens in eine Sparkasse ist, daß der zurückgelegte Erwerb sicher ist 1. vor den Händen des Eigentümers, der den Erwerb schon um deswillen gewöhnlich nicht aufhebt, weil er mit der Kleinigkeit nichts auszurichten weiß und weil er ihm stets zur Hand ist, wenn ihn ein vermeintliches Bedürfnis oder Gelüste reizt, 2. vor den Händen anderer, die ihm das kleine Kapital unter mancherlei Vorspiegelungen abborgen.“ An anderer Stelle wird darauf hingewiesen, Überschüsse und zufällige Einnahmen zu sparen, statt „sie einzeln zu Naschereien, Flitterstaat und dergleichen unnützen Ausgaben zu zersplittern“. Neben dem materiellen Nutzen

des Sparens wird der moralische Gewinn hervorgehoben. Er besteht nicht nur darin, daß der Einleger das Bewußtsein erhält, ein kleines Eigentum zu besitzen, das sich immer vermehrt, und daß er dieses Eigentum selbst erspart hat, sondern auch darin, daß er von anderen unabhängig wird und selbst für sich vorsorgt. Eine derartige Erkenntnis stärkt nicht nur sein Selbstbewußtsein, sondern hebt gleichzeitig sein sittliches Niveau.

Sollte die Sparkasse ihren Zweck als wohltätige Einrichtung erfüllen, mußten ihre Geschäftsbedingungen so gestaltet sein, daß den ärmeren Einwohnern ein Anreiz zum Sparen gegeben war. Grundsätzlich machte die Sparkasse bei ihren Einlegern einen Unterschied zwischen bemittelten und unbemittelten Personen. Wohlhabende durften der Sparkasse nur Beträge über 100 Gulden übergeben, die mit drei Prozent verzinst wurden. Dabei stand es der Sparkasse frei, ob sie derartige Beträge annehmen wollte oder nicht. Offensichtlich sollte sie auf einen derartigen Kundenkreis keinen Wert legen, zumal sie nicht in Konkurrenz mit dem älteren Fuldaer Geldinstitut, der *Landesleihbank*, treten wollte. Für unbemittelte Personen war die Mindestspareinlage auf 24 Kreuzer festgesetzt. Verzinst wurden nur volle Guldenbeträge, und zwar nur für ganze Monate. Das Verzinsungssystem war gleitend, indem Einlagen von einem bis 24 Gulden mit $4\frac{1}{8}$ %, von 25 bis 99 Gulden mit 4 und von 100 Gulden an mit drei Prozent verzinst wurden.

Ferner wurde zugesagt, die Verzinsung der geringen Einlagen von einem bis 24 Gulden im zweiten und in den weiteren Sparjahren auf fünf Prozent anzuheben, wenn dies die Kräfte der Sparkasse zuließen.

Für die Sicherheit der Sparkassengläubiger wollten die Fuldaer Armenanstalten Obligationen in Höhe von 10 000 Gulden beim Landgericht deponieren. Der Stadtkämmerer Niemeyer wurde beauftragt, aus dem Urkundenkasten für 10 000 Gulden Obligationen der Stadtarmenkasse und das damit verbundene fürstbischöfliche Vermächtnis herauszunehmen und der Armenverwaltung zur Deposition als Garantie für die Sparkasse zu übergeben. Niemeyer wurde gleichzeitig angewiesen, „vorzüglich auf große Kapitalsummen und solche Hypotheken zu sehen, bei welchen aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens in einiger Zeit keine Veränderung und Zurückziehung der Obligationen nötig werden dürfte“. Die Gesamtsumme der Obligationen setzte sich zusammen aus 9300 Gulden Obligationen der Fürstbischöflichen Armenstiftung, 450 Gulden Obligationen aus dem von Bechtoldsheim- und Münsterschen Vermächtnis und 250 Gulden Obligationen der städtischen Armenkasse. Es mag heute sonderbar erscheinen, daß auf diese Weise ein Teil des fürstbischöflichen Vermögens noch 22 Jahre nach der Säkularisation eine wesentliche Starthilfe für die segensreiche Einrichtung einer Sparkasse wurde. (Schluß folgt)

Vor 150 Jahren in Fulda:

Die Gründung der Städtischen Sparkasse

2) Schluß

Von Otto B e r g e

Mit der Sicherheitsgarantie und mit der Entgegennahme der Sparkasseneinlagen war es jedoch nicht getan, um den Fortbestand der Sparkasse zu sichern. Vielmehr mußte die Sparkasse auch über gesicherte Einnahmen verfügen, um ihren Gläubigern überhaupt Zinsen gewähren zu können. Hier bot sich nun die Zusammenarbeit mit der Leihbank an. Auf Vorschlag der Regierung und der Armenverwaltung zu Fulda wurde sie verpflichtet, die Spargelder entgegenzunehmen und dafür Obligationen auszustellen, die von der Direktion der Sparkasse in dreifachen Verschuß genommen werden mußten. Die von der Leihbank ausgegebenen Obligationen wurden im ersten Jahr zu fünf, in den weiteren Jahren zu vier Prozent verzinst. Die Verzinsung zu fünf Prozent im ersten Jahr sollte nur ausnahmsweise stattfinden, „um nur erst die wohl-tätige Einrichtung der Sparkasse zur Ausführung zu bringen“. Später hoffte man, sich mit vier Prozent begnügen zu können. Die Leihhausdirektion begrüßte zwar die Errichtung einer Sparkasse, machte aber auch darauf aufmerksam, daß die Übernahme der Obligationen sich nachteilig auf ihr eigenes Institut auswirken und bei „dessen ohnehin dürftigen Lage schwerfallen“ würde. Ein weiteres Entgegenkommen von seiten des Leihhauses bedeutete es, daß es seine Kassenräume zur Abwicklung der Sparkassengeschäfte bereit-

willig zur Verfügung stellte, während der Leihhaus-Buchhalter Molter die Kassen- und Rechnungsangelegenheiten für das erste Geschäftsjahr unentgeltlich übernahm. Auf diese Weise entstanden der Sparkasse außer den Ausgaben für Schreib- und Druckmaterialien keine Kosten. An jedem Mittwochnachmittag von 2 bis 4 Uhr war die Sparkasse geöffnet.

Die Direktion der Armenverwaltung besorgte gleichzeitig die Sparkassenverwaltung. Durch einen Erlaß der kurfürstlichen Regierung zu Fulda vom 12. September 1823 war der Vorsitz der Armenverwaltung dem Polizeidirektor der Provinz Fulda, Regierungsrat S c h e f f e r, übertragen, während die Mitglieder des Stadtmagistrats der Direktion ebenfalls angehörten. Zu den führenden Mitgliedern zählten außerdem je ein Geistlicher beider Konfessionen, zwei Ärzte und mehrere Ratsschöffen. Der öffentliche Aufruf zur Gründung einer Sparkasse ist daher von insgesamt 12 Personen unterzeichnet. Dieses Gremium führte zwar in seiner Gesamtheit die Aufsicht über die Sparkasse, übertrug aber die eigentlichen Direktionsgeschäfte dem Polizeidirektor Scheffer und dem Rat und Stadtvorstand, K e p l e r, die abwechselnd als geschäftsführende Direktion fungierten, wobei sie zwei Ratsschöffen hinzuzogen.

Am 5. Januar 1825 wurde die Sparkasse eröffnet. Hinter einem Tisch im Raum des Leihhauses stand der Buchhalter Molter und hatte zwei Rechnungsbücher, ein Memorial, Sparkassen-Quittungsbücher, einige Ries Papier und Schreibutensilien bereitgelegt. Zur Anschaffung dieser Gegenstände hatte der Hospitalverwalter Wankel 25 Gulden aus der General-Armekasse vorschießen müssen. Als Kontrolleur, der die Gegenzeichnungen der Eintragungen in den Sparkassenbüchern vornehmen sollte, fungierte der Stadtschreiber und spätere Oberbürgermeister M a c k e n r o d t.

Der erste Spartag wurde gleich ein voller Erfolg, da 35 Personen Einlagen tätigten, die insgesamt 482 Gulden und 39 Kreuzer betrugen. Unter den ersten Sparern waren 21 Kinder, neun Dienstboten und fünf sonstige Einwohner. Der erste Sparer war ein Kind von drei Jahren, Theresia Molter, Tochter des Leihhausbuchhalters. Offensichtlich wollte der Rechnungsführer der Sparkasse mit gutem Beispiel vorangehen, denn an den nächsten Zahltagen findet sich schon achtmal der Name Molter mit verschiedenen Vornamen. Es muß daher angenommen werden, daß Molter entweder für seine Kinder Einlagen machte oder Verwandte dazu veranlaßte. Auch die Familie des Stadtschreibers Mackenrodt beteiligte sich fleißig und regelmäßig am Sparen. Fast an jedem Spartag tauchen die Mackenrods mit fünf bis sechs Personen auf, um Geld einzulegen. Weitere Familie verhielten sich ebenso, z. B. die Heßdörfers, Adelmans, von Schlereths, Scheffers, Schwaneks usw.

In der ersten Zeit wurde über den Fortgang der Sparkasse regelmäßig im Fuldaer Wochenblatt berichtet. Gleichzeitig verfehlten diese Berichte, die später nur noch vierteljährlich erfolgten, ihre Werbekraft nicht. Am dritten Kassentag hatte das Sparkassenvermögen den Betrag von 1000 Gulden schon überschritten, und am Ende des ersten Quartals war die ansehnliche Summe von 2193 Gulden erreicht. Unter den 136 Einlegern des ersten Vierteljahres waren 83 Kinder, 29 Dienstboten und 24 sonstige Personen. Der Eindruck, daß es sich um eine „Kindersparkasse“ handele, wird durch die Bilanz, die am Ende des ersten Geschäftsjahres veröffentlicht wurde, noch verstärkt. Zu den insgesamt 248 Einlegern gehören nämlich 157 Kinder, 65 Dienstboten und 26 sonstige Einwohner. Im ganzen wurden im ersten Geschäftsjahr fast 7000 Gulden zur Sparkasse gebracht, ein Zeichen dafür, daß das Vertrauen zu diesem Geldinstitut ständig zunahm.

Die Gründung des Hessischen Städtetages in Fulda

Ein Rückblick auf den 12. Mai 1890 / Von Otto Berge

Vor 100 Jahren wurde in Fulda der Hessische Städtetag gegründet, der auch heute noch eine erfolgreiche kommunalpolitische Tätigkeit entfaltet und sich eines hohen Ansehens erfreut. Indessen waren die Anfänge dieses freiwilligen Zusammenschlusses hessischer Städte sehr bescheiden.

Gründungsversammlung

Zur Gründungsversammlung am 12. Mai 1890 hatten 28 Städte aus dem damaligen Regierungsbezirk Kassel, nach 1866 bestehend aus dem ehemaligen Kurhessen und einigen annektierten bayrischen Gebietsteilen um Orb, Gersfeld und Tann, ihre Vertreter – zumeist die Bürgermeister – nach Fulda entsandt. Das hier folgende Verzeichnis zeigt, daß zwar viele, aber nicht alle Städte an der Gründungsveranstaltung teilnahmen. Vertreten waren die Städte: Amöneburg, Borken, Eschwege, Felsberg, Fulda, Gelnhausen, Grebenstein, Hanau, Hersfeld, Homberg, Hünfeld, Kassel, Lichtenau, Marburg, Melsungen, Neustadt, Obernkirchen, Orb, Rinteln, Salmünster, Schlüchtern, Schmalkalden, Soden, Steinau, Volkmarsen, Wächtersbach, Wanfried und Witzenhausen.¹

Die Teilnahme von Städten aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden war damals nicht vorgesehen, jedoch wurde eine Erweiterung zu einem Hessen-Nassauischen Städtetag offengehalten.

Zum Vorsitzenden der konstituierenden Versammlung, die im Rathausaal (heute: Unterm Heilig Kreuz im Gebäude der Volkshochschule) stattfand, wurde auf Vorschlag von Fuldas Oberbürgermeister Franz Rang der Oberbürgermeister der Stadt Hanau gewählt, der auch diese Versammlung einberufen hatte. Auch der von Hanau vorgelegte Entwurf der Statuten deutet darauf hin, daß die Initiative zur Gründung des Städtetages von dieser Stadt ausging. Mit wenigen Änderungen fand der Entwurf die Zustimmung aller übrigen Tagungsteilnehmer. In den Statuten wurden die Ziele des Städtetages herausgestellt. Ihnen zufolge wollten die im Hessischen Städtetag vereinigten Städte alle „Fragen, welche für die Stadtgemeinden, ihre Verwaltung und Vertretung von Wichtigkeit, namentlich von unmittelbar praktischem Interesse sind, in periodischen öffentlichen Versammlungen der Mitglieder zur Beratung bringen, eine Verständigung über die ausgesprochenen Ansichten erzielen und in geeigneten Fällen die vorherrschende Meinung durch Abstimmung feststellen.“² Die Beratungen sollten folgende Gegenstände umfassen: Feuerlöschwesen, Armen- und Krankenpflege, Einrichtung sanitärer Anstalten, alle Zweige der Gemeindeverwaltung finanzieller und polizeilicher Natur, die Steuerverhältnisse und die gesetzlichen Beziehungen zu anderen Behörden, insbesondere auch zu den Aufsichtsbehörden, und deren Machtbefugnisse.³

Der Städtetag sollte aber nicht nur Diskussionsforum für kommunalpolitische Probleme sein, sondern wollte auch nach außen wirksam werden. Daher wählte sich der Städtetag einen Vorstand, der die Beschlüsse auszuführen hatte und den Städtetag nach außen vertrat, insbesondere gegenüber der Regierung und dem Landtag sowie auch gegenüber den Verbänden und anderen Interessengemeinschaften. Bereits in der Planung von Projekten, soweit die Kommunen davon betroffen waren, konnte der Städtetag vorstellig werden und seine kommunalen Belange geltend machen.

Festgruß

zur Eröffnung des Hessischen Städtetages in Fulda am 12. und 13. Mai 1890

Seid uns begrüßt an dieser würdigen Stelle.
Inmitten festlich prangender Natur,
Von wo des Christentumes Wahrheit helle
Sich einst verbreitet über Deutschlands Flur,
Als, von der Wildnis Schrecken und Beschwerde
Gehemmt, noch die Kultur darniederlag;
Wohl ziemt es sich, daß hier eröffnet werde,
In Fuldas Mauern, Hessens Städtetag!

Sie, deren Abgesandte heut hier tagen,
Kurhessens Städte, haben lange Zeit
Als Bürgerschaften eines Staats getragen
Dasselbe Los im Glück und auch im Leid
Dum scheint es weise, daß sie nun sich bringen
Vertrauen entgegen und die Bruderhand,
Um auch in dieser neuen Zeit zu schlingen
Um sich ein inn'ges, dauerhaftes Band.

Es gilt für sie, gemeinsam zu beraten
Gemeinschaftlicher Interessen viel,
Und leichter ist auf wohlervogten Pfaden
Erreichbar auch der Städte schönes Ziel:
Gesundheit, Wohlstand, Bürgersinn zu pflegen
Und auch des Angenehmen Reiz dabei,
Daß den Bewohnern blühe reicher Segen,
Und ihnen lieb und wert die Heimat sei.

Auch gilt es treulich immer zu bewahren
Im Kampfe dieser stark bewegten Zeit
Die uns erbt von unsern Vätern waren,
Der Städte Rechte und Selbständigkeit;
Auch, wie zum Besten alles sei zu lenken,
Was immer noch die Zukunft bringen mag:
Dies alles soll beraten und bedenken
Zum Wohle Hessens unser Städtetag.

So möge denn dies Band uns fest umschlingen,
Und möge noch bis in die fernste Zeit
Den Hessenstädten reichen Segen bringen
Des „Städtetages“ schöne Wirksamkeit!
Dann wird, was heute wir gebracht zustande,
Nicht bloß für unsern engeren Verein,
Nein, auch dem ganzen deutschen Vaterlande
Für alle Zeit zu großem Segen sein.

Zum ersten Vorsitzenden wählte der erste Hessische Städtetag den Hanauer Oberbürgermeister Westenburg und zum zweiten Vorsitzenden den Fuldaer Oberbürgermeister Rang. In den Vorstand wurden außerdem die Bürgermeister von Kassel, Eschwege, Witzenhausen, Melsungen und Rinteln gewählt.⁴

Feier im Hotel „Zum Kurfürst“

Die Konstituierung des Hessischen Städtetages wurde anschließend im Hotel „Zum Kurfürst“ mit einem „Diner, welches in vorzüglicher Weise arrangiert war“, gebührend gefeiert.⁵ Dabei überreichte Fuldas Oberbürgermeister nach einem Trinkspruch „der Tafelfrunde den als alten, kostbaren Schatz dahier (= in Fulda) aufbewahrten goldenen Stadtbecher, der im Jahre 1654 von den damaligen beiden Bürgermeistern Fuldas für die Stadt erworben wurde. Derselbe trägt die Inschrift: „Dieser Becher ist anno 1654 von den beiden Bürgermeistern Johannes Lutz und Adam Mans zur Stadt gekauft.“

Ob und bei welcher Gelegenheit Fuldas Stadtbecher in späteren Zeiten wieder kredenzte wurde, ist nicht bekannt. Der 100. Geburtstag des Hessischen Städtetages wäre ein würdiger Anlaß dazu.

Eine gastfreundliche Geste war der „Festgruß“, der während der Veranstaltung im Hotel „Zum Kurfürst“ an die Teilnehmer verteilt wurde.⁶ Das Gedicht, das sicherlich kein hochwertiges Erzeugnis der Dichtkunst darstellt, enthält jedoch neben zeitgemäßen Hinweisen und Floskeln auch zukunftsweisende Perspektiven, die heute noch Gültigkeit haben: Selbständigkeit und Rechte der Städte zu bewahren; als der Städte schönes Ziel Gesundheit, Wohlstand und Bürgersinn zu pflegen, sich in gegenseitigem Vertrauen zu begegnen, Heimatliebe und Geborgenheit zu erzeugen; gemeinsame Interessen zu beraten usw. Daher soll der Fuldaer Festgruß auch nach 100 Jahren noch einmal vorgestellt werden, zumal es hieß:

Und möge noch bis in die fernste Zeit
Den Hessenstädten reichen Segen bringen
Des „Städtetages“ schöne Wirksamkeit!

Gründung des Sparkassenverbandes

Zwei Jahre nach der Gründung waren bereits 35 Städte Mitglieder des Städtetages, der zur Jahresversammlung jedesmal in einer anderen Stadt tagte, z. B. 1892 in Hanau. Daß auf diesen Jahrestagungen nicht nur die alltäglichen Sorgen der Kommunen besprochen wurden, sondern auch zukunftsweisende Beschlüsse gefaßt wurden, zeigte sich 1892 in Hanau, als die Gründung eines Sparkassenverbandes beschlossen wurde, der eine wirksame Interessenvertretung aller kommunalen Sparkassen sein sollte. Nach einer vorbereitenden Kommission, der Fuldas Oberbürgermeister Rang als Vorsitzender und der Fuldaer Sparkassenrechnungsführer Wohlgemuth angehörten, fand ein Jahr später, am 22. März 1893, die konstituierende Versammlung des Sparkassenverbandes im Rathausaal in Fulda statt. Es war derselbe Saal, in dem sich drei Jahre zuvor die Gründung des Hessischen Städtetages vollzogen hatte. Es kann dies als Zeichen dafür gelten, daß damals starke kommunalpolitische Impulse von Fulda ausgingen, die für beide Verbände – Städtetag und Sparkassenverband – richtungsweisend waren und insbesondere auch in einer Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung gegenüber staatlicher Bevormundung und Reglementierung bestanden. Erfreulich ist, daß in beiden Institutionen Fuldaer Oberbürgermeister an entscheidender Stelle in Kommissionen oder im Vorstand – zeitweise als deren Vorsitzende (später Präsidenten) – mitgewirkt haben.

Anmerkungen:

- 1 Fuldaer Zeitung: 14. 5. 1890
- 2 Fuldaer Zeitung: 13. 5. 1890, Staatsarchiv Marburg 165/6664.
- 3 Fuldaer Zeitung: 13. 5. 1890
- 4 Fuldaer Zeitung: 14. 5. 1890
- 5 Fuldaer Zeitung: 14. 5. 1890
- 6 Fuldaer Zeitung: 14. 5. 1890
- 7 Vgl. Berge, Otto: Fuldas öffentliches Bankwesen, hrsg. von der Städtischen Sparkasse und Landesleihbank Fulda (Fulda 1974), S. 237.

Die Gründung des Rhönklubs 1876

125 Jahre Einsatz für die Rhön / Von Jürgen Reinhardt

Der Besucher, der heutzutage die Rhön bereist, findet ein Mittelgebirge mit ausgeprägter Infrastruktur vor. Gut ausgebaute Straßen sorgen für eine reibungslose Anfahrt in das Gebirge. Ein dichtes und vor allem hervorragend markiertes Wegenetz lässt den Wanderer die Schönheiten der Rhön erleben. Gasthöfe und Rhönklub-Häuser laden zur Rast ein. Die heutige Situation war bei weitem nicht zu allen Zeiten gegeben. Der Rhönklub, der 1876 gegründet wurde, hat an der Erschließung der Rhönlanschaft einen erheblichen Anteil. Im 19. Jahrhundert bildeten sich überall so genannte Touristenvereine. Die Menschen standen noch unter den Einflüssen der Romantik. Natur und Landschaftsgefühl waren die Schlagworte dieser Zeit. Der Maler Carl Spitzweg (1808–1885) fertigte neben vielen anderen Werken das Bild „Sonntagspaziergang“ an. Dargestellt ist eine Familie, die im feinsten Sonntagsstaat durch die Felder und Wiesen schreitet. Bereits etwa 100 Jahre vorher beschrieb Adolph Freiherr von Knigge in seinem bekannten Werk „Über den Umgang mit Menschen“ (1. Auflage 1788) das Wandern. Es handelt sich dabei mehr um das Zu-Fuß-Gehen als eine Form der Reise, wie das Wandern aus heutiger Sicht. Diese beiden Beispiele verdeutlichen, dass sich das Wandern – wie wir es heute verstehen – erst noch entwickeln musste und nichts mit dem Fortbewegen von einem Ort zum anderen gemeinsam hatte.

Umfangreiche Ziele

Der Rhönklub zählt mit zu den frühesten Gründungen der Wandervereine in Deutschland. Der älteste war der 1864 gegründete „Badische Schwarzwaldverein“, gefolgt von dem 1868 gegründeten „Taunus-



Dr. Justus Schneider (1842–1904).

klub“ und dem „Verschönerungsverein für das Siebengebirge“, der 1869 seine Arbeit aufnahm. 1874 wurde der „Wander- und Lennebergverein“ und zwei Jahre später der „Rhönklub“ und der „Heimat- und Verschönerungsverein Bad Salzungen“ aus der Taufe gehoben. Der „Erzgebirgsverein“ folgte 1878. Die Namen der Wandervereine lässt schon auf die eigentliche Arbeit Rückschlüsse zu. „Verschönerungsverein ...“ lässt erkennen, dass man versuchte, die Heimat beziehungsweise das entsprechende Gebirge im Sinne der Romantik zu verschönern. Die Gebirgsbezeichnung (Taunusklub, Rhönklub, Erzgebirgsverein, Schwarzwaldverein usw.) symbolisiert schon vom Gründungsgedanken her, dass Aktivitäten, wie beispielsweise das Wan-

dern, im Vordergrund des Vereinszwecks standen.

Die Vorbereitungsarbeiten zur Gründung eines Vereins, der in einem wenig erschlossenen Gebirge tätig werden sollte, gestaltete sich vermutlich sehr schwierig. Moderne Kommunikationsmittel, wie sie uns in heutiger Zeit zur Verfügung stehen, waren völlig unbekannt, Verbindungen zu einzelnen Ortschaften bestanden teilweise nur aus ausgefahrenen Feldwegen, Eisenbahnen führten noch nicht in das Gebirge. Die Leistungen, die die Gründerväter für die Vorbereitung zur Verwirklichung ihrer Pläne treffen mussten, sind gar nicht hoch genug zu bewerten. Hauptinitiator der Rhönklubgründung war der bekannte Fuldaer Arzt Dr. Justus Schneider, der Sohn von Dr. Joseph Schneider, dem der Volksmund bereits

den Beinamen „Rhönpapa“ verliehen hatte. Dr. Joseph Schneider reiste viel durch die Rhön. Überall fertigte er Notizen an, und so entstand 1816 das Buch „Naturhistorische Beschreibung des diesseitigen hohen Rhöngebirges“. 1840 erlebte diese Beschreibung eine zweite Auflage. Schneider machte vielfach topografische Angaben über Flüsse und Berge. Geschichtliche und naturhistorische „Merkwürdigkeiten“ wurden in ähnlicher Weise beschrieben. Schneider brachte nicht nur sein oben genanntes Buch, sondern auch die Reihe Buchonia heraus, eine Zeitschrift für vaterländische Geschichte, Alterthums-Kunde, Geographie, Statistik und Topographie. Insgesamt erschienen acht Bände. Justus Schneider erbte schon als kleiner Junge von seinem Vater die Liebe zur Rhön. Auch seine frühen Exkursionen in das Gebirge und die Schriften seines Vaters festigten in ihm ein fundiertes Wissen über die Rhön. Trotzdem beklagte Schneider oft das Fehlen adäquater Rhönliteratur. Von Freunden und Bekannten wurde er vielfach auf diesen Mangel angesprochen. Die wenigen Rhönbücher, die es gab, waren in erster Linie keine Reisehandbücher, vielmehr waren es Gebietsbeschreibungen der Herrschaftsgebiete. Mitunter waren die Rhön und ihre Landschaft nur mit wenigen Sätzen erwähnt.

Zu den ältesten Veröffentlichungen über die Rhön gehören Beschreibungen des Kisser Sauerbrunnens aus dem 16. Jahrhundert. Auch Matthäus Merian beschreibt in seiner Topographia Hassiae 1646 Teile der Rhön. Er gab aber, wie uns schwer aus dem Titel des Buches zu erkennen ist, der heute hessischen Rhön den Vorzug. Er nennt in erster Linie die Gebiete, die dem Hochstift Fulda angehörten, und beschreibt sie in der Sprache des Barocks. Weitere Beschreibungen des Rhöngebir-

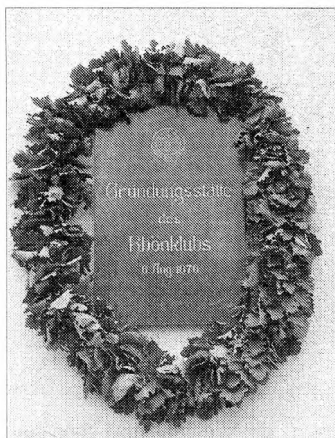
ges beziehungsweise der Landesteile findet man in den Territorialbeschreibungen der drei Herrschaftsgebiete, die sich auf die Rhön erstreckten. Zu nennen sind hier das „Corpus traditionum Fuldensium“ aus dem Jahre 1724, für dessen Niederschrift Johann Friedrich Schannat verantwortlich zeichnet, die von Ignaz Groppe verfasste „Collectio Novissima Scriptorum et Rerum Wirceburgensium“ von 1741 und die in den Jahren 1798 bis 1804 von Johann Adolph von Schultes geschriebene „Historisch-statistische Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg“.

Rhönliteratur

Erst gegen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts entstand das, was man allgemein als Rhönliteratur bezeichnet. 1803 wurden in Arnstadt und Rudolstadt im Verlag Langbein und Klüger die „Briefe über die hohe Rhön Frankens“ von Franz Anton Jäger in drei Bänden veröffentlicht. Der erste Band beinhaltet eine allgemeine Landschaftsbeschreibung. Hier wurde bereits der Versuch unternommen, eine Art Wanderführer zu schreiben, allerdings kein Führer in dem Sinne, wie wir heute Wanderführer kennen mit Strecken- und Kilometerangaben zwischen den einzelnen Punkten. Er ist mehr als ein Lesebuch zu verstehen. In seinem zweiten Band setzt er sich mit den Erwerbsquellen und der Arbeitswelt der Rhöner auseinander. Im dritten Band schreibt er über Religion und Brauchtum, aber auch Landesgeschichte kommt hier nicht zu kurz. Ähnlich gelagert wie Schneiders Buchonia, aber etwa 40 Jahre später, wurden die Buchenblätter in der Druckerei von J. L. Uth in Fulda aufgelegt. Der Verfasser, der Fuldaer Medizinalrat J. Schwarz, bearbeitete in diesem Werk Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen und sonstiges Väterländisches im ehemaligen Fürstentume Fulda und dessen Umgebung. All diese geschilderte Literatur hatte natürlich mit modernen Wanderführern nichts gemein. Man sprach bei diesen Büchern eher von einer Erbauungsliteratur. Jakob Gegenbauer verfasste eine kleine Schrift, die 1847 in Henkels Buchhandlung in Fulda aufgelegt wurde. Sie trägt den Titel „Fulda und das Rhöngelbige mit seinen Bädern Kissingen, Bocklet, Brückenau, ein Wanderbuch für Heimat und Fremde“.

Justus Schneider machte sich

an die Arbeit, einen zweckmäßigen Wanderführer zu erstellen. Viele Reisen in das noch unerschlossene Gebirge waren für das entstehende Buch erforderlich. Im Sommer 1876 konnte er das Manuskript vollenden und auf einer Reise durch die Rhön vergleichen und berichtigen. Auf all seinen Reisen und Wanderungen, die der Recherche für seinen Rhönführer dienten, sprach er mit Bekannten und Unbekannten über das Problem, einen länderübergreifenden Gebirgsverein zu gründen. Die Rhön erstreckte sich zu damaliger Zeit noch über die vier Bundesstaaten – das Königreich Preußen, das Königreich Bayern, das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und das Herzogtum Sachsen-Meiningen. Trotz der Grenzlandsituation des Gebirges fand Schneider noch weitere elf Rhöner, die seine Initiative der Vereinsgründung unterstützten und gemeinsam mit ihm einen Gründungsauftrag verfassten. Dieser Auftrag war neben Dr. Schneider von folgenden Personen unterzeichnet: Bretthauer (Amtsgerichtssekretär zu Weyhers), Freys (Rechtsanwalt zu Fulda), Full (Bürgermeister zu Kissingen),



Tafel am Gründungslokal in Gersfeld.

Geheeb (Apotheker zu Geisa), Hagemann (Amtsrichter zu Hilders), Burkard Müller (Kommerzienrath zu Fulda), Nehrkorn (Buchhändler zu Fulda), Ochs (Landrath zu Gersfeld), Sippel (Apotheker zu Brückenau), Freiherr Melchior von der Tann zu Tann und Trabert (Landrichter zu Mellrichstadt).

Im Fuldaer Kreisblatt (Ausgabe 2. August 1876) und in der Fuldaer Zeitung (Ausgabe 3. August 1876) wurde unter der Rubrik „Anzeigen“ ein gleich lautender Aufruf veröffentlicht. Auch diese Anzeige war von den oben genannten Herren mitunterzeichnet. Schneider wählte bewusst das Rhönstädtchen

Gersfeld für die Gründungsversammlung. Einerseits verfügte der Ort über eine entsprechende Gaststätte mit saalähnlichen Räumen, zum anderen lag Gersfeld einigermaßen zentral, um von allen Teilen der Rhön in gleichem Maße erreicht zu werden.

Gründung in Gersfeld

Zahlreich strömten die Besucher aus allen Teilen der Rhön an diesem 6. August 1876 in Gersfeld zusammen. Die Erwartungen Schneiders waren bei weitem übertroffen. Man zählte etwa 150 Männer und etwa 70 Frauen und Kinder. Schon bald erkannten die Verantwortlichen des Festes, dass die Gaststätte „Zum Stern“ am Marktplatz (Anm.: Die Gaststätte existiert heute nicht mehr, in dem Gebäude befindet sich das Rathaus) nicht alle Teilnehmer der Gründungsversammlung aufnehmen konnte. Man einigte sich darauf, die Sitzung in die nahe gelegene Gaststätte „Zum Hirschen“ zu verlegen. Obwohl dieser Saal wesentlich größer war als die Räume im „Stern“, war dennoch jeder Platz besetzt. Landrat Ochs von Gersfeld wurde zum Versammlungsleiter ernannt. Nachdem Ochs die Tagung eröffnet hatte, ergriff Dr. Schneider das Wort und dankte allen Rhönfreunden für ihr zahlreiches Erscheinen. Im Anschluss daran erläuterte er seine Vision von einem gemeinsamen rhön umfassenden Club und sprach über die Aufgaben des zukünftigen Vereins. Im Anschluss an die Rede Schneiders ergriff Bürgermeister Full aus Kissingen das Wort und sprach über die gemachten Vorschläge. Die Versammlung kam zu dem Entschluss, den Rhönklub mit zunächst 15 Sektionen zu gründen. Als Bindeglied zwischen den einzelnen Sektionen wurde ein dreiköpfiges Central-Comitee gewählt. Dieses bestand aus den Herren Dr. Justus Schneider als Präsident, Buchdruckereibesitzer Louis Uth als Schriftführer und Fabrikant Hermann Jacobson als Kassierer. Zu Sektionsvorständen wurden folgende Herren gewählt: Dr. Schneider für die Sektion Fulda, Landrat Ochs für die Sektion Gersfeld, Amtsgerichtssekretär Bretthauer für die Sektion Weyhers, Oberamtsrichter Fuckel für die Sektion Hünfeld, Apotheker Geheeb für die Sektion Geisa, Fabrikant Dittmar aus Dermbach für die Sektion Eisenacher Oberland und den herzoglich meiningischen Anteil, Apotheker Hofmann aus Fladungen für die Sektion Fladungen-Ost-

heim, Landrichter Trabert für die Sektion Mellrichstadt, Bezirksamtmann Traut für die Sektion Neustadt, Bezirksarzt Dr. Deisenberger für die Sektion Bischofsheim, Bürgermeister Full für die Sektion Kissingen, Forstmeister Streit für die Sektion Hammelburg, Apotheker Sippel für die Sektion Brückenau und Bierbrauereibesitzer Thaler für die Sektion Schlüchtern.

Des Weiteren beschloss die Versammlung, dass die einzelnen Sektionen selbstständig in ihrem Gebiet tätig werden sollen. Als Vorort (= geschäftsführende Sektion) wurde Fulda bestimmt.

Nach der Gründungsversammlung begaben sich alle zum gemeinsamen Mittagessen. Angeregte Gespräche und die Feststimmung trugen dazu bei, dass die Stunden wie im Flug vergingen. Von Isfried Jacobson stammt ein Tafelbild zur Gründung des Rhönklubs, das an diesem Tage sehr häufig nach der Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter“ gesungen wurde. Der Text des Liedes war im Fuldaer Kreisblatt am 9. August 1876 nachzulesen. Die geplante Partie zum Großen Nallen musste verkürzt werden, und so fuhr man lediglich mit Musikbegleitung bis zum Fuß des Nallenberges zu dem Gasthaus im Weiler Ziegelhütte. Dr. Schneider konnte mit diesem Tag zufrieden sein. Der Rhönklub war gegründet. Die Rhönklubgründung, so die Sichtweise aus heutiger Zeit, war nicht ein spontaner Akt eines einzelnen naturbegeisterten Mensch, sondern Auswirkung einer länger dauernden Entwicklung, die beeinflusst war durch das Gedankengut der Romantik. ○

Schrifttum:

Aus Liebe zur Rhön, FZ v. 19. Mai 1992
Magistrat der Stadt Fulda (Hrsg.): Fulda und die Geschichte der Deutschen Wanderbewegung, Fulda 1983

Reinhardt, Jürgen: 125 Jahre Rhönklub-Zweigverein Fulda e. V. 1876–2001, Petersberg 2001

Rhönklub, Hauptvorstand (Hrsg.): Festschrift zum 25-jährigen Jubiläum des Rhönklub am 10., 11. und 12. August 1901, Fulda 1901

Rhönklub, Hauptvorstand (Hrsg.): Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Rhön-Klubs, Fulda 1926

Schneider, Joseph: Versuch einer Topographie der Residenzstadt Fulda und ihrer zunächst liegenden Gegend, Fulda 1806

Schneider, Dr. Joseph: Buchonia, eine Zeitschrift für vaterländische Geschichte, Alterthumskunde, Geographie, Statistik und Topographie, Fulda versch. Jahrgänge
Schulz, Hans Günter: Auf zur Rhön!, Fulda 1992

Schwarzer Walfisch (Hrsg.): 1869–1994 Herrenengesellschaft „Der schwarze Walfisch“ Fulda 125 Jahre, Fulda 1994

Zöller, L. und R.: Rhönklub-Geschichte in Porträts seiner fünf Präsidenten, RW Nr. 2+3

Abkürzungen:

FZ = Fuldaer Zeitung
RW = Rhönwacht, Zeitschrift des Rhönklubs

Die Hatto-Urkunde und ihr Güterverzeichnis

Von Thomas Martin, Rothemann

Die sogenannte Hatto-Urkunde ist eine Urkunde, die auf das Jahr 852 datiert ist. Sie ist daher, wenn sie tatsächlich in diesem Jahr abgefaßt worden ist, für zahlreiche Orte im Fuldaer Land von besonderer Bedeutung, da in ihrem Güterverzeichnis mehrere Ortschaften erstmals urkundlich erwähnt sind. Diese Urkunde ist überliefert im sog. Codex Eberhardi, einer Sammlung von Urkundenabschriften und -auszügen des Klosters Fulda, die der Mönch Eberhard zwischen 1155 und 1165 verfertigt hat. Die Entstehung dieses Kodex steht in engem Zusammenhang mit der Neuordnung der Verhältnisse des Klosters Fulda durch Abt Markwart I., der sein Amt 1150 antrat.

Markwart fand bei seinem Amtsantritt das einst so reiche Kloster verarmt vor. Die Verwalter der Güter hatten diese in ihren Familien oft erblich gemacht und lieferten ihre Abgaben an das Kloster nicht den Verpflichtungen gemäß, sondern nach eigenem Gutdünken ab. Es war daher das Bestreben Markwarts, den Besitz des Klosters zu sichern und alte Besitzungen zurückzugewinnen. Um den Verfall des Klosterbesitzes zu verhindern, mußte Markwart zunächst feststellen, was Besitz des Klosters war. Zu diesem Zweck beauftragte er den Mönch Eberhard, die in der Schreibstube des Klosters vorhandenen Urkunden zusammenzustellen und abzuschreiben. In diesen dadurch entstandenen Kodex sind mehrere Einzelblätter eingeschoben, die zumeist gefälschte Urkunden enthalten. Auch die Hatto-Urkunde ist auf solch einem eingeschobenen Einzelblatt überliefert. Dies stellt ihre Echtheit erheblich in Frage. Es gilt inzwischen als sicher, daß die Formulierung der Urkunde in der überlieferten Form nicht aus dem Jahr 852 stammen können, sondern wohl von Eberhard stammen. Der Inhalt der Urkunde wird allerdings als echt angesehen. Die Überprüfung des Inhaltes wird zunächst aber dadurch erschwert, daß über Abt Hatto I. nur wenig bekannt und überliefert ist. Außerdem ist uns aus der Zeit der Hatto-Urkunde nur noch eine weitere fuldische Urkunde überliefert, die man bei der Überprüfung aber nicht zum Vergleich heranziehen kann.

Dem Inhalt der hier behandelten Urkunde zufolge wies Hatto I. der Klosterpforte eine Reihe von Gütern zur Unterstützung und Versorgung von Reisenden und Armen zu. Man hat schon behauptet, der Mönch Eberhard habe diese Urkunde gefälscht und dadurch dem von Abt Markwart I. (1150–1165) gestifteten Armenhospital „eine durch Alter geweihte Unantastbarkeit“ verleihen wollen. Zwischen der in der Urkunde genannten Klosterpforte und einem Armenhospital, wie es der Abt Markwart I. ins Leben rief, besteht jedoch ein deutlicher Unterschied, den auch Eberhard gemacht hat.

Durch die Zuweisung von Gütern an die Klosterpforte oder an Hospitäler erhielten die genannten Güter eine gewisse Unantastbarkeit. Weil die Einkünfte aus den Gütern zur Versorgung der Armen, Kranken und Hilfsbedürftigen verwendet wurden, war es daher moralisch um so verwerflicher, wenn sich jemand diese Güter aneignete. Andererseits machte man sich dies oft zunutze, wenn man dem Kloster bestimmte Güter durch gefälschte „alte“ Urkunden sichern wollte.

Die Zuordnung der in der Hatto-Urkunde genannten Güter zur Klosterpforte und nicht zu einem

Hospital ist eindeutig, zumal die bei Eberhard genannten Güter, die dem Armenhospital Markwarts zugeordnet wurden, andere sind als diejenigen, die im Güterverzeichnis der Hatto-Urkunde genannt sind.

Die sogenannte Hatto-Urkunde ist jedoch das einzige Zeugnis, das uns von einer Schenkung des Abtes Hatto an die Klosterpforte berichtet. Diese Schenkung ist weder durch ein Privileg des Papstes bestätigt (dies war beim Kloster Fulda üblich, da das Kloster dem Papst direkt unterstellt war) noch im Briefwechsel zwischen Hatto und Erzbischof Hrabanus von Mainz (Hrabanus war vorher von 822–842 Abt von Fulda gewesen) genannt. Eine spätere Abtsgeschichte aus dem 17. Jahrhundert, die diese Schenkung erwähnt, fußt auf den Urkundenabschriften Eberhards und kann deshalb hier nicht zur Klärung beitragen.

Nachdem die sog. Hatto-Urkunde sich nun formal als Produkt einer späteren Zeit erwiesen hat und auch über die darin verfügte Schenkung keine weiteren sicheren Angaben gemacht werden können, bleibt zu untersuchen, ob auch das Güterverzeichnis einer späteren Zeit angehört oder ob es tatsächlich aus dem Jahr 852 stammen kann. Im Güterverzeichnis werden insgesamt 34 Ortschaften namentlich aufgeführt. Es sind dies:

Luterenbach (Lauterbach), Owelaha (Aula), Wegefurte (Ober- oder Unterwegfurt a. d. Fulda), Borsähe (Borsch), Spanelo (Spahl), Nuenburc (Neuenberg),

Echecilla (Echzell), Berstat (Berstadt), Richolfesheim, Luzzelendorf, Hegenebach (Haimbach), Bienbach (Bimbach), Premestescella (Bronnzell), Portenrode, Delbach (Döllbach), Rotenmannen (Rothemann), Cilbach (wohl Oberzillbach), Mittelen Cilbach, Nideren Cilbach, Chalbaha (Oberkalbach), Porta (Pfordt), Slitese (Schlitz), Quekkaha (Queck), Frienluten (?), Egilolfes (?), Scoderolfes (?), Warenrode (?), Vowe (?), Berehereshusen (Bernshausen), Sconersteti (Schönstadt), Ruhenbach, Huzzesdorf (Hutzdorf bei Schlitz), Scrotolfes (westl. von Almendorf), Fulda.

Dieses Güterverzeichnis ist zweifellos keine bloße Fälschung Eberhards, sondern beruht auf einer echten Vorlage. Die entscheidende Frage bleibt jedoch, ob die Vorlage und damit dieses Verzeichnis von 852 stammen kann.

Für Borsch, Echzell, Bimbach und Berstadt sind uns Schenkungsurkunden überliefert, die schon vor 852 ausgestellt sind. Eine weitere wichtige Urkunde betrifft die sog. Karlmannsche Schenkung von 744. In ihr wurde dem neugegründeten Kloster Fulda ein Gebiet rings um das Kloster vom karolingischen Königshaus geschenkt, in das die Orte Neuenberg, Haimbach, Portenrode, Sconersteti und Scrotolfes fallen. Die Grenze dieses Gebietes wurde in einer Urkunde beschrieben, die 747 abgefaßt wurde. Geht man nun davon aus, daß Egilolfes, Scoderolfes, Frienluten, Vowa und Warenrode heute nicht genau zu definieren

Der heilige Nepomuk von Buttlar

Ein Standbild des heiligen Nepomuk aus Sandstein befindet sich in Buttlar. Früher war der Standort des Denkmals an der Ulsterbrücke, da Nepomuk als Brückenheiliger im Ulstertal verehrt wurde. Wegen Gefährdung wurde das Denkmal an den Ortsausgang in Richtung Sünna aufgestellt, wie dies die Abbildung zeigt. In den Sockelstein ist das Wappen der von Buttlars (1722) in den Sandstein eingehauen. Bekanntlich gingen aus der Adelsfamilie der Buttlars hohe Würdenträger der katholischen Kirche hervor.

Das interessante Standbild wird auch heute noch gewürdigt und gepflegt. Kürzlich wurde es von dem über 80 Jahre alten Malermeister Schiffhauer, Buttlar, restauriert.

Foto: Gustav Möller



sind, so muß der Nachweis der Zugehörigkeit zum Kloster Fulda vor dem Jahr 852 noch für 18 Ortschaften erbracht werden.

Schlitz und Lauterbach waren fuldische Eigenkirchen, mit denen auch Grundbesitz verbunden war. Für die übrigen 16 Ortschaften ist der Nachweis jedoch schwierig.

Dominikus Heller, der sich 1955 zuletzt mit diesem Problem beschäftigt hat, glaubte für die Orte an dem alten Bach Scamun Fulda (eigentlich kurze Fulda. Der Volksmund hat daraus „Schöne Fulda“ gemacht = Döllbach) Döllbach, Rothemann, Zillbach, Mittel- und Niederzillbach den Nachweis ihrer Zugehörigkeit zu Fulda schon um das Jahr 800 in zwei alten Schenkungsurkunden gefunden zu haben. Demnach schenkt ein gewisser Freibraht im Jahr 796 dem Kloster „terram, silvam et illam marcam sicut est juxta Scamun Fulda“ (Boden, Wald und Mark an der kurzen Fulda), und 815 schenkt ein Erluin dem Kloster „unam capturam juxta flumen Scamunfulda“. 837 wird dann Motten fuldisch, das in der Hatto-Urkunde jedoch nicht genannt ist. Heller bezieht auch eine Schenkungsurkunde für ein Calbaha im Grabfeld von 826 hierher und identifiziert Calbaha als Oberzillbach.

Heller irrt jedoch, wenn er auf Grund der genannten Urkunden diese Orte in die Reihe jener Orte aufnimmt, die „teils sicher, teils wahrscheinlich vor dem Termin 852 zu Fulda gehört haben“.

Hier muß noch einmal auf die beiden Schenkungsurkunden von 796 und 815 und auf die Karlmannschenkenkung verwiesen werden. Die Cartula Sancti Bonifatii, die Grenzbeschreibung der Karlmannschenkenkung, nennt auch die Scamunfulda als Teil der Grenze. Es heißt, die Grenze verlaufe über die Mündung des Schalkesbaches in die Fliede (bei Tiefengruben), „inde deorsum usque ad ostia Scamunfulde et ab ostio eius sursum usque quo flumen dividitur in freta“, also von der Mündung der Scamunfulda in die Fliede die Scamunfulda aufwärts bis zu einer Stelle, wo sie sich in zwei Arme teilt. Die Grenze des Klostergebietes verlief dann weiter über den Talrücken zu einer Insel in der Fulda.

796 wird dem Kloster dann „terra, silva et illa marca sicut est juxta Scamun Fulda“ durch Freibraht geschenkt. Da die „marca“ ein Grenzgebiet bezeichnet, handelt es sich bei dem an das Kloster geschenkte Gebiet wohl nur um die Gemarkung Rothemann und nicht um alle Ortschaften im Flußgebiet der „Schönen Fulda“. Auch die Urkunde von 815 nennt nur „una captura juxta flumen Scamunfulda“, umfaßt also auch nicht das gesamte untere Döllbachtal. Spätestens mit der hier genannten „captura“ ist jedoch Rothemann gemeint.

Das in der Urkunde von 826 genannte Calbaha im Grabfeldgau identifiziert Heller mit einem Ort Oberkalbach im Bereich der heutigen Flur Oberzillbach. Es besteht jedoch kein Grund, dieses „Calbaha“, wenn es tatsächlich in die Gegend der Scamunfulda gehört, nicht mit dem Calbaha (Oberkalbach) der Hatto-Urkunde zu identifizieren. In der heutigen Flur Oberzillbach dürfte wohl eher der im Güterverzeichnis genannte Ort „Cilbach“ zu suchen sein.

Außerdem müssen zum Vergleich noch zwei Urkunden aus den Jahren 1011 und 1012 herangezogen werden. Es sind dies die Grenzbeschreibungen der Vogtei des Klosters Fulda und des Zunderharts. Die Grenzbeschreibung der Vogtei ist nur durch eine Abschrift des Mönchs Eberhard erhalten, die Urkunde über die Grenze des Zunderharts ist allerdings auch im Original im Staatsarchiv Marburg erhalten. Die Vogteigrenze schließt zwar deutlich das Gebiet der Orte Döllbach und Zillbach ein, die Grenze selbst wird jedoch durch Bäche markiert, die Orte selbst sind in der Urkunde nicht genannt.

Bei dem Vergleich der Hatto-Urkunde mit der Grenzbeschreibung des Zunderharts von 1012 ergeben sich jedoch merkwürdige Unstimmigkeiten. Danach lief die Grenze dieses Wildbanngebietes vom Oberlauf der Bieber nach Wolferts und von da über Rothemann, Büchenberg weiter nach Kalbach.

Hier passen die Wildbanngrenzbeschreibung des Zunderharts und das Güterverzeichnis der Hatto-Urkunde offensichtlich nicht zueinander. Warum ist Rothemann Grenzpunkt des Wildbanns und warum sind mit der Weiterführung über Büchenberg nach Kalbach genau die Orte im Tal der Scamunfulda ausgespart, die doch eigentlich schon 160 Jahre –

vorausgesetzt, das Datum 852 der Hatto-Urkunde ist korrekt – zum Kloster gehörten?

Das hier ausgesparte Gebiet gehört zwar zu der Vogtei des Klosters, in der Grenzbeschreibung sind die Ortsnamen aber nicht genannt. Da die Grenzpunkte des Zunderharts im wesentlichen durch Ortschaften gekennzeichnet sind, kann man annehmen, daß zwar das Gebiet zum Fuldaer Kloster gehörte, daß aber die Ortschaften Döllbach, Zillbach, Mittel- und Niederzillbach als Orte noch nicht existierten. Auf Grund dieser Aussparung kann es als einigermaßen sicher gelten, daß die Ortschaften Döllbach, Zillbach, Mittel- und Niederzillbach 852 noch nicht bestanden haben. Es liegen zumindest keine Fuldaer Besitztitel für diese Ortschaften aus dieser Zeit vor.

Dominikus Heller führt weiterhin an, daß es durchaus möglich war, daß das Kloster Fulda in der Mitte des 9. Jahrhunderts Grundbesitz an der Fulda gehabt hat. Demzufolge könnten „Porta, Quekkaha, Berenhereshusen, Huzzesdorf und Wegefurte“ auch schon vor 852 zu Fulda gehört haben. Es bleibt dies jedoch eine bloße Vermutung, die nicht durch Urkunden nachweisbar ist.

Die Schenkung des Ortes Aula durch einen Ethil ist erst 861 von Ludwig dem Deutschen bestätigt worden. Dadurch wird zwar nicht völlig ausgeschlossen, daß das Kloster schon vor dieser Zeit im Gebiet der Aula Besitz gehabt hat. Dieser Besitz ist dann aber in keiner Urkunde genannt. Außerdem spricht der ältere

H. J. Wassermanns erster Musikunterricht in Schwarzbach, Schloß Bieberstein, Fulda

Von Paul Birkenbach

Die Veröffentlichung der Briefe Heinrich Joseph Wassermanns durch G. Rehm (Buchenblätter 15/16–1979) möchte ich durch einige Aufzeichnungen ergänzen, die ich mir 1952 anlässlich meiner Nachforschungen über die „Dörfliche Musikpflege in der Rhön seit 1800“ (Buchenblätter 8–20/1956) aus der Kirchenchronik in Schwarzbach und aus dem Material der Landesbibliothek Fulda zusammengestellt habe.

H. J. Wassermann erhielt seinen ersten Musikunterricht durch seinen Vater, der als Kleinlandwirt und Dorfmusikus bezeichnet wird. Der Lehrer des Dorfes brachte ihm die Anfänge des Violinspiels bei. Weiteren Unterricht erhielt der junge Wassermann auf dem benachbarten Schloß Bieberstein, wo sich damals Michael Henkel als fürstbischöflicher Hofmusikus befand. Dessen Sohn Heinrich Henkel erinnerte sich 60 Jahre später an den berühmten Schüler seines Vaters und beschreibt H. J. Wassermann als „einen Künstler, der durch Talent, Fleiß und Beharrlichkeit sich zu einer nutzbringenden und daher anerkannten Stufe der menschlichen Gesellschaft erhoben hat. Geboren am 3. April 1791 in dem fuldischen Dorfe Schwarzbach, kam er als Knabe mit seinem Vater nach Schloß/Tiergarten Bieberstein, in der Tracht eines Bauernknaben mit ledernen Höschen und auf dem Rücken den Sack seiner Violine. Der alte Wassermann wollte nämlich den Rath meines Vaters, Michael Henkel, der sich damals als fürstbischöflicher Hofmusikus daselbst befand, ein Urtheil über das Talent seines Sohnes hören, zugleich mit der Bitte, ob jener dem jungen Wassermann nicht Unterricht geben wolle. Mein Vater sagte ihm denselben unentgeltlich zu, und solange mein Vater in Bieberstein verweilte, kam der junge Wassermann zu diesem Zwecke wöchentlich mehrmals zu ihm. Selbst als das Hoflager des Fürsten Adalbert wieder nach Fulda kam, kam Wassermann wöchentlich zweimal zu Fuß und bei Kälte und Schnee, das Ränzchen auf dem Rücken, zu seinem Lehrer. Ihn der Beschwerlichkeit dieses Unterrichts zu entheben und um den jungen Knaben häufiger um sich zu haben, verfaßte mein Vater jene Bittschrift, die dem Briefwechsel als 1. Blatt beigelegt ist und woraus sich leider ersehen läßt, wie ein adliger Herr teilnahmslos, ja gehässig diese Bitte behandelte. Dieser geizige Grindsack ist wohl schon vergessen, während die Verdienste Wassermanns noch jetzt in der musikalischen Welt bekannt sind. Mein Vater setzte eine neue Bittschrift in Zirkel, die, wie man sieht, einen besseren Erfolg hatte und worauf der

Besitz des Klosters Hersfeld – Hersfeld wurde als „Antifulda“ gegründet! – im Gebiet der Aula gegen einen gleichzeitigen fuldischen Besitz. Damit ist der Schenkungstermin 852 endgültig hinfällig geworden.

Die sogenannte Hatto-Urkunde steht also mehreren anderen Urkunden entgegen, die jüngeren Datums sind. Daraus ergibt sich, daß das Güterverzeichnis der sog. Hatto-Urkunde nicht 852 entstanden sein kann, sondern wohl dem 11. Jahrhundert angehört. Damit hat sich auch der letzte Teil dieser Urkunde als unecht erwiesen. Sie ist also eine der Urkunden, die von dem Mönch Eberhard überarbeitet worden sind, der allerdings ein Güterverzeichnis aus dem 11. Jahrhundert zugrunde liegt. Dafür sprechen auch formale Gründe. Für einige Ortschaften des Fuldaer Landes bedeutet dies, daß sie wahrscheinlich 200 Jahre jünger sind, als man ursprünglich angenommen hatte.

Literatur: Julius v. Pflugk-Hartung: Diplomatisch-historische Forschungen, Gotha, 1879. – Konrad Wislicenus: Die Urkundenauszüge Eberhards v. Fulda, Diss. Kiel 1897. – Otto Konrad Röll: Eberhard von Fulda und seine Urkundenskopien in: Zeitschr. d. Vereins f. hess. Gesch. und Landeskunde NF Suppl. XIII, Kassel 1901. – Theodor Haas: Alte Fuldaer Markbeschreibungen in: FGBl. 11–13 (1912–14). – Traut Werner-Haasbach: Die älteren Güterverzeichnisse der Abtei Fulda (Marburger Studien zur älteren deutschen Geschichte II, 7) Marburg 1942. – Dominikus Heller: Über die Zeit der Abfassung des Güterverzeichnisses der Hatto-Urkunde vom Jahr 852 in: FGBl. 31 (1955) S. 1–7.

Name Dalberg sich auch findet. Mein Vater empfahl den fortgeschrittenen jungen Geiger an den Reichsgrafen von Götz in Schlitz, und von da an beginnen Wassermanns Briefe.“

Frankfurt a.M., den 24ten 9. 1868

Bittschrift, die Michael Henkel für seinen Schüler H. J. Wassermann verfaßte:

Der Vorzeiger dieses Schreibens ist der Sohn eines unbemittelten Besitzers in Schwarzbach. Mehrere Gönner und Freunde munterten ihn auf, daß er seine musikalischen Talente hier in der Stadt zu vervollkommen suchen möchte. Entblößt von eigenem Vermögen, um meinem musikalischen Beruf die einzige Aussicht zu meiner einstigen Versorgung weiter fortsetzen zu können, wage ich es, bei Menschfreunden, deren Herzen das Gefühl, zum Glücke eines armen Jünglings etwas beigetragen zu haben, wie die süßeste Harmonie anspricht. – Die Bittliche Anfrage zu thun, ob sie mir durch Kosttage oder sonstige Unterstützungen zum Fortrücken zu meinem Ziele behilflich sein wollen.

Segen des Himmels werde dafür den milden Gubern, und ihr Andenken wird in meinem dankgerührten Herzen unauslöschlich eingegraben sein.

Fulda, den 19ten Ap. 1804

Heinrich Josef Wassermann
13 Jahre alt

Fuldaer Bürger bieten Geldbeträge und Kosttage an:

Will so lang es mir beliebig ist, und der fragliche es verdient, dem selben monatlich beytragen 1 1/2 fl.

Unterzeichneter erbiethet sich zu einem monatlichen Beitrage von 1 fl., insofern sich Wassermann durch gute Aufführung und Fleiß sich derlei Unterstützungen würdig mache.

Fulda, den 25ten April 1804

Wurmsdorf, Rgsrath

Auf Montag giebt einen Kosttag / Auf Donnerstag einen Kosttag / Auf Dienstag auf eine unbestimmte Zeit / Auf Mittwoch einen Kosttag / Auf Freytag einen Kosttag, solang dessen Betragen unbescholten ist.

Dalberg

Bis auf zwei Angebote sind die Unterschriften unleserlich und ohne Anschrift versehen.

Die Heimatdichterin Josephine Grau

Von Bernhard L o e h r

Am 4. April 1920 starb im Alter von 68 Jahren nach schwerem Leiden Josephine Grau – zu ihrer Zeit eine gerne gelesene Feuilletonistin und Schriftstellerin –, heute wohl nur noch dem Literaturhistoriker und Heimatforscher bekannt.

„Stets war sie bestrebt gewesen, das Verständnis für die Geschichte der alten Residenz der Fürststäbe und Fürstbischöfe, die einst als Trägerin der Kultur und geistige Pflanzstätte Deutschlands berühmt war, in weiten Kreisen zu wecken“, so schrieb damals die von F. Zwenger gegründete Zeitschrift „Hessenland“.

Und die „Fuldaer Zeitung“, deren Mitarbeiterin sie über 35 Jahre war, sprach gewiß auch im Namen der damals zahlreichen Lesergemeinde der Dichterin: „Der Trieb nach Erkenntnis historischer Wahrheit, der Josephine Grau in hohem Maße erfüllte, schweigt. Ein Herz, das für alles Heilige und Schöne in nie ermattender Begeisterung durchglüht war, schlägt nicht mehr. Es bleibt die Erinnerung an das Wirken einer edlen Frau, die zu Gottes Ehre, zur Erbauung der Menschen, zum Lobe unserer schönen buchonschen Heimat ihre Dichtergabe rastlos eingesetzt hat.“

Josephine Grau wurde am 31. 5. 1852 in Schlüchtern, wo ihr Vater kurhessischer Kreislandmesser war, geboren. Als sie 10 Jahre alt war, starb ihr Vater, und die Mutter, die einer angesehenen Fuldaer Familie entstammte, zog mit ihren Kindern nach Fulda. Josephine besuchte die Höhere Töchterschule der Engl. Fräulein. Einer ihrer Lehrer, den sie später noch sehr verehrte, war der damalige Dompräbendar und spätere Generalvikar Engel. Nach Absolvierung weiterer Studien in Literatur, Kunst- und Kulturgeschichte folgte ihr erster schriftstellerischer Versuch, die Novelle „Madonna della Sedia“, danach eine Reihe weiterer Erzählungen und Novellen, die seinerzeit in den beliebtesten und häufig gelesenen illustrierten Familienblättern erschienen.

Mitte der 80er Jahre begann sie damit, den Stoff zu ihren Erzählungen der reichen historischen Vergangenheit Fuldas zu entnehmen. Es entstand der „Dombaumeister von Fulda“ – zunächst als Feuilleton im „Rheinischen Merkur“, später in der „Fuldaer Zeitung“ erschienen. Die Schriftstellerin befaßte sich nunmehr eingehend mit der Erforschung der Geschichte Fuldas. Aus Kirchenbüchern, alten Handschriften, Urkunden usw. eignete sie sich ein großes Wissen insbesondere um die Familiengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts an.

Ihr eigentliches Lebenswerk war der über 500 Seiten umfassende Roman „Das Lob des Kreuzes“, zuerst in der „Kölnischen Volkszeitung“ erschienen und wenig später als Buch im Verlag von Bachem in Köln. Das Buch fand damals begeisterte Aufnahme und erlebte neun Auflagen, auch in fremden Sprachen.

Der historische Roman setzt der großen Vergangenheit Fuldas, des Klosters und der Schule ein würdiges Denkmal. Die fesselnde Handlung, getragen von einer Reihe herrlicher Gestalten der Karolingerzeit, schildert lebendig das Leben und die Bräuche in den Kaiserpfalzen. Mag uns heutigen Lesern der Roman in seiner romantisch-idealisierenden Schöngestigkeit nur schwer lesbar sein, so hat doch das Wort eines zeitgenössischen Kritikers noch Geltung: „Inwieweit die Erzählung sich der Geschichte auch in den nackten Tatsachen anschließt, kann man bei der unleugbaren treuen Wiedergabe des geschichtlichen Geistes und Charakters auf sich beruhen lassen.“ Das den Schriftsteller verpflichtende Verhältnis von Dichtung und geschichtlicher Wahrheit blieb unangetastet.

Von tiefer Frömmigkeit geprägt und aus echter Begeisterung für ihre Heimat und deren Kunstschatze entstanden vielseitige kunsthistorische und erzählende Arbeiten, von denen nur einige genannt seien: „Fuldaer Goldschmiede in vergangenen Tagen“, „Was bedeutet der Name

der hl. Lioba?“, „Fulda, eine Stadt der christlichen Caritas“, „Die Habsburgergasse in Fulda“, „Hans Brosamer – ein Fuldaer Künstler?“, „Zur Geschichte der Franzosenherrschaft in Fulda“, „Fuldaer Kunstmaler im 17. und 18. Jahrhundert“, „Archiv und Kostbarkeiten des Benediktinerinnenklosters St. Thomas in Koblenz“, „Krieg im Frieden – eine Heimaterzählung“.

Josephine Grau – jene zartsinnige, kunstverständige Dichterin und glaubensstarke Frau, ihrer fuldischen Heimat in Liebe verbunden, verdient es nicht, vergessen zu werden.

Die letzte Fuldaer Pferdepост



1925: Die letzte Fuldaer Pferdepост.

Bild: Fr. Mahr

Die letzten Juden von Flieden

Zum Schicksal von Markus und Hulda Goldschmidt / Von Raimund Henkel

Vor 50 Jahren mußten die letzten Mitglieder der ehemals kleinen, aber lebendigen jüdischen Kulturgemeinde ihren Heimatort Flieden verlassen. Es war das Ehepaar Markus und Hulda Goldschmidt. Ihr Weg endete in den Gaskammern von Auschwitz. Das Denkmal auf dem israelitischen Friedhof hält ihre Namen in Erinnerung. Angesichts der menschenunwürdigen Geschehnisse in der Pogromnacht vom 9. November 1938 und einer derzeit spürbaren rechtsradikalen Gewalt gegen Juden und jüdische Einrichtungen in Deutschland erscheint ein Hinweis auf historische Vorgänge angebracht.

Mit dem eingangs geschilderten widerstandslosen Exodus ging eine jahrhundertalte Epoche der Fliedener Ortsgeschichte zu Ende. Ihre Spuren lassen sich bis zum Jahre 1560 zurückverfolgen; ihre Anfänge liegen im dunkeln. Die Mitgliederzahl der jüdischen Einwohnerschaft war seit den zwanziger Jahren rückläufig und betrug zu Beginn des Hitlerregimes 18 Familien mit etwa 80 Angehörigen. Mit der sich abzeichnenden „Endlösung“ verließen in rascher Folge nahezu alle jüdischen Mitbürger Flieden.

Markus Goldschmidt dachte als Deutscher und fühlte sich als Fliedener. Hier war er am 18. April 1880 geboren, und hier wuchs er auf. Er besuchte die israelitische Schule in Flieden und erlernte das Schusterhandwerk. Seine Existenz gründete er jedoch auf den Beruf seiner Vorfahren und betrieb einen Viehhandel. Bei dieser Tätigkeit mag er auch seine spätere Ehefrau Hulda Stern in Hintersteinau kennengelernt haben, die er am 28. Juni 1910 in Flieden heiratete. Sie war die Tochter des Handelsmannes Nathan Stern und dessen Frau Hannchen Kaufmann. Die Ehe blieb kinderlos. So war der Stellungsbehl nach Kriegsbeginn 1914 leichter zu ertragen. Mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, kehrte Markus vom Felde heim.

Das Ehepaar lebte fortan in bescheidenen Verhältnissen in der Hinzergasse in einer kleinen Wohnung des Doppelhauses Nr. 44/45, die Markus von seinem Vater übernommen hatte. Der Handelsmann Meier Goldschmidt war 1873 mit seiner Ehefrau Karoline aus Uttrichshausen gekommen, wo sie 1846 und 1847 geboren waren. Das ihm per Schenkungsvertrag übergebene vorgenannte Anwesen war schon 1628 bis 1671 in jüdischem Besitz und ab 1686 ununterbrochen

bis 1940. Im ehemaligen Gasthof „Zum Adler“ lebte vor 1890 bereits der Witwer Löb Goldschmidt, der ein Verwandter gewesen sein mag und ebenfalls aus Uttrichshausen stammte.

Markus Goldschmidt hatte sechs Geschwister. Von Hannchen ist nur bekannt, daß sie im Jahre 1876 geboren war. Liebmann, geboren 1878, wurde Sattler und erbaute 1904 ein Wohnhaus mit Werkstatt, das er bis 1932 mit seiner Frau Rosa geborene Katmann aus Flieden bewohnte. Dann wanderten sie nach den USA aus. Abraham (geb. 1882) wurde Handelsmann und erwarb durch die Heirat mit Jenni Stern 1919 den früheren Adlerhof. 1937 entschlossen sie sich zur Auswanderung nach Amerika. Die 1885 geborene Jeannetta heiratete 1918 den Lehrersohn Isaak Werthan aus Hintersteinau und verzog nach Rothenburg. Daniel war zwei Jahre jünger. Er erlernte das Metzgerhandwerk und fiel im Kriegsjahr 1917. Jüngstes Kind war Willi, geboren 1890. Infolge seiner Eheschließung im Jahre 1927 ging er nach Alsfeld.

Nach dem Ersten Weltkrieg ging Markus Goldschmidt wieder seinem Erwerb nach, wobei er mitunter für längere Zeit von daheim fortblieb. Seine Frau besorgte den Hausstand, der auch das Halten von Ziegen umfaßte. Der Umgang mit den christlichen Nachbarn wird von Zeitzeugen als weitgehend einvernehmlich bezeichnet.

Das dörfliche Miteinander änderte sich in den Jahren nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten (1933). Die meisten jüdischen Glaubensgenossen hatten bis zum Herbst 1938 Flieden verlassen. In der Pogromnacht vom 9. zum 10. November drangen Teilnehmer des Verwüstungskommandos in die Wohnung der Goldschmidts ein, die der Synagoge gegenüberlag. Markus und Hulda flohen durch die Hintertür zu befreundeten Nachbarn, in deren Haus sie jene unselige Nacht verbrachten, bis der Vandalenspuk vorüber war. Nebenan wohnte ein erklärter Nazi.

Einzelne Fliedener hielten trotz Verbots weiter heimlich Kontakt zum Ehepaar Goldschmidt, das inzwischen im eigenen Haus zur Miete wohnte. Ein Reichsgesetz hatte die Veräußerung jüdischer Immobilien bewirkt. Eine heute 70jährige Frau erzählt, sie habe häufig Milch und Butter zu Markus gebracht und dafür gelegentlich Textilbezugscheine erhalten. Einmal habe ihr Markus sein bestes Kleidungsstück, einen Gehrock für hohe religiöse Feiertage, vermacht mit den Worten: „Ich kann ihn doch zu nichts mehr gebrauchen.“ Ein andermal habe er sich beklagt: „Ich weiß bald nicht mehr, wohin ich (spazieren) gehen soll. Komme ich durch die Hinzergass“, ruft mir N. N. spöttisch nach: „Du Geißjüd!“ In der Alten Straße ist es der N. N., der es genauso macht.“

Was sich auf privater Ebene ereignete, setzte sich im öffentlichen Bereich fort. Bei der Ausgabe von Bezugscheinen und Lebensmittelkarten stand Markus Goldschmidt in der Wartereihe auf dem Bürgermeisteramt. Als ihn der Gemeindebedienstete erblickte, verwies er Markus an das Ende der Anstehenden mit den Worten: „Dos Jüde stellt sich emol henge dro!“ Goldschmidt kam der Aufforderung wortlos nach. Schließlich hatten alle ihre Marken erhalten, und Markus kam an die Reihe; da wurde er heimgeschickt: „Du kommst morgen noch einmal beim Nachtermin für die Säumigen und Verhinderten!“

Diese und weitere Demütigungen ertrugen Markus Goldschmidt und seine Frau Hulda bis zum Zeitpunkt der Deportation im Herbst 1942. Vom damaligen amtierenden Bürgermeister zur Abreise aufgefordert, soll er diesem die Kriegsauszeichnung vor die Füße geworfen haben mit dem Hinweis auf den „Dank des Vaterlandes“. Vom ersten Reisetermin kehrten Goldschmidts unverrichteterdinge noch einmal nach Flieden zurück, da sie nicht auf der Transportliste gestanden hatten. Nach einigen Tagen traten sie erneut den Weg ins Ungewisse an und begaben sich zum Bahnhof. Unterwegs fragte sie ein Nachbar, warum er nicht wie die anderen Juden rechtzeitig Deutschland verlassen habe. Markus gab zur Antwort, er sei von seinen Verwandten (vermutlich finanziell) im Stich gelassen worden.

Priestergrabmal in Haselstein



An die Südwand der Pfarrkirche von Haselstein lehnt sich dieses ausdrucksvolle Grabmal für den 1985 verstorbenen heimatvertriebenen Pfarrer Franz Paul aus Nieder-Einsiedeln (Diözese Leitmeritz). Es wurde von Bildhauer Johannes Kirsch, Petersberg, geschaffen unter Verwendung von Knorpelwerkornamenten der Renaissancezeit. Das löffelförmige Kreuz steht in einer spitzbogigen Dreipaßblende. Das Grabmal ist ein gelungenes Beispiel moderner Grabmalkunst unter Verwendung historischer Formelemente. E. Sturm

Wiedereinführung der Leibeigenschaft 1816 in Kurhessen

Die Buchenblätter (Nummern 3 und 27/1989) handeln von der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Ablösung der Lehenslasten im Fuldaer Land. Dazu sei hier eine Ergänzung mitgeteilt, die Kurhessen betrifft.

Napoleon hatte im Jahre 1807 aus Kurhessen, Hannover, Braunschweig und dem westfälischen Preußen das Königreich Westfalen gebildet. Der neue westfälische König Jérôme hob dort sehr bald die Leibeigenschaft der Bauern auf, führte den Code Napoleon mit der Trennung von Justiz und Verwaltung ein und setzte eine Verfassungs-, Verwaltungs- und Steuerreform durch.

Nach der Niederlage Napoleons, der Auflösung des Königreiches Westfalen und der Rückkehr des hessischen Kurfürsten Wilhelm I. in seine Kasseler Residenz im Jahre 1813 wurde dann vieles wieder rückgängig gemacht: Wilhelm annullierte fast alle von Jérôme vollzogenen Herrschaftsakte, schaffte nicht nur die neuen Titel, Würden und Orden ab, er erklärte auch Ständeserhebungen, Bestallungen, Verkäufe usw. für ungültig. Vor allem wurde die alte Agrarsozialordnung mit der bäuerlichen Unfreiheit wieder eingeführt, Verfassungs- und Verwaltungsreformen wurden aufgehoben, und die Zunftordnung und die Verquickung der Verwaltung mit der Justiz wurden zu neuem Leben erweckt.

Auch im Fürstentum Fulda wurden 1815 vom damaligen preußischen Kommissar wieder die „gemessenen Fron- und Dienstschildigkeiten“ eingeführt, aufgehoben blieben lediglich die „ungemessenen“, also die willkürlichen und zeitlich unbegrenzten Frondienste.

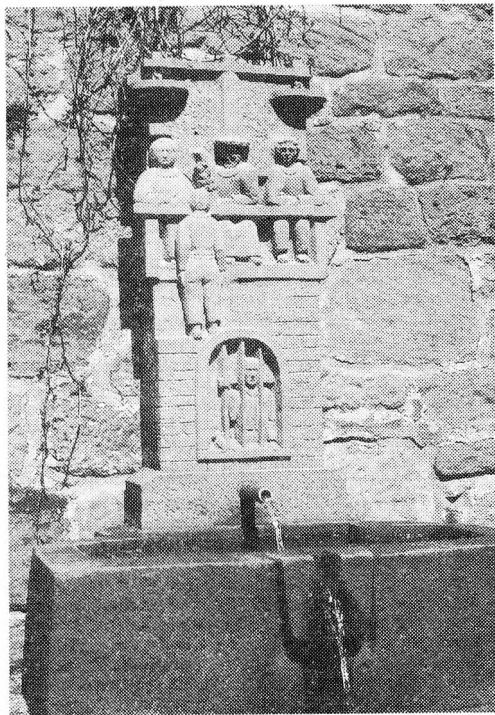
Als Fulda 1816 an Kurhessen fiel, sollten auch hier die „ungemessenen Frondienste“ wieder eingeführt werden. Das unterblieb jedoch.

In den nächsten Jahrzehnten konnte aber überall die Leibeigenschaft mit allen „Überbleibseln“ wieder rückgängig gemacht werden, in Kurhessen durch ein Gesetz vom 23. 6. 1832.

Gottfried Rehm

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Gerichtsbrunnen in Hilders



Der Gerichtsbrunnen, ein Werk von Rainer Landgraf, Fulda-Haimbach, steht am Rest des alten „Turms“ (Amtsgefängnis) in der Hilderser Kirchstraße. Sturm

Die Rosengasse / Ein reizvolles Stück mittelalterliches Fulda

Zu den stillsten und beschaulichsten Winkeln unserer Stadt gehört die Rosengasse, die den Severiberg mit der Rittergasse verbindet. Ein Stück mittelalterliches Fulda ist uns in diesem winkligen, eng aneinander geschmiegtten Häusergewirr erhalten geblieben. Früher soll diese Gasse die Heimat der Bäckerzunft gewesen sein, die bereits 1338 in Fulda urkundlich erwähnt wird.

Unser Zeichner gibt in nebenstehendem Bilde den Blick wieder, der sich dem Beschauer bietet, wenn er von der Rittergasse her die Rosengasse betritt. Im Hintergrunde bildet das alte Severikirchlein mit seinem spitzen Turm den Abschluß des reizvollen Motivs.

Dank den Forschungen von Vermessungsrat Zettstedt, niedergelegt in dem „Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert, 23. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins“, sind wir in der Lage, die Eigentümer jedes einzelnen Hauses fast über ein Vierteljahrtausend hinweg zu verfolgen.

So wissen wir, daß das letzte Haus links auf unserem Bilde an der Ecke Rosengasse-Severiberg (heute Severiberg Nr. 8) um 1700 dem Andreas Büttner gehörte. Von ihm erwarb es „Herr Dinsenhöffer“, der mit dem bekannten Fuldaer Dombaumeister Johannes Dienkenhöfer identisch sein dürfte. Nachdem Dienkenhöfer sich aus den beim Dombau übrig gebliebenen Materialien ein neues Haus in der Rittergasse (heute Haus Nr. 4) gebaut hatte, ging sein Anwesen in der Rosengasse an den Senator Johann Adam Haus über, der in den Jahren 1726—1728 Bürgermeister war. In dieser Zeit wurde das Haus im heutigen Barockstil umgebaut.

Die nächsten Eigentümer des Anwesens waren: Kammerath Kern, Sekretarius Welle, Therese Welle, Obergerichtsprokurator Morchut, der das Haus im Januar 1829 für 5266 fl. erwarb, Rentmeister Comitti, der im April 1834 zu einem Preise von 5125 fl. das Haus erstand und



Margarete Trainer, die das Anwesen im Februar 1845 kaufte. Heute gehört das Haus der Witwe Elisabeth von Troitz zu Solz.

Das an das vorgenannte Haus angrenzende Anwesen (Rosengasse Nr. 2) stand um 1700 im Eigentum von Melchior Femel, von dem es auf Franz Caspar Dotter überging. Weitere Eigentümer im Laufe der Jahre waren: Trompeter Johann Adam Krefz und Franz Michel Klitsch. Dann wurde das Besitztum geteilt. Konrad Engel erhält zwei Drittel, Johann Michel Hays ein Drittel. Später ist Schneidermeister Johann Baptist Engel wieder Eigentümer des Gesamtanwesens.

Das Haus Rosengasse Nr. 4 besaß um 1700 Johann Adam Säckel (auch Säckel geschrieben). Bestnachfolger waren: Johann Adam Raul-Wenzeslaus Ney, An-

dreas Hendel, Christoph Herrlein, Heinrich Joseph Herrlein, Caspar Franz Schmitt, Doktor Schmitt, Johann Bockst und Georg Cavallo.

Das Hausgrundstück Rosengasse Nr. 6 war früher mit dem links anstößenden Haus Nr. 8 vereint, das um 1700 dem Pfarrer Romeis zu eigen war und später nacheinander in das Eigentum von Didrich Hecker und Werner Vogel überging. Vor 1740 erfolgte eine Teilung des Anwesens. Johann Georg Hartung erhielt die eine Hälfte (das heutige Hausgrundstück Nr. 6), Frau Staubach die andere Hälfte (das heutige Haus Rosengasse Nr. 8). Johann Georg Hartung veräußerte seine Hälfte später an die Witwe Landgaffel, der als Besitzer des Hauses folgten: Conrad Dehler, Johannes Weiß, Beda Peter Gud, Peter Cölestin Gud, Maurergeselle Hillenbrand (1853).

Das Anwesen Nr. 5 auf der rechten Seite unseres Bildes (gekennzeichnet durch das Firmenschild), das heute dem ersten Beigeordneten der Stadt Fulda, Schuhmachermeister Fritz Odenwald, gehört, besaß um 1700 Johannes Trinter. In der Folgezeit war es vier Generationen hindurch Eigentum der Familie Waldner. Das Eigentum vererbte sich von Andreas Waldner auf Franz Waldner und von diesem weiter auf Karl Waldner und Joseph Baptist Waldner, seines Zeichens Schuhmacher (1826). Die nächsten Eigentümer waren: Ludwig Joseph RübSam (März 1833), Bäcker Johann RübSam (Mai 1836), Maria Benedikte Cornelia RübSam (September 1855), Bäckermeister Johannes RübSam (Juni 1857), Rechnungsführer Johann Adam Fröhlich (Dezember 1859). Seit 1892 ist das Anwesen im Besitz der Familie Odenwald.

Das Haus (Rosengasse 7) rechts neben dem Odenwaldischen Anwesen hatte um 1700 den Bürger Peter Romeis als Eigentümer. Ihm folgten im Laufe der Jahre: Hans Adam Pfeiffer, Nicola Schwarz, Christoph Dempster, Constantin Köhler, Johannes Belh, Christoph Weißmüller, Heinrich Schmidt (1823), Simon Löser (1836), Schützenwirtin Josepha Huber (1836), Johann Adam Fröhlich (Februar 1842).

Ein gutes Stück Fuldaer Sippengeschichte liegt in all diesen Namen verborgen. Vielleicht wird ihre Kenntnis dem einen oder anderen unserer Leser bei seinen familienkundlichen Forschungsarbeiten von Nutzen sein.

Dr. A.

Die Rückkehr des Feldartillerieregimentes 47

Berichte aus dem Jahre 1918 / Von Otto B e r g e

Das 2. kurhessische Feldartillerieregiment 47 wurde am 1. Oktober 1899 gegründet und war seit dieser Zeit in Fulda stationiert. Aufgelöst wurde diese Einheit im Jahre 1919.

Am 8. August 1914 war das Regiment in den Krieg gezogen und kehrte am 26. November 1918 wieder nach Fulda zurück. Die Berichte, die der „Fuldaer Zeitung“ von 1918 entnommen sind, spiegeln die Stimmung in der Bevölkerung wider. Seltsam mutet uns heute nach über 60 Jahren zeitlichem Abstand das damals immer wieder geäußerte „Siegesbewußtsein“ trotz des „verlorenen Krieges“ an. Auch der Ruf nach Rache, zwei Wochen nach Abschluß des Waffenstillstandes geäußert, wirkt befremdend.

Ohne weitere Kommentare folgen die Berichte.

21. November 1918

An die Heimat wendet sich das stellv. Generalkommando des XVIII. Armeekorps mit folgendem Aufruf:

In wenigen Tagen werden die vordersten Divisionen unserer Armeen den Rhein überschreiten, um in die Heimat zurückzukehren. Mit klingendem Spiel werden sie durch die Orte marschieren. Das sind die Truppen, die von unerschütterlichem Glauben und Liebe zu ihrem deutschen Vaterland getragen, die herrlichsten Heldentaten verrichtet, die unerhörtesten Strapazen ertragen haben, um die Schrecken des Schlachtfeldes von dem heimatlichen Boden fernzuhalten. Dafür sei ein jeder ihnen jetzt dankbar! Ein jeder kann jetzt helfen! Bietet durch die Behörden die Mitarbeit an! Stellt euch an die Wegeabgaben, zeigt die Quartiere, erleuchtet die Straßen, helft das Gepäck tragen, faßt in den Bergen in die Speichen, wenn die Pferde müde sind! Es gilt, eine unermüdliche Tag und Nacht währende Arbeit und viel Geduld, wenn die Truppe gesund und in Ordnung nach Hause kommen soll! Fort mit gedrückter und trüber Stimmung! Unser deutsches Vaterland geht nicht unter! Ein jeder trage den Kopf aufrecht, ein jeder sei stolz auf unsere Armee! Heraus mit den Fahnen als Willkommensgruß für unsere Helden!

23. November 1918

Als Willkommensgruß für unsere heimkehrenden Krieger werden an verschiedenen Stellen der Stadt Ehrenporten errichtet werden. Die Durchgangsstraßen sollen mit Fahnen, Fichten und Girlanden geschmückt werden.

23. November 1918 – Anzeigenteil

Für den feierlichen Empfang unseres Regiments und der übrigen heimkehrenden Krieger ist folgendes festgelegt worden:

1. An verschiedenen Stellen der Stadt sollen teils von der Bürgerschaft, teils durch die Stadt, Ehrenporten errichtet werden, und zwar besonders an der Frankfurter Straße, Leipziger Straße und am Bahnhof.
2. Die Karlstraße, Marktstraße und Friedrichstraße sollen mit Fichten geschmückt werden; die Einwohner der übrigen Straßen werden gebeten, ebenfalls ihre Häuser nach Möglichkeit zu schmücken.
3. Die Bürgerschaft wird aufgefordert, ihre Häuser zu beflaggen. Es ist hierbei die Verwendung der bisherigen Fahnen, insbesondere auch der schwarz-weißroten Fahne, ausdrücklich zugelassen.

4. In der Frankfurter Straße und beim Badegarten wird das Regiment durch den Kommandanten der Feuerwehr und eine Ehrenabteilung der Feuerwehr in Empfang genommen. Die Ehrenabteilung gibt dem Regiment das Ehrengeläut durch die Stadt.

5. Vor dem Schloß findet die Begrüßung durch die städtischen Körperschaften unter Beteiligung des Arbeiter- und Soldatenrates statt.

6. Über das Eintreffen des Regiments, das voraussichtlich am Dienstag stattfinden wird, wird noch nähere Mitteilung gemacht.

Fulda, den 23. November 1918

Im Einvernehmen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat

Der Magistrat: Dr. Antoni

25. November 1918:

Die Rückkehr unserer Fronttruppen

Je näher der Termin rückt, da unser tapferes Feldartillerieregiment 47 wieder in seine Garnison einzieht, desto umfassender wird das Ehrenkleid der Stadt. Namentlich in den vom Durchzug berührten Straßen sieht man Menschen fleißig bemüht, die letzte Hand an den Schmuck der Straßen und Häuser anzulegen. Auch Bronnzell und Kohlhaus rüsten sich, um durch prächtigen Schmuck unseren Kriegern, den Hüttern und Schirmern der deutschen Heimat, den Gruß der Dankbarkeit zu entbieten. – Unsere 47er, die gestern in Schlüchtern und heute in Neuhof angekommen sind, werden am Dienstag früh von Neuhof abmarschieren und mittags gegen 1 Uhr mit klingendem Spiel in Fulda einziehen. Am Schloß wird Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni das Regiment namens der Stadt begrüßen. In der Kaserne, wo eine kleine Empfangsfeier durch die Offiziere der Ersatzabteilung vorgesehen ist, wird Herr Hauptmann Stempel die Begrüßungsansprache halten. Man bittet, Fabriken und Geschäfte zu schließen. – Im Laufe des Nachmittags wird sehr wahrscheinlich auch das Feldartillerieregiment 95, das in Fulda aufgestellt wurde und hier seinen Ersatztruppenteil hat, in unserer Stadt Quartier beziehen. In dieser Woche kommen u. a. nach Fulda: die Reserveartillerieregimenter Nr. 57 und 256, außerdem noch 16 Artilleriekolonnen. Die Stadt hat für die heimkehrenden Truppen in weitgehendem Maße Unterkunftsräume geschaffen.

26. November 1918

Das 2. kurhessische Feldartillerieregiment 47, geführt von Major Holtz, hielt heute mittag gegen 13Uhr seinen Einzug in unsere Stadt. In den Straßen bildete eine dichte Volksmenge Spalier. Am Bonifatiusdenkmal, wo sich die Mitglieder der städtischen Körperschaften versammelt hatten, sprach namens der Stadt Fulda Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni folgende Begrüßungsworte:

„Herzlich Willkommen in unserer altherwürdigen Stadt Fulda! Mehr als viereinhalb Jahre sind dahingegangen, seit das Regiment hinauszog in den blutigen Kampf. Voll Sehnsucht haben wir der Rückkehr geharrt, doch wie so ganz anders erfolgt diese, als wir sie noch vor wenigen Monaten erhofft hatten.

Als Sieger hell-leuchtenden Auges hoffte unsere Bürgerschaft Sie mit Jubel aus übertollem Herzen empfangen zu können. Zwar als Sieger kommen Sie auch jetzt. Wir wissen, daß unser Regiment sich als

eines der tapfersten schlug; wir wissen, daß die Infanterie mit Ruhe und Sicherheit dem Kampf entgegen-sah, wenn sie wußte, das Regiment Nr. 47 lag zu ihrem Schutze bereit und kämpfte mit ihnen; wir wissen, daß Sie überall Ihre Pflicht und Schuldigkeit getan und tapfer und unerschrocken in jeder Kampflage ausgeharrt haben. Es ist nicht Ihre Schuld, daß Sie nach so vielen siegreichen Kämpfen, durch andere Gewalten gezwungen, ohne einen vollen Erfolg zu sehen, den Heimweg antreten mußten. Unbesiegt zwar, und doch mit derbem Schmerz im Herzen und voll Bangen um das Geschick und die Zukunft Deutschlands kehren Sie in die Heimat zurück.

Doch mag die Zukunft auch noch so trübe vor uns liegen, die Heimat und Ihre Garnisonstadt Fulda denkt Ihrer mit Treue und empfängt Sie voll Stolz und Dankbarkeit. Wir sind stolz auf unser tapferes Regiment wegen seiner hervorragenden Taten, und wir sind ihm dankbar, daß es uns beschützen und vor den Schrecken und Greueln des Krieges auf der heimatlichen Erde bewahren half.

Dabei gedenken wir mit tiefem Schmerz der vielen Tapferen, die für unseres Vaterlandes Schutz und Ehre und für den Ruhm des Regiments kämpfend ihr Blut und Leben dahingegeben haben und nun in fremder Erde ruhen. Ihr Andenken wird uns heilig sein und nicht nur im Regiment und unter den Kameraden, sondern auch im Gedächtnis unserer Einwohnerschaft ehrenvoll weiterleben. Wir begrüßen voll Hochachtung und teilnehmend die vielen Verwundeten und Beschädigten, die vielfach ihre Gesundheit und ihre Glieder opferten für uns und um zu beschützen. Ihnen müssen wir nicht nur ein dankbares Gedenken weihen, sondern auch das feste Versprechen geben, daß wir, soweit dies erforderlich ist, für sie und ihre Zukunft nach Kräften sorgen werden.

All den Tapferen und Toten, die für uns bluteten, all den Braven, die für uns kämpften, widmen wir diesen Lorbeerkrantz. Möge er ein Sinnbild der unvergänglichen Dankbarkeit der Stadt Fulda für ihr Regiment sein.

Wenn so Fulda seines Regiments und seiner Tapferen gedenkt, so hat es dagegen auch eine Bitte. Die Gegenwart mit ihrem Umsturz der früheren Staatsformen und vielen altgewohnten, wenn auch vielleicht nicht immer zeitgemäßen Einrichtungen, lastet schwer auf uns und läßt uns die Zukunft dunkel und ungewiß erscheinen. Helfen Sie uns, diese schweren Zeiten zu überwinden, stehen Sie uns bei, in diesen Wirren Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu bewahren.

Wenn wir den zusammengebrochenen Staat auf neuer Grundlage wieder aufbauen wollen, bedürfen wir des inneren Friedens, der Ordnung und der Ruhe. Wir sind überzeugt, daß das ganze Regiment von dem gleichen Gedanken beseelt ist und daß man dereinst, wenn ruhige Zeiten gekommen sind, sagen kann: Fulda und sein tapferes Regiment haben sich allezeit, auch in trüben und schweren Stunden, gegenseitig die Treue bewahrt.

Und nun nochmals von ganzem Herzen willkommen, willkommen in der Heimat. Unser tapferes Regiment, es lebe hoch, hoch, hoch!“

Die Worte des Herren Oberbürgermeisters fanden lebhaften Beifall. Das unserem Regiment gewidmete Hoch erweckte ein begeistertes Echo in der Massenversammlung und pflanzte sich brausend in der Menge fort. (Wird fortgesetzt.)

Die Rückkehr des Feldartillerieregimentes 47

2)

Berichte aus dem Jahre 1918 / Von Otto Berge

26. November 1918:

Die Heimkehr unseres Regiments

Willkommen daheim, ihr deutschen Brüder! In gedämpfter, aber aus mit tiefster Dankbarkeit erfülltem Herzen quellender Freude empfängt die Heimat das unbeseigte Heer von Helden, die in langen, schweren Jahren beispiellosen Duldens und Vollbringens die Heimat und unser aller Leben mit ihren Leibern gedeckt haben und nun heimkehren zur friedlichen Arbeit. Kein Dank ist groß genug für sie, und ihre Leistung hätte verdient, daß sie als erfolggekrönte Sieger im jubelnden Triumphzug in die Heimat eingedrückt wären. Aber wir können keine laute Freude äußern; schwer lastet das Unglück unseres deutschen Vaterlandes auf uns allen. Der Sieg blieb uns versagt; aber nur von der rohen Gewalt der materiellen Übermacht, nicht von einem unter gleichen Bedingungen kämpfenden Gegner seid ihr, sind wir alle überwältigt worden. Ihr habt einen guten Kampf gekämpft; rein und unbefleckt bringt ihr eure ruhmbedeckten Waffen zurück; ihr könnt in hohen Ehren bestehen vor der ganzen Welt und vor der Heimat, zu deren Schutz ihr auszogt.

Unsere 47er im Weltkrieg

Das Regiment rückte am 8. August 1914 ins Feld, kämpfte zuerst in Belgien vor Namur und kam Anfangs September nach Ostpreußen. Von hier zog es nach Galizien. Es folgte der Rückzug von Iwangorod nach Ostrowo, von wo aus unsere 47er den Vormarsch auf Lodz und Rawa mitmachten. Im Mai 1915 führte die Kriegslage das Regiment abermals nach Galizien. Es setzte die große Offensive ein, welche das Regiment tief in das Innere Rußlands brachte. Im Herbst 1915 mußten unsere wackeren Schwarzkragigen Österreich-Ungarn nach Wolhynien zu Hilfe eilen, wo sie den Winter über in schweren Kämpfen standen. Das Frühjahr 1916 sah das Regiment in Kurland. Die 2. Abteilung ging aber schon nach kurzer Zeit wieder nach Galizien zurück, wohin im Herbst auch die 1. Abteilung folgte. Im Winter 1916/17 kämpfte unser Regiment zunächst in den transylvanischen Alpen und wurde dann vor Weihnachten auf den westlichen Kriegsschauplatz verlegt. Es kamen die Kämpfe vor Verdun. Vor Amiens ging es dann in Stellung, wo es am 8. August 1918 sehr schwere Verluste erlitt. Das Regiment wurde herausgezogen, kam hierauf einige Wochen in Ruhe und wurde später zwischen Maas und Argonnen wieder eingesetzt, wo es bis kurz vor dem Waffenstillstand blieb. Unmittelbar vor dem Abschluß der Verhandlungen hatte es noch größere Verluste.

Einige Ruhmestage unserer 47er sollen hier genannt werden: Unser Feldartillerieregiment zeichnete sich besonders aus: 1914, 25. August bei Namur; 9. bis 11. September in Ostpreußen; 5. Oktober bei Opatow in Russ.-Polen; 6. Dezember bei der Eroberung von Lodz; 1915, 5. bis 11. März bei Stralki-Stolniki; 12. Juni beim Übergang über den San; 18. Juni bei Cewkow (Galizien); 16. Juli bei Krasnostaw; 31. Juli Übergang über den Bug; 25. Juli Einnahme von Brest-Litowsk; Ende Sept./Anfang Oktober bei Kolki am Styr und am Kormin; 1916, Juli und August heldenmütige Abwehr der Durchbruchversuche auf Luck; Herbst 1917, schwere Kämpfe in den Karpathen; 1918 Frühjahrsoffensive bei Amiens; Abwehrkämpfe an der Marne, Maas und Mosel.

27. November 1918:

Heimkehr des 2. kurhess. Feldartillerieregiments 47

Mittag ist vorüber; die Schulen sind geschlossen, in Fabrik, Werkstatt und Büro ruht die Arbeit. Große Menschenmassen fluten durch die Stadt, harrend der Ankunft unseres Regiments. In die Bevölkerung mischen sich zahlreiche in Fulda beheimatete Feldgrau aus bereits zurückgekehrten Truppenteilen und viele Landbewohner. Ein grauer, düsterer Novemberhimmel spannt sich über der Stadt; sanft legen sich die immer dichter fallenden Schneeflocken auf den farbenfrohen Schmuck von Straßen und Häuser; leise bewegen sich die unzähligen Fahnen und Fähnchen, unter deren Farben unsere 47er vier Jahre mit beispiellosem Heldenmut gekämpft, im Winde; dicht gedrängt steht groß und klein, voll Sehnsucht, den Tapferen ihren frohen Willkomm entgegenjubeln zu

können. Und mancher steht heute feuchten Auges abseits und gedenkt derjenigen, die nicht wiederkommen. Ihre Gedanken suchen auf den Flügeln der Liebe ihre letzte Stätte, und das Bild der entschlafenen Helden entsteht vor ihrem Geiste. Für sie ist die Zeit besonders schwer.

Die Glocken der Kathedrale singen ihren ehernen, machtvollen Gruß, die Spitze des Regiments hat die Gemarkungsgrenze erreicht, und bald sind die Braven inmitten der Stadt. Auf einer Tribüne vor dem Bonifatiusdenkmal harren die Mitglieder der städtischen Körperschaften, der Hochw. Herr Bischof, Herr Protokollar Dr. Arenhold, Vertreter der Geistlichkeit beider Konfessionen, viele angesehene Bürger und das Offizierskorps der Ersatzabteilung des Einzugs des Regiments. Vor dem Denkmal haben sich die Mitglieder des hiesigen Kriegervereins um ihre Fahne geschart. Auf ein Zeichen des Obermusikmeisters Sandow verstummen die Weisen des Torgauer Marsches. Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni macht sich in tiefempfundener Rede zum Dolmetsch der Gefühle, die in dieser Stunde die Bürgerschaft Fuldas bewegen. (Rede bereits am 26. 11. abgedruckt). Er widmete all den Tapferen und Toten, die für uns bluteten, all den Braven, die für uns kämpften, den wohlverdienten Lorbeer, ein Sinnbild der unvergänglichen Dankbarkeit der Stadt Fulda für ihr Regiment.

Namens des Kriegervereins begrüßt dessen Vorsitzender, Herr Forstmeister Emmelhainz, die Heimkehrenden mit begeisternden Worten. Unter Bezugnahme auf die Tatsache, daß der Kriegerverein noch eine ganze Anzahl Kämpfer aus dem glorreichen Feldzuge 1870/71 aufweist, berührt der Redner kurz das alle beherrschende Gefühl, daß man die Heimkehr unserer Helden sich allerdings ganz anders gedacht habe. „Der Allmächtige hat es anders gefügt“, so fährt der Redner fort, „und nur unter dem Gesichtswinkel einer göttlichen Vorsehung kann der in Wechselwirkung stehende äußere und innere vollständige Zusammenbruch ertragen werden, für einen nicht auf dem Standpunkte einer allmächtigen Vorsehung Stehenden wäre es sonst zum Verzweifeln. Unser Recht ist uns nicht geworden. Sieger in fast allen Schlachten – und doch im Feldzug unterlegen! Aber unsere Gefühle für das Gewesene haben wir nicht begraben, unsere Hoffnungen nicht eingesargt, wir haben sie zurückgestellt, wie man vor ein Heiliges und Allerheiligstes ein Velum ausbreitet. Unsere Kinder und Kindeskinder werden wir in dem Gedanken erziehen, daß wir zwar durch die Übermacht vergewaltigt, daß wir aber jenen Geist in ihnen erwecken werden, der sich ausprägt in dem hohen Gedanken: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“ Möge uns dereinst aus unseren Gebeinen ein Rächer erstehen!“

Der Kommandeur des Regiments, Herr Major Holtz, spricht warme Worte des Dankes für den herrlichen Empfang: Wenn es uns auch nicht vergönnt war, als Sieger heimzukehren, so dürfen wir uns doch freuen, unsere Tätigkeit in der Heimat, die uns so herzlich empfangen hat, wieder aufnehmen zu können. Ohne Unterschied des Dienstgrades haben wir alle auf dem Schlachtfelde unser Leben für die Verteidigung der Heimat und des Vaterlandes eingesetzt. Noch vor Schluß des Krieges haben wir schweren Anfechtungen begegnen müssen, die geeignet waren, schwere Verwirrung und Unordnung in unsere Reihen zu tragen. Daß es nicht dazu gekommen ist, das verdanken wir der Tüchtigkeit der Offiziere sowie dem verständigen Sinn der Unteroffiziere und Mannschaften (Bravo!). So sind wir denn auch heute eingedrückt in unsere Garnison in der festen Absicht, auch fernerhin Zucht und Ordnung aufrechtzuerhalten (Bravo!). Wir dürfen uns der Überzeugung nicht verschließen, daß wir uns einfügen müssen in eine neue Staatsform, die hoffentlich bald zum Wohle unseres Vaterlandes gefunden wird. Gern wollen wir der Bitte des Herrn Oberbürgermeisters entsprechen und mitwirken, in diesen schweren Zeiten Ruhe, Ordnung und Sicherheit in Fulda zu bewahren. Die Stadt darf bestimmt auf unsere Hilfe zählen. Schutz unserem geliebten Fulda und damit gleichzeitig Mitarbeit an der Wiederrichtung unseres Vaterlandes. Gott erhalte und schütze die edle Stadt Fulda (Beifall).

Das Regiment, das bei der prächtigen Ehrenparade an der Hartmannschen Fabrik von der städtischen Feuerwehr empfangen und durch Blumenpenden von zarter Hand und anderen Liebesgaben erfreut wurde, zieht an uns vorüber. Eine Truppe, die in solcher Ordnung und Disziplin sich fortbewegt, dem Feind hart auf den Fersen, gilt nicht als geschlagen, sie mußte höheren Gewalt und einer vielfachen Übermacht weichen. Die gesamte Bevölkerung huldigte den über den herrlichen Empfang sichtlich erfreuten Soldaten durch Hurra-Rufe und Tücherschwenken. Für die Jugend war die Heimkehr der 47er ein „Fest“. Sie marschierte freudig den Einziehenden voraus, sie saß neben den Soldaten auf Pferden, auf Protzen, auf den Lafettenschwänzen, auf den Geschützrohren, wie immer mit dem lachenden Gesicht des noch durch keine bittere Erfahrung enttäuschten Menschen.

Mögen unsere 47er bei ihren Lieben daheim Vergessen finden für all das Traurige, das sie erlebt haben, und neue Kraft zu neuer friedlicher Arbeit, die unserem Vaterland not tut.

27. November 1918

An die Bürger! Die Truppen verschiedener Armeen werden in den nächsten Tagen auf dem Marsch in die Heimat unsere Stadt passieren. An die Bürger sei die Bitte gerichtet: Nehmt den Schmuck der Straßen und Häuser nicht ab, laßt auch die deutschen Landesfarben wehen, damit unsere Truppen daraus die Liebe der Heimat erkennen, die sie solange entbehrt haben.

4. Dezember 1918

Aufruf des Landrats an die heimkehrenden Soldaten

Enthält Anweisungen über Lebensmittelkarten, Unterkunft, Arbeitsnachweis, Unterstützungen usw. ... „Kameraden! Kehrt Eurer Taten würdig heim! Sorgt alle selbst dafür, daß keine Schande auf Eure in unzähligen Schlachten unverletzte Ehre fällt! Bringt deutsche Pflichttreue und Ordnung, freudige Kameradschaftlichkeit, die Ruhe des Feldsoldaten heim. Mit Euch, Ihr endlich Heimgekehrten, erbaut sich das ganze Volk in freudiger Friedensarbeit die neue Welt! Seid Willkommen!“

4. Dezember 1918

Auf einer Versammlung des Volksvereins in Bad Salzschlirf führte der Redner (Heurich) aus: „... Deutschland hat zwar den Krieg verloren, jedoch unsere heldenmütigen Soldaten können hocherhobenen Hauptes in ihre Heimat zurückkehren. Den Krieg mußten sie fast allein gegen eine Welt von Feinden führen, denen alle Hilfsmittel zur Verfügung standen. Nicht unsere Gegner, sondern unsere Soldaten sind in Wahrheit die Sieger ...“

Heimatliteratur

Herolz – Chronik aus 950 Jahren. Herausgegeben vom Ortsbeirat und der Arbeitsgemeinschaft der Herolzer Vereine (Schlüchtern 1980). Die Urkunde des Jahres 1030, in der der Fuldaer Abt Richard erwähnt, daß er ein Gut in „Heroldes“ an das Kloster Neuenberg bei Fulda überwiesen habe, ist sehr wahrscheinlich unecht. Tatsächlich aber gehörte Herolz immer zum Kloster Neuenberg und ist sicher älter als 950 Jahre (vergl. Buchenblätter 1980, S. 74). Man kann also den Bürgern des seit 1969 zur Stadt Schlüchtern gehörigen Dorfes ihre Jubelfeier im vergangenen Jahr nicht verdenken, und man sollte sich freuen, daß sie eine – relativ bescheidene – Festschrift herausgebracht haben. Sie wiederholt z. T. Beiträge aus anderen Veröffentlichungen und versteht sich als „Lesebuch“, das „nicht den Anspruch erhebt, ein lückenloses Bild der Vergangenheit zu entwerfen“. Eigens für die Festschrift verfaßt wurden vor allem die Geschichte der Pfarrkirche St. Jakobus und der kath. Kirchengemeinde von Pfarrer Konrad Desch, die Geschichte der Schule von Hauptlehrer Hugo Demel und eine geologische Betrachtung von Studienleiter I. R. Kurt Lotz. Ausführlich wird über die aus einer Kinzigmühle entstandene, 1969 leider eingegangene und heute als Ruine am Ortseingang stehende Tuchfabrik H. F. Schäfer berichtet. Adolf Seibig stellt den Herolzer Giebel und seine Pflanzenwelt vor. Der verstorbene Schlüchterner Heimatforscher Wilhelm Praesent ist mit zwei Beiträgen vertreten, von denen der eine über Dr. Philipp Leonhard Marius Lotich (1800–1872) handelt. Er war die bedeutendste geistige Erscheinung Schlüchterns im 19. Jahrhundert und hat seinen Lebensabend in Herolz verbracht. Sein Porträt schmückt auch das Titelblatt der Festschrift neben dem des Fuldaer Bischofs Dr. Joh. Leonhard Pfaff (1831–1848), dessen Großvater aus Herolz stammte. Überwiegend aus Prae-

- 9 Vor der 1934 geweihten Wallfahrtskapelle St. Bonifatius, aus dem der Legende zufolge das stolpernde und dadurch einbrechende Pferd des Bonifatius anno 754 Wasser sprudeln ließ.
- 10 1305 erwähnt und bis Anfang des 20. Jh. offen
- 11 in der Nähe von Laisa
- 12 Auch der „Bischofsteich“ in Catterfeld bei Altenbergen wird auf Bonifatius zurückgeführt.
- 13 Der Heilbronn wird auf das Pferd des Heiligen, der auch als Patron der Bierbrauer und Schneider verehrt wird, zurückgeführt.
- 14 Ein in der Nähe stehendes Steinkreuz, dessen Alter schwerlich zu ermitteln ist, gleicht den uns bekannten frühmittelalterlichen Kreuzen, mit denen Bonifatius sein Missionsgebiet kennzeichnete.
- 15 Nicht zu vergessen sind auch Brunnen in den benachbarten Badeorten, die zu Ehren des heiligen Bonifatius dessen Namen erhalten haben, so der „Bonifaziusbrunnen“ in Bad Salzschlirf (der frühere 1278 erstmals erwähnte „obere Brunnen“) und eine der vier Heilquellen von Bad Neustadt/Saale, der 1853 gefasste „Bonifatiusbrunnen“.
- 16 Hingewiesen werden soll auch auf die Bonifatiusquelle (1310 = „sancti Bonifacii borne“) im Neubaugebiet des Frankfurter Stadtteils Riedberg am 180 Kilometer langen Überführungsweg des Heiligen von Mainz nach Fulda und auf den Bonifatiusbrunnen auf der höchsten Erhebung des Vogelsberges, dem Taufstein.
- 17 Bis 1933 zwischen Sossenheim und Eschborn gestanden, enthielt die Buchstaben „HBQ“ = HIC BONIFATIUS QUI EVIT, seit 1979 im Eschborner Museum ausgestellt, Kopie im Fuldaer Dommuseum und neuerdings auch im Garten der Hessischen Landesvertretung in Berlin
- 18 Hingewiesen werden soll hier auch auf eine „Boniface Street“ im Ersten Bezirk im Südosten der englischen Hauptstadt London. Sie ist zwar keine Hauptstraße und auch nicht besonders schön, aber ist voll industriellen Lebens und erfüllt von Arbeit und Betrieb. Die Straßenbezeichnung existierte schon 1957 und zeigt uns, dass dem heiligen Bonifatius auch in England gedacht wird; allein in London gibt es noch weitere vier Bonifatiusbezeichnungen.

Schrifttum

ARMSTARK, RUDOLF: Die Wallfahrt zum Bonifatiusbrunnen in Horas, in: Bubl. 60. Jahrg. 1987, Nr. 21, S. 81-82;
BONIFATIUSBOTE: Kirchenzeitung für das Bistum Fulda, Extraausgabe zum Bonifatiusjubiläum 2004, Juni 2004;
DOHRN-IHMIG, MARGARETHE: Fränkische Kolonisten im Niddatal, in: Archäologie in Deutschland, 1987, Heft 3, S. 32 ff;
GEMEINDE MOTTEN: Motten Geschichte und Gegenwart, Fulda, 1977 (Beitrag von Willy Kiefer; u.a. Sage von Umkehr der Mönche mit den Gebeinen des hl. Bonifatius 778 auf Seite 10);
GRÖNKE, EVELIN: Die Bonifatius-Route von Mainz nach Fulda, in: Denkmalpflege & Kulturgeschichte, Hrsg.: Landesamt für Denkmalpflege Hessen Wiesbaden, Heft 2/2003, S. 2 ff.;
HAAS, THEODOR: Alte Fuldaer Markbeschreibungen, in: FGBl. 1920, S. 31 u. 77/78;

HAMBERGER, WOLFGANG /Vida, Eitel J.: Der Bonifatiusweg, Die Wurzeln Europas entdecken, DuMont Reiseverlag, Köln, 2004;
HEINKE, JOCHEN: Eine karolingische Königsstraße aus dem Rhein-Main-Gebiet durch Spessart und Rhön nach Salz ?, in: FGBl. 2002, S. 5-37;
IMHOF, MICHAEL u. STASCH, GREGOR K.: Bonifatius, Vom angelsächsischen Missionar zum Apostel der Deutschen, Fulda, 2004;
JONGMA, JOHAN: „Ut it tsjuster fen it forjit“ = „Aus dem Dunkel der Vergessenheit“, die zweite in friesischer

Sprache verfasste Hagiographie des „Hilligen Bonifatius“ anlässlich des 1250-jährigen Bonifatiusjubiläums herausgegeben, Haarlem/Niederlande, 2003;
KRAMER, ERNST: Bonifatiusstrasse in London (mit Bild), in: Fuldaer Volkszeitung, 5. Juni 1957, S. 4;
LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE HESSEN, SCHLOSS BIEBRICH (WIESBADEN): Bonifatius, Hessen im Zeichen des „Apostels der Deutschen“ (Wandkalender für 2005);
RAU, REINHOLD: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, Erster Teil,

Darmstadt, 1968;
VEREIN BONIFATIUS-ROUTE e.V.: Die Bonifatius-Route von Mainz nach Fulda, Felsberg, 2004;
VOGEL, CHRISTIAN: Via Antiqua – Bonifatius' letzter Weg, Assenheim und Lißberg, 2004;
VOGT, MONIKA: Zeiträume ohne Zeit-Begegnungen mit Bonifatius in Hessen, Frankfurt/Main, 2004;
WARMUTH, FRANZ: Urkunde und Einweisungsprotokoll des Jahres 777, in: Hammelburger Auslese, zum Jubiläumsjahr 1977, Hammelburg, 1978, S. 29-84.

Die Schwarzpappel vom Aussterben bedroht

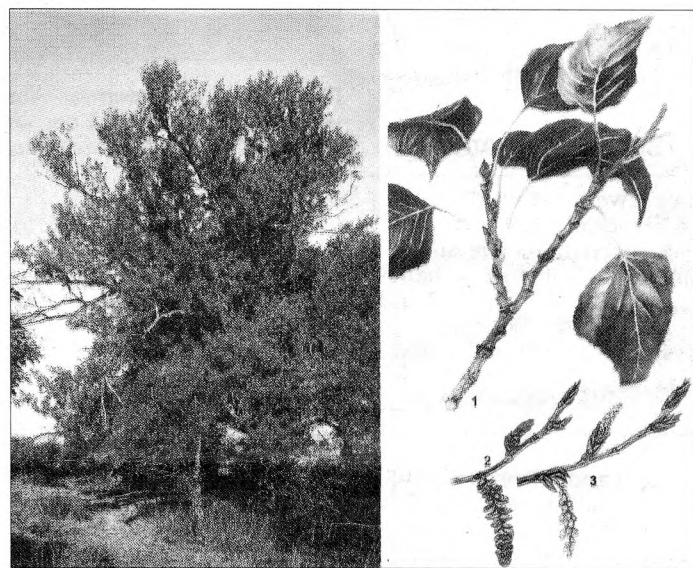
Baum des Jahres einst steter Bewohner unserer Flussauen / Von Dr. Ute Lange

Die in Mittel- und Südeuropa beheimatete Schwarzpappel (*Populus nigra*) wächst, wegen ihres hohen Bedarfs an Licht, Wasser und Nährstoffen, bevorzugt in Flussauen. Die ehemalige Charakterart dieses Lebensraums ist mittlerweile aber so selten geworden, dass sie in den Roten Listen bedrohter Pflanzenarten aufgeführt wird. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass diese vom Aussterben bedrohte Art zum Baum des Jahres gewählt wurde. Die Gründe für ihren Rückgang sind recht vielfältig: So haben einerseits die landwirtschaftliche Nutzung der Flussauen, andererseits aber auch der Bau von Deichen und die Begradigung von Flüssen dazu beigetragen, dass der Lebensraum dieser Pappelart in den letzten Jahrzehnten stark dezimiert wurde. Hinzu kommt, dass verstärkt nichtheimische Pappelsorten angepflanzt werden, die der konkurrenzschwachen Art überlegen sind, da sie rascher wachsen. Zudem treten vermehrt Kreuzungen auf.

Zwar kommt die Baumart in fast ganz Europa vor, doch in Deutschland sollen echte Schwarzpappeln nur noch in Reliktvorkommen am Rhein, Elbe und Oder zu finden sein.

Der zu den Weidengewächsen gehörende Baum, der bis zu 35 Meter hoch werden und einen Stammumfang von zwei Meter erreichen kann, verdankt seinen Namen der dunklen Rinde.

in unverwechselbares Erkennungsmerkmal: dieser Pappelart jedoch ist die fast so breite wie hohe Krone mit ihren weit ausladenden Ästen und den ziemlich großen Blättern. Diese sitzen an ungefähr acht Zentimeter langen Stielen, die nicht rund,



Schwarzpappel (*populus nigra*) als solitärer Baum (links), belätterter Zweig (1), männliche Blütenkätzchen (2), weibliche Blütenkätzchen (3).
Abbildung: Bu

sondern seitlich zusammengedrückt sind. Aufgrund derart geformter Stiele ist es den Blättern möglich, bereits bei leichtem Wind auffallend zu flattern.

Durch die dabei entstehende Luftbewegung werden die Blätter nicht nur gekühlt, sondern die Verdunstung wird gefördert. Infolge dessen beschleunigt sich der mit gelösten Nährstoffen versehene Wasserstrom aus den Wurzeln, was schließlich zur Anregung des Wachstums führt. Da die Blattform insgesamt allerdings sehr variabel ist, stellt sie kein sicheres Erkennungsmerkmal für die Schwarzpappel dar. Was die Blüten betrifft, so befinden sich auf einem Baum entweder nur männliche oder nur weibliche Blüten (diözisch). Diese unauffälligen Kätzchen erscheinen im April, also vor dem Laubaustrieb, so dass die Verbreitung des Pollens nicht durch eine bereits vorhandene Belaubung behindert wird.

Die Früchte sind Kapseln, die bereits am Baum aufplatzen und die flaumigen Samen herausfallen lassen. Diese Wattebüschel werden dann vom Wind über weite Strecken verbreitet und sind vielen als so genannter „Pappelschnee“ bekannt. ○

1200 Jahre Fliesen

Festschrift der Gemeinde Fliesen 21 x 15,5 cm, Broschur, 150 Seiten, 5 Euro.

Die im Rahmen der Jubiläumsfeier erschienene Festschrift enthält zahlreiche interessante Berichte, hauptsächlich aus der Feder von Raimund Henkel. Sie befassen sich u. a. mit der Schenkungsurkunde der Kernorte von 806, mit dem Salbuch von Schweben 1714 und dem Fliesener Zentgrafenanamt mit dem zugehörigen Hofgut.

Die Schrift kann vom Bürgerbüro im Rathaus bezogen werden.

Die städtische Bleiche in Fulda

Das Bleichhäuschen an den Fuldaer Aueweihern erinnert an alte städtische Waschtradition, über die Edmund Schmitt vor 40 Jahren erzählt:

Die Wäsche war der kostbarste Schatz jeder Hausfrau, und ihr ganzer Stolz war ein mit blütenweißer Wäsche gefüllter Wäscheschrank. Allerdings hatte man damals noch viel kariertes Bettzeug. Unsere Mütter sahen es nicht nur der Wäsche an, sondern sie rochen es ihr an, ob sie gut gewaschen, gespült und gemangelt worden war. Und deshalb ging es jedes Jahr ein- oder zweimal auf die Bleiche. Die Fuldaer Bleichen waren am 1. Mai 1885 eröffnet worden, und zwar hatten wir die Vorstädtische Bleiche an der Langen Brücke mit dem Bleicher Bischof, die Städtische Bleiche hinter der Hornungsbrücke (Bleicher Karl Vogel) und die Troste-Bleich unten in der Altstadt hinter der Wiesenmühle (Bleicher Josef Trost).

Es war immer ein festlicher Tag für die Waschfrauen, wenn sie mit ihren hoch beladenen Körben hinaus auf die saftig grünen Wiesen ziehen konnten, wo man in den Pausen mal ein gemühtliches Schwätzchen halten und die verschiedenen Neuigkeiten austauschen konnte. Der Bleiche ging der Waschttag voraus, der damals nicht so bequem war wie heute. Den ganzen Tag über stand die Waschfrau oder in den meisten Familien die Mutter selbst am Waschfass. Das Waschen zu damaliger Zeit, das Bürsten mit der Wäschkatze, spä-



Das alte Bleichhäuschen am Fuldaer Aueweier.

Foto: Bu

ter mit der „Worzelberscht“, das Ribbeln und das Wringen war schon eine anstrengende Beschäftigung. Die Wäschkatze, mit der damals noch gewaschen wurde, war ein handgroßes Gebilde aus Rosshaaren. Am andern Tag kam der Bleicher mit dem Pritschenwagen und holte die Wäsche ab. Die kleinen Leute, die mit Kindern reich gesegnet waren, sparten sich das Geld und fuhren die Wäschekörbe auf dem Handwägelchen oder dem Schubkarren auf die Bleiche, denn der Korb kostete beim Bleicher 20 Pfennig zu fahren.

Die Tage, an denen es auf die Bleiche ging, waren für uns Kinder immer ein großes Fest, denn uns oblag die Aufgabe, der Mutter das Essen und den Kaffee zu bringen. Natürlich gingen alle Kinder „boarwes“ auf die Bleiche, denn zunächst ging es schon

in der „Lewerschgaß“ neben der Metzgerei Hambach in die „Gillsleck“. Die zweite Station war dann die Fulda hinter der Ziegelmühle. Zwischen Ziegel- und Hornungsmühle lag damals noch das Pfortsbrünnelein. Hier versäumten wir niemals, von dem klaren Wasser zu trinken.

Auf der Bleiche wurde der Mutter tüchtig geholfen. Mit emsiger Rührigkeit wurde die Wäsche in der Fulda geschwenkt, aufgehängt oder zum Bleichen auf den Rasen gelegt. Auch musste man aufpassen, dass der Wind kein Wäschestück entführte. Beim Bleichen musste man Acht geben, dass die Wäsche in der Sonne nicht trocken wurde. Man musste sie deshalb, so oft es nötig war, mit Fuldawasser begießen. Um die Mitte der Bleichzeit wurden alle gewaschenen Stücke umgewendet. Ehe man

die Wäsche auf die Bleiche brachte, hatte man sie zu Hause schon im Blaufass „geliert“. Man hing dazu ein mit Waschblau gefülltes Leinenbeutelchen in das Fass. Auf der Bleiche selbst wurde sie dann noch einmal in der Fulda „geliert“ und dann zum Bleichen aufgelegt oder zum Trocknen aufgehängt.

Wenn die Wäsche gebleicht hatte und trocken war, wurde sie zusammengelegt, in einem der beiden Bleichhäuser durch die Mangel gedreht, in die Wäschkörbe verpackt und diese mit blauen oder roten Bändern verschnürt.

Diese „Follwäsch“ war für uns Kinder eines der größten Vergnügen. Mit aufgekrempten Hosen und nackten Beinen liefen wir in der Fulda herum und fingen Fischchen. Aber am interessantesten waren die „Waschweiber“ selbst. Sie fühlten sich hier in ihrem Bereich, suchten sich die besten Plätze aus und kamen wäge d'r Pähl, d'r Schtipper on d'r Blaufässer dauernd hengeranner. On Miller hattese be ä Scheärmesser, doos woarn de reine Klabberdäsche. Ich kahnd ei, de hatt rechts om Kenn e Woarz on doa druff noch drei Borschte, de Stern vohl Ronzel on e ritzerot Hoar. Äwer de meiste Hoar hattese off d'r Zong.

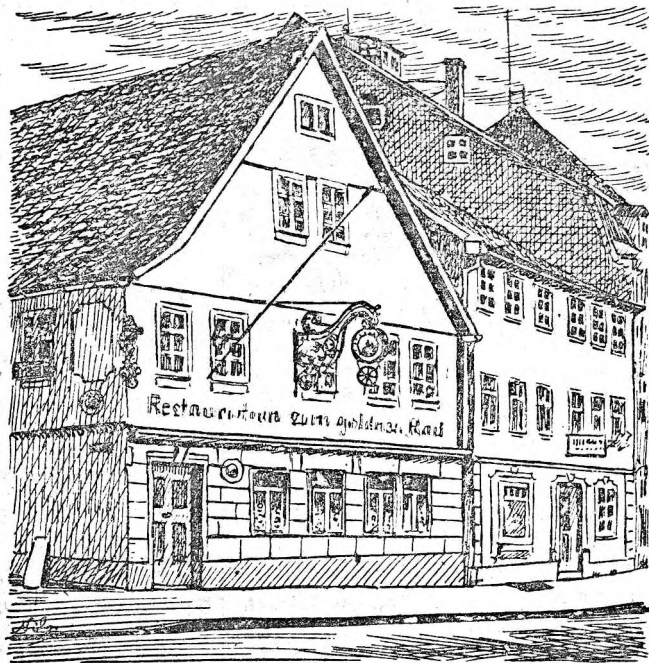
Eine der bekanntesten Waschherinnen war die Waschmarie in der oberen Heilegass. Mit ihrem am Waschfass ersparten Gelde fuhr sie mit mir im heiligen Jahr 1925 schon das zweite Mal nach Rom. ○

Die Zunfttherberge der Schuhmacher

Vom Wirtshaus zum „Goldenen Rad“ Haus Nr. 25 Karlstraße

Unsere heutige Ohmstraße, die im Mittelalter bekanntlich „Am Bach“ hieß, hatte in der heutigen Meistersgasse und der unteren Karlstraße (etwa vom Hotel Windmühle am Kajertumpf bis zur Meßgerei Will am Kohlhäuser Thor) eine natürliche Fortsetzung. „Der Bach“, der an der „Klapperputz“ entsprang und durch die Senke „der Doll“ floß, ergoß sich durch die genannten Straßenzüge als offenes Wasser. Demzufolge heißt die Meisters- oder Hennergasse in den schriftlichen Quellen vielfach auch „In der Hinterambach“ und die untere Karlstraße entsprechend „An der Unterambach“. (Teilweise auch „Am inneren Kohlhäuser Thor“.)

Wie ganz allgemein im alten Fulda jedes Handwerk in einem abgegrenzten Stadtbezirk angesiedelt worden war, so hatten die Mitglieder der Schuhmachergunft das Areal „Am Bach“ — später „Ambach“ — „Ohmbach“ — heute Ohmstraße und Umgebung besiedelt. Unter den acht großen Zünften des Mittelalters, die da waren die Zünfte der Wollweber, Schneider, Schmiede, Schuhmacher, Leinweber, Weißbäcker, Köher und Meßger, nahmen die Schuster deshalb von Alters her eine hervorragende Stelle ein, weil sie nach ihrem vom Fürstbischof Heinrich V. von Weimar im Jahre 1307 erteilten Zunftbrief die Ältesten waren. Im „Edhaus an der Unterambach, zum goldnen Radt genannt“, besaßen sie eine respektable Zunfttherberge, in der die öffentlichen rechtlichen Amtshandlungen der Kürung der Lehrbuben, Gefellen und Meister u. a. m. vorgenommen wurde und wo man die Akten in der prachtvollen Zunftlade mit Respekt verwahrte. Späterhin war dann das „Goldne Rad“ die Zunfttherberge auch der Färber, Sattler, Schrei-



Zeichnung: Jan Nils

ner, Wagner, Hufschmiede, Nagelschmiede, Schlosser und Büchsenmacher geworden.

Das Haus mit seinem der Straße zugekehrten großen Giebel, das in obenstehender Skizze uns dargestellt wird, ist erfreulicherweise noch in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommen, während die Nachbarfronten, von der Mode des Barocks des 18. Jahrhunderts ergriffen, sich eine Verschönerung gefallen lassen mußten.

Bezüglich der Hauseigentümer haben wir den einschlägigen Quellen folgendes entnehmen können:

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besaßen die Brüder Büttner den gesamten Grundbesitz, der heute die beiden Häuser Nr. 25 und 27 umfaßt. In ihren Hauptvertretern gehörte die Sippe Büttner der Bäckerzunft an.

Das Edhaus an der Unterambach, Wirtshaus zum „Goldnen Rad“, heute Karlstraße 25

Mit dem 29. August 1687 überließ Jo-

hannes Büttner senior das Anwesen „beim inneren Kohlhäuser Thor“ seinem Sohne Johannes Büttner junior für den Kaufpreis von 700 Fl. Von dem Grundstück, das Bürgergut war, mußten jährlich 8 Pfennig Bodenzins zum hochfürstl. Althaus und 8 Pfennig zur Rechnung des hochadeligen Convents ad. St. Bonifazium im Stift entrichtet werden.

Wie die Büttners gehörte auch der Schwiegersohn Philipp Wiesmüller der Bäckerzunft an. Mit dem 6. August 1688 war er als Fußbürger aufgenommen worden und war mit der Heimführung der Maria Margaretha Büttner, Tochter des oben genannten Bürgers und Bäckers Johann Büttner und Frau Anna Maria, in den Besitz des Eigentums gekommen. Wiesmüller starb sehr früh.

Unter dem 15. Februar 1696 verkaufte die Wittib des Johannes Büttner senior, Anna Maria, sowohl ihren eigenen Besitz als auch den ihrer Tochter Maria Margaretha, Witwe des Philipp Wiesmüller, im Auftrage der Väter. Der Käufer war Johannes Büttner junior, der für die gesamten Objekte des Edhauses 1350 Fl. und das anliegende Anwesen „in der Hinterambach“ 900 Fl. bezahlte.

Das Edhaus, von dem nummehr 5 bhm jährlicher Bodenzins an den hochadeligen Convent ad. St. Bonifazium gezahlt werden mußte, veräußerte Johannes Büttner am 11. Oktober 1702 an Johannes Billing (Bürgermeister am 6. Mai 1700), der dafür 975 Gulden bezahlte.

Im Besitz folgte Johann Büddinger, der das Anwesen um 1727 besaß. Um das Jahr 1740 war die Wittib Johann Hermann Scheer Eigentümerin, die das Haus an Johann Adam Korn abgab. Im Jahre 1762 übernahm Joseph Weichlein das Wirtshaus, als Zwischenbesitzer tritt Johann Groß auf, von dem das Hausgrundstück auf den Johann Joseph Weichlein kam. Am 23. November 1790 heiratete der „Radwirth“ die Barbara Knips in der Stadtpfarrkirche. Der Johann Michael Nuth wurde 1795 Radwirth, der am 3. März 1830 das Anwesen an Johann Adam Nuth abgab. Unter dem 7. Oktober 1830 ging der Grundbesitz, der aus Wohnhaus, Nebenhause, Scheuer mit Stallung, Pferdestall mit Futterboden und Hof in der Karlstraße bestand, an den Gastwirt Caspar Joseph Erb über, der aus dem Hause 108 am Steinweg stammte. Er nannte sich „Rädgeswirth“. Caspar Erb, Caspars

Sohn übernahm das „Rädchen“ mit dem 2. April 1872, das er im Jahre 1905 an Franz Otterbein abgab, in dessen Eigentum das Anwesen noch heute steht, während der Wirtschaftsbetrieb vom Pächter Hermann Brähler geführt wird.

Das Haus Karlstraße 27

Am 9. Mai 1664 verkaufte Johannes Büttner der Jüngere das zwischen ihm und dem Hause des buchholzischen Vogten Sebastian Schilling zu Großenlüber (heutiger Gasthof zur Krone) gelegene Anwesen seinem Bruder Andreas Büttner, der 200 Fl. bezahlte und dem Käufer seinen Anteil am Haus beim Engenhörlein sowie den Anteil an einer Scheuer in der Ohm überließ. An Bargeld wurden 46 Fl. 10 Bagen ausbezahlt.

Nach dem Tode des Andreas Büttner übertrug dessen Wittib Anna Margaretha den Besitz, der aus Haus, Stallung, Garten und Brauhaus damals bestand, auf ihren Sohn Wilhelm Lucas Büttner, ledigen Standes. Der Uebergangswert betrug 800 Fl. Der Uebergang erfolgte unter dem 1. März 1695. Von diesem übernahm das Eigentum an dem Anwesen der Bürger und Bäcker Johann Adam Büttner, der daselbe am Sonntag, den 30. August 1738, auf seinen Sohn Johann Adam Büttner überschreiben läßt. Büttner junior zahlte 150 Fl. an und gab jährlich 80 Fl. Zinsen, während der Kaufschilling 2500 Fl. betrug.

Im Eigentum folgte Friedrich Eßner. Er gibt das Hausgrundstück an den Tuchschneider Joseph Binger ab. Dann übernimmt der Kronenwirt Friedrich Mallmus das gesamte Haus mit Zubehör. Mit dem Jahre 1807 kaufte der Besitzer des Hauses „Zur goldnen Gerste“ in der Kanalstraße (heute Haus Nr. 60 Schuhhaus Gammeyer) der Bürger und Handelsmann Joseph Kalb das gesamte Anwesen, das zu einem Spezereien- und Brantwein-Geschäft umgewandelt wurde. 1808 veräußerte Kalb den Garten mit dem Höfchen, von denen $\frac{2}{3}$ Anteile zur Krone und $\frac{1}{3}$ Anteil zum goldnen Rad kamen, so daß das Grundstück einen sehr großen Flächenverlust erlitt. 1833 übernahm Johann Joseph Arnd das verkleinerte Grundstück, für das im Jahre 1837 der Kürschner Johann Joseph Kreuzberg, der vorher einen Laden auf der Doll beim Stadtbrauhaus hatte, 5000 Gulden bezahlte. Im Konkurs übernahm die Witwe des Peter Müller, Maria, geborene Schreiner, Gasthalterin im damaligen Gasthof zum Kurfürsten, am 3. Juli 1856 das Anwesen, das am 12. November 1857 vom Oekonom Johann Joseph Testaedt im Saß für seinen Sohn Heinrich Alois Testaedt käuflich erworben wurde. Seitdem befindet es sich im Familienbesitz. Jsdt.

Dies Haus hieß früher „das Totenbein“

Ein schöner gotischer Fachwerkgiebel am Severiberg

Vielen Lesern wird wohl das Gebäude mit dem schönen gotischen Fachwerkgiebel bekannt sein, das neben der Severikirche am Severiberg gelegen ist. Auch dieses Haus zählt mit zu den ältesten Wohngebäuden, die wir in Fulda haben. Wann es gebaut worden ist, steht nicht fest. Vermutlich fällt seine Entstehungszeit in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Früher ganz aus Fachwerk bestehend, wurde es in der Barockzeit, wie viele andere Fuldaer Häuser dem damaligen Geschmade entsprechend umgebaut und mit einem Verputz versehen. Bei dieser Gelegenheit ist ein Teil des geschnitzten Gesims-Balkenwerks zerstört worden, wie man aus verschiedenen Anzeichen schließen kann. Erhalten sind noch die Schnitzereien in den Eckbalken des Hauses. Auch der Steinsockel im Erdgeschoss, in den Reste von Kapitelen vermauert sind, scheint in der Barockzeit errichtet worden zu sein. Das gotische Giebelfachwerk wurde von dem heutigen Eigentümer des Hauses wieder freigelegt.

Im Jahre 1620 wird das Haus zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Damals wurde es von dem Fürstabt Johann Friedrich von Schwalbach den von Köln nach Fulda gerufenen Franziskanern als Unterkunft überwiesen, die es drei Jahre (bis zu ihrer Uebersiedlung auf den Frauenberg) bewohnten. Drei Jahre später (1626) diente das Haus kurze Zeit den aus Zella auf dem Eichsfeld unter Fürstabt Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg nach Fulda gekommenen Benediktinerinnen als klösterliche Behausung.

Um das Jahr 1700 erwarb Johann Volpert Grau das Haus, das in den alten Katastern „das Todtenbein“ genannt wird. Dieser seltsame Name rührt daher, daß hier früher das Beinhaus war, in dem die auf dem angrenzenden Friedhof der Severikirche bei Anlegung neuer Gräber ausgegrabenen Gebeine beigelegt wurden. Der Friedhof war die Beerdigungsstätte der Wollweber, die auch die Severikirche (im Jahre 1445) gestiftet hatten. Die Kunst der Wollweber, deren Angehörige am Wollmebergergraben (heute Kanalstr.) und am Severiberg wohnten, galt als die reichste und angesehenste unter den acht Fuldaer Zünften. Sie wird zum ersten Mal im Jahre 1387 urkundlich erwähnt.

Nach Volpert Grau wird Jörg Christof Jung, im Fuldaer Meß- und Lagebuch vom Jahre 1727 auch



„Herr Jung, der Mahler“ genannt, Eigentümer des Hauses. Maler Christof Jung scheint ein sehr wohlhabender Herr gewesen zu sein, denn er hatte laut Uffgiffsregister der Stadt Fulda bereits am 19. Oktober 1703 von Max Röbig „das Haus zum Roten Löwen beim Todtenbein“ gekauft. Ihm folgten (vgl. Kataster der Stadt Fulda im 13. und 14. Jahrhundert

von A. Jestaedt): Herr von Gebfattel, Geheimrath von Bisport, Hofrath Herquet, Finanzrath Anton Josef Reih. Am 13. 1. 1824 ging das Anwesen in den Besitz der Juliane Reih, Tochter des Finanzrats Reih, über, von der es im Jahre 1890 der emeritierte Pfarrer Kobel käuflich erwarb, dessen 81jährige Nichte Fräulein Wigel heute noch als Einflüßberechtigte eine Wohnung in dem Hause innehat. Nachdem das Anwesen kurze Zeit dem Kürschnermeister B o n d a gehört hatte, erwarb es Probator P a p p e r t, der es im Jahre 1918 an den Spenglermeister und Installateur D a n n e m a n n verkaufte, in dessen Besitz das Hausgrundstück noch heute ist.

Als der jetzige Eigentümer im Jahre 1921 an der Rückfront des Hauses einen Anbau vornahm, fand man in der Höhlung eines Kappstons einen Schatz in Gestalt von drei Leinwandstücken, in die alte Münzen, darunter eine große handgeschlagene Goldmünze mit dem Bild der alten Stiftskirche, Ringe, fein ziselirte Silberketten und silberne Becher eingenäht waren. Anscheinend waren diese Wertgegenstände von ihrem Besitzer in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hier versteckt worden.

Eine interessante Geschichte hat auch das neben dem „Totenbein“ gelegene Haus zum „Roten Löwen“, über das bereits früher in den „Buchenblättern“ und in der „Fuldaer Zeitung“ geschrieben wurde. Es dürfte das einzige Fuldaer Bürgerhaus sein, das sein Bestehen bis zum Jahre 1500 urkundlich nachweisen kann. Am 28. 7. des genannten Jahres verkaufte nämlich der Fuldaer Bürger Cunz Fehler „das Haus zum roten Leuen zu Fulda gelegen neben der Neuen Kirchen“ an Adam Windener (vgl. Rats- und Bürgerlisten von Dr. Kartels, Fulda, 1904). Nach dem Kataster der Stadt Fulda aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Jestaedt befand sich der „Rote Löwe“ um das Jahr 1700 im Besitz des Amtsvogts Simon. Später war er Eigentum des Geheimrats Scheer. Nachdem Joes Blasius Schram, Niklas Hesselbach, Wilhelm Simon, Andreas Krahm und Michael Stadler in den folgenden Jahrzehnten Eigentümer des Anwesens gewesen waren, erwarb es am 17. Oktober 1814 der Weinbändler Caspar Joseph Hau, in dessen Familie der Rote Löwe, der lange Zeit ein bekanntes Fuldaer Gasthaus war, fast ein Dreivierteljahrhundert blieb.

Dompfarrei und Dompfarrer in Fulda

Von Josef Schrimp f

Fortsetzung

Godefridus Rhinecker ex oppido Hammelburg, Fuldenensis (aus Hammelburg)

Geb. 1694, Priester 1717. 1737 Cooperator parochi in Retroburgo Hinterburg parochus ibidem 1738 (Isidor Schleichert: „ab episcopatu Fuldae erecto a. 1753 d. 6. Febr. primus parochus ecclesiae cathedralis“, seit Errichtung des Fuldaer Bischofssitzes im Jahre 1753 am 6. Februar erster Pfarrer der Kathedrale), gestorben 1770, begraben in der Marienkapelle.

Augustin Erthel (bürgerliche Vornamen Joannes Vitus) Wilffershusanus, Franco (Wülffershausen in Franken). Geb. 1714, Einkleidung 1733. Profeß 1734, Priester 1740. 1741 Pfarrer zu Johannesberg b. Fulda, zu Bimbach bis 1760. Dompfarrer von 1761 bis 1763, dann wieder im Konvent und wieder Dompfarrer von 1774 bis 1776. Novizenmeister 1768, Regens des bischöflichen Priesterseminars (nach Aufhebung des Jesuitenordens und des Fuldaer Jesuitenkollegs) um 1774. Nach Schleichert war er dann auch wieder Dompfarrer: parochus ecclesiae cathedralis a. 1761 usque 1773, iterumque (von 1761 bis 1773 und wiederum von) anno 1774 bis 1776. Richter verweist auf Seite 118 auf das „Fuldaer Historienbüchlein“ von Domkapitular G. J. Malkmus († 1880). Die Brüder Johannes Vitus und Johannes Valentin Erthel, letzterer nahm als Benediktiner den Namen Placidus, geb. 1713, Priester 1738, Catechista, Confessarius, Novizenmeister. Pfarrer zu Johannesberg im Rheingau 1744, dort auch begraben († 1786).

... „Pater Augustin Erthel war ein ebenso frommer und gelehrter Mann als auch voller Verdienste um die Diözese mit seinen Schriften. Denn ihm hat sie einen besseren Katechismus (1764), ein neues Rituale (Diözesanagende, 1765), Gesangbuch (1769), Krankenbuch (1773) und andere Erbauungsbücher zu verdanken. Dabei war er Tonkünstler, Maler, Schönschreiber (Chorbücher bei den Benediktinerinnen), Schneider, Schlosser usw.“ „Die Lieder im Fuldaer, seit 1778 approbierten Gesangbuch sind größtenteils von Pater Augustin ...“ „Richter schreibt weiter aus dem Fuldaer Historienbüchlein: „Die Fuldaer waren also schon an den deutschen Gesang gewöhnt; im Mainzischen mußte das deutsche Gesangbuch mit militärischer Gewalt eingeführt werden.“ Richter schreibt auf den Seiten 119 bis 122 über einige Schriften des P. Augustin. Für die Dompfarrei von Interesse ist wohl das unter der Nr. 12 genannte Diözesangesangbuch „Der singende Christ“, in vielen Auflagen von 1778 bis 1890 im Gebrauch geblieben.

Kilianus Foemel Fuldensis (aus Fulda)

Priester 1766, Cooperator suburbii = Kaplan der Unterstadtpfarrei: 1768. Comes processionis Wallthurnae 1769 bis 1771 = Begleiter der Walldürn-Prozession. Dompfarrer 1773 bis 1774. Pfarrer in Schondra 1795. Gestorben im 90. Lebensjahr 1831, begr. auf dem Friedhof in Schondra.

Augustin Erthel
wiederum Dompfarrer von 1774 bis 1776.

Kilian Foemel
wiederum Dompfarrer von 1776 bis 1795.

Bernardus Pfang ex Hassenbach, Diözese Würzburg, war kein Dompfarrer, aber Rector chori 1778 bis 1790. Ludimagister scholarum suburbii 1794, Schulmeister an der Dompfarschule.

Richter erwähnt Henkel: Musikalische Vergangenheit (S. 8): „Er war ein guter Orgelspieler, Sänger und Violinist.“

G. J. Malkmus schreibt: „Die Menge der Musikanten in der Hinterburg rührt ... daher, daß P. Bernhard, ein Franke, die armen Hinterburger Knaben um sich versammelte und sie gratis in der Musik unterrichtete. Im Dom war jeden Sonntag musikalisches Amt.“

Ferdinandus Laudenbach ex Grossenbach dioec. Fuldensis (aus Grossenbach).

Geb. 1745, Priester 1777. Professor Philosophiae. Fastenprediger im Dom-1781/82. Pfarrer zu Johannesberg 1784 bis 1794. Dompfarrer 1795 bis 1801. Gestorben 1801 zu Grossenbach (bei einem Besuch seiner dortigen Verwandten); dort auch begraben.

Isidor Schleichert Fuldensis (aus Fulda).

Johann Peter Schleichert, 1765 in der Hinterburg geboren, trat als junger Mann mit 18 Jahren in das Fuldaer Benediktinerkloster ein und erhielt den Klo-

sternamen Isidor. Am Bonifatiusfest 1783 wurde er eingekleidet, und am gleichen Tag des nächsten Jahres legte er seine Profeß ab. Subdiakon 23. 12. 1786. Diakon 16. 2. 1788. Priesterweihe am 27. 2. 1790. Seine Primiz (erste hl. Messe) feierte er am Fest des hl. Josef (19. 3.) auf dem Michaelsberg. Bald danach wurde er zum Religionslehrer und Leiter der dompfarrlichen Volksschule bestellt, für die er sich als Kooperator des Dompfarrers ab 1794 und als Dompfarrer ab 1801 bis zu seinem Tode 1840 voll und ganz einsetzte. Dompfarrer blieb er trotz seiner vielen Ämter und Aufgaben, die man ihm übertrug.

Nach der Säkularisation erkannte der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien seine pädagogischen Fähigkeiten und ernannte ihn zum Inspektor und Lehrer der Pädagogik an dem in Fulda neu eingerichteten Lehrerseminar (Urkunden liegen in der Repositur der Dompfarrei). 1808 wurde er zum Geistlichen Rat ernannt. Von 1808 bis 1814 war er Professor für Hermeneutik und Exegese am Priesterseminar in den Räumen des ehemaligen Klosters. Zwei Jahre später (1816) machte ihn die kurhessische Regierung zum Mitglied der Schul- und Studiendirektion und zum Regierungsschulreferenten. 1829 wurde durch die Bulle „Provida solersque“ Fulda nach 14 Jahren wieder Bischofssitz mit dem Kasseler Stadtpfarrer Johann Adam Rieger als erstem Bischof aus dem Weltklerus. Er übernahm die bisherigen Geistlichen Räte, die in der Zwischenzeit die Geschäfte mustergültig geführt hatten, so auch den Dompfarrer Isidor Schleichert, und ernannte sie zu Domkapitularen. Nun hielt Pater Isidor Schleichert den Tag für gekommen, seinen Benediktiner-Habit mit dem Talar eines Weltpriesters zu vertauschen. Er tat das am Morgen desselben Tages, an dem der neue Bischof geweiht wurde, am 21. Sept. 1829, nach seiner Messe im Benediktinerinnenkloster zu Fulda. Er selbst schreibt darüber in seiner Chronik: „vestem, at non mentem benedictinam exuit“ (Das Kleid, aber nicht den benediktinischen Geist habe er abgelegt). Das waren also fast 30 Jahre nach Aufhebung des Benediktiner-Konventes. Sein „Goldenes-Profeß-Jubiläum“ feierte die durch ihn gewachsene und aufblühende Dompfarrei sicherlich in großer Dankbarkeit vor dem „Silbernen Altar“ in der Dompfarkirche, in der der Dompfarrer seit der Aufhebung des Klosters die Gottesdienstordnung mitgestaltete. Wie oben gesagt, betrachtete Schleichert den Dienst als Dompfarrer als seinen Hauptberuf und verwaltete ihn bis zu seinem Tod am 13. Juli 1840, nachdem er noch einen zweiten Bischof in Domkapitular Dr. Leonhard Pfaff (1831–1848) erlebte. Sein Grab fand Schleichert neben dem Eingang der Totenkapelle des „vorstädtischen Friedhofs“ am Fuße des Frauenberges. Die Kapelle und das Grab sind bei dem Bombenangriff am 11. September 1944 zerstört worden.

Sein unermüdliches Wirken als Dompfarrer und seine Mühen um die „Dompfarschule“ wie auch seine literarische Tätigkeit sollen später einmal gewürdigt werden.

Es ist verständlich, daß mit dem Anwachsen der Bevölkerung hinter dem Kloster die Stifts- bzw. Dompfarrer auch Hilfsgeistliche hatten, die man Kooperatoren nannte; ab 1803 wurde der Titel Domkaplan üblich.

Für die Zeit, als Isidor Schleichert Dompfarrer war (1801–1840), zählen Richter und Heller über 20 Domkapläne namentlich mit Dienstjahren auf, die besagen, daß manche jüngere Patres nur ein oder zwei Jahre als zweite Kapläne, andere vier, fünf und mehr Jahre zugleich mit einem anderen Amt im Kloster als Domkapläne bezeichnet werden. Zur Vergrößerung der Dompfarrei trug auch die Einbeziehung der früher selbständigen Hofpfarre bei. Ihr Sitz war die Katharinenkapelle im Schloß.

Einem späteren Beitrag bleibt die unermüdliche, zähe Seelsorgsarbeit für eine geschlossene Dompfarrei zu schildern, die in viele weltliche Gerichte aufgeteilt war. Die Auflösung des Konventes kam tatsächlich der Pfarrei zugute, da der Dompfarrer mit seinen Kaplänen nun die Domkirche als Pfarrkirche zur Verfügung hatte.

„Seelenstand der Dompfarrei zu Fulda, aufgenommen im Jahre 1801 bis ins Jahr 1802“ (für mehrere Jahre von Dompfarrer Isidor Schleichert zusammen-

gestellt, namentlich mit Hausnummern, Archiv des Dompfarramtes).

I	1801 Fürstbischöfl. Residenz = Bezirk	115
II	Hochadeliger Convent	89
III	Domdechanei	15
IV	Vogtei Michaelsberg	10
V	Benediktinerinnen-Kloster	26
VI	Kellerei Hinterburg	1118
VII	Bürgerl. Schleifersgasse, Fortsetzung der Löhers-Gasse	111
VIII	Altenhöfische Obergemeinde am äußeren Graben	367
IX	Altenhöfische Mittelmgemeinde, nächst dem Abtstör	181
	Nr. 1 unbewohnt, nachdem daselbst eine Diebesbande war ausgehoben, u. Barthel am Stein gehenkt worden.	
X	Untergemeinde an der Tränke	403
XI	Lengsfelder Gemeinde	128
XII	Andreasberg Filiale	238
XIII	Dietershan mit Lentershöfen	216

Seelenzahl 3062

„Seelenstand der Dompfarrei mit Beziehung auf die neu eingeführte Bruderschaft neu aufgenommen und eingeteilt am 22. Jan. 1808 = Gesamtzahl 3508.“

1814 = Seelenzahl 3456

1820 = Seelenzahl 3722

1825 = Seelenzahl 3969

1830 = Seelenzahl 4285

Ein Nachtrag dürfte besonders für die Walldürnwallfahrer von Interesse sein: Unter der Nummer 117 nennt Richter einen Pater Leonardus Bischof aus Fulda, seit 1740 Priester, 1749–1757 Pfarrer in Zella. „Begleiter der Walldürner Prozession 1758, 1761; Bibliothekar im Konvent 1759. Pfarrer zu Blankenau Okt. 1761. Gestorben 1766.“

Nr. 124 Pater Rabanus Kropp vom Petersberg. Priester 1746. Socius in processione Walthurnae 1747–1752 oder 1754. Als Pfarrer wirkte er in Blankenau, Petersberg, Schondra und Zella, dort von 1777 bis 1796, für kurze Zeit in den Konvent zurück, gestorben 1797. Begraben in der Marienkapelle.

Nr. 126 Pater Othmarus Kriffut aus Fulda. Priester 1749, Catechista 1751–1755. Sacrista. Begleiter der Prozession nach Walldürn 1754, 1756. Pfarrer in Zella 1757 ... Gestorben 1785. Begraben in der Marienkapelle.

Pater Kilian Foemel aus Fulda, vorher als Dompfarrer von 1776 bis 1795 erwähnt. Als Cooperator suburbii Comes processionis Wallthurnae (als Kaplan der Unterstadtpfarrei war er Begleiter der Prozession nach Walldürn) 1769–1771.

Auf dem Umschlag für die Handzettel des Jahres 1825 der Pfarrbruderschaft der Dompfarrei berichtet Dompfarrer Isidor Schleichert, Stephan Clodh, seit 1701 Propst auf dem Michaelsberg, habe den Vorstehern, der von ihm errichteten „Bruderschaften“, die eine von den Sieben Schmerzen Mariä, die andere von Jesus, Maria und Joseph zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer, 1714 und 1718 eingeführt, die Leitung der jährlichen großen Wallfahrt „zum sogenannten Hl. Blut in Walldürn“ übertragen und „widmete den Pilgrimen dahin die an dem oberen Thurm neu angebaute Capelle zur Förderung dieser Andacht. Unter der Fußnote dieses Satzes 4) schreibt Schleichert: „Diese (öfters 5000 Köpfe große) Prozession ward im Jahre 1772, den 1. Juni abgestellt, und in die achttägige Fronleichnams-Andacht, wie sie noch besteht, umgeändert.“

Aus Ludwig Pralle „Das Dommuseum zu Fulda“: In der Nische über der Eingangstür zum Dommuseum eine Steinplastik: ein Engel, der das Korporale von Walldürn trägt, aus der Michaelskirche in Fulda, von A. B. Weber um 1720 geschaffen ... An der Michaelskirche bestand eine Bruderschaft, die den Kult des Hl. Blutes und die Walldürnwallfahrt besonders pflegte.

Anmerkung:

1 Pater Sturmhus Bruns aus Fulda (1749–1779 nicht ganz 30 J.). Berühmter Professor, entwarf auch die Zeichnung für den Silbernen Altar, der in Augsburg gearbeitet wurde, für die 1000-Jahr-Feier des hl. Sturms im Jahre 1779, in welchem auch das Goldene Ordensjubiläum des Fürstbischöfs Heinrich von Bibra gefeiert wurde. (Schluß)

Dompfarrei und Dompfarrer in Fulda

Von Josef Schrimp f

I)

Die nachstehenden Ausführungen über die Dompfarrei Fulda sind gedacht als Erweiterung und Ergänzung des grünen illustrierten Heftchens „Unsere Pfarrei in Wort und Bild“, das der Pfarrgemeinderat anlässlich der Fertigstellung und Einweihung des neuen „Dompfarrzentrums“ in der Hinterburg am 9. Dezember 1984 in einem gedrängten Überblick der Geschichte der Dompfarrei herausgab.

In dem Heftchen ist die Rede von der seelsorglichen Betreuung der ersten Siedler außerhalb der Klostermauern, der Dienst- und Lehensleute hinter der Abtsburg, deshalb Hinterbürger genannt. Die Klosterkirche, auch Stiftskirche genannt, war klausuriert, nur den bis zu 400 Mönchen vorbehalten. Die erste Pfarrkirche war auf dem Bischofsberg, später Frauenberg genannt, wo Weltgeistliche eines Kollegiatstiftes den Gottesdienst hielten.

Bis zum Jahre 1000 hatte sich im Südosten des Klosters eine Gemeinde angesiedelt, für die eine Marktkirche gebaut wurde, eine Vorgängerin der heutigen Stadtpfarrkirche. Die Hinterbürger wurden dieser neuen Pfarrei einverleibt, als der Abt Marquard die Marienkirche auf dem Frauenberg den Benediktinern übergab.

Der Beginn einer eigenen Hinterburgpfarrei wurde durch Einrichtung eines Hospitals für Kranke und Arme hinter dem Kloster nach der heutigen Langen Brücke zu durch Abt Marquard (1150–1165) eingeleitet, wozu im Jahre 1497 eine Kapelle zu Ehren des hl. Vitus gebaut wurde. Der Abt ernannte für Gottesdienst und Betreuung einen seiner Patres zum Hospitalarius, auch Spitaler genannt. Professor Heller hat bei Schannat¹ (Hist. I. S. 50) Namen von Hospitalarii ab 1231 gefunden. Im Bruderschaftsbüchlein von 1836 gibt Pater Isidor Schleichert, Dompfarrer von 1801 bis 1840, sogar die Maße der Vituskapelle mit 71 Schritten in der Länge und 30 Schritten in der Breite an. Die Kapelle hatte ein Glockentürmchen.

Durch die Reformdekrete des päpstlichen Nuntius Petrus Aloysius Carafa vom 31. Juli 1627, die auf den Reformen von Fürstabt Johann Bernhard ein Jahr vorher aufbauten, wurden auch die Ämter des Hospitalarius und seines Vikars zurückgenommen. Der letzte Hospitalar war Eberhard Hermann Schutzpar genannt Milchling von 1614 bis 1630. Die Hinterburggemeinde bestand weiter, sogar als selbständige von der Stadtpfarrei losgelöste Gemeinde mit eigenen Eintragungen in die Pfarrbücher ab 1639 für Hinterburg, Tränke und Dietershan, das seit Abt Marquard zur Dotation des Spitals gehörte.

Aus Richter „Die bürgerlichen Benediktiner der Abtei Fulda von 1627 bis 1802“ (S. 78 und 79) möchte ich hier einfügen, daß die Reformen des Nuntius Carafa für die Standesverhältnisse des Fuldaer Benediktinerklosters von großer Bedeutung waren: „Sie (= die Reformen) schufen für die Abtei Fulda auch in dieser Beziehung wirkliches, mit päpstlicher Autorität umkleidetes Recht, das dann auch bis zur Säkularisation in Geltung geblieben ist. Die vorhergehende Entwicklung der Adelsvorrechte im Stift hatte dahin geführt, daß schließlich Nichtadlige überhaupt nicht mehr zur Profess im Hauptkloster der Abtei zugelassen wurden. Wir finden in diesem freilich stets auch eine Anzahl Benediktiner nichtadliger Herkunft, deren Dienste man speziell für den Gottesdienst und das Chorgebet in der Stiftskirche nicht entbehren wollte oder konnte; sie fungierten aber dort nicht als vollberechtigte Mitglieder des Konvents, sondern gleichsam als Kapläne oder Vikare der adligen Kapitulare, welche letztere den Konvent allein nach außen vertraten, auch allein Anspruch auf die Propsteien wie auf die verschiedenen Klosterämter und deren Einkünfte hatten. Ihre Profess pflegten die Nichtadeligen in einem der Nebenkloster der Abtei abzulegen, z. B. zu Petersberg, Andreasberg, Johannesberg . . . Carafa ließ zwar die alleinige Zulassung Adelliger zum Kapitel bestehen, ermöglichte aber andererseits definitiv auch Angehörigen bürgerlicher Familien die Zugehörigkeit zum Konvente des Hauptklosters; er verlangte ein gemeinsames Noviziat und gleichmäßige Professablage für alle künftig Eintretenden, ferner die Zuweisung bestimmter Einkünfte für den Konvent, in welchem nun in der Folgezeit vorzugsweise, oft ausschließlich, bürgerliche Benediktiner lebten.“ Richter hat im An-

hang die Statuten von 1762 in lateinischer Sprache beigelegt.

Auf den folgenden Seiten finden wir bei Richter die Namen von 219 bürgerlichen Benediktinern des Fuldaer Klosters mit Angabe der Daten ihrer Geburt, Einkleidung, Profess (Gelübde), hl. Weihen und Ämter. Daraus möchte ich nur anführen, die „Hinterburgpfarrer, Stiftspfarer“ oder seit Fertigstellung des heutigen Domes „Dompfarrer“ waren, wie sie auch Professor Heller im 1. Heft „Die Pfarreien der Residenzstadt Fulda“ von Richter übernommen hat (nur namentlich).

Interessant dürfte sein zu erfahren, aus welchen Quellen in mühsamer Übersetzungsarbeit Richter „Die bürgerlichen Benediktiner der Abtei Fulda von 1627 bis 1802“ unter den Nummern 1 bis 219 zusammenstellte:

1. Ein handgeschriebenes Professverzeichnis, das sich in der Repositur der Dompfarrei Fulda befindet und den Titel trägt: „Onomasticon sive Catalogus religiosorum omnium ordinis s. Benedicti, qui in monasterio ad s. Salvatorem Fuldae ad sacram professionem ab anno 1677 admissi sunt.“² Diese Handschrift liegt deshalb in der Dompfarrei, weil der spätere Dompfarrer Isidor Schleichert OSB sie über die Säkularisation weitergeführt hat (1801–1840). Es sind hier nur die Benediktiner verzeichnet, die zu Beginn der Regierungszeit des Fürstabtes Konstantin von Buttlar (1714–1726) noch lebten.

2. Die Bibliothek des Priesterseminars besitzt zwei Professverzeichnisse, eines ist bis über die Säkularisation weitergeführt, verzeichnet aber auch schon im 17. Jahrhundert Verstorbene.

3. Das Staatsarchiv in Marburg besitzt eine Handschrift mit demselben Titel wie unter 1. Weiterhin fand Richter in Marburg ein „Necrologium religiosorum ignobilium Fuldensium ordinis sancti Benedicti“.³ Amand von Buseck, seit 1724 Stiftsdechant, von 1737–1756 Fürstabt von Fulda, soll hier selbst 100 Namen bürgerlicher Benediktiner weder alphabetisch noch chronologisch des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zusammengestellt haben.

Conradus Hergett Fuldensis (aus Fulda)

Von ihm sagt Isidor Schleichert in seiner Dompfarrbeschreibung „Conradus Hergett Fuldensis, . . . in conventu Bonifaciano professus anno 1627 (Profess im Jahre 1627 im Konvent), parochiam hinter der alten Burg und der anstößenden Tränke ad s. Vitum, quantum per eos Annos bellorum ac pestis licuit, administravit (ab a. 1631) usque ad a. 1639 (verwaltete die Pfarrei während der Kriegs- und Pestjahre 1631 bis 1639) und ist am 19. März (1639) auf dem Friedhof des Hl. Michael begraben“.

Johannes Bappert (Pappert)

Nach Schleichters Dompfarrbeschreibung war er seit 1639 „Parochus der Hinterburg, Tränke, Dietershan und des Klosters Neuenberg“. In einem von Schleichert stammenden Zusatz bezeichnet er die Patres Theodorus und Andreas als *Cooperatores in cura suburbana* a. 1680 u. ff., ohne die Familiennamen zu nennen (Kapläne in der Unterstadt).

Bernardus Faber ex patria Geysensi (aus Geisa)

Schleichert sagt von ihm, er sei Prior des Konvents und Pfarrer der Hinterburg, Tränke, Dietershan und des Klosters Neuenberg bis zum Jahre 1658 gewesen. Der Beginn seines Wirkens ist nicht bekannt.

Christian Steinheibel (Heller, S. 113)

In den Jahren 1658 bis 1661 betreute er mit dem Stadtpfarrer zusammen die Hinterburgpfarrei. Seit 1663 war er alleiniger Stadtpfarrer (nach dem Verzicht des Joh. Laymann). Folgende Titel kamen ihm zu: Decanus ad ss. Bonif. et Blasium, Parochus urbis, Consistorii Assessor.

Romanus Bigge ex patria Coloniensi (aus Köln)

In Würzburg zum Priester geweiht 1660. Vom 1. Aug. 1661 bis 3. Okt. 1667 Pfarrer der Hinterburg usw. ad s. Vitum, danach Pfarrer in Petersberg und von dort als Subprior wieder in den Konvent zurück, gestorben am 9. Febr. 1680 und auf dem Michaelsberg begraben.

Alexander Wigell ex patria Fuldensi (aus Fulda)

Ökonom des Konvents und Pfarrer der Hinterburg usw. ad s. Vitum von 1667 bis 1683, am Michaelsberg bestattet.

Rhabanus Benner Orbensis dioecesis Maguntinae (aus Orb, Diözese Mainz).

Nach Schleichert war er Pfarrer der Hinterburg usw. von 1682 bis Okt. 1684. 1698 bis 1707 Pfarrer in „Salzschliff“. 1688 ließ er ein Ölgemälde des hl. Rhabanus auf dem Petersberg malen. Gestorben 1707.

Benedictus Helker Fuldensis (aus Fulda)

Subprior des Konvents, Pfarrer der Hinterburg, der drei Altenhöfischen Rotten, der Tränke usw. vom 30. Okt. 1684 bis 2. Jan. 1693, an welchem Tag er starb und dann auf dem Michaelsberge begraben wurde (Schleichert).

Benedictus Wesserer ex patria Suevia civitatis Fyessensis (aus Schwaben, Füssen am Lech)

Priesterweihe 1686, Subprior des Konvents, Pfarrer der Hinterburg, der Altenhöfischen Gemeinden usw. 17. Jan. 1693 bis 28. Febr. 1703 (†). Am Michaelsberg begraben.

Nicolaus Wagner Fuldensis (aus Fulda)

Priester 14. März 1699, Vorstadtpfarrer ab 28. März 1703 bis 1710 (nach Schleichert: ab 1704), dann Novizenmeister und Subprior, Pfarrer zu Oberleichtersbach bei Brückenau von 1710 bis zu seinem Tode am 28. Nov. 1739, begraben in der Pfarrkirche zu Oberleichtersbach.

Sturmus Kuhn ex civitate Fuldensis (aus Fulda)

Als Subprior des Konvents und Pfarrer der Hinterburg usw. von Aug. 1710 bis 27. April 1711, wie Schleichert berichtet. Vorher verwaltete er die Gemeinden Hosenfeld und dann Blankenau (1703–1710). In Petersberg wirkte er 19 Jahre, gestorben dort am 18. August 1730 und in der Pfarrkirche beigesetzt. Dort befindet sich ein von ihm gestifteter Kelch aus dem Jahre 1720.

Mauritius Zahn Fuldensis (aus Fulda)

Priester ab 11. Dez. 1702, Cellarius⁴ 1703, Oeconomus 1704. Parochus suburbii et residentiae principalis ab 1710⁵ (nach Isidor Schleichert bis zu seinem Tode im Jahre 1734 „primus parochorum, qui sese adpellarunt „Stiftspfarer“ (die sich Stiftspfarer nannten). Begraben in der Marienkapelle (früher Begräbnisstätte der Benediktiner).

Marianus Rößig Fuldensis (aus Fulda)

Priester ab 18. März 1699, Cooperator suburbii (Kaplan der Unterstadtpfarrei) 1716–1720. Confessorius principis Amandi (Beichtvater des Fürstabtes Amand). Starb an einem Schlaganfall am 27. Sept. 1738, begraben in der Marienkapelle.

Romanus Büttner ex patria Fuldensi (aus Fulda)

Priester ab 1692, Pfarrer in Bimbach 1698–1715, in Bremen bis 1720. Sacellanus suburbii = Gehilfe in der Vorstadtpfarrei oder des Stiftspfarers für die Seelsorge in der Hinterburg usw. von 1720–1725. Gestorben 22. Febr. 1731, begraben in der Marienkapelle.

Rabanus Metz Fuldensis (ex civitate Fuldensi)

Geb. 1685, Priester 1713. 1728 bis 1735 zuerst Kooperator, dann Pfarrer: Cooperator parochi in Retroburgo (der Hinterburg). Schleichert: „parochus aedis primariae“, Stiftspfarer 6. Jan. 1735, gestorben 1738, begraben in der Marienkapelle.

Odo Dintzenhöffer Fuldensis (kein Dompfarrer)

Geb. 1701 (als Sohn des Erbauers des Fuldaer Domes, Johann D.). Deshalb hier angeführt. Priester 1731 Catechista, Sacrista, Cellarius in conventu (Kellermeister) 1734. Gestorben 1758. Begraben in der Marienkapelle.

Bernardus Beck

Geb. 1712, Priester 1736 (kein Dompfarrer). Hier erwähnt, weil er „ein guter Organist war und die Dorgel lange als solcher versehen hat“. (Aus Henkel, Mitteilungen aus der musikalischen Vergangenheit Fuldas, Fulda 1882. (Wird fortgesetzt!))

Anmerkungen

1 Als Hofhistoriograph des Fürstabtes von Fulda (1683–1739) in „Historia Fuldensis“.

2 Namensverzeichnis aller religiösen Mitglieder des Benediktinerordens im Kloster zum Erlöser in Fulda.

3 Totenverzeichnis der bürgerlichen (nichtadligen) Religiosen des Ordens des Hl. Benedictus.

4 Kellermeister.

5 Pfarrer der Unterstadt und der Fürstlichen Residenz ab 1710.

Dr. J. Kartels – Wissenschaftler und Archivar

Von Bernhard Loeher

Wenn man heute in Fuldaer Bibliotheken und Archiven von „dem Kartels“ spricht, so geschieht dies mit der gleichen Hochachtung wie etwa bei „dem Duden“. So kurz Aufenthalt und Tätigkeit von Dr. Kartels in Fulda waren, so erstaunlich ist das Werk, das er in dieser Zeit trotz oftmals widriger Umstände geschaffen hat.

Sein Wesen kennzeichnet eine Briefstelle, in der ein Freund eine Miniatur von ihm zeichnet: „Er selber war eine unglückliche Natur, pendelnd zwischen Archivarbeit, historischer Forschung und priesterlichen Neigungen, aber überall war er nicht ganz glücklich, was wohl auf seinen kränkelnden körperlichen Zustand zurückzuführen sein mag.“

Dr. Josef Kartels wurde am 26. September 1869 in Bombogen/Wittlich geboren und wurde im Orden der Kapuziner am 6. Januar 1890 eingekleidet. Die feierliche Profeß erfolgte am 6. Januar 1894. In den Jahren 1891 bis 1893 folgte das Studium der Philosophie und Theologie in Münster und Mainz. Am 20. März 1894 wurde er säkularisiert, kehrte aber im Mai 1920 in den Orden zurück. Im gleichen Jahr wurde er Lektor an der Ordenshochschule zu Münster. Er starb am 3. Juni 1931 im Hildegardis-Krankenhaus zu Mainz. Als Ordensmann trug er den Namen „Pater Athanasius“.

Vor seiner Tätigkeit in Fulda arbeitete Dr. Kartels im Archiv der Universität Freiburg i. Br., von da kam er dann am 1. Mai 1901 nach Fulda. Hier war er Stadtarchivar und erster Schriftleiter der Fuldaer Geschichtsblätter von 1902 bis 1904.

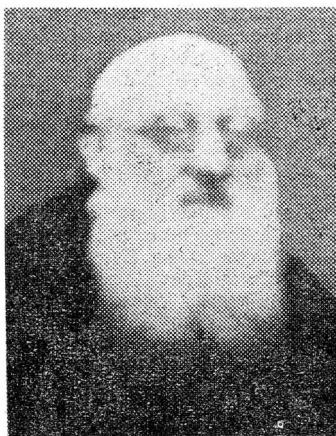
Zu jener Zeit war Dr. Georg Antoni Oberbürgermeister in Fulda. Selbst ein rühriger Geschichtsforscher, sah er es als seine Aufgabe an, die Fuldaer und Marburger Archivschätze der Forschung zugänglich zu machen. Schon zwei Jahre nach seinem Amtsantritt ist Antoni der maßgebliche Gründer des „Fuldaer Geschichtsvereins“. Antoni drängte darauf, gerade die städtischen Urkunden und Archivalien sammeln, ordnen und katalogisieren zu lassen.

„Denn es würde schon pekuniär kaum durchzuführen sein, wenn für die Stadt ein Verzeichnis aller hier befindlichen auf die Stadt Fulda bezüglichen Archivalien angefertigt würde“, schreibt Dr. Könecke, der an der Überführung der Fuldaer Archivschätze beteiligt war, am 3. Januar 1898 an Dr. Antoni.

Inzwischen konnte der Landtagsabgeordnete und Stadtrat Robert Kircher eine Verbindung herstellen mit dem Direktor der Geheimen Staatsarchive in Berlin, Dr. Koser, der tatkräftige Hilfe versprach und eine geeignete Persönlichkeit in Aussicht stellte. Inzwischen wurden Archivrat Dr. Reimer aus Marburg die hiesigen Schätze gezeigt; sein Bericht darüber nach Berlin löste dort im „Direktorium der Staatsarchive“ den entscheidenden Schritt aus:

„Nach einem von dem Herrn Archivrat Dr. Reimer zu Marburg über seine Besichtigung des Stadtarchivs in Fulda und eine Rücksprache Ew.

Hochwohlgeboren im September 1898 und mir erstattetem Berichte wünscht die Stadt Fulda, einmal für ihre Urkunden und Akten eine zweckmäßigere Ordnung und genauere Verzeichnung



Fotografie von Dr. Josef Kartels.

durchgeführt zu sehen, weiter aber auch ein Verzeichnis aller außerhalb des Stadtarchivs vorhandenen Nachrichten zur Geschichte der Stadt bearbeiten zu lassen. Zu meinem Bedauern ist es bisher nicht möglich gewesen, der Stadt für die bezeichneten beiden Aufgaben einen in jeder Beziehung geeigneten archivalisch geschulten Historiker namhaft zu machen. Dagegen sehe ich mich jetzt in der Lage, auf den z. Z. zu Freiburg i. Br. befindlichen Dr. Josef Kartels als auf einen nach meinen Informationen vorzugsweise befähigten jungen Gelehrten hinzuweisen ...“

Aus dem Bericht geht der bisherige Lebensgang Dr. Kartels hervor, auch, woher die Empfehlung kam, nämlich vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz und vom Reichstagsabgeordneten Prinz Aremberg.

Danach hat Kartels „seine humanistischen Studien auf dem Gymnasium zu Trier und Neuß und in der internen Lehranstalt der Kapuziner zu Königshofen im Elsaß absolviert, auf den Universitäten Freiburg i. Br., Greifswald und Würzburg Philologie und Geschichte studiert und von der Würzburger Philosophischen Fakultät den Doktortrad magna cum laude erworben“.

Die theoretische und praktische Vorbildung für den Archividienst hat er darauf in den an der Universität eingerichteten archivalischen Vorbereitungskursen unter Leitung des Archivdirektors Prof. Dr. Wiegand erhalten.

Leider war über Herkunft und Elternhaus Kartels' nichts in Erfahrung zu bringen. Aus späteren Erwähnungen kann man zwei Schwestern bezeugen, von denen eine ihn Jahre hindurch häuslich betreute.

Inmitten der Tätigkeit Dr. Kartels' in Fulda steht ein für alle Beteiligten betrüblicher Beschluß der

Stadtverordnetenversammlung vom 8. August 1902, mit dem seine Einstellung als Stadtarchivar abgelehnt wird. Die Gründe für diese Handlungsweise lassen sich schwerlich durchleuchten. Wie dem auch sei — nachdem die Verhandlungen um die Übernahme einer Oberlehrerstelle gescheitert waren, büßte die Stadt Fulda einen Gelehrten von Rang ein, der in kürzester Zeit seine wissenschaftlichen Qualitäten unter Beweis gestellt hatte.

Richten wir einen Blick auf das bedeutende Werk jenes Mannes, dessen Wesensbild sicherlich von äußerster Arbeitsfreude und Strebsamkeit erfüllt war.

Im Jahre 1904 erschien im Auftrage des Fuldaer Geschichtsvereins die Rats- und Bürgerlisten der Stadt Fulda, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Josef Kartels. In den Vorbemerkungen dazu heißt es:

„Aus den Vorstudien zu einer solchen Fuldaer Stadtgeschichte, speziell ihrer Verfassungsgeschichte, ist die Quellensammlung entstanden. Sie soll zunächst für eine möglichst eingehende Untersuchung der Ratsverfassung eine feste Grundlage bilden. ... Es soll aber nur eine Übersicht, eine Skizze sein, der, wie ich hoffe, bald eine ausführliche Bearbeitung, soweit es die noch vorhandenen Quellen zulassen, folgen soll. Eine zusammenfassende, brauchbare wissenschaftliche Bearbeitung der Fuldaer Stadtgeschichte fehlt bis jetzt vollständig; abgesehen von einigen wenigen Aufsätzen und Abhandlungen der einen oder anderen Seite der Geschichte Fuldas in älteren und neueren Sammelwerken und Zeitschriften, ist nichts vorhanden. Es ist dies eine Lücke, welche sowohl von dem Berufshistoriker als auch dem Liebhaber unserer heimatlichen Geschichte aufs herbst empfinden wird. Der noch junge Fuldaer Geschichtsverein hat es sich vor allem zu seiner ersten Aufgabe gestellt, diesem Mangel abzuhelfen, und nur seine finanzielle Unterstützung hat die Veröffentlichung nachfolgender Arbeit ermöglicht.“

Es folgt ein grundlegender Einblick in die Ratsverfassung der damaligen Zeit. Hier ein Ausschnitt: „Bürgermeister und Rat mußten bei Antritt ihres Amtes dem Abt oder dessen Stellvertreter, dem Schultheißen, schwören und geloben, ihm, seinen Nachkommen, dem Stift und der Stadt getreu zu sein und ihr Bestes zu werben, den Bürgern und der Stadt getreulich vorzustehen, den Armen wie den Reichen, d. h. ohne Unterschied des Standes. Zudem mußten die von Gemeinde und Zünften Gewählten schwören, in guten Treuen das Beste zu raten und zu tun ein jeder nach seinen Kräften, und was sie im Rate hörten, geheim zu halten. Die Ratsglieder des Schöffenkolegiums hatten bereits bei Antritt ihres Schöffenamtes einen gleichen Passus ihres Schöffeneides zu beschwören, weshalb ihnen derselbe bei ihrer Wahl in den Rat erlassen war.“

Als Vorsitzender des Schöffenkolegiums in Stellvertretung des Abts führte der fürstl. Schultheiß (seit dem 15. Jahrhundert Oberschultheiß ge-

nannt) in der Regel auch in den Ratsversammlungen den Vorsitz. Seit 1690 führte er den Titel Oberamtmann, seit der Ernennung eines jeweiligen Domkapitulars zum Präsidenten des Oberrats im Jahre 1756 den Titel Vicedom.

Sein Stellvertreter war der Stadtunterschultheiß. Dieser wie auch der Stadtschreiber war gleichzeitig Mitglied des Schöffenkollegiums. Erst seit dem Jahre 1763 gehörten sie nicht mehr dem Rat und Schöffenstuhl an, sondern standen als fürstl. Stadtbeamte über demselben. Die völlige Lostrennung des Stadtschultheißenamtes vom Rate erfolgte aber erst im Jahre 1805.“

Insbesondere zu den Bürgerlisten ist im Vorwort gesagt: „Was die Bürgerlisten . . . betrifft, so sind dieselben bis zum Jahre 1500 ausnahmslos aus Urkunden (Originale und Kopien) zusammengestellt. . . . Rats- und Bürgerlisten, wie sie hier vorliegen, sollen ein Nachschlagebuch sein für jeden einzelnen, dessen Familie Jahrzehnte, oft Jahrhunderte hindurch in Fulda heimisch war und ist; für jeden, der sich wenigstens so viel Sinn und Interesse für die Vergangenheit bewahrt hat, daß er an der Geschichte seines Namens nicht achtlos vorübergeht. Ihm sind diese Listen ein Wegweiser auf dem Lebenspfade, den seine Voreltern gewandelt sind.“

Dr. Kartels hat nun in den Jahren 1901—1903 das Archiv der Stadt Fulda neu eingerichtet, registriert und katalogisiert, wobei der bis dahin erhalten gebliebene Bestand in 26 Rubriken eingeteilt und nach dem gewählten System aufgestellt wurde. Diese Einteilung erwies sich als derart günstig, daß Dr. Weber sie nach 50jähriger Vakanz im Jahre 1952 fortsetzen und auffüllen konnte, ohne den Registraturplan ändern zu müssen.

Daneben veröffentlichte Dr. Kartels eine Fülle von kleineren Arbeiten zur Geschichte Fuldas, zu der er sicherlich ein persönliches Verhältnis gewonnen hatte. Als wichtigste seien genannt:

„Das historische Siegelwappen der Stadt Fulda“ (1902)

„Zur geschichtlichen Ortsbeschreibung der Stadt Hünfeld“ (1903)

„Die Salzquelle zu Großenlöder“ (1903)

„Einiges aus der Stadt Vacha“ (1903)

„Magister Adam Crafft von Fulda“ (1903)

„Bestrafung der Stadt Fulda wegen nicht verhin-
deter Plünderung der Juden daselbst im Jahre
1591“ (1903)

„Züchtigungsrecht der Meister gegen ihre Lehr-
jungen (1516)“ (1903)

„Zur Frauentracht im alten Fulda“ (1903)

„Die Wiedertäuferbewegung im ehem. Hochstift
Fulda“ (Vortrag) (1903)

„Einrichtung des evang. Gottesdienstes in der
Pfarrkirche zu Fulda (1632—1634)“ (1902)

„Aufhebung der Leibeigenschaft, des Grund-
hörigkeitsverhältnisses u. a. im Gebiet des vor-
maligen Hochstifts Fulda 1808“ (1903)

„Ein Wirte-Ausstand in Fulda“ (1903)

„Widerruf im alten Fuldaer Recht“ (1903)

„Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Fulda“ (1903)

„Zur Geschichte der Lebensmittelpreise in Fulda“ (1903)

„Judenschutzbrief vom 7. Juni 1399“ (1902)

„Fulda im Siebenjährigen Krieg“ (1903)

„Huldigung der Stadt an Fürstbist Amandus 1738“ (1902)

Nahezu alle diese Arbeiten erschienen seinerzeit in den „Fuldaer Geschichtsblättern“.

*

Quellen: StArchiv-Akte IV 34, Materialien-
samml. M 113, Rats- und Bürgerlisten der Stadt
Fulda.

Die Freiherren von Redwitz und Fulda

Von Erwin Sturm

Gottfried Rehm hat in den Buchenblättern (vom 23. Oktober 1976 Nr. 20 S. 80) über die Bestalung des Freiherrn Philipp Anton von Redwitz als Musikdirektor der Fuldaer Hofkapelle im Jahre 1792 berichtet. Ich möchte auf einige weitere Mitglieder dieser Adelsfamilie und ihre Beziehungen zu Fulda hinweisen. Ein Adam Friedrich Karl von Redwitz wird um 1800 als fürstlich-fuldischer Geheimer Rat und würzburgischer Kämmerer erwähnt. Ein Christian Karl Ludwig von Redwitz, Hofrat in Bamberg, trat mit 25 Jahren 1768 in das Benediktinerkloster Fulda ein, machte 1769 als Pater Leonard Profeß und erhielt 1771 die Priesterweihe. Er starb schon 1776, ohne in die Stellung eines Domkapitulars aufgerückt zu sein. Ein Johann Veit Karl Wilhelm Heinrich von Redwitz (geb. 1714) wird um 1740 als fürstlich-fuldischer Kammerjunker und Hofrat genannt. Der anfangs genannte fuldische Musik-

direktor Philipp Anton von Redwitz bekleidete gleichzeitig die Stellung eines fürstlich-fuldischen Hof- oder Reisemarschalls und hatte auch den Titel eines kurbrandenburgischen Kämmerers.

Die heute noch blühende und weitverzweigte Adelsfamilie der Freiherren von Redwitz ist in Oberfranken beheimatet. Daß ein Angehöriger schon auf einem Turnier 984 anwesend war, ist wohl Legende. Das erste bekannte Mitglied der Familie war 1116 Arnold von Chuoanstat (Burgkunstadt). Seit 1248 nannte sich dann die Familie nach dem Ort Redwitz an der Rodach zwischen Lichtenfels und Kronach, wo heute noch ihr Schloß aus dem Jahre 1697 steht, das ihnen allerdings nicht mehr gehört. Seitenlinien saßen in Theisenorth, Küps, Schmölz, Steinberg, Teuschnitz, Dornlach, Weißenbrunn, Wildenroth, Unterlangenstadt, Hassenberg, alles Orte in der Nähe von Kronach (Ofr.). Sie waren vorwiegend

Ehemalige Stadttore in Fulda

Von Ernst Kolb

Durch meine Veröffentlichungen in den Buchenblättern 1990, S. 97–102, wurde die Situation von sieben ehemaligen Stadttoren in Fulda anhand der Zeichnungen und Berichte des Kurhessischen Bauinspektors Wilhelm Arnd (1756 bis 1835) dargestellt. In der Zwischenzeit sind weitere Zeichnungen von den ehemaligen Stadttoren gefunden worden. Die Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars in Fulda besitzt eine Mappe mit Zeichnungen¹ aus der Hinterlassenschaft von Ernst Jakob Heinrich Wenzel.

Ernst Wenzel wurde am 29. November 1876 in Kassel geboren. Von Beruf war er Architekt. Am 3. Januar 1908 ist er von Kassel nach Fulda in eine Wohnung in der Königstraße 60 gezogen. Am 4. Januar 1908 hat er eine Wohnung in der Heinrichstraße 53 bezogen. In den Adressbüchern der Stadt Fulda ist seine Berufsbezeichnung mit „Kunsthistoriker“ angegeben. Er war nicht selbstständig, sondern stand in einem abhängigen Arbeitsverhältnis. Sein Arbeitgeber war Professor Gregor Richter, der am Fuldaer Priesterseminar Kirchengeschichte, Kirchenrecht, kirchliche Kunstgeschichte und Archäologie lehrte. Von 1905 bis zu seinem Tode leitete Professor Richter auch die Bibliothek des Priesterseminars. Hier entdeckte er ebenso wie in der Landesbibliothek im Laufe der Jahre wertvolles Quellenmaterial zur Geschichte der fuldischen Stadttore. Vor allem jedoch war er ein fleißiger Benutzer der fuldischen Archivbestände im Staatsarchiv zu Marburg und im Archiv des Generalvikariats sowie in anderen Archiven und Bibliotheken². Im Auftrag und auf Anweisung von Professor Richter hat Wenzel diese Objekte aufgenommen und gezeichnet. Man kann davon ausgehen, dass es sich bei den von Professor Richter in den Archiven gefundenen Objekten

um zuverlässige Dokumente handelt.

Wenzels Zeichnungen sind mit seinem Namenskürzel „EW auf. u. gez.“ und mit Jahresangabe signiert. Er hat die dargestellten Objekte, soweit sie noch vorhanden waren, selbst vermessen, aufgenommen und gezeichnet beziehungsweise aus Unterlagen in den Archiven übernommen. Das bestätigen Vermerke wie: „nach Plänen von Künert, Landgrebe und

Schmidt 07“ und „laut Staatsarchiv Marburg C218 ww“ sowie „nach Messungen des Leutnants Kördell 1803“ an den dargestellten Objekten. Seine Zeichnungen sind sehr präzise und beweisen seine Fähigkeiten als Architekt und Kunsthistoriker. Trotz intensiver Unterstützung der Mitarbeiter des Staatsarchivs Marburg ist es leider nicht gelungen, die damals unter C218 archivierten Unterlagen aufzufinden.

Ernst Wenzel hat unter anderem folgende Objekte gezeichnet:

1. Das Paulustor – Außenseite.
2. Grundriss – Paulustor.
3. Lage des alten Torhauses an Stelle des jetzigen Paulustores.
4. Frühere Lage des Paulustores neben dem nördlichen Schlossflügel.
5. Das Heertor – Ansicht Außenseite.

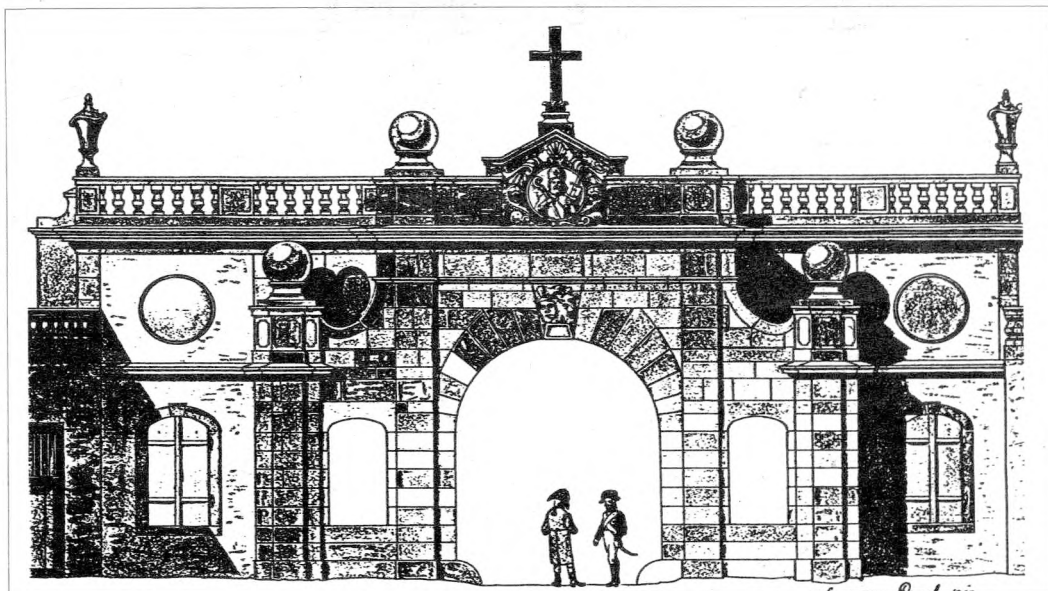


Abb. 1: Das Paulustor – Außenseite.

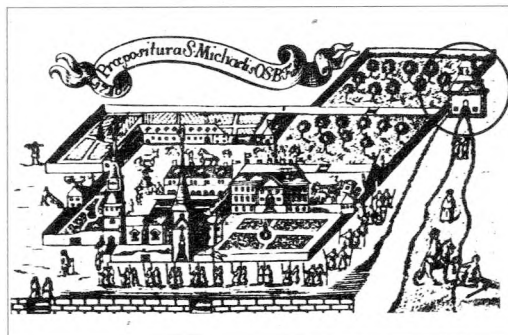


Abb. 3a: Das Paulustor oben rechts im Kreis auf einer alten Zeichnung, „Präpositura S. Michaelis OSB Fulda“ aus dem Jahre 1716.

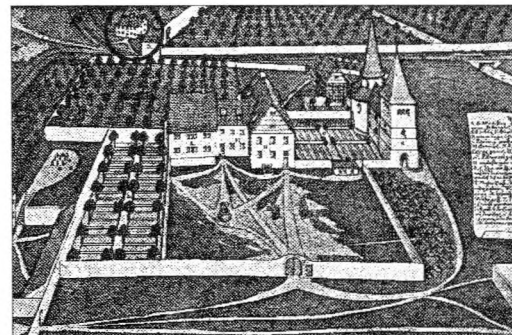


Abb. 3b: Die Darstellung des Paulustores oben links in der Zeichnung „Die Propstei Michelsberg mit Umgebung im 18. Jhd.“.

6. Das Heertor – Schnitt Außenseite.
7. Das Heertor – Grundriss Erdgeschoss.
8. Pfeilerfuß im Heertor – Erdgeschoss.
9. Grundriss Heertor – Oberstock.
10. Fenster im Heertor – Oberstock.
11. Ausguss im Heertor – Oberstock.
12. Das Peterstor mit Vortor, Ansicht von außen.
13. Grundriss des Turmes neben dem äußeren Peterstor.
14. Lageplan des Peterstores.
15. Scharfe im Turm neben dem Außentor.
16. Tür südlich des Turmes am äußeren Peterstor.
17. Profil der Wälle und Gräben am Bierturm.
18. Grundriss der Stadtmauer am so genannten Bierturm mit innerstem Graben und Wall.

Das Paulustor

In Abbildung 1 hat Wenzel das Paulustor von der Außenseite dargestellt, nachdem es 1771 vom linken vorderen Schlossflügel (zwischen den beiden Helverten) an die jetzige Stelle verlegt wurde. Im Torbogen steht ein Wachsoldat mit Säbel und der Examinator (Pflastergeld-Erheber). Auf der linken Seite der Tordurchfahrt befindet sich das Wachlokal und auf der rechten Seite die Wohnung des Examinators, wie aus dem folgenden Grundriss des Paulustores zu ersehen ist. Die Durchgänge für Fußgänger bestanden noch nicht.

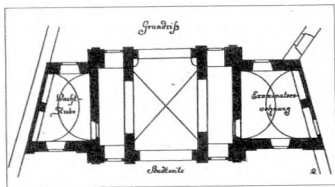


Abb. 2: Grundriss des Paulustores.

Ernst Wenzel hat in Abbildung 3 einen Grundriss von der Lage des alten Torhauses, das an Stelle des jetzigen Paulustores

stand, gezeichnet. Dieses Torhaus ist auf einer Zeichnung in Abbildung 3a „Praepositura S. Michaelis OSB Fulda“ aus dem



Abb. 3: Lage des alten Torhauses an Stelle des jetzigen Paulustores.

Jahr 1716 rechts oben dargestellt.

Eine weitere Darstellung dieses Tores ist auf der Zeichnung in Abbildung 3b „Die Propstei Michelsberg mit Umgebung im XVIII. Jahrhundert“ im Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert, Teil III, von Dr. Aloys Jestaedt (3) zu ersehen. Das Tor ist links oben mit

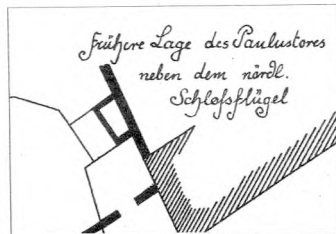


Abb. 4 zeigt die frühere Lage des Paulustores neben dem nördlichen Schlossflügel.

einem Kreis bezeichnet. In dem am rechten Rand befindlichen Erläuterungen ist mit „R“ Cläges, nun Bonifaci-Thor, angegeben. Mit „S“ ist der „Weg nach dem Paulustor (vor dem vorderen linken Schlossflügel) (mit sehr abhängig und grundlos bis an die Brücke über die Weydes“ bezeichnet.

Als letzten Hinweis auf das Paulustor hat Ernst Wenzel in Abbildung 4 einen Grundriss der „Früheren Lage des Paulustores neben dem nördlichen Schlossflügel“ gezeichnet. Hinweise auf dieses älteste Paulustor gibt Professor Vonderau: In einem Plan „Fulda im Mittelalter“ (4) links neben der neuen Burg befindet sich das Tor auf dem alten Weg nach Leipzig.

Die Außenfront dieses Tores ist auch auf dem bekannten Merian-Stich von Fulda aus dem Jahre 1727 rechts neben dem mit einem Pfeil bezeichneten Paulustor zu erkennen.

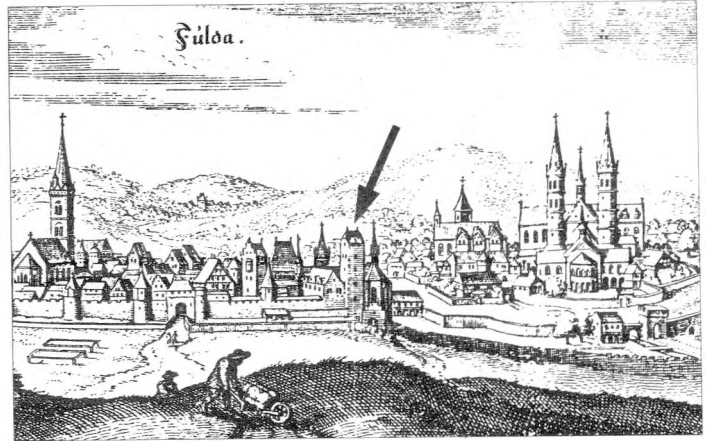


Abb. 4a: Merian-Stich vom mittelalterlichen Fulda. Pfeil zeigt auf das Paulustor.

Das Heertor

In Abbildung 5 ist die Außenseite des Heertores als zweigeschossiges Gebäude dargestellt. Im Erdgeschoss befinden sich im linken, dunkel gezeichneten Teil

Kellergewölbe zu sehen. Darüber befindet sich ein etwas erhöhter Raum, der über fünf Stufen vom Torraum aus zu erreichen ist. Daneben folgt ein großer Raum mit dem Tor, der Tür und dem kleinen Fenster wie auch auf der Ansicht der Außenseite zu ersehen ist. Zwischen

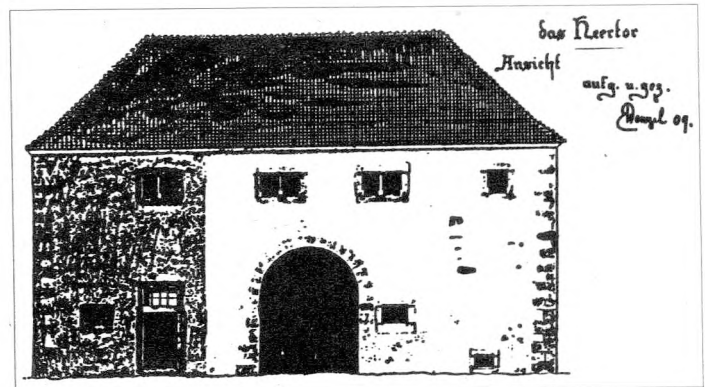


Abb. 5: Das Heertor – Ansicht Außenseite.

ein kleines Fenster und eine normale Haustür. Im hellen Teil folgen dann ein Tor und dicht dabei ein kleines Fenster. Rechts unten ist ein kleines Kellerfenster zu sehen. Im Obergeschoss befinden sich drei zweiflügelige und

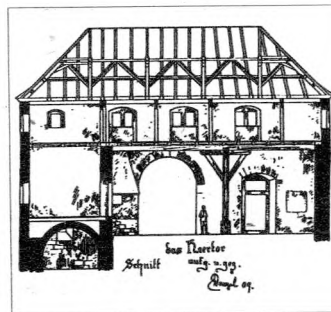


Abb. 6: Das Heertor – Schnitt Außenseite.

ein einflügeliges Fenster.

Im dargestellten Schnitt des Gebäudes in Abbildung 6 ist links unten das zu dem zuvor genannten Kellerfenster gehörige

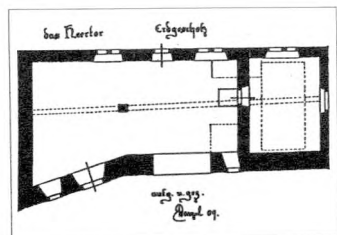


Abb. 7: Das Heertor – Grundriss Erdgeschoss.

Tor und Tür ist noch eine auf einem steinernen Pfeilerfuß stehende Deckenstütze zu erkennen. Im Obergeschoss sind die auf der Darstellung der Außenseite abgebildeten drei doppelteiligen und das einteilige Fenster zu sehen. Interessant ist auch die Dachkonstruktion des Gebäudes.

Auf dem Grundriss vom Erdgeschoss in Abbildung 7 sind die Raumeinteilung und die im Erdgeschoss befindlichen Öffnungen zu ersehen. Auf der Vorderseite befinden sich im Torraum

Das Inhaltsverzeichnis der Buchenblätter 2000

kann ab 1. Februar in der Geschäftsstelle der FZ, Fulda, Frankfurter Str. 8, abgeholt werden.

links das Fenster und die Tür, in der Mitte die Toröffnung mit dem daneben befindlichen Fenster. Der über dem Keller befindliche Raum hat nach außen kein Fenster. Auf der Rückseite des Erdgeschosses befindet sich im Torraum von links ein zweiflügeliges Fenster, daneben eine einflügelige Tür als Ausgang zur Stadtseite und noch ein zweiflügeliges Fenster. Da die Rückseite im Erdgeschoss keine Toröffnung hat, handelt es sich bei diesem Gebäude nicht um ein Stadttor. Der Raum über dem Keller hat zur Stadtseite hin ein zweiflügeliges Fenster.

In Abbildung 8 ist der Pfeilerfuß, der in der Mitte des Torraumes die Deckenstütze getragen hat, abgebildet.



Abb. 8: Pfeilerfuß im Heertor – Erdgeschoss.

Auf dem Grundriss Heertor – Oberstock in Abbildung 9 sind die Raumeinteilung im Obergeschoss, die Türen, die Fensteröffnungen und ein Ausguss dargestellt. Wie auf der Ansicht Au-

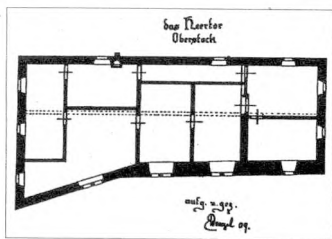


Abb. 9: Grundriss Heertor – Oberstock.

ßenseite sind die drei zweiflügeligen Fenster und das einflügelige Fenster zu sehen. An der linken Gebäudeseite befinden sich drei einflügelige und an der rechten Seite zwei einflügelige Fenster mit Sandsteineinfassungen. An der Rückseite befinden sich drei einflügelige Fenster. Neben dem linken rückseitigen Fenster erkennt man den Ausguss.

Das Peterstor

Ernst Wenzel hat in Abbildung 12 die Ansicht des Peterstores von der Außenseite ge-

zeichnet. In der Mitte ist im Vordergrund das Torhaus des Außentores mit dem links daneben stehenden länglichen zweigeschossigen Turmbau zu sehen. Die Kopfseite dieses Turmbaus steht heute noch an der Ecke Rhabanusstraße/Vor dem Peterstor. Auf der Zeichnung verläuft links daneben die dunkel gezeichnete Vormauer vor dem Stadtgraben. In diesem Teil der Mauer befindet sich eine Tür für den Zugang zum Stadtgraben. Rechts unten neben der Tür ist eine Öffnung für den dorthin führenden Bachlauf. Eventuell handelt es sich dabei um den Wambach, der früher durch die Ohmstraße floss und die dortigen Badestuben mit Wasser versorgte. Hinter der Vormauer ist etwas heller gezeichnet die Stadtmauer zu erkennen. Der Peterstorturm erhebt sich dann stadteinwärts an der Stadtmauer. Er war bewohnt. Letzter Bewohner war der Schröder und Nachtwächter Peter Nüchter.

Der Lageplan in Abbildung 14 zeigt die gesamte Peterstorsituation. Links unten ist das

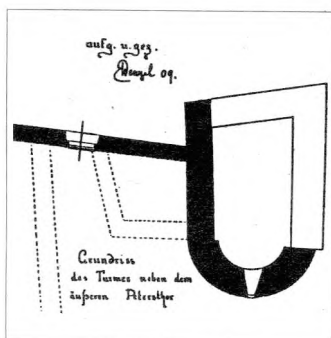


Abb. 13: Grundriss des Turmes neben dem äußeren Peterstor.



Abb. 10: Fenster im Heertor – Oberstock.



Abb. 11: Ausguss im Heertor – Oberstock.

Vortor mit dem zuvor beschriebenen Turm in der Vormauer zu sehen. Vom Vortor führt

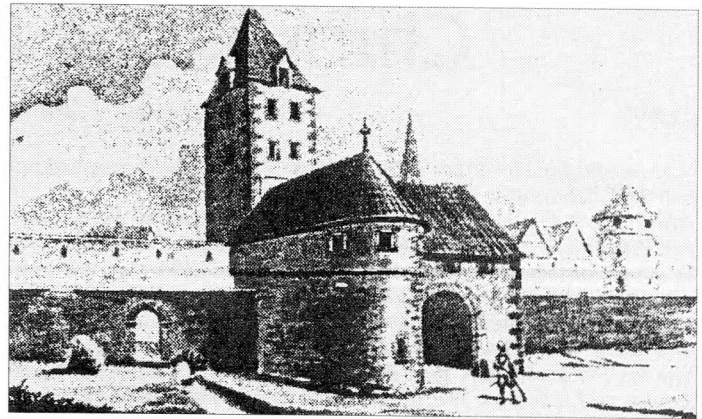


Abb. 12: Das Peterstor mit Vortor, Ansicht von außen.

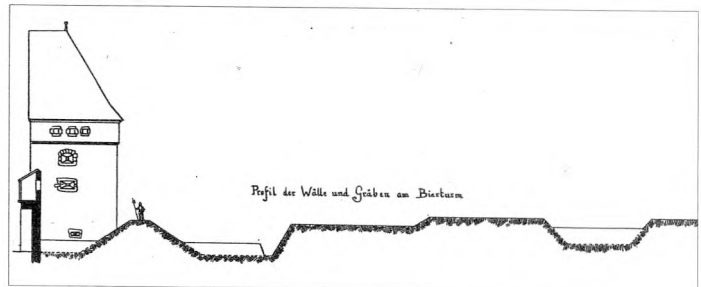


Abb. 15: Profil der Wälle und Gräben am Bierturm.

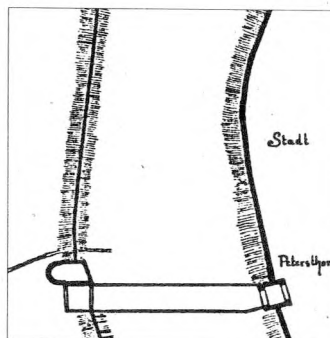


Abb. 14: Lageplan des Peterstores.

die Straße durch den Stadtgraben zum gegenüberliegenden Peterstorturm in der Stadtmauer.

Über die Anlage des Stadtgrabens vor der Stadtmauer in Fulda waren bisher keine genauen Unterlagen bekannt. Es gibt darüber verschiedene Meinungen. War der Graben mit Wasser gefüllt, ohne Wasser, nur bei Gefahr mit Wasser geflutet? Gab es Brücken oder einen äußeren Graben? Im Zusammenhang mit der Peterstoranlage dienen die Zeichnungen von Ernst Wenzel über die Wälle und Gräben am Bierturm der Klärung. Das Profil in Abbildung 15 zeigt links den Bierturm mit dem Schnitt der Stadtmauer. Im Anschluss an den innersten Graben folgt der erste schmale Wall. Ernst Wenzel hat darauf einen Lanze tragenden Soldaten gezeichnet. Anschließend folgt der mittlere Graben. Daran schließt ein breiter abgestufter Wall an, und

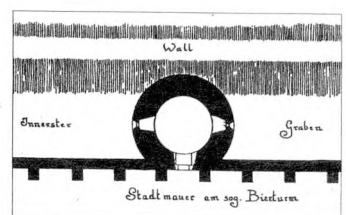


Abb. 16

rechts bildet der äußere Graben den Abschluss.

Abbildung 16 zeigt den Grundriss der Stadtmauer am Bierturm mit dem innersten Graben und dem schmalen Wall. Der Bierturm stand im innersten Graben.

Ernst Wenzel hat im April 1910 sein Arbeitsverhältnis bei Professor Gregor Richter beendet und ist am 30. April 1910 mit seiner Familie nach Hanau/Main in die Hirschstraße gezogen.

Quellenverzeichnis:

- 1 Ernst Wenzel, Mappe 2 in der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Fulda
- 2 Berthold Jäger, Große Kirchenmänner und Historiker. Die Domkapitulare Richter, Pralle und Leinweber, in: Fuldaer Zeitung 20. 9. 1996, Seite 35 (Sonderbeilage zum Jubiläum des Fuldaer Geschichtsvereins).

Bildquellenverzeichnis:

- Bild 1 bis 16: Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars Fulda, E. Wenzel, Mappe 2
Bild 3a: Hessisches Staatsarchiv Marburg, 7c/300
Bild 3b: Dr. A. Jestaedt, Kataster der Stadt Fulda, Teil III, nach Seite 94
Bild 4a: Teil aus Brosamer Holzschnitt, Fulda 1550, Ansicht von Osten

Eheverträge aus dem 17. Jahrhundert

Von Ortwin Koch, Niederklein

(24.1.1970)

Im ehemals kurmainzischen Oberamt Amöneburg wurden die Kirchenbücher allgemein um 1655 eingeführt. In diesem Jahre war der Weihbischof von Meissen, Berthold Nyhusius, zu einer Firmungs- und Visitationsreise in Amöneburg gewesen. Caspar Preis aus Stausebach berichtet in seiner bekannten Chronik (abgedruckt in den Fuldaer Geschichtsblättern August/Dezember 1902) über dieses Ereignis: „In dißem Jahr ist Ein weybischoff von Mäintz nach ameneburg kommen den 16. tag Augusty, undt den 18. dißes das sacrament der firmung gegeben, undt haben es entfangen, den 18. undt 19. tag Augusty Neun hundert und sibenzig fünff mensch Jung und allt, allein inn dem Ambt Ameneburg.“

Vermutlich hat der Bischof damals auch die Führung der Kirchenbücher angeordnet. Leider sind jedoch in einigen Dörfern (z. B. Niederklein, Stausebach u. a.) die ersten Aufzeichnungen verlorengegangen, so daß die Eintragungen dort erst um 1700 oder später beginnen.

Vor einiger Zeit konnte nun Prof. Dr. Ludwig Pralle, Fulda, in einem Würzburger Antiquariat eine kleine, 31seitige Handschrift aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges aufzufindig machen und für das Stiftsarchiv in Amöneburg erwerben. In diesem Heftchen hatte Pfarrer Johann Guttwein von Amöneburg in den Jahren 1639 bis 1641 neben Haushaltseintragungen (Lieferung von Getreide sowie sonstigen Einnahmen, Ausgaben und Dienstleistungen) ab Seite 7 insgesamt 193 Eheschließungen, Geburts- und Sterbefälle für die Orte Amöneburg, Niederklein und Rüdigheim registriert. Daneben sind noch vier Eheverträge aufgezeichnet. Da uns bisher aus dieser Gegend Eheverträge allgemein erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überliefert sind, erscheint es mir sinnvoll, die älteren vollständig wiederzugeben, gewähren sie doch einen interessanten direkten Einblick in das dörfliche Leben jener Zeit. — Zum besseren Verständnis wurde der jeweilige Text der heutigen Schreibweise etwas angeglichen.

Am 10. Juli 1639 heiratete der „Witthumer“ (Witwer) Johannes Gerlach aus Niederklein Elisabeth Nickel, die Witwe des Lorentz Nickel aus Lehrbach. Als Zeugen waren Enders Höbel und Heinrich Müller, beide von Niederklein, zugegen. Nachstehender Ehevertrag war bereits am 30. Juni 1639 zwischen dem Brautpaar geschlossen worden:

„1. Im Fall er mit dem Todt vor ir abgienge, solle sie sich mit einem Kiendtstheil begnügen laßen, und keine Schuld bezahlen, so von seinem Vatter unnd Mutter herrühren. 2. Hat der Breutigam ein Lehngut von dem Stiefft (Stift Amöneburg), so 12 Kopfst(ück) und 4 alb. (= Albus/Weißpfennig) zu Zienß giebt, solches solle die Braudt helfen (?) empfangen, und im Fall er vor ir abgienge vor sich behalten. 3. Solle das letzte under inen den Abschielt allein behaben. 4. Die Braut bringt dem Breutigam 1 Kuhe, 2 Kälber, 1 Ziegen, 1 Schwein, 20 fl. (= Gulden) an Geldt und Frucht; item (= desgleichen) Haußrath auf 20 fl. taxiert. 5. So die 3 Kiender, so sie zusammen bringen, erwachsen, und zum Ehestandt mit irem Rath schreiten wolten, eines mit einem Riendt außgesteuert werden, wann sie im Vermögen und da weren; sonstn sollen sie sie hierzu nicht zu zwingen haben. 6. Im Fall die Braut vor dem Breutigam mit Todt abgienge, sollen ire Kiender und seine ledige Tochter das jenig mit einander theilen, so sie mit einander erworben.

A parte sponsi (von seiten des Bräutigams) seindt gewesen Andreas Hebel zu Klein (Niederklein) sein Schwager, und Jost Röhrich sein Eydam zu Riedigheim (Rüdigheim). A parte sponsae (von seiten der Braut), Heinckel Merten Landtschöpf zu Riedigheim (Rüdigheim), Heinrich Müller zu Klein, und sein Bruder von Lehrbach.“

Heinrich Appel von Ennertshausen (?) aus der Grafschaft Laubach, gemeiner Soldat under Hans Ostereichs Compagni Tragoner, und Leiß, Henn Kraußens hinderlaßene Tochter, zu Kleina (Niederklein) wurden am 14. September 1639 copuliert. Ihr Ehevertrag lautete:

„Der Breutigam briengt zu der Braut 200 Reichsthaler so er bey seinem Bruder auf dem vetterlichen Erb zu fordern. Die Braut wendet dem Breutigam zu 80 fl. so bey Peter Schmied stehen. 20 fl. bey Curdt Nahrgang, 20 fl. zu Schweinsburg (= 3574 Schweinsberg) und Danrodt (= 6311 Dannenrod), 20 fl. zu Alendorf (= 3572 Stadt Alendorf) bey Caspar Queick. 20 fl. bey Hartmann Kugels Erben. 1 Morgen Landt am weißen Landt. 1 Morgen am Amelburger (= Amöneburger) Weg, ist vor 10 fl. versetzt. 1 Garten vor der Porten (Pforte) an Michel Bachs Wietths (= Witwe), ist vor 22 fl. versetzt. Setzen Hut und Schleyer beyeinander.

Auf des Breutigams Seyten waren Caspar Henckel und Hanß Sallwegen under gemelter Compagnie Tragoner. Auf der Braut Seyten Cuntz Höep als Vormunder, Curt Nahrgang, Lucas Höep und Ebert

Breydenstein, beyde Landschöpfen und Joannes Kugel, Borgemeister, alle zu Niederklein.“

Am 16. Oktober 1639 fand die Eheschließung des Johannes Kugel mit Gehla, Michel Bach's Witwe, statt. Im Ehevertrag kamen sie wie folgt überein:

„Der Breutigam wendet der Braut zu 3 Viertel Landts hinder der Hart an Cuntz Höepen, auf der Seiten am Weg. 1 Morgen Landts halb in der Radenbach an Eckhart Breydenstein. 1 Morgen im Falkenhainer Buden (= Falkenhainer Boden; in der Mainzer Heberolle wird 1248 der Ort Valkenhagen erwähnt) an Peter Ellerheydt. Item ein Hausten Hew (= Heu) an Curdt Weintrauten. Item ein Bett Garten an Cuntz Höepen. 20 Reichsthaler auf der Wiesen, so in der obern Aw (Aue) die Gemein(de) im versetzt hat. Item 15 fl. stehen auf dem Grasen Garten, so Georg Mohnfeldts Erben zu stehet. Item 25 fl. bey Lucas Ackers Erben stehend. Die Braut belangent wendet sie dem Breutigam zu 24 Reichsthaler stehen auf einem Garten, so Geyß Zimmermanns Erben zustehet. 29 fl. auf der Wiesen in der Aw, gehöret Lucas Ackers Erben zu. 20 fl. auf dem Acker hinder dem neuen Garten. Item das Schmittgezeug (= Schmiedewerkzeug). Die Kinder belangent, soll eines gehalten werden wie das ander. Mit diesen gesetzten Punkten solle das letzte Leben abgeschnitten sein, ausgenommen lebendige fahrende Hab und Frucht in der Scheuren. Auf des Breutigams Seiten seindt gewesen Cuntz und Lucas Höep, Ebert Breydenstein, Stoffel Heymann Schultheiß zu Allendorf (= 3572 Stadt Allendorf). Auf der Braut Seiten Ebert Dorr, und Enders Müller.“

Johannes Neeß, Sohn des Johannes N., aus Anzefahr, und Maria Breydenstein, Tochter des Stoffel B., aus Niederklein, schlossen am 18. März 1640 den Ehebund. Ihr Ehevertrag:

„Der Breutigam hat zween Garten. Einen an Friedrichs Runge gelegen, darauf stehen 5 fl., der ander liegt am Pfarrgut zu Annzefahr (= 3571 Anzefahr). Die Braut hat 3 Morgen am weißen Landt. 1 Morgen hinder dem Kirchhof. 3 Viertel auf der Hainbuchen Stock. 1 Morgen beim Diestelbaum, ein Hausen Hew darbey. Ist versetzt vor 30 fl. 2 Beet Garten bey der Trenck (= Tränke). Soll der Morgen hinder dem Kirchhof irem Sohn zum voraus bleiben. Sonsten ist alle Kiendt ein Kiendt. Darbey seindt gewesen Peter Ellerheydt a parte sponsi (s. vor). Ebert Dorr, Ebert Breydenstein, Stoffel Breydenstein a parte sponsae (s. vor).“

Eine kleine Notiz vom 28. Juli 1639 zeigt, daß mitunter auch damals schon noch im letzten Augenblick eine Verlobung in die Brüche ging und der bereits geschlossene Vertrag für nichtig erklärt wurde, wenn ein Partner wohl das sprichwörtliche Haar in der Suppe gefunden hatte:

„Den 28. Jul. Seindt im Pfarrhaus vor mir Johann Guttwein erschienen, Ludwig Mauß an einem, und Elß Johannes Schwartzenauers Witthbe (Witwe) beyde zu Kleina (Niederklein), und eines des andern wegen irem getroffenen Weinkaufs (= Ehevertrag) und Ehestieftung ledig und loß gegeben; jedoch sollen die Schäden und Unkosten, so vorgangen auf dem Breutigam liegen. Darbey seindt Heinrich Flieck und Cuntz Müller.“

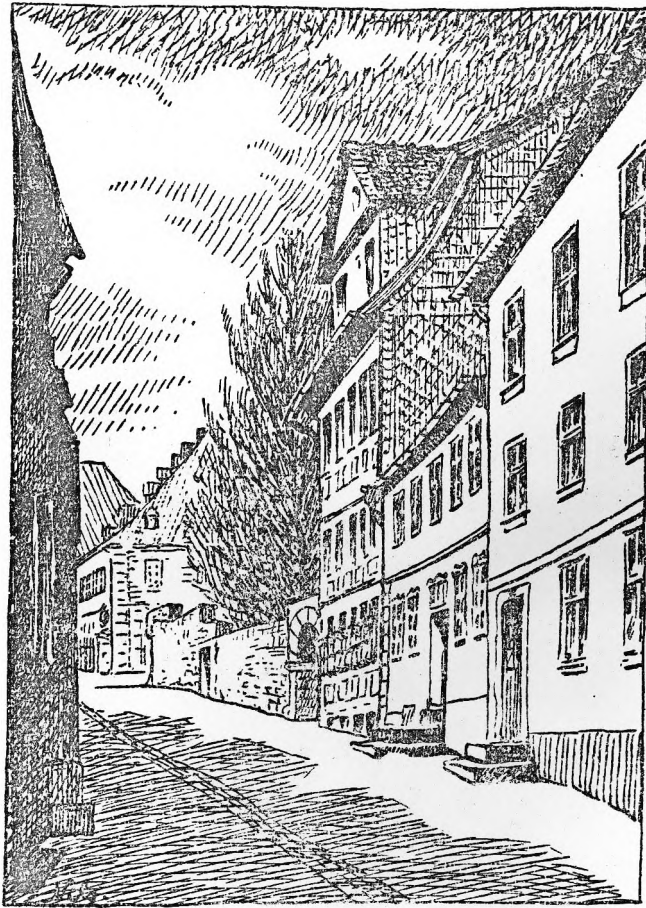
Neben den mannigfaltigen heimat- und familien-geschichtlichen sowie volkskundlichen und soziologischen Einzelheiten verdient vielleicht noch die Tatsache Beachtung, daß damals für den „kleinen Mann“ etwaige Konfessionsunterschiede eine so untergeordnete Rolle spielten, daß sie nicht einmal in den Verträgen Erwähnung fanden.

Insgesamt stellt das kleine „Manuale“ vor allem für die Familienforschung im Amöneburger Gebiet eine echte Bereicherung dar.

Ein altes Patrizierhaus in der Rittergasse

In dem Hause Rittergasse 3 wohnte der Fuldaer Rechtslehrer Staatsrat Eugen Thomas

Die vom Bonifatiusplatz nach der Unterstadt führende Rittergasse, die ihren Namen bekanntlich der Tatsache verdankt, daß sich hier im Mittelalter die Knechtel verschiedenen Rittergeschlechter befanden, wird zum ersten Mal urkundlich im Jahre 1459 erwähnt. Unser heutiges Stadtbild zeigt einen reizvollen Blick in diese Gasse, wie sie sich von der Kanalstraße aus dem Beschauer darbietet. Das dritte Haus auf unserer Zeichnung — heute Rittergasse Nr. 3 — läßt schon in seiner äußeren Form ohne weiteres erkennen, daß wir hier ein altes Patrizierhaus vor uns haben. Um 1700 gehörte das Haus (vergleiche Kataster der Stadt Fulda aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert, herausgegeben von H. Jestaedt) einem Herrn Franz Schilling. Nach ihm war Amtsvogt Heucken Eigentümer des Anwesens. Der nächste Besitzer, Stadthauptmann Obrist Lindtner, gab durch einen im Jahre 1739 gewählten grundlegenden Umbau dem Haus seine heutige barocke Gestalt. In der Folgezeit war Hofrat Schabel Besitzer des Hausgrundstückes. Nach diesem kam das Anwesen in das Eigentum des Hof- und späteren Staatsrats Eugen Thomas, der sich als Rechtsgelehrter einen Namen gemacht hat (vgl. Aufsatz in den Fulda. Geschl., Jahrgang 1905, S. 113 ff. von G. Richter). Eugen Thomas wurde am 23. 4. 1758 als



Zeichnung: Jan Nils

Sohn des fürstlich-fuldaischen Forstrats und Oberjägers Christoph Thomas geboren. Seine Mutter war eine geborene Heucken, vermutlich eine Tochter des obengenannten Amtsvogtes gleichen Namens. Nach Abschluß des Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte Thomas an der damals noch in Fulda bestehenden Universität Jura. Später bezog er zu weiteren Ausbildung die Universität Gießen, um

dann im Jahre 1782 an der heimatischen Hochschule zum Doktor beider Rechte zu promovieren. Nach bestandenen Examen trat er in den Dienst seines Fürsten. Er wurde zunächst im Landesarchiv beschäftigt. Hier entstand alsbald der Plan zu seinem Werk: „Entwurf der fuldischen Gerichtsverfassung, als ein Beitrag zum deutschen Recht aus Landesgesetzen und dem Gerichtsgebrauche gesammelt.“ Das Werk erschien im Jahre 1784. Vier Jahre später veröffentlichte Eugen Thomas den ersten Band seines Werkes „System aller fuldischen Privatrechte, ein Beitrag zur Sammlung teutscher Provinzialrechte und Verfassungen“. Der zweite Band folgte 1789, der dritte und letzte 1790.

Im Jahre 1790 erhielt Hofrat Eugen Thomas sein Bestallungsbefrei als Archivar und Archivrath. Als Gehalt wurden ihm 600 Gulden aus der Landeskasse sowie an Naturalien von der fürstlichen Rentkammer drei Malter Weizen, zehn Malter Korn und zwölf Malter Holz gezahlt. Im Jahre 1793 heiratete Eugen Thomas, damals 35 Jahre alt, die Tochter des Hofkammerrats und fürstlich-fuldaischen Haushofmeisters August Roos. Die Hochzeit fand in Rommerz statt, wo der Onkel des Bräutigams, der fürstlich-fuldaische Oberjäger Georg Thomas, wohnte. Auf das weitere Lebensschicksal des Hofrats Eugen Thomas übten die großen weltgeschichtlichen Ereignisse um die Jahrhundertwende einen entscheidenden Einfluss aus. Schon im Jahre 1792 wurde Thomas Mitglied der Marsch- und Verpflegungskommission, die für die Verproviantierung der gegen die französische Revolutionsarmee zu Felde ziehenden preussischen Truppen zu sorgen hatte. Nach der Einnahme des Hochstiftes Fulda durch den Erbprinzen Wilhelm von Oranien trat Thomas in die Dienste der oranischen Staatsverwaltung. Zunächst Vortragender Rat, wurde er später zum Geheimen Regierungsrat und kurze Zeit darauf zum Vizekanzler und Vizedirektor des neu gebildeten Revolutionsdepartements mit dem Prädikat Ehrenz ernannt.

Als nach dem Ende der Oranier-

herrschaft Fulda eine französische Provinz wurde, wurde Thomas Vorsitzender der Arrondissementskommission.

Nachdem dann im Frühjahr 1810 ein Teil des ehemaligen Hochstiftes Fulda Bestandteil des neugeschaffenen „Großherzogtums Frankfurt“ geworden war, berief der Fürstprimas Karl von Dalberg den bisherigen Geheimen Rat und Vizekommissar Thomas in den Staatsrat. Auch an dem Landtag des Großherzogtums, der vom 15. bis 26. 10. 1810 in Hanau tagte, nahm Eugen Thomas teil. Im Jahre 1812 wurde Eugen Thomas in einer Sitzung des Staatsrats von einem Schlaganfall betroffen, von dem er sich nicht mehr völlig erholte. Am 10. Mai 1813 starb er in Frankfurt.

Außer den beiden großen für die Erforschung der heimischen Rechtsverhältnisse grundlegenden juristischen Werken schrieb Eugen Thomas noch eine Anzahl weiterer Arbeiten, die sich mit geschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen seiner Heimat befaßten.

Nach dem Tode der Witwe des Staatsrats Thomas wurden der durch seine „Bücherblätter“ bekanntgewordene Schwiegersohn des Verstorbenen, Medizinalrat Ignaz Schwarz und die Tochter Luise Thomas Erben des Anwesens.

Das rechts anstoßende Hausgrundstück (heute Rittergasse 5) gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts Philipp Landguts Erben. Anschließend gelangte es in den Besitz des Kammerrats Johann Caspar Staubach. Im weiteren Verlauf der Jahre war das Haus Eigentum des Verwalters Dieck, des Hofrats Kaucholz, des Burgoogts Dilling, des Professors Gutgesell, des Professors Köster, des Professors Franz Carl Rühl (1810), des Pedells Benedikt Gippel (1826), des Bürgers Franz Link (1829), des Pedells Christoph Deuschle (1832).

Das Nebenhause (heute Rittergasse 7) gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Bürger Georg Christoph Zang, dann einer Witwe Frau, und in der Folgezeit dem Kammerrat Johann Caspar Staubach, dem Verwalter Dieck, dem Wilmmeister Franz Simon zu Giesel, Josef Trapp (8. 1. 1839) und Drechsler Johann Josef Trapp (13. 6. 1839). Am 6. 12. 1875 wurde der Partikulier Josef Wiskner Eigentümer des Hausgrundstückes. Dr. A.

Ein Biergelage und seine Folgen

Eine Anekdote aus Mittelkalbach

Es war im Jahre 1898 zu Mittelkalbach. Ambros (M.), Kanut (G.) und Flößer Hilarius (K.) hatten zusammen ein Fäßchen Bier geleert. Gestiftet hatte es der alte Ziegelhütter (Hilarius E.). Vinanz (K.) vom Grashof hatte davon erfahren, sich eingeschlichen und heimlich mitgezupft. Als die anderen ihn dabei erwischten, nahm er Reißaus, wurde aber von Hilarius und Kanut verfolgt und beim Hof „Heck“ (Ecke Sebastianstraße/Mühlenweg) gestellt. Bei der folgenden Schlägerei wurde er am Bein verletzt. Es kam zur Gerichtsverhandlung in Fulda. Ambros und Kanut erhielten jeder ein Jahr Gefängnis. Die Gerichtskosten mußte Kanut allein tragen, vermutlich deswegen, weil bei Hilarius nichts zu holen war. Er hatte zwar auch Geld auf der Kasse in Fulda, das aber schon abgehoben war. Er wurde vor Gericht gefragt, wohin das Geld gekommen sei. Hilarius antwortete, daß er es dem Heiligen auf der Löschenröder Brücke in die Hand gedrückt habe. Er habe nur noch den Plumps gehört, als es ins Wasser gefallen sei. (Mitgeteilt von Albert Müller, Mittelkalbach.)

Diese letzte, recht phantasievolle Erklärung dürfte das Gericht dem Angeklagten kaum abgenommen haben. Der Heilige auf der Löschenröder Brücke war natürlich der hl. Johannes Nepomuk, dessen steinernes Bild die 1717 von Fürstabt Konstantin von Buttlar erbaute Brücke über die Fulda bis zum letzten Kriegsende zierte. Sie fiel der Brückensprengung zum Opfer.

Der alte Ziegelhütter war der Bewohner des kleinen Hofes (heute Wohnplatz) Ziegelhütte östlich von Mittelkalbach. Der Hof war auf einer Ziel-Hute (d. h. Grenzweide), vielleicht aus dem Weidewächterhäuschen entstanden. Auch der Grashof (heute Wohnplatz und Gastwirtschaft) südwestlich von Mittelkalbach war auf einer alten Viehweide entstanden (auf d'r aas, mit Präfix ge-ras). Die volkstümliche Bezeichnung „Kukscheiss“ dürfte ebenfalls auf das alte Weidewort azzan = äsen, fressen, weiden und auf ahd. ezisc, esch, eich für Weideplatz zurückgehen: das eich, scheich, Kuchscheichs, Kukscheiss).

Hilarius K. hatte wohl zeitweise als Mainflößer gearbeitet und diesen Berufsamen als Beinamen erhalten, um ihn von Hilarius E. zu unterscheiden. Auffallend sind – wie auch in anderen Dörfern – die altertümlichen Vornamen. Sie sind wohl darauf zurückzuführen, daß der Vater bei der Taufanmeldung noch keine genaue Vorstellung über den Namen des Kindes hatte, der Pfarrer dann etwas nachhalf und den Namen des Tagesheiligen vorschlug. Diese Methode hatte immerhin den Vorzug, daß jeder „seinen“ Namen hatte und nicht mehrere Kinder mit dem gleichen Modenamen im Dorf herumliefen.

Ambros (Ambrosius) heißt „der Unsterbliche“ (vgl. Ambrosia = Göttertrank, Nektar der Unsterblichkeit in der griechischen Mythologie). Namenspatron ist der hl. Bischof Ambrosius von Mailand († 397), einer der vier großen abendländischen Kirchenlehrer.

Hilarius (engl. Hilary) heißt „der Heitere, Fröhliche“. Namenspatron ist der hl. Bischof und Kirchenlehrer Hilarius von Poitiers († 367). Der früher seltene, heute wieder häufiger gebrauchte Vorname Knud (lat. Kanutus) kommt aus dem Altnordischen und bedeutet „der Vermessene, Waghalsige“. Namenspatron ist der hl. König Knut IV. von Dänemark († 1086).

Bei uns – im Gegensatz zum Frankenland – ganz ungebräuchlich ist Vinanz (Venantius), der auch im Duden-Lexikon der Vornamen nicht mehr verzeichnet ist. Der Name bedeutet „Jäger“. Namenspatron ist der hl. Bischof und Märtyrer Venantius von Dalmatien (Salona? † 257 oder 270). Reliquien dieses Heiligen kamen im Jahre 836 unter Abt Rabanus Maurus ins



St. Johannes Nepomuk auf der Brücke in Löschenrod. Heute nicht mehr vorhanden. Bild: E. Sturm

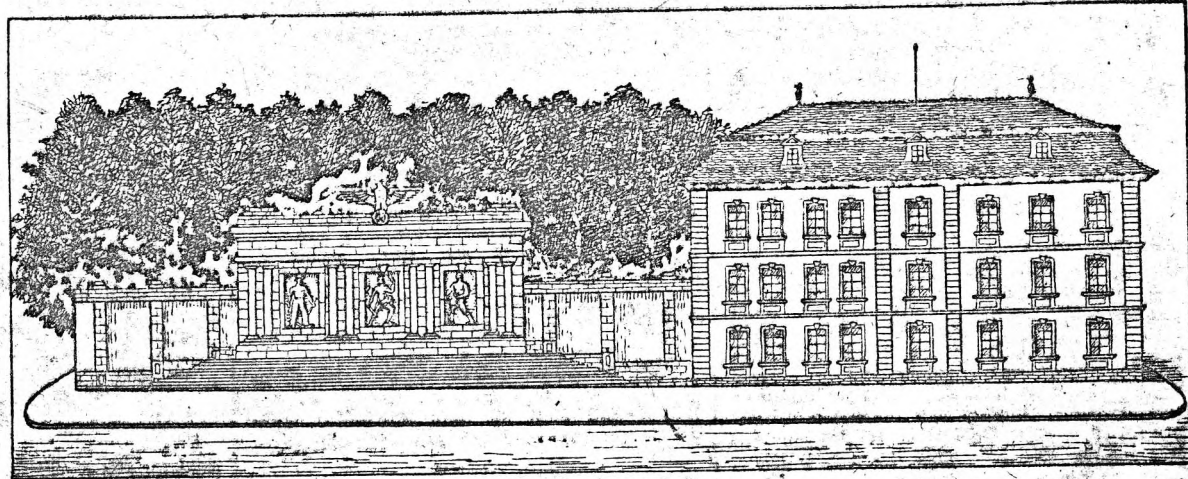
Kloster Fulda und nach Johannesberg bei Fulda. Deshalb ist sein steinernes Bild auch unter der „Ehrenwache“ am Grab des Apostels der Deutschen in der Gruft des Fuldaer Domes zu finden. Dort segnet er ein kleines Mädchen, aus dessen Mund ein Dämon entweicht.
Erwin Sturm

Ein Ehrenmal für unsere Helden

Neugestaltung des Platzes der SA und andere Pläne zur Verschönerung unserer Stadt
Eine interessante Ausstellung im Künstlerheim

Der Platz der SA gereicht in seiner heutigen Form unserer Stadt nicht zur Zierde. Darüber sind wir uns wohl alle einig. Auch bei den zuständigen Stellen ist man sich schon lange darüber klar, daß bei einer Neugestaltung des genannten Platzes der Gebäudekomplex zwischen Borgiasstraße und Universitätsstraße der Spikhacke zum Opfer fallen muß. Es sind auch schon Projekte, die eine Umgestaltung des Platzes ins Auge faßten, erörtert worden. Neuerdings hat Malermeister Fritz Fuchs einen bis ins Einzelne ausgearbeiteten Plan der Deffentlichkeit vorgelegt. Er kann gegenwärtig in einer vom Fuldaer Heimatbund veranstalteten Ausstellung zusammen mit anderen Projekten (Umgestaltung des Bahnhofsplatzes, Bebauung des ehemaligen jüdischen Totenhofes) zur Kenntnis genommen werden.

Am Hand der beiden Zeichnungen — Lageplan und Skizze — dürfte sich der Leser ein anschauliches Bild von dem Projekt machen können. Das Besondere an diesem Plan ist, daß die Neugestaltung des Platzes der SA mit einem den Helden der beiden Weltkriege gewidmeten Ehrenmal verbunden werden soll. Dieses Ehrenmal soll seinen Platz vor der Schulhofmauer des Gymnasiums erhalten. Zu dem eigentlichen Ehrenmal, das im sogenannten deutschen Baustil gehalten ist und ein monumentales Bauwerk darstellt, führt eine 1,80 Meter hohe Mauer. Seine Höhe beträgt 11,35 Meter, seine Breite 18,65 Meter. Um sich einen Begriff von diesen Ausmaßen zu machen, sei erwähnt, daß das anstoßende Gymnasium 18,85 Meter hoch und 28,75 Meter breit ist. Die Gesamtanlage mit den Rückenmauern auf beiden hat eine Breite von 41,12 Meter. Die Krönung des Platzes bildet das Hoheitszeichen mit dem Adler. Die durch den geschaffenen Felder sollen mit drei Hoch-Reliefs, Sinn-



Entwurf: Fritz Fuchs, Fulda

bildern des heroischen deutsch. Freiheitskampfes geschmückt werden: in der Mitte der Genius als Verkörperung deutscher Kraft und deutschen Kampfes, links ein Förderer der Grundstoffe der Wehrwirtschaft, rechts ein Bauer als Urbild der Nährwirtschaft. Die Reliefs, deren von Bildhauer Fritz Brill gefertigte Gipsmodelle in der Ausstellung gezeigt werden, sollen eine Höhe von 3,65 Meter haben.

Auf der Rückseite des Ehrenmals ist ein Ehrenhof vorgesehen, in dem eine Gedenktafel für unsere Helden angebracht werden soll. Die Mauer des Gymnasiums soll eine Erhöhung auf et-

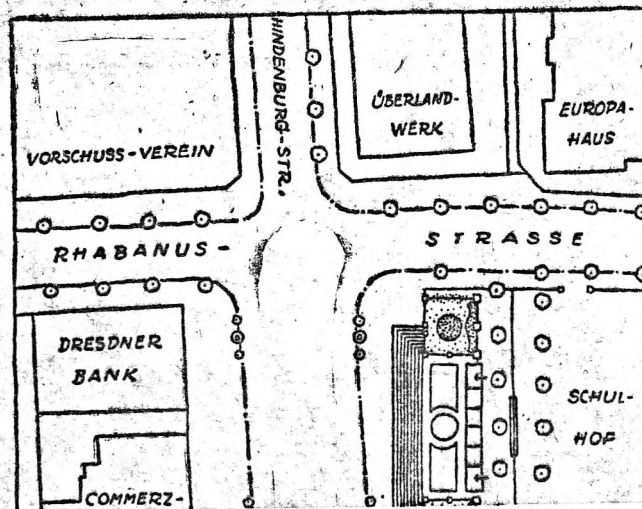
loge, von Bildhauer Brill geschaffen, wird in der Ausstellung gezeigt. Eine 800 Quadratmeter große Rasenfläche, mit zwei Blumenbeeten, um die ein 6,50 Meter breiter Bürgersteig herumführt, wird die Brunnenanlage, die einen Durchmesser von 15 Meter hat, umrahmen. An den umliegenden Gebäuden angebrachte Scheinwerfer werden eine Beleuchtung der Wasserstrahlen des Springbrunnens in der Dunkelheit ermöglichen. Als Schmuck der Bürgersteige um den Platz der SA sind niedrige Bäume (Kugelahorn) vorgesehen. Die zum Teil unschönen Fassaden der Häuser am Steinweg sollen durch Anpflanzung von Bäumen möglichst verdeckt werden.

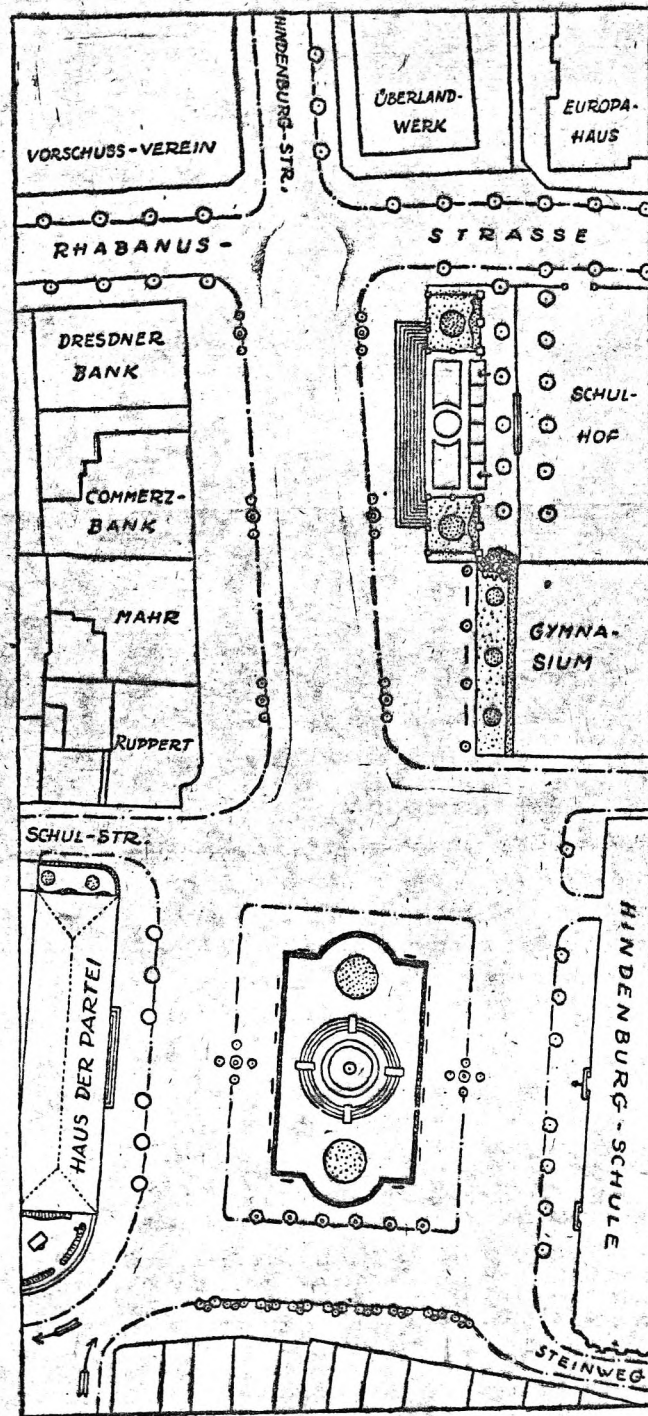
Der Plan von Fuchs sieht ferner eine Niederlegung der an der Nordseite der Borgiasstraße stehenden beiden Häuser vor, um so eine Verbreiterung der Fahrstraße am alten Rathaus auf 7,5 M. (heute 3 Meter) und durch Freilegung des Blickes auf Stadtpfarrkirche und altes Rathaus eine wesentliche Verschönerung des Stadtbildes zu erreichen. Auf dem gewonnenen Platz ist als Gegenstück der Hindenburgschule ein repräsentatives Gebäude, etwa ein Haus der Partei, ge-

plant, das sich dem gegenüberliegenden Bau der Hindenburgschule im Stil und in der Höhe anpaßt. Der im Zuge der Neugestaltung freigelegten Seitenfassade des Stadtpfarrhauses müßte durch Anbringung weiterer Fenster ein gefälliges Aussehen gegeben werden. Die freie abgerundete Ecke zwischen Pfarrhaus und dem repräsentativen Bau (Haus der Partei), die eine gärtnerische Ausgestaltung erhalten soll, ist als Platz für den heute noch auf dem Adolf-Hitler-Platz stehenden Obelisk vorgesehen, der dort bei weiter ansteigendem Verkehr ein Hindernis bildet.

Auch die übrigen von Fritz Fuchs vorgelegten Pläne, vor allem das Projekt zur Umgestaltung des Bahnhofsplatzes sind sehr interessant und verdienen weitgehende Beobachtung.

Mögen diese Zeilen, die an der Neugestaltung unseres Stadtbildes interessierten Volksgenossen, die bisher noch keine Gelegenheit hatten, die Projekte kennen zu lernen, zu einem Besuch der Ausstellung im Künstlerheim (Hindenburgschule) anregen. Die Ausstellung ist noch bis einschließlich Sonntag geöffnet.





Genius als Vorbild der deutschen Kraft und deutschen Kampfesgeistes, links ein Bergmann als Förderer der Grundstoffe der Wehrwirtschaft, rechts ein Bauer als Urbild der Nährwirtschaft. Die Reliefs, deren Vorbild der Künstler als Urmodell in der Ausstellung gezeigt werden, sollen eine Höhe von 3,65 Meter haben.

Auf der Rückseite des Ehrenmals ist ein Ehrenhof vorgesehen, in dem eine Gedenktafel für unsere Helden angebracht werden soll. Die Mauer des Gymnasiums soll eine Erhöhung auf etwas über drei Meter erfahren, um ihr das richtige Verhältnis zur Größe des Ehrenmals zu geben. Bei dem Projekt ist Bedacht darauf genommen worden, daß die an der Mauer stehenden Bäume als schmückender Hintergrund des Ehrenmals, für das als Baumaterial Muschelfalk vorgesehen ist, erhalten bleiben. Durch Verbreiterung der Bürgersteige vor dem Ehrenmal und der gegenüberliegenden Häuserseite wird statt des jetzigen Platzes eine 17 Meter breite repräsentative Straße geschaffen, die in der Achse der Hindenburgstraße liegt, und auf den durch die Niederlegung der Gebäude bis zum Steinweg gewonnenen freien Platz führt.

In der Mitte dieses Platzes soll nach Fritz Fuchs eine Wasserfontäne mit vier Platten — die vier Jahreszeiten darstellend — errichtet werden. Ein Gipsmodell der Brunnenan-

lage, die einen Durchmesser von 15 Meter hat, umrahmen. An den umliegenden Gebäuden angebrachte Schirmwerfer werden eine Beleuchtung der Wasserstrahlen des Springbrunnens in der Dunkelheit ermöglichen. Als Schmuck der Bürgersteige um den Platz der SM sind niedrige Bäume (Kugelgehörn) vorgesehen. Die zum Teil unschönen Fassaden der Häuser am Steinweg sollen durch Anpflanzung von Bäumen möglichst verdeckt werden.

Der Plan von Fuchs sieht ferner eine Niederlegung der an der Nordseite der Borgiasstraße stehenden beiden Häuser vor, um so eine Verbreiterung der Fahrstraße am alten Rathaus auf 7,5 M. (heute 3 Meter) und durch Freilegung des Blickes auf Stadtpfarrkirche und altes Rathaus eine wesentliche Verschönerung des Stadtbildes zu erreichen. Auf dem gewonnenen Platz ist als Gegenstück der Hindenburgschule ein repräsentatives Gebäude, etwa ein Haus der Partei, ge-

plannhaus mußte durch Anbringung weiterer Fenster ein gefälliges Aussehen gegeben werden. Die freie abgerundete Ecke zwischen Pfarrhaus und dem repräsentativen Bau (Haus der Partei), die eine gärtnerische Ausgestaltung erhalten soll, ist als Platz für den heute noch auf dem Adolf-Hitler-Platz stehenden Obelisk vorgesehen, der dort bei weiter ansteigendem Verkehr ein Hindernis bildet.

Auch die übrigen von Fritz Fuchs vorgelegten Pläne, vor allem das Projekt zur Umgestaltung des Bahnhofes, sind sehr interessant und verdienen weitgehende Beobachtung.

Mögen diese Zeilen, die an der Neugestaltung unseres Stadtbildes interessierten Volksgenossen, die bisher noch keine Gelegenheit hatten, die Projekte kennen zu lernen, zu einem Besuch der Ausstellung im Künstlerheim (Hindenburgschule) anregen. Die Ausstellung ist noch bis einschließlich Sonntag geöffnet.

Steht euren Mann!

Ein Wort zur Woche der schaffenden Jugend!

Von Gauleiter Staatsrat WEINRICH

Liebe Jungs und Mädels! Während eure Väter und Brüder draußen an der Front stehen und für Deutschlands Freiheit ihr Leben einsetzen, wird von euch an eurem Arbeitsplatz mehr verlangt, als in Friedenszeiten von Jungs und Mädels gefordert wird, denn ihr sollt euch der tapferen deutschen Soldaten würdig erweisen. Die Bürde, die euch der Krieg auferlegt, sollt ihr jedoch nicht als eine Last, sondern als eine Ehre empfinden. Ihr sollt stolz darauf sein, daß das deutsche Volk euch für würdig befindet, Arbeiten zu verrichten, die früher von Erwachsenen getan wurden. Denkt daran, daß auch von eurem Einsatz der Sieg der guten Sache und die Vernichtung des jüdischen Erbfeindes und Friedensstörers abhängt.

Ihr habt umso mehr Veranlassung dazu, mit ganzem Herzen dabei zu sein, als es euer Reich ist, um dessen Freiheit und Größe jetzt gestritten wird. Ihr, die ihr unbelastet mit fremden Doktrinen und falschen Vorstellungen in der nationalsozialistischen Gemeinschaft groß geworden seid, werdet einmal Erben und Vollstrecker der großen deutschen Zukunftsaufgaben sein. Uebt euch darum jetzt schon in der Hingabe an das Ganze und in entschlossenem Einsatz! Überall, wo ihr steht, müßt ihr zeigen, daß deutschem Fleiß, deutscher Zuverlässigkeit und deutscher Disziplin nichts unmöglich ist. Es ist jetzt keine Zeit für euch zu Tändelei und kindlichem Unfug. Die große Zeit erfordert auch von euch das größte Maß von Gewissenhaftigkeit und Zucht. Dadurch, daß ihr euch jetzt ganz den gestellten größeren Aufgaben hingibt, macht ihr euch zugleich würdig und stark für das, was eine große Zukunft von euch fordern wird. Denn nur ein fleißiges und diszipliniertes Geschlecht wird die neue Ordnung bauen können, für die jetzt die Voraussetzungen erkämpft werden.

Wenn einmal die Geschichte unserer Zeit geschrieben wird, dann wird darin auch euer Tun verzeichnet sein. Und dann soll es einmal heißen, daß die deutsche Jugend im großen Kriege ihren Mann gefunden hat und daß in der Zeit größter völkischer Not und Bedrängnis ein Geschlecht heranwuchs, das würdig und stark genug ist, das Reich auf seinen Schultern zu tragen. Darum müßt ihr jetzt euren ganzen Stolz darein setzen, daß eure Arbeit so getan wird, als wenn von jedem Werk, das ihr verrichtet, die Existenz unseres Volkes abhinge.

Denkt daran, daß ihr einmal den Soldaten, die aus dem Felde als Sieger nach schweren Kämpfen heimkehren, in die Augen sehen müßt. Sie werden euch fragen, was ihr geleistet habt. Sorgt dafür, daß ihr dann nicht verlegen den Blick senken müßt. Vielmehr sollt ihr mit klaren und fröhlichen Augen sagen können:

Ein Fuldaer Pestrezept und ein Kapuziner-Pestbrief

Von Franz Gräser

Die Bibliothek der Philosophisch-Theologischen Hochschule Fulda (Priesterseminar) besitzt ein interessantes Tagebuch, das ein Fuldaer Bürger in den Jahren zwischen 1607 und 1666 geführt hat. Dieses Buch ist in der Heimatliteratur bekannt als „Die chronikalischen Aufzeichnungen des Gangolf Hartung“. Die Chronik ist bis jetzt zweimal veröffentlicht worden.

Das erste Mal war das vor über 115 Jahren im „Programm, mit welchem zu der öffentlichen Prüfung und Schlußfeierlichkeit des Kurfürstlichen Gymnasiums zu Fulda . . . 1863 ergeben“ eingeladen wurde. Der damalige Bearbeiter, Gymnasiallehrer Gegenbauer, hat seine Veröffentlichung mit einer kurzen Einleitung versehen.

Die zweite Publikation kam im Jahre 1910 in den Fuldaer Geschichtsblättern heraus. Der Herausgeber, Professor Dr. Haas, war in 78 Anmerkungen bemüht, „neben den nötigen Angaben über Personalien die vielen in der Chronik erwähnten Truppendurchzüge in den geschichtlichen Zusammenhang zu bringen“.

Nun gehen aber der eigentlichen Chronik mit dem Jahre 1632 beginnende Notizen über Geld- und Steuererzahlungen, Häuserkäufe und Reparaturkosten voran. Dann folgt eine größere Anzahl von Rezepten, die teilweise auch von anderer Hand geschrieben sind, Vorschriften für die Herstellung von Salben, Ölen und anderen Arzneimitteln. Ganz am Schluß der Chronik hat dann Hartung auch Eintragungen über seine eigene Familie gemacht.

Diese drei Abschnitte haben bis jetzt noch keine rechte Beachtung gefunden. Gegenbauer schreibt: „Diese kommen (nicht) für unsere Zwecke in Betracht.“ Haas erklärt in einer Anmerkung zur Einleitung: „Es lohnt sich nicht, alle diese Rezepte, die übrigens für ihren Teil auch interessante Beiträge zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts sind, hier abzuzeichnen. Um jedoch dem Leser eine Vorstellung dieser Salben, Mixturen usw. zu geben, mögen hier zwei Proben folgen, und zwar druckt er ab:

1. Contra Pestem.

2. So sich jemandt vor dem Trunck besorget.

Seit zwei Jahren beschäftigte ich mich nun von der heimatkundlichen, genealogischen und pharmaziegeschichtlichen Seite her mit diesen drei Abschnitten der Chronik von Gangolf Hartung. Der Teil meiner Ergebnisse über die „Pest“ wird im Nachstehenden vorgelegt.

Es gibt bekanntlich keine Landschaft und auch keine Stadt, in der nicht im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit die Pest gewütet hätte. Deshalb war man überall bestrebt, sich irgendwie gegen diese damalige Geißel der Menschheit zu schützen. So erschien, um ein Beispiel zu nennen, am 19. August 1611 von dem Fuldaer Fürstabt Johann Friedrich von Schwalbach (1606–1622) eine Pestordnung, in der es u. a. heißt: „... daß der inficirten Heußer zugemacht, den Kranken alle Notturft gereicht, vnnnd . . . sonderlich auch gemeinen Zechen, Tantz und Badstuben mit Ernst vnnnd also verbotten, daß Niemandt, wer er auch seie, ohn dein Vorwissen von Hauß ander Örter, sonderlich die inficiret sein, sich begeben. . . . Ferner sollestu sonderbar Thodengreber bestellen, ein abgesonderten vnnnd befriedigten Platz zu der Inficirten Pegrebnuß anordnen . . .“

Bereits 1348 hatte in Fulda die Pest sehr gewütet. Damals gelobte man eine Pestwallfahrt, die auch noch heute durchgeführt wird. 1651, also zu Lebzeiten von Gangolf Hartung, errichtete Fürstabt Joachim von Gravenegg (1644–1671) eine hohe „Pestsäule“ mit dem Standbild der Maria. Diese korinthische Säule sollte einmal ein Friedensdenkmal zur Erinnerung an das Ende des Dreißigjährigen Krieges, zum andern aber auch ein Mal für die damals schon 300 Jahre alte Pestwallfahrt sein. Bekannt ist ja, daß die hl. Maria als Schutzmantelmadonna gerade in Pestzeiten ein großes Vertrauen genoß. Hartung erwähnt die Errichtung dieser Säule in seiner Chronik, ebenso „ein groß sterben Anno 1613“ und „ein pestkrankheit“ von 1625.

Die Pestilenz von 1635 hat er dagegen nicht vermerkt. In seinen allgemeinen Aufzeichnungen ist eine Lücke von September 1635 bis zum 6. Mai 1636. Das ist aber verständlich, denn schwere Schicksalsschläge haben den Chronikschreiber in dieser Zeit getroffen. Im Herbst verlor er nicht nur seine erste Frau, sondern auch drei kleine Söhne. Ebenfalls fiel die Hausmagd der Seuche zum Opfer. Noch heute liest man mit Erschütterung seine gottergebenen Einträge über diese Todesfälle auf drei Seiten des Familientagebuches.

Das Ausmaß dieser Seuche kann man auch aus den großen Lücken im Kirchenbuch schließen, der Pfarrer hat einfach kapituliert. Ebenfalls kann man das aus dem Fuldaer Ratsprotokoll (II, 363) des folgenden Jahres entnehmen; dort heißt es: „Weillen bey vergangener Infection fünf herrn im unterrath (Unterrat = eine Art Gemeinderat) thots verfahren . . .“

Über die Verbreitung der Pest im Jahre 1635 gibt das 1975 erschienene umfangreiche Werk von Jean Noël Biraben „Les hommes et la peste en France et dans les pays européens et méditerranéens“ eine Vorstellung. Er nennt folgende Orte und Landschaften in Deutschland und in der Schweiz:

Wahingen, Tübingen, Stuttgart, Cannstatt, Calw, Ulm, Hanau, Frankfurt, Gießen, Spessart, Neckarsteinach, Daisberg, München, Sondheim/Rhön, Lohr, Zürich, Basel, Leipzig, Esslingen, Augsburg, Saarbrücken, Tirol und Dresden.

Nun zu der bereits eingangs erwähnten Vorschrift Contra pestem (gegen die Pest). Sie lautet: „Nehmet Raute, Fenchell, Salbey, Brombeerlaub jedes ein Hand voll, muß alles fein grien sein, hacks vndt schneids inn einen Haffen, gieß ein guete Maß weißen Wein dran, deckts zue und laßt . . . es halb einsieden. Darnach durch ein tüchlein geseihen, daß kein Krautt mitkompt. Inn dieselbige Brüe nemet 1 lot gestoßenen weißen Ingber. Nemet darnach 9 Morgen nacheinander alle morgen ein löffel voll nüchtern so seist ihr ein gantz Jar sicher vor der Pest. probatum est.“

Professor Keil, dessen Würzburger Institut für Geschichte der Medizin sich besonders mit den Pestschriften beschäftigt und der mir bei meiner Arbeit wertvolle Hinweise gab, erkannte sofort die Vorbilder für Hartungs Rezept.

Im „Sinn der höchsten Meister von Paris“ heißt es: „Item wer sich yn der czeit und zu der selben czeit so die pestilencze ader die druß regniet, dar vor wil hutten der nem salben plether eyns als viel des andern holder pletheer pramper plether eins als des andern vnd syde das yn guthem claren weyn ader der

lawther sey und thu dar tzu gestoßen Ingwer und trinck alle tag dar von nüchtern ehe dann er awß seinem hawß gehe . . .“

Die entsprechende Stelle im „Pestbrief an die Frau von Plauen“ lautet: „Item nym Salben plethther holder plether und pramen plether eyns als vil als des anderen und Sewde es mit guthem weyn und mit gestoßem ingwer und trinck das des morgens nüchtern wen du auff stehest es hylfft dich.“

Eine sehr interessante Handschrift der Fuldaer Landesbibliothek steht im Zusammenhang mit unserem Rezept. Es ist dies ein Sammelband von Handschriften in ostfränkischer Mundart, geschrieben in „Fränkischer Bastarda“ aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit vorwiegend geistlichem Inhalt, so mit einer mehrseitigen lateinischen Abhandlung über die beiden Ärzte- und Apothekenheiligen Cosmas und Damian. Außer Psalmen, Gebeten und einem Trinklied enthält sie auf den letzten Seiten Vorschriften (Verhaltensregeln) gegen die Pest, darunter auch das Pestrezept bei Hartung.

Diese Handschrift stammt aus der Bibliothek des früheren Kapuzinerklosters in Fulda. Die Kapuziner sind erst 1751 nach Fulda gekommen. Die Klostergründung durch die Rheinische Kapuzinerprovinz in Mainz erfolgte, um einer Konkurrenz durch die Fränkische Provinz (Würzburg) zuvorzukommen. Die Handschrift ist also wohl vom Rhein nach Fulda gekommen.

Dieser „Kapuziner-Pestbrief“, so möchte ich ihn nennen, gehört in die große Reihe der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pestliteratur und ist in der Hauptsache ein Kompilat von drei bekannten Traktaten:

1. Der Sinn der höchsten Meister von Paris,
2. Pestbrief an die Frau von Plauen,
3. Prager Sendbrief.

In die 42 Sätze (bzw. Regeln), die unter der Überschrift „Von der Pestilenczyge“ stehen und die alle wie üblich mit „Item“ anfangen, sind auch Abschnitte aus dem Pariser Pestgutachten (PP), dem Kranenwittbeetraktat (KT), dem Schwäbischen Theriak-Pesttraktat (xxx) und dem Pesttraktat Jakob Engelins von Ulm (E) eingearbeitet.

Als Beispiele seien genannt: „Item wer do vor sicher wel sey der hutte sich sere vor den lftven vnd vor den nebeln des morgens vnd des nachtes“ (PP). – Zu diesem Abschnitt 28 möchte ich noch einen Vers nennen, den Bernhard Dietrich Haage in seiner Habilitationsschrift von 1977 über den „Codex Sangallensis 1164“ aufführt:

„Fleuch pald, fleuch ferr, kum wider spot,
das sind drey Krewter in der not
für all aptecker und doctor.“

Weiter schreibt er: „Die älteste, aus der Erfahrung gewonnene und daher wohl wirkungsvollste Anweisung zum Schutz gegen die Pest ist der Rat zur Flucht vor Pestkranken und allem, was mit ihnen in Berührung gekommen ist.“

„Item wachelter per sal du essen frühe vnd des tages wen du wilt so sal man funff ader siben ader newn awß einem essige essen also das ir allewege vngerade seyn (KT).“

In keinem Vorbild konnte bis jetzt der Abschnitt 32 gefunden werden, der besagt: „Item gehe nicht nuch-

tern yn die Kyrchen, yß alle wege vor eyn supplein mit essige vnd wachelter per danach.“ Hier dürfte wohl der geistliche Schreiber, der Kapuziner, zum Vorschein kommen. Der Schlußsatz kommt sowohl im „Pestbrief an die Frau von Plauen“ als auch im „Kranewittbeertraktat“ vor: „Item wen du sloffen silt so yß von wachelter per der vngerad seyn auß essig vnd slaff nit nicht vff das laßenn.“

Erwähnen möchte ich noch, daß in der Fulda benachbarten Landgrafschaft Hessen-Kassel die Landgräfin Sophia am 11. August 1666 ein Pestedikkt herausgegeben hat, das bedeutend ausführlicher ist als die kurz erwähnte Fuldaer Ordnung von 1611. Darin heißt es: „Die arme können aus Wacholderholtz runde Knöpff trehen lassen vnd ein Schwemlein in Essig vnd Rautensafft genetzt darein thun, daran zu riechen. An verdecktigen orten soll man den Athem nicht hart an sich ziehen.“

In unserem Kapuziner-Pestbrief heißt es entsprechend dem Prager Sendbrief: „Item wil tu ader müst bey lewthen seyn so nym wynd rawten vnd wachelter per vnd stoß sie yn weyn essig vnd thu es yn eyn tüchleyn vnd habe es für den mundt vnd für die naßen.“

Zum Abschluß das am Anfang erwähnte Rezept „So sich jemandt vor dem Trunck besorget“: „Dörr 2 oder 3 kohlblätter, isse mit saltz vnd essig vor vnd nach der Mahlzeytt. So biste sicher, dass dir der wein nicht schadt, wann du ihm schon zu viel gethan hast.“

F. Gräser und G. Keil, Die Pestrezepte des Fuldaer Kodex Aa 129 – Untersuchungen zu einem ostfränkischen Kompilat des 15. Jahrhunderts (Zeitschrift für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur, IX. Band, Heft 1, 1980).

Ein Schlächterner und der gefangene Napoleon

Am 5. September 1870 — genau vor hundert Jahren — hielt am Bahnhof Elm der Extrazug, der den in der Schlacht bei Sedan gefangengenommenen Kaiser Napoleon III. mit seinem Adjutanten Castelnau nach Kassel brachte. Auch das Kinzigtal stimmte damals in die Lieder mit ein, die in ganz Deutschland dem Unterlegenen zum Spott erklangen: „Napoleon, du Schustergesell“ und „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub, es ist Napolium“. In Hanau wurde eine Zinnfigur gegossen, die als Streichholzanzünder diente und ihn als Kuttenträger mit Kapuze darstellte.

Im Gegensatz dazu ereignete sich im oberen Kinzigtal etwas ganz anderes, etwas Besonderes. In Herolz saß ein Siebzigjähriger, der Schlächterner Bürgermeisterssohn Dr. Ph. Lotich, am Schreibtisch und setzte einen Brief an den Vielgeschmähten auf. Am Eingang des Schreibens erinnerte er den Kaiser an ihre Bekanntschaft im Hause des Fürsten Baccocchi in Bologna. Dann fuhr er fort:

„Ich freute mich inniglich, als Ew. Majestät von der französischen Nation berufen wurde, und habe es damals Ew. Majestät in einem Schreiben ausdrücken zu müssen geglaubt, und so drängt es mich jetzt umsomehr zu sagen, wie schmerzlich es mich

berührt, wenn, mein Stolz als Deutscher, die Siegesfahne wie ein Trauerflor erscheint, jetzt, wo das Schicksal anders wollte... Ich weiß nicht, wie Ew. Majestät diese Zeilen aufnehmen werden, aber das Bewußtsein, daß in der Fremde in Ihrer Nähe ein deutscher Mann wohnt, dessen glühende Liebe für sein Vaterland... doch auch von Schmerz beherrscht und Dankbarkeit erfüllt, mag, so wage ich zu denken, Sie hier angenehm, besonders in solchen schmerzlichen Augenblicken, berühren.“

Daß Dr. Lotich, der das Französische vollkommen beherrschte, in deutscher Sprache schrieb, sollte eine Erinnerung an die Tage in Bologna sein, wo der sechzehnjährige Prinz Napoleon mit ihm deutsch gesprochen hatte.

Einer Familienüberlieferung nach soll Dr. Lotich auf dem Elmer Bahnhof die Gendarmenwache durchbrochen und mit dem kaiserlichen Gefangenen gesprochen haben. Eher denkbar ist eine Übergabe des Briefes auf diese Weise. Wie dem auch sei, das Schreiben ehrt den alten Dr. Lotich, der, das Menschliche über das Politische stellend, sich gedungen fühlte, einem gebrochenen Manne mit einem freundlichen Wort zu helfen.

W. Pr.

Ein Zwischenfall auf dem Gemüsemarkt

Von Raimund Henkel

Zu einem Zwischenfall auf dem Gemüsemarkt kam es am 11. August des Jahres 1923, an dem Marktverkäufer und Kommunisten beteiligt waren und der von dem Verein der Erwerbs- und Privatgärtner e. V. und der städtischen Polizeiverwaltung unterschiedlich geschildert wird. Verständlich wird das Ereignis nur vor dem Hintergrund der damals herrschenden Inflation.

Nach den Darstellungen des Vereins kam der Obergärtner Weise, der in den Diensten der Gast- und Landwirtin Scholastika Stock zu Adolphseck (Schloß Fasanerie) stand, am Morgen des besagten Tages mit seinem Gemüsewagen auf den Markt gefahren, um bereits verkaufte Ware abzuliefern, die größtenteils für Privatpersonen bestimmt war. Dabei wurde er von vier Männern umringt, die die Forderung erhoben, die Ware zu Einzelpreisen an Ort und Stelle zu verkaufen und nicht an Wiederverkäufer, wodurch sich die Ware nur verteuere. Dabei wurde Weise mit aufhetzenden Redensarten belästigt. Die Polizei dagegen zeigte sich machtlos, weil sie nicht rechtzeitig eingriff.

Der Vorgang veranlaßte die Gärtnervereinsung zur Abfassung einer Entschließung. Darin wiesen die Gärtner es ganz entschieden von sich, als Wucherer hingestellt zu werden, wie es bei den Hetzparolen zu vernehmen gewesen sei. Der Marktpolizei sprachen sie das Vertrauen ab, weil sie die Erzeuger nicht gegen die Eingriffe geschützt habe. Zur Wiederherstellung der Ordnung durch die Polizei beabsichtigte der Verein die Bildung eines Ausschusses, der fortan regelmäßig freitags zur Festsetzung von Richtpreisen zusammentreten sollte. Diese Preise sollten dann an den Markttagen öffentlich ausgehängt werden. Die Polizei wurde aufgefordert, je eine Person aus Verbraucherkreisen mit Kleingarten und eine Hausfrau ohne Garten zu benennen, die dem Ausschuß beratend beizuhelfen sollten. Der Kurhessische Bauernverein e.V. schloß sich der Resolution als übergeordnetes Organ an.

Aus der Sicht der Polizei verlief der Vorfall folgendermaßen: Zwei Beamte waren ab 7 Uhr 'auf dem Gemüsemarkt dienstlich anwesend. Zu dieser Zeit hielten sich auch vier Mitglieder der Kommunistischen

Partei auf dem Marktplatz auf, die den Händlern die Preise für ihr Gemüse diktieren wollten. Vorher sollten die Käufer keine Ware einkaufen. Einem Mitglied der Partei, das sich beim Aufwiegen der Käufer besonders engagierte, wurde Festnahme und Abführung angedroht. Im Verlaufe der Auseinandersetzung verstärkte sich die Zahl der Parteimitglieder, die den Rädelführer noch ermunterten. Daraufhin forderten die diensthabenden Polizisten Verstärkung an.

Dann kam das Fuhrwerk der Frau Stock von Adolphseck mit Gemüse. Der Wagen wurde von der Menge umringt, als Fuhrmann Weise damit beschäftigt war, Gemüse in größeren Mengen an die Wiederverkäufer zu verabreichen. Die aufgewiegeln Käufer verlangten die Abgabe der Ware an Einzelpersonen, was durch Verhandlung der Polizei mit Weise auch gelang. Dabei umstellten die inzwischen dazugekommenen Polizeibeamten den Wagen, um einen geordneten Verkauf zu gewährleisten.

In dem Protokoll wurden die Vorwürfe der organisierten Gärtner gegen die Polizei als unwahr zurückgewiesen. Weise habe den Preis für jede einzelne Gemüseart selbst festgesetzt, ohne daß Druck auf ihn ausgeübt worden sei. Es wird noch vermerkt, daß zuletzt ein Sack Erbsen im Kleinhandel an die Verbraucher abgegeben worden sei, wobei ein Überschuß von 527 000 Mark erzielt wurde. Den Betrag habe Obergärtner Weise zur Abgabe an die städtische Armenkasse zur Verfügung gestellt. Die Preise der übrigen Marktverkäufer seien weit höher gewesen als die von Frau Stock. Als das mitgebrachte Gemüse verkauft war, hätten sich die drei- bis vierhundert Menschen zerstreut.

In einer nachträglich vorgenommenen Untersuchung stellte die Polizei fest, daß von den beschwerdeführenden Gärtnern noch keiner Gemüse auf den Markt gebracht und verkauft hat. Daher schlug sie den Gärtner Ludwig Ries für die Preisbildungskommission vor, der seither schon regelmäßig Gemüse auf dem Fuldaer Markt angeliefert hat. Wie sich die Tätigkeit des Ausschusses fortan auf das Marktgeschehen ausgewirkt hat, konnte leider nicht ermittelt werden.

Eine Niederlassung Fulda in Kansas/USA

Von Elizabeth A. Ginsberg

Seit 1977 berichte ich, in den „Buchenblättern“ über die Fulda-Siedlungen in den USA. Sie bestehen oder bestanden in den Staaten Minnesota, Ohio, Indiana, Texas, South Dakota, Louisiana, California und möglicherweise in Washington State.

Ein bisher nicht bekanntes Fulda entdeckte ich in Kansas in Chautauqua County (Kreis) an der südlichen Grenze dieses Staates. Die Besiedlung dieser Gegend begann 1869. Durch Zufall fand ich im Internet eine winzige Landkarte aus dem Jahre 1878 mit interessanten Einzelheiten über diesen Kreis. Chautauqua County ist in zwölf Townships eingeteilt, die in fast gleichen Quadraten die Landkarte ausfüllen. Fulda lag in Summit Township. Es ist nicht vermerkt, wer der Siedlung den Namen Fulda gab oder wer dort wohnte. 1872 wurde ein Post-

amt in Fulda eingerichtet. Der Postmeister war M. Liebenberg. Sechs weitere Postämter entstanden 1870 bis 1873 in anderen Townships; vermutlich ging die Besiedlung des Kreises zügig voran. Jedes Township baute mehrere Schulen. Hier handelte es sich wahrscheinlich um kleine Holzhäuser mit einem Raum, in dem Kinder aller Jahrgänge unterrichtet wurden. Die Schulen mussten in Laufweite der Farmen sein, die die Einwanderer erst kurze Zeit vorher urbar gemacht hatten. Die ersten sechs Schulen wurden 1871 bis 1875 gebaut; die danach rapide anwachsende Zahl der Schulhäuser (66) lässt auf die ebenso schnelle Besiedlung von Chautauqua County schließen.

Die Karte zeigt ein gut bewässertes Land mit vielen Flüssen: Rock Creek, Big Caney

Creek, Middle Caney Creek, North Caney Creek, Cedar Creek, Salt Creek und andere unbenannte Bäche und Quellen. An diesen Wasserläufen bauten die Siedler ihre Mehl- und Sägemühlen, die entweder mit Dampf oder Wasserkraft betrieben wurden.

Die landwirtschaftliche Nutzung des fruchtbaren Landes ergab: Winterweizen, Roggen, Mais, Hafer, Kartoffeln, Süßkartoffeln, Tabak sowie verschiedene Sorten von Gras und Klee. An tragenden Obstbäumen standen 8600 (47000) Äpfel-, 140 (1400) Birnen-, 115000 (5200) Pfirsich-, 1600 (3000) Pflaumen- und 2000 (8500) Kirschbäume (Anzahl der noch nicht tragenden Bäume in Klammern). Auch hier ist die enorme Pflanztätigkeit der Siedler zu beachten.

Die Farmer hielten neben

Milchkühen, Rindern und Kälbern auch Pferde, Esel, Schafe und Schweine, wahrscheinlich auch Geflügel. An Wolle wurden 8400 Pfund geschürt. Wilde Hunde töteten 140 Schafe, ein Verlust von Wolle und Fleisch für die Siedler.

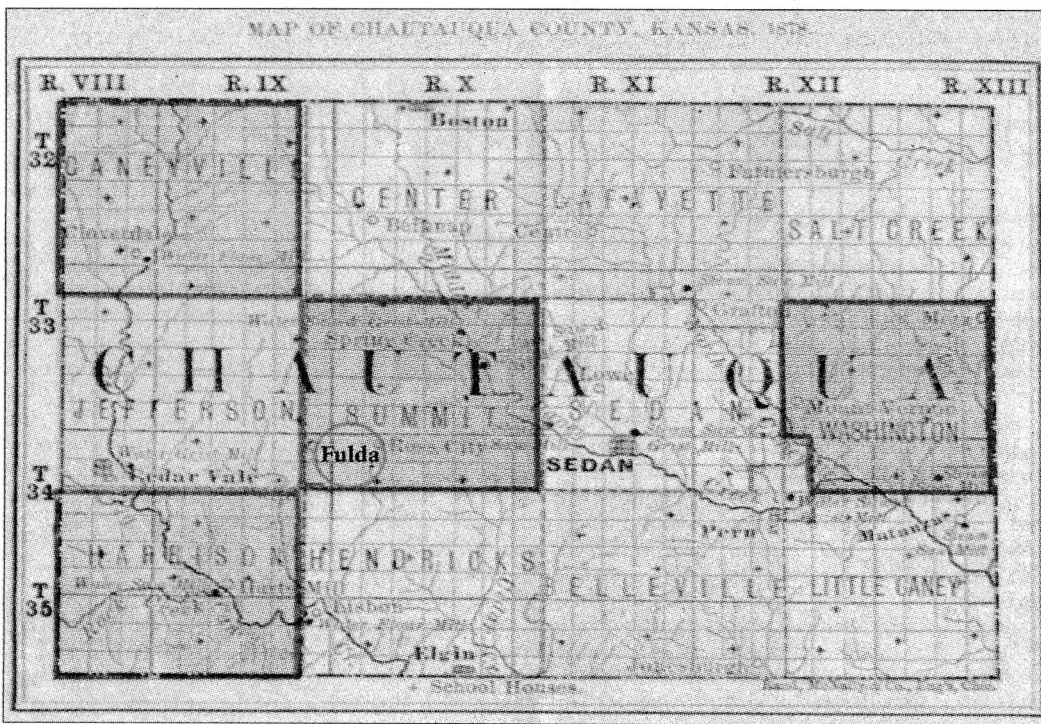
Als Industrie in Chautauqua County werden die Mühlen und eine Sattlerei genannt. 1878 hatte die Eisenbahn den Kreis noch nicht erreicht. Die spätere Bahnlinie der Missouri & Pacific Railroad verband die Orte Peru, Sedan und Cedar Valley mit den benachbarten Kreisen. Vielleicht berührte die Bahn auch Fulda.

Die Bevölkerung von Chautauqua County erreichte 1878 etwa 9000 Personen; heute ist diese Zahl auf 2500 gesunken. 85 Prozent der damaligen Einwohner waren auf ihren Farmen ansässig, während der Rest in den wenigen Siedlungen und dem Kreisstädtchen Sedan lebte. Summit Township, wo Fulda lag, hatte 585 Einwohner (1878). Ein aus Stein erbautes Rathaus für die rechtlichen und gerichtlichen Belange der Siedler stand in Sedan. Außerdem wird ein „ausgezeichnetes Gefängnis“ vermerkt, was wohl zur damaligen Zeit ebenso wichtig war. Eine Zeitung erschien 1874 bis 1875, die dann vom „Chautauqua Journal“ und den „Chautauqua News“ abgelöst wurde und 1878 noch im Umlauf war. Als erste religiöse Gruppe errichteten die Methodisten 1875 ihre Kirche in Belleville Township. Eine katholische Pfarrei war um diese Zeit noch nicht vorhanden.

Keine der angegebenen Siedlernamen deuten auf eine Herkunft aus dem Fuldaer Land hin. Dazu müssten weitere Nachforschungen in späterem Archivmaterial angestellt werden. ○

Quellennachweis:

State Board of Agriculture, First Biennial Report, Chautauqua County 1878.



Fulda in Kansas (im Kreis markiert). Karte von Chautauqua County aus dem Jahre 1878 mit zwölf Townships.
Vorlage: Archiv E. A. Ginsberg

Eine Reise nach Tann vor 150 Jahren

Mitgeteilt von Paul Birkenbach

Elise Vogel ist die Urahne einer Tann-Gersfelder Pfarrerrfamilie, wuchs in der Nähe von Bad Königshofen auf, schrieb Gedichte, träumerische, von Liebe und Sehnsucht, Glauben und Weltschmerz und von den Schönheiten und Wundern der Natur, wie sie im romantischen 19. Jahrhundert, insbesondere in der ersten Jahrhunderthälfte, so üblich waren. Elise Vogel hinterließ in ihrem Tagebuch die Beschreibung einer Reise, die sie im Jahre 1842 nach Tann unternahm.

Das Ursprüngliche in ihrem Bericht, die mädchenhafte Unbefangenheit und ihre gewitzten Beobachtungen lassen den Leser gern darüber hinwegsehen, daß sie so manches übertreibt, so den „Blick“ von der Milseburg bis nach Kassel bzw. Hanau und der Wetterau oder von den Tanner Bergen zur Wartburg wie auch gewisse Höhenangaben. Sie läßt uns aber mit Leichtigkeit um 150 Jahre in die Vergangenheit zurückspringen und zeichnet uns ein schönes Stück Rhön, von der sie in ihrer volkstümlichen Sprache liebevoll schwärmt. Ihre Kenntnisse über katholische Gotteshäuser und Einrichtungen sowie Heiligengestalten von Fulda sind verständlicherweise ungenau, wodurch aber ihre Plauderei um so liebenswerter erscheint. Ob man in der Rhön um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu jeder Tageszeit, also auch am Morgen, Bier und Wein trank, soll hier nicht nachgeprüft werden, daß aber die Rhönbevölkerung, ob katholisch oder evangelisch, bibelfest und gottergeben war, wollen wir nicht in Frage stellen.

Reise von Sulzdorf im Grabfeld nach Tann

Frühe schon hatte ich am Mittwoch, dem 17. August 1842, meinen Rappen gesattelt, aber spät erst war ich mit Herrn Pfarrer Eißer ausgeritten, die athletische Magd hinter mir, die meinen Tornister trug. Gen Königshofen ging der Marsch durch grüne Wiesen den schmalen Weg, den eine Jungfrau wandern soll.

Der Hoffnung Flügel trieben des Herzens Gedanken bald rückwärts, bald vorwärts – auf Gegenständen der Liebe. Zur Schwester, der jüngst vermählten Ehefrau des Pfarrers in Tann, wollte ich ja reisen mit Malwine und dem Schwager.

Den anderen Tag ging's in aller Frühe mit der Pferdekutsche weiter. Der hübschen Gegend schenkte ich zunächst meine ganze Aufmerksamkeit, bei deren Anblick man nur häufig durch die üblen Folgen der lang anhaltenden Hitze betrübt wurde. Mit Vergnügen eilten wir an der tausendjährigen Salzburg, auf der schon Kaiser Karl der Große gehaust hatte, vorbei nach Neustadt hinein – zu dem guten Bier des Herrn Bierbrauer Bauer, von welchem ich schon lange vorher, mit schmunzelnder Miene meiner Begleiter (die Mannsbilder!) habe sprechen hören. Diese ließen sich es auch schon früh um 8 Uhr wohl behagen und schlürften, wer weiß wie viel – während wir, Malwine und ich, allerlei Einkäufe machten. Ein freundliches Städtchen, dies Neustadt, aber kein friedliches Dörfchen.

Auf dem Weg nach Bischofsheim durch das lange, lange Dorf Brendlorenzen lachten wir viel, denn der Geist des berühmten Bieres tat seine Wirkung und stieg etwas zu hoch. Kinder, die eben von (der) oder zur Schule gingen, hatten frisch gebackenen Kuchen in Händen und ihre liebe Last damit, denn die Stücke waren so groß wie das Dorf lang. Mit glänzenden Augen und lang ausgebreiteten Armen suchten unsere beiden lieben Herren Kinder und Kuchen an sich zu

ziehen, was dieser Jugend besonders gefallen mußte, denn scharenweise zogen sie unserem Wagen fröhlich nach.

Von hier mußten wir unsägliche Hitze ausstehen. Der Kreuzberg lag uns wohl sehr nahe, allein die Sonne stand im Mittag und brannte zu heiß, als daß wir diese beschwerliche Bergpartie hätten unternehmen können. Lohnend wäre es wohl gewesen, sie zu machen, denn von diesem höchsten Punkt der Rhön, 2500 Fuß, hat man eine herrliche Aussicht in die Ebene des gesegneten Frankenlandes, und interessant wäre uns der Anblick des hohen hölzernen Kreuzes gewesen, das hier zum Andenken an die Verbreitung des Christentums in dieser Gegend durch Kilian zu finden ist.

Von Bischofsheim aus, wo wir langweilige Mittagstafel hielten, hatten wir fast eineinhalb Stunden bergan zu fahren, was bei der brennenden Hitze höchst unbequem war. Da bietet das sonst anmutige Rhöngelände sich in seiner unangenehmsten Erscheinung durch kahle Bergflächen dar. Weiterhin aber sieht man es allenthalben mit Buchen bewachsen und mit grünen Rasenplätzen versehen.

Das Tal, in welches wir nun bei Wüstensachsen kamen, dehnt sich bis Tann (vier Stunden) und von da noch mehrere Stunden weiter aus und hat durch seine vielen Erlen viel Anmutiges. Doch fuhr ich mit schwerem Herzen hindurch, da ich mich so weit vom Vaterhause fühlte, besonders durch Hilders, wo ich im Wirtshause Ottmar Hacker, einen Sulzdorfer Bekann-

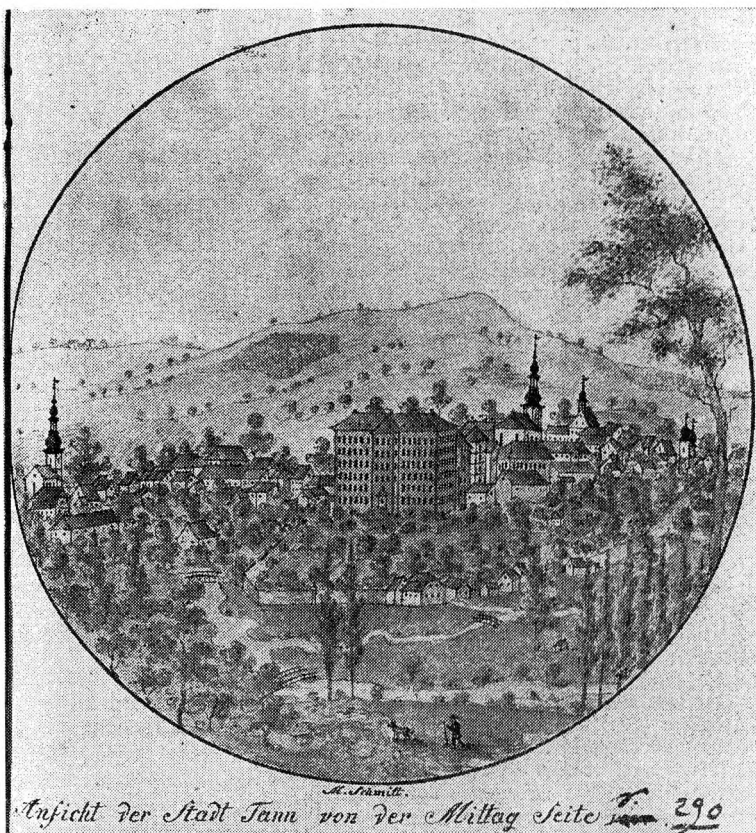
ten, traf, dem ich vieles von seiner Heimat erzählen konnte. Doch um 9 Uhr abends kamen wir gottlob! glücklich in Tann an.

Die Umgebung von Tann wechselt anmutig mit Tal und Berg ab. Durch jenes schöne Wiesental schlängelt sich der klare Ulsterbach, in welchem Forellen und Aale für die leckeren Gaumen geangelt werden. Die Berge sind teils mit Feldern, teils mit Buchenwald bedeckt und geben der Gegend eine reizende Mannigfaltigkeit. Von einigen Punkten genießt man eine höchst angenehme Aussicht, so vom Habelstein, einem in diesem Gebirge seltenen hochgelegenen Steinfelsen auf dem Habelberg, blickt man auf das in lauter Obstbäumen versteckte Habel und weiter in das Wiesental, das sich gen Hilders zieht, und auf die Rhönberge.

Da sieht man vor allem die Milseburg, 2500 Fuß hoch, wie ein Sarg oder Heufuder hervorragen, von der man eine köstliche Aussicht auf das hessische Land bis Kassel und in die Wetterau bei Hanau genießen kann. Gleich in der Nähe sieht man das schöne, jetzt nur von einem Förster bewohnte Schloß Bieberstein, das den reichen Äbten des fuldaischen Klosters seinen Ursprung verdankt. Weiterhin sieht man den Petersberg mit seiner schönen Kirche, die einst zu einer reichen Propstei daselbst gehörte. Auch den Frauenberg bei Fulda sieht man, worauf das seit alter Zeit berühmte Mönchskloster steht, das durch Bonifatius, dem Apostel der Deutschen, im Jahre 744 gestiftet worden ist. Ein adeliger Bayer, Sturm genannt, war

Diese Ansicht der Stadt Tann von der Mittagseite, also von Süden her, ist als Aquarell einem Exemplar von Joseph Schneiders „Naturhistorisch-topographisch-statistischer Beschreibung des hohen Rhöngeländes, seiner Vorberge und Umgebungen“ (zweite vermehrte, ganz umgeänderte Ausgabe, Fulda 1840) beigeheftet. M. Schmitt ist der Schöpfer dieses Aquarells, das um 1824 oder 1840 entstanden sein mag, wie dies aus zahlreichen anderen Aquarellen dieses Künstlers hervorgeht. Die Seitenzahl 290 bezieht sich auf Schneiders Buch, in dem die Jahreszahl der Entstehung dieses Aquarells angegeben wurde.

Text: O. Berge; Bild Privatarchiv E. Scheich



Ansicht der Stadt Tann von der Mittag Seite 290

der erste Abt dieses Klosters, das besonders dadurch wichtig ist, weil es junge Männer zur Ausbreitung des Evangeliums vorbereitete, durch welche dann auch derselbe (Glaube) in Deutschland immer weiter verbreitet wurde. Auf diesem Frauenberg war ich selbst und genoß von da die herrliche Aussicht auf das inmitten von grünen Wellenhügeln, welche von der Fulda durchschlängelt werden, so überaus schön gelegene Fulda. Leider sah ich das Innere des Domes nicht, das der Peterskirche in Rom im kleinen nachgebildet sein soll und worin außer dem Grab des Bonifatius auch mehrere Reliquien von ihm, seine Statue sowie noch zwei Heilige in Lebensgröße ganz von getriebenen Silber aufbewahrt sind.

Aber das am 17. August 1842 neu errichtete Denkmal des Bonifatius sah ich bei dem Churfürstlichen Schloß stehen und freute mich, die Statue des Mannes zu sehen, dessen Bemühung für die Ausbreitung des Christentums auch mir zugute kommt.

Auch auf dem ganz nahe an Tann liegenden Engelberg war ich, von dem man eine Menge kleinerer Berge überschaut. Besonders erfreulich ist aber von da die Aussicht auf die zehn Stunden entfernte Wartburg, auf der unser großer Reformator Luther das gesegnete Werk der Bibelübersetzung begonnen hat.

Donnerstag, den 8. September 1842, wollten wir die Reise nach Fulda zu Fuß machen. Früh, drei Uhr, standen wir schon mit allem gerüstet auf den Füßen, aber der Liebe Vater, der immer Seine Hand über uns hatte, wollte es anders. Schon hatten wir eine Stunde Weges bei Mondenschein und Sternenglanz gemacht, die Luft bei dem frühen Morgen wurde immer schwüler und drückender. Dies verkündete uns kein beständiges Wetter, da auch kein Tautröpfchen sichtbar war. Wir lenkten unsere Blicke bald rück-, bald vorwärts und dem Himmel zu, aber drohende Wolken zogen sich mauerdick über den Habelberg herauf, woher man das schlechte Wetter kommen weiß. Wir machten also in der festen Überzeugung, daß es gut sei, Wendung und zogen wieder mit Sack und Pack fröhlich zum Tor hinein. An jenem Tage erfuhren wir, ohne uns darum zu bemühen, daß am anderen Tage eine Gelegenheit zum Fahren nach Fulda sei, obgleich ich für das Fußgehen fast etwas leidenschaftlich eingenommen bin, so kam es mir an der zweideutigen Witterung sehr erwünscht, weil es denn doch für die Schwester zu weit und anstrengend gewesen wäre und sie mich gerne hatte begleiten wollen.

Freitag, den 9. September, 4 Uhr früh, bestiegen wir unseren Wagen, um dann doch Fuld' zu sehen. Der Himmel sah drohend aus, und eine kalte Luft zog uns entgegen. Wir wickelten uns so gut wie möglich in unsere Mäntel, und unser gegenseitiges Anschauen auf unserem offenen Wagen brachte uns immer zum herzlichen Lachen. Hätte man mich beobachtet, ich würde für den eifrigsten Astronomen gegolten haben, mir gefiel der schnelle Wechsel von Wolken und Sternen, die die Herbstluft jene bald glänzend sichtbar machte, bald wieder dick mit Wolken überzogen. Sobald die Sonne ihren Gang begann, teilte sich alles drohende Gewölke, und ein heller Himmel war über uns. Immer mehr stieg unsere Lust und Freude, denn ein schöner Tag war uns gewiß.

Motzlar, Schleid, dann das hübsche sächsische Städtchen Geisa, Rasdorf, dann Hünfeld sind die ersten Örtchen, die wir fröhlich durchzogen. Im letzteren besonders ausgelassen und herzensvergnügt; hier wurde angehalten. Wir fanden es für schöner, nicht auszusteigen und blieben also auf dem freien Markt, was uns viele Zuschauer herlockte. Dies machte uns nicht irre, und wir tranken mit fröhlicher Zwerchfellerschütterung unseren sehr Herz stärkenden Wein.

Wir merkten, daß wir anfangen zu spielen, denn die nächste Nachbarin, die ihren Kopf weit herausstreckte und sich nicht genug an uns sehen konnte, dünkte uns auf einmal, als wollte sie in unser Weinglas springen. Wir leerten es eiligst, und unsere Fahrt ging weiter. (Herr Apotheker goß seine Blumen gar oft, um das vergnügte Völkchen auf dem Wagen zu beobachten.)

Der Weg wurde immer schöner und ebener, und sanft rollte unser Wagen an Fuld' hin; ein schöner Anblick, umgeben von so vielen freundlichen Ortschaften, das Rhöngebirge (Milseburg) tritt majestätisch hervor.

Unsere Neugier trieb uns, nachdem wir im Gasthof „Zum Stern“ abgestiegen, sogleich in das Kloster, zur Priorin, unserer noch nie gesehenen Verwandten.

Der Einlaß war freundlich. Erst ehe wir gemeldet waren, wurden wir in das Sprechzimmer geführt, woselbst wir alle die Nonnen mit ihrem höchst einnehmenden Äußeren und freundlichen Gesichtern bei niedlichen Arbeiten versammelt sahen. Ein eigenartiges Sein, man sah, daß sie alle untereinander sprachen und sich verstanden, doch war es eine eigne Stille, daß man seinen eigenen Odem hörte.

Nicht lange konnten wir hier bleiben, wo ich noch so gerne länger weilen möchte.

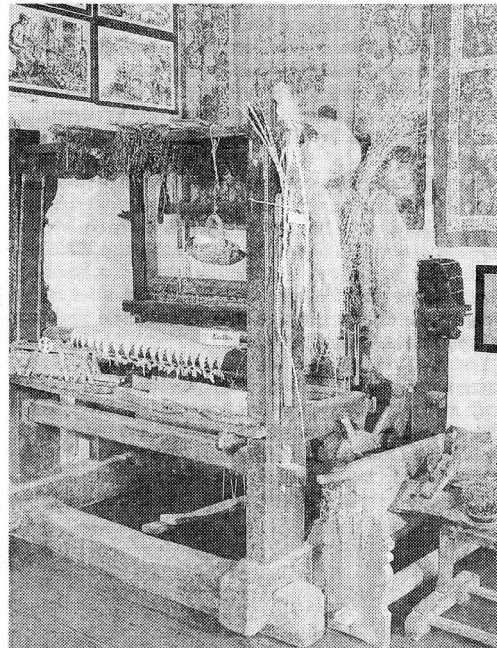
Eine recht herzliche, freundliche Aufnahme fanden wir bei unserer mir sehr lieb gewordenen Verwandten. Tränen der Freude sah ich in ihren aufrichtigen, liebevollen Augen, und nicht genug konnten wir ihr erzählen. Doch war manches, was sie uns mitteilte, uns als längst erzählt von der Mutter etwas bekannt. Mittag sollten wir bleiben. Doch wollten wir unsere Reisegesellschaft nicht so lange allein lassen. Wir mußten ihr deshalb versprechen, wiederzukommen, und dies geschah auch mit Freuden, und wir brachten ein heiteres, vergnügtes und seliges halbes Stündchen bei ihr zu. Nun bepakte sie uns mit allem, was sie hatte.

Unsere Nachhausefahrt ging in die tiefe Nacht hinein, doch wofür wir Gott danken mußten, ohne Regen, obgleich die Wolken schwer über uns hingen. Aber die tintenruß-kohlrabenschwarze Finsternis hätte uns leicht, wenn nicht eine höhere Hand über uns gewacht hätte, in das größte Unglück stürzen können. Unser Kutscher warf sich manchmal in die Arme Morpheus' und machte seinen Knicks bald rechts, bald links. In einer noch ziemlich weiten Entfernung sah man einige helle Lichter. Getrost glaube Letztgenannter, noch mit geschlossenen Augen darauf zufahren zu können, denn er meinte, es sei ein Wirtshaus. Aber nicht lange, so war das „vierspännige Wirtshaus“ beinahe an unserem Wagen. Hätte der Postillion, dem wir noch zugerufen, nicht schnell und geschickt seine Pferde zu lenken gewußt, wir würden wer weiß wohin geflogen sein.

Aber der Herr, der seinen Engeln befiehlt, daß sie uns auf ihren Händen tragen, damit wir unseren Fuß nicht an einen Stein stoßen, der hatte auch hier seine Engel gesendet, um die uns drohende Gefahr von uns abzuwenden.

Von der Schlitzer Leinenweberei

Jährlich 540 000 Ellen Leinwand / Von Georg Eulich



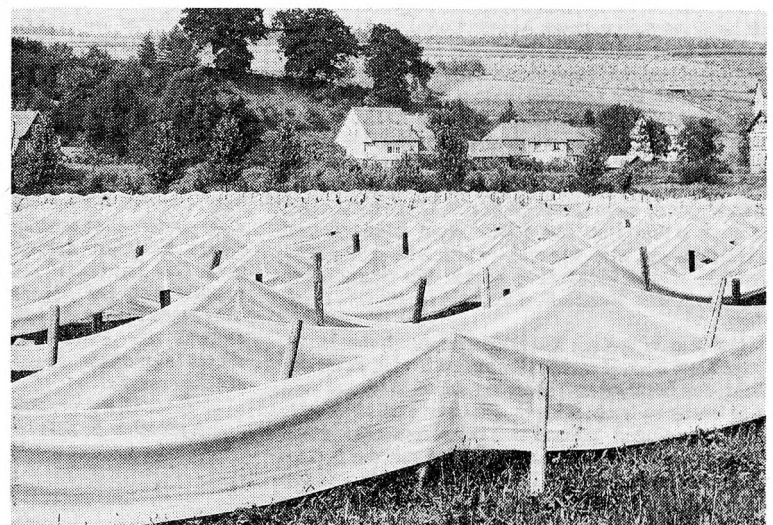
Im Schlitzer Heimatmuseum in der Vorderburg steht alles Wissenswerte „rund ums Leinen“ im Mittelpunkt. Der abgebildete Webstuhl ist über 300 Jahre alt, ebenso die Geräte zur Flachsaufbereitung. Mehrere hundert solcher Webstühle standen im 18. und 19. Jahrhundert im Schlitzerland.

Die oberhessische Stadt Schlitz ist nicht nur als Burgenstadt und ihrer Trachten wegen bekannt, sondern seit Jahrhunderten auch durch ihre Leinenweberei. Schon im 16. Jahrhundert spielten die Weber unter den Schlitzer Zünften eine bedeutende Rolle. Nach Rückschlägen im Dreißigjährigen Krieg und den darauffolgenden Jahrzehnten erlebte das Schlitzer Gewerbe, allen voran die Leinenweber als größte Zunft, eine Blütenzeit.

Schon vor Ende des 18. Jahrhunderts war Schlitzer Leinen seiner hohen Qualität wegen über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Neben der Deckung des Eigenbedarfs in der Heimat verkauften die Schlitzer Leinenweber ihre Produkte – vom feinsten Damast über Hemdenleinen bis hin zum groben Drell – über Lauterbacher Händler ins Rhein-Main-Gebiet, nach Sachsen und in andere Gebiete Mitteldeutschlands, ja sogar nach Frankreich, Holland und in die Schweiz, und zwar die ansehnliche Menge von jährlich 540 000 Ellen Leinwand.

Schlitzer Leinen mit Blaudruck war sehr begehrt. Der Druck erfolgte im sogenannten Batikverfahren, das ursprünglich auf Java heimisch war, später aber im europäischen Kunstgewerbe technisch verbessert wurde. Die Stellen des Leinens, die unbedruckt bleiben sollen, werden mit Wachs bedeckt, das durch den Druckstock aufgebracht wird. Dann erfolgt die Färbung des Tuches. Durch die abschließende Auswaschung des Waxes erhält man die Muster in der Farbe des Leinens.

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit den Maschinen das Industriezeitalter anbrach, entstanden auch in Schlitz maschinelle Leinenwebereien. Ihre großen Bleichen wurden neben den Burgen zu einem weiteren Wahrzeichen der Stadt.



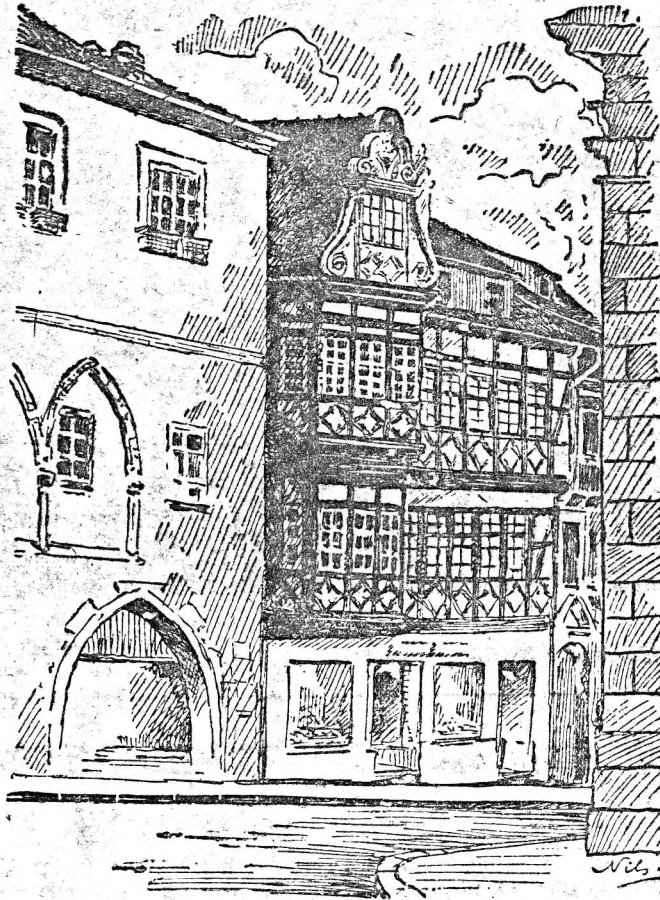
Bleichen des Leinens. Kilometerlang wurde das Leinen auf Pfählen in den Wiesen am Flüßchen Schlitz zum Bleichen aufgehängt. Das Foto entstand vor 40 Jahren.

Bilder und Text:
G. Eulich

Eines der schönsten Fuldaer Fachwerkhäuser

Das Haus Nr. 8 am Adolf Hitlerplatz - die ehemalige Hochfürstliche Obereinnahme

Eines der schönsten Fachwerkhäuser unserer Stadt ist das Haus Adolf-Hitlerplatz 8 gegenüber der Pfarrkirche. Seine heutige Gestalt mit dem reizvollen Fachwerkgiebel hat es erst vor 18 Jahren erhalten. Mit dem rechtsanstößenden Eckhaus, dem sog. „Ring“ (heute Geschäftshaus Grauel), bildete es ehemals einen Bau. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts stand das Haus in städtischem Eigentum. Etwa um die gleiche Zeit wie das Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete alte Rathaus (links auf unserer Zeichnung) erbaut, diente es im 18. Jahrhundert der „Hochfürstlichen Obereinnahme“ als Unterkunft, während in dem heutigen Haus Grauel bis zum Jahre 1774 die „Trivialschule“ (Volksschule) untergebracht war. Zwischen dem alten Rathaus und der Hochfürstlichen Obereinnahme befand sich früher ein unbebauter etwa 8 m großer Raum, die sog. Feuer-gasse. Ueber diese Gasse führte eine Art Brückenstege, der das erste Stockwerk der Obereinnahme und des Rathauses miteinander verband. Die Ansatzstellen dieser Brücke lassen sich heute noch deutlich feststellen. Später wurden in der Feuer-gasse zwei Fleischbänke aufgestellt, an deren Besitz damals bekanntlich die Berechtigung zum Fleischverkauf gebunden war. (Das Gros der Fleischbänke der Fuldaer Metzgerzunft stand an der Stelle des heutigen Reichspostgebäudes.) Diese beiden Fleischbänke wa-



ren im Jahre 1780 seitens der Stadt an den Bürger- und Metzgermeister Franz Klitsch für 1700 fl. verkauft worden. Wenige Jahre danach veräußerte dieser sie an den Metzgermeister Johann Friedrich Kramer weiter, in dessen Familie sie bis zur Aufhebung der einschränkenden Fleischverkaufsbestimmungen blieben. (Die Fleischbänke an der heutigen Reichspost wurden 1876, die beiden Kramersbänke 1880 abgerissen.) Von den zwei Fleischbänken in der Feuer-gasse besaß zur Zeit ihrer Aufhebung Franz Anton Kramer die linke und seine Schwester Eva, die mit dem

Metzgermeister Adam Josef Knips verheiratet war, die rechte. Die Fleischbänke waren eine teure Angelegenheit. Bezahlte doch Josef Kramer seinem Vater Johann Friedrich Kramer 3875 Gulden für eine Fleischbant. Halbe Fleischbänke kosteten 2000 Gulden und darüber.

Um die gleiche Zeit wie die Fleischbänke in der Feuer-gasse kam auch das Hausgrundstück, das früher als Hochfürstliche Obereinnahme diente, in den Besitz der Familie Kramer. In der Reihenfolge der Generationen finden wir als Eigentümer: Johann Friedrich Kramer, Josef Kramer, Franz Anton Kramer, Andreas Josef Kramer und Franz Kramer.

Andreas Josef Kramer, der im Jahre 1880 das seinem Vater und dessen Schwester gehörende, nur wenige Quadratmeter große Grundstück der früheren Feuer-gasse zu 1400 Gulden erstand, errichtete hier im gleichen Jahre einen zweistöckigen Sandstein - Umbau an sein Wohnhaus, dessen Fachwerk dem Geschmack der Zeit entsprechend inzwischen unter Putz gelegt worden war. Sein Sohn Franz Kramer nahm im Jahre 1925 einen weiteren Umbau des Hauses vor, bei dem es sein heutiges Aussehen erhielt. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Verputz entfernt, so daß das hübsche alte Fachwerk wieder zum Vorschein kam. Dabei entdeckte man an einem Eckbalken Reste reizvoller Holzschnitzereien. Franz Kramer ließ, in glücklicher Anpassung an den Stil des alten Hauses, einen vorgehobenen Fachwerk-erker über dem Grundstück der früheren Fleischbänke hochführen und ihn unter Anlehnung an die vorgefundenen Schnitzmotive durch geschickte Holzschnitzer verzieren. Neben Attributen des Metzgerhandwerks wurde auch eine naturgetreue Abbildung der früher hier stehenden beiden Fleischbänke (an der linken Seite des Erkers) in das Balkenwerk eingeschrieben. Durch diesen Neu- bzw. Umbau erhielt das Stadtbild im Zentrum unserer Stadt eine wesentliche Verschönerung.

Seit dem 2. Sept. 1935 ist das Anwesen Eigentum des Diplomhilfers Hans Sauerhorn, der bei einem Umbau dem Erdgeschöß seine heutige Gestalt gab.

Dr. A.

Einfluß der Fuldaer Tracht auf Oberhessen

Von Gottfried R e h m

Die alten bäuerlichen Volkstrachten der Schwalm und Oberhessens sind bis heute teilweise erhalten, vor allem die Frauentrachten. Über den Trachtenreichtum von Mardorf bei Amöneburg z. B. hat Mathilde Hain in ihrem Buch „Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes“ im Jahre 1936 reiches Material veröffentlicht.

Die berühmte Mardorfer Tracht ist im 19. Jahrhundert stark von der damaligen Fuldaer Tracht beeinflusst worden. Da dieser Vorgang kaum bekannt ist, sei hier kurz darauf eingegangen. Wie kam es zu dieser Beeinflussung? Hain gibt folgende Gründe an: Nach dem Ende des alten Reiches wurden die deutschen Bistümer neu eingeteilt, so kamen z. B. 1821 die Pfarreien Kassel, Fritzlar, Marburg, Amöneburg, Hannau u. a. von Mainz an das Bistum Fulda. Aus diesen neuen Fuldaer Pfarreien wurden dann regelmäßig Wallfahrten zum Bonifatiusgrab nach Fulda durchgeführt. Oberhessische Katholiken waren zwar schon vor der Bistumsneueinteilung nach Fulda gepilgert, aber seit der Eingliederung wurden diese Wallfahrten häufiger und zahlreicher. Man orientierte sich nun kulturell an Fulda. Die katholischen oberhessischen Trachtenträger nahmen seitdem die damalige Fuldaer Tracht zum Vorbild. Mathilde Hain schreibt: „Zuerst wurde die Fuldaer Brauttracht übernommen. Eine Mardorfer Familie erzählt noch heute mit Stolz, daß ihre Ururgroßmutter um 1840 die erste Flitterbraut war.“

Es folgte dann die Übernahme des Halstuches aus Fulda, das von den Mardorfer Frauen noch 1936 das „Fuldaer Halstuch“ genannt wurde. Man trug es anstelle des oberhessischen viereckigen Brusttuches. Das „Fuldaer Halstuch“ ist ein gestricktes, reich besticktes dreieckiges Halstuch, das über der Brust gekreuzt getragen wurde; es gehört auch zur Schlitzer Tracht. In Mardorf und Umgebung entwickelte man die Bestickung weiter. „Im Sticken der Kreuzstichkränze überflügelte man bald das ursprüngliche Vorbild, was bei einem Vergleich sofort in die Augen springt.“

Die Fuldaer Tracht begann schon seit 1860 langsam auszusterben. Ihre Restformen sind heute noch in entlegenen Rhöndörfern zu finden. Dennoch gab sie der lebensfrischen katholischen Tracht Oberhessens neue Impulse zur Weiterentwicklung.“ (Hain 1936).

Auch die Kopftücher wurden aus der Fuldaer Tracht übernommen und verdrängten die oberhessischen Hauben. Erstmals tauchten die Fuldaer Kopftücher 1889 in der Kirchentracht von Mardorf auf.

Dann kam auch die Fuldaer Jacke (der „Motzen“) in die oberhessische Tracht. Es handelt sich um eine

gestrickte Jacke, wie sie auch die Schlitzer Tracht kennt, da Schafzucht hier früher häufig betrieben wurde. „Ähnlich wie bei den Fuldaer Halstüchern übertraf der Mardorfer „genähte Motzen“ (die Strickjacke) durch seine kunstvolle Stickerarbeit bald sein Urbild aus dem Fuldaer Land. Von dort stammt auch das satte Violett der selbstgestrickten Wollstrümpfe. Dieses Veilchenblau, das den hessischen Nachbardörfern Mardorfs fremd ist, hat genau denselben Farbton wie die noch erhaltenen Strümpfe der Fuldaer Tracht im Landesmuseum zu Fulda“ (Hain). Vorher trugen die Mardorferinnen meist weiße Strümpfe. So hat die katholische Bevölkerung Oberhessens im Laufe des 19. Jahrhunderts wesentliche Bestandteile der Fuldaer Tracht in sich aufgenommen und ist dann damit in Gegensatz zu den Trachten der evangelischen Nachbarn getreten.

Vor 150 Jahren:

Fuldaer Stimme zu Goethes Tod

1832 gab Johann Adam Förster in Fulda die erste politische Tageszeitung, das „Teutsche Volksblatt“, heraus, „eine constitutionelle Zeitschrift für Volks- und Staatsleben“.

Zu allen politischen Ereignissen seiner Zeit äußerte sich Förster sehr kritisch. Er sparte auch nicht mit harter Kritik an den Maßnahmen der kurhessischen Regierung und mußte manche Maßregelungen von seiten der Zensurbehörde hinnehmen. In fast jeder Ausgabe finden sich Zensurlücken, Zensurstriche oder Zensurlöcher, d. h. Stellen, die vom Zensor gestrichen wurden.

Am 23. Mai 1832, also wenige Wochen nach Goethes Tod, erschien der folgende Beitrag (altertümliche Schreibweise beibehalten) über Goethe:

Der teutsche Götthe

G ö t h e ist todt. Das größte teutsche Dichtergenie und das allseitige Talent ist unter den Horizont gesunken.

Wie Napoleon, von einer Partei als Gott gepriesen, von dem andern Extreme als ruchlos beurteilt, stand G ö t h e in den letzten 20 Jahren vor Allen Augen. Wie jener als Feldherr und Staatsordner über Allen stand, stand G ö t h e als Dichter und Kunstordner über Allen. Aber mit Recht klagt die Nachwelt Napoleon der Verletzung der Nationalität, der Ueberhebung seines Ichs über den Geist der Zeit, über die Freiheit der Einzelnen und der Völker an, und mit eben diesem Recht wird die Nachwelt G ö t h e anklagen der Theilnahmlosigkeit an den vaterländischen Bestrebungen. Kein teutscher Dichter der Vor- und Mitwelt hat jemals so wenige Worte an sein teutsches Vaterland gerichtet, keiner seinem Volke so wenig Theilnahme bewiesen! Und welche Aufforderungen dazu lagen in der großen Zeit, die er mit uns durchlebt hat! Der Untergang des tausendjährigen teutschen Reiches, die Zerspaltung und Unterjochung (1806-1813), der mächtige Aufschwung der Volkskraft (1813-1815), das ernste, düstere Schweigen der folgenden Jahre, nur unterbrochen durch die laute, lebendige Theilnahme an den Freiheitskämpfen der Griechen, der Spanier, der Italiener. Wie war es möglich, daß Alles dies seiner göttlichen Harfe seinen Ton entlocken konnte? Stand er allen diesen Anregungen zu fern? Er, der so bereit, so geübt war, allen Beziehungen des Lebens den Pinsel seiner Kunst, den Griffel seiner Geschichtsstunde zu leihen? Stand er zu hoch über uns, Er, der aus dem Volke emporgestiegen, ihm, nur ihm seinen Ruhm verdankt? Oder war keine Saite seiner Seele für patriotische Harmonie gestimmt, und er vereinzelt, wie eine Pyramide der Wüste? Wie sehr wir auch den Tod des größten Genies der Teutschen beklagen, noch mehr beklagen wir es, daß kommende Geschlechter nur an seiner Sprache, an der Bauart seiner Werke, aus denen überall eine teutsche Seele athmet, erkennen, errathen werden, daß er, unser G ö t h e, ein Teutscher gewesen.

Heute, nach 150 Jahren, ist die Frage berechtigt, ob oder inwiefern Joh. Adam Förster, der Goethe vor allem unter dem Aspekt des Politischen beurteilt, mit seinen kritischen Bemerkungen recht hatte. O. Berge



Trachtengruppe des Rhönlubs Gersfeld.

Einweihung und Entfernung der Reliefs am Bonifatiusdenkmal in Fulda

Von Otto Berge

„Das am 17. August 1842 in unserer Stadt enthüllte Denkmal des hl. Bonifatius war, veranlaßt durch Mangel an Geldmitteln, nicht in der Weise zur Ausführung gelangt, wie es der Schöpfer des Werkes, Meister Henschel, erstrebt hatte“, heißt es im Verwaltungsbericht der Stadt Fulda (1906), „indem nämlich die vier Bronzetafeln, auf welchen das Wirken des hl. Bonifatius dargestellt werden sollte, nicht zur Ausführung gelangt waren.“ Erst 60 Jahre später, also im Jahre 1902, wurde unter dem Ehrenvorsitz des Fuldaer Bischofs ein Ausschuß gebildet, der die Aufgabe übernahm, diese vier Bronzetafeln am Sockel des Denkmals anbringen zu lassen. „Frau Kommerzienrat Henschel in Kassel“, so fährt der Verwaltungsbericht fort, „stellte in liebenswürdiger Weise die noch vorhandenen Originalentwürfe zu den Tafeln zur Verfügung und schenkte außerdem noch einen größeren Geldbetrag.“ Mit der Ausführung der vier Tafeln wurde der einzige noch lebende Schüler Henschels, der hochbetagte Professor Gerhardt in Rom, beauftragt, der hierbei genau nach der Auffassung seines ehemaligen Lehrers verfuhr. Unter Aufsicht Gerhardts wurden nach den Modellen Henschels in Rom die Relieftafeln in Bronze gegossen, die im Januar 1903 in Fulda ankamen. „Die vier Gipsmodelle überwies der Ausschuß dem städtischen Museum. Die Kosten für die Herstellung und Anbringung der Reliefs, zu denen übrigens der Staat auch einen Zuschuß bewilligt hatte, wurden durch Sammlungen aufgebracht“, wird weiter berichtet.

Einweihung der Reliefs am 7. Juni 1903

Die Einweihung der Reliefs am Bonifatiusdenkmal, so heißt es in der Fuldaer Zeitung vom 8. Juni 1903, „gestaltete sich zu einer imposanten Festfeier, die verdient, in der Geschichte Fuldas rühmend erwähnt zu werden. Das Denkmal und der Denkmalsplatz waren festlich geziert, und die umliegenden Gebäude hatten reichen Flaggenschmuck angelegt. Die Geistlichkeit, die staatlichen und städtischen Behörden und das Denkmal-Komitee waren zahlreich erschienen. Eine vielhundertköpfige festteilnehmende Volksmenge hielt den Bonifatius- und Schloßplatz schon lange vor Beginn der Feier besetzt. Punkt drei Uhr fuhr der Wagen mit dem Hochw. Herrn Bischof und seinem Ministerium vor, und sofort intonierte die Musikkapelle unter Leitung des Herrn Wienecke die von uns bereits veröffentlichte Fest-Kantate, die der Kirchenchor der Stadtpfarrei unter der Leitung des Herrn Stadtkantors Scherer zum Vortrag brachte.“

In seiner Weihe-Ansprache würdigte Bischof Adalbert das Wirken des hl. Bonifatius, der „Deutschlands größter Wohltäter gewesen sei, dem unser deutsches Vaterland alles, Religion und Sitte, kurz die Kultur zu verdanken habe.“ Die vier Reliefs werden sodann vom Bischof erläutert:

Dieser herrliche Schmuck stellt in vier Reliefs das große Apostolat des hl. Bonifatius in vortrefflicher Weise dar. Im ersten Bilde sehen und bewundern wir den Glaubensmut des Heiligen, als er sich einschiffte,



Bonifatiusdenkmal in Fulda. Errichtet und eingeweiht am 17. August 1842. Von Werner Henschel in Kassel in Erz gegossen. Im Stile der Zeit wurde das Denkmal mit einer Einzäunung versehen, die später entfernt wurde. Im Jahre 1903 wurden am Sockel vier Reliefs angebracht. Das Relief auf der Vorderseite zeigt Bonifatius im Kloster Fulda.

Bild: Stadtarchiv Fulda, Text: O. Berge



Der Bonifatiusplatz in kurhessischer Zeit (nach 1842). Am Sockel des Bonifatiusdenkmals waren damals keine Reliefs angebracht. Das Bild gewährt einen Einblick in das „geruhssame Leben“ des 19. Jahrhunderts: Ohne Autos, ohne Eisenbahn, ohne Wasserleitung. Fußgänger, Reiter und Kutsche mit Pferden beherrschen den Platz. Vorn rechts am Brunnen wird Wasser geholt. Vor der Hauptwache sind Posten aufgezogen. Hinten rechts bewegt sich eine Prozession. Stahlstich von J. F. Lange (del.) und Joh. Poppel (sculp.).

Text: O. Berge

um nach Deutschland zu ziehen und dort das Evangelium zu verkünden; im zweiten Bilde sehen wir ihn beim Fällen der Donnereiche (= Donareiche) als wahren Glaubenshelden im Kampf gegen die Finsternis des Heidentums; gehen wir ein Stück weiter (= drittes Relief), so zeigt sich uns ein gar liebliches Bild: die Gründung des Hochstiftes Fulda, der Lieblings-schöpfung unseres Apostels. Hier wollte er begraben sein und seine Auferstehung erwarten; dieses Kloster Fulda – das war sein Testament – sollte sein apostolisches Werk fortsetzen, und so wurde Fulda die bedeutendste Erziehungsanstalt für den deutschen Klerus und damit die Pflanzstätte jeglicher Kultur für das deutsche Vaterland. Endlich auf dem vierten Bilde setzt der heilige Bonifatius seiner langjährigen Tätigkeit die Krone auf. Als 70-jähriger Greis geht er abermals nach Friesland, um die Heiden endgültig zu bekehren, und hier erringt er sich die Palme des Martyriums. So sehen wir, wie diese Reliefs ein offenes Buch sind, in dem jeder lesen kann, wie Bonifatius für Fulda und für Deutschland gewirkt hat. Und gleichwie, so fuhr der Hochwürdigste Herr Bischof fort, Fulda am 17. August 1842, als das Denkmal enthüllt wurde, ein großes Freudenfest feierte, wie damals am Abend die ganze Stadt in einem Lichtermeer erglänzte, so können wir uns auch jetzt herzlich freuen, daß nun unserem Bonifatiusdenkmal das Fehlende in so künstlerischer Form ergänzt worden ist, und im Auftrage des Komitees habe ich die Stadtbe-



Zu der am
Sonntag den 7. Juni cr.,
nachmittags 3 Uhr
 stattfindenden

Einweihungsfeier

der von **Meister Werner Henschel** entworfenen u. von **Professor Gerhardt** in Rom modellierten

— Reliefs —

am Sockel des Denkmals des hl. Bonifatius

beehrt sich das unterzeichnete Komitee die verehrlichen Einwohner der Stadt, sowie alle Freunde christlicher Kunst einzuladen. — Es wird gebeten, die Strassen in der Nähe des Denkmal-Platzes festlich zu schmücken.

Dr. Antoni,
Oberbürgermeister.

Gegenbaur,
Rechtsanwalt u.
Stadtverordneten-Vorsteher.

Steffens,
Landrat.

Kircher,
I. Beigeordneter.

Eltester,
Major z. D., Bezirkssoffizier.

Müller,
II. Beigeordneter.

Dr. Schneider,
Sanitätsrat.

hörde zu bitten, auch diese Bildwerke in den besonderen Schutz und in die besondere Obhut nehmen zu wollen. Zu Herzen drangen die innigen Worte, die der Hochwürdigste Herr Bischof zum Schlusse an die Versammlung richtete: „Wie der hl. Paulus einst ausrief: „Praedicamus Jesum et Crucifixum“, so hält der hl. Bonifatius hoch das Kreuz und fordert uns auf, treu zu den Lehren des Kreuzes zu stehen, das Kreuz möge für uns alle gleichsam die Fahne und das Banner sein, dem auch wir im ganzen Leben folgen sollen, auf daß wir unter diesem Zeichen dereinst den Sieg erringen und auch wir, wie unser Glaubensvater, zum ewigen Triumphe geführt werden, um uns mit Christus zu freuen, der derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit.“ Oberbürgermeister Dr. Antoni nahm mit dem Denkmal nun auch die Reliefs in die Obhut der Stadt. Vorgesehen war ferner, „das allerdings schöne, aber leider schadhafte Gitter durch ein würdigeres“ zu ersetzen.

Henschel und Gerhardt, die Schöpfer der Reliefs

Es ist erfreulich, daß die Fuldaer Zeitung ihren Bericht über die Einweihung der Reliefs durch einige Hinweise auf das Leben der Künstler Henschel und Gerhardt, auf ihr Verhältnis zueinander und auf ihren Aufenthalt in Rom abrundet. Daher sollen die diesbezüglichen Mitteilungen unverkürzt folgen:

Über den Schöpfer der neuen Reliefs berichtet uns unser römischer Mitarbeiter: „Rom, 6. Juni 1903. Morgen werden in Fulda die Reliefs enthüllt, welche für das dortige Bonifatiusdenkmal Henschels und nach den Plänen des letzteren vom hiesigen Bildhauer Prof. Gerhardt angefertigt wurden. Diese Reliefs stellen die vier Hauptepisoden aus dem Leben des Apostels der Deutschen dar und wurden in einer hiesigen Erzgießerei hergestellt. Meister Gerhardt gehört zu den bekanntesten und populärsten Persönlichkeiten der römischen deutschen Kolonie. Es ist nicht nur der langjährige Vorsitzende des deutschen Künstlervereins und Ehrenmitglied der deutschen Künstlerzunft (welche sich in der Hauptsache mit christlicher Kunst befaßt), sondern er ist der Senior sämtlicher deutscher und fremdländischer Künstler Roms. Mit seinem Lehrer, dem erwähnten Meister Henschel, kam Gerhardt in den Weihnachtstagen des Jahres 1844 nach Rom, wo beide ein gemeinsames Atelier und eine gemeinsame Wohnung in der unmittelbaren Nähe des von Gregor XVI. errichteten Palastes der schönen Künste am Tiberufer bezogen. Als Henschel 1850 starb, behielt sein ehemaliger Schüler Atelier und Wohnung, welche er bis heute innehat, also volle neunundfünfzig Jahre! Obwohl Meister Gerhardt am 23. August d. Js. seinen 80. Geburtstag feiert, arbeitet er in jugendlicher Frische und mit echt künstlerischem Eifer, wovon die obenerwähnten Reliefs das beste Zeugnis ablegen. Seit einer Reihe von Jahren ist Gerhardt auch der Kustos der von der preussischen Regierung nach Rom entsendeten Stipendiaten.“

Einladung zur Einweihungsfeier für die Reliefs am Sockel des Bonifatiusdenkmals am 7. Juni 1903. Unterzeichnet ist die Einladung von den Mitgliedern des Denkmal-Komitees. Kopie aus der Fuldaer Zeitung vom 5. Juni 1903.

Wie aus dem zeitgenössischen Bericht zu erfahren, gestaltete sich die Einweihung zu „einer imposanten Festfeier, die verdient, in der Geschichte Fuldas rühmend erwähnt zu werden“. Die Bronze-Reliefs wurden im Jahre 1940 wieder entfernt und der „Metallspende des Deutschen Volkes“ zugeführt.

Bilder der Reliefs:
 Stadtarchiv Fulda
 Texte: O. Berge

Metallspende des deutschen Volkes Entfernung der Reliefs

Bald nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde von der Regierung zur Metallspende des deutschen Volkes aufgerufen, um Metalle der Rüstungsindustrie zuzuführen. Außer Glocken wurden auch Denkmäler aus Metall oder Metallteile von Denkmälern abgeliefert. Das für die Metallspende zuständige Ernährungs- und Wirtschaftsamt der Stadt Fulda schlug am 3. Mai 1940 dem Oberbürgermeister vor, außer dem Kaiser-Friedrich-Denkmal die Bronzereliefs am Bonifatiusdenkmal abzuliefern. Für das Kaiser-Friedrich-Denkmal gab das Wirtschaftsamt folgende Begründung an: „Das Denkmal hat weder künstlerischen noch historischen Wert. Lediglich die Tatsache, daß dieser Hohenzoller einmal für einige Stunden sich in Fulda aufgehalten hat, kann . . . kein Anlaß sein, ihm ein Denkmal . . . zu errichten.“ Für die Entfernung der Bronzereliefs am Sockel des Bonifatiusdenkmals wurde angeführt, „daß sie für das Denkmal gar nicht irgendwie architektonisch erforderlich sind, eine Verhöhnung des Germanentums darstellen und – geschichtlich gesehen – den Laien ganz falsche Begriffe über den Kulturzustand der Germanen im 9. Jahrhundert vermitteln. Es ist lächerlich, wenn dort Figuren dargestellt sind, die – mit Dolchen ausgerüstet – noch in Fellen einhergehen.“

Entfernt wurden die Reliefs in der Nacht vom 12. zum 13. Juni 1940 durch einen Fuldaer Schlossermeister. Wie bei der Entfernung des Kaiser-Friedrich-Denkmals mochte auch bei der Abnahme der Reliefbilder die Anweisung gegolten haben, „besonderes Aufsehen zu vermeiden“, also einen Zeitpunkt zu wählen, „wenn möglichst wenig Verkehr vorhanden ist“. Dafür war die Nachtzeit am besten geeignet.

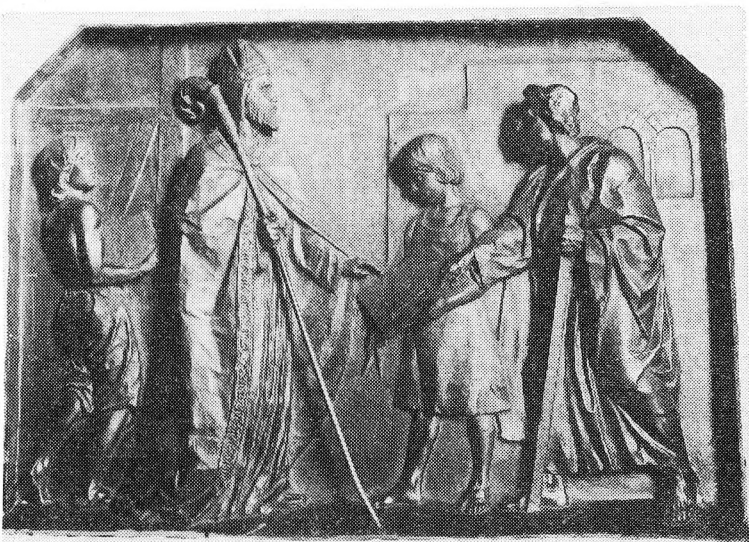
Am 13. Juni beschwerte sich der Bischof von Fulda beim Oberbürgermeister darüber, „daß in der vergangenen Nacht die vier Reliefbilder am Sockel des Bonifatiusdenkmals beseitigt wurden“. Durch den Vertreter des Oberbürgermeisters mußte sich der Bi-



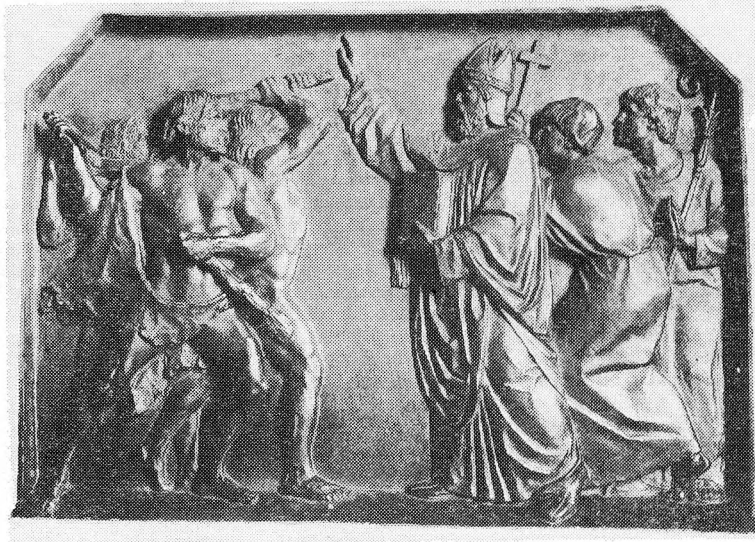
Erstes Bild: Bonifatius verläßt England, um in Germanien zu missionieren.



Zweites Bild: Bonifatius fällt die Donareiche.



Drittes Bild: Bonifatius als Gründer des Klosters Fulda.



Viertes Bild: Bonifatius vor seinem Märtyrertod bei den Friesen.

schof belehren lassen, „daß es die Kriegslage erforderte, die vier Reliefplatten am Bonifatiusdenkmal zu entfernen, um sie auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern“. Im übrigen müsse „die Bevölkerung von Fulda sich damit abfinden, daß die vier Reliefplatten entfernt worden sind, zumal dieselben eine starke Verunglimpfung unserer germanischen Vorfahren darstellten. Ob das Denkmal selbst entfernt wird“, so hieß es weiter, „hängt von der Entwicklung der Kriegslage ab.“ Vorerst sei aber nicht daran gedacht.

Die allgemeine Kriegslage wird somit als Begründung für die Entfernung der Reliefs angegeben, und nur nebenbei bzw. abschließend wird auf die angebliche „Verunglimpfung unserer germanischen Vorfahren“ hingewiesen. Indessen dürfte dies aber der Hauptgrund für die Entfernung der Reliefs gewesen sein. Wenn nämlich der Gauschulungsleiter der NSDAP beim Kreisleiter dieser Partei, der gleichzeitig Bürgermeister war, am 2. August 1940 anfragt, „ob die unsere germanischen Vorfahren schmähenden Reliefs am Bonifatiusdenkmal wie vorgesehen entfernt worden sind“, dann dürfte klar sein, woher die Initiative zur Abnahme der Reliefs kam. Die Metallspende war also nur ein Vorwand bzw. ein willkommener Anlaß, um die Ziele der Partei zu verwirklichen. Daher heißt es auch in einem Bericht des Bürgermeisters vom 8. 7. 1940 an den Provinzialkonservator von Hessen-Nassau: „Da dieselben (= Bronzereliefs) eine Verunglimpfung des Germanentums darstellten und auch über den Kulturzustand der Germanen im 19. Jahrhundert falsche Angaben enthielten, habe ich anlässlich der Metallspende die Reliefs entfernen lassen.“ Ähnlich wurde in einem damals angefertigten „Meldebogen für Denkmäler aus Bronze oder Kupfer“ angegeben, „daß die im Jahre 1903 in den Sandsteinsockel eingesetzten vier Reliefs aus Bronze ... eine starke Verunglimpfung unserer germanischen Vorfahren darstellten. Aus diesem Grunde wurden diese Reliefs entfernt und der Metallspende zugeführt.“ Offensichtlich entsprachen die auf dem Denkmal dargestellten Germanen nicht den von der NS-Partei verbreiteten Vorstellungen von der germanischen Herrenrasse. Ohne vorherige Befragung des Provinzialkonservators, der für die Denkmalpflege zuständig war, wurden die Reliefs voreilig abgenommen. Erst am 9. Juli 1940 wurde der Provinzialkonservator eingeschaltet, der photographische Aufnahmen der Reliefs erbat, da ihm „Form und Inhalt der Reliefs am Sockel des Bonifatiusdenkmals zu wenig bekannt (waren), um zu der Frage, ob sie zu erhalten sind oder beseitigt werden können, Stellung nehmen zu können“.

Während das Kaiser-Friedrich-Denkmal alsbald nach seiner Demontierung der Metallspende zugeführt worden war, wurden die Bronzereliefs erst am 13. November 1940 an die Zinnwerke Wilhelmsburg in Hamburg abgesandt. Bereits am 29. November 1940 wurden die Zinnwerke in Wilhelmsburg von Fulda aus darum gebeten, von einer Verwertung Abstand zu nehmen, da die Reichsleitung der NSDAP Interesse an den übersandten Reliefs hatte.

Ob die Reliefs tatsächlich eingeschmolzen wurden, ist aus den diesbezüglichen Akten des Stadtarchivs

nicht zu entnehmen. Es war also durchaus möglich, daß sie den Krieg überdauert haben.

Initiative des Oberbürgermeisters Dr. Raabe

Nach Kriegsende bemühte sich Oberbürgermeister Dr. Cuno Raabe sehr darum, die Kunstwerke mit den Szenen aus dem Leben des hl. Bonifatius wieder in den Besitz der Stadt Fulda zu bringen, zumal Hoffnung bestand, daß sie noch erhalten waren. Dabei stützte sich Dr. Raabe auf eine Mitteilung der Zinnwerke in Wilhelmsburg (vom 16. Dezember 1940), wonach die Reliefs, wenn sie wiederaufgefunden würden und sofern sie kulturellen Wert besäßen, „lt. Mitteilung der Reichsstelle für Metalle nach den Weisungen des Amtes für Kunst und Kultur behandelt werden sollten“. Leider blieben Dr. Raabes Nachforschungen in den Jahren 1947 und 1948 ohne Erfolg. Auch die im Hinblick auf das Bonifatiusjubiläum im Jahre 1954 durchgeführte Suche nach den Reliefs zeigte keine Ergebnisse.

Initiative des LIONS-Clubs

Es ist erfreulich, daß seit einiger Zeit lebhaftes Interesse besteht, den Relief-Kranz am Sockel des Denkmals wiederherzustellen. Insbesondere bemüht sich der LIONS-Club, Nachbildungen der Reliefs wiederum von Künstlerhand anfertigen zu lassen, die bald wieder am Sockel angebracht werden sollen. Für dieses Werk wurde der Petersberger Bildhauer Johannes Kirsch gewonnen.

Anmerkungen:

Die wörtlich zitierten Stellen sind entnommen: Stadtarchiv Fulda (Hochbauamt), AZ 653001 sowie 653-1.

Heimatliteratur:

Deutscher Adel und Fulda

Johannes Rogalla von Bieberten: Adels Herrschaft und Adelskultur in Deutschland. Frankfurt/M.: Verlag Peter Lang, 2. Aufl. 1991, 335 S. mit Illustrationen.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist ein vom Adel geprägtes Reich gewesen. Seine Kirche wurde in den „Krummstab“-Territorien von adeligen „Gottesjunkern“, in einigen Fällen auch von adeligen (Fürst-)Äbtissinnen regiert. Das bereits in zweiter Auflage vorliegende Buch „Adels Herrschaft und Adelskultur in Deutschland“ schildert das 1806 bzw. endgültig 1918 untergegangene Adelsreich in all seinen vielfältigen Aspekten auf eine plastische, durch viele zeitgenössische Zitate aufgelockerte Weise.

Der Abt von Fulda begegnet dem Leser darin als Reichsfürst, der auf den Reichstagen auf der Fürstenbank Platz nahm und der den Ehrentitel „der Römischen Kaiserin Erz-Kanzler“ führte. An seinem Hof durften noch im 18. Jahrhundert nach der Etikette nur Adelige an der Hofstafel speisen. Das vornehmste Hofamt, das auf der Ebene des Reichs der Herzog von Sachsen als Reichs-Erzmarschall wahrnahm, versah in Fulda die reichsritterschaftliche Familie Görtz von Schlitz, welcher der Aufstieg in den Reichsgrafenstand gelang.

Die geistlichen Reichsfürsten trugen, wie man noch an ihren prunkvollen Epitaphen erkennen kann, als Zeichen ihrer geistlichen Würde den Bischofsstab und als Signum ihrer weltlichen Gewalt das Schwert. Der aus dem adeligen Hause Bibra stammende Bischof Lorenz von Würzburg hat in seiner

Eigenschaft als Herzog von Franken am Wiener Kaiserhof 1505 sogar Ritterschläge ausgeteilt.

Noch im 17. Jahrhundert führte der Abt von Fulda als Landesherr eine Fehde gegen die Reichsritter von der Thann, mit der der Reichshofrat befaßt wurde.

Das Leben in den Duodezherrschaften des alten Reiches trug zuweilen skurril anmutende Züge. So befahlen die Herren Riedesel zu Eisenbach den Untertanen ihrer „Republik“, zur Bekämpfung der Sperlingsplage pro Jahr fünf Sperlingsköpfe abzuliefern. Weniger bekannt als der im Buch mehrfach in Erscheinung tretende Ulrich von Hutten ist sein Vetter Philipp. Dieser suchte im Auftrag der Welser im brasilianischen Dschungel nach dem sagenhaften Goldland Eldorado, wobei er vor Hunger sich von Insekten, Fröschen, Schlangen, ja von Menschenfleisch ernähren mußte. Diese seine Entdeckungsfahrt faßte er als „ritterliche Mission“ auf!

Unter den in dem Buch des Bielefelder Universitäts-Bibliotheksdirektors Rogalla von Bieberstein gewürdigten Pionieren begegnen dem Leser der fränkische Reichsfürst Christian Friedrich Truchseß von Wetzhausen (1755–1826), der mit bekannten Schriftstellern und Wissenschaftlern in Kontakt war und 1819 die „Klassifikation und Beschreibung der Kirscharten“ vorlegte. Des weiteren der Privatgelehrte Ernst von Bibra (1806–1878), der zu einem Pionier der Gewerbehygiene und der Arbeitsmedizin wurde und unter Durchbrechung der ständischen Schranken die Tochter seines Kammerdieners geheiratet hat.

Interessante und recht aktuelle Informationen enthält das Kapitel „Edelfrau, Heiratsallianz und Emanzipation“. In dem der politischen Entwicklung gewidmeten Schlußkapitel „Adel, Bauern, Bürger und Demokratie“ werden in durchaus adelskritischer Weise so heikle Fragen wie Leibeigenschaft, Adelsfindschaft, das zwiespältige Verhältnis des Bürgers zum Adel, Nationalsozialismus und Adel usw. abgehandelt. (Bild: Maness. Handschrift) B. Wiest-Raabe



Entstehen der Gewerkschaftsbewegung in Fulda

Von Dr. Wolfgang Seewald

Die Industrialisierung

Die Industrialisierung fand im heimischen Raum erst relativ spät statt. Den wohl wichtigsten Anstoß gab die Anbindung Fuldas an das Eisenbahnnetz im Jahre 1866, die den Warentransport erheblich erleichterte und beschleunigte.¹ Nun erst entwickelten sich aus Handwerksbetrieben Fabriken. Dies führte zur Konzentration von Arbeitskräften. Zu den ersten Fabrikbetrieben gehörte das Stanz- und Emailierwerk Bellinger, das im Jahre 1892 250 Arbeiter beschäftigte und um 1900 bereits 600. Zu diesen Fabriken zählten auch Mehler und die Filzfabriken. Besonders an der Einwohnerzahl sind die Auswirkungen der Industrialisierung ablesbar. Die Einwohnerzahl stagnierte über Jahrhunderte (1600: 3800, 1775: 3900) und wuchs zu Beginn des 19. Jahrhunderts langsam an. (1802: 7000 einschließlich der Vororte, 1867: 9047). In der Folge der nun einsetzenden Industrialisierung stieg die Einwohnerzahl in wenigen Jahren auf das Dreifache (1900: 16903, 1914: 23226).² Damit einher ging natürlich eine Veränderung der Sozialstruktur. Nicht mehr die eingesessenen Handwerker bildeten die Mehrheit der Bürger, es waren zugewogene und oft mittellose Arbeiter, die dazu noch weitgehend vom politischen und gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen blieben. Durch das undemokratische Dreiklassenwahlrecht besaßen um 1900 nur 2229 Bürger überhaupt ein Wahlrecht, davon 1977 in der III. Wählerklasse.

Der Arbeiterbildungsverein

Der erste Versuch, einen Arbeiterverein zu gründen, kam nicht aus den Reihen der Arbeiter selbst. Das Bürgertum „entdeckte“ seine Verantwortung für die Arbeiter. „Im Jahre 1862 traten angesehene Bürger und Handwerker zusammen zur Gründung des Vereins, der es sich zur Aufgabe machte, den Handwerker- und Arbeiterstand fortzubilden... Zur Zeit der Gründung genoß der Verein hohes Ansehen, alle Kreise und Stände der Bürgerschaft waren darin vertreten.“³ Das bestätigten auch die Mitgliederzahlen, denn im Sommer 1864 zählte der Verein bereits über 500 Mitglieder. Hinzu kam eine Gesangsabteilung mit 80 Sängern. Doch werden es wohl weniger die Arbeiter gewesen sein, die die angebotenen Kurse besuchten oder die Bibliothek benutzten. Die größeren Veranstaltungen fanden dabei anfangs in Wählers Saal statt, später im Ballhaus.⁴

Die Blütezeit des Vereins währte nur kurz. 1866 geriet er in eine Krise und schlief bis 1871 ganz ein. Die Ursachen dafür können nur vermutet werden. Oftmals initiierten liberale Persönlichkeiten Arbeiterfortbildungsvereine. Diese standen in den Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Österreich auf der Seite der KuK Monarchie. Nach dem Sieg Preußens hielten die Mitglieder ein entsprechendes Engagement wohl nicht mehr für opportun. So geschah die Neugründung gegen den ausdrücklichen Willen der eigentlichen Initiatoren.⁵ Der Verein bestand noch aus ungefähr 100 Mitgliedern. Es gelang dem Präsidenten Dr. Schüssler, den Verein mühsam am Leben zu erhalten, bis schließlich nur noch der Chor „Liedertafel“ existierte.⁶ Die eigentlichen „Bildungsaufgaben“ änderten sich auch in diesem zweiten Abschnitt nicht. „Freilich wird diese Wirksamkeit, welche die sozialen Gegensätze unserer Zeit durch angemessene Fortbil-

dung der Arbeiter so gut zu überbrücken sucht, in weiteren Kreisen noch nicht genug gewürdigt; ... denn ein nur einigermaßen gebildeter Arbeiter wird selten dem Sozialismus oder Atheismus verfallen.“⁷

Die ersten Gewerkschaften

Die Entwicklung nahm jedoch einen etwas anderen Verlauf. Die Arbeiter lösten sich aus den bürgerlich geführten Bildungsvereinen und schufen mit dem Lassallschen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) und der marxistischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) selbständige Organisationen, die auf dem Kongreß in Gotha 1875 eine einheitliche Partei bildeten.

Eng verflochten mit der Sozialdemokratie entstanden erste gewerkschaftliche Organisationen. Im Mai 1869 gründete Julius Motteler die „Gewerksgenossenschaft der Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeiter“, die vorwiegend Textilarbeiter organisierte und ihren Stiz in Crimmitschau hatte. Ein Jahr nach der Gründung gehörten ihr ungefähr 5000 – 6000 Mitglieder an.⁸

In Fulda trat die Gewerksgenossenschaft zum erstenmal im April 1876 in Erscheinung. Ihr gehörten wohl 20 Mitglieder an. Besonders hervor trat der von der Polizei als „Agitator“ bezeichnete Strumpfwirker Bruno Wagner, 30 Jahre, ledig, evangelisch, aus Wittgendorf bei Chemnitz kommend. Er arbeitete bei dem Färber und Fabrikanten Joseph Hohmann. In der Zeit vom 7. 5. 1876 bis zum 2. 8. 1878 berief er 21 gewerkschaftsinterne Versammlungen ein. Größere Bedeutung noch hatten die öffentlichen Volks- bzw. Sozialistenversammlungen. An ihnen nahmen in der Regel 60 Arbeiter teil, manchmal aber auch 150 bis

200. Zu einer ganzen Vortragsreihe kam der Hanauer „Wacht“-Redakteur Philipp Walz nach Fulda (12. 10. 76 Webersversammlung, 18. 10. und 12. 11. 76 Arbeiterversammlungen, 14. 2. 77 Manufakturversammlung, 15. 2. 77 Metallarbeiterversammlung).⁹

Da die Mitglieder der Gewerkschaft zudem die sozialdemokratischen Zeitungen „Volksstaat“, „Vorwärts“ und „Pionier“ lasen, sahen sie sich, allen voran Bruno Wagner, polizeilichen Ermittlungen ausgesetzt. Das Verbot der Gewerkschaft wurde aber schon am 14. 11. 1876 wieder aufgehoben und Wagner nicht mehr polizeilich verfolgt. Erst das Sozialistengesetz brachte die öffentliche Arbeit zum Erliegen.¹⁰

Relativ ähnlich verlief die Entwicklung der „Genossenschaft des Verbandes der deutschen Klempner und verwandten Berufsgenossen“. An seiner Spitze stand der Gelbgießer Otto Rost, der aus Leipzig kam und bei dem Kupfergießer G. W. Alster arbeitete. Auch diese Genossenschaft zählte ungefähr 25 Mitglieder und stellte ihre Arbeit während der Zeit des Sozialistengesetzes weitgehend ein.¹¹

Wahrscheinlich formierten sich zu dieser Zeit noch weitere Gewerkschaftsgruppen, denn der „Verband der deutschen Buchdrucker“ gab in einer Festschrift an, daß 1868 ein Ortsverein dieser Gewerkschaft in Fulda existierte. In zwei Druckbetrieben arbeiteten damals neun Gesellen und vier Lehrlinge.¹²

Die katholischen und evangelischen Arbeitervereine

Es dauerte relativ lange, bis im Umfeld der katholischen Kirche Arbeitervereine entstanden. Längst schon existierten Gesellen-, Handwerker-, kaufmännische Vereine. Zur Bildung von Arbeitervereinen

Fuldaer Gewerkschaften um 1920

Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) – „christlich-national“			
Verband	Vorsitzender/Sekretär	Büro	Mitglieder um 1920
Metallarbeiter	Schmitt, Karl	Florengasse 15	750
Bauhandwerker	Stahl, Peter	Sturmstr. 1	850
Fabrikarbeiter	Steinbeck, Peter	Sturmstr. 1a	500
Textilarbeiter	Böhmer, Ernst 1922: Uppenhorst, Hermann	Sturmstr. 1	500
Transportarbeiter	Steinbeck, Peter	Sturmstr. 1	
Eisenbahner	Rühl, Edmund 1922: Latsch, Ferdinand	Sturmstr. 1	200
Holzarbeiter	Laux, Karl 1922: Herzog, Oskar		200
Staats- und Gemeindearbeiter	Steinbeck, Peter	Sturmstr. 1	100
Zimmerer	Laux, Karl 1922: Herzog, Oskar		
DNHV	Ernst, Josef		
Bankbeamte	Rosenstiel, Hans		50
Maler			
Lederarbeiter	Petri, Wilhelm		20
Bergarbeiter	Steinbeck, Peter		300
Weibl. Hausangestellte			300

bedurfte es des Anstoßes von außen. Der Verband der katholischen Arbeitervereine drängte auf eine Gründung in Fulda, die dann auch 1887 zustande kam. Das mangelnde Selbstbewußtsein seiner Mitglieder zeigte schon der weitgehende Verzicht auf den Begriff Arbeiterverein und die Betonung des Namens „Josephsverein“. Die örtlichen Pfarrer standen den Neugründungen in der Regel mit großen Vorbehalten gegenüber. Die wenigen engagierten, meist jungen Geistlichen gerieten leicht in den Ruf von „roten Kaplänen“. Wenn sie dann auch noch in ihren Predigten die Arbeiterenzyklika „Rerum novarum“ behandelten, zogen sie den Unmut der Unternehmer auf sich. So intervenierte der Fabrikbesitzer Bellinger gegen den Stadtkaplan Dangel und erreichte dessen Versetzung. Dabei galt das politische Interesse der Mitglieder doch vorwiegend einer Eindämmung freigewerkschaftlicher Organisationen. Wichtig für sie war aber auch die Auseinandersetzung mit der eigenen wirtschaftlichen Lage. Der Wochenlohn schwankte zwischen 8 und 19 Mark bei einem normalerweise zwölfstündigen Arbeitstag. Hinzu kam die politische Rechtlosigkeit, die vor allem das Dreiklassenwahlrecht festschrieb. Solche Themensetzung schon machten die katholischen Arbeitervereine für ihre bürgerliche Umwelt suspekt und behinderten eine Ausbreitung erheblich. Ein zweiter Arbeiterverein entstand erst 1896 in Johannesberg. 1900 existierten dann 6 Vereine, 1910 immerhin 29. Sie organisierten 2426 Mitglieder.¹³

Evangelische Christen gründeten 1890 ebenfalls einen Arbeiterverein, der bald 60 Mitglieder zählte. Zum Verein gehörte eine Gesangsabteilung, die sich aber schon 1892 als Hofmannscher Männerchor selbstständigte.¹⁴

Die christlichen Gewerkschaften

Wie in Fulda verlief der Ausbau der katholischen Arbeitervereine reichsweit recht schleppend. Zahlenmäßig stellten sie kein Gegengewicht zu den freien Gewerkschaften dar. Deshalb versuchten zentrumsnahe Politiker, christliche Gewerkschaftsverbände aufzubauen. Einige Zeit spielte dabei die Frage eine wichtige Rolle, ob diese Organisationen katholisch (Berliner Richtung) oder überkonfessionell (Gladbacher Richtung) ausgerichtet sein sollten. Die Fuldaer Arbeitervereine sahen in der Mehrheit eine Frontstellung gegen freie Gewerkschaften bei einer überkonfessionellen Ausrichtung erleichtert. So legte Pfarrer Malkmus sein Präsesamt 1911 nieder, da er für katholische Fachverbände eintrat.¹⁵

Mit der Gründung eines Lokalvereins, ihm gehörten 150 Mitglieder an, machten die Textilarbeiter 1899 den Anfang. Als erster Verband stellten sie einen hauptamtlichen Sekretär, Peter Geier, ein. Es folgte 1900 der Bauarbeiterverband, der bald 300 Mitglieder zählte. Nachdem es ihm durch Verhandlungen gelungen war, eine Erhöhung der Stundenlöhne um fünf Pfennig zu erreichen, sank das Interesse der Mitglieder. Nur 69 blieben im Verband. Ähnlich verlief die Entwicklung bei den Metallarbeitern. Die ebenfalls 1900 eingerichtete Zahlstelle bestand nur drei Monate. Erst 1904 kam es zu einem zweiten Versuch mit 31 Mitgliedern.

Damit sah die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften immer noch besser aus als die der freien. Insgesamt sollen ihr nicht einmal 200 Mitglieder angehört haben, die auswärtigen Zahlstellen (Hanau, Eisenach) angeschlossen waren. 1906 fand dann die Gründung des freien Metallarbeiterverbandes statt, der nur zwölf Mitglieder organisierte.¹⁶

Die Gewerkschaften nach 1918

Zu Beginn der Weimarer Republik nahm die Gewerkschaftsbewegung einen erheblichen Aufschwung. Die christlichen Gewerkschaften (4220 Mitglieder) blieben auch jetzt den freien Gewerkschaften (2726) zahlenmäßig überlegen. Doch die Relation zwischen den Verbänden pendelte sich auf vergleichbare Größen ein, auch wenn diese Angaben nur bedingt aussagekräftig sind. So errangen die freien Gewerkschaften bei den Betriebsratswahlen 1922 in den Kaliwerken Neuhoof und Ellers eine komfortable Stimmenmehrheit (332:280).¹⁷ Ihre Mitglieder aber gehörten zur Zahlstelle Salzungen, während die zahlenmäßig fast gleich starken christlichen Gewerkschafter ein Büro in Fulda besaßen, das Peter Steinbeck führte.¹⁸ Auf diese Weise erschienen sie in der Fuldaer Statistik, die Freigewerkschafter aber nicht. Zudem drückten die Mitgliederzahlen nicht immer ein reales Kräfteverhältnis aus. Obwohl die christliche Gewerkschaft der Staats- und Gemeindearbeiter über weitaus mehr Mitglieder verfügte (100:20), stellten die freien die Mehrheit der Betriebsräte. (Magistrat mit Bauamt, Gärtnerei, Schlachthof, Schulen – Freie: vier Arbeitsräte, ein Angestelltenrat; Christliche: ein Arbeiterrat, ein Angestelltenrat; DHV: ein Angestelltenrat).¹⁹ Hinzu kam eine Entwicklung, die die freien Gewerkschaften bei Einzelverbänden sogar zur stärkeren Organisation werden ließ. Das betraf die Metallarbeiter (1010:750), in ganz besonderem Maße aber die Eisenbahner (924:200), die in der Kurfürstenstraße ein Büro einrichteten, das Hermann Erdniss leitete. Mehrere christliche Verbände besaßen ihr Büro in der Sturmstraße 1 und 1a (Bauhandwerker, Fabrikarbeiter, Textilarbeiter, Transportarbeiter, Staats- und Gemeindearbeiter), während der christliche Metallarbeiterverband in der Florengasse 15 ein Geschäftszimmer unterhielt.

Anmerkungen

- 1 Seliger, Berthold: Rhönexpress auf dem Abstellgleis, Fulda, 1986.
- 2 Mauersberg, Hans: Die Wirtschaft und Gesellschaft Fuldas in neuerer Zeit, Göttingen, 1969, S. 128.
- 3 Fuldaer Zeitung (FZ) vom 3. 10. 22.
- 4 Buchenblätter (BB), 22. 9. 1929.
- 5 Fuldaer Kreisblatt (FK) vom 21. 4. 1887.
- 6 Hartmann, Anton: Zeitgeschichte von Fulda, Fulda, 1894, S. 252.
- 7 FK vom 21. 4. 1887.
- 8 Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Berlin, 1966, Bd. I, S. 270.
- 9 Stadtarchiv Fulda (F.St.A.), Best. 9, Nr. 461.
- 10 F.St.A., ebd.
- 11 ebd.
- 12 „Der Verband der Deutschen Buchdrucker“, Berlin, 1916, S. 431 und Anhang nach S. 6.
- 13 Hahner, Eugen: Der Arbeiterarmut wirksam begegnet, in: Jahrbuch des Landkreises Fulda (JB), 1977, S. 178ff., s.a. 50 Jahre Diözesanverband der KAB im Bistum Fulda, Fulda, 1953, S. 9 ff.
- 14 Kappner, Hans: Evangelische Kirche in Fulda, in: JB, 1979, S. 181.
- 15 Hahner, a.a.O., S. 183.
- 16 Hahner, a.a.O., S. 183 f.
- 17 Fuldaer Neue Zeit (FNZ) vom 30. 3. 22.
- 18 M.St.A. Best. 180, Nr. 5642.
- 19 FNZ vom 21. 3. 22.

Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund (ADGB) – „sozialdemokratisch“			
Verband	Vorsitzender/Sekretär	Büro	Mitglieder um 1920
Metallarbeiter	Pfeifer, Karl	Königstr. 78	1010
Bauhandwerker	Auth, Gustav Möller, Richard	Judenberg 3	52
Fabrikarbeiter	Hertel, Adam	Löherstr. 27	217
Textilarbeiter	Gutberlet, Reinhard	Florengasse 13	311
Transportarbeiter	Heinz, Adam 1922: Knoll, Kasimier		
Eisenbahner	Erdniss, Hermann	Kurfürstenstr.	924
Holzarbeiter	Stein, Heinrich 1922: Lindner, Kurt		
Staats- und Gemeindearbeiter	Lomb, Wilhelm 1922: Schultheis, Friedrich		20
Zimmerer	Stapf, Joseph		53
Buchdrucker	Fuchs, Konstatin		40
Brauerei- und Mühlenarbeiter	Herget, Hilarius		
Bekleidungsarbeiter	Warzinek, Paul		37
Angestellte	Blumenstiel, Hans		

schafft der Staats- und Gemeindearbeiter über weitaus mehr Mitglieder verfügte (100:20), stellten die freien die Mehrheit der Betriebsräte. (Magistrat mit Bauamt, Gärtnerei, Schlachthof, Schulen – Freie: vier Arbeitsräte, ein Angestelltenrat; Christliche: ein Arbeiterrat, ein Angestelltenrat; DHV: ein Angestelltenrat).¹⁹ Hinzu kam eine Entwicklung, die die freien Gewerkschaften bei Einzelverbänden sogar zur stärkeren Organisation werden ließ. Das betraf die Metallarbeiter (1010:750), in ganz besonderem Maße aber die Eisenbahner (924:200), die in der Kurfürstenstraße ein Büro einrichteten, das Hermann Erdniss leitete. Mehrere christliche Verbände besaßen ihr Büro in der Sturmstraße 1 und 1a (Bauhandwerker, Fabrikarbeiter, Textilarbeiter, Transportarbeiter, Staats- und Gemeindearbeiter), während der christliche Metallarbeiterverband in der Florengasse 15 ein Geschäftszimmer unterhielt.

Anmerkungen

- 1 Seliger, Berthold: Rhönexpress auf dem Abstellgleis, Fulda, 1986.
- 2 Mauersberg, Hans: Die Wirtschaft und Gesellschaft Fuldas in neuerer Zeit, Göttingen, 1969, S. 128.

Kurhessisches Zweitalerstück von 1855 PR

Bekanntlich gehörte das Fuldaer Land von 1816 bis 1866 zum Kurfürstentum Hessen mit der Hauptstadt Kassel (damals noch mit C geschrieben). Unter dem letzten Regenten wurde 1855 die hier vorgestellte Münze ausgebracht, die größte und schwerste, die je hieszulande in Umlauf war. Das im Vonderaumuseum vorhandene Stück wiegt 36,89 Gramm und mißt 41 mm.

Avers: Porträt des Kurfürsten nach rechts, Umschrift: FRIEDR. WILHELM I. KURFÜRST V. HESSEN. Im unteren Abschnitt auf manchen Stücken, C. P. = Carl Pfeuffer, der Name des Medailleurs. Am Rand geperrlt.

Revers: das gekrönte Staatswappen im französischen Schild, kreisförmig umgeben von den Insignien des hessischen Hausordens vom goldenen Löwen. Neun hessische Einzelwappen. Umschrift: 2 THALER. VII EINE F. MARK. 3½ GULDEN. VEREINS 1855 MÜNZE.

Mark: eine uralte Gewichtseinheit; die kölnische Mark Silber war schon im Jahre 1170 233,85 Gramm schwer; von der Reichsmünzordnung von 1524 war sie Währungsgrundlage und blieb bis 1857. Dann erfolgte die Ablösung durch das Zollpfund = 500 Gramm.

Vereinsmünze: nach den Vorschriften der Dresdner Münzkonvention von 1838 geprägt.

Randschrift vertieft: GOTT MIT UNS.

Das Feld ist zweimal gespalten und zweimal geteilt und zeigt die Territorialgeschichte Hessens auf einer Münze:

1. Schwarzes Kreuz (Bistum Fulda 1816);
2. Münzenberg 1736, Hanau 1736, Reineck, Katzenelnbogen 1479;
3. Patriarchenkreuz (Abtei Hersfeld 1604);
4. Ziegenhain 1450;
5. Herzschild: der hessische Löwe, nach links schreitend;
6. Nidda 1450;
7. Fritzlar 1803;



8. Diez 1479, Schaumburg 1640; 9. Isenburg-Büdingen 1816.

Nach 1855 verdiente ein Eisenbahnbauarbeiter bei zehnstündiger Akkordarbeit einen Silbertaler, also die Hälfte des beschriebenen Stücks.

J. Fechner

Erinnerungen an die Fuldaer Oberrealschule

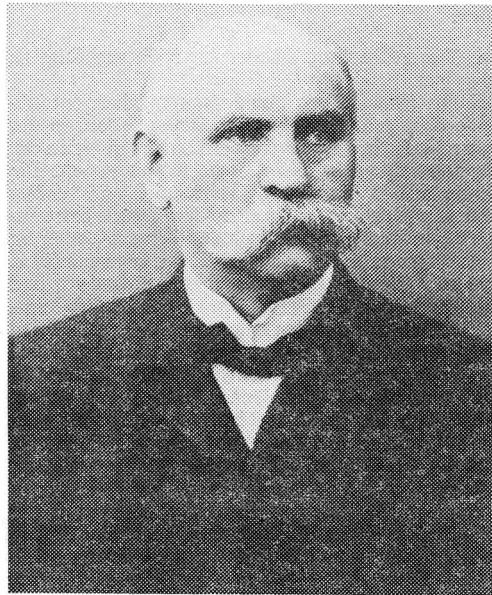
(1)

In den Jahren 1912 bis 1924 / Von Ernst Zeier

Ostern 1912 sollte ich eingeschult werden. Meine Eltern hatten mich zur Aufnahme in die Vorschule zur Oberrealschule angemeldet. In dieser Schule wurden die Schüler in drei Jahren statt der für Volksschulen üblichen vier Jahre zum Übergang in die weiterführende Schule vorbereitet. Wir wohnten in der Buttlarstraße Haus Nummer 4. Das war damals das erste Haus an der rechten Seite. Die Eckhäuser zur Leipziger Straße standen noch nicht. So marschierte ich an einem Morgen nach dem Osterfest an der Hand meiner Mutter die Kurfürstenstraße hinunter, bog am Offizierskasino rechts ein zum Viehmarktplatz und erreichte das Schulgebäude. Das Kasino gibt es nicht mehr. Heute steht an seiner Stelle das Postgebäude. Der Platz heißt jetzt Heinrich-von-Bibra-Platz.

Im Schulhaus begrüßten uns Kinder die Herren Lehrer Happ und Rauck. Wir wurden in die Bänke eingewiesen. Die Mütter und Väter standen um uns Kinder herum. Schon bald war die erste Schulstunde vorbei. Jetzt bekam jeder Schüler eine große Zuckertüte überreicht, die uns das Schulleben versüßen sollte. Dann ging es nach Hause. Unser Schulgebäude stand gegenüber der evangelischen Kirche an der Ecke zur Schloßstraße: dort, wo heute das Hallenbad steht. In früherer Zeit diente dieser schlichte, kastenförmige Bau den Fuldaer Fürstbischöfen als Jagdzeughaus. In der Mitte der Front lag der über einige Stufen erreichbare zweiflügelige Eingang. Durch ihn gelangte man in einen mit Steinen belegten Vorraum. Dem Eingang gegenüber lag entsprechend der Ausgang zum Hof. Links hatte der Pedell, der Hausmeister, sein Zimmer. Hier herrschte Herr Jost, ein Mann mit Vollbart, vor dem wir Schüler großen Respekt hatten. Er mußte auch die Klingelzeichen geben. Dazu drehte er die Handkurbel eines Gerätes, denn automatische Vorrichtungen gab es dazu nicht. Weiter nach links lagen zwei Klassenzimmer. Rechts vom Eingang hatten wir Vorschüler drei Zimmer, außerdem gab es noch Lehrmittelzimmer.

In der Mitte des Hauses ging es über eine vom vielen Ölen schwarze Holzterrasse in den ersten Stock. Der Treppe gegenüber befand sich das Dienstzimmer des Direktors. Daran schloß sich die Direktorwohnung an. Sie hatte einen separaten Eingang von der Schloßstraße her. Hier wohnte Direktor Machens. Da er mit dem Roten-Adler-Orden ausgezeichnet worden war, mußte er mit „Herr Geheimrat“ angeredet werden. Sonst



Joseph Machens, Direktor der Oberrealschule vom 1. August 1904 bis 31. März 1922.

Bilder (3): Schularchiv des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums

gab es im ersten Stock noch Klassen- und ein Lehrerzimmer.

Die Treppe führte noch ein Stockwerk höher zum Zeichensaal, einem großen Raum mit mehreren Fenstern zum Viehmarktplatz hin. Daneben waren Dachkammern vorhanden. In einer davon wurden Modelle für den Zeichenunterricht aufbewahrt. Hinter dem Haus lag der Schulhof. Er wurde zum Schloßgarten hin durch eine Mauer abgegrenzt. Dort befand sich auch noch ein turmartiges Gebäude, der Brennofen der ehemaligen berühmten Porzellanmanufaktur der Fürstbischöfe aus dem 18. Jahrhundert. An die Mauer angelehnt war die Toilettenanlage, ein etwa vier Meter langer, nur mannshoher Gang ohne Fenster und ohne Beleuchtung. An seinem Ende grenzten Holzverschläge zwei Aborte ein, an der Wand war eine Rinne

im Steinboden. Für heutige hygienische Vorschriften eine völlig unmögliche Anlage.

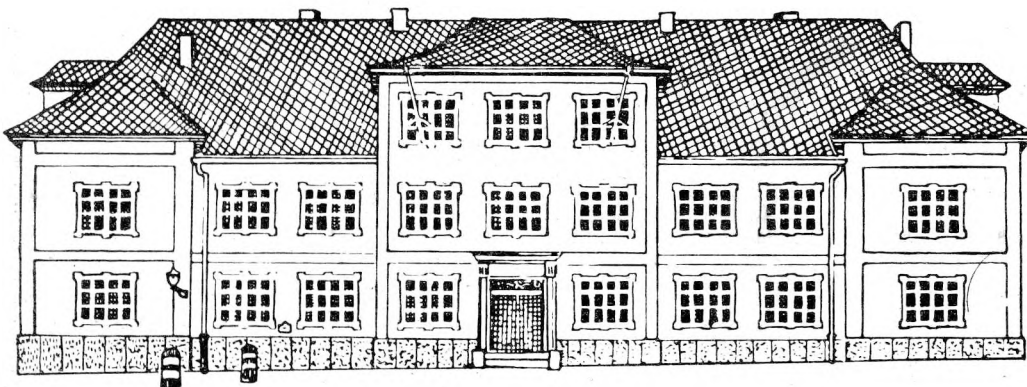
Wir waren in der Vorschule natürlich nur Jungen. Unsere Eltern mußten Schulgeld bezahlen. Im Jahre 1912 (meiner Einschulung) gingen in die drei Klassen insgesamt 64 Knaben. In meiner Klasse mögen es 20 gewesen sein. Es waren Kinder von Geschäftsleuten, Beamten und Akademikern. Auch jüdische Schüler waren darunter. An einen von diesen erinnere ich mich besonders, weil er im Rollstuhl gefahren werden mußte. Er blieb nicht lange bei uns. Namen sind mir leider nicht mehr in Erinnerung, bis auf einen. Der Klassenkamerad hieß ausgerechnet Schüler. Er war mein Konkurrent um das beste Zeugnis.

Jeden Morgen setzte ich nun stolz meine blaue Schülermütze auf und schulterte meinen Schulranzen. Das war ein stabiler, aus Leder gefertigter Tornister. Viele Jahre trug ich ihn auf dem Rücken. Später wurden die Tragriemen zu Handgriffen umgearbeitet. Die so entstandene Aktentasche begleitete mich noch viele Jahre. In den Ranzen kamen die Fibel, die Schiefertafel, der Griffelkasten, nicht zu vergessen das Frühstücksbrot. An der Tafel hing an einem Faden ein Schwämmchen, gut angefeuchtet, und ein kleiner Lappen, beides zum sauberen Abwischen der Tafel. Auf ihrer einen Seite war ein Gitternetz für die Zahlen, auf der anderen Seite waren Linien für die großen und kleinen Buchstaben aufgedruckt. Geschrieben wurde mit einem Griffel, der auf dem schwarzen Schiefer weiße Striche aufzeichnete. Das Spitzen des Griffels war eine Kugel, denn die Spitze sollte einerseits fein sein, durfte beim Schreiben aber nicht abbrechen. Das erreichte man am besten durch Drehen auf den Sandstufen einer Treppe.

Wir saßen in langen Holzbänken vor unseren Lehrern. Eine große Tafel vor uns konnte in einem Gestell gedreht werden zum Beschreiben auf beiden Seiten. Wir lernten die sogenannte deutsche Schrift. Zuerst kam der Buchstabe „i“ dran nach dem Merksatz „Rauf, runter rauf – Pünktchen drauf.“ Bei dem „Rauf“ mußte der aufwärts führende „Haarstrich“ dünner ausfallen als der beim „Runter“ abwärts führende „Grundstrich“. Nach und nach kamen alle Buchstaben dran, wir lernten das Lesen in der Fibel und das Rechnen mit den Zahlen.

Schließlich ersetzten wir die Griffel durch Federhalter und die Tafel durch Hefte. In den Bänken gab es eine Rinne oben zur Ablage des Schreibzeugs, daneben eine Öffnung, die mit einem Metalldeckelchen zugeschoben werden konnte. Darunter verbarg sich das Tintenfaß, in das wir unsere Federn eintauchen konnten. Von Zeit zu Zeit erschien der Pedell mit einer alten Kaffeekanne voll mit Tinte, um unsere Fäßchen nachzufüllen. Während meiner ganzen Schulzeit bis 1924 wurde so mit Tinte geschrieben. Natürlich waren wir sehr stolz, mit Tinte schreiben zu können, wenn es auch manchmal Kleckse und schwarze Finger gab. Die Stahlfeder mußte nach jedem Gebrauch mit einem kleinen Lederläppchen sauber abgewischt werden. Auch dies fand im Griffelkasten Platz. Er wurde nach einiger Zeit durch ein Schreibetui, Pennal genannt, abgelöst.

Der Unterricht wurde mehrmals im Jahr gestört durch die auf dem Platz vor der Schule abgehaltenen Viehmärkte. Schon vor Schulbeginn begann der Auftrieb der Ochsen, Kühe und Kälber. Sie wurden an Stricken angebunden, die an eisernen in den Boden



Gebäude der Oberrealschule am Heinrich-von-Bibra-Platz.

getriebenen Stäben befestigt waren. Der Schulweg war an diesen Tagen stark verdreckt. Das laute Muhen und Brüllen und das Blöken der Tiere drang in unsere Klassenzimmer. Einer unserer Lehrer machte dann den Scherz: „Hört ihr die Vetter und Basen rufen?“

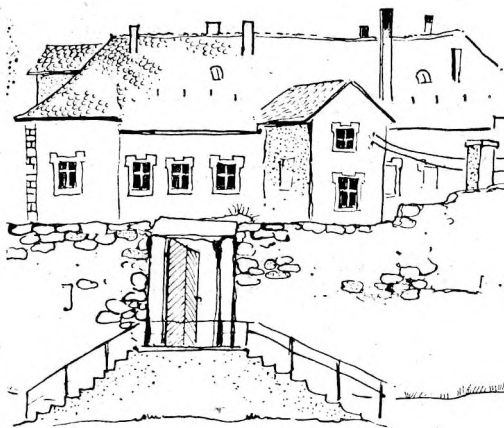
Mein verhältnismäßig langer Schulweg wurde sehr verkürzt, als meine Eltern die Wohnung wechselten und wir in das Haus Bahnhofstraße 7 umzogen. Hier erlebte ich den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Unvergesslich ist mir der 1. August 1914. Um die Mittagszeit marschierte ein Zug Soldaten die Bahnhofstraße herunter. Der Trommelwirbel lockte die Menschen an die Fenster. Vor dem Kaiser-Friedrich-Denkmal am Kaiserplatz (heute Universitätsplatz) machte der Zug halt. Nach einem Trompetensignal verlas der kommandierende Offizier die Mobilmachungsorder Seiner Majestät des Kaisers. Am nächsten Tag wurde unser Artillerieregiment am Bahnhof verladen. Die Begeisterung der Menschen war groß, wußte doch noch keiner, wie lange der Krieg dauern würde. In der Schule merkten wir zunächst nichts vom Krieg.

Ostern 1915 wurde ich in die Sexta der Oberrealschule versetzt. Die Vorschulzeit war zu Ende. Mit der Versetzung blieb uns eine Aufnahmeprüfung erspart, die sonst die Volksschüler ablegen mußten. Da wir vom Schulhof her den älteren Schülern schon bekannt waren, blieb uns auch das „Einweihen“ der neuen Sextaner erspart. Es bestand darin, daß die Schüler der nächsthöheren Klassen die Neulinge im Hof einfingen und ihnen in einer Ecke ein paar Schläge auf den Hosenboden versetzten. Das war natürlich streng verboten. Aber der aufsichtführende Lehrer war dann zufällig immer in einer entfernten Ecke des Hofes. Ich war also nun Sextaner. Mit Stolz trug ich die Schülermütze aus grünem Tuch mit einem schwarzen Schild und einem schmalen Silberstreifen um den Teller. So war ich für ein Jahr für alle Bekannten als Sextaner der Oberrealschule ausgewiesen. Für die nächste Klasse, die Quinta, brauchte der Silberstreifen nur gegen einen Goldstreifen ausgetauscht zu werden. Die Farbe der Mützen wechselte alle zwei Jahre bis in die oberste Klasse jeweils mit den Silber- beziehungsweise Goldstreifen. Die Primaner hatten weiße Seidenmützen.

Die Mützen wurden von dem Hutmacher Ricken angefertigt, der sein Ladengeschäft an der Ecke Friedrichstraße/Pfandhausstraße gegenüber der Metzgerei und Gastwirtschaft Ballmaier hatte. Für die vielen Schüler von Gymnasium und Oberrealschule gab es vor Ostern viel Arbeit für ihn. Daher bestellten die Eltern für die Versetzung ihrer Söhne gesichert erschien, schon vor Weihnachten die neuen Mützen. Jedesmal wurde der Kopfumfang des Jungen neu vermessen. Die Mützen wurden nicht dauernd getragen. Wir gingen gern auch ohne Mütze. Daher waren sie nach einem Jahr oft noch so gut erhalten, daß sie an jüngere Schüler weiterverkauft werden konnten. Kurz vor dem Versetzungstermin wurden die neuen Mützen abgeholt. Es wäre eine Katastrophe gewesen, am Tag der Versetzung ohne die richtige Mütze zu sein. Hätten doch alle Bekannten glauben müssen: „Er ist sitzengelieben.“

Gegrüßt wurde durch Abnehmen der Mütze. Wer keine aufhatte, mußte eine kleine Verbeugung machen. Es kam schon vor, daß ein Lehrer, der glaubte, von einem Schüler nicht anständig begrüßt worden zu sein, diesen zehn Schritte zurückschickte. Dann mußte der Junge noch einmal vorbeigehen und richtig grüßen. Unsere Lehrer nahmen stets auch ihren Hut ab zum Gegengruß an den Schüler, selbst Herr Geheimrat Machens machte da keine Ausnahme. Die Ausgabe für die Schülermütze war nicht die einzige, die alljährlich bei der Versetzung des Sohnes aufzubringen war. Kurz vor den Osterferien wurde in den Klassen bekanntgegeben, welche Lehrbücher in der nächsten Klasse gebraucht würden. Mit dieser Liste gingen die Eltern in die Buchhandlung Reinhard in der Friedrichstraße. Das Geschäft besteht heute noch, natürlich mit neuem Namen. In manchen Jahren kosteten die Bücher eine beträchtliche Summe, besonders wenn ein großer Atlas für die Erdkunde oder Geschichte darunter war.

Zum Glück waren manche Lehrbücher so angelegt, daß sie zwei oder gar drei Jahre benutzt werden konnten. Zu dieser einmaligen Anschaffung kamen im Laufe des Jahres in den höheren Klassen noch die Lektüren dazu. Da ich mit meinen Büchern pfleglich umging, waren sie nach Ablauf eines Jahres noch so gut erhalten, daß ich viele davon an jüngere Schüler weiterverkaufen konnte. Umgekehrt versuchte ich,



Schulgebäude am Bibraplatz, vom Irrgarten aus gesehen.

von älteren Schülern Bücher für mich verbilligt zu erwerben.

Zu diesen Ausgaben kam das monatlich zu entrichtende Schulgeld hinzu. In den ersten Jahren in der Oberrealschule wurde es von einem Beauftragten der Stadtverwaltung in den Klassen eingesammelt. Die Schule war ja eine städtische Schule. Wir Schüler fanden es ganz im Gegensatz zu dem gerade betroffenen Lehrer recht schön, wenn der Geldeinnehmer im Unterricht erschien. Nach einer langen Liste wurde ein Schüler nach dem anderen aufgerufen, trat vor und überreichte sein Schulgeld. Obwohl einige Tage vorher in den Klassen an den Zahltermin erinnert worden war, gab es immer wieder einige Schüler, die das Geld vergessen hatten. Ihretwegen mußte dann der Einnehmer am nächsten Tag den Unterricht nochmals stören. Für begabte und bedürftige Schüler gab es aber auch die Möglichkeit der Befreiung vom Schulgeld. Sie konnten auch noch auf andere Weise gefördert werden.

Wir Sextaner bezogen das Eckzimmer nach der Schloßstraße hin im Erdgeschoß unseres Schulhauses. Neu für mich waren die damals hochmodernen zweisitzigen Bänke. Sie waren an einer Seite an einer am Boden festgeschraubten Schiene angeschlagen und konnten um sie hochgeklappt werden. Das ermöglichte den Putzfrauen das leichte Fegen darunter. Zum Inventar gehörte der auf einem Tritt erhöht stehende Katheder mit dem Schreibpult für den Lehrer, eine Drehtafel, ein Kartenständer, ein eiserner Ofen und ein Klassenschrank. Der Beleuchtung in der dunklen Jahreszeit dienten Gaslampen, die an Rohren von der Decke herunterhingen. Im Schrank wurde das Klassenbuch aufbewahrt, dazu Tintenfaß und Federhalter vom Lehrerpult, unsere Arbeitshefte, ein Zeigestock und einige Bücher. In einem hohen Seitenfach standen aufgerollte Landkarten und Bilder und in einer Ecke dahinter der Rohrstock. Er trat auch gelegentlich in Aktion. Es mußte aber schon ein schwerwiegendes Delikt sein, wenn der betreffende Schüler nach vorn geholt, über die erste Bank gebückt wurde und ein paar Hiebe mit dem Stock auf den strammgezogenen Hosenboden bekam. Oben an den Wänden des Zimmers waren Leisten angebracht, in die Nägel eingeschlagen waren. Hier wurden zur Ausschmückung auf Pappe aufgezeichnete Bilder aufgehängt.

Die Oberrealschule wurde 1915 von 300 Schülern besucht. In meiner Sexta mögen es 30 Jungen gewesen sein. Nach kurzer Zeit hatte ich mich an die neu hinzugekommenen Klassenkameraden und an die neuen Lehrer gewöhnt. Deutsch unterrichtete Oberlehrer Hübinger, Naturkunde Dr. Brasching, Rechnen Lehrer Amand Hohmann. Er war auch für das Singen zuständig, das damals der einzige Musikunterricht war. Wegen seiner kleinen Gestalt wurde er liebevoll „das Amandchen“ genannt. Er wohnte in der Lindenstraße. Auf seinem Weg zur Schule traf er immer auf Schüler, die sich sofort um die Ehre stritten, seine Tasche tragen zu dürfen. Als erste Fremdsprache lernten wir Französisch. Den Unterricht erteilte ein wissenschaftlicher Hilfslehrer – so hießen die Lehrer vor ihrer Ernennung zum Oberlehrer, später Professor – ein junger, hochgewachsener, schwarzhaariger Pole namens Dr. Stanislaus Strozewsky. Seine Stunden verliefen immer sehr temperamentvoll und interessant. Nach kurzer Zeit konnten wir schon richtig parlieren. Er verließ die Schule schon nach einem Jahr.

Zufällig erfuhr ich sehr viel später, daß er in Polen Schulrat geworden war. Bei ihm mußten wir jetzt auch die lateinische Schrift lernen.

Für den Naturkundeunterricht gingen wir mit Dr. Brasching im Sommer auch in den Schulgarten. Er lag neben der Reithalle (heute Theater) zwischen dem Torbogen an der Schloßstraße und dem Schloßgarten. Es gab dort u. a. einen kleinen Berg mit Steinpflanzen und ein Wasserbecken für die Wasserpflanzen. Später mußte der Schulgarten verlegt werden. Er befand sich im oberen Schloßgartenteil hinter der ehemaligen Gendarmeriekaserne, dem früheren Gebäude der Porzellanmanufaktur. Hier grünte und blühte es. Der Garten lieferte Anschauungsmaterial für die Stunden im Klassenzimmer. Der Krieg beeinträchtigte den Unterricht vorerst nicht. Wir Kinder bemerkten aber in den ersten Kriegsmonaten sehr wohl die Erfolge des deutschen Heeres. Nach jedem Sieg eilte der Pedell von Klasse zu Klasse und verkündete: „Siegesfrei!“ Mit Freudengeheul rannten wir nach Hause. In den Straßen sahen wir, wie an den Häusern die Fahnen gehißt wurden. Allerdings wurden bald Lebensmittelkarten eingeführt. Einige Lebensmittel wurden knapp. Der Mangel galt auch für Schuhe.

War mit der Versetzung in die Quinta nur der Wechsel des Klassenzimmers in den Nachbarraum im Erdgeschoß verbunden, so ging es für die nächste Klasse, die Quarta, in den ersten Stock neben das Direktorzimmer. Das bedeutete, daß wir uns möglichst ruhig zu verhalten hatten, um den Herrn Geheimrat nicht zu stören. In diese Zeit fiel eine Änderung der Titel unserer Lehrer. Wir merkten das eines Tages durch eine Überraschung. Wir warteten vor dem Stundenbeginn auf einen neuen jungen Lehrer und lärmten tüchtig. Plötzlich kam der Herr Geheimrat herein und sagte in die plötzliche Stille: „Verhaltet euch ruhig, der Herr Assessor kommt gleich.“ Wir erfuhren, daß Assessor der neue Titel der früheren wissenschaftlichen Hilfslehrer war. Die Oberlehrer wurden nicht mehr zu Professoren ernannt, sie hießen jetzt Studienräte. Der letzte Oberlehrer, der an unserer Oberrealschule zum Professor und damit zum Rat vierter Klasse ernannt wurde, war Herr Hübinger. Als zweite Fremdsprache kam Englisch hinzu. Leider litt der Unterricht durch häufigen wohl kriegsbedingten Lehrerwechsel. Für kurze Zeit übernahm unser Herr Direktor selbst die Englischstunden.

(Wird fortgesetzt.)

„Produktionen“ reisender „Künstler“

Im 19. Jahrhundert zogen reisende Künstler und Artisten häufig durch die Lande und verdienten sich mit verschiedenen Aufführungen und „Produktionen“ ihr tägliches Brot. So zog z. B. im Jahre 1836 ein „Künstler“ durch die Gegend, der ein Wachfigurenkabinett zur Schau stellte. Bei den Behörden gab es wegen dieses „Künstlers“ Streitigkeiten wegen der Zuständigkeit, die Genehmigung zu erteilen. Im Kreis Fulda wurde es damals folgendermaßen geregelt: „Derjenige, welcher in hiesigem Kreise etwas der Art vorzeigen will, hat sich vorerst an das Kreisamt zu wenden, um sein Gesuch prüfen zu lassen. Wird ihm im allgemeinen gestattet, seine Sehenswürdigkeiten zu zeigen, so erhält er dafür eine schriftliche Erlaubnis mit der nötigen Bezeichnung auf einen oder mehrere Tage und des Bezirks, worin er es vorzeigen darf. Er hat sich dann in jedem Ort desselben an den Ortsvorstand damit zu wenden, um von diesem die polizeiliche Erlaubnis zu erwirken, welche dieser erteilen oder versagen kann“ (Staatsarch. Marbg. 100/5246).

Im Jahre 1834 reisten zwei Drehorgelspieler und Sänger durch hiesige Orte, die als „vagabundierende Orgelvirtuosen“ bezeichnet wurden. In einer Schlüchterner Chronik lesen wir am 10. November 1834: „Heute wurde bei warmem Wetter der Kalte Markt gehalten. Viel Neues war nicht zu sehen, aber doch frische Knoblauchwürste, die am Horizonte unserer Märkte als Fixsterne glänzten. Zwei vagabundierende Orgelvirtuosen boten schreckliche, schauerhafte Moritaten feil à zwey Kreutzer. Nur zwei Betrunkene zeigten sich.“

G. Rehm

Erinnerungen an die Fuldaer Oberrealschule

In den Jahren 1912–1924 / Von Ernst Zeier

2)

Mit der Versetzung in die Untertertia kam der Umzug in das Stadtschloß. Hier hatten die Klassen ihre Zimmer im zweiten Stock, die Primen im ersten Stock des Südlügels im hinteren Schloßhof. Er war unser Pausenhof. Im zweiten Stock lag rechts neben der Treppe ein Abstellraum, in dem der Pedell Besen und Eimer, im Winter Heizmaterial lagerte. Am langen Gang nach links lagen die Klassenräume, an seinem Ende ein großer Vorraum. Außer zwei Klassenzimmern und einem Lehrerzimmer war hier der Eingang zum Physikraum. Irgendwie erfuhren wir, daß es über diesem Raum mit seiner glatten Decke eine zweite, ausgemalte Decke gäbe. Wir befanden uns, ohne es zu wissen, dort, wo sich heute der so prächtig renovierte Festsaal der Fürstbischöfe befindet. Die Besucher, die heute den Saal besichtigen, verlassen ihn durch den erwähnten Gang und steigen unsere alte Schultreppe abwärts.

Die Klassenräume waren im Grunde wenig für den Unterricht geeignet. Durch die tiefen Fensterbänke wurde die Beleuchtung der Zimmer vermindert. Wir saßen nach wie vor in Holzbänken, die Klappsitze in Eisengestellen befestigt. Im Winter wurde in eisernen Öfen geheizt. Im Lauf des Vormittags kam der Pedell mit einem großen Schürhaken, stocherte die Glut und füllte Kohlen nach.

Die Oberrealschule besaß weder eine Turnhalle noch eine Aula. Kein Wunder, daß die Schulbehörde darauf drängte, eine neue Schule zu bauen. Endlich beschloß die Stadtverwaltung einen Neubau. 1915 begann man mit dem Erdaushub am Viehmarktplatz. Der Krieg verhinderte aber den Weiterbau, und 1916 wurde die Grube wieder zugeschüttet. An dieser Stelle steht heute das Finanzamt.

Zum Turnunterricht mußten wir in der alten Turnhalle in der Rabanusstraße erscheinen, und zwar stets nachmittags. Später wurden die Turnstunden in die schöne neue Halle der Volksschule am Kronhof verlegt. Den Unterricht erteilten Lehrer aus der Volksschule. Erst in den letzten Jahren meiner Schulzeit kamen Studienassessoren hinzu. Im Sommer fanden Ballspiele in der Johannisau statt.

Wegen der fehlenden Aula fanden die Schulfeiern im Roten Saal der Orangerie statt. Dazu marschierten die Schüler vom Schloßhof aus durch den Schloßgarten hinüber. Es gab drei Feiern im Jahr: der Geburtstag Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II. am 27. Januar, die Verabschiedung der Abiturienten kurz vor Ostern und der Sedanstag am 2. September zur Erinnerung an den Sieg über Napoleon III. im Jahre 1870. Die Feiern nahmen immer denselben Verlauf: Chorgesang, Gedichtvortrag, Festrede, ein Hoch auf den Kaiser und die Hymne „Heil dir im Siegerkranz...“. Die räumlichen Schwierigkeiten beeindruckten uns Schüler wenig. Es war halt unangenehm, mit allen Büchern, Mappen usw. zum Zeichen- und Singunterricht vom Schloß zum alten Schulhaus zu gehen. Schlimmer war

es für die Lehrer, die oft mehrmals am Tag zwischen den Gebäuden hin und her rennen mußten. Die Pausen waren kurz, meist kamen die Lehrer abgehetzt in die Stunde.

Unter meinen Lehrern waren zwei, die schon meinen Vater unterrichtet hatten, der Mathematiker Professor Melchior und Professor Fleck. Bei diesem lernte ich griechische und römische Geschichte. Wie es damals üblich war, saß Professor Fleck während der ganzen Stunde auf dem Katheder. Hatte ein Schüler eine dumme Antwort gegeben, pflegte er zu sagen: „Krieg dich selber am Ohr!“ Das mußte der Betroffene auch wirklich tun. Wenn er aber dann nicht die rechte Hand an das rechte Ohr legte, sondern mit dieser Hand hinter dem Kopf herum das linke Ohr ergriff, löste das bei dem Professor nur ein nachsichtiges Lächeln aus. Er wurde bei seiner Pensionierung mit einem Fackelzug geehrt. Vom Viehmarkt aus marschierten wir durch die Kurfürstenstraße zur Wohnung am Frauenberg, vorneweg eine Musikkapelle, dahinter die von Primanern getragene Schulfahne.

Kriegsbedingt wechselten einige Lehrer schnell. Für Deutsch kamen die Assessoren Dr. Theodor Maus und Theodor Glock. Für Französisch kam Dr. Karl Scheller hinzu, der später Professor am Priesterseminar wurde. In Geschichte begeisterte Assessor Dr. Johannes Meilinger uns mit einer für uns völlig neuen Darstellung der historischen Ereignisse.

In der Untertertia begann der Physikunterricht. Im Physiksaal standen vor dem langen Experimentiertisch auf Stufen uralte Holzbänke, in denen wir dichtgedrängt saßen. Der Raum hatte zwei Fenster zum vorderen Schloßhof hin. Sie waren mit Holzläden verschließbar. Bei verdunkeltem Saal konnte durch eine Öffnung in einem Laden ein Rohr geschoben werden mit einem Spiegelsystem, das Sonnenlicht auf den Experimentiertisch lenkte. An der Wand hinter dem Tisch hing eine Tafel, daneben ein Spiegelgalvanometer. Rechts war in einem flachen Schrank eine Schalttafel angebracht. Den Strom, und zwar Gleichstrom, lieferte das städtische Elektrizitätswerk in der Frankfurter Straße. Später, nach der Umstellung auf Wechselstrom, kam eine zweite Schalttafel hinzu. Ein Aggregat in einem Nebenraum sorgte dann für den für die Experimente nötigen Gleichstrom.

Die Geräte für den Physikunterricht waren für uns Schüler hochinteressant, heute wären sie Museumsstücke. Da gab es eine Stiefelluftpumpe, eine riesige Reibungselektroskopmaschine, eine Tangentenbussole für die Messung von Stromstärken, Batterien aus galvanischen Elementen und anderes mehr. Es wurde fleißig von unseren Lehrern experimentiert, zuerst von Studienrat Dr. Wilhelm Viktor Kohnen (allgemein nur Viktor genannt), später von Studienassessor Lauth und Studienrat Dr. Westenberger. Waren einige Schüler bei einem Versuch unaufmerksam gewesen, sagte Dr. Kohnen wohl: „Habt ihr gesehen? Wer es nicht

gesehen hat, kriegt eine fünf!“ Aber das war ein Scherz.

Von der Obertertia an gab es Chemieunterricht, erteilt von Dr. Kohnen und Dr. Brasching. Um in den Chemiesaal rechts von der Treppe zu gelangen, gingen wir zuerst durch einen Sammlungsraum und ein Labor. Dieser einzige Zugang wäre nach heutigen Sicherheitsvorschriften völlig unmöglich. Im Fall einer Explosion wären wir gefangen gewesen. Auch hier gab es wieder die uralten Bänke, dazu einen Experimentiertisch, eine Wandtafel und viele Glasgeräte.

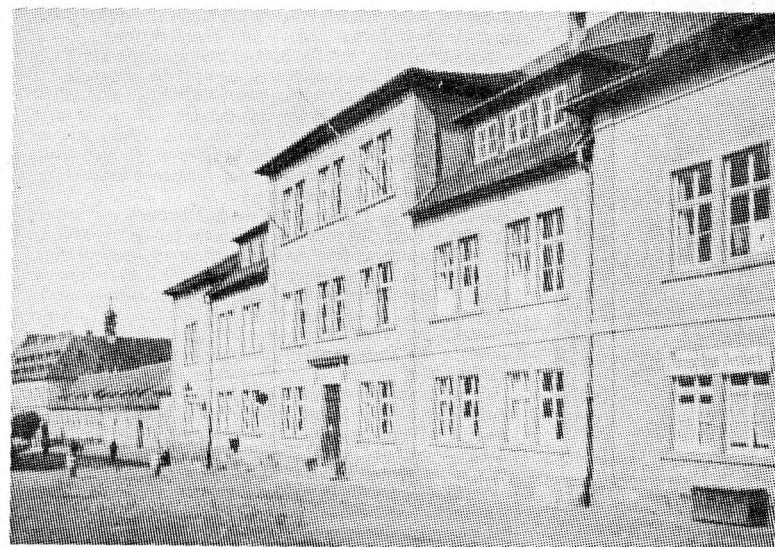
Jeder Lehrer an der Oberrealschule war sorgfältig ausgewählt. Wer sich um eine frei gewordene Stelle bewarb, mußte nicht nur seine Zeugnisse und den Nachweis einer bisherigen Tätigkeit vorlegen, er mußte sich eine besonderen Begutachtung unterziehen. Dazu reiste eine Delegation, bestehend aus dem Direktor, einem Fachlehrer und einem Vertreter der Stadtverwaltung, zur Schule des Bewerbers, wo er einige Lehrproben ablegen mußte. Erst wenn er den Ansprüchen dieser Kommission entsprach, wurde er eingestellt. Alle Lehrer wurden von Zeit zu Zeit bei Besuchen durch einen Oberschulrat während ihrer Tätigkeit kontrolliert.

Der Krieg griff nach und nach in den Schulbetrieb ein. Mehrmals im Jahr sammelten wir im Niesiger Wald Beeren und Bucheckern, die abgeliefert werden mußten. Im Herbst schaufelten wir Laub zusammen, das als Laubheu von den Bauern abgefahren wurde. Wir wurden angehalten, Kupfer und Messing zu sammeln. Manch wertvolles Messing- oder Zinngerät ging den Familien verloren. Alles wurde in der Schule in große Sammelbehälter geworfen. Da ein Krieg Geld kostet, sollten wir Eltern und Verwandte ermuntern, Krieganleihen zu zeichnen. Für die Klassen wurde ein Wettbewerb eingerichtet, und es wurde festgestellt, welche Klasse am meisten an Anleihen zusammenbrachte. Die Menschen opferten ihr Gold, also Ketten, Broschen und anderen Schmuck, in Sammelstellen. Wer ahnte, daß alles verloren ging.

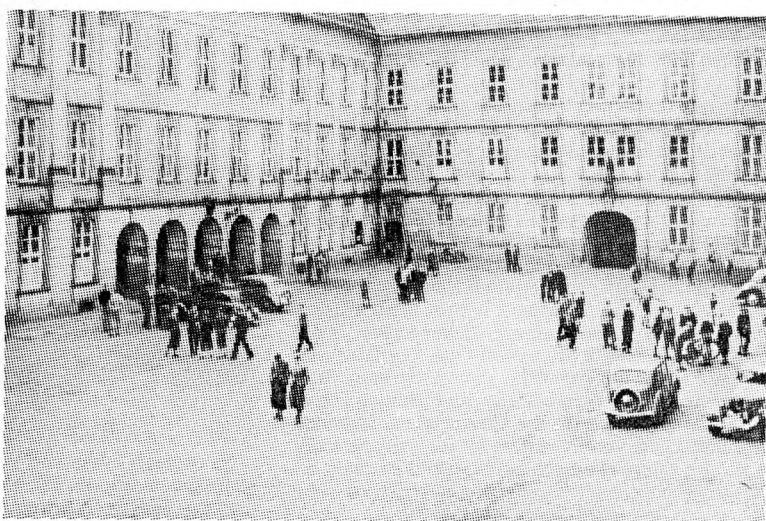
Wegen Kohlenmangels mußte bei der Heizung in den Klassen gespart werden. Wiederholt gab es „kältefrei“. Im Winter 1917 mußten sogar vier Wochen Kohleferien eingelegt werden. Anschließend daran wurde nur die Hälfte der Zimmer geheizt – und die Hälfte der Klassen vormittags, die andere Hälfte nachmittags unterrichtet. Die Turnhalle blieb gänzlich geschlossen.

Im Sommer trugen wir Holzsandalen. Die Kleidung mußte möglichst lange getragen werden. Manche Hosenbeine hielten mit der wachsenden Beinlänge nicht Schritt. Im Schaufenster der Firma Büttner in der Friedrichstraße waren Damenkleider aus Ersatzstoffen ausgestellt. Es hieß, es seien Papierkleider.

Kein Wunder, daß die Begeisterung für den Krieg abnahm. Sofort nach Kriegsausbruch 1914 wollten die Primaner freiwillig zu den Fahnen eilen aus Furcht,



Das Gebäude der Oberrealschule am Bibraplatz.



Der Schloßhof diente einigen Klassen als Pausenhof. Die Bilder stammen aus den 30er Jahren.

sich im Krieg nicht mehr auszeichnen zu können. Denn alle glaubten an einen kurzen Krieg. Die Lehrer hatten große Mühe, diese Kriegsfreiwilligen davon zu überzeugen, erst noch ein Notabitur abzulegen.

Nicht betroffen vom Krieg waren die Anforderungen an die Schüler. Die Oberrealschule war eine Ausleseschule. Das zeigte sich z. B. an der Zahl der Sitzenbleiber. Das waren stets etwa 15 Prozent der Schüler, im Jahr meines Abiturs 1924 sogar 17 Prozent. Die Schülerzahl war in diesen Jahren ziemlich konstant. 1914 besuchten 300 Knaben die Schule, 1920 waren es 330. Danach folgte ein Anstieg, 1924 waren es 442. Unverändert blieb auch der für die katholischen Schüler verbindliche Schulgottesdienst in der Severikirche. Er fand mittwochs vor dem Unterricht statt.

Am Ende des Untersekundajahres Ostern 1921 verließ der größte Teil meiner Klassenkameraden die Schule. Sie hatten das „Einfährige“ erreicht, d. h. die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst im preußischen Herr. Da es das nicht mehr gab, wurde auch kein solcher Vermerk im Zeugnis eingetragen. Es war der Wunsch der Eltern, ihre Söhne dem Berufsleben zuzuführen. Mehr hatten sie von der Schule nicht erwartet. Als Obersekundaner warteten wir gespannt darauf, jetzt mit „Sie“ angesprochen zu werden. Die Lehrer wechselten nach und nach vom „Du“ zum „Sie“. Einer meinte lachend: „Jetzt muß ich also „Sie Esel“ zu Euch sagen!“

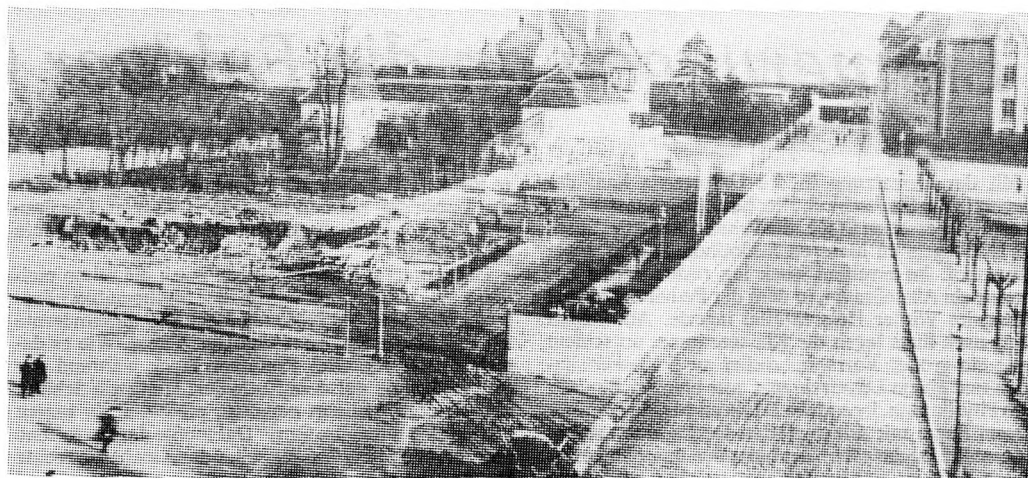
Einige Lehrer kamen aus Kriegsgefangenschaft zurück, so Dr. Josef Hohmann. Er wurde später Direktor unserer Schule. Bei ihm lernten wir die althochdeutsche und die mittelhochdeutsche Sprache kennen, das Hildebrandslied, Walther von der Vogelweide und anderes. Das Narrenschiff von Sebastian Brant, Grimmelshausens Simplicissimus wurden in Auszügen gelesen. Goethe und Schiller kamen ausführlich zu Wort mit ihren Dramen und Gedichten. Lessings Hamburgische Dramaturgie interessierte uns allerdings weniger. Viele Balladen hatten wir auswendig zu lernen, so z. B. die berühmte „Glocke“ von Schiller, aber auch einen ganzen Gesang aus Goethes Hermann und Dorothea.

Wir Schüler nahmen auch regen Anteil am kulturellen Leben, das in Fulda nach dem Krieg und der Inflation aufblühte. Wir besuchten Theateraufführungen im Stadtsaal. Dort fanden auch Sinfoniekonzerte statt unter der Stabführung von Eugen Mehler. Kinobesuch war uns noch verboten. Das Kino befand sich im Saal des Bürgervereins, einem Gebäude an der Stelle, wo sich heute das Kaufhaus Kerber befindet.

In den Fremdsprachenunterricht teilten sich Professor Vollmer und Studienrat Hans Forstmaier. Professor Vollmer kam immer mit seinen kurzen Schritten in das Zimmer, ging zu dem aus dem Katheder hochgezogenen Stehpult und blieb dort die ganzen 45 Minuten stehen. Wir lasen u. a. Julius Caesar von Shakespeare, später Dichtungen aus dem Buch „Selections from English Poetry“. Es waren Werke von Thomas Moore, Lord Byron, auch von amerikanischen Schriftstellern wie Longfellow und Edgar Allan Poe.

Studienrat Forstmaier, ein sehr nervöser Herr, war aus französischer Gefangenschaft zurückgekommen. Sein Aufenthalt dort hatte sein Französisch zu einer eleganten, akzentuierten Sprache geformt. Er gab sich größte Mühe, uns dieselbe Leichtigkeit und Eleganz in unserer Aussprache beizubringen. Auszüge aus französischen Dramen und Prosastücken fanden wir in dem dicken Buch von Ploetz. Auch Molières Drama „Le malade imaginaire“ lasen wir gern.

Das Schuljahr in der Obersekunda ging zu Ende. Nochmals verließen uns einige Mitschüler mit der Primareife. Zum Glück kamen zwei Zugänge hinzu: Hansjoachim Muscheid und Wilderich Heising. Mit Stolz trugen wir unsere weißseidenen Primanermützen. Wir waren aber so wenige Unterprimaner, daß wir keine eigene Klasse mehr bilden durften, wir wurden mit der Oberprima zu einer Klasse zusammengefaßt. Das brachte für unsere Lehrer Schwierigkeiten, wie sie die Lehrpläne umzugestalten hatten. In der Mathematik meisterte Studienrat Otto Gotthardt das Problem so, daß wir gar nichts davon merkten. Statt der für uns planmäßigen Differentialberechnung zog er einfach die eigentlich für die Oberprima anstehende Integralrechnung vor. Er verlangte viel Fleiß. So mußten wir die zahlreichen goniometrischen Formeln tadellos auswendig beherrschen. Die analytische und die



Grundsteinmauern für ein neues Schulgebäude, das auf dem Bibraplatz im Jahre 1915 errichtet werden sollte. Später wurde auf dieser Stelle das Finanzamt errichtet. Im Hintergrund das ehemalige Offizierscasino.

Bilder (3): Schularchiv des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums

synthetische Geometrie sowie die sphärische Geometrie fiel den meisten Mitschülern sehr schwer, zumal unser Mathematiklehrer sich am liebsten nur mit den paar guten „Matheschülern“ befaßte.

Trotz der vielen Hausaufgaben blieb uns jeden Abend die Zeit, um um sechs Uhr auf der Friedrichstraße zum Bummel zu erscheinen. Langsam Schrittes gingen Schüler und Schülerinnen auf der breiten Straßenseite vom Hotel Kurfürst bis zur Stadtpfarrkirche hin und wieder zurück. Jungen und Mädchen natürlich getrennt. Ein Grüßen herüber und hinüber und ein Lächeln waren die einzigen Kontakte. Beim Glockenschlag sieben Uhr war die Straße wieder leer, alles eilte zum Abendessen nach Hause.

Den Religionsunterricht übernahm Pfarrer Reich. Er war zugleich Leiter der evangelischen Mädchenschule, die auch am Viehmarktplatz lag. Wir bewunderten sein enormes Wissen, seine Intelligenz und seine Toleranz. Bei ihm ging es nicht mehr um das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Kirchenliedern. Er war der einzige Lehrer, der frei mit uns diskutierte, dem wir auch völlig ohne Bedenken unsere Sorgen, ja Zweifel mitteilen konnten. Leider verstarb er schon wenige Monate nach meinem Abitur.

Ein Lehrer darf bei der Erinnerung an die Oberrealschule nicht vergessen werden, unser Zeichenlehrer Nikolaus Kleineberg. Er begleitete mich von der Sexta bis zur Oberprima. Über ihn kursieren in Fulda zahllose Anekdoten. Wenn er auch kein großer Pädagoge

war, ein Künstler war er jedenfalls. Viele Bilder von Rhönlandschaften, besonders von der von ihm so geliebten Milseburg, hat er mit wenigen Strichen gemalt. Während seiner Studienzeit hatte er in Kassel Kopien von Rembrandtgemälden angefertigt, die seine Wohnung in der Straße „An der Waides“ zierten. Eine Bleistiftzeichnung nach dem Rembrandtbild „Der Segen Jakobs“, die er in mein Skizzenbuch zeichnete, erinnert mich heute noch an ihn. Beliebt waren die Stunden, in denen wir nach der Natur zeichnen sollten. Dazu gingen wir in den alten Friedhof am Franzosenwäldchen. Kleineberg setzte sich an die Kapelle, um den Ausgang des Friedhofs im Auge zu haben, damit ihm keiner entwischt. Sicher wußte er dennoch, daß mancher seiner Schüler auf der Rückseite über die Mauer verschwand. Ohne Zigarre konnte er nicht auskommen. Manchmal ging er hinter die Tafel, und bald kräuselte ein Rauchwölkchen dahinter hoch, weil er sich ein paar Züge an der Zigarre gönnte. Selbstverständlich erhielt er an seinem Namenstag, dem Nikolaustag, von jeder Klasse ein Kistchen Zigarren überreicht. (Forts. folgt)

Heimatliteratur

Erwin Rutte und Norbert Wilczewski: Mainfranken und Rhön. Sammlung geologischer Führer, Band 74 (Gebrüder Borntraeger Verlag), Berlin 1983. 217 S. mit 4 Tafeln und 64 Abbildungen.

Dieser Band ist eine Neuauflage des Geologischen Führers „Mainfranken und Rhön“ aus dem Jahre 1965. Zwei Gründe machten nach Ansicht der Verfasser eine Wiederauflage notwendig: 1. Seit 1965 erschienen mehr als 300 Publikationen zur unterfränkischen und ostthessischen Trias. 2. Rund 40 Prozent der damals beschriebenen natürlichen Aufschlüsse sind verlorengegangen.

Die Bemühungen der beiden bekannten Geologen, die regionale Geologie einem breiten Publikum zu unterbreiten, haben sich gelohnt. Auch die zweite Auflage ist eine moderne und informative erdgeschichtliche Beschreibung eines Raumes, der von Fulda im Norden bis nach Rothenburg o. d. T. im Süden reicht.

Angesprochen als Interessenten werden Wissenschaftler, Studenten, aber auch alle Freunde der Geologie und Mineralogie sowie die örtlichen Heimat- und Wandervereine.

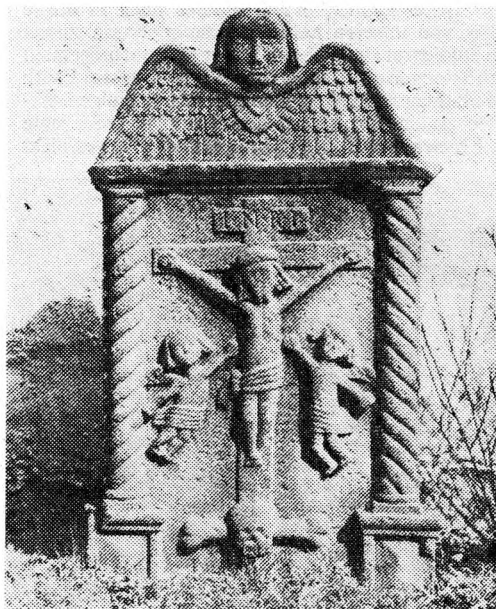
Inhaltlich gliedert sich das Buch in zwei große Abschnitte. In einem umfangreichen Einführungsteil wird die erdgeschichtliche Entwicklung Mainfrankens und der Rhön in einer auch für Laien gut nachvollziehbaren Art der Darstellung referiert. Zahlreiche Abbildungen und Profile erleichtern dabei die stratigraphische Einordnung des Gelesenen. Breiten Raum widmen Rutte und Wilczewski der fossilen Pflanzen- und Tierwelt. Dies ist sehr zu begrüßen.

Im zweiten Teil folgen die Beschreibungen der jeweils günstigsten Exkursionsrouten, wobei die hessische Rhön mit den Räumen um Gersfeld-Abtsroda-Wasserkuppe und Milseburg vertreten ist. Angesprochen werden die Themenbereiche Phonolith, Basalt, Tuffe, die Morphologie der Rhön sowie die paläontologisch interessante Fundstelle Sieblos am Fuße der Wasserkuppe. Auch hier helfen einige Kärtchen, um das Erkennen der komplizierten geologischen Zusammenhänge zu erleichtern.

Ein weiterer Vorzug ist das handliche Format und der flexible Kunststoffeinfachband des Führers; beides zusammen kommt der Benutzung im Gelände sehr entgegen.

Insgesamt ist der Band „Mainfranken und Rhön“ ein überaus wertvolles und solides Hilfsmittel für jeden geologisch Interessierten, der die Besonderheiten der heimischen Erdgeschichte studieren und vor Ort besichtigen möchte. Neben den Fachleuten kommen auch die vielen Hobbygeologen auf ihre Kosten. Udo Lange

Alter Grabstein in Herbstein



Im ehemals fuldischen Vogelsberg-Städtchen Herbstein haben sich um die alte Pfarrkirche St. Jakobus mehrere schöne Grabsteine aus dem 17. Jahrhundert erhalten, von denen unser Bild einen besonders originellen zeigt. E. Sturm

Erinnerungen an die Fuldaer Oberrealschule

In den Jahren 1912 bis 1924 / von Ernst Zeier

Die nach dem verlorenen Krieg eingeführte Demokratie fand auch Eingang in die Schule. Es wurden Klassensprecher gewählt und ein Schülerausschuß gebildet. Er „organisierte“ z. B. kistenweise Schreibhefte, die in den ersten Jahren noch schlecht zu bekommen waren. Er richtete auch freiwillige Arbeitsgemeinschaften ein, so etwa Kurse für Stenografie oder Fuldaer Geschichte. Ein großer Erfolg war die Aufführung von Goethes „Egmont“ im Bürgervereinsaal. Für die Frauenrollen hatten wir Mädchen vom Lyzeum gewonnen. Die Musik von Beethoven dazu übernahm die Militärmusik.

Einmal im Jahr wurde der Schulausflug der Klassen veranstaltet. In der Primanerzeit gab es mehrere Wandertage im Jahr. Dann ging es unter Leitung der Klassenlehrer in die Rhön. Mit den beiden Rhönbahnen fuhren wir bis zur Station Milseburg oder Bieberstein bzw. Schmalnau oder Gersfeld. Von da wanderten wir zur Milseburg, zum Dammersfeld, zum Roten Moor, zur Wasserkuppe. Dort interessierte uns besonders das Leben und Treiben der Segelflieger. Große Begeisterung entstand, wenn die Flüge von der Wasserkuppe bis zur Milseburg gelangten und später die ersten Langstreckenflüge vor Gewitterfronten weit weg ins Land führten. Der Pilot Magersuppe wurde dafür sehr bestaunt.

Das schriftliche Abitur nahte. Es fand im Zeichensaal statt. Wir waren jetzt noch sieben Schüler. An den langen Bänken saß einer von uns am linken Ende, der andere am rechten Ende. Ich selbst hatte meinen Platz in der letzten Bank. Am anderen Ende saß ein junges Mädchen, die Tochter eines Apothekers aus Schmalnau, die als Externe an der Prüfung teilnehmen durfte. Die aufsichtführenden Lehrer hatten keine Mühe, uns zu beobachten. Einige lasen Zeitung. So gelang es doch manchem Abiturienten, einen Blick auf einen Spickzettel zu werfen oder in einem Miniwörterbuch nachzuschlagen. Professor Vollmer, der nach der Pensionierung von Geheimrat Machens Direktor war, hatte uns natürlich ermahnt, reell zu arbeiten.

Bei der mündlichen Prüfung konnte in allen Fächern geprüft werden. Irgendwelche Wünsche oder irgendeine Auswahl der Prüfungsfächer durch die Primaner gab es nicht. Kein Wunder, daß in den letzten Wochen noch gründlich gepaukt wurde.

Am 13. März 1924 fand die mündliche Prüfung statt. Um acht Uhr trafen wir uns in feierlichen dunklen Anzügen im alten Schulhaus. Nach etwa einer mit Herzklopfen ausgefüllten Stunde rief uns Direktor Vollmer in den Zeichensaal. Wir nahmen in einer Reihe Aufstellung vor dem in schwarze Anzüge gekleideten Lehrerkollegium mit dem Oberschulrat Dr. Gerstenberg. Er teilte uns die Ergebnisse der schriftlichen Prüfung mit, auch daß einer von uns wegen guter Leistungen von der mündlichen Prüfung befreit wurde. Und das war ich selbst. Mit einer Handbewegung war ich entlassen.

Unsere feierliche Verabschiedung fand wie üblich in der Orangerie statt. Wir hörten die Gedichte und die Ansprache von Professor Vollmer, und dann hielten wir unsere Abiturzeugnisse in der Hand. Der Chor sang „Nun, so geben wir dir jetzt zum Abschied das Geleite...“. Damit war meine Schulzeit an der Oberrealschule zu Ende. Das Zeugnis, dieses wichtige Dokument, trug die Unterschriften meiner Lehrer und der Behördenvertreter: Oberschulrat Dr. Gerstenberg, Oberbürgermeister Dr. Antoni, Studienrat Vollmer, Direktor i. V., Studienrat Gotthardt, Studienrat Dr. Kohnen, Studienrat Forstmair, Studienrat Dr. Hohmann, Zeichenlehrer Kleineberg, Studienassessor Lauth, Pfarrer Reich.

Eine große Abiturientenabschiedsfeier gab es nicht. Wir saßen am Abend unserer Entlassung noch einmal im Kaisercafé zusammen. Eine übermütige Stimmung stellte sich nicht ein. Wir gaben uns die Hände, wir gingen auseinander, wir Abiturienten des Jahrgangs 1924: Karl Gerson, Wilderich Heising, Johannes Lichtenfeld, Franz Meinert, Hansjoachim Muscheid, Ernst Zeier.

Nach meinem Staatsexamen im Jahre 1930 kam ich noch einmal als Studienreferendar an die Oberreal-

Das Marktgeschehen auf dem Viehmarktplatz unmittelbar vor der Schultür „inspirierte“ immer wieder die Schüler im Kunstunterricht. Die Schülerzeichnung (rechts) entstand Mitte der dreißiger Jahre. Bildarchiv: Freiherr-vom-Stein-Gymnasium.



schule zurück, die jetzt von Direktor Dr. Lauwartz geleitet wurde. Die Schulräume waren noch die alten, für die Physik war ein Übungsraum hinzugekommen. Auch viele meiner alten Lehrer traf ich wieder.

Und noch einmal führte mich mein Lebensweg nach Fulda; als Studienassessor konnte ich kurze Zeit am

Staatlichen Gymnasium in dem alten Gebäude der früheren Fuldaer Universität unterrichten.

Die Oberrealschule existiert heute als Freiherr-vom-Stein-Schule in schönen, neuen Gebäuden weiter.

Erinnerungen an die Fuldaer Walkmühle

anlässlich des Abbruchs der ehemaligen Hutstoffwerke Muth und Co.

Von Dr. Aloys J e s t a e d t, Fulda

Vor einiger Zeit wurden die Fabrikanlagen der Hutstoffwerke Muth und Co. zwischen Johannisstraße und Frankfurter Straße zum Teil abgebrochen, um die schlechte Straßenführung an der Kreuzung Bardostaße/Von-Schildeck-Straße mit der Frankfurter Straße zu beseitigen und im Rahmen des Ausbaues der Bundesstraße 254 durch ein dem überhöhten Straßenverkehr dienendes Straßenkreuz zu ersetzen. Da es sich hierbei um das Gelände der ehemaligen Walkmühle der Fuldaer Wollenweberzunft handelt, dürfte ein historischer Rückblick über die Entwicklung von der einstigen Walkmühle zum modernen Textilwerk von besonderem Interesse sein.

I. Die Siedlung der Wollenweberzunft am Wollenbergergraben

Die Wollenweber sind im 14. Jahrhundert als geschlossene Siedlung im Gelände der heutigen Kanalstraße, ehemals „Am Wollenbergergraben“ bekannt. 1314 ist der Wollenbergergraben, dessen Wasser vom Krätzgraben gespeist wurde, geschichtlich bezeugt. Am Eintritt des Grabens in den Stadtkern unterhalb des Frankfurter Tores befand

- a) der Bezirk „Mittelstuben“, benannt nach der „Mittelbadstube“, an der Stelle des heutigen Hausgrundstücks Kanalstraße Nr. 54;
- b) der Bezirk „Sydehuß“, benannt nach dem Sied- oder Färbhaus der Wollweberzunft beim Königsturm.

Nach der gegen Ende des 14. Jahrhunderts erfolgten Einteilung des Stadtareals „intra muros“ in vier verschiedene Stadtviertel, an deren Spitze je ein Bürgermeister als Verwalter trat, gehörten die Bezirke Mittelstuben und Siedhaus zum Siedhausviertel als dem III. Stadtviertel. 1381 werden erstmals vier Bürgermeister in den Akten genannt. Im Siedhausbezirk lag die bereits um 1418 bestehende Badestube am Frauen-Törlein, an der Stelle des heutigen Hausgrundstücks Kanalstraße Nr. 4, an der alten Stadtmauer beim Austritt des Wollenbergergraben aus dem Stadtbering am sogenannten „Hexenturm“.

II. Die Walkmühle am Fuldakanal

Mit der Urkunde vom Jahre 1387 des Fürstbistums Friedrich I. von Romrod (1383–1395) erhielt die Fuldaer Wollenweberzunft die Walkmühle im alten Flußbett der Fulda bei Kohlhaus zu Lehen. Nach dem Lehenskonsens bezahlte die Zunft 20 Gulden „Empfahegeld“ als Anerkennungsgebühr. Dem Fürsten wurde die Abgabe von 4½ Pfennig von jedem Stück Tuch, das zur Mühle geliefert wurde, zugebilligt, während der Zunft nur 2½ Pfennig zufallen sollten, womit die Kosten für den Walker, den Betriebsleiter des Werkes, bestritten werden sollten. Später wurde der „Sieglar“ eingesetzt, dem es oblag, die Ware nach Güte und Brauchbarkeit zu prüfen und sie mit dem Siegel der Zunft „Wollarbeit von Fulda“ als Gütezeichen zu versehen (s. h. Abzeichnung „Lanificum de Fulda“).

Nach dem Ausbau des neuen Fuldakanals, der vom alten Fuldabett etwa 300 m oberhalb der Johannesberger Brücke abgrenzt, bis zum ehemaligen Fuldator geführt und von da mit einem scharfen Knick rückläufig bis zum Einlauf in das alte Fuldabett bei der heutigen Hornungsmühle auf eine Gesamtlänge von rund 3,5 km hergerichtet worden war, entschloß sich die Zunft zur Versetzung der Mühle in das Gelände zwischen dem Johannis- und Fuldator am nördlichen Ufer des neuen Kanals am Knickpunkt. Hohe Kosten in Höhe von 1160 Pfund Heller brachte die Zunft hierfür auf; es wurden verausgabt: Für den Grabenbau einschließlich der Wache 70 Pfund; für 15 Wochen Arbeitszeit 900 Pfund; für den Aufbau der Mühle 90 Pfund und für allgemeine Arbeiten 100 Pfund Heller.

Oberhalb der Mühle schloß die um 1338 erstmals genannte L ö h e r z u n f t der Rot- und Weißgerber, deren geschlossenes Siedlungsgebiet die Vorstadt „Löbersgasse“ bildete, ihren dem Handwerk dienenden Wassergraben, den Löhersgraben, an. Er durchlief alle Hausgrundstücke auf der Westseite der Löbersgasse bis zum Simpliziusbrunnen, am heutigen Simpliziusplatz. Beim Grabentor, dem Abschluß gegen die Altenhöfer Obergemeinde, wendete der Graben nach Norden, floß vor der westlichen Stadtmauer als sogenannter „Äußerer Graben“ oder „L e i n w e b e r s g r a b e n“ bis zur Mühle am Abstor und endete in der „Waides“ oberhalb der Tränke.

Der älteste bekannte Zunftbrief der „Löber“ stammt aus dem Jahre 1338, doch ist das Handwerk sicherlich um die Wende des 13./14. Jahrhunderts bereits zunftmäßig organisiert gewesen. Ihr Zunftthaus befand sich in der Löbersgasse an der Stelle der heutigen Hausgrundstücke Löherstraße Nr. 33 und 35, im Anschluß an die Scheune der Wollweber, die an die äußere Vorstadtmauer beim turmbewehrten Fuldator stieß, im Gelände des heutigen Hauses Nr. 37. Die eine Hälfte des Zunfthauses ging am 22. Juni 1645 käuflich an Hans Mohr über, während die andere Hälfte Andreas Herbig am 27. März 1646 kaufte. Die Scheune verkauften die Wollenwebermeister Wolf Kimmel und Hans Caspar Roßbach am 14. April 1663 je zur Hälfte an Johannes Becker und Wilhelm Zwenger. Im Jahre 1389 hatte Fürstbist Friedrich I. von Romrod die



LANIFICUM DE FULDA (Wollarbeit von Fulda). Gütezeichen der Wollerzeugnisse der Fuldaer Wollenweberzunft. Im Schilde das Simplizius-Stadtwappen zwischen zwei Schaf- oder Tuchscheren.

sich in Anlehnung an den Pulverturm im Gelände der heutigen Hausgrundstücke Kanalstraße Nr. 68 und Nr. 70 das Sied- oder Färbhaus, das 1458 genannt wird und noch 1615 bestand. Nach einer Urkunde vom Jahre 1543 durften die Wollweber nur im Färbhaus der Zunft ihre Ware färben. Unter dem 19. April 1653 verkaufte die Wollenweberzunft – nach Abbruch des Hauses – den „wüsten Platz“ an Adam Bastian Arnold. Ein neues Sied- oder Färbhaus errichtete dann die Zunft „beim Königsturm“, wie aus dem Jahre 1524 aktenmäßig belegt ist.

1624 beging man hier ein großes Fest, von dem der Chronist Gangolf Hartung berichtet. 1788 ging das Färbhaus durch Kauf an den Kammerrat Meyer über, der hier einen Neubau erstellen ließ. Über Joseph Bertig und Kaspar Eckstein kam das Anwesen am 5. August 1840 in das Eigentum der Stadt. Nach Abbruch des Hauses wurde das Gelände zur heutigen Mühlenstraße ausgebaut.

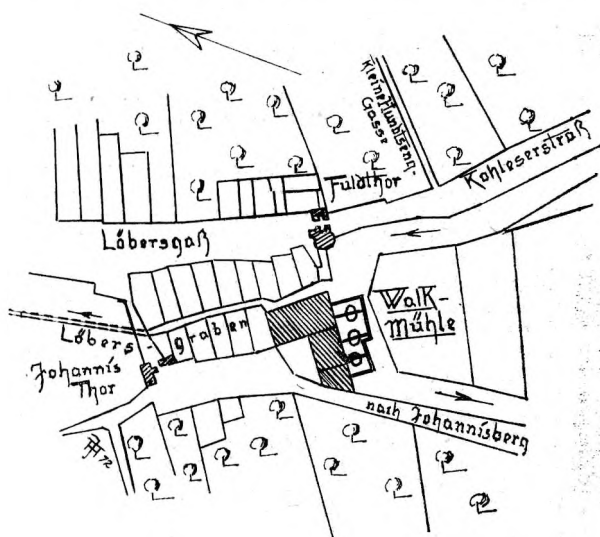
Im geschlossenen Siedlungsgebiet waren im Laufe der Zeit – sicherlich infolge seiner Erweiterung – zwei verschiedene Bezirke entstanden, die etwa bis Anfang des 17. Jahrhunderts bestanden, und zwar

Löher mit einem Grundstück zur Errichtung einer Lohmühle belehnt, dessen Lage uns unbekannt geblieben ist und dessen Grundzinsen jährlich zwei Pfund Heller und ein Pfund Wachs betrugen. 1416 war der Platz vergrößert worden.

Bei der Belehnung der Wollweberzunft mit der Walkmühle hatte der Fürst diese dem Konvent des Klosters ad St. Bonifatium als sogenanntes Stiftslehen überwiesen; deshalb mußten nun auch die jährlich fälligen Lehnzinsen an Geld und Früchten an das Kloster entrichtet werden. Die Lehnzinsen wurden erst auf Grund des kurhessischen Gesetzes vom 23. Juni 1832 im Jahre 1851 abgelöst. Außerdem hatte der Fürstabt als Landesherr jährlich verschiedene Dienstleistungen verlangt, die in der Lieferung von Saatgut zu den Ackergrundstücken am Götzenhof und am Pröbel bestanden. Dazu gehörte auch der Transport der Bagage und der Lebensmittel zur fürstlichen Meierei auf dem Dammersfeld. Von den üblichen Dienstleistungen, die von den übrigen Mühlen verlangt wurden (z. B. Weinfuhren, Beförderung des Bannweines und des Bannbieres einschließlich der Beförderung der Bierfässer vom fürstlichen Altenhof, die Beförderung der Fischfässer vom fürstlichen Fischhaus, heute Frankfurter Straße Nr. 8 und Nr. 10, zum Stockweyer, heute Frankfurter Straße Nr. 13, und zu den Fischweyern bei Horas, die Hundehaltung usw.) war die Walkmühle befreit.

Wegen der Reinigung des neuen Grabensystems entstand ein heftiger Streit zwischen der Wollweberzunft und der Löherzunft, Fürstabt Friedrich vom Romrod entschied deshalb im Jahre 1390 dahin, daß das Flußbett zwischen der Kohlhäuser Brücke und dem Fuldator gemeinsam von beiden Zünften zu fegen sei.

Von den vielen Zunftprotokollen und fürstlichen Verfügungen, die dem inneren Aufbau der Zunft und ihren Liegenschaften dienten, sind uns für die ältere Zeit die sogenannte „Wüllenwebershandwerktafel“ vom 5. Oktober 1543 sowie die Verfügung des Fürstabts Wolfgang II. Schutzbar von Milchling (1558–1567) vom 23. Dezember 1566 bekannt geworden. Erstere setzte die Normen fest, nach denen die Herstellung des Tuches und seine Versiegelung in der Walkmühle erfolgen sollte. Bei Übertretung der Vorschriften waren fünf Kannen Wein zu zahlen. Auch wurde „abgeredt, daß man alle Wochen zwen tag nemlich den Dinstag und den Freytag in der Müln Walken soll“. Nach der fürstlichen Verfügung von 1566 wurde die Wahl der Ober- und Viertelsmeister mit entsprechen-



LAGEPLAN DER WALKMÜHLE IM XVIII. JAHRHUNDERT. Abzeichnung vom „Geometrischen Grundriß über die Hochfürstliche Residenzstadt Fulda“ vom 14. Februar von Konrad Kircher.

dem Festmahl im Zunfthaus auf den Dreikönigstag festgesetzt.

Die Hofreite der Walkmühle war im Laufe der Zeit mehrfach umgebaut worden, wie sich aus dem Vergleich der Lagepläne von 1727 und 1839/1844 einwandfrei ergibt. Wie der auf der Nordseite des heutigen Hauses Johannisstraße Nr. 1 angebrachten Steintafel zu entnehmen ist, hat wohl der erste durchgreifende Umbau der Mühle bzw. deren Neubau im Jahre 1578 stattgefunden, wofür die eingemeißelten Hausmarken der sechs maßgebenden Mitglieder der Wollweberzunft, Andreas Sollstadt, Blasius Reck, Wendel Thomas, Andreas Kümmel, Jörg Zahn und eines Jörg . . . , zeugen, die Wilhelm Helmer in den Buchenblättern vom 4. Mai 1969 im einzelnen identifizierte. Wie wir ergänzend hierzu an Hand der Beeregister 1571/1584 feststellen konnten, besaßen sie alle Grundstückseigentum im Siedhausviertel, bis auf Blasius Reck, der im Bezirk „Mittelbadstuben“ wohnte. So gehörte das heutige Haus Kanalstraße Nr. 13 dem Wollweber Andreas Sollstadt und das heutige Hausgrundstück Kanalstraße Nr. 21 dem Wollweber Andreas Kümmel. Hermann Knodt gibt in seiner Sammlung „Hessische Hausmarken“, Frankfurt 1960, unter lfd. Nr. 1513 die Hausmarke eines Weldel oder Wedel an der Walkmühle zu Fulda an, die aus einem Halbbogen mit stehendem Kreuz in dessen Mitte besteht. Nach Kartels Rats- und Bürgerlisten leistete ein Johannes Wedell als junger Bürger am 26. November 1615 den fuldischen Bürgereid. Ein weiterer Johannes Wedell wurde am 14. Dezember 1627 in die Reihe der fuldischen Bürger aufgenommen. In welcher Beziehung die Familie zur Walkmühle stand, ist unbekannt.

In der Mitte der großen Steintafel der Walkmühle befindet sich das Zunftwappen der Wollweber; zwei Schaf- und Tuchscheren umschließen das Simpliciuswappen des Landesherrn, das völlig identisch ist mit dem oben genannten Zunftsiegel.

Die Mühle wurde um 1578 als Walk- und Mahlmühle mit drei unterschlächtigen Wasserrädern im Kanalbett ausgebaut. Bei der Neubesteuerung 1702 waren die Gebäude mit 6 Gulden Grundsteuer veranschlagt worden (s. h. den Lageplan der Walkmühle im XVIII. Jahrhundert). Die auf der Steintafel verzeichnete Jahreszahl 1768 deutet darauf hin, daß nach Verkauf der Walkmühle durch das „Wollenweberhandwerk“ an Johannes Jost Köhler ein Neubau bzw. Umbau der Walkmühle erfolgt ist. Einen Überblick über den Umfang des Umbaus gibt der Lageplan von 1839/44. Das eigentliche Mühlhaus ist uns im heutigen Wohnhaus Johannisstraße 1 erhalten.

Der Grund für den Verkauf der Walkmühle ist sicherlich u. a. auch in der für damalige Verhältnisse sehr starken Hypothekenverschuldung der Wollweberzunft zu suchen, wie sich aus dem Schuldenverzeichnis vom 26. Mai 1739 ergibt. Im einzelnen bestanden damals verzinsliche Darlehen in Höhe: a) von 500 Gulden von der Witwe des Hofrats Johannis; b) von 200 Gulden von Bürger und Weißbäcker Constantin Weismüller (im heutigen Hause Peterstor 14, Gambrinushalle); c) von 100 Gulden von Georg Blasius Weismüller, Bäckers Witwe Dorothea (im heutigen Hause Mittelstraße 42), d) von 250 Gulden von Dr. Scheer, e) von 20 Gulden vom Hospital ad St. Spiritum in der Löbersgasse. Auch Angehörige der Zunft hatten Geldbeträge verzinslich geliehen, und zwar Wollenwebermeister Caspar Reck 260 Gulden, Vitus Antonius Zahn 300 Gulden, Jörg Simon Thomas 160 Gulden und schließlich Franz Thomas 90 Gulden. Sicherlich ist diese hohe Verschuldung durch den Einbau einer neuen Walkanlage im Jahre 1722 unter den Vorgängern der Zunft, Leonard Zahn senior, Jörg Joseph Bertig junior und dem damaligen Walkmüller Caspar Schmitt entstanden. 1722 gehörten 15 Meister der Zunft an, 1655 waren es 14 Meister, während die Zunft im Jahre 1701 21 Meister zählte.

Das Wollweberhandwerk war in den Fuldaer Bürgerfamilien Thomas, Horas, Mangolt, Kühmel, Albert, Bertig, Kühles, Zahn, Reck, Motz, Mehler Jordan u. a. traditionsgebunden seit alter Zeit. Die letzten Zunftmeister entstammten den Familien Börken (ehemals Bücken) und Heim.

1766 hatte Johann Jost Köhler die Walkmühle als Eigentümer erworben. Ihm folgte sein Sohn, der Walkmüller Andreas Köhler, der u. a. mit Vertrag vom 11. Oktober 1777 den Abbruch des alten Johannistores übernommen hatte. Um 1784 kam das Eigentum an Johannes Bildhäuser, der in diesem Jahre auch das fuldische Bürgerrecht erwarb. Um 1803 wurde Andreas Auth Walkmüller und bewohnte mit seiner 13köpfigen Familie die Walkmühle als damaliges Haus Nr. 22 der Löbersgasse. Die Familie Auth stammte aus dem Gasthaus „Zum Schwanen“. Johannes Auth war der nächste Eigentümer, dessen Witwe die Walkmühle am 27. September 1814 übernahm. Unter Johannes Auth war der Betrieb der Walkmühle bereits um das Jahr 1806 eingestellt worden; sie diente von da ab nur noch als Mahlmühle. Darauf erwarb Konrad Wahler das Eigentum.

Von Wahler kaufte der Ziegelmüller Johannes Schreiner die Walkmühle. Johannes Schreiner hatte die Ziegelmühle als Lehen des jungfräulichen Convents der Benediktinerinnen zu Fulda von dem Geheimrat von Langenschwarz käuflich erworben. Die „16 Länder an die

Walkmühle stoßend“ auf dem Gelände südlich des Kanals, die verschiedenen Eigentümern gehörten, kamen ebenfalls an verschiedenen Terminen an die Familie Schreiner. Der Sohn des Johannes Schreiner, Joseph Schreiner, erbe beide Mühlen einschließlich der 16 „Länder“. Diesen geschlossenen Besitz übernahm am 2. Februar 1837 der Sohn Lorentz des Joseph Schreiner mit dem Kaufgeld von 4000 Gulden für die Walkmühle und von 8000 Gulden für die Ziegelmühle einschließlich der 16 „Länder“. Das Areal der Ziegelmühle mit dem Wohnhaus an der Stelle des heutigen Hauses Johannisstraße 3,

neuer Mehl- und Schlagmühle, Nebenbau und Eingang, Schneid- und Walkmühle, Scheune und Stallung, Hof- und Holzplatz nebst Wiese und Pflanzengarten an der Schlagmühle und Mühlgraben sowie Ländereien zwischen der Ziegelmühle und der Walkmühle mit Scheune an der Stelle des heutigen großen Fabrikgebäudes ging am 18. 3. 1852 in das Eigentum des Müllers Franz Reinhard über. Die Walkmühle kam am 6. Juli 1854 an Peter Franz Schreiner mit der Hausnummer 1052, heute Johannisstraße 1.

(Wird fortgesetzt)

Erinnerungen an die Fuldaer Walkmühle

anläßlich des Abbruchs der ehemaligen Hutstoffwerke Muth und Co.

2 (Schluß)

Von Dr. Aloys J e s t a e d t, Fulda

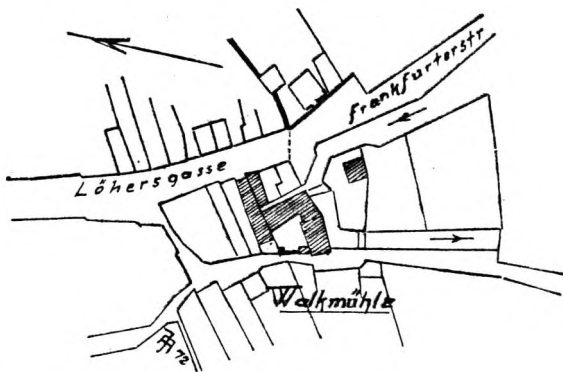
III. Die Walkmühle als Textilwerk

Nachdem die am 20. Juli 1742 gegründete Fürstlich fuldische Wollmanufaktur im Jahre 1807 eingegangen war, folgte auch die Auflösung der Wollenweberzunft durch das königlich-preussische Oberzunftamt. Um 1850 befanden sich noch die „Tuchmacher“ Johann Böcken in der Königstraße; Joseph Dangeljer in der Rosengasse; Heims Witwe in der Marktstraße; Christoph Heim am Peterstor und Georg Hohmann am Schlachthaus in der Stadt.

Bereits seit den 40er Jahren des XIX. Jahrhunderts wurde die gewerbliche Produktion der Wollwaren mit Hilfe von Lohnarbeitern und einem Maschinenpark in Fulda durchgeführt. Johann Burkard Müller hatte am 13. Juni 1843 zwei Hausgrundstücke Nr. 18 und 19 (ab 1827 Nr. 1071 und 1072, ab 1896 Löherstraße 31) mit anschließendem großem Garten in der Löherstraße von Johann Bott angekauft. Nach Errichtung der Fabrikgebäude wurden 50 Jacquardstühle für die Fertigung von Stramin (Gittergewebe) und Schuhkord (geripptes Gewebe) in Betrieb genommen. Am 1. Juli 1844 trat der junge Melchior Kircher als Geschäftsteilhaber zur Hälfte der neuen Firma Müller-Kircher bei und erhielt am 17. Oktober 1844 die ideale Hälfte des Grundeigentums.

Textilkaufmann Melchior Kircher war als elftes Kind der Eheleute Leopold Joseph Kircher und Ehefrau Margarethe geborene Habersack, wohnhaft „auf der Boll“, im heutigen Hause Peterstor Nr. 5, am 24. Juli 1820 geboren worden. (Als Tochter des Centamtaktuars Habersack hatte Frau Margarethe Kircher das Anwesen geerbt.) Als Fabrikant bewohnte Melchior Kircher um 1850 dieses Haus, Schweinemarkt Nr. 310. Am 16. September 1851 hatte Kircher das Haus Wilhelmstraße 1 (heute im Eigentum der Stadt Fulda), am Eingang zur Domdechanel, von dem Landgerichtsaktuar Bothmann erworben, das er am 8. Juni 1860 an Hauptmann und Platzmajor a. D. Konstantin Gümpel verkaufte.

Am 1. März 1857 schied Melchior Kircher aus der Fa.



Lageplan der Walkmühle im XIX. Jahrhundert. Abzeichnung von der „Kurhessischen Katasterkarte der Stadt Fulda“ 1839/1844 von den kurhessischen Geometern Hach, Grau, Handschuh und Gottschalk.

Müller-Kircher aus, und Fabrikant Burkard Müller übernahm am 28. Mai 1857 das alleinige Eigentum, das er am 9. Juli 1874 seinen beiden Söhnen Burkard Karl August und Richard Arthur (dem bekannten Reichstagsabgeordneten) überließ. Diese veräußerten das Werk in der Löherstraße an die Aktiengesellschaft „Vereinigte Schuhstoff-Fabriken“ am 1. August 1882 und gründeten eine neue Filz- und Plüschfabrik an der Kohlhäuser Straße, heute Filzfabrik Fulda GmbH. & Co., Frankfurter Straße 62, im Jahre 1881. Im Werk Löherstraße wurden Stramin, Schuhkordgewebe, Caneves und Plüsch von einer Belegschaft von zeitweilig 300 Arbeitskräften hergestellt.

Fabrikant Melchior Kircher gründete mit seinem Kompagnon, dem Kaufmann Franz Berta, Marktstraße 590, heute Marktstraße 24, ein neues Textilwerk, die Kammgarnspinnerei und Dampffärberei. Unter dem 26. Mai 1857 war „nach jahrelangen Verhandlungen bezüglich des Zunftanteils der Löher an der Walkmühle“ (Hartmann, Zeitgeschichte von Fulda, 1905, S. 19) der Ankauf der Walkmühle durch Peter Franz Schreiner zustande gekommen. Die Käufer erwarben das Hausgrundstück Nr. 1052, heute Johannisstraße 1, bestehend aus dem Wohnhaus mit Mahlmühle, Wassergraben, Hof, separatem Stall, Scheuer und Stallung (Karte E. Nr. 363 und 366). Gleichzeitig kauften sie die beiden Flurstücke, Karte F. Nr. 371 und 372 (371 mit Scheuer), südlich der Walkmühle vom Ziegmüller Franz Reinhard, die 1860 mit dem Areal der Walkmühle zur Einheit, Brandversicherung Haus-Nummer 1052, vereinigt wurden (lt. Meßverhandlung vom 13. 9. 1860).

Auf diesem Bauplatz erstand das neue Fabrikgebäude mit Anbauten Remise und Färberei, mit dessen Bau bereits 1857 begonnen worden war, und in dem die Kammgarnspinnerei und Dampffärberei untergebracht waren. Anfänglich war das Geschäft sehr erfolgreich, zumal auch Lieferungen nach China und Südamerika gingen. Nach dem Ausscheiden von Kircher im Jahre 1861 übernahm dessen Anteil am 28. Januar 1863 Kaufmann Franz Berta auf Grund richterlichen Urteils auf dem Prozeßwege.

Kircher trat als Teilhaber in die Firma Adolf und Friedrich Griessel und Julius und Wilhelm Fuchslocher, Kammgarnspinnerei, ein, die 1865 im Hause Nr. 5 am Simpliziusbrunnen an der Stelle der beiden Häuser Nr. 1022 und 1023 (heute Simpliziusbrunnen Nr. 1, Hotel „Goldener Karpfen“), gegründet worden war. (Sein Sohn Robert Kircher wurde am 1. April 1878 Teilhaber. Fabrikant Melchior Kircher starb am 15. April 1870 in Würzburg.)

Mit dem Eintritt der Eheleute Friedrich Wagner und Ehefrau Therese geborene Berta, Tochter von Franz Berta, in die Firma der Kammgarnspinnerei am 24. Mai 1864, waren sie Teilhaber zur ideellen Hälfte des Werkes geworden und übernahmen mit Vertrag vom 19. August 1871 dann das Gesamteigentum. Doch ging das Geschäft in den folgenden Jahren in erschreckendem Ausmaß zurück, so daß zur Weiterführung des Werkes die Aufnahme von Geschäftsteilhabern mit erheblichen Geldzuwendungen erforderlich wurde (so vor allem

Frau Charlotte, genannt Luise Krätzer zu Mainz, der als Bürgschaft die Hälfte der Villa in der Frankfurter Straße Nr. 1061¼, später Nr. 1, mit Vertrag vom 7. März 1872 gerichtlich zugesprochen wurde).

Kaufmann Julius Fuchslocher (geb. 13. 1. 1838, gest. 24. 3. 1890), der im Hause des Wirts und Großhändlers Peter Franz Alfermann am Simpliziusbrunnen (an der Stelle des heutigen Hotels „Goldener Karpfen“) im Jahre 1865 eine Schuhstoff-Fabrik eingerichtet hatte (am 28. 2. 1867 Ankauf der Grundstücke), übernahm das Werk in der Walkmühle im Jahre 1877 mit der Firmenbezeichnung „J. Fuchslocher und Co., Kammgarnspinnerei, Johannisstraße 1052, Wollengarn und Färberei“.

Nach seinem Tode am 24. 3. 1890 übernahm der Sohn Karl Fuchslocher die Fabrik, die im Herbst 1893 an die Firma Wender und Co. (Gesellschaft Georg Wender und Nathan Pappenheimer aus Erfurt) verpachtet und in eine Englische Stoff-Fabrik umgewandelt wurde.

Fabrikant Julius Fuchslocher hatte am 22. 11. 1875 die Hornungsmühle von der Witwe des Hornungsmüllers Franz Joseph Schreiner, Barbara geb. Schmitt, mit Kaufvertrag vom 8. Juni 1875 käuflich erworben und zu einer Schuhstofffabrik mit Dampf- und Turbinenbetrieb umgebaut.

Nach dem Ausscheiden von Wender bildeten Karl Fuchslocher und Nathan Pappenheimer eine neue Gesellschaft unter der Firma J. Fuchslocher und Co., Tuch-Fabrik, Fulda, Johannisstraße 1052, ab 1896 Johannisstraße 1. Um die Jahrhundertwende arbeitete dann das Werk unter der Firma J. Fuchslocher-Erben, Tuch-Fabrik, unter der Regie des Fabrikanten Karl Fuchslocher. Die Fabrik ging um 1906 in die neue Firma Staudemeyer und Co. (Karl Fuchslocher und Ernst Staudemeyer) über und kam schließlich in die Hände der Vereinigten Schuhstoff-Fabrik A.G. als sogenanntes Werk Walkmühle.

Die jüdischen Fellhändler A. J. Klebe, R. und M. Wegener aus Blitzenrod, Kreis Lauterbach, übernahmen nach der am 17. Juli 1918 erfolgten Gründung der Hutstoffwerke A. J. Klebe GmbH. Fulda den gesamten Fabrikgebäudekomplex südlich des Fulda-kanaals mit den Ortsbezeichnungen Johannisstraße 1b und 1c. Zweck dieses Unternehmens war die Gewinnung von Leder- und Haarprodukten aus Hasen- und Kaninchen-fellen. Die Hofreite der alten Walkmühle im Hause Johannisstraße ging, getrennt von dem ehemaligen Fabrik-areal, in andere Hände über.

Auf Grund der politischen Ereignisse kam die Fabrik am 18. 10. 1938 an das Konsortium Dr. Walter Bauer, Wilhelm Bauer und Dr. Hermann Muth. Unter der Firma Hutstoff-Werke Muth und Co. A.G. Fulda, Johannisstraße 1b und 1c, wurde die Produktion in der gleichen Weise wie bisher betrieben. Nach erheblicher Vergrößerung der Fabrikanlagen und Ausweitung der Belegschaft, die zeitweilig 200 bis 300 Arbeitskräfte erreichte, bestand das Werk bis zum Jahre 1969 (siehe Lageplan der Hutstoffwerke im Jahre 1969).

Durch Kaufvertrag vom 1. Dezember 1969 zwischen der Bundesrepublik Deutschland (Bundesstraßenverwaltung, vertreten durch das Hessische Straßenbauamt Fulda) und

der Kommanditgesellschaft Fa. Hutstoffwerke Muth & Co., Fulda (persönlich haftender Gesellschafter Dr. Hermann Muth, Fulda, Marienstraße 6), erwarb die Bundesrepublik Deutschland das Eigentum an Gebäuden und Grundflächen des Werkes. Der Zweck des Grundstückserwerbs liegt — wie der Kaufvertrag wörtlich ausführt — „im Interesse einer übersichtlichen Gestaltung der gefährlichen Kreuzung und wegen der bevorstehenden Fortführung des bereits begonnenen Ausbaus der Bundesstraße Nr. 254 im Stadtgebiet“. Die Niederlegung der Gebäude und des hohen Schornsteins mit Ausnahme des großen Fabrikgebäudes an der Frankfurter Straße erfolgte im Januar 1972.

Die zum Textilwerk gehörige Villa

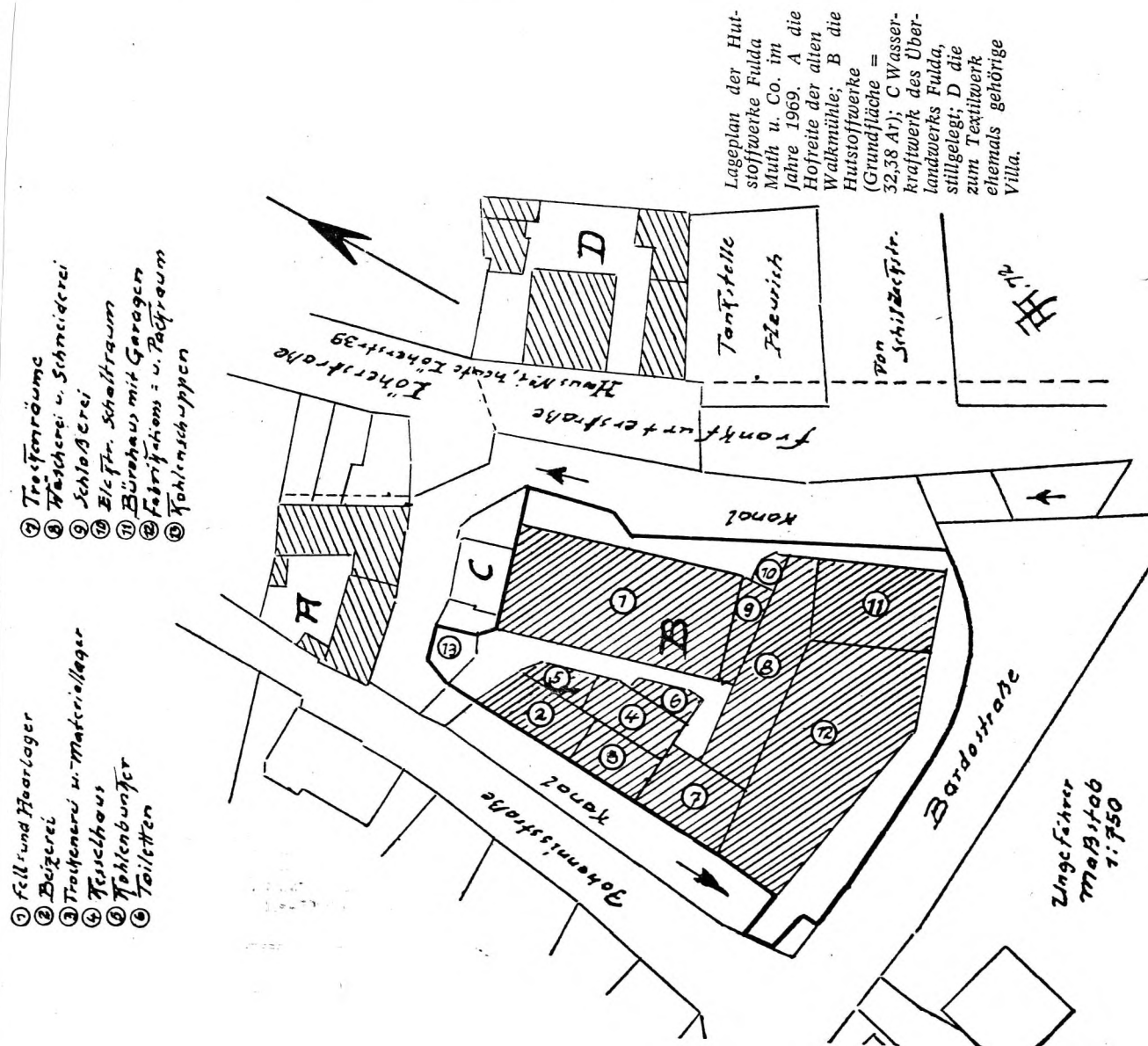
Der derzeitige Bauplatz Löhnerstraße Nr. 39 für die Erweiterung der Tankstelle A. Heurich, Löhnerstraße Nr. 41, war ehemals der „Baumgarten vorm Fuldathor an der Stadtmauer liegend“ mit einem Flächeninhalt von einem Morgen und 13 Ruthen. Um das Jahr 1708 gehörte er dem Johann Peter Hirsch, der das heute abgebrochene ehemalige Haus Borgiasstraße 1 besaß. (Als Fiskal war Hirsch Beamter der Kassenverwaltung.) Die jährliche Grundsteuer des Gartens in Höhe von 10 böhmisch wurde an die Propstei Johannesberg bezahlt. Mit der Heirat der Maria Franziska Hirsch, der Tochter des Fiskals, mit dem Apotheker Johann Konrad Reichardt in der Hofapotheke Zum Schwan (geb. 1721, gest. 1750), erbte Reichardt außer dem Haus des Schwiegervaters auch dessen Baumgarten am Fuldator. Die Schwester des Johann Konrad Reichardt, Eva Maria Franziska Reichardt, heiratete nach dem Tode ihres Bruders den Apotheker Adam Eustachius Steinmeyer (1756–1768 Ratsherr; 1759 und 1766 Bürgermeister), der das Eigentum der Hofapotheke, des Hauses „in der Steingassen“ (Borgiasstraße Nr. 1) und des Baumgartens übernahm.

Die Witwe Eva Maria Franziska Steinmeyer geb. Reichardt heiratete im Jahre 1769 den Apotheker Johann Franz Caspar Lieblein aus Karlstadt, der nunmehr Eigentümer der Hofapotheke und des Gartens vorm Fuldator wurde, während das Hausgrundstück „in der Steingassen“ an den Hoffbuchbinder Gottfried Kayser gekommen war. (Lieblein starb am 30. April 1810.)

Den Baumgarten übernahm nunmehr der Rentmeister

Ferdinand Thomas, der ihn am 19. Juli 1854 an die Witwe des Kaufmanns Simon Löser, Regina geb. Lion, veräußerte. Schließlich kaufte der Fabrikant Melchior Kircher das Gartengrundstück (Karte E, Flurstück 369, 370, 371 und 372) am 28. Januar 1858 und ließ eine Villa mit Hinterbau, Nebenbau mit Stallung darauf errichten. Nach seinem Tode im Jahre 1870 kam das Anwesen am 7. März 1872 je zur ideellen Hälfte an Frau Charlotte, genannt Luise, Krätzer zu Mainz und den Fabrikanten Friedrich Wagner. Mit dem Ankauf des Werkes der Kammgarnspinnerei in der Walkmühle durch den Kaufmann Julius Fuchslocher im Jahre 1877 kam auch die Villa in der Frankfurter Straße Nr. 1061¼ in dessen Eigentum. Nach dessen Tode im Jahre 1890 erbte

der Sohn, Fabrikant Karl Fuchslocher, den Grundbesitz, der um 1906 an Schlossermeister Theodor Helmke überging und nach dem Ableben ihres Mannes von der Witwe Sophie Helmke geb. Erb übernommen wurde. Die beiden Söhne, die Schlossermeister Richard und Wilhelm Helmke, gründeten als Eigentümer hier die Firma Eisenbau und Bauschlosserei Helmke, die später zum Erliegen kam. Um 1970 hatte Nikolaus Helmke das Hausgrundstück mit der neuen Ortsbezeichnung Löhnerstraße Nr. 39, das dann an den Kraftfahrzeugmeister Alfred Heurich, Löhnerstraße 41, abgetreten wurde. Nach Abbruch sämtlicher Gebäude im Jahre 1972 entsteht nunmehr eine neue Tankstelle auf dem Gelände im Anschluß an die bestehende Tankstelle Heurich.



Das letzte Kaisermanöver

Einer Oma aus dem Vogelsberg nacherzählt von Josef Diegelmann

Man schrieb wohl das Jahr 1912. Es war wieder einmal goldene Herbstzeit. Die traditionellen Manöver im kaiserlichen Deutschland waren in vollem Gange und wurden mit preußischer Gründlichkeit durchgeführt. Auch der Vogelsberg war zum Schauplatz für die grandiosen Kriegsspiele ausersehen. Heiß waren die Tage und groß die Anstrengungen der Soldaten, so daß mancher eingezogene Reservist, der infolge seines Übergewichtes nicht mehr den Strapazen gewachsen war, abbaute.

Nun aber kamen nach den harten Wochen des Manövers die ersehnten Tage der Ruhe im Biwak des Vogelsberges, wo die Quartiermeister für die Truppe Unterkünfte gesucht hatten.

In meinem Heimatdorf war eine Kavallerieeinheit (Ulanen) untergebracht. Meine Eltern stellten die zwei besten Zimmer im Obergeschoß des Hauses für zwei Feldwebel zur Verfügung, während zwei Soldaten auf Stroh in der Scheune neben den vier Pferden biwaktierten.

Ich zählte damals acht Jahre und ging zur „kleinen“ Schule, die damals die ersten zwei Grundschuljahre umfaßte. Doch diese Schule war uns während des Manövers ziemlich nebensächlich, denn unsere Gedankenwelt war in den Tagen der Einquartierung nur von den Soldaten beherrscht. Damals war das Verhältnis zwischen den Zivilisten und den Soldaten sehr herzlich. Diese wurden auch überall gut und reichlich verpflegt, und wenn auch die Hausschlachtung noch nicht stattgefunden hatte, so gab es doch zum Sauerkraut geräuchertes Fleisch und zum Kartoffelsalat am Abend Bauernwurst, deren letzte Exemplare buchstäblich auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wurden. Es kam öfters vor, daß Frauen mit einem frisch duftenden Zwetschenkuchen unter dem Arm vom Backhaus kommend, wenn sie einer Gruppe von Soldaten begegneten, anhielten und einen ganzen Kuchen selbstos unter sie verteilten, was natürlich mit lautem Jubel begrüßt wurde.

Aber nicht bei allen Ulanen herrschte eitel Freude. Ein Soldat unserer Einquartierung machte stets einen niedergeschlagenen Eindruck. Meine Mutter merkte dies und konnte für diese Kopfhängerei keine Erklärung finden. Eines Tages fragte sie den jungen Soldaten, was ihn so sehr quäle, daß er das Lachen verlernt habe. Der Angeredete wich zunächst

einer offenerzigen Aussage aus. Aber meine Mutter bedrängte ihn so lange, bis er Farbe bekannte, daß er wegen einer dienstlichen Nachlässigkeit — er hatte das Sattelzeug nicht vorschriftsmäßig angeschnallt, so daß Druckstellen auf dem Rücken des Tieres entstanden waren. Nun sollte er zu drei Tagen Mittelarrest verurteilt werden, die er nach Ablauf des Manövers abzusitzen hatte. Dadurch sei eine Beförderung in Frage gestellt, wenn nicht unmöglich gemacht. Dabei wollte er doch nach Ablauf seiner aktiven Militärzeit beim Kommiß bleiben oder „kapitulieren“. Meine Mutter versprach, für ihn ein gutes Wort beim Chef einzulegen, damit ihm die Strafe erlassen würde.

Das war leichter gesagt als getan. Doch meine Mutter ruhte nicht, bis sie endlich Erfolg hatte, und der Gestränge Gnade für Recht ergehen ließ. Die Freude und Dankbarkeit des armen Jungen in der Uniform war natürlich groß.

Im allgemeinen waren die Soldaten voll des Lobes über die gute Verpflegung, denn die Vogelsberger — wenn auch zumeist mit wenig Glücksgütern gesegnet — stellten alles auf den Tisch, was Küche und Keller boten. Nur eine wenig rühmliche Ausnahme gab es, eine Bauersfrau aus unserem Nachbardorf. Schon am ersten Abend, als die uniformierten Gäste mit knurrendem Magen auf das Abendessen warteten, kam sie mit einem „Krätzer“ voll gedämpfter Kartoffeln und einer Kanne Malzkaffee in den Händen zur Wohnstube herein und erklärte: „Mehr hab' ich wirklich nicht. Zum Kartoffelsalat fehlt mir der geräucherte Speck, denn wir haben noch nicht geschlachtet, die Bauernwurst ist uns längst ausgegangen. Und da wollte ich euch eigentlich Dickmilch mit den Erdäpfeln versetzen, aber die Milch hat noch nicht geschlappert, und die ‚Schohle‘ (angesäuerte Milch) paßt nicht dazu.“

Dieses Erlebnis der Soldaten verbreitete sich im ganzen Vogelsbergland. Es wurde das Gespräch des Tages in den Kneipen, und auch am Biwakfeuer erzählte man sich von der geizigen Bäuerin. Noch lange Zeit später, als ihr Name schon vergessen war, sagte manchmal eine Bauersfrau zu ihren Kunden, wenn sie nicht die gewünschte Dickmilch vorrätig hatte, mit verschmitztem Lächeln: „Die Milch hat noch nicht geschl.“

Erinnerungen an den „Schmär-Schorsch“

Von Josef Diegelmann

Zu einer Zeit, da die Erzeugung von Schmierstoffen noch nicht der Industrie vorbehalten war, war der „Schmär-Schorsch“ bei uns noch ein gefragter Mann und belieferte die Bauern mit seiner selbst aus Baumharz und einigen anderen Zutaten hergestellten Wagenschmiere. Eine alte Bauernweisheit sagt ja: „Bä god schmirt, fährt god!“ Diese Schmiere mußte jedoch in einem sehr langwierigen Arbeitsprozeß aus den Wurzeln kienhaltiger Bäume in einem Brennofen hergestellt werden. Vorher mußte der „Schmär-Schorsch“ natürlich diese Wurzeln mühsam ausgraben und in kleine Stück-

chen hacken, da sonst die Kienausbeute nicht sehr groß wurde. —

So ein alter Brennofen bestand aus Lehmziegeln, einer Brennkammer, in die das Holz zum Anheizen geschichtet wurde, und der Harzkammer mit Ausflußrohr, aus dem dann der flüssige, heiße Kien tropfte. Die erste Ausbeute, die hell und dünnflüssig ausfloß, wurde an Apotheken verkauft, da dieser Kien der Grundstoff zur Herstellung einer Wundsalbe war. Der nachfolgende dickflüssige und etwas dunklere Kien wurde vom „Schmär-Schorsch“ zu Wagenschmiere verarbeitet. Die Herstellung dieser Schmiere erfolgte unter Anwendung einer seit alters geheimgehaltenen Rezeptur, weshalb auch nicht jede Wagenschmiere von gleicher Qualität war.

Hatte der „Schmär-Schorsch“ dann genügend Vorrat gebrannt, fuhr er mit einem auf einen Schubkarren montierten Fäßchen Wagenschmiere über Land, um seine Kunden zu beliefern. Damit ihm die Last des Fahrens nicht zu schwer wurde, hatte er über die Schultern einen Tragegurt, der an beiden Schubkarrengriffen befestigt war. So sah man ihn über weite Strecken der Vorder- rhön bis in den Vogelsberg auf schlechten Straßen fahren. Freilich stellte er nur bescheidene Ansprüche an das Leben, und außer einem „Klaren“ und einer warmen Suppe, die ihm in der Regel meist von seinen Kunden spendiert wurden, begnügte er sich auf seinen „Verkaufsfahrten“ mit dem Nötigsten, so daß er abends meist auf einem Heuboden zur Übernachtung zu finden war. Mit seiner Familie bewohnte er eine große Waldhütte, die unweit des Brennofens lag. Wenn „Schmär-Schorsch“ ein erfolgreiches Jahr hinter sich hatte, bedeutete das lediglich, daß er und die Seinen über Winter genügend Brot, Hülsenfrüchte und Kartoffeln hatten. —

Nun, der „Schmär-Schorsch“ mit seinem Brennofen und der Wagenschmierrezeptur gehören längst der Vergangenheit an, während die chemische Industrie inzwischen eine weltweite Wissenschaft geworden ist.

Erinnerungen an die Bäckerei Hammer

Von Dr. Richard D a m m

Wieder einmal ist ein altes Fuldaer Bürgerhaus verschwunden, keine geschichtliche oder architektonische Besonderheit, aber doch eine lebenswerte Erinnerung an Fuldaer Bürger- und Handwerkertum über 200 Jahre. Ich schreibe aus sehr persönlichen und lebendigen Beziehungen zu dieser alten Bäckersfamilie, da ich Schulkamerad der letzten Generation Hammer war. Als ich Ostern 1918 von Hünfeld kommend in die Untersekunda des Königlichen Gymnasiums Fulda eintrat, saßen die beiden Brüder Karl und Rudolf Hammer mit mir in derselben Klasse.

Da die Bäckerei Hammer so bequem mitten in der Stadt am Ende der Schulstraße in nächster Nähe des Gymnasiums lag, war ich natürlich oftmals dort, und wir machten gemeinsam unsere Schulaufgaben.

Diese Stunden in einer soliden bürgerlichen und handwerklichen Atmosphäre, die mir neu war, weil ich aus einem alten Schulhaus am Florenberg stammte, sind mir heute noch unvergessen. Wir saßen im Laden selbst, vom Verkaufsraum nur leicht abgetrennt durch das mannshohe Gestell für die Brote, auf Holzbänken um einen großen Familientisch, wo sich tagsüber auch das

Familienleben abspielte. Und bei diesen nachmittäglichen Schulaufgaben gab es den obligaten Kaffee, einen beruhigenden Malzkaffee natürlich. Die Mutter Hammer, eine große, stattliche Frau, brachte ihn in einer hohen, weißemallichten Blechkanne, und dazu einen Korb mit frischgebackenen knusprigen Brötchen. Wenn man bedenkt, daß es damals noch Kriegs- und Nachkriegszeit war mit Inflation, Knappheit und Einschränkungen in allen Lebensbereichen, dann kann man ermessen, mit welchem Appetit wir Jungen diese Köstlichkeiten genossen. Noch heute habe ich den Eindruck, daß mir Brötchen nie wieder so geschmeckt haben wie an diesem Tisch. An der Wand hing, wenn ich mich recht erinnere, ein eindrucksvolles Gruppenbild der Fuldaer Bäckerinnung aus der Vorkriegszeit, eine repräsentative Versammlung von schwergewichtigen Männern, alle mit Zylinder, Gehrock, Bart und beachtlichem Bauch. Zwischendurch tauchte auch der Vater Hammer aus seiner Backstube auf in seiner Arbeitskleidung, mehlbestäubt und mit aufgekrepelten Ärmeln, alles zusammen eine Insel familiärer und handwerklicher Geborgenheit.

Gegenüber der Bäckerei Hammer war der

Schweinemarkt. Meine Schwiegermutter, Wirts- und Metzgerstochter aus dem benachbarten „Löwen“, nannte diesen Platz — gebildet, wie sie war — nur den „Boulevard des cochons“, denn auch vor 80 Jahren lernten die Fuldaer Bürgertöchter ihr Französisch in der Mädchenschule am Buttermarkt. Meine Mutter kaufte dort am Schweinemarkt jedes Frühjahr ihre drei Ferkel. Gegenüber der Bäckerei Hammer lag damals wie heute die Actiendruckerei mit der Fuldaer Zeitung, an der ich nach dem Abitur unter Dr. Johannes Kramer das Zeitungshandwerk erlernte. Damit ist eine zweite Episode aus der Nazizeit verbunden. Auch damals arbeitete ich noch an der Fuldaer Zeitung. Ich saß neben Dr. Kramer, als er am Telefon wegen einer lächerlichen, aber hochgespielten Bagatelle einen heftigen Zusammenstoß mit der NS-Hago hatte; das war im damaligen Partei-Chinesisch die „Nationalsozialistische Handelsorganisation“. Dr. Kramer verließ in derselben Viertelstunde die Redaktion. Es kam die Zerstörung der „Fuldaer Zeitung“ durch die SS-Schule von Merkers am 10. Dezember 1933. Dann kam „Mariechen“, ein Parteigenosse namens Ott und mit Vornamen Maria, ein Katholik und so vernagelt, daß er glaubte, er könne den Katholiken mit dem Partei-Journalisten verbinden. Als er dann gar noch seinen Antrittsbesuch beim Bischof machte, war er bei den Nazis sofort verdächtig und unhaltbar. Das Ende kam dann mit einer „spontanen“ Demonstration der Fuldaer Hitlerjugend vor der Actiendruckerei. Da diese

Aktion vorher bekannt war, versäumte ich sie natürlich nicht und betrachtete in aller Ruhe von einem Fenster der Bäckerei Hammer aus die offizielle Verdammung des „sogenannten Parteigenossen Ott“. Auch diese Demonstration war ausgesprochen komisch; nur man hatte das ungute Gefühl, daß dahinter eine unaufhaltsame katastrophale Entwicklung stand, was sich jetzt in diesen Tagen für uns Siebzigjährige wiederholt.

Die letzte Erinnerung haben noch die jetzigen Fuldaer. Bis vor 7 Jahren sahen sie regelmäßig jeden Morgen den pensionierten Stadtamtmann Josef Hammer, den ältesten der vier Söhne, zu seinem Vaterhaus gehen, wo er für seinen jüngsten Bruder Hermann, den letzten der Bäckermeister Hammer, Brot und Brötchen verkaufte, wie er es als Junge zu Hause getan hatte, eine rührende Geste von Heimweh nach Elternhaus und Jugend.

Als Ersatz für das alte gute deutsche Wort Heimweh reden wir heute gebildet von Nostalgie, abgeleitet von dem griechischen Wort nostos = Heimkehr. Im ältesten und größten Menschheits-Epos der Heimkehr, der Odyssee von Homer, kommt es in den ersten zehn Versen gleich zweimal vor. Man stellt immer wieder fest, daß die alte humanistische Bildung moderner und besser ist als alle modernen Bildungspläne zusammengekommen. Aber man gestatte uns doch ein bißchen Heimweh, wenn eine alte Fuldaer Bäckerei verschwindet.

Erinnerungen an die Häckselmaschine

Wie oft hören und lesen wir mit Begeisterung Anekdoten und Geschichten aus der „guten alten“ Zeit.

Nachfolgende Begebenheit stammt aus einer nicht so guten Zeit wie die jetzige. Trotzdem ist sie es wert, nicht in Vergessenheit zu geraten, weil sie uns daran erinnert, wie arm die Zeiten in den zwanziger Jahren in unseren Fuldaer Dörfern waren. Mit welcher Opferbereitschaft und Sparsamkeit haben damals die Menschen ihr Leben gemeistert!

Ein Hüttner – in unserem Fall hatte er zwei Kühe – wollte sich maschinell verbessern und eine Häckselmaschine erwerben. Er konnte eine gebrauchte bekommen, die aber 18 km weit in Fulda, bei der Firma Keil, zum Verkauf stand. Schwierigkeiten machte der Transport, denn von einer Frei-Haus-Lieferung, konnte aus Sparsamkeitsgründen nicht die Rede sein.

Der einzige Vorteil, den man hatte, war ein junger Schwiegersohn, und er gab den Ausschlag. Mit diesem Schwiegersohn, der sehr fußballfreudig und durchtrainiert war, wollte man per Schubkarren und auf Shusters Rappen die Häckselmaschine holen.

Schwiegervater und Schwiegersohn gingen mit Mut und Tatkraft das Unternehmen an. Mit Hilfe eines kräftigen Frühstücks kam man gegen Mittag in Fulda an, belud den Schubkarren mit der erstandenen Häckselmaschine und trat den Heimweg an.

Leider war das Ding aus Eisen, sehr schwer. War man morgens noch ausgeruht und frisch, so war man jetzt müde, zumal es warm war. Immer wieder, wurde der Schubkarren gewechselt, bis man in Kohlhaus aufgab. „Bis hieher an net weiter“, war der Stoßseufzer des Schwiegersohnes. Er hatte Blasen an den

Füßen und konnte nicht mehr weiter. Notgedrungen wurde gewendet, und mit letzter Anstrengung ging es zurück zum Güterbahnhof Fulda, wo man die Häckselmaschine in Richtung Heimatbahnhof verfrachtete.

Der Schubkarren wurde nicht aufgegeben, weil das zu teuer gekommen wäre.

Der Heimweg wurde nun ohne Ladung fortgesetzt. Wenn es bergab ging, durfte sich der angeschlagene Schwiegersohn vorne auf den Schubkarren setzen. Erstens wegen seiner ramponierten Fußballfüße und zweitens machte die Gewichtsverlagerung nach vorne das Fahren leicht. Damals fuhrten noch keine Autos. In unserem Dorf besaß nur der Lehrer ein altes Auto. Und gerade er begegnete den beiden mit ihrem Gefährt. Als er den merkwürdigen Transport sah, hielt er an und ließ sich den Hergang des Unternehmens berichten.

Eine Häckselmaschine bestand aus Eisen, hatte ein großes Schwungrad, eine Rinne, in die man das lange Stroh legte, vier Beine und 2 scharfe Messer. Mit diesem Instrument konnte man das Stroh in kurze Stücke schneiden, die im Winter unter die Runkelrüben gemischt wurden. Meistens wurde nachmittags oder abends das Häcksel geschnitten, wenn die Männer daheim waren. Oft mußten auch die größeren Kinder helfen. Für uns Kleinkinder war der lustige Takt der Häckselmaschine ein besonderer Spaß, besonders wenn wir abends noch mit in die Scheune durften.

Maria Müller,
Schweben.

Vom Gemeindediener und Heiligenmeister „Herr“

Von Ottokar Henschel

Der „Herr“, von dem ich hier erzähle, war kein „großes Tier“, kein Baron oder Doktor, noch nicht einmal ein Pfarrer oder Schulmeister oder was sonst im Dorf als ein bevorzugter Stand galt. Er war der Gemeinde- oder Polizeidiener meines Geburtsortes. Ausgestattet mit sehr umfangreichem Pflichtenkreis, hieß er mit seinem bürgerlichen Namen Adam Dietzel.

Seinen Dorfnamen „Herr“ hatte er von seinem Vater geerbt, von dem auch dessen Amt auf ihn überkommen war. Dem Vater Dietzel aber war die ehrenvolle Titulation von einem humorbegabten stark angeheiterten Bruder der Landstraße verliehen worden, der wegen ungebührlichen Betragens festgenommen werden sollte. Beim Abführen ins Spritzenhaus, das auch als Arrest-lokal diente, sträubte sich der Verhaftete, wenn auch nur zum Schein und titulierte unter wortreichem Protest den Polizisten wiederholt „Herr Polizeihauptmann“, wobei er das Wörtchen Herr besonders betonte. Er wußte sehr wohl, daß er gegen die in dem Gemeindediener personifizierte staatliche Macht nicht aufkommen konnte, aber das von ihm inszenierte Theater machte ihm besonderen Spaß, zumal sich in kürzester Zeit ein Zuschauer- und Zuhörerkreis um die beiden versammelt hatte. Das völlig kostenlose Schauspiel gefiel natürlich den Zuschauern, denen es auch nicht an Sinn für Komik fehlte. Und der alte Dietzel hieß fortan der „Herr“. Der sprachlichen Bequemlichkeit halber ließ man den „Polizeihauptmann“ fallen.

Unter Adam Dietzel also war der würdige Nachfolger und Erbe seines Vaters im Dienst der öffentlichen Ordnung geworden; er konnte ohne Geheiß des Dorfoberhauptes in Fällen wie dem eben beschriebenen aus eigener Vollmacht einschreiten und Freiheitsstrafen verhängen. Das Arrestieren indessen war längst nicht die Hauptaufgabe. Er hatte eine sehr reiche Menge von Pflichten. Bei der Erledigung einiger dieser wollen wir ihn begleiten.

Die „Kapp (Polizeimütze) ufm Koop“ und mit gesammelter Amtsmiene marschiert er von Gasse zu Gasse, bleibt da und dort stehen und schwingt die melodisch klingende Dorfschelle. Klinglingling ... Klinglingling ... Klinglingling ...! An den Fenstern und in den Häusern erscheinen neugierige Gesichter, um das Neueste vom Neuen (dieses letztere ist meistens Dorfklatsch) zu vernehmen. Nach kurzer Kunstpause und Zurechtrücken der Dienstmütze verkündet er verständlich: „Hierdurch wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht:

1. Der Großherzoglich Sächsische Herr Bezirksdirektor ordnet an, daß wegen im Anwesen des Landwirts Karl Meister in Mittelsdorf ausgebrochener Maul- und Klauen-seuche die Viehmärkte in Kaltennordheim, Dermbach, Geisa, Tann und Hilders (letztere im Einvernehmen mit dem Königlich Preussischen Herrn Landrat in Fulda) nicht abgehalten werden dürfen. Der Einzelhandel mit Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen von Ort zu Ort ist bis auf Abbruch zu unterlassen. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft.

2. In Andenhausen wurde Hühnerpest festgestellt. Der Verkehr mit diesem Dorf hat bis auf weiteres zu unterbleiben.

3. Für morgen und übermorgen hat sich die Wandermenagerie des Herrn Antonius Faulhaber angemeldet, welche viele seltene wilde Tiere aller Art zeigt. Der Besitzer bittet um regen Besuch der interessanten Schau.“

Eine weitere „Polizeigewalt“ des „Herrn“ war das Amt des Flurschützen, das ihn täglich für einige Stunden aus dem Dorf hinausführte. Wenn er es auch sehr wohlwollend ausübte und weit lieber ermahnte als Strafanzeigen erstattete, nahm er's trotzdem genau. Erwischte er einmal einen Herumtreiber in einem Teil der Gemarkung, in dem dieser nichts zu suchen hatte, weil er da weder ein Stück Feld oder eine Wiese oder auch ein Zipfelchen Waldanteils besaß, versuchte er's erst einmal mit guten Worten: „No, soa méi emoal, bos daou dohe

ze süche host? Dos fällt doch uf, dos daou dich he erömm triest. Mach schnäll, daß daou verschwindst, süst moß ich dich oaschmied.“ Verteidigte sich der Ertappte dreist, was nicht selten vorkam, verschwand natürlich „Herr“. Wohlwollen, und er wurde amtlisch: „Bos, daou wirscht au nooch fräch, daou verreckter Kuiz? Daou bist etze oageschnette on konnst din Gäldbüttel bëim Burjemeister ufgemach. Daou host, bes schient, ze vill Quiekser.“ (Was, du wirst auch noch frech, du bist jetzt angeschnitten, d. h. reif zur Bestrafung, und kannst deinen Geldbeutel beim Bürgermeister aufmachen. Du hast, wie es scheint, zuviel Geld.)

Bei Verhaftungen war besonders interessant, daß der „Herr“ dazu seine Montur anziehen und den Säbel umschnallen mußte, der sonst in der Stube neben der Tür ein stillvergnühtes Dasein führte. Aber der Vertreter der staatlichen Gewalt benötigte zu der Verhaftung eines Vagabunden oder einer Landstreicherin weder Handschellen noch Handschuhe. Es genügte, den Delinquenten am Kragen zu kriegen und abzuführen. Aber eine derartige Arrestierung war für die schlichten Dorfbewohner immer eine angenehme Unterbrechung des Alltags, und man hatte wieder einmal für einige Tage Gesprächsstoff, der vom ewigen Einerlei ein wenig abwich.

Betrafen diese Obliegenheiten den Dienst für die politische Gemeinde, deren Entlohnung mehr als mäßig, also für den Lebensunterhalt ungenügend war, so mußte der „Herr“ noch andere Einnahmequellen haben. Und die bot ihm die Kirchengemeinde. Außer seinem Polizeidienerposten bekleidete er das Amt eines Heiligenmeisters, wie der Küster genannt wurde. Dazu gehörte viel mehr, als man denken möchte. Täglich war dreimal zu läuten: morgens, mittags und abends. Mittags war dazu auch noch die Kirchenuhr aufzuziehen. Ursprünglich waren es die gebotenen Gebetsstunden, an die die Gläubigen rechtzeitig zu erinnern waren. Nach der Auflockerung im 19. Jahrhundert hießen sie nicht mehr nach den vor-

geschriebenen Gebeten, sondern morgens „in die Schul läuten“, mittags „ze Mitto“ und abends „ze Nocht lüte“. Letzteres sollte für die im Feld Arbeitenden den Feierabend verkünden.

Mit Läuten und anderen kirchlichen Verrichtungen war der Sonntag voll ausgefüllt: Vorab das Läuten früh um 8 Uhr wie an Wochentagen. Um 9 Uhr ertönte als erstes Erinnerungszeichen an den sonntäglichen Gottesdienst zunächst die kleine Glocke. Um 9.30 Uhr erfolgte die Mahnung und Einladung, sich zum Kirchengang zu rüsten und bereitzuhalten. Diese Mahnung erfolgte mit der mittleren und der kleinen Glocke. Und um 10 Uhr „schlug es zusammen“, d. h., das volle Geläut mit drei Glocken scholl feierlich über das Dorf. Die Kirchgänger machten sich auf den Weg, fanden sich nach Interessen in Gruppen und Grüppchen oder nachbarlich zusammen. In der Zeit zwischen dem zweiten Läuten und dem Zusammenschlagen steckte der Heiligenmeister die Nummern der Gesangbuchlieder und der von der Gemeinde zu singenden Intonationen (Wechselgesänge zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde, die zu den Liedern und zum Predigttext passen) an die Tafeln, sah in der Sakristei und auf dem Altar noch einmal nach dem Rechten und schlug am Lesepult das Tagesevangelium auf. Dann verfügte er sich hinter die Orgel, um seinem Amt als Bälgetreter zu obliegen. Aber während des Gemeindegesangs sollte er auch gleichzeitig den Klingelbeutel herumreichen, in dem Sonderspenden gesammelt wurden. Das war ein bißchen zuviel verlangt von dem Guten. Also benötigte er einen Gehilfen; das war sein Sohn Christian, der im Hauptberuf Plüschweber war.

Sonntags fanden zwei Gottesdienste statt: vormittags von 10 bis 11.30 Uhr und nachmittags von 3 bis 4 Uhr. Der eine war (abwechselnd) stets der Hauptgottesdienst, der nur durch den Pfarrer verrichtet werden konnte und mit Predigt und großer Liturgie abgehalten wurde, der andere dagegen war ein Lesegottesdienst, so genannt, weil in ihm vom Lehrer aus einem vom Konsistorium empfohlenen Predigt- und Andachtsbuch eine allgemeine predigtähnliche Bibelworterklärung abgelesen wurde und eine kleine Liturgie zu sprechen war. Dieses Predigtlesen also erfolgte durch den Lehrer, doch konnte es auch ein dazu befähigter Gemeindeangehöriger tun, wenn es erforderlich war. Der Lehrer war aber auch gleich-

zeitig Organist, der abwechselnd bald an der Orgel saß, bald heruntersteigen und am Lesepult zu amtieren hatte. Auch bei diesem Gottesdienst war der Klingelbeutel herumzureichen, bei dessen Leerung nach Schluß des Gottesdienstes sich auch oft genug anstatt Pfennigen Knöpfe fanden, denn nicht alle Kirchenbesucher waren besonders opferwillig, auch wenn sie großen Wert darauf legten, als gute Christen angesehen zu werden.

Auch zu den Lesegottesdiensten war ebenso zu läuten wie zu den Hauptgottesdiensten. Dementsprechend waren vom Heiligenmeister auch noch einmal Choral- und Intonationsnummern aufzustecken, der Evangelientext aufzuschlagen (welcher gegen den vormittäglichen anders gewählt war) und der Klingelbeutel herumzureichen. Während des Vaterunsers war die „alte“, d. h. große Glocke neunmal anzuschlagen, um die Daheimgebliebenen daran zu erinnern, daß sie für sich noch einmal das Gebet des Herrn mitsprechen möchten.

Doch war damit die Tätigkeit des Heiligenmeisters noch nicht erfüllt, denn er hatte auch noch für die Sauberhaltung des Schiffes und der Empore zu sorgen, dem Pfarrer beim Abendmahl zu assistieren, das Wasser für die Taufen zu besorgen, das in den Wintermonaten angewärmt sein sollte, und dergleichen mehr. Da die Hochzeiten nach altem Brauch nur dienstags stattfanden, mußte auch zu diesen Anlässen dreimal geläutet und die Hochzeitsburschen und -jungfern beim Ausschmücken innerhalb und außerhalb der Kirche unterstützt werden. Dafür erhielt er als Belohnung von dem jungen Paar bzw. dessen Eltern entsprechende Mahlzeiten.

Ähnlich war es bei den Vorbereitungen zu den Konfirmationen, an denen nicht nur auf dem Kirchweg eine kleine Allee von Nadelbäumchen aufzustellen war, sondern auch das Kircheninnere mit neuen Kränzen aus Buchsbaumzweigen mit selbstgefertigten bunten Papierblumen reich geschmückt wurde, nachdem der vorjährige Schmuck entfernt war. Auch die Ausschmückung zum Erntedankfest durfte nicht vergessen werden. Doch wurde dieser Schmuck, der nur um den Altar herum angebracht war, wegen seiner größeren Verderblichkeit bereits nach einer Woche wieder entfernt.

Zu den Vorbereitungen zur Konfirmation gehörte auch die Anweisung der kleinen Fichten- und Tannenbäumchen im Gemeindewald. Auch das ging natürlich nicht

ohne den „Herrn“, der mit den Knaben hinauszog und Bäumchen für Bäumchen aussuchte. Daß es dabei auch zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem „Herrn“ und den Buben kam, leuchtet wohl ein, denn letztere wollten keine „Krüppel“, sondern möglichst die schönsten Bäumchen haben. Sie waren äußerst wählerisch, aber der gestrenge Selektor führte sehr energisch die forsthegerischen Argumente gegen die Wünsche der Un- erfahrenen ins Feld. Und man muß schon sagen, daß er dabei auch ein ziemlich pädagogisches Geschick zeigte und mit freundlichen Worten zu überzeugen verstand. Demnach war der Sieg stets auf der Seite der Vernunft und nicht auf der des Unverstandes. Mit schwerbeladenen Schubkarren zog man dann lachend ins Dorf ein.

Am Ende des Lebens steht nach der Erfahrung der Tod. Starb ein Mitbürger, so war zunächst „hinzuläuten“, wie das Bekanntgeben des Todesfalles bei uns genannt wird. Leichenschau und Grabausheben gehörten nicht zu den Pflichten des „Herrn“, aber das Läuten, als Zeichen, daß die Hinterbliebenen und das Trauergeschehen sich am Sterbehau versammeln sollten. Auch der Leichenzug vom Trauerhaus bis an das Grab wurde vom Glockenklang begleitet. Und das „Zusammenschlagen“, d. h. das Geläut mit allen Glocken ertönte zum anschließenden Trauergottesdienst in der Kirche. Am Grab fand nach dem Absingen eines Chorals durch die Trauergemeinschaft und ein kurzes Gebet nur die nochmalige Einsegnung statt. Während in der anschließenden Andacht das christliche Leben und Sterben des Verbliebenen gewürdigt wurden.

Zwei Brände im Dorf zwischen 1890 und 1910 setzten die Glocken außerhalb der gewohnten Ordnung in Bewegung. Daß auch bei schweren Unwettern „gestürmt“ worden wäre, darauf kann ich mich nicht entsinnen. Dabei beschränkte man sich auf häusliche Andachten.

Das also war der Dienst des „Herrn“ in unserer kleinen Dorfgemeinschaft. Wenn der allzeit Hilfsbereite irgendwo mit zupacken konnte, tat er's von sich aus gern. Dafür erhielt er als Extrapersonal stets ein deftiges Frühstück oder ein nicht weniger kräftiges Vesperbrot oder wurde zum Mittagessen eingeladen. Dabei durfte auch ein „Kännchen Reiner“, d. h. ein mäßiges Glas guten Kornbrandweins, nicht fehlen. Das war ehrlich verdient und gewissermaßen ein Festtag für den Vielgeplagten, weil ein solcher nicht oft vorkam.

Von Lehrlingen und Pendlern um 1900

Daß man in vorgerückten Jahren an die Ungezogenheiten seiner Fliegeljahre zurückdenkt, ist nicht Besonderes. Trotz aller Ehrfurcht vor den Alten kann man sich manchmal eines spitzbübischen Schmunzels nicht erwehren, wenn man sich an die Jugendjahre noch älterer Zeitgenossen aus dem vorigen Jahrhundert erinnert.

Einer davon, an dessen Humor ich gern zurückdenke, war mein Freund, unser Nachbarjunge Florian Kahlerl, im Dorf und weit darüber hinaus bekannt als „der Kalesch Florian“.

Sein Großvater war Forstmann der Fürsten von Fulda gewesen. Sein Vater, der in den besten Jahren starb, wurde als Waldaufseher (Forster) aus dem Vogelsberg von der damaligen Regierung nach Welkers versetzt. Seine Mutter Regine wohnte als Witwe mit drei hübschen Töchtern und dem noch schulpflichtigen Florian im Gutshaus des Burkhardser Hofes, dessen nordöstlichen Teil sie käuflich erworben hatte.

Florian war im achten Schuljahr, als ich mich das erstmal mit Hilfe unseres geduldigen Lehrers mit den Geheimnissen des Abc beschäftigen mußte, mithin 7 Jahre älter als ich.

Am 10. April 1845 wurden Rönshausen und Melters mit Hattenrod nach langen Verhandlungen zwischen Fulda und Würzburg von der Pfarrei Lütter und der Diözese Würzburg getrennt und der Pfarrei Eichenzell und der Diözese Fulda angegliedert. Auch die Erlenneck und die Burkhardshöfe gehörten früher zur Pfarrei Lütter. Während die älteren Leute dieser Dörfer und

Gehöfte den Sonntagsgottesdienst nach alter Gewohnheit im näher gelegenen Lütter besuchten, das damals politisch seit 1815 (bis 1860) zum Königreich Bayern gehörte, mußten die Schulkinder und Christenlehrlingstigen den weiteren Weg nach Eichenzell machen, zumal dort elf Jahre zuvor (1834) die neue geräumige Kirche eingeweiht worden war.

In meinem ersten Schuljahr schickten mich meine Eltern an einem Sonntagmorgen zur Kirche nach Eichenzell. „Du rufst deinem Schulkameraden Franz Josef zu“, sagte meine Mutter, „im Dorf bekommt ihr dann Gesellschaft genug, au der Scholliärä (Lehrer) gett jo noch Eichezäll.“ Bevor ich an den Hof, auf dem die Familie Kahlerl wohnte, kam, fing es an zu regnen. „Florian, es rânt“, rief ich ihm, der gerade zur Haustüre heraustrat, zu. Er drehte sich um und kam dann mit einem alten Schirm wieder heraus. „Konntst bei mich öngeren Schiärm gegeh“, meinte er gutmütig.

Auf der anderen Seite der Straße, neben der alten, ehemaligen Hofschmiede steht mein Schulkamerad Franz Josef und äugt verlegen zu uns herüber. „Komm, Franz Josef“, rufe ich ihm zu; der aber reagiert nicht darauf. Erst als Florian ihn auffordert, auf die andere Seite unter seinen Schirm zu kommen, nähert er sich zögernd. „Ihr beiden geht doch nun schon seit Ostern zusammen zur Schule, erzählt mal, was ihr alles schon gelernt habt.“ So eröffnet Florian die Unterhaltung. „Du sollst nicht stehlen, du sollst andere Leute nicht beschimpfen, hat euch der Lehrer das im Religionsunterricht nicht schon gesagt, Franz Josef? Du warst

gestern an unseren Frühlings. Als ich dann mit einem Holzknäppel nach dir geworfen habe, hast du geschimpft: Florian, du wist en rächter Grobian.“ „Schon“, meint Franz Josef kleinlaut, „aber du hast mich mit dem Holz so in die Seite getroffen, daß es mir heute noch weh tut; ich hätte das sonst nicht gerufen.“ „Das heilt wieder“, meint Florian. „Das schon, aber...“, bemerkte Franz Josef. „Was denn, aber...“, will Florian wissen. „Nun, wenn du das Maul nicht hältst, und mein Vater oder die Mutter erfahren es“, sagt Franz Josef, „dann werden bei mir die letzten Dinge schlimmer, als die ersten.“ „Nein, Franz Josef, das bleibt unter uns.“ Damit war wieder Friede geschlossen.

Florian war nicht so dumm, daß er nicht gewußt hätte, daß er mitten unter dem Schirm schön trocken blieb, die beiden Begleiter aber bei der Ankunft in Eichenzell eine trockene und eine nasse Seite hatten.

Interessiert schaute Franz Josef schon eine Weile nach dem Loch im Tuch des Schirmes, den Florian immer so drehte, daß der Regen, der da durchschlug, Franz Josef ins Genick tropfte. „Florian, on dim Schiärm hat ä Müse genagt“, sagte Franz Josef schließlich. „Meinst du das Loch im Tuch?“ fragte Florian. „Bist du noch rückständig“, meinte Florian, „du weißt nicht einmal, daß die neuen Schirme in Zukunft alle ein solches Guckloch haben, durch das man hinaus schaut, ob es noch regnet oder aufgehört hat.“

Florian erlernte das Schreinerhandwerk bei einem tüchtigen Meister im benachbarten Rothemann. Das Leben der Handwerkerlehrlinge war im vorigen Jahrhundert auf dem Lande wesentlich anders als heute. Gewöhnlich betrieb der Meister nebenbei noch eine kleine Landwirtschaft, in welcher der Lehrbub, wenn Not am Mann war, mit einspringen mußte. Dafür hatte er vielfach Familienanschluß. Fahrräder zur täglichen Heimkehr gab es noch nicht. Florian war willig, fei-

Big und ordentlich, weshalb ihm sein Meister vorschlug: „Du brauchst samstags nicht heimgen, kannst bei uns schlafen, gehst nach Hattenhof zur Kirche, was viel näher ist als nach Eichenzell, und kannst dann mit uns essen; nachmittags kannst du dann immer noch nach Hause gehen.“

Florian ging also nächsten Sonntag nach Hattenhof zur Kirche, wußte aber nicht, daß der Gottesdienst dort früher war als in Eichenzell. Daß er keine Kirchgänger mehr sah, fiel ihm nicht auf. Als er zur Kirchentür hinein wollte, mußte er sich erst einen Stehplatz erkämpfen, weil die Männer und Burschen hinten Kopf an Kopf standen. In den meisten Dörfern sind ja die Kirchen vorne zu groß und hinten am Türeingang zu klein.

Der Pfarrer, der von der Kanzel aus die Bewegung und den Nachzügler wahrnahm, unterbrach seine Rede, schaute über seine Brillengläser hinweg nach dem Störenfried an der hinteren Tür, um ihm nach einer kleinen Pause seine Meinung zu sagen: „Natürlich, erst am vorigen Sonntag habe ich zur Pünktlichkeit ermahnt, und wieder hat es bei dem Kerl nichts genutzt. Immer wieder derselbe. Schaut ihn euch an und helft mit, daß er in sich geht.“ In großer Verlegenheit versuchte sich Florian mit der Kopfbedeckung vor dem Gesicht hinter dem Rücken der vor ihm Stehenden zu verbergen. Als der Meister beim Mittagessen fragte, ob er auch in Zukunft nach Hattenhof zur Kirche gehen wolle, sagte er spontan: „Minner lattig nett noogemo“ (Meiner Lebttag nicht noch einmal).

Zur Charakteristik der Lehrlingsverhältnisse vor der Jahrhundertwende erzählte mir ein Schulkollege von Florian vor etwa 40 Jahren sinngemäß folgendes: „Obwohl ich in der elterlichen Schmiede aufgewachsen und schon in meinem Volksschuljahre den Schmiedehammer zu schwingen verstand, war mein Vater dafür, daß

ich wie auch mein jüngerer Bruder in Fremdlehre unser Handwerk, besonders den Hufbeschlag, gründlich erlerne. Theoretisch war ich bei einer Prüfung einer der Besten. Praktisch mußte es im Hufbeschlag die Übung bringen, die ich in der Schmiede einer kleinen Gemeinde mit größerem Pferdebestand bekommen sollte. Der Meister war zugleich Schmied, Gastwirt und Kleinlandwirt. Die junge Meisterin war eine Bauerntochter. Das erste Kind lag im Körbchen. Kinderwagen gab es damals auf dem Dorf noch nicht, und das Geld für eine Wiege konnte man sparen. Ich war als Mädchen für alles gedacht. Knecht, Magd, Schmiedegeselle, Lehrling und Kindermädchen, natürlich mit Familienanschluß. Abends, wenn die Schmiede geschlossen, der Meister als Gastwirt die Gäste bedienen mußte — gewöhnlich war er der einzige Gast — und die Meisterin mit den Nachbarsfrauen die Neuigkeiten besprechen mußte, lag das Baby im Körbchen und schrie. „Nimm doch die Kleine mal auf den Arm“, erging dann die Aufforderung regelmäßig an mich. Nur dadurch, daß mich das Kind durch lauten Protest bald ablehnte, weil ich es heimlich in den Oberschenkel kniff, wurde ich die Freizeitbeschäftigung los. Zum Glück bekam ich einige Zeit später Post von meiner Schwester, die in Hanau als Dienstmädchen im Haushalt einer guten Huf- und Kunstschmiede diente, und die mir mitteilte, daß ihr Chef einen neuen Gesellen suche. Hier erlernte ich mein Handwerk gründlich, so daß ich meine Gesellen- und später meine Meisterprüfung mit Auszeichnung bestand.“

Mein Freund Florian arbeitete nach seiner Lehrzeit in Fulda. Als Pendler fuhr er mit dem Frühzug, und alle im Dorf wußten, daß er jeden Morgen der letzte war, der zum Bahnhof lief. Vor Ostern fuhr auch seine Mutter Regine einmal mit dem Frühzug nach Fulda, um ihre Osterbeichte bei den Patres auf dem Frauenberg abzu-

legen und nachher manches zu kaufen, das auf dem Dorf nicht zu bekommen war. Kaufläden gab es in den kleinen Orten ja damals noch nicht. Kurz vor der Haltestelle traf sie eine Bekannte, mit der sie einige Worte wechselte. Als sie um die Ecke des Bahngebäudes bog, fuhr der Zug ein: „Du heiliger Strohsack“, rief Regine, „Florian lag noch im Bett, als ich daheim fortging, der kommt nicht mit.“ Als sie auf den haltenden Zug zugin, rief ihr Florian, der schon auf der Plattform stand, zu: „Schnell, Mutter, hier im Wagen ist noch ein Sitzplatz frei.“ Die alten Vierterklassewagen hatten nur an der Längsseite der Außenwände eine Sitzbank und waren morgens im Frühzug immer überfüllt. Ab Welkers gab es nur noch Stehplätze. In den Wagen zweiter und dritter Klasse war natürlich noch Platz. Florian reichte seiner Mutter die Hand, ergriff sie am Arm und führte sie an den letzten Sitzplatz im Wagen. Mutter Kahlerl schaute ihren Jungen kopfschüttelnd an, als er ihr ernsthaft erklärte: „Ja, Mutter, Geschwindigkeit ist keine Hexerei; du wirst doch nicht glauben, ich sei schon in Lütter zugestiegen.“

In den Jahren vor der Jahrhundertwende fuhr noch kein Güterzug auf der Strecke nach Gersfeld. Die Güterwagen wurden den Fahrplanmäßigen Personenzügen angehängt und auf den Güterumschlagbahnhöfen Bronzell, Lütter und Schmalnau abgehängt und von der Dampflok auf die Be- und Entladegleise geschoben. Die tags zuvor ent- und beladenen Wagen mußte der Frühzug morgens mit nach Fulda nehmen. Je nachdem, ob es sich um einen oder mehrere Waggons handelte, gab es kürzeren oder längeren Aufenthalt, weswegen es dann häufig zwischen dem Bahnpersonal und den mitfahrenden Pendlern, die pünktlich an ihren Arbeitsstellen sein wollten, zu Streitigkeiten kam. „Ich werde mich nicht mit euch streiten“, sagte Florian eines Morgens zum Zugführer, „ich steige in Eichenzell aus und

Was verstand man unter „Kombes“?

Von Ottokar Henschel (†)

„Där Körper“ war sein Dorfname. Bürgerlich hieß er Kaspar Hohmann und war seines Zeichens Plüschweber. Er gehörte mit zu den Ärmsten des Dorfes, wenn man seine wirtschaftliche Lage berücksichtigt. Aber als Mensch war er wegen seiner Bescheidenheit angesehen. Und wegen seiner hochanständigen Gesinnung war er überall wohlgeleitet. Scherzweise nannte man ihn „die Schulmeistergeige“, denn sein Großvater von Mutterseite war der alte Schulmeister Johann Christian Günther gewesen, der zu seiner Zeit ein beachtlicher Musikus gewesen sein und vorzüglich Violine gespielt haben soll. „Der Körper“ war auf diesen Vorfahren natürlich nicht wenig stolz und erzählte gern von seinem Großvater, was er von seiner Mutter her wußte.

Es schmerzte ihn, daß er das Instrument nicht hatte, weil es auf einen anderen der zahlreichen Nachkommen des alten Schulmeisters vererbt worden sei. Dieser — angeblich ein Bruder Leichtfuß — nahm es mit auf die Walz, von der er nicht wieder in seinen Geburtsort zurückkehrte; er blieb verschollen, und mit ihm natürlich auch die Geige.

Unser „Körper“ war — wie schon gesagt — ein anständiger, besonnener Mann, der etwas auf sich hielt, der treu und ehrlich für seine Familie sorgte und um seine geistige Weiterbildung bemüht war, soweit das damals bei dem allgemeinen Mangel an Bildungsmöglichkeiten möglich war. Diese beschränkten sich nämlich außer auf Realienbücher, wie sie für die Volksschulen vorgeschrieben waren, auf einen Wandkalender in Broschürenform, wie etwa den „Lahrer Hinkenden Boten“.

Die ärgste Not lernte die Familie nicht kennen, weil die „Körperin“, die Annelies, das Fehlende durch Tagelohn bei einem Bauern erwarb. Der einzige Luxus, den unser „Körper“ sich erlaubte, war, daß er am Sonntagnachmittag nach dem Gottesdienst für ein Stündchen ins Wirtshaus ging, um entweder ein „Schnittche“ ($\frac{1}{2}$ l Bjer oder „e hal Kännche“ ($\frac{1}{16}$ l Kornbranntwein) zu trinken und auch einmal zu riechen „be annere Männer“, wie er sich ausdrückte. Seine verständige Frau gönnte ihm dieses Vergnügen gern, denn sie kannte ihren Mann genau genug, um zu wissen, daß er „nicht über die Stränge schlug“.

Im Wirtshaus gab's um diese Zeit stets Gesellschaft: Gruppen, die einen Skat oder einen Doppelkopf spielten, und solche, die lieber politisierten oder sich sonstwie unterhielten. Unter diesen war auch einer, der im allgemeinen den „Körper“ gern begönnte. Heute aber hatte der Schalk seine Hintergedanken dabei, als er seinem „Opfer“ zu seinem „Schnittchen“ noch einen ganzen Schoppen spendierte und ihm schmeichelte, indem er dessen gutes Wissen ins rechte Licht rückte und aus ihm herauszog, was ihm gerade einfiel. So fragte er u. a. auch: „Daou, Körper, die Ällervodder woar doch Scholmeister do bei ons, on daou weißt jo aou noch genug, doß daou méi erklär konnst, bos eigentlich Komibas es?“ (Der Frager kannte sehr wohl die durch die mundartliche Ähnlichkeit be-

dingte doppelte Bedeutung des Wortes Kompaß und Kombest und wollte den „Körper“ fangen, um für seine Wohltat einmal eine kleine Gaudi zu haben.)

„Der Körper“ — zunächst etwas verdutzt, denn die Frage erschien ihm doch ziemlich heikel — gab ihm zur Antwort: „Kombas? Kombas? Dos is do bal be Suwerkruit.“ Alles lachte, denn viele hatten ja nun auch noch eine Gaudi, obwohl sicher nicht wenige dabei waren, die bestimmt die gleiche Antwort gegeben hätten. Der so Gefoppte war nicht wenig verdutzt über die allgemeine Heiterkeit. Erst nach einer Weile ging ihm der „Seifensieder“ auf und daß er auf die Leimrute gehüpft war.

Doch zu dem Wort: Als „Kombes(t)“ bezeichnete man ein Gemüse, das einst sehr beliebt war. Es waren mit Salz und Dill eingesäuerte „Durschen“, d. h. nicht voll entwickelte Krautköpfe, die mit sauren Äpfeln und Zwiebeln genau wie Sauerkraut eingelegt wurden. Denn in einem soliden Haushalt durfte damals nichts umkommen, was noch irgendwie genießbar war. Heute denkt man anders darüber: Man nimmt die Durschen ebenso wie Falläpfel als Viehfutter, wenn man sich überhaupt die Mühe macht, diese Dinge zu silieren. Der „Kombest“ oder „Kumst“ war durch ganz Mitteldeutschland bekannt. Philologen meinen, das Wort sei dem Slawischen entnommen. Wir aber stellen etwas Näherliegendes fest: Es entspricht haarscharf nach seinem Sinn dem lateinischen Compositum = Zusammensetzung, Mischung; wir glauben deshalb, daß es von Apothekern eingeführt wurde.

„Der Körper“ hatte also auch recht, obwohl sein Gönner mit der Fangfrage auf den Richtungsweiser Kompaß angespielt hatte.

Wasserversorgung um die Jahrhundertwende

Von F. R. aus Kohlhaus

Früher, als es noch keine Wasserleitung gab, nahm die Wasserversorgung einen Teil der täglichen Arbeit mit in Anspruch.

Bevor man den Bau eines Wohnhauses oder Wirtschaftsgebäudes plante, mußte zuerst die Wasserversorgung geklärt werden. Wenn keine Quelle in der Nähe war, wurde ein Brunnen gegraben. Je nach der Tiefe des Brunnens wurde das Wasser dann entweder geschöpft, gepumpt oder gezogen. Der Brunnen stand im Mittelpunkt des Dorfgeschehens.

In jüngster Zeit sind alte Wasserpumpen in den Antiquitätenhandel mit einbezogen und erscheinen mit buntem Anstrich in Gärten als Zierde, aber auch als stummer Zeuge vergangener Zeiten. Ich möchte einmal den Umgang mit diesen Pumpen erläutern:

Zuerst gab es nur hölzerne und in späteren Jahren auch gußeiserne Pumpen. Beide Arten waren nicht immer zuverlässig, denn sie versagten oft, weil sie von der Witterung in ihrer Funktion beeinflusst wurden. Die Holzpumpen trockneten im Sommer bei größerer Hitze ein, der Kolben wurde undicht und zog das Wasser nicht mehr an. Besonders, wenn bei einer Trockenheit recht viel Wasser benötigt wurde, streikte die Pumpe gern. Zur Verdichtung mußte zuerst von oben Wasser eingefüllt werden. Oft reichte das zu diesem Zweck bereitgestellte Wasser nicht aus und mußte vom Nachbarn herbeigeschafft werden. Das gab natürlich manche Unannehmlichkeiten und viel Ärger. Im Winter waren die Kolben, besonders der eisernen Pumpen, oft festgefroren und mußten vor dem Gebrauch angewärmt und aufgetaut werden. Dieses geschah meistens mit Strohfeder. Zum Schutz gegen die Witterungseinflüsse wurden die Pumpenkörper mit Stroh oder Tüchern umkleidet. Das Wasser aus eisernen Pumpen schmeckte oft stark nach Rost und war dann kaum genießbar; so in unserem Schulhofe.

Der Ziehbrunnen funktionierte immer. Zur Abdeckung und Sicherung befand sich über dem Brunnen das Brunnenhäuschen, damit niemand in den Brunnen fiel. Seitlich befand sich eine Klappe zum Herausnehmen der Wassereimer. Im Innern war eine Seilrolle eingebaut, mit der die vollen Eimer hochgekurbelt und gleichzeitig die leeren hinabgelassen wurden.

Für höheren Wasserverbrauch baute man größere Ziehbrunnen mit mehr Förderleistung. Ein kleines Zahnrad auf der Antriebswelle trieb das große Zahnrad mit der Seiltrommel. Alle Teile, auch die Zahnräder, wurden damals noch aus Holz gefertigt. Zur Bedienung dieses großen Brunnens waren 2 oder 4 Personen erforderlich, die mit 2 Drehkurbeln die Antriebswelle in Bewegung setzten. Mit einer Bremsvorrichtung an der Seiltrommel konnte man das Absacken des Fördergewichtes verhindern.

Ein Brunnen dieser Art befindet sich noch im Hofe vor dem Heimatmuseum in Schlitz. Es wäre schade, wenn dieses historische Stück ganz zerfallen oder entfernt würde.

Die Ziehbrunnen waren oft sehr tief und der Bau deshalb sehr kostspielig. Deswegen schlossen sich mehrere Nachbarn zusammen, gründeten eine Brunnengemeinschaft, teilten sich die Kosten und hatten auch das Nutzungsrecht.

Das Wasserholen für den Haushalt war größtenteils Aufgabe der „Weibslcut“. In den Abendstunden trafen sie sich am Brunnen. Es gab oft ein Schwätzchen, das nicht enden wollte, obwohl das frische Wasser zu Hause gebraucht wurde. Hier erfuhr man das Allerneueste vom Dorf. Wenn dann noch die Burschen des Dorfes hinzu kamen, ging es oft recht lustig zu.

Das Wasser gab in der damaligen Zeit mitunter auch Anlaß

zu großen Streitigkeiten. Um eine Quelle, die zur Bewässerung der Grundstücke, insbesondere der Wiesen, diente, wurden zuweilen kostspielige Prozesse geführt, und das ganze Dorf geriet in Streit. Quellen in der Nähe einer Grundstücksgrenze wurden auch gegenseitig abgegraben.

Im Oberdorf von Niederkalbach waren mehrere Ziehbrunnen; so einer bei der Sitta, bei Krockmeättis, bei Zackerisse, bei Küppels und einer bei Sautersch. Die anderen Hausbesitzer hatten größtenteils Pumpen. Im Unterdorf, in der Fröschgass, im Schönenhof und im Kalbachtal, gab es keine Wasserversorgen. 5 Brunnen plätscherten immer; der einzige, der heute noch sprudelt, ist der „Löppse Born“. Im Sommer, wenn es recht heiß war, mußten wir dort eine „Löpp voll“ von diesem guten, frischen Wasser holen. Daher kommt wohl auch der Hausname: „Löppse“. Die anderen Brunnen wurden in der letzten Zeit im Zuge der Straßenregulierung beseitigt. Im Jahre 1912 wurde die Wasserleitung gebaut, womit alle Wasserversorgen behoben waren.

Wenn im Sommer schwere Gewitter hereinbrachen, gab es im Kalbachtal große Überschwemmungen. Die am tiefsten stehenden Häuser, so auch mein Vaterhaus, standen immer wieder im Wasser, das in reißenden Bächen von Mittelkalbach, Oberkalbach, Veitsteinbach, Eichenried, vom Distelrasen, auch vom Harth und Fuldaer Berg kam. Das Tal glich einem See. Vom Unterdorf nach dem Ortsteil Schönenhof führte eine Verbindungsstraße durch das schmale Kalbachtal. Das Wasser hatte nicht genügend Ablauf und staute sich bei Überschwemmungen an der Straßenböschung. Die neu erbaute Brücke hatte zu wenig Durchlaß, so daß die Straße überflutet wurde und nur der obere Teil der Brücke mit dem Geländer aus dem Wasser ragte. Der Schönenhof war abgeschnitten.

Hierzu eine Begebenheit aus der damaligen Zeit: Einem Mann, der durch seinen trockenen Humor bekannt war, kamen einmal beim Anblick dieses Sees Seefahrtsgedanken und Abenteuerlust. Kurz entschlossen holte er seinen großen Bactrog und die „Schießschüssel“, mit der man das Brot in den Backofen einschoß (einschob). Den Bactrog als Kahn und die Schießschüssel als Ruder, das muß doch gehen, dachte er, stach in See und ruderte unter dem Gelächter der Zuschauer im tiefehenden Bactrog davon. Doch bald wurde es ernst, der Seefahrer hatte zuviel gewagt. Er mußte mit der Strömung kämpfen. Das Lachen der Zuschauer verstummte, denn beinahe wäre er abgetrieben worden. Erst in späteren Jahren wurde eine Regulierung der Kalbach durchgeführt, und das Übel der Überschwemmung war behoben.

Ofters blieb im Herbst noch Wasser stehen, so daß sich im Winter eine Eisfläche bildete, auf der sich dann die Jugend von Niederkalbach tummelte. Am meisten waren die Eisgeißfahrer vertreten. Die Eisgeiß, ein Vorläufer vom Rodelschlitt, ist heute kaum noch bekannt. Sie eignete sich nicht zum Rodeln, wurde nur von den Jungen benutzt und war höher als der Rodelschlitt. Man saß aufrecht wie ein Reiter im Sattel und bewegte sich mit zwei Stöcken, die mit einer eisernen Stachel versehen waren, vorwärts. Oft wurden mehrere „Eisgeisse“ aneinandergekuppelt, die sich dann im gleichmäßigen Takt der Stachelstöcke wie ein Tausendfüßler fortbewegten.

Die Mädchen und Jungen, welche nicht im Besitze einer „Eisgeiß“ waren, benutzten die spiegelglatte Rutschbahn auf Holzschuhen. Gelegentlich konnte man auch schon einen Schlittschuhläufer bewundern. Leider wurde die glatte Oberfläche des Eises durch die Stacheln der Eisgeißfahrer zerstört und eignete sich nicht mehr zum Schlittschuhlaufen.

Erinnerungen an die Notzeit nach 1918

Von R. Schulze

Wie sich in den Rhöndörfern während der Inflation und Arbeitslosigkeit die jungen Männer und Jünglinge durchschlugen und sich mühsam einige Mark und Pfennige verdienten, möchte ich schildern.

Es war die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, und die Folgen eines verlorenen Krieges zeigten sich in ganzer Tragik.

Auf dem Lande gab es kaum eine Verdienstmöglichkeit, und in der Stadt, hier ist Fulda gemeint, war die Industrie nicht so groß, daß Auswärtige einen Arbeitsplatz finden konnten. Die Inflation hatte alle Sparpfennige hinweggefaßt. So wurde auch in den Rhöndörfern das Leben immer karger.

So begaben sich viele junge Burschen auf die „Walz“; sie packten ihr Bündel und zogen in die Weite, den Rhein entlang oder sonstwohin; sie zogen zur Waterkante und bis nach Berlin. Unterwegs pochten sie bei Handwerksmeistern, in Geschäften u.s.w. an. Oft half ihnen der Gesellenverein mit einem warmen Essen, Übernachtung, auch mal mit einer Gelegenheitsarbeit weiter. Der Rhöner Ehrgeiz und der feste Wille, weiterzukommen und der Heimat Ehre zu machen, ließ ihren Mut nicht sinken, und eines Tages wurden Mühsal und Hunger auch belohnt, denn man hatte endlich eine beständige Arbeit gefunden.

Die meisten aber, die zu Hause blieben, konnten zum Teil etwas in der Landwirtschaft mithelfen und mußten sehen, wo sich eine Gelegenheit bot, zu ein paar Mark zu kommen.

Da sollte nun die Straße von Gersfeld in Richtung Fulda neu geschottert und gewalzt werden. Es wurden aus dem Basaltwerk „Große Nalle“ Basaltsteine an den Straßenrändern zu Haufen aufgeschichtet. Vom Straßenmeister wurden dann die Haufen vergeben. Nun kamen die Männer und Jünglinge und begannen ihr Werk. Mit dem dicken Vorschlaghammer wurden die einige Pfund schweren Brocken entzwei geschlagen und dann mit dem kleinen Hammer, der einen langen Stiel aus einer Haselnußstange besaß, zur bestimmten Größe klingschlagen. Der Stiel dieses Hammers mußte gut federn, dann war die Arbeit etwas leichter. Trotzdem tat am Abend nach stundenlanger Arbeit in halb gebückter Stellung der Rücken weh.

Mit Schippe und Rechen wurde der fertige Schotter wieder zu Haufen zusammengefügt, und der Straßenmeister prüfte, ob der Schotter nicht zu grob war. Dann schrieb er die geschaffte Menge auf, und am Ende der Woche konnte der hartverdienende, karge Lohn entgegengenommen werden. So ging es auch durch den Winter; oft waren die Steine eingeschnitten, doch unverzagt, wie der Rhöner ist, wurde der Schnee zur Seite geräumt, und das „Klopf-Klopf“ ging weiter, bis auch der letzte Haufen Basaltsteine zerkleinert war.

Heute hat man dazu Maschinen, und die Arbeit wird gleich vom Basaltwerk aus erledigt, und gebrauchsfertig wird der Kies mit Lastwagen an die Baustellen der Straßen gebracht. Der grobe Schotter wird nur noch an Eisenbahnkörpern oder als festigender Untergrund der Straßen gebraucht.

Im Sommer kam die Straßenbaugesellschaft und begann ihr Werk. Schließlich kam eine schwere Dampfwalze und walzte, bis die Straßendecke fest und glatt war.

Die arbeitslose Zeit war aber noch lange nicht zu Ende. Es gab damals anscheinend sehr viele Maulwürfe; fast auf allen Wiesen sah man die kleinen braunen Erdhaufen. Hier witterten wieder einige eine Verdienstmöglichkeit, denn die Maulwurfsfelle wurden aufgekauft und vom Kürschnerhandwerk zu Pelzen verarbeitet.

Also wurden Maulwurfsfallen gekauft und in die Gänge des kleinen Pelztieres gestellt. Dies bedurfte einiger Geschicklichkeit, denn Maulwürfe haben einen ausgeprägten Instinkt, und oft dauerte es lange, bis einer in die Falle tappt. Hat sich der Fang endlich gelohnt, geht es an die Arbeit: zunächst wird das Fell abgezogen, dann wird es auf einem Brett mit kleinen feinen Nägeln befestigt, ausgespannt und in der Nähe des Ofens getrocknet.

Wenn nun samstags die Schwester der Buben die Stube putzen wollte, war die ganze Ecke um den Ofen von Brettschen mit aufgespannten Fellen umstellt. So

mußte sie erst einen von ihren Brüdern holen, der die Maulwurfsfelle forträumen mußte.

Wenn genügend Felle zusammen waren, wurden sie zum Verkauf weggebracht. Der Preis war gering, aber es war doch wenigstens etwas.

An grauen Wintertagen und an den langen Abenden wollte man wieder für eine Beschäftigung sorgen. Wenn es auch nur Pfennige waren, die dabei herauskamen, so sollte doch die Zeit nicht ganz ungenutzt verstreichen. Es gab noch kein Fernsehen, wohl hie und da ein Radio, aber das waren wenige. Ins Kino mußte man mit dem Zug in die Stadt fahren, und zum Eintritt langten die sauer verdienten Pfennige kaum. – So wurden die Büsche am Waldrand nach schönen Haselnußstangen abgesucht. Daraus sollten Wäscheklammern entstehen. Hier traf wieder einmal das alte Sprichwort zu: „Not macht erfinderisch“.

Wie kamen die Klammern zustande? Zunächst wurden die ausgesuchten Stangen in Bündeln auf dem Rücken nach Hause getragen und vom restlichen Laub und den kleinen Ästchen gesäubert. Weil kein anderer beheizter Raum vorhanden war, ging es wieder in die große Wohnstube. Da kam eine Bank mit besonderer Vorrichtung hinein. Auf der Bank war ein dickes (ca. 10 cm) Holz befestigt; da waren meist drei Löcher von verschiedener Größe ausgebohrt. Als Werkzeug wurde eine Säge mit ganz feiner Zahnung, zum Ausschneiden des Keiles und ein gutes Taschenmesser gebraucht. Mit einer Handsäge wurden zuerst die Stangen in ungefähr 10 cm lange Stücke geschnitten. Dann kam das Wichtigste, das Ausschneiden des Keiles; die kleinen Holzstäbchen wurden je nach Stärke in die Löcher gesteckt. Nun wurde mit der feinen Säge genau aus der Mitte ein Keil herausgeschnitten. Diese Arbeit war gar nicht so leicht, denn oft rutschte dabei die Säge ab, und der Daumen oder der Zeigefinger wurde von der Säge angefranz. Ein Verband, mit Arnika getränkt, sorgte dafür, daß weitergearbeitet wurde. Jetzt kam die besondere Arbeit; mit einem scharfen Messer wurden zuerst die Fasern vom Sägen beseitigt, dann die Rinde von außen bis ungefähr in die Höhe des Ausschnittes entfernt, dann auch die Innenseiten der Klammer fein und glatt ausgeputzt, damit die Wäsche beim Befestigen nicht beschädigt wird. Am unteren Ende blieb die Rinde ungefähr 2 bis 3 cm dran, damit beim Befestigen an der Leine die Klammer nicht so leicht auseinander platzte. Ganz zum Schluß wurde noch das sogenannte Kränzchen geschnippelt, und die Rinde wurde mit dem scharfen Messer säuberlich abgerundet.

Die fertigen Klammern wurden in kleinen Körben oder Kartons zum Trocknen in die Nähe des Ofens gestellt, dann pro Schock (60 Stück) abgezählt und zum Verkauf zu den Holzwarenhändlern gebracht. Holzhändler gab es schon etliche, welche die von anderen gefertigten Holzlöffel, Quirle, Frühstücksgeschüsschen, Rührlöffel und was der Sachen mehr waren, aufkauften und dann loszogen, um die Holzwaren zu verkaufen. Die Rhöner Holzwaren waren damals schon recht bekannt.

Zu dieser Klammerfertigung mit Spänen und Sägemehl als Abfall, der im Ofen verfeuert wurde und eine wohlige Wärme abgab, kam der Vater mit einem riesigen Bündel Birkenreiser und einigen Weidenruten, um daraus die bekannten Reiserbesen zu machen.

Zuerst wurden die Weidenruten gespalten, das Mark und die überflüssige Dicke weggeschnitten, damit es eine biegsame Weide wurde, mit der dann fein säuberlich die Ringe um die Besen gelegt wurden. Vorher aber wurden die Reiser sortiert und die Stiele von Knoten und Rinde befreit. Da wurde sorgfältig gearbeitet, damit man sich beim Kehren nicht die Hände verletzte. Erst wurde eine lange starke Rute mit kleinen kurzen Reisern umbunden, dann die langen Reiser mit abgeschnippelten Stengeln fest drum herumgepackt, mit einem Strick das ganze zusammengeknüpft. Nun begann das Anlegen der Weidenringe, vier bis fünf Stück, und der Besen war fertig.

Oft blieben viele kurze Reiser übrig. Aus diesen wurden dann kurze Besen gebunden, die mit einem glattgeschnippelten Holzstiel versehen, ebenso gut zu verwenden waren. Viele banden die Besen mit Draht, aber das war nicht so eine saubere Arbeit, und an den

Drahtenden konnte man sich leicht die Hände verletzen. Der Vater war stolz auf seine fein gebundenen Besen, die man gut mit der Hand umfassen konnte. Fein schlank und nicht zu schwer, war seine Devise. Eines Tages wurde dann ein Packen auf den Schlitten gebunden und an die Stammkunden abgeliefert.

Es gab auch Korbmacher. Die fertigten aus Weiden große Körbe, die sogenannten Heukörbe, kleinere als Kartoffelkörbe und die schönen Henkelkörbe zum Obstpflücken, Heidelbeersuchen. Sie wurden in allen Größen von 4 bis 10 Litern hergestellt. Das war eine mühsame Geduldsarbeit; aber sie half über die lange Winterszeit, und ein paar Mark brachten sie auch ein.

Meist aus Birkenholz wurden auch Holzschuhe gemacht. Sie waren je nach Geschicklichkeit des Handwerkers teils ganz bequem, teils etwas klobig. Wir Kinder trugen wochentags immer Holzschuhe, auch zur Schule; da standen auf dem Gang vor den Schulsälen die Holzschuhe in Reih und Glied. In den Schulsaal durften wir sie nicht mit hineinnehmen. Wir trugen nur Wollstrümpfe; drüber meist noch ein paar Socken, die oft an den Sohlen noch mit einem starken Lappen belegt waren, damit die Wolle nicht allzu schnell entzwei ging. Es waren Kinder dabei, die eine halbe Stunde, ja sogar eine Stunde bis zur Schule zu laufen hatten. Da waren die Knöchel rechts und links oft blutig gestoßen, und wenn sie über den Sonnen- oder Feiertag geheilt waren, hat man sich halt wieder frisch gestoßen.

Oft stand auch noch eine Hobelbank in einer Ecke der Stube oder Kammer; da wurde so manches für Haus und Hof gebastelt.

Früher standen da ja auch noch die großen Webstühle im Haus. Mein Großvater und auch noch mein Vater haben Leinen und Halbleinen gewebt und einen ansehnlichen Handel damit betrieben. Nach dem Kriege gab es dann schon die feineren Stoffe, und keiner wollte mehr das etwas grobe, handgewebte Leinen haben. Einige Jahre lang wurden noch Scheuertücher gewebt. Das gab Fussel und Staub; handhoch hatte sich der Abfallstaub unter dem Webstuhl angesammelt.

Diese Arbeit mit ihrem Schmutz und Staub wurde meist in der Stube verrichtet, weil sonst kein beheizter Raum da war. Wenn es dann Sonntag wurde, war aber die gute Stube von allem Schmutz und Staub befreit, aufgeräumt, die Holzdielen weiß geschrubbt. Wenn am Sonntagnachmittag Verwandte oder Bekannte kamen, um einen Besuch zu machen, saß alles in der guten Stube, und der Kaffee und der Bundkuchen oder auch Mattekuchen schmeckte allen vorzüglich. Torten oder Feingebäck, gab es nicht. Das konnte man höchstens, wenn man einmal in die Stadt kam und in den Feinbäckereien, heute Konditoreien, durch die Schaufenster sah, sich als unerreichbare Köstlichkeiten ansehen.

Im März, wenn Flüsse, Bäche und Gräben von Eis und Schnee befreit waren und der Frühling seinen Einzug hielt, hatten es die Buben eilig, sich wieder draußen zu beschäftigen. Da gibt es die Märzfrösche zu fangen, was schon einiger Geschicklichkeit bedarf, um die glitschigen Tiere aus ihren Höhlen und Verstecken unter Wasser heraus zu fischen. Zur Zubereitung, sei dies gesagt: Von den Froschschenkeln wurde zuerst die äußere Haut abgezogen; wir nannten es die Hosen abziehen. Dann wurden mit einem Hackmesser die Zehen abgeschnitten und gewaschen, in eine Schüssel getan und Salz darüber gestreut. Da begann das Fleisch der Schenkel zu zucken. Für uns Kinder war das ein unverständliches Ereignis. Dann das Zucken war nur von kurzer Dauer und die Froschschenkel wanderten in die Küche. Hier wurden sie paniert oder in der Pfanne auf beiden Seiten gebraten. Wenn die Menge nicht ausreichte, wurden noch einige Eier verquirlt und damit das Ganze überbacken; dazu gab es Pellkartoffeln oder Kartoffelsalat.

So kann sich die heutige Jugend ungefähr ein Bild machen, wie einfach, genügsam, sparsam und doch zufrieden die damalige Jugend in der Rhön leben mußte. An Unterhaltung wurde wenig geboten. So traf man sich mal abends zu Spinn- und Strickstuben, die mit Gesang, Gesellschaftsspielen und der Erzählung alte Schauergeschichten ausgefüllt waren.

Erinnerungen an die Post in Eichenzell

Von Artur Spiegel

Die erste Postagentur in Eichenzell wurde vor der Jahrhundertwende in dem Hause des Elias Müller (Gersfelder Straße) eingerichtet, der auch gleichzeitig Bürgermeister von Eichenzell war. Den Postdienst verrichteten die Töchter Lina und Anna. Aus der kinderreichen Familie (zehn) ging auch der bis heute letzte Eichenzeller Seelsorger hervor: Pater Pius Müller, der am 2. Februar 1916 die Priesterweihe erhielt. Später übernahm der Sohn Josef die Postagentur, und seine Tochter Klara versah den Postdienst.

An seinen früheren Postdienst kann sich noch gut der heute 87jährige Ludwig Latsch erinnern, der von 1914 bis 1917 Briefträger in Eichenzell war. Sein Tageslohn lag anfangs bei 1,20 Mark und später bei 1,90 Mark. Die Postkarten, die er austrug, waren mit einer 5-Pfennig-Marke frankiert und die Briefe mit 10-Pfennig-Marken. Bevor er sonntags den Gottesdienst besuchen konnte, mußte er erst von 7 bis 9 Uhr die Post in Eichenzell austragen, die morgens an der Bahn abzuholen war. Mit zunehmender Kriegsdauer stieg auch die Anzahl der Feldpostpäckchen, die später ganze Postsäcke füllten.

Von 1934 bis 1945 befand sich die Poststelle in dem Haus des Kaufmanns Benedikt Hartung, ebenfalls in der Gersfelder Straße. Da in der ersten Hälfte des Zweiten Weltkrieges die Benachrichtigungen von vermißten und gefallenen Soldaten direkt an die Angehörigen geschickt wurden, fiel es mancher Briefträgerin oft sehr schwer, an befreundete Familien die traurige Nachricht zu bringen. Von 1945 bis 1948 befand sich die Poststelle noch einmal in dem Haus von Josef Müller.

Zum 1. Juli 1948 wurden die Poststelle und die örtliche Telefonzentrale in das Haus des Josef Hartung in der Gersfelder Straße Nr. 26 verlegt. Den Postdienst übernahm das Ehepaar Josef und Elfriede Hartung. Die erste Arbeit des damaligen Briefträgers Karl Schultheiß bestand darin, morgens gegen 7 Uhr die ankommende Post am Zug in Empfang zu nehmen. Nebst Eichenzell gehörte bis 1952 auch Löschenrod zu seinem Austragebezirk.

Die Beförderung der an- und abgehenden Post-sachen erfolgte bis 1957 durch die Bundesbahn. Das erforderte, daß die Postsäcke morgens, mittags und abends vom Zug geholt bzw. zum Zug gebracht werden mußten. Die abzusendenden Pakete wurden

abends mit einem kleinen Handwagen an den Zug gebracht.

Die Poststelle war für den Publikumsverkehr geöffnet morgens von 8 bis 12 Uhr und nachmittags von 15 bis 17 Uhr. Außerdem war sonntags von 11.30 bis 12.30 Uhr geöffnet. Ein stets angenehmer Gang zur Poststelle war für die älteren Leute der Tag der Rentenauszahlung, die durch die Post bis zum Jahre 1979 erfolgte.

1957 wurde die Post das letztmal mit dem Zug (Fulda-Gersfeld) befördert. Von da an wurden die Poststellen mit den posteigenen Autos angefahren.

Ab 1. April 1975 erfolgte eine Umorganisation im Bereich Eichenzell. Die Poststelle Eichenzell wurde in den neuen Räumen des Hauses Benedikt Dehler in ein Postamt der Gruppe H umgewandelt. Die Poststelle I in Welkers, Lütter sowie die Poststellen II in Büchenberg, Kerzell und Löschenrod wurden zum 1. April 1975 in Annahme-Poststellen umgewandelt. Gleichzeitig wurden die Poststellen II in Rönshausen und Döllbach aufgehoben. Die Zustellung für die Ortsteile Eichenzell, Welkers, Lütter, Kerzell, Löschenrod und Rönshausen wurde zum Postamt im Ortsteil Eichenzell zentralisiert.

Einen Einblick in den ländlichen Postbetrieb seit der Jahrhundertwende geben uns die Aufzeichnungen des Postbediensteten Hermann Hartung aus Eichenzell, der 42 Jahre im Postdienst tätig war. In dem wohlverdienten Ruhestand und in dem Zeitalter der umwälzenden Erneuerungen dachte er noch oft an seine Dienstzeit bei der Post. „Gerne und oft denke ich an die Orte meiner Dienstzeit in Fulda, Kassel, Oberkaufungen, Oberbimbach, Bahnhof Elm, Feldpostdienst im Ersten Weltkrieg, Eichenzell und nochmals 20 Jahre in Fulda zurück. Ich erinnere mich oft der lieben Arbeitskolleginnen und -kollegen, denen ich auf meinem Lebensweg begegnet bin, einschließlich meiner Vorgesetzten.“

Ein Telegramm nach Kämmerzell

Am 1. April 1906 wurde der damals 16jährige Hartung als jugendlicher Telegrammzusteller bei dem Postamt in Fulda angestellt. In einem mehrseitigen Vordruck wurden ihm die Bestimmungen über sein Arbeitsverhältnis als Telegrammzusteller bekanntgegeben. Der Absatz Nr. 2 lautete zum Beispiel: „Sie



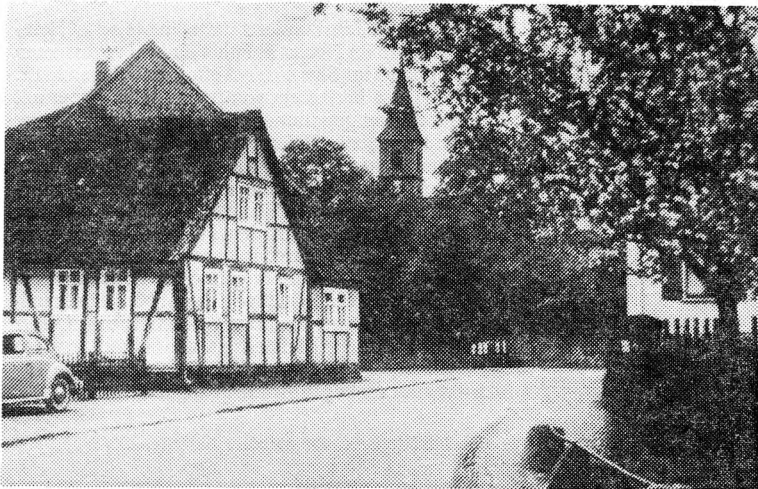
Der Feldpostillion Hermann Hartung während des Ersten Weltkrieges.

besitzen keine Beamteneigenschaft und erwerben durch ihr Dienstverhältnis keinen Anspruch auf Anstellung im Post- und Telegraphendienst oder auf Gewährung eines Ruhegeldes aus der Ober-Postkasse.“

Seine Beschäftigung bestand im Austragen von Telegrammen, Eilbriefen und Eilpaketen. Einen festen Lohn dafür bekam er nicht, sondern zehn Pfennig pro Gang. Auch hier waren die Bestimmungen genau ausgearbeitet. Absatz 5 lautet: „Als ein Gang gilt auch die gleichzeitige Zustellung mehrerer Telegramme an denselben oder an mehrere Empfänger in demselben Hause. Werden einem Boten Telegramme nach zwei oder drei Häusern gleichzeitig übergeben, so erhält er für den Gang nach dem ersten Hause den Einheitsatz, für die übrigen Gänge je ein Fünftel des Einheitsatzes.“

In das Austragen der Eilbriefe waren auch die angrenzenden Dörfer von Fulda einbezogen, in denen es noch keine Telefone gab. Und so gab es eines Tages auch eine Tour, die Hartung sein Leben lang nicht vergessen hat.

„Es war eine trübe, regnerische Novemberrnacht. Ich hatte einen Eilbrief in das Pfarrhaus nach Kämmerzell zu bringen. Den Ortsnamen kannte ich zwar, auch daß die Straße über Horas führte, der Weg dorthin aber war mir unbekannt. Es war abends 22 Uhr. Da es regnete, ließ ich mein Fahrrad zu Hause und nahm den Regenschirm und den Umhang mit. Als ich schon lange gelaufen war – es war stockdunkel –, kam eine Ortschaft, und ich war froh, am Ziel zu sein. Da ein Fenster noch beleuchtet war, klopfte ich an und fragte, ob ich in Kämmerzell sei. Der Mann, der mir geöffnet hatte, gab mir zu verstehen, daß ich in Gläserzell an der Wirtschaft sei und noch eine Ortschaft weitergehen müßte. Den richtigen Weg dorthin verfehlte ich aber in der Dunkelheit und stand plötzlich an der Fulda. Ich ging zurück, fragte nochmals nach dem



In dem Fachwerkhaus (links) befand sich die erste Postagentur von Eichenzell. Erbaut wurde das Haus 1865 von Elias Müller. Im Zuge der Dorf-erneuerung wurde es im Jahre 1966 abgerissen.

Bilder (3): Artur Spiegel



Im Namen des Königs

Der *H. Hartung*
wird hiermit vom *1. November* 1917 ab als
Landbriefträger
etatmäßig angestellt. Die Anstellung erfolgt mit dem
Vorbehalt einer dreimonatigen Kündigungsfrist.
Es wird erwartet, daß derselbe Seiner Majestät dem
Könige und Allerhöchstd. Dero Königlichem Hause ferner
treu und gehorsam sein, die ihm obliegenden Amte-
pflichten gewissenhaft erfüllen und sich stets so betragen
werde, wie es sich für einen Königlich. Beamten
geziemt.

Cassel, den 26. November 1917.



Kaiserliche Ober-Postdirektion.

H. Hartung

Bestallung.

Ernennungsurkunde des Landbriefträgers Hermann
Hartung (1917).

vom Zug, spielte eine Kapelle und es wurde getanzt.
Alle waren dorthin gelaufen, das Zugpersonal und die
Reisenden.

Zwei Tage vor Weihnachten 1916 traf für den
Generalfeldmarschall ein Päckchen ein mit dem Ver-
merk: Am 24. Dezember, 18 Uhr, gegen Rückschein
auszuhändigen. So mußte Hartung zur festgesetzten
Zeit sich dort befinden und das Päckchen übergeben.

Der Inhalt war das Großkreuz zum Eisernen Kreuz,
die höchste Auszeichnung, die es damals gab.

Im Nachsommer 1917 kam Kaiser Wilhelm II. mit
einigen hohen Offizieren zu einer Besprechung zu
Generalfeldmarschall von Mackensen. Während sei-
nes Aufenthaltes mußte Hartung Post mit Rückschein
an den Kaiser überbringen. Es blieb für Hartung ein
unvergessener Augenblick, als Prinz August Wilhelm,
der ebenfalls beim Stab Mackensen war und Hartung
kannte, die Post entgegennahm und sie Kaiser Wil-
helm übergab. Hartung war anwesend, als der Kaiser
quitierte, und stand nur einige Schritte von ihm
entfernt.

Als Landbriefträger und Geburtshelfer

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde
Hartung als Briefträger bei der Poststelle in Eichenzell
eingestellt. Sein Zustellbezirk umfaßte die Orte Ei-
chenzell (mit den Gerbach- und Tannenhöfen), Lö-
schenrod, das weitverzweigte Dorf Welkers sowie die
Dörfer Rönshausen, Lütter, Memlos, Melters und die
Lingshöfe. „Es war eine gewaltige Tour, die ich nur
mit dem Fahrrad bewältigen konnte“, schreibt Har-
tung in seinem Tagebuch.

„Bei meinem Zustelldienst am ersten Osterfeiertag
führte mein Weg auch an der Schule in Welkers
vorbei, wo eine Ziege ganz jämmerlich meckerte. Ich
ging zum Schulhaus und wollte die Leute darauf
aufmerksam machen, doch alle Türen waren ver-
schlossen. Die Leute waren in der Kirche. Ich öffnete
die Stalltür und sah, daß eine Ziege Junge zur Welt
bringen wollte. Da legte ich meine Zustelltasche hin,
zog meinen Rock aus und stand der Ziege bei. Schon
bald war der Viehbestand um zwei kleine Geißlein
reicher. In dem Stall befanden sich noch eine Kuh und
eine weitere Ziege, und da einer der zwei Schweine-
ställe leer war, nahm ich einen großen Futterkorb,
füllte ihn mit Heu aus, legte die zwei kleinen Geißlein
hinein und stellte ihn in den leeren Schweinestall.
Dann wusch ich mich und ging weiter.

Ein anderes Mal war es der erste Pfingstfeiertag, als
ich in Lütter einer Kuh Geburtshilfe leisten mußte.
Ähnlich wie oben war auch hier niemand zu Hause. Es
war warm, und die Stalltür stand auf. Da im Kuhstall
kein Strick zur Geburtshilfe zu finden war, ging ich um
das Haus herum in den Pferdestall und holte mir einen
Pferdezügel. Als ich das kleine Kälblein zur Welt
gebracht hatte, fand ich für dies keinen geeigneten
Platz im Stall. Ich verbannte deshalb eine Ziege von
ihrem Platz, band sie an einen Futterstein und legte
das Kälblein auf den Platz der Ziege. Ich wusch mich
dann und trat wieder meinen Dienst an. Dieser Hof,
namens Schleicher, lag abseits des Ortes, und so hatte
auch hier niemand etwas von meinem Beistand ge-
merkt.

Es war schon im Herbst, als ich auf meinem Zustell-
dienst wieder in dieses Haus mußte. Dort wurde
gerade Kindtaufe gefeiert, und ich wurde zu einem
Imbiß eingeladen. So kamen wir auch auf das Ereignis
zu Pfingsten zu sprechen. Auch hier war eine Umfrage
darüber in der Nachbarschaft gehalten worden, doch
alle wußten von nichts. Ich selbst hatte vorher auch
nichts erwähnt und freute mich, ein Geheimnis ge-
wahrt zu haben.“

Feiern in Poppenhausen

Ende des 18. Jahrhunderts hatte Fürstbischof Hein-
rich von Bibra im Hochstift Fulda einige Prozessionen
und Feiertage im Sinne der Aufklärung abgeschafft.
Wie die Akten berichten, wurde das nicht immer mit
Zustimmung aufgenommen; an einigen Orten beging
man die abgesetzten Feiertage, was die weltliche Seite
betraf, nach wie vor mit Musik und „Schwärmen“
(spazierengehen). So wurde in Poppenhausen gefeiert;
deshalb schrieb die Fuldaer weltliche Regierung
am 20. August 1779 an den Fuldaer Amtsvogt zu
Weyhers, Ignaz Weikard, folgendes: „Es ist uns An-
zeige geschehen, daß die Inwohner zu Poppenhausen
auf die abgesetzten Feiertage sich mit Musikantenhal-
ten und Schwärmen unablässig beschäftigen. Dieses
habt Ihr nicht nur schärfstens zu verbiethen, sondern
auch selbigen zu bedeuten, daß sie auf solche Tage
sich mit ihrer sonstigen Arbeit abzugeben hätten.“

G. Rehm

(Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, 100/2987)

Der Feldpostillion

Einen breiten Raum seiner Lebenserinnerungen
nimmt der Erste Weltkrieg ein. Hartung wurde im
Februar 1915 nach Absolvierung eines Reiterlehrgan-
ges als Feldpostillion zum Heer eingezogen und kam
zu der Heeresgruppe des Generalobersten von Mak-
kensen. Nach den ersten Siegen auf dem Balkan wurde
von Mackensen zum Generalfeldmarschall befördert,
und es war für den jungen Feldpostillion eine besonde-
re Ehre und Freude, den Feldmarschallstab überbrin-
gen zu können. Schwierig und gefährlich waren Har-
tungs Reiterdienste als Kurier in den hohen Bergen
von Mazedonien. Bei Dauer- und Gewitterregen
schoß das Wasser aus den Bergen und riß oft die
kleinen Brücken hinweg. So kam es u. a. vor, daß
Hartung die reißenden Flüsse mit seinem Pferd durch-
schwimmen mußte.

Als besondere Anerkennung überreichte General-
feldmarschall von Mackensen im Sommer 1916 dem
pflichtbewußten Feldpostillion das Eiserne Kreuz
Zweiter Klasse, auf das er sehr stolz war.

Die Beförderung der Feldpost erfolgte mit der Bahn.
An größeren Bahnhöfen waren Feldpoststationen ein-
gerichtet, die für die Annahme und Ausgabe der
Feldpost zuständig waren. So mußte Hartung auch
öfters die Eisenbahn benutzen. Er berichtet: „Auf der
Fahrt von Sofia nach Gornao-Rogovica hielt der Zug
auf freier Strecke. Wir kümmerten uns anfangs nicht
darum, weil wir Karten spielten. Als es uns dann doch
zu lange vorkam, stiegen wir aus und gingen den Zug
entlang. Auf einer bewaldeten Anhöhe, etwas seitlich

Fuldaer Klosterbesitz in Rattelsdorf bei Bamberg



Nördlich von Bamberg liegt im Itzgrund an der Bundesstraße 4 nach Coburg die uralte fränkische Siedlung
Rattelsdorf, die Gründung eines Radolf. Schon im 8. Jahrhundert erhielt das Kloster Fulda hier bei der
Aufhebung des Frauenklosters Milz Schenkungen wie in zahlreichen anderen Orten des Itzgrundes. Kurz nach
800 wurden dem zweiten Fuldaer Abt Baugulf von Kaiser Karl dem Großen diese Besitzungen bestätigt
(„Ratolfesdorf“). Im Jahre 1015 wurde der fuldische Besitz durch Kaiser Heinrich II. eingetauscht und an das
Bamberger Michaelskloster gegeben. Unser Bild zeigt den Marienplatz mit einer barocken Muttergottes-Statue
und Fachwerkhäusern, hinter denen der Glockenturm der Pfarrkirche St. Peter und Paul mit dem Gemein-
deturm (Torturm des Wehrfriedhofs) hervorschauen.

Bild und Text: E. Sturm

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Auch eine Puppengeschichte

Erste Fahrt des Fuldaer Bischofs in die Zone

Von Maria Vogelbein

Es war im April 1947. Mein Mann war seit August 1945 – nach sechsjährigem Wehrdienst im zweiten Weltkrieg – wieder in seiner Dienststelle, dem bischöflichen Ordinariat in Fulda, beschäftigt. Weil es einen bischöflichen Chauffeur noch nicht gab, hatte es sich eingebürgert, daß mein Mann als solcher fungierte, also mit zu Firmreisen in die Diözese fahren mußte und ähnliches. Er hatte deswegen auch übernommen, den „Hochwürdigsten Herrn“ und seinen Begleiter, den bischöflichen Geheimsekretär, auf seinem ersten Besuch nach dem Kriege in den Ostteil seiner Diözese zu kutschieren. Mit einigem Vergnügen unterzog er sich dieser Aufgabe deswegen, weil auch ein Aufenthalt in Heiligenstadt geplant war und er auf diese Weise seine Heimatstadt, die Verwandten und vor allem seinen alten Vater wiedersehen konnte.

Die nötigen „Interzonenpässe“ waren vorhanden, und alle damals nötigen Vorschriften erfüllt. Man war deswegen einigermaßen erstaunt darüber, daß die Kontrolle am Grenztort Wartha nicht zügig verlief, sondern das bischöfliche Auto ungebührlich lange Zeit festgehalten wurde. Bei abendlicher Dunkelheit erst wurde unter russischer Militärbegleitung, indem ein russisches Fahrzeug vor und ein anderes hinter dem Bischofswagen fuhr, die Fahrt nach Eisenach fortgesetzt. Vor der dortigen russischen Kommandantur mußten der Bischof und seine Begleitung das Auto verlassen. Zu Verhör und immer neuen Fragen nach dem Ziel und dem Zweck der Reise wurden die drei in einen größeren Saal geführt, in dem sie dann auch die Nacht verbringen mußten. In den Ecken des Raumes mußten sie auf je einem Sofa Platz nehmen, und es war ihnen verboten, sich zu unterhalten. Russische Offiziere spielten während der ganzen Nacht im gleichen Raum Billard. Dem Wunsch des Bischofs Dr. Johannes Dietz, der als Zuckerkranker dringend eine Insulinspritze nötig hatte, die sich im Auto befand, wurde nicht entsprochen; auch ein Arzt wurde nicht herbeigerufen. Zum Händewaschen konnte man sich nach nebenan begeben.

Am anderen Morgen stellte man fest, daß man sehr bevorzugt behandelt worden war, da andere Festgesetzte die Nacht im Keller des Gebäudes verbracht hatten.

Am frühen Vormittag erfuhr der Bischof, daß die Fahrt fortgesetzt werde, ohne zu wissen wohin. Der bischöfliche Geheimsekretär wurde aufgefordert, in einem russischen Militärfahrzeug Platz zu nehmen, der Bischof mußte sich neben meinen Mann vorn ins Auto setzen, während sich hinter ihm im Wagen ein russischer Offizier mit Maschinenpistole placierte.

Die Fahrt ging zunächst in Richtung Meiningen, später über vereiste Waldstraßen nach Suhl. Plötzlich blieb dann der Wagen stehen, und mein Mann stellte zu seiner Überraschung fest, daß er kein Benzin mehr im Tank hatte; das Auto mußte also während der Nacht benutzt worden sein.

Während er aus einem mitgebrachten Kanister Benzin einfüllte, kam der weitergefahrte russische Jeep wieder zurück, um nachzuschauen, wieso das „bischöfliche“ Fahrzeug nicht nachgekommen war.

In Suhl/Thüringen war Halt bei der dortigen russischen Kommandantur. Wieder wurden die Herren in einem größeren Saal vor einen höheren Offizier geführt, der zur Überraschung der „drei Entführten“ sich für den Vorfall an der Grenze und den Aufenthalt mit dem Hinweis auf neue Truppen im Grenzbereich entschuldigte. Erst bei dieser Gelegenheit stellte der Bischof mit Schrecken fest, daß er seinen Bischofsring nicht an dem Finger trug. In Eisenach war er beim Händewaschen abgelegt und in der Aufregung liegengeblieben.

Der hohe Offizier rief sogleich in Eisenach an und machte den dortigen Offizier dafür verantwortlich, daß der Ring wieder herbeigeschafft würde.

Nach drei Monaten erst wurde der Ring, der ja eine Reliquie in sich barg, von dem damaligen Dechanten in Weimar nach Fulda zurückgebracht. Erstaunlicherweise hatte der Dechant dafür eine Ausreiseerlaubnis nach Fulda erhalten. Bei der Verabschiedung in Höf-

lichkeit wurde dem Bischof mit seiner Begleitung die Genehmigung zu freier Fahrt erteilt.

In Weimar wurde das Pfarrhaus des Dechanten als erstes angefahren. Dort lag für den Bischof bereits eine Einladung zu einem Gespräch mit dem „Kommandierenden General“ vor. Dabei wurde nochmals um Entschuldigung wegen der Vorfälle gebeten. Für das nötige Benzin wurden großzügig 100-Liter-Gutscheine mit auf die Reise gegeben.

In den nächsten Tagen besuchte der Bischof den damaligen Weihbischof Dr. Freunsberg in Erfurt und anschließend den bischöflichen Kommissarius des Eichsfeldes, Propst Streb, in Heiligenstadt. Ab Weimar wurde der Bischofswagen von fern beschattet.

In der Heimatstadt Heiligenstadt gab unsere Oma für unsere achtjährige Tochter Lioba dem Vater eine große Puppe als Geschenk mit, die in diesen dürftigen Nachkriegsjahren eine Rarität war.

Auf der Rückreise über Eisenach hatte diese erste Fahrt unseres Bischofs in die Ostzone noch ein heiteres Ende, obgleich der Bischofswagen an der Grenze wieder einer gründlichen Kontrolle unterzogen wurde. Alle Taschen und Gepäckstücke mußten ausgepackt

werden, auch die Koffer mit den bischöflichen Gewändern. Zur Verwunderung aller Beteiligten wurde ausgerechnet aus diesem Koffer auch die große Puppe zutage gefördert. Alle sahen sich einen Augenblick erstaunt an. Die geistlichen Herren wußten nicht, woher und wieso sie da hineingekommen war, und die kontrollierenden russischen Beamten waren nicht schlecht erstaunt, ausgerechnet eine Puppe im Gepäck des deutschen geistlichen Würdenträgers zu finden. Unter Gelächter rundum mußte mein Mann erklären, daß er die Puppe in dem umfangreichen Koffer untergebracht hatte, weil er selbst nur ein Kofferchen in Aktentaschengröße bei sich führte. Schmunzelnd stellte der diensthabende russische Offizier zum Schluß fest: „Oh! Puppe für Patriarch!“ – und sie durfte die Grenze mit passieren.

Nach nun runden 30 Jahren lachen wir noch immer über jene „Puppengeschichte“, wenn die Rede darauf kommt. Die Story paßt so gut zu uns, weil wir seit langer Zeit schon nicht nur Puppen sammeln, sondern auch die mit ihnen verbundenen kleinen und größeren Erlebnisse und alles, was damit zu tun hat, getreulich aufschreiben.

Erstes Landschaftsbild des Hochstifts entdeckt

In einer Veranstaltung des Fuldaer Geschichtsvereins berichtete der Vorsitzende der Schafnützungsge-meinschaft Rhön, Dr. Wolfgang Tränkle (Bad Brücken-au), wie er bei seinen Forschungen der kulturland-schaftlichen Entwicklung der Rhön und ihrer Schafe die Vorlagen fand für die erstmalig 1579 im „Thea-trum orbis terrarum“ enthaltene Fuldakarte von 1574. Autor dieser ersten bekannten kartographischen Dar-stellung des Fuldaer Landes war Wolfgang Regerwyl (auch Reckwill).

Der damalige Rat und Bürgermeister der Stadt Fulda, Hektor von Jossa, hatte auch den Freiherrn „Adolf Hermann von Rietesel, Erbmarschalck zu Hes-sen, auf den Goldschmied zu Geisa, genannt der Kritzler“, aufmerksam gemacht, da er „Landschaften abreißen und abkonterfeien“ könne. Für eine Erbaus-einandersetzung wurde ihm 1582 die Karte „Land-schaft vn Gebiet der Ridesel zv Eysenbach“ angefer-tigt. Solche handgezeichneten Landschaftsdarstellun-gen dienten damals in rechtlichen Auseinandersetzun-gen als Beweismittel. Wie heute noch zum Zwecke leichter Entscheidung das Gericht einen Lokalter-min anberaumt, wurde seinerzeit von einem Augen-schein Gebrauch gemacht. Die Reichskammer-gerichtsordnung von 1555 verlangt im Sachverständi-genartikel den der „anderen Kunst erfahrenen“, den Maler. So beantragten die Parteien bzw. das Gericht unparteiische und zu beeiende Künstler zur Gelände-darstellung. Solche teils großflächigen Landschaftsge-mäldekarten – vielfach wegen der Größe aus den Akten ausgesondert – gingen verloren; kleinere – im Format der Akten gefaltet – zählen zu den wertvoll-ten Schätzen der Archive.

Mit derartigen Beispielen vermittelte Dr. Tränkle Eindrücke des damaligen Lebensraumes von Gersfeld, dem Amt Auersberg, vom Abriß des Salzforstes Amt Neustadt/Saale. Aus solchen Erkenntnissen hat Dr. Tränkle, nichts unversucht lassend, nach vielen Müh-en schließlich in der Nuntiaturkorrespondenz einen Hinweis auf die Beschreibung des Herrschaftsbereich-es der Abtei Fulda gefunden.

Erfasst ist im Vatikan unter dem 5. Dezember 1575 ein Schreiben des Ehrwürdigen Amtes Fulda: In allen Orten hat der Fürstabt die höchste Rechtssprechung. Das Land mißt in der Länge über 50 italienische Meilen und in der Breite über 25, seine Grenzen sind mit einer roten Linie eingezeichnet. Getrennt von diesem Register ließ sich glücklicherweise die Karte „De Scriptio Ditionis Fvldensis“ als dreiteiliger (zu-sammengeklebter) Kupferdruck (51,7 × 26,6 cm) finden:

Gewidmet dem Fürstabt Balthasar von Dernbach (sein persönliches Wappen krönt das Kartenblatt), dem Kapitel und der Ritterschaft (mit deren Kleinwap-pen ihre Stammsitze in der Karte gekennzeichnet sind), gefertigt und gestochen von Wolfgang Regkwil, Bürger von Fulda, 1574.

Die Landkarte, die Dr. Tränkle als verkleinertes Schaubild der Landschaft definierte, umfaßt das Ge-biet zwischen Hammelburg einerseits, Vacha bzw. Grebenau andererseits; ohne Graduierung trägt die Karte am unteren Rand einen Maßstab in linearer Form von zwei deutschen Meilen, daneben einen Sonnenkompaß, Süden liegt oben. Das Straßen- und Wegenetz fehlt vollständig, lediglich die Überbrük-kung der Flüsse ist durch Signaturen gekennzeichnet. Die Gewässer sind vollständig dargestellt, abgesehen von kleinen Zuflüssen im Quellgebiet. Im Unterlauf sind die bezeichnenden Fließgewässer zu breit (2–4 mm) ausgeführt, sonst die kleineren Bäche 1 mm breit gezeichnet.

Besonders anschaulich wirken die kleinen Reben-zeichen an den Sonnenseiten der Hänge des Saale-tales, die den ausgedehnten Weinbau des Amtes Saaleck ausweisen. Die Höhenzüge sind zwar überwiegend nach Art der „Maulwurfhügelmanier“ dargestellt, doch ihre Reihung bzw. einzelne Placierung läßt topo-graphisch den Hauptkamm von den Kuppen der unge-nannten Rhön deutlich werden. Durch Beschriftung hervorgehoben sind das Dammersfeld, der Hauben-berg (Grenzpunkt), Speichersberg (evtl. Maria Ehren-berg?) und die verschiedenen Burgen (Adelsitze), wobei einzelne in ihrer charakteristischen Form (Rok-kenstuhl, Petersberg, Hauneck) auffallen. Die Orte sind als schematisierte Miniatursilhouetten wiederge-

geben, aber anschaulich differenziert zwischen Müh-len, Weilern und unterschiedlich dargestellten Dör-fern, andererseits sind hervorragende Orte und Städte (Vacha, Wüstensachsen, Gersfeld, Fulda, Hünfeld, Hammelburg, Schlüchtern) in Eigenart und durch ihre Größe hervorgehoben. Klar abgesetzt durch zusam-mengedrängte Baumzeichen sind die geschlossenen Wälder dargestellt, wobei der sog. Giseler Forst an-stelle der Zunder Hard bzw. der Bramforst im Schill-wald wiederzufinden ist. Geschickt sind dagegen in der Kartenfläche einzelne Bäume eingefügt, gleichsam den Landschaftscharakter wiedergebend; am Rand auch einzelne wild lebende Tiere eingestreut als Genre der Jagd. Überzeichnet erscheinen u. a. der Trasen-berg, wohl als territorialer Grenzpunkt zur Abtei Schlüchtern, die mit ihrem Wappen sich ebenso aus-weist wie die angrenzende Abtei Hersfeld. Der Bis-tumsnachbar Würzburg ist bereits mit dem persön-lichen Wappen des erst 1573 eingesetzten Bischofs Julius Echter ausgewiesen, daneben steht das Allianz-wappen der Henneberger für deren angrenzendes Territorium, während andererseits die Balken der Isenburger, die Hanauer Sparren, der hessische Löwe und der sächsische Rautenkranz als Grenzschilder auf-leuchten.

Besonders bedeutsam an dieser überlieferten Land-karte ist aber der nachträglich rot eingezeichnete Begrenzungsraum des Fuldaer Territoriums, der der damaligen Wirklichkeit noch weit vorseilte. Nach-dem Kaiser Friedrich II. 1220 den von ihm investierten Reichsäbten die Landeshoheit über ihre Klosterterri-torien übertragen und sie so zu Reichsfürsten erhoben hatte, war in der Folge die bunte Gemengelage der verschiedensten Grundeigentümer mit vielen Enkla-ven und durch mit unerreichbaren Geldnöten einher-gehenden Verpfändungen von Fuldaer Abteibesitz geschaffenen weiteren Exklaven das Gebiet stark zer-rissen geblieben. So gesehen umreißt diese rote Linie mehr das die Vielfalt aufzulösende Ziel, mit anderen Worten den erstrebten Zusammenschluß zu territoria-ler Einheit.

Als Zeichen landesherrlicher Befestigungshoheit er-blicken wir auf der Bildkarte auch sechs der Warttür-me um Fulda (nach 1330 unter Fürstabt Heinrich VI. erbaut) – wohl deren ältestes Bildzeugnis! Unter-schiedlich in das Bild eingestreut finden sich sechs nicht zu identifizierende Großbuchstaben. Dienten sie einem praktischen Bedürfnis der Verwaltung zur leichteren und schnelleren Orientierung aufzukündi-gender Pfandschaften oder des zu arrondierendem Besitzes?

Schließlich ging Dr. Tränkle noch auf die am oberen Rand der Karte eingefügten allegorischen Figuren „Industria-Geometria“ ein, die in der Tradition der Kartenzeichner und Benützer wohl gemeinsam ste-hen. Industria als Fleiß zu deuten ist in der Zeit nicht einheitlich, aber in der Rechten mit einem großen Stechzirkel gekennzeichnet (seit dem 12. Jahrhundert absolutes Attribut für Geometrie, Steinmetze und Bauhandwerker) spricht das für angestrenzte geflis-sentliche Verrichtung, so daß im Hinblick auf die Portraits zeitgenössischer Kartographen mit Zirkel dieser als Symbol für Vermessung – konkret der Feldmeßkunst – angesehen werden darf. Industria und Geometria mit Buch unter dem anderen Arm weisen sie als Angehörige der freien Künste aus.

Ergänzend konnte der Referent von einer stark beschädigten handgemalten Karte im Staatsarchiv Marburg berichten, die sich beim Vergleich mit dem überlieferten Kupferstich des Vatikans als dessen originale Vorzeichnung erwies. In der Auf-machung waren 20 ausgemalte Wappen der grundbe-sitzenden Reichsritter des stiftischen Gebietes (ent-sprechend den besitzausweisenden Kleinwappen in-nerhalb der Karte) zur Ausschmückung als Rahmung an den Rand geklebt, eine sogenannte Collage, für die zeitgleich das Staatsarchiv weitere Belege hat. So montiert dürfte die Erfassung der Karte des fuldischen Gebietes in einer Amtsstube einmal gegangen haben und endlich bis zur Unkenntnis zerfleddert gewesen sein.

Lebensdaten über diesen ersten fuldischen Karto-graphen stehen immer noch aus. Zwar wurden Na-mensträger im 15. Jahrhundert in Soidsdorf mit einem landwirtschaftlichen Hof belehnt, andere sind als

geistliche bzw. weltliche Verwaltungsbeamte in Stifts-diensten nachweisbar, doch eine Einordnung ist noch nicht gelungen. Die hier beschriebene Karte von Fulda diente als Vorlage für Abraham Ortelius, der sie 1579 zunächst in den Additamenta zum Theatrum orbis terrarum in Antwerpen vereinfacht erscheinen ließ; zur besseren Anschaulichkeit in Nordorientierung. Zu jeder Karte ließ er auf der anderen Seite die Beschrei-bung des Buchenlandes der Fürstabei abdrucken. So wurde das Blatt in allen folgenden Auflagen dieses ersten überragenden Kartensammelwerkes dargebo-ten, das bis zur zwölften Auflage (darunter vier fremd-sprachlichen) 1601 Werke von 183 Kartenschaffenden vereinte. Damit erreichte die Fürstabei Fulda weite Verbreitung in einer schweren Zeit ihrer Ge-schichte.

W.T.

Ferdinand Schneiders Weihnachtskrippe

Aus seiner Selbstbiographie mitgeteilt / Von Otto Berge

In seiner Autobiographie berichtet Ferdinand Schneider, Fuldas großer Erfinder und erster Kulturpreisträger, ausführlich über den Bau von Weihnachtskrippen in seiner Jugendzeit. Der Krippenbau fand damals – also vor etwa 110 Jahren – nicht nur innerhalb der Familie, sondern auch im weiteren Kreis der Nachbarschaft große Beachtung, versammelten sich doch bis zu 30 Personen in den einzelnen Häusern reihum zur Krippenfeier, bei der Gedichte vorgetragen und Weihnachtslieder gesungen wurden.

O. Berge

Zwei Monate vor Weihnachten begann eine fieberhafte Regsamkeit für den Bau einer Weihnachtskrippe. Fast in den meisten Nachbarfamilien wurden die Vorarbeiten durch die Schuljungen in Angriff genommen. Moos wurde in den Wäldern gesucht und zum Trocknen ausgebreitet. Aus der Gasanstalt wurden Koksbrocken geholt, die zu Wegen und Felsengrotten verwendet wurden. Beim Bilder-Arnd am Gemüsemarkt sowie bei Melzer in der Karlstraße wurden die Modellbogen gekauft, der Bogen für drei, vier oder fünf Heller, je nach der Farbenpracht. Die Papierkrippe wurde ausgeschnitten und mit Schusterpapp [= Klebstoff] zusammengeklebt. Die Hirten und Lämmer wurden auf Klötzchen befestigt, damit sie aufrecht stehenblieben und keine ungewollten Verbeugungen machten. Die Zäunchen wurden aus Zigarrenkisten gespalten und zusammenge nagelt. Der Bilder-Arnd hatte große Geduld, wenn die Modellbogen ausgewählt wurden. Hunderte von Bogen wurden vorgelegt, bis schließlich drei oder vier Bogen von uns Jungen gewählt waren. Dabei wollte jeder die schönsten Darstellungen haben.

Schön waren die Bilderbogen von Nazareth, Bethlehem und dergleichen mit den vielen mit Halbmondbekrönungen der Turmspitzen versehenen Moscheen; dieselben wurden auf dünne Bretter geklebt und ausgesägt.

Kurz vor dem Fest wurde die Krippe aufgebaut und ihr Hintergrund mit Tannenreis dekoriert. Zur Abwechslung wurde das Rutscherfahren auf der Gasse nicht vergessen. Wenn die Hände blau gefroren waren, konnte man sie bei der Krippenarbeit wieder auftauen.

Die Beleuchtung der Krippe machte Sorgen; denn die geriffelten Stearinkerzen durften nur für den Christbaum benutzt werden. Meine Erfindungsgabe half mir über dieses Dilemma hinweg: Halbe Nußschalen wurden mit Brennöl gefüllt, und die schwimmenden Nachlichtdochte taten es auch. Zur rechten Seite der Krippe stand die Opferbüchse. Durch die Nachbarn, die abends zur Feier kamen, wurde mancher Heller in die Büchse geworfen, so daß ich in der Lage war, für die weiteren Abende Kerzenbeleuchtung einzuführen.

Die Krippenfeier wurde bis Maria-Lichtmeß beibehalten. Die Nadeln der Fichtendekoration waren inzwischen abgefallen zum Zeichen, daß Weihnachten vorüber sei.

In den folgenden Jahren wurde die Krippe nicht mehr mit Papierfiguren bestückt, sondern mit Wachsfiguren. „Auf der Miste“ wohnte ein Mann namens Wittmann; derselbe war im Besitz von Tonformen zum Ausgießen mit Wachs. Köpfe, Hände und Füße konnte man mit diesen Formen herstellen. Die Leihgebühr für diese Formen betrug vier Heller pro Tag. Soweit war ja die Sache ganz schön, aber woher soll nun das Wachs kommen? Doch besser, als ich gedacht, kam Rat. Als Realschüler mußte ich unserem Religionslehrer Nikolaus Füller des öfteren in der Stadtpfarrkirche Meß dienen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich Tröpfelwachs, welches in einem Schubkasten der Sakristei aufbewahrt wurde, immer in kleinen Portionen in meine Tasche gesteckt.

Dieses in damaliger Zeit noch reine Wachs eignete sich ganz vorzüglich zur Herstellung meiner Krippen-

figuren. Nur die Lämmer brauchten zum Ausgießen viel Wachs, während die übrigen Figurenteile weniger brauchten. Die Köpfe für die Hirten wurden mit aufgeklebten Bärten und Kopfharen versehen, Augen blau und der Mund rot gefärbt, während der Korpus mit Stoff bekleidet wurde. Die Konkurrenz hatte ich damit geschlagen, denn fast die meisten Nachbarn hatten auch Krippen aufgestellt. Abends kamen deren Jungen, machten die Stubentür auf und schrien: „Um 6 Uhr wird Mosers Krippe angesteckt.“ Ein anderer rief: „Um 7 Uhr wird Bäcker-Jestädts am Gemüsemarkt die Krippe angesteckt, um 8 Uhr bei Schuster Lammeyer“ usw. Bei mir um 5 Uhr.

Selten waren es weniger als 30 Personen. Die Kleinen trugen ihre Gedichte vor, alle übrigen sangen gemeinsam die Weihnachtslieder. Frau Bäckermeister Odenwald hatte eine kräftige Sopranstimme und war eine große stattliche Frau; ich sehe sie noch, wenn das Lied „Auf, Christen, singt festliche Lieder“ angestimmt wurde. Da hob sich ihre Brustfülle, um Luft zu schöpfen für das „Auf“ (des) „c“ wie der Schöpferbalg einer Kirchenorgel. Da hörte man ihre Stimme häuserweit. Meine Krippe, sagte sie, sei die schönste, und warf dabei immer einige Heller für die Kerzen in die Opferbüchse. Das Wachsklauen hatte jedoch vor Weihnachten noch ein Vorspiel: Wir mußten doch beichten, und da mußte ich doch dem Beichtvater eingestehen, daß ich die Tröpfelwachskiste erleichtert hatte. Das war nicht so einfach – es wurde als Gottesraub betrachtet, der allerdings dadurch gemildert wurde, daß ich das Wachs ja auch für religiöse Zwecke verwendet hatte. Ich mußte daher versprechen, wenn die Krippe abgebaut war, das Wachs wieder in den Sakristeikasten zurückzulegen, was dann auch geschah, ist, nachdem ich vorher Köpfe und Beine wieder zusammengeschmolzen hatte. In den späteren Jahren kaufte ich die Wachsköpfe in Bertas Wachswarenladen, die allerdings viel schöner waren als das eigne Fabrikat. Diese schön gekleideten Figuren verwende ich bis heute noch bei meinem Krippenbau.

Zur damaligen Zeit war auch auf dem Frauenberg eine große Krippe mit gekleideten Wachsfiguren aufgestellt. Fast jeden zweiten Tag ging es hinauf in die Kirche, um zu sehen, wie weit die Heiligen Drei Könige schon auf ihrem Wege herangerückt waren. Schlimm war die Darstellung des Kindermordes, wo die Soldaten ein Kind an den Beinen hatten und dessen Arm abgeschlagen im Moos lag. Wir haben immer nachher davon geträumt.

Meine Krippe ist bis zum heutigen Tag sorgfältig aufbewahrt und wird jede Weihnachten wieder aufgestellt. Mit den Jahren bekam ich aber Konkurrenz. Mein jüngster Sohn Ferdinand baute in seinem achten Jahr ebenfalls eine etwas kleinere Krippe. Er stellte dieselbe meiner Krippe zum Vergleich gegenüber; stolz war er, wenn die Besucher sagten: „Dem Bubi seine Krippe ist ja schöner als wie dem Vater seine Krippe“ [Dialektformen beibehalten]. Aus Knetmasse hatte er [= der Sohn] einen Hirten geformt und war nicht wenig stolz auf sein Kunstwerk, welches undefinierbar im Moos kauerte. Trotzdem hatte er Erfolg; denn bei der Besichtigung durch unseren Freund, Professor Heller, fand er nach dessen Abschied eine Mark neben dem Hirten im Moos versteckt.

Ferdinand Schneiders Wirken auf dem Kreuzberg

Mitgeteilt von Otto Berge

Der „Lieblingsberg“ des Fuldaer Erfinders und Ingenieurs Ferdinand Schneider war der Kreuzberg, den er bereits bis zum Jahre 1920 über 75mal bestiegen hatte. Der Aufstieg erfolgte zumeist von Gersfeld aus über die Schwedenschanze, selbstverständlich zu Fuß. Die nachfolgenden Berichte über Schneiders Wirken auf dem Kreuzberg sind seiner Selbstbiographie entnommen und befassen sich mit der „Errichtung einer elektrischen Licht- und Kraftanlage“ auf dem Klosterberg kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Auch die von Schneider erfundene und gestiftete elektrische Schlaguhr mit dem Vierklang „Trink noch ein Maß“ erfreute viele Kreuzbergbesucher.

In die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg fällt die Episode mit Versuchen der drahtlosen Telegraphie, wobei Schneider unwissentlich gegen die Staatsgesetze verstieß und sich strafbar machte; denn er hatte nicht beachtet, daß der bayrische Staat innerhalb des damaligen Deutschen Reiches im Post und Telegraphenwesen sogenannte Reservatrechte besaß. Doch ging die Sache noch einmal glimpflich ab.

Es ist erfreulich, daß Frau Hilde Hack, die Tochter Ferdinand Schneiders, aus dem Nachlaß ihres Vaters Bilder zur Verfügung gestellt und dem Stadtarchiv übergeben hat. Weitere Berichte aus Schneiders Selbstbiographie sollen sich in chronologischer Abfolge an den ersten Bericht „Aus Ferdinand Schneiders Schülerzeit“ (Buchenblätter Nr. 13/1988) anschließen. Sicherlich sind viele Begebenheiten aus Schneiders Biographie nicht nur für die Entwicklung der Technik interessant, sondern spiegeln auch die allgemeinen Zeitverhältnisse aus der Kaiserzeit und aus der Weimarer Republik wider.

Otto Berge



Ingenieur Ferdinand Schneider (um 1916) mit Kopfhörer bei einem seiner vielen Versuche.

Bilder: Stadtarchiv

Gleich nach dem Kriegsende wurde ich auf den Kreuzberg bestellt zwecks Errichtung einer elektrischen Licht- und Kraftanlage. Das Kloster Kreuzberg wurde sehr viel besucht von Wallfahrern und Rhöntouristen, die bei ihren Übernachtungen zuweilen mit der Kerzenbeleuchtung sehr unvorsichtig umgingen, so daß kleine Brandflecken hier und da bereits entdeckt worden waren. Guardian Röder konnte daher nicht mehr ruhig schlafen. Man beschloß daher, eine kleine, bescheidene elektrische Lichtanlage errichten zu lassen, damit einer etwaigen Brandgefahr begegnet würde.

Man wollte zunächst nur 50 kleine Glühlampen zu je 5 und 10 Kerzenstärke installieren, die von dem Stammkloster in München genehmigt wurden. Nach dem Krieg war es schwer, das Material für elektrische Anlagen beizuschaffen.

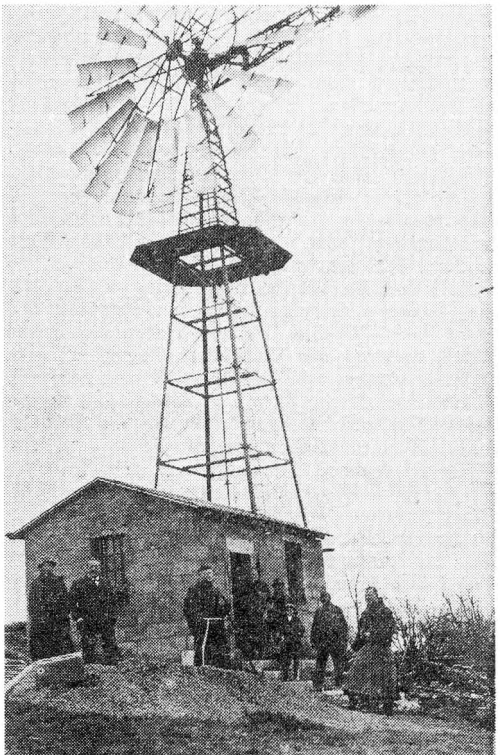
Viel mußte erbettelt werden. Alte Schaltapparate stiftete Fichtel & Sachs in Schweinfurt, Dynamo-Riemen Direktor Kaiser der Mehlerwerke in Fulda. Den Benzinmotor erhielten wir von einem Holzsäger, das dazugehörige Fahrgestell konnte er behalten. Die Akkumulatoren erhielten wir von der deutschen Edison-Gesellschaft: 110 Elemente, weil Bleiakkumulatoren zu dieser Zeit überhaupt nicht zu beschaffen waren. Später erhielten wir durch Zufall eine am Holzberghof (Rhön) lagernde Bleiakkumulatorenatterie, welche entbehrlich wurde, weil auf eine eigene Anlage verzichtet wurde.

Volle sechs Monate arbeitete ich mit einigen meiner Leute und den Klosterbrüdern. Metolf, ein besonders begabter Klosterbruder, wurde zum Elektromonteuren ausgebildet und später Betriebsführer der gesamten Anlage. Aus der klein projektierten Anlage wurde schließlich eine recht ansehnliche Anlage, zumal Geld in Fülle durch den besonders starken Fremdenverkehr hereinkam. Guardian Röder war ein Baumann und als solcher großzügig, so daß wir einiggingen, nichts Halbes zu schaffen. Die Kirche und sämtliche Klosterräume, Gast- und Fremdenzimmer, Stallungen, Brauerei nebst Bierkeller, Scheunen und Bodenräume wurden elektrisch beleuchtet mit ausreichenden Kerzenstärken.

Nach Fertigstellung der Anlagen wurde ein Richtfest gefeiert, zu welchem ein extra gutes Bier von Bruder Eliseus gebraut worden war und uns allmählich in Feststimmung versetzte. Honoratioren, unter anderem der Oberpräsident von Würzburg, gratulierten zur Anlage in bieregewürzten Festreden. Zu Dankreden war Guardian Röder verpflichtet, und ein stilles Dankgebet am Antoniusaltar verrichtete ich mit Guardian Röder als Antoniusverehrer, bei dem wir dadurch überrascht wurden, daß Bruder Metolf plötzlich einige am Antoniusaltar heimlich montierte Lampen aufblitzen ließ.

Etwas später wurden an die Lichtanlage das Gasthaus Braun und das Geschäfts- und Lagerhaus Hohn angeschlossen, zumal an Stelle des Benzinmotors eine Windmotorenanlage den Betrieb übernahm. Leider mußte nach Jahren der Windmotor wieder zum Teil abmontiert werden, weil die Vereisung ihn zerstörte (Höhenlage 930 Meter über dem Meeresspiegel). Darauf wurde durch Kabellegung von Haselbach nach Kloster Kreuzberg der Anschluß des Überlandnetzes erreicht, womit wohl die Stromversorgung für immer gesichert erscheint.

Der Kreuzberg war von jeher mein Lieblingsberg der Rhön, welchen ich mehr als hundertmal bestiegen



Ferdinand Schneider (zweiter von links) mit einigen Klosterbrüdern und Gehilfen vor der von ihm erbauten Windmotoranlage auf dem Kreuzberg.

habe. In der Klosterkirche fand auch meine Trauung mit meiner Frau Anna geb. Harms aus Friedrichskook statt. Bei meinem 75. Aufstieg hatten meine Fuldaer Freunde mich begleitet mit Musik, und in der fröhlichsten Stimmung betraten wir, empfangen von Herrn Pater Guardian, den großen Pilsersaal zur Feier, gewürzt durch das vorzügliche Klosterbier und die Festreden in echt bayrischem Dialekt. Bei dieser Gelegenheit stiftete ich dem Kloster eine von mir erfundene elektrische Schlagwerkuhr (Fuldensia), bei deren Vierklang „Trink noch ein Maß“ die gesamte Korona mitbrüllte. Die Uhr wurde im Klosterhofzimmer installiert und machte viel Freude mit ihrem Biergruß. Bei allen Aufstiegen, welche meistens mit Bekannten erfolgten, passierten wir nach Überwindung der Schwedenschanze den hübschen bayrischen Grenzstock, und mächtig rief mit Posaunenton der Preußensohn: „Gott grüß dich, mein liebes Bayernland, nun kommt der schöne Ferdinand“. Es war immer schön und unvergeßlich.

Doch nun eine andere Episode: Am 20. April 1914 ging ich mit meiner Frau, bepackt mit meinen Apparaten der drahtlosen Telegraphie, auf den Kreuzberg, um Versuche zu machen. Dasselbst angekommen, wollte ich den Blitzableiter am „Hohen Kreuz“ als Antenne benutzen; dies ging aber leider nicht, weil dessen Erdung schlecht und unterbrochen war. Danach besprach ich mit Bruder Wendelin, der nebenbei unbezahlter bayerischer Postbeamter war, ich wolle den Luftleiter des Telefons als Antenne benutzen und dessen Erdleitung zur Erdung verwenden. Er war

damit einverstanden, wenn dadurch der Telefonbetrieb nicht gestört würde. Nachdem ich ihm versichert hatte, daß eine Störung nicht verursacht würde, schaltete ich meine Apparate an, und schon nach kurzer Zeit hatten wir Verbindung mit Paris, der Station am Eiffelturm (500 Kilometer Luftlinie).

Natürlich wurden wir sofort umringt von allen Klosterinsassen sowie den anwesenden Touristen. Jeder wollte das Unglaubbare selbst hören. Schließlich sagte Pater Guardian: „Jetzt wollen wir Schluß machen, wir haben ja die Morsezeichen deutlich und klar gehört und haben Glück gehabt, daß uns das Bischofsheimer Postamt nicht gestört hat.“

Die Sache sollte jedoch ein Nachspiel haben. Ein Reporter muß dabeigewesen sein, denn das „Coburger Tageblatt“ berichtet am 22. April 1914, der Ingenieur Ferdinand Schneider aus Fulda habe durch eine am Kreuzberg (Rhön) errichtete drahtlose Station die drahtlosen Telegramme des Eiffelturms Paris einwandfrei empfangen. Von dieser Zeitungsnotiz wußte ich ja nichts. Zeitlich später, als ich bei der Minenversuchsabteilung in Kiel mit der frontreifen Gestaltung meiner Magnetzünder beschäftigt war, erhielt ich eine Vorladung vom Amtsgericht Bischofsheim auf Anzeige der Oberpostdirektion Würzburg wegen unterlauber Errichtung einer drahtlosen Telegraphenstation auf dem Kreuzberg. Ich war verblüfft, insofern mir doch am 14. Mai 1913 für Versuchszwecke der drahtlosen Telegraphie eine Staatskonzession bewilligt worden war, hatte aber keine Ahnung von Reservatrechten der bayerischen Telegraphenbehörden. Zur Wahrung des Termins fuhr ich zunächst über Fulda nach dem Kreuzberg, wo selbst mir der Bruder Wendelin als Willkomm eröffnete, daß er in der gleichen Sache wegen Beihilfe der Übertretung des Telegraphengesetzes vorgeladen sei. Ich beruhigte auch den Herrn Pater Guardian, zumal ich doch nicht ohne Staatskonzession das Verbrechen begangen habe. Nächsten Morgen wanderte ich mit Frater Wendelin hinunter nach Bischofsheim zum Amtsgericht, dessen Verhandlungssaal bereits überfüllt war von Bischofsheimer Bürgern als Zuhörer; die Sache war doch interessant, denn so etwas kommt doch nicht immer vor. Auf die Anklägerbank setzten wir uns aber nicht. Der Amtsrichter, Amtsanwalt nebst Schöffen musterten uns zunächst. Nach den üblichen Vorgängen begann der Amtsanwalt mit seinem Plädoyer, dessen Schluß darin gipfelte, daß ich wegen Verletzung der Staatsgeheimnisse zum Zwecke der Spionage zu mindestens sechs Monaten Gefängnis verurteilt werden müßte. Darauf wurde mir das Wort erteilt, und meine Ausführungen dauerten über eine halbe Stunde. Der Gerichtsschreiber kam kaum mit, weil ich ihm die technischen Ausdrücke buchstabieren mußte. Schließlich meinte der Amtsrichter, wenn er das geahnt hätte, würde er meine Berichte lieber erst schriftlich von mir erbeten haben. Wendelin nahm ich in Schutz, indem ich sagte, so ein kleiner unbezahlter Postbeamter könne doch nicht verstehen, was Hochfrequenztechnik bedeute; er wurde daher freigesprochen.

Mein Fall verlangte eine längere Beratung. Richter und Schöffen verschwanden im Beratungszimmer. Nach ihrer Rückkehr verkündete der Amtsanwalt das Urteil: 15 Mark Strafe. Der Herr Amtsrichter lud Frater Wendelin zum Mittagessen ein, während mir der Gerichtsschreiber nachlief und mich bat, ich möchte doch keine Berufung einlegen, das gäbe so viel Schreibereien. Ich sagte ihm, ich würde nach zwei Tagen Berufung einlegen. Ich kann doch nicht dafür, wenn Berlin vergißt zu bemerken, daß die Staatskonzession nicht für Bayern gelte. Meine Versuche seien keine Spionage, sondern Versuche zum Zwecke der höchsten Entwicklung der drahtlosen Telegraphie, die mir als Erfinder und Konstrukteur nicht verwehrt werden könnten.

Ich fuhr zunächst nach Kiel zurück; von da aus legte ich Berufung ein, bekam aber von der Staatsanwaltschaft Schweinfurt ein Schreiben mit der höflichen Bitte um einen genauen Sachverhalt; eine gleiche Anfrage ging an das Reichstelegraphen-Versuchsamt Berlin. Kurze Zeit darauf bekam ich ein Schreiben von der Staatsanwaltschaft Schweinfurt, die Sache sei niedergeschlagen und damit erledigt.

Als ich einige Zeit später das Reichstelegraphenversuchsamt besuchte, sagte Herr Prof. Strecker zu mir: „Haben Ihnen die Bayern erwischt. Ja, weil sie vergessen haben, das Reservatrecht auszuschließen.“

Frühe Straßen in der Buchonia

Von Ferdinand Stein, Bad Salzschlirf

Während unsere Heimat, das Land zwischen Rhön/Vogelsberg und Knüll¹⁾, in vorgeschichtlicher Zeit konstant, wenn auch nicht so dicht wie z. B. die Wetterau oder der Raum um Fritzlar, besiedelt war, geht die Bedeutung als Siedlungsraum bis zum Anfang der geschichtlichen Zeit immer mehr zurück und tritt erst mit dem Wirken von Bonifatius in das Licht der Geschichte, vorerst aber auch nur zögernd. Zum Teil mag es für die sog. „geschichtlich dunkle Zeit“ eine Forschungslücke geben. Die Möglichkeiten der hiesigen Bodendenkmalpflege waren nach dem 2. Weltkrieg gering und wurden auch nicht sonderlich gefördert, so daß die Bodeneingriffe der letzten Jahrzehnte, wenn überhaupt, völlig unzureichend überwacht wurden. Hinzu kommt noch, daß ein großer Teil der damaligen Siedlungsplätze durch die heutigen Siedlungen überbaut sind.

Unser Land hatte eigentlich nie eine besonders politische Bedeutung, denn erst zur Römerzeit gewannen militärisch strategische Punkte an Gewicht; hier war es in erster Linie die Sicherung der Straße durch befestigte Kontrollplätze und Stützpunkte. Wer die Straße beherrschte, war Herr über das Land, das sie durchzog. Die Straße prägte das Gesicht der Landschaft, die sie umgab.

Mit dem Bau des Limes in der Wetterau schufen die Römer eine Kontroll- und Pufferzone gegen das „Freie Germanien“, und der Keil dieser Wehranlage zielt eindeutig auf das wichtige Durchgangsgebiet der „Hessischen Senke“²⁾. Die Richtung der Römerzüge gegen die Chatten, mit der Vernichtung von „Mattium“ bei Fritzlar, ist einer der Höhepunkte³⁾.

Die wichtigsten Straßen⁴⁾ umgingen unser Gebiet, bedingt durch Vogelsberg, Spessart und Rhön, weiträumig. Die Limesübergänge lagen auf dem Taunuskamm, dann bei Butzbach und an der Arnsburg bei Lich.

Von Hungen und Marköbel gingen zweitrangige Straßen nördlich bzw. südlich über die Ausläufer des Vogelsberges, und von Altenstadt aus überquerten die sog. Nidderstraßen den Vogelsberg zwischen Taufstein und Freiensteinau. Ganz im Süden wurden Spessart und Rhön über Würzburg umgangen. Die beiden Umgehungsstraßen durch die Hessische Senke und über Würzburg waren die bedeutenderen und sicher auch älteren Strecken.

Die Vogelsbergstraßen dienten nur der Abkürzung und gewannen erst zur Zeit der „Frankisierung“ an Bedeutung⁵⁾.

Noch Bonifatius benutzte zu Beginn seiner Missionstätigkeit im hessisch-thüringischen Raum die Nordumgehung über Amöneburg; Kilian und seine Begleiter gelangten schon früher über die Südumgehung nach Würzburg.

Unsere Landschaft, die man Buchonia nannte, lag im Schatten der Geschichte. Die Schlacht des Fara, z. Zt. des Thüringerherzogs Radulf, gegen König Sigibert, fand irgendwo zwischen Mainz und Thüringen statt. Nach dieser Schlacht „überwand man die Buchonia“. Ein erster Hinweis auf eine (wohl südliche) Abkürzungsstrecke nach Thüringen⁶⁾.

Die erste konkrete Nennung von Straßen in unserem Raum findet sich im Zusammenhang mit der Klostergründung von Fulda. Bonifatius läßt seinen Schüler Sturm, den späteren Abt von Fulda, einen bestimmten Platz für das künftige Kloster suchen. Sturm trifft in der Gegend vom heutigen Kämmerzell und dann nochmal bei Bronnzell auf Straßen, die an dem gesuchten Platz an der Fulda vorbei nördlich bzw. südlich aus der Wetterau kommend nach Thüringen bzw. in das Grabfeld, also in West-Ost-Richtung, laufen.

In der sog. „Karlmann-Schenkung“, der Schenkungsurkunde für das Kloster Fulda, wird das überlassene Land mit Grenzpunkten genannt. Zum Bereich des Klosters kommen auch die Knoten und Abzweigungspunkte der Straßen. Das Kloster Fulda erhält eine wichtige Kontrollfunktion. Die Straßen im Raum Fulda und die südlichen Abkürzungen sind gut erforscht. Lediglich zu den Querverbindungen von Würzburg über Fulda nach Büraburg/Fritzlar, bzw. nach Amöneburg, bedarf es noch weiterer Untersuchungen und Überlegungen.

Betrachten wir die nördliche Abkürzungsstrecke, die aus der Wetterau über Hungen oder Arnsburg das Gebiet um Windhausen im Altkreis Alsfeld erreicht und von da bei Ober- oder Unter-Wegfurt die Fulda quert, südlich an Hersfeld vorbei über Heringen oder Vacha nach Thüringen geht: Die Belege für die frühe Zeit sind sehr dürftig. Die Grenzbeschreibungen der Kirchen in Schlitz bzw. Lauterbach aus dem Jahre 812 nennen im Raum Alsfeld drei Straßen als Grenzpunkte⁷⁾. Eine „Heristräza“ (Punkt 25 nach Haas) kommt aus Richtung Windhausen und läuft links der Schwalm nach Osten⁸⁾. Die Kirchspielgrenze geht irgendwo auf der Höhe bei Vadenrod diese Straße entlang zur Antrift und überquert dann nochmals eine Straße (Punkt 29) auf der Wasserscheide Antrift/Breidenbach. Bei der letzteren Straße, die entweder von der „Heristräza“ abzweigt oder diese vom Vogelsberg kommend kreuzt, handelt es sich um einen Weg, der das „Alsfelder Becken“ westlich in Richtung Ziegenhain/Treysa umgeht. Die „Heristräza“ selbst ist der Hauptstraßenzug nach Thüringen. Die Schwalm wird im Raum Hopfgarten/Altenburg überschritten, wobei man mehrere Übergangsstellen annehmen kann. Hier bedarf es noch einer eingehenden Untersuchung aus Alsfelder Sicht. Auch sollten die Grenzpunkte im Gelände neu überprüft werden. Es ergeben sich einige Unstimmigkeiten zwischen Punkt 21 (Warta) und Punkt 42 (Gumpoldesrod bzw. Regenboldesrod).

Vor Punkt 42 überquert die Grenze eine Straße (Punkt 41). Haas gibt hier keine weitere Erklärung. Diese Straße ist mit dem Hauptstraßenzug identisch, denn Willi Görich vermutet im weiteren Verlauf beim Kohlhaupt östlich Rainrod einen alten Straßenknotenpunkt⁹⁾. Aus dem Raum Rainrod läuft diese Straße in Richtung Udenhausen, überschreitet (oberhalb?) die Jossa und geht als „Alte Heerstraße“ entlang der späteren Landesgrenze, südlich der Gibkeskuppe vorbei nach Ober- oder Unterwegfurt. Es wird die Straße sein, die in der „Grenzbeschreibung des Lando“ erwähnt wird. Nach Überqueren der Fulda zieht diese Straße als „Alte Straße“ auf der Höhe nach Osten weiter¹⁰⁾ und geht an dem Ort Holzheim vorbei.

Ortsnamen mit -heim-Endungen sind in unserem Gebiet selten. Zusammen mit der sachbezogenen Vorsilbe deutet der Ortsname auf frühe fränkische Gründung hin, Straßenstation¹¹⁾ (?).

Anmerkungen

- ¹⁾ Die Ostgrenze ist nicht genau fixierbar; möglich ist, daß sie zeitweise die Werra war. Wo erforderlich, muß über das Gebiet gegriffen werden, denn unsere Landschaft bekam die Impulse von außerhalb, wobei mit dem Anfang der geschichtlichen Zeit der Einfluß West/Ost stärker war als umgekehrt, dies besonders ab der Römerzeit.
- ²⁾ G. Mildenerberger spricht zwar noch in HJB 13/1963, S. 137 von einem in Form und Lage höchst ungünstigen Grenzbogen (Wetteraulimes) und macht geographische und landwirtschaftliche Verhältnisse dafür verantwortlich. Man sollte aber G. Wolff (Die geographischen Voraussetzungen der Chattenfeldzüge des Germanicus in der ZHG 50/1917) folgen und den Limeskeil in erster Linie aus militärischer Sicht sehen. Die landwirtschaftlichen Gesichtspunkte waren zweitrangig. Die Wetterau mit Hinterland war Aufmarschgebiet, der Limes schützte diese und diente als sog. Wellenbrecher gegen Einfälle.
- ³⁾ Zu beachten sind die Ausgrabungen bei Geismar (Donarreiche). Hier wird ein Siedlungsplatz gegenüber der Büraburg großflächig untersucht. Die Kontinuität der Besiedlung reicht von Christi Geburt bis etwa 900 n. Chr. Lit. Fundberichte aus Hessen 15/1975 und Archäologische Denkmäler in Hessen 2: „Die chattische Großsiedlung von Fritzlar-Geismar“ 1978.
- ⁴⁾ Die Arbeiten von Dr. Willi Görich sind hier richtungweisend, hier auch die weiterführende Literatur.
- ⁵⁾ Bemerkungen dazu u. a. bei Karl E. Demandt, HJB 3/1953, und Walter Schlesinger, HJB 15/1965; letztlich basieren alle auf den Arbeiten von K. Th. Chr. Müller und Willi Görich.
- ⁶⁾ Michael Gockel: „Karolingische Königshöfe am Mittelrhein“, Göttingen 1970 S. 309. Theoretisch könnte im Fuldaer Becken sehr gut diese Auseinandersetzung stattgefunden haben, da hier fast alle Voraussetzungen gegeben sind.
- ⁷⁾ Th. Haas, FGB XI Jhg. 1912, Nr. 8 ff.
- ⁸⁾ K. Th. Chr. Müller: „Alte Straßen in Oberhessen II“, verlegt diese Straße, von Meiches kommend, durch Stornsdorf nach Vadenrod und von da auf das rechte Schwalmufer; eine Strecke, die schwierig ist. Frühe Straßen waren fast ausschließlich Höhenwege. „Es wurden z. T. bedeutende Umwege, um das Hinabsteigen in die Täler mit Sumpfniederungen zu vermeiden, gemacht. Erst seit dem 13. Jahrhundert wurden die Straßen z. T. in die Talsohlen verlegt. Die Ursachen waren das aufkommende Fehdewesen, (die einsamen Höhenwege waren zu gefährlich) und die aufblühenden Städte zogen ebenfalls den Verkehr an.“ (Görich), dazu auch Dieter Berger: „Alte Wege und Straßen zwischen Mosel–Rhein und Fulda“, Rhein. Vierteljahresblätter, Jhg. 22 Heft 1/4, Bonn 1958.
- ⁹⁾ „Eine Hohe Straße von Heidelberg nach Frankfurt?“ 1963 Anm. 17, und Karte 2: „Ortesweg, Antsanvia und Fulda in neuer Sicht“.
- ¹⁰⁾ Topographische Karte 5223, Blatt Queck, und T. Classen in „Mein Heimatland“ 6/1972 und „Knüllgebirgsbote“ 1/1972.
- ¹¹⁾ Nach E. E. Stengel, „Der Stamm der Hessen“, sind ON mit Sachbezeichnung wie Holz-, Stock-heim usw., jünger als ON mit Personennamen im ersten Glied.

(Schluß folgt)

Frühe Straßen in der Buchonia

2 (Schluß)

Von Ferdinand Stein, Bad Salzschlirf

An der Werra, im weiteren Verlauf dieser Straße, befindet sich der Ort Heringen, der durch seinen Namen ebenfalls in die frühe fränkische Zeit zu verweisen ist. Der Name Kirchheim am Unterlauf der Aula dürfte jünger sein und fällt vielleicht mit der Gründung des Klosters Hersfeld zusammen. Es wäre vielleicht zu prüfen, ob dieser Ort einen Vorgängernamen hatte, Aula¹²) (?).

Der besprochene Straßenzug und auch der Weg am Herzberg vorbei wird üblich „Die kurzen Hessen“ bezeichnet, im Gegensatz zu den „Langen Hessen“, die ihren Weg mit mehreren Zweigen durch die Hessische Senke nach Thüringen nehmen.

Die Bezeichnung „Kurze Hessen“ findet man erst in der Landgrafenzeit. Der Verlauf dieser Straße geht etwa von Grünberg durch Alsfeld nach Eifa-Lingelbach am Herzberg vorbei und führt dann links der Fulda durch Hersfeld und verzweigt bei Friedewald nach Thüringen¹³).

Die aufgezeigte Strecke über Hopfgarten (Ober- u. Unterwegfurt—Unterhaun) ist älter, verlor aber durch die Landgrafenpolitik an Bedeutung. So wanderte der Übergang im Schwalmknie nach der Altenburg und Alsfeld, und man hatte den Verkehr, in Verbindung mit der Sperr-Veste Herzberg, „besser im Griff“. Die Bedeutungslosigkeit der Orte an diesem Straßenzug wurde so groß, daß viele Arbeiten, die sich mit Straßenforschungen befassen, für den West-Ost-Verkehr diese Plätze nicht mehr in ihrem vollen Licht zeigen. Der Verfasser ist durch regen Gedankenaustausch mit T. Classen, Niederaula, einig, daß der beschriebene Straßenzug südlich an Hersfeld vorbei der älteste Teil ist. Wenn Classen in seiner Arbeit¹⁰) auf die beiden „Kirchberge“ von Ober-Wegfurt und Unterhaun aufmerksam macht, so ist auch bei Hopfgarten die gleiche Lage gegeben, eine alte Kirche auf Bergsporn und allen gemeinsam die Ausrichtung nach Osten.

An dieser Stelle sei noch auf eine Grabung des verstorbenen Professors Dr. Heinrich Richter hingewiesen, die zwischen Renzendorf und Rainrod 1926 bis 1928 stattfand¹⁴). „Ausgegraben wurde ein Hausfundament mit Wänden aus groben Blöcken, ein Steinpflaster und ein noch erhaltener Herd mit einer Kulturschicht über dem Pflaster. In dieser Kulturschicht fand man frühkaiserzeitliche germanische Scherben. Vorgestellt wurde dieses Material auf einem Anthropologen-Kongreß in den 30er Jahren in Köln.“

Betrachtet man nun die Orte Brauerschwend und Hergersdorf am Schwalmknie bei Hopfgarten, dann hebt sich deutlich Hergersdorf durch die frühen Schenkungen an das Kloster Fulda ab. Während die erste Silbe von Brauerschwend auf einen Personennamen Brunwart (Abt des Klosters Hersfeld?) hinweist, schenken eine Reihe von Grundbesitzern in Hergersdorf. In den Jahren zwischen 750 und 802 n.Chr. Rantolf (FUB 357) und Richard (FUB 400) und ohne zeitliche Einordnungsmöglichkeit Rupraht (TAF 42/179), Irminhart (TAF 42/180) und Wolfhoh (TAF 42/267). Alle diese Schenkungen unterstreichen die Bedeutung dieser Kleinlandschaft. Beachtet sei aber noch die Übergabe eines Rantolfs und seiner Ehefrau

an das Kloster Hersfeld (HUB 26). Hier werden große Besitzungen in Mainz, Worms- und Oberrheingau verschenkt. Als Zeugen für diese Schenkung werden u. a. Huodbraht und Rihhart genannt (man beachte die Schenker Rupraht und Richard in Hergersdorf), die Anlieger in Mainz Theotrich und Heriwald; die Namen Ibo, Utto, Heriwin, Rudoger und Guntram befinden sich auch unter den Zeugen, die den Tausch des Erzbischofs Richolf von Mainz mit dem Abt Ratar von Fulda im Jahre 812 (Stimmig MUB Bd. I Nr. 114) in der „Slierefero marcu“ bestätigen¹⁵). Dem Ortsnamen (ON) Hergersdorf liegt der Personennamen (PN) Heriger zugrunde. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang Herigisfeld/Hergersfeld in der Markbeschreibung der Kirche zu Salmünster (FGB X Jhg. 1911/7); ein Adalunc, der auch als Zeuge für die Rantolf-Schenkungen (HUB 26) erscheint, könnte Bezug zu den Grenzorten „Albuuni et Adelingi“ der Grenzbeschreibung der Kirche zu Zell (FGB XIII. Jhg. 1914/6) haben. In einer Schenkung des Altbart bei Meiningen/Thürä finden wir beide Namen als Zeugen in der gleichen Reihenfolge nebeneinander. Interessant ist auch die Schenkung eines Ruthard in Wegfurt an das Kloster Fulda (TAF 42/306). Der Name verweist auf fränkischen Adel, und ein Ruthard zeugt auch für einen Tausch des Erzbischofs Richolf in der „Schlirfer Mark“.

Es werden frühe Verbindungen zum Mittelrhein sichtbar nach dort, wo die Straße herkommt, von West nach Ost. (Die Querverbindungen von Süd nach Nord und umgekehrt sollen in einer anderen Arbeit in Verbindung mit dem „Furtplatz Slierefa“ betrachtet werden.)

¹²) W. Schlesinger: „Die Entstehung der Landesherrschaft“ weist darauf hin, daß Orte umbenannt wurden. Beispiele in unserer näheren Heimat: Grebenau, Kirtorf oder Kirchhain.

¹³) Über den Begriff „Kurze Hessen“ E. E. Stengel: „Die fränkische Wurzel der mittelalterlichen Stadt in hessischer Sicht“; die Meinung des Verfassers, man sollte aber doch auf den Begriff „Kurze Hessen“ verzichten, wenn ältere Straßenzüge gemeint sind.

¹⁴) Eine Niederschrift der Aussage von Prof. Richter und die Abbildungen aus dem Nachlaß erhielt das Alsfelder Museum vom Verfasser.

¹⁵) „Buchenblätter“, Beilage der Fuldaer Zeitung, 1977 Nr. 9, 11 u. 12 „Heimat im Bild“, Beilage des Gießener Anzeigers, 1977, 29. u. 30. Woche.

Franz Staab: „Untersuchungen zur Gesellschaft am Mittelrhein in der Karolinger Zeit“, Veröff.d.Instituts f. gesch. Landeskunde an der Universität Mainz Bd. XI/1975. Staab verweist mehrmals auf diese Hrandolf-Schenkungen, so S. 388 auch auf den Zeugen Guntram, der mit dem Zeugen beim Tausch in Schlirf identisch ist. Die Arbeit von Franz Staab konnte vom Verfasser für die vorliegende Arbeit nicht mehr verwertet werden; dies folgt in einer Betrachtung über die „Siedler im Altfell-Tal“.

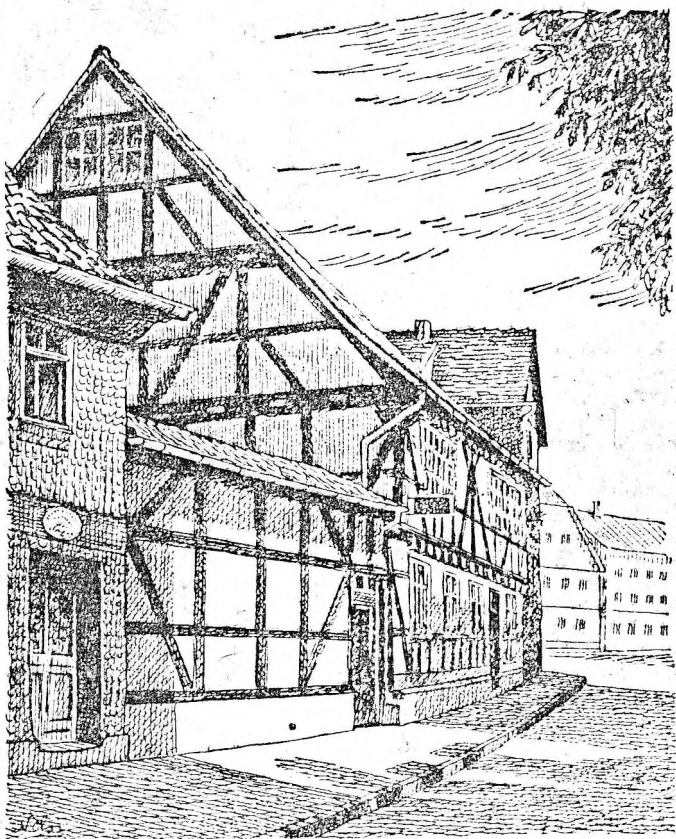
Abkürzungen:

FGB: Fuldaer Geschichtsblätter; HUB: Herst. der Urkundenbuch; FUB: Fuldaer Urkundenbuch; MUB: Mainzer Urkundenbuch/Stimmig; TAF: Dronke Traditiones; CDF: Dronke Codex; HJB: Hessisches Jahrbuch; ZHG: Zeitschrift f. Hess. Geschichte.

Früher floß hier der Wollwebergraben

Ein schönes altes Fachwerkhaus in der Kanalstraße

Der in nebenstehender Zeichnung wieder-gegebene hübsche Fachwerkbau (Kanalstr. 17), der im Eckbalken links die Jahreszahl 1683 trägt, verdankt sein heutiges Gewand dem Verständnis seines jetzigen Ererben, des Spenglermeisters Josef Duell, der im Jahre 1933 die bis dahin vorhandene Holzverschönerung abnehmen, das ursprüngliche Fachwerk wieder bloßlegen und das Ganze unter Hinzunahme eines fachverständigen Beraters stilgerecht restaurieren ließ. Die Kanalstraße, in der dieses Haus gelegen ist, trug ehemals nach dem hier entlang fließenden Wasserlauf — eine Ableitung des Grezzbachs — die Bezeichnung „Wollwebergraben“. Der künstliche, schon für das Jahr 1314 bezeugte Wasserlauf, der zusammen mit dem Mühlgraben, Löhgraben, Leinwebergraben zu einer uralten Kanalanlage Fuldas gehört, diente den Wollwebern zum Spülen ihrer im Siedhaus gefärbten Garne. Das Walken des Tuches geschah bekanntlich in der an dem benachbarten Mühlgraben (Fuldaanal) gelegenen Walkmühle, die 1378 von Abt Friedrich der Wollweberzunft als Stiftslehen überlassen worden war. Die Wollweberzunft, deren Angehörige an dem Wollwebergraben ihre Behausungen hatten, soll übrigens die älteste der acht Fuldaer Zünfte gewesen sein. Früher war der Wollwebergraben, der in der Nähe der Dombuchanei in die Waides mündet, offen. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde er mit Bohlen und später mit Platten belegt. Daher auch die Bezeichnung „auf den Bohlen“ bzw. „auf den Platten“. Unter Oberbürgermeister Mackenrodt (1835 bis



Zeichnung: Jan Nils

1859), der sehr viel für die Verschönerung Fuldas tat, wurde der Wollwebergraben gepflastert und kanalisiert. Seitdem hat er seinen heutigen Namen Kanalstraße.

Das Hausgrundstück Kanalstraße 17 (vgl. Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Jestaedt) besteht aus zwei Parzellen, die früher verschiedene Eigentümer hatten. Die rechtsgelegene Parzelle gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Bürger Johann Ewaldt, die links gelegene der Bürgerin Katharina Möllerin. Dem Johann Ewaldt folgte als Eigentümer Niklas Heinrich. Sein aus „Haus ohne Höfen“ bestehendes Anwesen war mit einem Steuerartwert von neun Gulden veranschlagt. Besitznachfolger

der Katharina Möllerin war Niklas Kemel, dessen aus „Haus und Höfen“ bestehendes Anwesen mit 3 Gulden Steuerartwert zu Buche stand.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist der Besitz der beiden Grundstücke in einer Hand vereinigt. Als erster Eigentümer der vereinigten Grundstücke erscheint Johannes Buch im Kataster. Ihm folgen im Laufe der Jahre Anton Steinberger, Michael Reß, Horat Wald, Johannes Trabert. Im Jahre 1823 erwirbt der Glaser Ignaz Fleischmann das Anwesen. Von dessen Witwe geht am 24. 1. 1870 das Anwesen („Wohnhaus mit Anbau und Holzremise nebst Hof in der Kanalstraße, dazu die Hälfte von einem Anbau mit Dr. Heinrich Klüppel nebst Garten“) an ihren Sohn Glasermeister Peter Fleischmann über. Dessen Erben veräußern das Hausgrundstück in der Inflationszeit an Schneidermeister W. Rehnert. Von diesem erwirbt 1932 der heutige Eigentümer Spenglermeister Josef Duell das Anwesen.

Das anstoßende, rechts auf unserer Zeichnung sichtbare Eckhaus, Kanalstraße 19, heute den Schneidermeister W. Rehnert gehörig, stand Anfang des 18. Jahrhunderts im Eigentum des Johannes Dellstrub und war zu dieser Zeit mit 5½ Gulden Steuerartwert veranschlagt. Besitznachfolger war Hans Caspar Dellstrub. Er ließ dem Hause ein Stockwerk aufsetzen, wodurch der Steuerartwert um einen Gulden auf 6½ Gulden stieg. Die Erben des Hans Caspar Dellstrub verkauften das Anwesen an Johann Strehling, von dem der Besitz an Johann Georg Hill und von diesem im Jahre 1823 an den Schreiner Heinrich Hohmann für 1000 Gulden überging. Nachdem vorübergehend die Schilbedsche Stiftung Eigentümerin des Anwesens war, erwarb 1837 der Schreiner Friedrich Fischer zum Preise von 950 Gulden das Grundstück. Am 13. 2. 1844 wurde Philipp Fischer Eigentümer. Er veräußerte seinen Besitz im Jahre 1856 an den Bataillonsarzt Dr. Heinrich Klüppel in Kassel. Zehn Jahre später finden wir die Witwe des Konditors Franz Karl Odenwald, Katharina geb. Schneider, als Eigentümerin des Grundstücks. Am 26. 8. 1865 wird es an den Konditor Wilhelm Kraus und seine Braut Wilhelmine Gutheil weiterveräußert.

Dr. A.

Fulda in Amerika

Alte Buchenblätter berichten

Zwischen 1930 und 1933 berichten die Buchenblätter mehrfach über Orte mit Namen Fulda in den USA und Kanada. Hier eine 1930 von Otto Fiedler recherchierte Veröffentlichung:

Es gibt in den Vereinigten Staaten von Amerika sieben Orte, die den Namen Fulda tragen. Zwei von ihnen sind in Stieler's Handatlas aufgezeichnet, der eine im Staate Indiana, der andere weit im Felsengebirge im Staate Washington. Auf eine Anfrage der New Yorker Staatszeitung erwähnt der „Briefkastenmann“ noch fünf andere Fulda in den Staaten Louisiana, Minnesota, Ohio, Texas und Kalifornien. Er bezweifelt aber die Existenz von Fulda in Washington, da es in den großen Ortsverzeichnissen der USA nicht angegeben sei. Der Verlag Perthes in Gotha, bei dem Stieler's Handatlas verlegt ist, bestätigt mir jedoch neuerdings das Vorhandensein dieses Ortes, der auf allen Karten größeren Maßstabes zu finden sei. Es wäre möglich, dass der Ort in jüngster Zeit seinen Namen geändert hat.

Es liegt die Vermutung nahe, dass alle sieben Orte nach unserem Fulda benannt sind. Vielleicht haben Auswanderer aus dem Fuldaer Land an diesen Plätzen sich niedergelassen und den neuen Siedlungen den Namen Fulda gegeben. Auch der erwähnte New Yorker „Briefkastenmann“ ist der Ansicht, dass sie alle nach dem alten „Bischofssitz“ benannt seien. Um festzustellen, ob diese Vermu-

tung richtig ist, habe ich versucht, zunächst mit vier Orten Verbindung aufzunehmen. Es ist mir aber erst in einem Falle gelungen, eine Antwort zu bekommen, und zwar vom Fulda in Indiana.

Es liegt im Süden dieses Staates etwas nördlich von Ohio. Auskunft erteilte Paul Thoma O.S.B., der Pastor von St. Boniface Rectory. Seine Pfarrei zählt nur 500 Seelen. Sie ist nur ein „Weiler“; ein Teil der Bevölkerung wohnt in einzeln gelegenen Farmen bis zu fünf Meilen vom Ort entfernt. Der erste Geistliche, der in diesen Ort kam, war Rev. Maurice de Saint Palais, der spätere Bischof der Diözese Vincennes. Die erste Kirche, eine Holzkirche, wurde 1847 gebaut. Im Jahre 1853 übernahmen die Patres von der benachbarten St. Meinrad Abbey die Seelsorge. Die jetzige größere Kirche entstand 1860. Das große Bild am Hochaltar stellt den Tod des heiligen Bonifatius dar. Der Pastor scheint seinem Namen nach deutscher Abstammung zu sein. Wenn er auch seinen Brief in englischer Sprache schreibt, so muss er doch das Deutsche beherrschen, denn er gibt an, Mitglied des Bonifatiusvereins zu sein und das Bonifatius-Blatt zu lesen. Die Väter und Großväter seiner Pfarrei seien Bayern gewesen, er habe nicht in Erfahrung bringen können, dass irgendeiner der Bewohner aus dem deutschen Fulda stamme.

Diese Mitteilung, dass die Gründer Bayern gewesen seien,

muss überraschen. Denn das Vorhandensein einer Bonifatiuskirche scheint doch die Vermutung zu bestätigen, dass Beziehungen zu unserem Fulda bestehen. Es wäre denkbar, dass die Bayern aus dem bayerischen Teil der Rhön, also aus der Nähe des Fuldaer Landes, stammen ...

In den Buchenblättern von 1934 notiert Otto Fiedler weiter: Von den neun Fuldas in Amerika haben bisher erst vier geantwortet. Ebenso wie Fulda in Texas ist auch Fulda in Louisiana nicht einmal ein Dorf, sondern nur eine Rangierstelle an der Eisenbahnstrecke. Es liegt etwa eine Meile nördlich von der Stadt Francisville an der Louisiana-Arkansas-Bahn, die von Shreveport nach New Orleans führt. Diese Eisenbahn wurde vor etwa 25 Jahren von einem Deutschen, William Edenborn, gebaut. Edenborn gehörte dem dortigen Stahltrust an. Er gab einer Reihe von Orten an seiner Eisenbahn deutsche Namen wie Plettenberg, Wilhelm, Essen, Bruder, Mannheim, Fulda u. a. Nach seinem Tode wurde die Bahn von seiner Witwe an die Louisiana- und Arkansas-Eisenbahngesellschaft verkauft.

Auskunft erteilte der Bürgermeister der genannten Stadt Francisville, die aus einer Siedlung von Franziskanern um 1700 entstanden ist und sich zu einem bedeutenden Handelsplatz der Franzosen entwickelte, denen damals Louisiana gehörte.

Bu

Ein Ordensleben in Amerika

Am 13. August 2001 verstarb im Alter von 95 Jahren Schwester Maria Stefana (Rosa Maria Schäfer) in Kenosha/Wisconsin. Sie stammte aus Rückers-Leimenhof. 1932 trat sie in den Orden der Karmeliterinnen ein. Über Offenbach, Berlin und Sittard (Niederlande) kam sie in

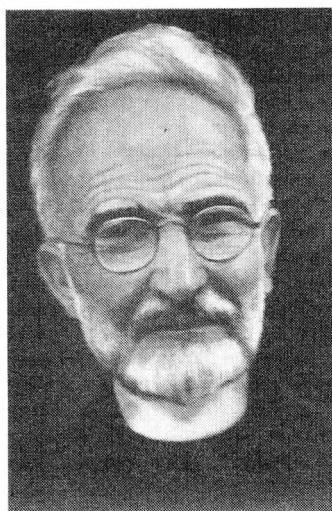


Maria Stefana Schäfer (1906 bis 2001)

das Ordenshaus von Wauwatosa bei Milwaukee in den Vereinigten Staaten. Hier legte sie 1939 die ewige Profess ab und arbeitete fortan in Kinderheimen des Ordens, in St. Charles (Missouri), La Mesa (Kalifornien), San Antonio und Corpus Christi (Texas), Grand Rapids (Michigan) und in Superior (Wisconsin), wo sie als Oberin in einem Altenheim wirkte. Schwester Stefanas Verantwortung lag meist im Bereich der Küche und des Gartens. 1984 feierte sie in Sittard ihr goldenes Ordensjubiläum mit zahlreichen Verwandten, mit denen sie stets per Post in Verbindung geblieben war.

1992 trat Schwester M. Stefana in den Ruhestand. Der Staat Wisconsin gewährte ihr für ihren unermüdlichen Einsatz für Kinder- und Jugendziehung ein Altersruhegeld, das der Ordensgemeinschaft zufluss. Im St.-Josefs-Haus in Kenosha (Wisconsin) verbrachte sie ihre letzten Tage nach einem erfüllten Leben in Sorge um die nachwachsende Generation. Richard Gärtner

Man nannte ihn „Schwarzer Adler“



Eugen Büchel SJ (1874 bis 1954)

Der 1874 in Schleid bei Geisa geborene Jesuitenpater Eugen Büchel lebte jahrzehntelang als Seelsorger unter den Sioux-Indianern in Dakota. Wegen seines schwarzen Bartes wurde er von ihnen „Schwarzer Adler“ genannt.

Eugen Büchel begann 1896 am Fuldaer Priesterseminar sein Theologiestudium. Im Oktober 1897 trat er in Blybeck (Holland) dem Jesuitenorden bei. Drei Jahre später ging er in die USA, wo er 1906 die Priesterweihe empfing.

Die Aufgeschlossenheit und Liebe zu den Indianern, deren Seelsorger er zunächst in Süddakota wurde, veranlasste ihn, sich mit ihrer Kultur und ihrem Brauchtum vertraut zu machen. Er verfasste später eine 378 Sei-

ten starke Grammatik und eine Bibelgeschichte in Dakota-Sprache und gründete in Dakota ein Sioux-Museum.

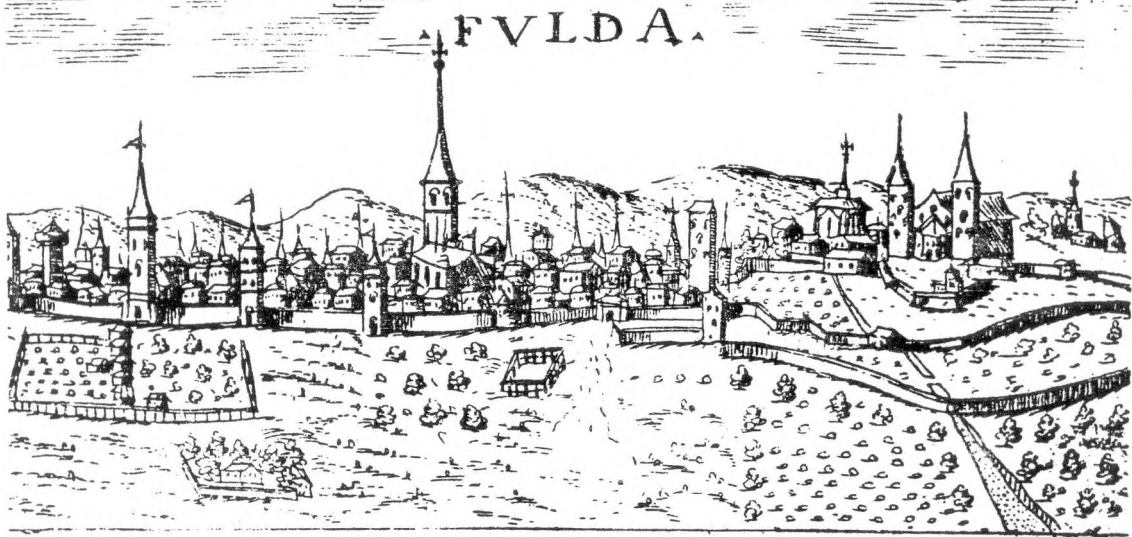
Pater Büchel hatte viele indische Freunde. Als er 1954 starb, kamen die Indianer zu Hunderten meilenweit zu der Begräbnisfeier nach St. Francis in die Kirche, die er selbst gebaut hatte.

Sein Großneffe Ernst Büchel stiftete der Schleider Pfarrei Maria Schnee zum 40. Todestag ein Gemälde (Bildnis neben), das an den großen Indianerfreund und Sohn der Gemeinde erinnern soll. Das Geisaer Heimatmuseum widmet dem Schleider Missionar zum Jahresende eine Ausstellung mit Utensilien aus der Kultur der Sioux-Indianer.

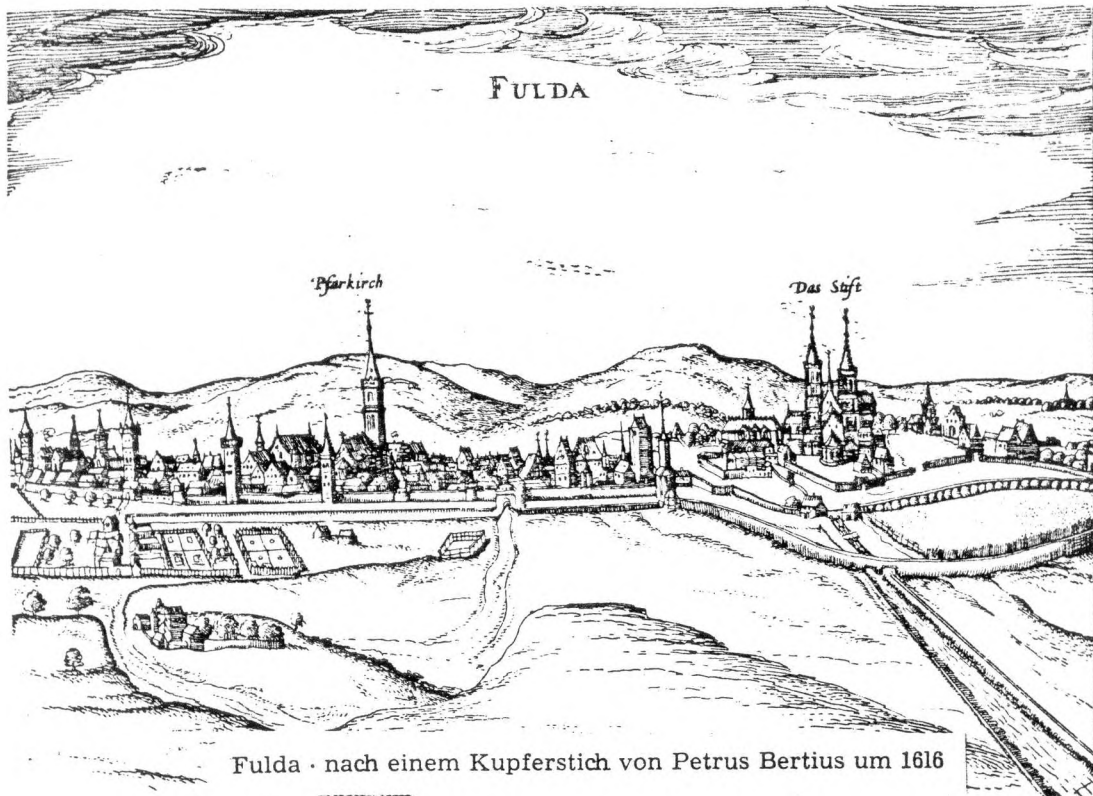
Bu

Das Inhaltsverzeichnis der Buchenblätter 2001

ist erschienen und kann in der Geschäftsstelle der FZ, Fulda, Frankfurter Straße 8, abgeholt werden.



Fulda in germania metropolis fructonica, a flumine eiusdem nominis quod
 vicinum pertransit ita nominata mediocri fertilitate solum habet: eius prae-
 cipuum locus est S. Salvatoris Basilica, quam celebrat vniuersa memoria. D. Bonif.



Fulda · nach einem Kupferstich von Petrus Bertius um 1616

Fulda unter den ältesten Städten Hessens

Von Erwin Sturm

Am 12. März 1994 begeht Fulda seine 1250-Jahr-Feier. Die Grundlage dafür bildet die zwischen 794 und 800 vom Fuldaer Mönch und späteren Abt Eigil abgefaßte Lebensbeschreibung (Vita) des Gründerabtes Sturmius. Mit geradezu feierlichen Worten wird der in der Klostertradition sorgfältig überlieferte Vorgang der im Auftrag des hl. Bonifatius erfolgten Klostergründung geschildert: „Im siebenhundertvierundvierzigsten Jahr der Menschwerdung Christi, als in diesem Volk der Franken die beiden Brüder Karlmann und Pippin herrschten, in der zwölften Indiktion, im ersten Monat (damals der März), am zwölften Tag des Monats betrat er (Sturmius) den heiligen, von Gott schon lange vorherbestimmten Ort. Den Herrn Christus flehten sie an, er möge den Ort immer beschützen und mit seiner unbesiegbaren Macht verteidigen. Sie dienten dem Herrn mit heiligen Psalmengesängen, Fasten, Wachen und Gebeten Tag und Nacht und mühten sich mit eigener Arbeit . . ., den Wald zu roden und den Ort zu reinigen.“ Nach alter Überlieferung richtete Sturmius mit seinen sieben Gefährten ein Holzkreuz auf.

Beim Jubiläum Fuldas sind zwei Tatsachen besonders bemerkenswert. Einmal handelt es sich um ein wirkliches Gründungsdatum und nicht nur um die mehr oder weniger zufällige urkundliche Ersterwähnung eines schon länger bestehenden Ortes. Zum anderen kennen wir den genauen Tag der Klostergründung. Beides kommt selten vor.

Stadt-, Kloster-, Ortsjubiläum?

Strenggenommen ist die diesjährige Jubelfeier kein eigentliches „Stadtjubiläum“, da die Stadt ja erst im 11. bis 12. Jahrhundert entstanden ist. Ein Stadtjubiläum im engeren Sinn kann Fulda nicht feiern, da eine Verleihung der Stadtrechte nicht bekannt und wohl auch nie erfolgt ist. Fulda ist eine „gewachsene Stadt“. Im Jahre 1114 erscheint Fulda auf einer Münze als „civitas“ (Bürgerschaft) und 1134 in einer Urkunde als „urbs“ (Stadt). Man könnte also im Jahre 2014 ein Jubiläum „900 Jahre Stadtrechte“ feiern. Oder im Jahre 2019 ein Jubiläum „1000 Jahre Markt Fulda“, denn im Jahre 1019 erhielt Fulda durch Kaiser Heinrich II. Münz-, Markt- und Zollrecht, was eine Vorstufe der Stadtwerdung darstellt.

Im Jahr 744 wurde zunächst ein *Kloster* gegründet. Von einer 1250-Jahr-Feier des Klosters Fulda kann man aber auch nicht sprechen, da dieses Kloster ja in der Säkularisation 1802/3 nach 1058jährigem Bestehen aufgehoben wurde. Auch eine 1250-Jahr-Feier des Ortes oder der Siedlung Fulda trifft nicht die ganze Wahrheit. Denn wir wissen heute, daß die Eihloha (Eichwald?) – wie der Klosterplatz zunächst hieß – schon vorher besiedelt war. Ausgrabungen unter dem heutigen Domplatz haben die Reste eines merowingischen Königshofes mit kleiner Saalkirche aus dem 7. Jahrhundert freigelegt, der um 700 aus unbekannten Gründen (Sachseneinfall?) zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Die „vasta solitudo“ (d. h. wüste Einöde) der Sturmiusvita meint die Ruinen des Königshofes und nicht eine völlig unbewohnte Gegend. Das beweisen auch die zahlreichen Flurnamen aus germanischer Zeit im Stadtgebiet, die ja bis ins 18. Jahrhundert mündlich überliefert wurden und eine kontinuierliche Besiedlung voraussetzen, was ich

demnächst in den Fuldaer Geschichtsblättern darlegen möchte. Fulda als Siedlungsplatz ist jedenfalls älter als 1250 Jahre, was natürlich der Jubelfeier von 1994 keinen Abbruch tut. Das Fuldajubiläum ist die 1250-Jahr-Feier der Gründung des ehemaligen Klosters und der dadurch entstandenen neuen Siedlung und späteren Stadt Fulda.

Nach der Sturmiusvita erhielt das neue Kloster in der Eihloha schon bald den Namen des benachbarten Flusses „Fultaha“, was wohl gleichbedeutend mit Fulda (Flüsse in der thüringischen Rhön und im Vogelsberg) ist und Feldfluß bedeutet (ahd. völd, felt = Feld, Land, Weideplatz und ahd. aha = Wasser, Fluß). In der Nähe des Klosters entstand schon bald eine Siedlung von Klosterleuten, vermutlich anstelle des heutigen Stadtteils Hinterburg, auch „Alteburg“ und „Altstadt“ genannt, wo eine kleine Burg den nordwestlichen Klosterausgang bewachte. Später entstand an der Südostseite des Klosters anstelle des heutigen Bonifatiusplatzes und der Friedrichstraße–Marktstraße eine Marktsiedlung mit einer „Neuenburg“ oder „Vorderburg“ (des Klostersvogtes?) in der „Neustadt“. Diese Namen kommen allerdings urkundlich nicht vor und werden von mir nur vermutet. In der unechten, aber

auf eine echte Vorlage zurückgehenden Hatto-Urkunde des Jahres 852, durch die Abt Hatto das Klosterhospital dotierte, kommt die „villa (Dorf) fuldensis“ erstmals vor. Die verschiedenen Stadtteile wurden übrigens erst 1825 miteinander vereinigt.

Die ältesten Städte Hessens

Es dürfte von Interesse sein, das Gründungsjahr Fuldas mit dem Alter anderer hessischer Städte zu vergleichen. Die urkundlich älteste Stadt Hessens dürfte mit Abstand die heutige Landeshauptstadt Wiesbaden sein, die als „Mattiicum“ schon vom römischen Schriftsteller Plinius d. Ält. um 50 n. Chr. genannt wird. Der heutige Name erscheint aber erst 829 („Wisibada“). Als zweitälteste hessische Stadt kann man Seligenstadt ansprechen, das als römisches „castrum Selgen“ schon im 3. Jahrhundert auftaucht und dann 802 wieder genannt wird. Es gibt noch zahlreiche andere hessische Städte mit römischer Vergangenheit, die aber urkundlich alle erst *nach* Fulda genannt werden, z. B. Darmstadt, Dieburg, Eltville, Frankfurt, Friedberg, Geisenheim, Groß-Gerau, Höchst, Hofheim/Taunus und Bad Vilbel.

Durch Klostergründungen des hl. Bonifatius sind die Städte Amöneburg (721) und Fritzlar (724) bezeugt. Aber auch hier sind auf der Amöneburg und auf dem Bürberg bei Fritzlar schon vorher bestehende germanische Volksburgen nachgewiesen.

Ebenfalls älter als Fulda ist die Nachbarstadt Bad Hersfeld, wo nach der „Vita Sturmi“ der Fuldaer Gründerabt seine erste Einsiedelei aufschlug. Das Jahr ist unsicher, die meisten vermuten 736. Das Kloster Hersfeld wurde dann 769 oder kurz nachher vom Mainzer Erzbischof Lullus gegründet. Auch Groß-Umstadt weist ein höheres Alter als Fulda auf. Es wird bei der Gründung und Ausstattung des Bistums Würzburg durch Pippin und Bonifatius im Jahre 741 genannt. Noch zu Lebzeiten des hl. Sturmius kam die Mark „Autmundistat“ 766 an das Kloster Fulda. Auch Michelstadt im Odenwald ist für die Zeit zwischen 741 und 746 bezeugt.

Es folgt im Jahre 744 Fulda, das nach Wiesbaden, Seligenstadt, Amöneburg, Fritzlar, Bad Hersfeld und Groß-Umstadt zusammen mit dem etwa gleichaltrigen Michelstadt die siebte Stelle einnimmt, wenn man von den Städten mit römischer Vergangenheit ohne frühe urkundliche Erwähnung einmal absieht. Darauf folgen Hochheim/Main, das in der Vita Sturmi bei der Überführung der Bonifatiusleiche von Mainz nach Fulda im Jahre 754 genannt wird. Ein Jahr später erscheint Heppenheim mit seiner Peterskirche.

In Schenkungen an das kurz vor 764 gegründete Kloster Lorsch werden 765 Bensheim, 767 Bürstadt und Bockenheim (heute zu Frankfurt), 773 Gernsheim und Beersfelden, 777 Viernheim und Haiger sowie 780 Gernern genannt. An das kurz nach 769 gegründete Kloster Hersfeld gelangten noch vor dem Tod des hl. Lullus (786) Bebra, Hungen, Laubach und Allendorf „im Bärenschießen“, das heutige Stadthalendorf. Zwischen 769 und 779 hatte das Kloster Fulda in Geisenheim eine Schenkung erhalten, 776 kam „Westera“, das heutige Bad Sooden-Allendorf, an Fulda und 781 durch Karl den Großen das „Hünfeld“.



St. Sturmius mit Abtsstab und sieben Mönche bei der Gründung des Klosters Fulda am 12. März 744. Das von ihnen nach der Klostertradition errichtete Kreuz ging später auch ins Wappen der Abtei und des Hochstifts Fulda über. Das Gemälde wurde mit neun weiteren historischen Bildern vom Fuldaer Hofmaler Joh. Andreas Herrlein um 1790 für das Refektorium des Klosters (heute Priesterseminar) geschaffen.



Bild links: Blick durch das Schultor auf den Fuldaer Dom. Unter der mächtigen Kuppel Dientzenhofers befinden sich in etwa zwei Metern Tiefe die Grundmauern einer vorbonifatianischen Saalkirche aus merowingischer Zeit. Die Kirche war bei der Gründung des Klosters Fulda im Jahre 744 zerstört. An gleicher Stelle wurden die erste Klosterkirche des hl. Sturmius und später die Ratgar-Basilika erbaut, deren Osttürme in den heutigen Domtürmen zum Teil erhalten sind. Das Schultor trug seinen Namen von der ersten Domschule an der Stelle des heutigen Dompfarrhauses links. Die Klosterschule stand an der Stelle des heutigen Hochschulgebäudes rechts (früher Fürstbischöfliche Bibliothek, dann Generalvikariat). Vor dem Schultor (früher Stephanstor) hat sich um die den nordwestlichen Klostereingang schützende Hinterburg (auch „Alteburg“) die erste Siedlung beim Kloster („Altstadt“) entwickelt. Später folgte die Marktsiedlung Fulda („Neustadt“) an der Südostseite um den heutigen Bonifatiusplatz.

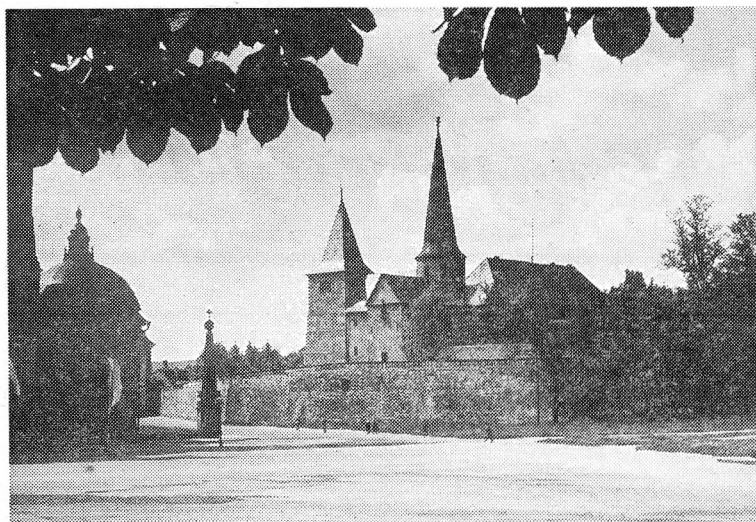


Bild rechts: Der Fuldaer Domplatz mit der Michaelskirche. Das Foto wurde noch vor den Ausgrabungen von 1953 und der Umgestaltung zum Bonifatiusjubiläum 1954 gemacht. Unter dem Platz liegen die Grundmauern einer vorbonifatianischen Siedlung verborgen: In der Mitte ein Gebäude mit drei Räumen (Zellen), links ein winkelförmiger Bau (Gutshof), rechts ein palastartiger Bau (römische villa rustica). Alle Gebäude waren 744 zerstört und wurden später mit dem östlichen Kreuzgang der Stiftskirche (Paradies) überbaut. Unter der Mitte des Domes liegen noch die Grundmauern einer vorbonifatianischen Saalkirche mit Chorquadrat. Alles gehörte zu einem merowingischen Königshof (sog. curtis), in den auch der Michaelsberg durch eine Mauer mit Spitzgraben einbezogen war. Später wurde dort der Mönchsfriedhof mit Totenkappelle St. Michael angelegt. Die Siedlung Fulda („Eihloha“) ist also älter als 1250 Jahre.
Texte und Bilder: E. Sturm

Butzbach erscheint 773, Bad Vilbel 774 (Lorscher Besitz) und im gleichen Jahr „Tidenheim“, das heutige Bad Homburg v. d. Höhe. Das Kloster Honau im Elsaß erlangte 778 Besitz in Schotten, das Kloster Lorsch wiederum 785 solchen in Pfungstadt sowie 788 in Lich und Rödelheim (Frankfurt).

Daß so viele Schenkungen an Klöster bekannt sind, liegt einmal daran, daß die Klöster nicht nur Träger der Mission, sondern auch der Kolonisation und Kultur waren, zum andern daran, daß in den Klöstern die Urkunden sorgfältig gehütet wurden. Im übrigen muß man bezweifeln, ob die Klöster in jedem Fall ihre verbrieften Besitzrechte ausüben konnten. Oft standen diese nur „auf dem Papier“ – zur Freude der späteren Historiker und Freunde von Jubiläumsfeiern.

790 werden Höchst bei Frankfurt und Großen-Linden bei Gießen sowie 791 Oberursel (Lorscher und Fuldaer Besitz) genannt. 794 folgt dann Frankfurt/Main, das in diesem Jahr 1994 seine 1200-Jahr-Feier begeht, also urkundlich gerade fünfzig Jahre jünger ist als Fulda. In einer Urkunde Karls des Großen vom 22. Februar 794 zur Einberufung einer Reichssynode erscheint es als „Franconfurt“. Es ist aber sicher älter, und einige heutige Stadtteile werden schon vorher erwähnt.

Die Städte des 9. und 10. Jahrhunderts

Ende des 8. Jahrhunderts werden Usingen als Fuldaer und 799 Grünigen bei Gießen als Lorscher Besitz genannt. Alle anderen hessischen Städte treten erst im 9. Jahrhundert in den Urkunden auf. Um 800 werden Bad Wildungen, Borken und Treysa in Schenkungen an Hersfeld und Wanfried in einer solchen an das Bistum Würzburg aufgeführt. 806 kam Großauheim an das Kloster Lorsch, 810 Nidda an Fulda. Anlässlich einer von Fulda aus erfolgten Kirchweihe im Jahre 812 tritt Lauterbach in die Geschichte ein. Zwischen 808 und 816 erscheint Flörsheim, 815 Mühlheim a. Main, 832 folgen Lampertheim, Sprendlingen und Hadamar. Lorscher Urkunden nennen zwischen 830 und 850 Rüsselsheim und Kelsterbach sowie 834 Langen bei Offenbach.

Aus der Zeit um 850 stammen je eine Schenkung an Fulda in Wetter bei Marburg und in „Tezelenheim“, dem heutigen Windecken. Kelkheim folgt zwischen 852 und 880, Biebrich bei Wiesbaden in einer Fuldaer Schenkung von 874. 897 tritt Wetzlar ins Licht der Geschichte.

Um 900 hat Fulda Salmünster erworben, das 909 zum erstenmal erwähnt wird, während das benachbar-

te Bad Soden erst 1190 urkundlich auftaucht. Das gleichfalls in fuldischem Besitz befindliche Steinau a. d. Straße wird um 950 genannt, während das benachbarte Schlüchtern im vergangenen Jahr 1993 die Tausendjahrfeier der Klostergründung begehen konnte. Im Jahre 913 wird der Königshof Kassel als „Chassella“ (= Kastell?) in zwei Urkunden genannt. Aussteller war der in der Fuldaer Stiftskirche begrabene erste deutsche Wahlkönig Konrad I. Er stammte aus dem Grafengeschlecht der Konradiner, die im 906 erstmals erwähnten Weilburg ihren Sitz hatten. Weitere Ersterwähnungen im 10. Jahrhundert haben wir für die Städte Limburg und Groß-Gerau (910), Herbörn (914), Helmarshausen (944), Melsungen (973), Eschwege (974), Offenbach (977) und Korbach (980).

Das 11. und 12. Jahrhundert

Alle anderen hessischen Städte kommen in den Urkunden erst nach dem Jahre 1000 vor. Im Jahre 1000 selbst erscheint Camberg b. Limburg, 1011 Herbstein als „Herbrahteshusen“ in der Grenzbeschreibung des fuldishes Forstes Zunderhart. Es folgen Bad Orb (1064), Homberg/Ohm (1065), Alsfeld (um 1076), Hofgeismar (1082), Lorch/Rhein (1085), Rüdeshaim (1090) und Erbach (1095). Auch Darmstadt und Schwarzenborn im Knüllgebirge gehören der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an.

Das 12. Jahrhundert beginnt mit Idstein (1102), Waldeck (1120), Eppstein (1122), Lindenfels im Odenwald (1123), Dreieichenhain (1228), Büdingen und Arolsen (1131), Marburg und Hatzfeld (1138). Es folgen 1142 Neukirchen bei Ziegenhain und Neckarsteinach, 1143 Hanau und Immenhausen, 1144 Ziegenhain, 1146 Kirchhain, 1155 Volkmarsen, 1159 Runkel/Lahn, 1160 Bad Nauheim, 1162 Homberg/Efze, 1166 Ortenberg b. Büdingen, 1169 Dieburg und 1170 Rotenburg/Fulda. 1182 erscheint Naumburg bei Wolfhagen, 1191 Bad Soden/Taunus, 1192 Friedrichsdorf (damals „Dillingen“), 1194 Battenberg, 1196 Biedenkopf und 1197 Gießen zusammen mit Tann/Rhön.

Urkundlich dem 13. Jahrhundert gehören folgende hessische Städte an: Königstein/Taunus und Schweinsberg (1215), Friedberg (1216), Rauschenberg (1219), Gemünden/Wohra 1223, Witzenhäusen (1225), Waldkappel (1226), Kronberg/Taunus (1230), Wolfhagen (1231), Sontra (1232), Spangenberg (1235), Wächtersbach und Babenhausen (1236), Mengershausen (1239), Frankenberg/Eder (1243) und Braunfels (1246). In der zweiten Hälfte des 13.

Jahrhunderts folgen Niedenstein b. Kassel (1254), Dillenburg (1255), Hofheim/Taunus (1263), Frankenu (1266), Neustadt bei Marburg und Grebenstein (1272), Reinheim bei Dieburg (1276), Hessisch-Lichtenau (1289) und Liebenau bei Hofgeismar (1293). Wir sehen daran, daß die meisten hessischen Städte urkundlich bis zu fünfhundert Jahre jünger sind als Fulda.

Die jüngsten Städte

Als Nachzügler kommen noch Trendelburg (1303), Hirschhorn/Neckar (1317), Rosenthal b. Frankenberg (1327), Gersfeld/Rhön (1350) und Bad Schwalbach (1352). Großalmerode taucht gar erst 1516 in Urkunden auf, während die beiden Hugenotten-Siedlungen Neu-Isenburg und Karlshafen („Siburg“) 1699 gegründet wurden. Aus historischen Gründen habe ich den Zustand vor der Gebietsreform zugrunde gelegt. Doch die Reform von 1972 hat sich die Lage manchmal verschoben, indem Städte umliegende Landgemeinden aufgenommen haben, die urkundlich älter sind als die Kernstadt, wodurch man das Stadtjubiläum natürlich herausrücken kann.

Weggelassen habe ich sieben „Titularstädte“ im Waldecker Land, ein hessisches Kuriosum. Es waren „Zwergstädte“, die zwar den Titel „Stadt“ führten, aber rechtlich als Landgemeinden behandelt wurden und inzwischen eingemeindet oder zusammengeschlossen wurden: Freienhagen und Sachsenhausen (zu Waldeck), Landau (zu Arolsen), Alt-Wildungen (zu Bad Wildungen), Fürstenberg und Sachsenberg (zu Lichtenfels/Hessen) und Rhoden (Hauptort von Diemelstadt).

Neben den Städten gibt es natürlich noch eine Reihe Dörfer, die in Urkunden früh erwähnt werden, es aber nicht zu „städtischen Ehren“ gebracht haben. So wird Geismar bei Fritzlar schon 723 in Zusammenhang mit der Fällung der Donareiche durch Bonifatius erwähnt. Als weitere Beispiele aus der Zeit nach 744 nenne ich folgende Orte, in denen noch vor dem Tod des Fuldaer Gründerabtes Sturmius († 779) Schenkungen an das Kloster Fulda gemacht wurden: Mardorf, Roßdorf, Ebsdorf, Großseelheim, Nieder-Ofleiden und Rausch Holzhausen bei Amöneburg, Wollmar bei Battenberg, Londorf bei Gießen, Salzböden und Albshausen bei Wetzlar, Aumenau und Selters bei Limburg und Kalbach bei Frankfurt. Weitere Orte kann man in Stengels Urkundenbuch nachlesen. 777 kam Lang-Göns an das Kloster Lorsch, 779 Niederaula an Hersfeld und 782 Echzell wiederum an Fulda. Im Großraum Fulda wer-

den neben Hünfeld lediglich Rasdorf und Soisdorf (780/81), Altengronau (780) und Elm (795) vor dem Jahr 800 genannt. Dazu kommt noch der Fuldaer Stadtteil Bronnzell, der in der Vita Sturmii für das Jahr 778 als „Zelle, wo die Fliede in die Fulda mündet“, bezeugt ist.

Zum Schluß sei noch einmal betont, daß die erste urkundliche Erwähnung oft wenig aussagt über das wahre Alter einer Siedlung. Die Ausgrabungen der Archäologen sprechen da meist eine ganz andere Sprache, was ja auch bei der Stadt Fulda der Fall ist.

Nachtrag: Neue Städte in Hessen

Ich hatte bei dieser Übersicht u. a. das 1957 herausgekommene „Hessische Städtebuch“ von Erich Keyser zugrunde gelegt, das aber nicht mehr den letzten Stand wiedergibt. Nun erhielt ich durch freundliche Vermittlung von Herrn Winfried Raabe, Wiesbaden, vom hessischen Innenministerium eine Übersicht über die neueste Entwicklung. So erhielten folgende weitere hessische Gemeinden inzwischen Stadtrechte: Heusenstamm, Walldorf (heute Mörfelden-Walldorf), Lorsch (Stätte des berühmten Klosters von 764), Dörnigheim (fuldische Schenkung, heute Maintal), Griesheim, Baunatal, Raunheim, Bergen-Enkheim (heute Frankfurt), Schwalbach am Taunus, Eschborn, Karben (fuldische Schenkung), Hattersheim, Dietzenbach, Taunusstein, Oestrich-Winkel, Steinbach/Taunus, Lollar, Pohlheim bei Gießen, Bruchköbel, Vellmar bei Kassel, Heringen (um 1015 als fuldischer Besitz erwähnt), Solms, Aßlar, Rodgau, Obertshausen, Rödermark, Bad König im Odenwald (um 820 als „Quinticha“ an das Kloster Fulda gekommen), Langenselbold und zuletzt Weiterstadt. In Ober-Ramstadt, Groß-Bieberau und Breidenstein (heute Stadt Biedenkopf) wurden frühere Stadtrechte wieder zum Leben erweckt.

Außerdem wurde zwanzig Gemeinden im ehemaligen Großherzogtum Hessen-Darmstadt als Wiedergrutmachung der Titel „Stadt“ wieder zuerkannt, der ihnen in der NS-Zeit durch den damaligen Reichsstatthalter aberkannt worden war, darunter auch die früher schon genannte ehemals fuldische Stadt Herbstein. Dazu gehören – außer einigen schon im Hessischen Städtebuch genannten – noch folgende Orte: Allendorf a. d. Lumbda, Grebenau, Kirtorf (als „Glene“ 917/18 an Fulda gekommen, heute zur Stadt Alsfeld), Lißberg (heute zu Ortenberg), Münzenberg (mit fuldischer Vergangenheit), Neustadt (heute zu Breuberg im Odenwald), Ober-Rosbach (fuldische Schenkung 884, heute Rosbach v. d. Höhe), Reichelsheim/Wetterau (mit fuldischer Vergangenheit), Romrod, Staufenberg (Fuldaer Lehen) und Wenings (heute zur Stadt Ge-

Der vierte Fuldaer Abt Eigil (818–22) mit Mönchen und Bauleuten. Kupferstich von Raphael Sadeler aus dem Jahre 1714. Eigil war ein Verwandter (Nefte?) des Fuldaer Gründers abtes Sturmii und schrieb kurz vor dem Jahre 800 dessen Lebensbeschreibung, aus der das genaue Gründungsdatum des Klosters Fulda bekannt ist. Er vollendete die Ratgarbasilika und erbaute die Fuldaer Michaelskirche, in der er auch beigesetzt wurde. Im Fuldaer Kloster wurde er als Seliger verehrt und sein Todestag am 15. Juni als Fest begangen.

Die Verse unter dem Kupferstich lauten (hochdeutsch):

Eigil steht da, als wenn er eben/zu den Steinmetzen sagen wollt:/Ihr sollt den Hammer recht aufheben,/kein Augenblick Ihr feiern sollt.

Dies Haus gehört Gott! Eilt, liebe Meister, so kommt Ihr bald zum Aufrecht-Wein (Richtfest),/den – nicht ohne Liebe (Leib?) – die reinen Geister/zum Brot Euch werden schenken ein.

dern). Einige von ihnen hatten nicht einmal eintausend Einwohner und waren lediglich „Titularstädte“. Normalerweise werden bei heutigen Stadterhebungen, die

Der heilige Aegil auf einem Edlen Bayer Abbt zu Fulden.



*Aegil sieht da, als man er eben
zu den Steinmetzen sagen wollt:
Ihr sollt den Hammer recht aufheben,
kein Augenblick ihr feiern sollt.*

*Dies Haus gehört Gott! Eilt, liebe Meister,
so kommt ihr bald zum Aufrecht-Wein,
den – nicht ohne Leib – die reinen Geister
zum Brot euch werden schenken ein.*

aber nicht automatisch, sondern nur auf begründeten Antrag erfolgen, mindestens zehntausend Einwohner vorausgesetzt.

Wie ein Fuldaer Gastwirt sich vom Ärger befreite

Glücklich derjenige, der die unschätzbare Gabe besitzt, den Ärger, wie ihn der Alltag manchmal so mit sich bringt, auf humorvolle Weise abzureagieren, wie das ein Fuldaer Gastwirt älteren Semesters in solchen schwierigen Situationen zu tun pflegte. Er war mit einem Beamten einer in Fulda ansässigen Behörde in einen ernsthaften Konflikt geraten, der Gastwirt behauptete, daß der Beamte aus purer Bequemlichkeit und auch aus einer gewissen Abneigung gegen seine Person, die von ihm vorgelegten Eingaben ungewöhnlich lange liegen ließ. Da eine Beschwerde anscheinend auf kein fruchtbares Erdreich gefallen war, stand sein Entschluß fest, sobald als möglich die langsam hochgehenden Wogen durch einen harmlosen Scherz wieder zu glätten. Dazu sollte sich ihm eine glänzende Gelegenheit bieten.

An einem heißen Sommertage betrat eine Bäuerin aus der Rhön die Gaststube, um ihren quälenden Durst an dem köstlichen Naß der Union-Brauerei zu löschen. Müde und matt von dem Pflastertreten verharnte sie zunächst in völligem Still-schweigen. Nur zuweilen warf sie neugierige Blicke in den Raum und musterte die zahlreichen Gäste. Allmählich aber löste der Alkohol ihre Zunge, und sie ließ sich mit dem freundlichen Gastwirt in ein Gespräch ein. Dieser erfuhr dabei zu seiner hellen Freude, daß sie nach Fulda gekommen sei, um einen „Fuilenzer“ zu kaufen (was zu gut deutsch: Liegestuhl heißt). „Wesse se“, meinte sie, „wir Bauerslüt honn kei Ziet zum Uisruhe, des könne me erscht, bemme im Sorch lieche. Äwer weil dies Möbelstöck so modern is, hot min Mann gesort, me wolle ons au eins in onser god Stubb ställ“.

Weil sie nicht ortskundig war, bat die Frau den freundlichen Wirt, ihr das beste Geschäft am Platze anzugeben. Das paßte alles in den Feldzugsplan des Fuldaers, der die Gelegenheit für gekommen erachtete, die ihm vermeintlich zugefügte Ehrenkränkung auf scherzhafte Art zu sühnen. Still vergnügt notierte er auf einen Zettel die Adresse der Behörde und die Zimmernummer des Beamten und versah die Angaben mit seiner schwungvollen Unterschrift. Der Frau gegenüber bemerkte er, an dieser Stelle könne sie einen preiswerten und erstklassigen „Fuilenzer“ kaufen.

Die Frau war hocherfreut, dankte, zahlte und tat, was man ihr geraten hatte. Als der Name des Gastwirts an das Ohr des Beamten klang, erriet er sofort, daß er das Opfer eines Scherzes geworden war und schoß in der ersten Zorneswallung wütend von seinem Sitz empor. Klugerweise beherrschte er sich dann aber, damit die Frau nichts merkte. Mit erzwungener Ruhe erklärte er der Bäuerin, daß der gute Wirt sich geirrt habe, was ja menschlich sei, und gab ihr die genaue Adresse des besten Fachgeschäftes in der Stadt an.

Damit wäre eigentlich die Angelegenheit erledigt gewesen, wenn sie nicht ein gerichtliches Nachspiel gehabt hätte. Denn der Wirt mußte eine empfindliche Geldbuße an die Stadtkasse wegen Beleidigung eines Beamten zahlen. Lachend sagte er seinen Stammgästen: Ich bleche gern das Sümmchen, da ich aus der Anzeige erkannt habe, daß der von mir geführte Hieb gesessen hat.

Aber bald leistete sich unser Spaßmacher einen zweien Streich, nur mit dem Unterschied, daß dieser ganz inkognito ausgeführt wurde. Eines Tages war ein wettergebräunter bekannter Orgeldreher sein Gast, der Hunger und Durst und in seinem Geldbeutel tiefe Ebbe hatte. Der Wirt sah die Gelegenheit zu einem neuen Scherz und versprach dem Orgeldreher das Beste aus seiner Küche und seinem Keller, wenn der vor einem bestimmten Fenster des Amtes eine Stunde lang das Lied spiele: „Wenn ich dich sehe, muß ich weinen!“ Der Musikant ging auf den Vorschlag nur zu gerne ein, aß und trank sich satt und machte sich dann an die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe. Natürlich öffnete sich alle fünf Minuten das Fenster, und dem Drehorgelmann wurde befohlen, die Ruhe nicht zu stören. Aber dieser hielt notgedrungen aus, bis die Stunde vorüber war. Dafür durfte er sich anschließend in der Wirtschaft nochmals den Bauch füllen und sich sogar einen Schwips ansaufen.

Josef Diegelmann, Welkers

Fuldaer Fürstabt krönte Papst

Von Dieter Lucas, Nidderau

Seit einigen Jahren ist — im Zeichen der europäischen Verständigung — die italienische Stadt Como Partnerstadt von Fulda. Vielfältige Kontakte sind in den letzten Jahren zwischen den beiden Städten, die manche Gemeinsamkeiten haben, aufgenommen wurden. Viele Bürger von Fulda waren schon in Como, viele Bürger Comos in Fulda. Man kann auch in Fulda in einem Restaurant „Como“ und in Como in einem „Ristorante Fulda“ speisen.

Interessant ist es aber wohl, daß es bereits eine Verbindung zwischen Fulda und Como aus dem 17. Jahrhundert gibt. Damals hat ein Fuldaer Fürstabt den aus Como stammenden Benedetto Odescalchi zum Papst gekrönt!

Benedetto Odescalchi war im Jahre 1611 in Como geboren worden. Er gilt als einer der bedeutendsten Päpste seiner Zeit. In seinem persönlichen Leben war er schlicht und einfach, ja anspruchslos, aber großherzig gegen Arme und Notleidende. Zu dem Konklave, der Papstwahl nach dem Tod von Papst Clemens X., war auch der damalige Fürstabt von Fulda, Kardinal Bernhard Gustav Markgraf von Baden-Durlach, nach Rom gekommen. Bernhard Gustav war eine der interessantesten Persönlichkeiten im Deutschland des 17. Jahrhunderts. Geboren als Sohn des Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach, war er als Kind eines protestantischen Für-



Papst Innozenz XI. (Benedetto) Odescalchi.

sten Patenkind des schwedischen Königs Gustav Adolf. Im Jahre 1660 konvertierte er jedoch und wurde katholisch. 1667 trat er in das Kloster Fulda ein und wurde Benediktiner. Der junge Mönch erlangte bald hohe Würden. 1671 wurde er Fürstabt von Fulda, später auch Abt von Kempten.

Dank seiner guten Verbindungen zum Kaiserhaus schickte ihn Kaiser Leopold I. als seinen Gesandten nach Rom. Bernhard Gustav war inzwischen von Papst Clemens X. zum Kardinal ernannt worden. So nahm er an dem Konklave, der Papstwahl, nach dessen Tod teil. Aus diesem Konklave nun ging Benedetto Odescalchi als neuer Papst Innozenz XI., hervor. Entsprechend alter Tradition setzte Kardinal Bernhard Gustav von Fulda in seiner Eigenschaft als Erster der Kardinaldiakone dem Neugewählten die Tiara auf. So hat der Fuldaer Fürstabt den aus Como stammenden Kardinal zum Papst gekrönt, sicher eine interessante Tatsache auf dem Hintergrund der heutigen Städtepartnerschaft!

Lange sollte Bernhard Gustav jedoch nicht mehr leben. Kurz nach seiner Abreise aus Rom — er hatte dort die bedeutende Barockkirche S. Susanna als Titelkirche inne — erkrankte er. Im Alter von erst 46 Jahren starb er im Jahre 1677 auf Schloß Saaleck bei Hammelburg. Entsprechend der Sitte seiner Zeit ließ er sein Herz in der Kirche der Franziskaner in Hammelburg begraben, seine Eingeweide wurden nach Kempten, sein Leichnam aber nach Fulda gebracht. Das aufwendige Grabmal des Fürstabtes wurde wie so viele andere beim Dombau des Johannes Dientzenhofer zu Anfang des 18. Jahrhunderts zerstört. In seiner „historia Fuldensis“, einer Geschichte Fuldas, aus dem Jahre 1729 hat es uns jedoch Johann-Friedrich Schannat als Stich übermittelt.



Grabmal des Fuldaer Fürstabtes Bernhard Gustav Markgraf von Baden-Durlach (beim Domneubau entfernt).

Fuldaer Miniaturen

Von Karl Schäfer, Hannover

Die Stadt

Die Stadt meiner Jugend war im ersten Viertel dieses Jahrhunderts ein vergleichsweise stilles Gemeinwesen von etwa 20000 Einwohnern, zuzüglich eines Storchepaares, das alljährlich auf einem Dach in der Nähe des Gesellenhauses seine Jungen aufzog und in den Feuchtgebieten vor den Toren ein gutes Auskommen fand.

Das barocke Kulturerbe der einst reichsunmittelbaren Stadt war weniger bekannt und erschlossen als heute, die Armut schaute aus manchem Fenster, dafür waren die Außenbezirke noch nicht über die Felder und die Hänge hinaufgebrochen. Dort hausten noch Molche und Frösche in den Tümpeln und Hirschkäfer in dem Mulm alter Bäume. Daraus folgt, daß man nicht alles zugleich haben kann.

„Muttersprache, Mutterlaut
Wie so wonnesam, so traut!“

Zugegeben, die hessisch-fränkische Mundart dieser Region klingt dem nordischen Ohr, als führe ein Müllerwagen über die Brücke, aber ich fühle mich wieder zu Hause, wenn ich sie höre. Wie wurde mir warm um das Herz, als Anno 1985 auf dem Alsfelder Hessentag taufische Mädchen den Kantus der fuldischen „Nation“ anstimmten, der – zum allgemeinen Verständnis ins Hochdeutsche übersetzt – also lautet:

„Siehst du nicht die Säu im Garten,
Wie sie scharren, wühlen,
Wie sie große Löcher machen
In die gelben Rüben?
Spitz, komm raus,
Beiß sie in die Füße.
Sie fressen mir die Kohleraben
Und das ganze Gemüse.“

Solche Übersetzung scheint wohl vonnöten, denn ich habe oft erfahren, daß Fremde – auch Fremde genannt – beim Hören unserer übrigen Mundart den hilflosen Blick von Schwerhörigen annehmen oder sich an die Gestade des Gelben Flusses versetzt fühlen.

Unsere Scholarchen bemühten sich zwar mit gewissem Erfolg, uns das Hochdeutsche zu lehren, aber der Akzent blieb zumeist. Vor mehr als drei Jahrzehnten sagte ich deshalb dem Bundesarbeitsminister Storch bei einer Besichtigung: „Ich mein“, Sie mößte uis Foll sei!“, was er lachend zugab.

Nach der zweiten Völkerwanderung könnte sich diese herzerfrischende Mundart aus dem städtischen Raum in die hintere Rhön zurückgezogen haben. Das wäre schade.

Frühe Jahre

Erste Erinnerung Sommer 1910, Ausflug der Eisenbahner mit Sonderzug nach Gelnhausen, vorbei an einem Gemäuer, das sie ehrfürchtig die Kaiserpfalz nannten, zu einem schattigen Biergarten, eine Musik spielte, ich lief zwischen den Tischen herum und fand nicht mehr zurück, wurde zum Podium gebracht, Tusch, ein Musiker hob mich hoch, kleiner Junge preisgünstig abzugeben, die Mutter holte mich zurück.

In den sonstigen ersten Erinnerungen überwiegen Geschrei und, wie konnte es damals anders sein, monarchisch-militärische Begebenheiten.

27. Januar 1910. Kaisers Geburtstag. Das 2. Kurhessische Feldartillerieregiment Nr. 47 stand auf dem Domplatz zur Parade angetreten, die Kanoniere an den Geschützen, Säbel über dem rechten Unterarm präsentierend, der Kommandeur galoppierte vor die Front und hielt die übliche unverständliche Ansprache, das „Heil Dir im Siegerkranz“ ertönte, eine festlich gestimmte Menschenmenge stand längs der Paulusalley, darunter meine Mutter mit ihrem Dreijährigen. Urplötzlich schoß die auf dem Michaelsberg stehende Batterie Salut, und wenn auch der tiefe Schnee den Schall wie in Watte verpackte, genügte er doch, mich tief zu erschrecken. Die Menge schaute mißbilligend ob der Störung der Weihestunde, meine verlegene Mutter führte ihren laut brüllenden Sprößling eilig fort.

Ein Jahr danach. Die Mutter brachte mich in den Kindergarten im evangelischen Gemeindehaus, um mir etwas Gutes anzutun. Freundliche, junge und adrette Diakonissinnen in blau-weiß gestreiften Blusen und mit schwarzen Häubchen betreuten uns liebevoll, wir bekamen blaue Schürzen an, spielten mit

Bauklötzen, faßten uns an den Händen und sangen „Der Kaiser ist ein lieber Mann und wohnt in Berlin. Und wär' es nicht so weit von hier, so führ' ich einmal hin“. Aber das Ganze war mir zu unmännlich, ich kündigte bald, sehr zum Kummer meiner Mutter.

Weihnachten 1912 bescherte dem entzückten Fünfjährigen die erste Eisenbahn, mit einer Lokomotive mit Aufziehfeder, dazu den üblichen bunten Teller, garniert mit leckeren Marzipanschweinchen. Der gefräßige älteste Bruder erbot sich arglistig zur Ausgestaltung des Spiels, seine ungewohnte Herablassung verblendete mich. Er lud die Schweinchen auf einen Güterwagen, redete dabei wie ein Magier, der von seinen Tricks ablenkt, und fuhr sie zum „Schlachthof“, während ich begeistert in die Hände klatschte. Dort schlachtete er die rosigen Tierchen. Daß er sie unter der vorgehaltenen Hand auffraß, merkte ich erst hinterher und erhob das zweite bewußte Geschrei meines jungen Lebens.

Die Motorisierung war um 1910 noch in den Anfängen. Es dürfte kaum mehr als ein halbes Dutzend Autos in der Stadt gegeben haben. Zu ihnen gehörte die gewaltige Maschine des Eisengießereibesitzers Schneider, bei dem wir in der Heinrichstraße zur Miete wohnten, ein offener Wagen, riesige Scheinwerfer, Gangschaltung außen, Rücksitze erhöht über ein Treppchen zu erreichen. Der Fahrer trug eine enganliegende Kappe und eine große Staubbrille. Herr Schneider griff meine Schwester und mich bei Kohlhaus auf dem Marsch Richtung Frankfurt auf, vermutlich wollten wir auswandern, verlor uns und fuhr uns, die wir stolzgeschwellt hoch oben vom Rücksitz auf die gaffende Menge blickten, donnernd nach Hause. Eines Sonntagnachmittags, es mag 1912 oder 1913 gewesen sein, lud mich der Nachbarssohn Karl Diegelmann zu einem Spaziergang mit seinen Eltern ein. Der Weg führte über den Petersberg zu den Künzeller Tannen. Dort tranken die Eltern ihr Bier, wir Kinder bekamen das übliche Glas „Quatsch“, Himbeersirup mit Wasser. Auf dem Heimweg begegnete uns ein Bauer auf seinem Ackerwagen. Er rief Vater Diegelmann etwas zu, worauf dieser die Arme hochwarf und seine Frau bitterlich weinte. Der älteste Sohn Heinrich war gerade bei einer Kahnfahrt am Fuldawehr zu Ziegel in den Fluß gefallen und ertrunken. Bezeichnend, wie sich diese Nachricht ohne Funk und Fernsprecher wie durch Urwaldtrommeln in Windeseile verbreitete. Wir Sechsjährigen verstanden nicht recht, hörten aber immerhin auf zu albern und trotteten stumm hinterher. Als wir in die Heinrichstraße kamen, standen die Leute dicht an dicht in Gruppen vor ihren Häusern, kamen herzu und sprachen den leidgeprüften Eltern ihre Anteilnahme aus, ein Zeichen nachbarschaftlicher Verbundenheit, die wie so vieles 1914 anscheinend für immer unterging.

Ein Gemeinwesen, in dem jeder von jedem weiß und an seinem Ergehen teilnimmt, hat aber auch seine Schattenseiten.

Da war der alte Sturm, der als Junge Anno 1866 in Erwartung der Preußen durch die Straßen rannte und rief: „Sie komme, sie komme im Sturm!“ Das hing ihm sein Leben lang an, besonders weil er auf diesbezügliche Frozeleien ansprach. Wenn der Hochbetagte mit seinem schwarzen Radmantel durch die Straßen ging, riefen die Kinder „Sie komme, sie komme“ und rannten quiekend und schreiend davon, wenn er sie in ohnmächtiger Wut verfolgte.

Der Dipeleutnant ging als Kesselflicker von Haus zu Haus, stets eine Sammlung rasseler Töpfe auf dem Rücken, ein verschlossener Mann, von dem man sagte, er sei in besseren Tagen Offizier gewesen. Von ihm hielten die Kinder respektvollen Abstand.

Auch bei körperlichen Gebrechen bewies das Volk nicht immer den gebührenden Takt. Ein bedauernswerter Mitbürger, der den Kopf stark nach einer Seite geneigt trug, hieß das Wasseruhr – Wasserrohr –, weil er an einen Menschen erinnerte, der sich bemüht, Wasser aus dem Ohr zu schütteln.

Meine älteren Brüder und ihre Freunde nahmen mich bisweilen zu ihren Streifzügen in die Umgebung mit. Außerhalb der Stadt, seitab von der Straße nach Künzell, lag in einem Geländeeinschnitt der Schingdall, die Abdeckerei, ein finstere Gelände, in dem finstere Gestalten werkten und zu dem manchmal ein

Kastenwagen fuhr, aus dem Pferdebeine in die Höhe ragten. Mein zum Sadismus neigender älterer Bruder warnte mich, zu nahe heranzugehen, dort seien schon öfters kleine Jungen verschwunden, und er hielt mir einen Vortrag über die Herstellung von Seife. Seitdem schlug ich um diesen Ort einen großen Bogen.

Ein Weiher, an dem die Brüder und ihre Kumpane sich oft herumtrieben, verlockte mich zum Schlittern, ich brach durch das dünne Eis, die Brüder zogen mich triefnaß heraus, zündeten aus Gestrüpp ein Holzfeuer an, drehten mich davor herum wie ein Ferkel am Spieß, bis ich leidlich trocken war, und drohten mit schrecklicher Senge, wenn ich zu Hause etwas verriet. Die kopfschüttelnde Mutter bemerkte nur, daß Strümpfe und Schuhe klamm waren, als sie sie auszog, und fragte nicht weiter.

Als Nachkömmling betrachteten mich die Brüder als eine Art klebrigen Ungeziefers und nahmen mich nur gezwungenermaßen mit. Das wurde anders, als ich Weihnachten 1913 ein Signalhorn, keine Kindertröte, sondern eine echte Trompete aus schwerem Messing erhielt. Ich konnte darauf zwar nur das Infanteriesignal zum Angriff blasen: Kartoffelsupp, Kartoffelsupp . . ., aber das genügte, mir bei der Bande eine angesehene Stellung als Hornist zu verschaffen, den sie für ihre Kämpfe in anderen Stadtvierteln brauchten; denn beim Einbruch in die feindliche Stellung war die moralische Wirkung einer schmetternden Trompete eine ungeheure. Seitdem hatte ich ausgesorgt, mochten andere die Schmutzarbeit leisten, ich blieb.

Unweit von unserer Wohnung in der Heinrichstraße lag das Emaillierwerk (historische Schreibweise: Emailirwerk) von Bellinger, aus dessen Toren am Feierabend eine unübersehbare graue Masse von Arbeitern quoll und sich in Stadt und Umgebung zerstreute. Das Bellingerwerk gab so vielen Frohschaffenden der Region Arbeit und Brot, u. a. durch die Herstellung emaillierter Nachttöpfe, so daß ein geflügelter Spruch besagte: „Hä geht ins Bellingersch on mecht Nachtdpeperche.“ Die Emailiertechnik war damals sehr gefragt, das Plastikzeitalter lag noch in weiter Ferne. Wie die ersten Afrikaforscher des vorigen Jahrhunderts in den entlegensten Negerhütten bereits die bunten Bilderbögen des Gustav Kühn aus Neuruppin vorfanden, so folgten ihnen besagte Nachttöpfe auf dem Fuße, den Kongo und den Nil hinauf, wobei die Naturvölker allerdings dem schlichten Design nach europäischem Geschmack das bunte mit Palmen und Paradiesvögeln bei weitem vorzogen.

(Wird fortgesetzt)



Der Glockenturm von Lüdermünd mit seiner schönen, barocken Schweifkuppel beherbergt zwei relativ kleine Glocken, von denen die größere 1578 vermutlich von dem Fuldaer Meister Sigmund Arnold gegossen wurde. Die kleinere trägt keinerlei Inschrift (vgl. Text rechts).
Bild: E. Sturm

Fuldaer Miniaturen

Von Karl Schäfer, Hannover

Ostern 1913 begann das erste Schuljahr in der altersschwachen evangelischen Volksschule am Kaiser-Friedrich-Platz mit der üblichen Zuckertüte. Am 27. Januar 1914 zu Kaisers Geburtstag betraten die Erstkläßler – sonntagsangetan – das Klassenzimmer mit dem altersschwarzen, ewig nach ranzigem Öl riechenden Holzfußboden, dem großen, bullernden Kanonenofen in der Ecke, mit der vom Mief kleiner Jungen und nasser Kleider geschwängerten Luft und fanden es seltsam verwandelt. Das Katheder prangte im Schmuck von Blumen und Tannenreisern. Dahinter stand der Herr Lehrer Schmidt mit aufgezwiebeltem Schnurrbart nach Art des Monarchen, blickte blitzenden Auges in die Runde und hielt „zack, zack!“ eine vaterländische Ansprache, die unser mäßiger Verstand noch nicht begriff. Hauptsache, es war schulfrei. Wir schmetterten das „Heil Dir im Siegerkranz“ und schwirrten auseinander wie ein Schwarm Spatzen.

Ein halbes Jahr danach verabschiedete sich unser Lehrer Schmidt, schon in schimmernder Wehr; denn er war Leutnant der Reserve, wie es sich gehörte, und verschwand in der großen Schlacht.

Wegen des kriegsbedingten Lehrermangels wurden wir zeitweise mit der entsprechenden Mädchenklasse zusammen unterrichtet, selbstverständlich säuberlich bankreihenweise voneinander getrennt. Die Mädchen – Teufel, dein Name ist Weib – kokettierten mit uns, daß es eine Art hatte, zum Kummer ihres Lehrers Sohl, der schon zu alt war, ein Gewehr zu tragen. Die Verführungskünste der „Gänse“ scheiterten an unserem ernsthaften Bildungsstreben, sehr zur Freude des guten Sohl, der uns den Langhaarigen als leuchtendes Beispiel vorzuhalten pflegte.

Im übrigen war Herr Sohl ein milder, freundlicher Mann. Er spielte auf der Geige vor, und wir sangen seine Lieblingslieder „Prinz Eugen“ und „Als die Preußen marschierten vor Prag“.

Danach wurden wir wieder reine Jungenklasse und bekamen den robusten, schwarzbärtigen Lehrer Rosenstock. Er war ein Mann im besten Landsturmalter, aber die Obrigkeit mochte wohl befunden haben, daß er besser uns verhaften sollte statt Franzosen. Das tat er denn auch ausgiebig in Fällen von Dummheit und Insubordination. Da er aber dabei seinen Sohn Heinz (den späteren Zahnarzt Dr. Rosenstock) nie ausließ, wurden seine Exekutionen wohl oder übel als rechtens befunden.

Herr Rosenstock war daneben Lehrer an der Molkereifachschule zu Fulda, die landesweit einen guten Ruf gehabt haben muß. Vier Jahrzehnte später war ich Gast bei dem Direktor einer Molkerei im Raum Verden. Da hing an der Wand das übliche Gruppenfoto im Großformat, erste Reihe kniend, zweite Reihe sitzend und dritte Reihe stehend, darstellend den Jahrgang 1912 der Molkereischule, in ihrer Mitte der alte Rosenstock. Mein Gastgeber war des Lobes voll über die Molkereischule und ihren Lehrer.

Ostern 1917 wurde ich nach der üblichen Prüfung in die Sexta der Oberrealschule aufgenommen, erhielt eine grüne Schülmütze und fühlte mich fortan zu Höherem berufen.

Krieg

Die Sommerferien 1914 verbrachte meine Mutter mit mir bei den Verwandten in Siegen. Am 1. August kam meine Cousine nach Hause und sagte: „In der Zeitung steht: Die Würfel sind gefallen.“

Damit endete für Europa ein Zeitalter, das später von den Alten das goldene genannt wurde. Gemessen an dem, was danach bis zum heutigen Tag kam, erscheint diese Bezeichnung durchaus berechtigt.

Wir erreichten Fulda gerade noch, bevor der Eisenbahnverkehr für Zivilisten eingestellt wurde, und kamen in der Bahnhofstraße zu der unvorstellbaren Begeisterung zurecht, von der die Massen ergriffen waren, ganz anders als in den Septembertagen 1939, als die Menschen vom Kriegausbruch wie gelähmt waren und viele das finis Germaniae voraussahen.

Jeder war bemüht, sein Scherflein zum Sieg beizutragen. Mein Vater verwahrte ein hauchartig eingefetztes Gewehr 98 in seinem Schrank, vermutlich ein illegales Relikt aus seiner Dienstzeit als Gardegrenadier. Diesen Schießprügel, länger als ich, mußte ich

keuchend zur Sammelstelle schleifen. Er trug dazu bei, die Halbwüchsigen zu bewaffnen, die zusammen mit bärtigen Landsturmmännern an allen Brücken und kriegswichtigen Gebäuden Wache gegen potentielle Saboteure standen und dabei gelegentlich Löcher in die Luft schossen oder die das sagenhafte Goldauto anhalten sollten, das angeblich mit einem Millionenschatz von Frankreich nach Rußland oder umgekehrt unterwegs war und nie gesehen wurde.

In der blechernen Vollwandbrüstung der Straßenüberführung nach Niesig über die Gießener Bahnstrecke befand sich noch jahrelang ein Loch, das ein solcher Untersoldat beim Spiel mit dem Gewehr hineingeschossen hatte und das wir als Reliquie und Erinnerung an eine große Zeit noch lange ehrfürchtig bestaunten.

In diesen Tagen trieb ich mich zumeist an der Verladerrampe in der Bahnhofzufuhrstraße herum und beobachtete, wie das Feldartillerieregiment Nr. 47 verladen wurde, wie die Kanoniere und Fahrer die Geschütze, Protzen und Troßfahrzeuge auf die Runnenwagen schoben, verkeilten und verzurrten. Dazwischen und danach hielten Tag für Tag zum Verpflegungsempfang lange Züge an der Rampe, über und über geschmückt mit Eichenlaub und Blumen, mit Aufschriften in Kreide wie „Jeder Schuß ein Ruß, jeder Stoß ein Franzos, jeder Tritt ein Brit“. Übermütige Soldaten ließen die Beine aus den Güterwagen baumeln, turnten auf den Wagendächern herum und sangen die Hits jener Tage: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“ und „Frankreich, ach Frankreich, wie wird es dir ergehen, wenn du die deutschen Soldaten wirst sehen . . .“

Einmal sah ich an einem Wagenfenster einen Offizier, der mich mit tieftraurigem Gesicht voller Tränen anblickte, sei es, daß er auch so einen kleinen Jungen zurücklassen mußte, sei es, daß er wußte, wohin die Reise ging.

Da bekam ich den Schimmer einer Ahnung, was Krieg in Wahrheit bedeutet, und ich habe mich später oft daran erinnern müssen, besonders ein Vierteljahrhundert danach, als ich selbst im grauen Rock verladen wurde.

Zunächst kamen Siege über Siege, Hunderttausende von Gefangenen, Fahnen, schulfrei für gewonnene Schlachten. Die Siege wurden bald weniger, immer mehr Menschen gingen in schwarzer Kleidung, die Fuldaer Zeitung war voller Anzeigen mit dem Eisernen Kreuz und dem schwarzen Rand: „Auf dem Felde der Ehre gefallen“. Gelegentlich berichteten Weitgereiste, daß man hinter Frankfurt in stillen Nächten bei Westwind von Verdun her das unaufhörliche Rollen des Trommelfeuers vernehmen könne. Aber letztlich überstieg das große Grauen unser kindliches Fassungsvermögen, der Krieg war ja weit weg, und wir wandten uns wieder unseren Spielen zu.

Im Sommer 1914 ermordeten im Niesiger Wald drei Zigeuner, die Brüder Ebender, den Förster Romanus, der sie beim Wildern ertappt hatte. Den Ort der Tat, ein düsterer Waldweiher hinter dem Gerloser Häuschen, betrat man lange Zeit nur mit Granen.

Die Tat erregte die Stadt sehr, war doch seit Menschengedenken Ähnliches nicht geschehen. Besonders uns Jungen brachte sie schwere Träume, da die Täter flüchtig waren. Aber als der Krieg ausbrach, war das Ereignis bald vergessen, nun, da der Tod im großen umging.

Kriegspalmsontag, Konfirmation in der evangelischen Kirche am Viehmarkt. Der siebzehnjährige Sohn des Ermordeten, kriegsfreiwilliger Artillerist, wurde eingeseignet und erschien im grauen Rock, in Kanonenstiefeln, Schleppsäbel, weinend, weil sein hartherziger Batteriechef kein Zivil genehmigt hatte. Wir Kleinen bewunderten und beneideten den jungen Kriegshelden; eine Granate riß ihm den Kopf ab, gerade daß er in die große Schlacht gekommen war.

Die Brüder Ebender aber wurden bei dem Versuch gefaßt, die holländische Grenze zu überschreiten, und nach dem damaligen alttestamentarischen Rechtsbrauch zum Tode verurteilt und enthauptet.

(wird fortgesetzt)

Fuldaer Miniaturen

Von Karl Schäfer, Hannover

Lesefreuden

Mit der Fähigkeit zu lesen wuchs das Interesse am gedruckten Wort und Bild. Für die ersten Leseübungen dienten alte Nummern der Leipziger Illustrierten. Aus ihnen war z. B. zu erfahren, daß die Königin von Sachsen mit einem Geigenvirtuosen durchgebrannt war und daß im Balkankrieg die bulgarische – oder war es die serbische? – Artillerie ihre Kanonen von Kühen ziehen ließ.

Meine Eltern hielten die Wochenzeitschrift „Die Feierstunden“, aufgemacht wie die Gartenlaube: Fortsetzungsromane – Karl May veröffentlichte hier seine ersten Ergebnisse –, Berichte vom Zeitgeschehen mit Holzschnitten und Stahlstichen, Rätsel- und Witzecke. Sie wurden jahrgangsweise gebunden und viele Jahre lang ge- und zerlesen, mit Vorliebe bäuchlings auf dem Teppich liegend und einen der heimischen saftigen Äpfel schmatzend, die es heute nicht mehr gibt.

Die Papierflut floß damals halt noch recht dünn. Die gebildeten Stände lasen neben der Tageszeitung etwa die „Woche“, Freigeister die „Jugend“, Offiziere den „Simplizissimus“ und freuten sich, wenn dieser wieder einmal den Gardeleutnant karikierte. Die Masse beschränkte sich meist auf die lokale Tageszeitung und hatte ja auch wenig Zeit zum Lesen, mußte sie doch zehn und mehr Stunden am Tag, auch samstags, hart arbeiten, die Neuigkeiten kamen im übrigen sowieso mündlich über den Gartenzaun oder von Fenster zu Fenster.

War die Fuldaer Zeitung auch unverzichtbares Zubehör zum Frühstück und zur Arbeitspause, so mußte sie doch ertragen, daß sich neckt, was sich liebt. Man erzählte sich, der Kronprinz habe eines Nachts in seinem Sonderzug die Stadt passiert. Darauf habe die Zeitung gemeldet: „Heute Nacht fuhr Seine Kaiserliche Hoheit Kornprinz Wilhelm ... usw.“ und am nächsten Tag den bedauerlichen Druckfehler berichtet, es müsse natürlich Knorprinz heißen. Danach habe sie es aufgegeben. Die ganze Geschichte war wahrscheinlich eine Verleumdung eines ehrenwerten Blattes.

Der Durchbruch in das weite Feld der Literatur geschah mit der Entdeckung der Bücherei des Eisenbahnvereins. Sie war samstags für Vereinsmitglieder und ihre Angehörigen geöffnet, befand sich im Eingangsgebäude zum Ausbesserungswerk und wurde von Herrn Swoboda, einem grauhaarigen Pensionär, gewissenhaft verwaltet.

Unterhaltung und Wissen wurden im ersten Viertel dieses Jahrhunderts noch fast ausschließlich durch Bücher vermittelt. Spätere Generationen, die von Rundfunk, Fernsehen und Film zum Überdruß gesättigt sind, können sich kaum mehr vorstellen, wie erregend damals für einen jungen Menschen das erste Eindringen in die damals noch so überschaubare Bücherei war, es war wie die Entdeckung eines fremden Erdtells.

Die Eisenbahnerbücherei war überraschend umfangreich und vielseitig. Natürlich nahm entsprechend den Interessen des Benutzerkreises die sogenannte Trivalliteratur einen großen Raum ein. Da waren sämtliche Bände von Karl May, die als unseriös von öffentlichen Bibliotheken nicht geführt wurden, die Erstausgaben von Jules Verne in Großformat mit vielen Holzschnitten, Walther Scott, Charles Dickens, Rider Haggard, Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch, um nur einige zu nennen, zumeist wohltemperiert und wohlstandige Inhalte, aber spannend und verständlich, und das war schließlich die Hauptsache. Es gab auch einen Giftschrank mit Büchern politik- und sozialkritischen Inhalts, die auf irgendeinem Index standen, nach heutigen Begriffen wohl recht harmlos und überlebt, die der gute Herr Swoboda vertrauenswürdigem Erwachsenen mit Verschörmerei unter dem Tresen zuschob. Wir Knaben erhielten natürlich nur Bücher ad usum delphini.

Ich konnte den Samstag kaum erwarten. Manchmal saß das etwa vierjährige Enkeltöchterchen des alten Swoboda auf der Türschwelle und wollte mich heiraten. Das war recht peinlich. Ich wollte mich nicht so früh binden, mochte es aber auch nicht mit dem Großvater verderben. So mußte ich warten, bis sie ihre Gunst dem nächsten zuwandte, schlüpfte hinein und eilte spornstreichs nach Hause, wenn der knickeri-

ge Swoboda mir ein Buch für die Woche zugeteilt hatte. Das war bei schlechtem Wetter wenig genug, aber ich konnte ja mit Freunden tauschen.

Wenn ich heute an die damalige Bücherei des Eisenbahnvereins denke, wird mir warm ums Herz. Vieles, was ich hinter mich gebracht habe, möchte ich nicht noch einmal erleben. Aber ich gäbe etwas darum, wenn ich noch einmal in den alten Scharteken blättern könnte. Sie haben mein Leben nachhaltig geprägt.

November achtzehn

Am 9. November 1918 sah ich, mit der Fleischzuteilung nach Hause gehend, die ein knappes Fleischgericht jede Woche ermöglichte, an einer Hauswand das historische Extrablatt mit der Abdankung des Kaisers. Die Nachricht traf mich wie ein Schlag, gehörte ich doch zu der Kriegspartei, was man einem Elfjährigen nachsehen sollte. Ich hatte den Wurm im Gebäck nicht gewahrt und fest an den Endsieg geglaubt. Es vergingen keine zwei Jahre, da nahm ich wie so manch gestandener Politiker das Recht auf jederzeitige freie Meinungsänderung in Anspruch und folgte einer Bewegung, die die ganze Menschheit umarmte. Pantha rei, sprach Heraklit, alles fließt.

Vorher ging aber der Rückzug der Großen Armee vor sich. Es regnete und regnete. Den ganzen November bis in den Dezember hinein rollten die pferdebespannten Trosse Tag für Tag und Nacht für Nacht von der Frankfurter Straße her durch die Stadt, durch die Leipziger Straße nach Osten.

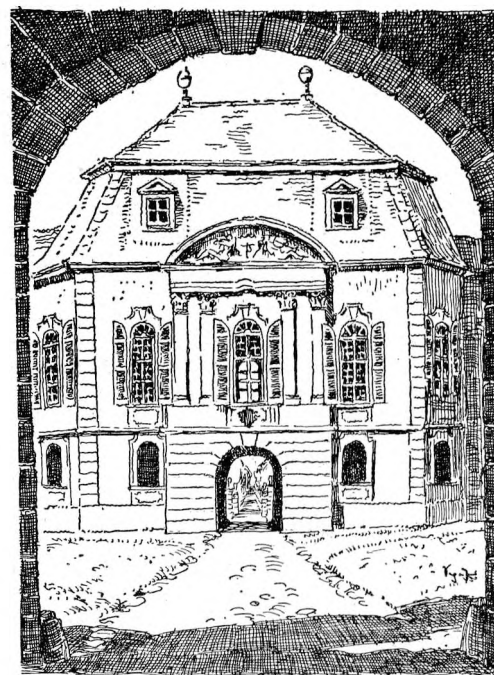
Das Rattern der eisenbereiften Räder auf dem Kopfsteinpflaster nahm uns in unserer Wohnung am Eingang zur Buttlarstraße den Schlaf. Selten hörte es auf, und wir dämmerten ruhig ein, da kam von der Paulusallee her wieder das Rattern einer neuen Kolonne. Der Schmutz der Landstraße, den die Fahrzeuge an den Rädern mitbrachten, lagerte sich im Dauerregen als zäher, schwarzer Schlamm an den Rinnsteinen ab und schwappte mit der Zeit auf die Bürgersteige. Ab und zu trottete eine Streife des Soldatenrats auf dem Bürgersteig einher, Etappensoldaten, krumm wie die Fiedelbogen, das schirmlose Krätzchen im Nacken, Mantelkragen hochgeschlagen, Gewehr mit der Mündung nach unten über die Schulter gehängt, Hände tief in den Manteltaschen. Man sah den Leuten an, daß sie sich selbst nicht leiden konnten.

Ich war von dem Anblick der Trosse enttäuscht und wartete vergeblich auf die Krieger. Das also waren unsere Helden! Ich begriff nicht, daß die Fronttruppen per Bahn zu ihren Standorten fuhren und nur die Trosse auf den Landweg geschickt wurden. Nur einmal lebte ich auf, als eine schwache Infanteriekompanie, Trommeln und Pfeifen vorneweg, im Gleichschritt durch die Straße marschierte. Dann noch einmal ein Zug Ulanen mit schwarzweißem Fähnlein an den Lanzen, aber das mochte eine Stabswache gewesen sein; denn Lanzenreiter als Kampftruppe waren ja schon längst zum Anachronismus geworden.

Doch das waren nur kurze Episoden, die den Marsch der Trosse unterbrachen. Manche Tröcknechte fuhren ihren Wagen an die Seite, verkauften die abgetriebenen Pferde an die Bauern und schlugen sich in die Büsche. Die Käufer hatten aber keine Freude an dem Erwerb; denn nachdem sie die Pferde herausgefüttert hatten und wieder eine Art Ordnung eingekehrt war, nahm die Obrigkeit sie ihnen wieder weg.

Einmal fuhr eine dampfende Feldküche in den benachbarten Hof, den Kessel voll wunderbar duftender Bohnensuppe mit Speck. Der Küchenbulle hatte seinen Haufen verloren und gab die Suppe an die Zivilisten aus. Wir verhungerten Jungen rasten mit allen greifbaren Geschirren die Treppe hinab, schlugen uns den Bauch voll und träumten noch lange von dieser Orgie. Wer das Militär geringachtet, hat sicher nie als hungriger Knabe Bohnen oder Erbsen mit Speck aus einer Feldküche gegessen. Ein anderes Mal verkaufte ein Soldat von seinem Wagen herab frisches Kommißbrot für fünfzig Pfennig an die Menge. Das war ebenfalls ein Hochgenuß nach dem knapp bemessenen gallenbitteren Brot, das für Zivilisten mit Steckrüben- und Eichelmehl angereichert war und beim Schneiden zerbröckelte.

Als die Trosse und der Schlamm vorbei waren, kam das Feldartillerieregiment Nr. 47 auf dem Landmarsch in voller Ordnung blumengeschmückt zurück und



Adolphseck.

Zeichnung: Karl Schäfer

wurde am Bonifatiusdenkmal im Auftrage des Magistrats von Forstmeister Emmelhainz würdig begrüßt.

Mein älterer Bruder Emmel hatte sich am 8. November bei der Infanterie in Hanau zum Kriegsdienst zu melden, packte munter sein Köfferchen, trabte pfeifend zum Bahnhof und wurde am anderen Tag wieder nach Hause geschickt, der Krieg war aus. Der älteste Bruder Ernst war da schon über ein Jahr draußen und rannte als Strippenzieher durch das Trichterfeld um sein Leben. Bei der Musterung hatte er sich geschämt, daß er zur Nachrichtentruppe, einem Etappenhafen, wie er glaubte, gezogen war und kam deshalb mit dem bei Rekruten üblichen Anstecker zurück, auf dem „Schwerer Reiter“ stand. Ich strich um ihn herum, bewunderte glühend des Kaisers Kürassier und sah ihn im Kürass und hohen Stulpenstiefeln. Irgendwann im November kam er nachts verlaust und verdreckt aus dem Felde zurück. Der Vater ließ ihn erst gar nicht ein, führte ihn in die Waschküche, verbrannte seine Sachen und ließ ihn sich gründlich scheuern. Zu den Leiden des Krieges suchte schließlich noch die Spanische Grippe, gegen die es damals kein wirksames Mittel gab, ganz Europa heim. Sie hinterließ in unserer Straße manche Lücke. Jungen und Mädchen, mit denen wir Tage zuvor noch munter gespielt hatten, vergingen im Fieber. Man sagte, die Epidemie habe mehr Opfer gefordert als der Krieg.

Mit dem Krieg gingen erst einmal Zucht und Ordnung verloren. Plünderungen und Aufstände waren an der Tagesordnung, eine hemmungslose Vergnügungssucht griff um sich. Die Jungen zwitscherten, wie die Alten sunten. Der Stehkonvent, der Gang des sogenannten Millionenviertels, fand in der Regel vor dem Café Hobeck, Ecke Leipziger Straße/Kurfürstenstraße statt. Zur Aufnahme in den engeren Kreis waren Mutproben zu bestehen. Beispielsweise galt es, in der Dunkelheit des Weges kommende Erwachsene von hinten anzuschleichen.

Ihre Schnelligkeit verdankten die kleinen Banditen ihren Turnschuhen. Es war die erste Auflage einer Turnschuhgeneration. Alles war halt schon einmal da, mit dem Unterschied, daß die Schuhe heute weiß mit blauem Besatz à jour sind, während damals die elegante Welt braun mit schwarzem Besatz trug.

Einer der Angreifer kam an den Falschen, einen jungen Arbeiter, der sich als besserer Sprinter erwie, ihn in eine Ecke drängte und den Leibriemen von der Hose zog, um den Übeltäter zu verschlen. Weil aber dadurch die Hose ihres Halts beraubt wurde und herunterfiel, mußte die Exekution unterbleiben! In den „Gefechtpausen“ rauchte man Schmidts deutschen Tee aus Tonpfeifen.

Wie es meistens zu gehen pflegt: die Alten und die Jungen wurden der Anarchie müde, eine neue Ordnung kehrte ein, die Bande löste sich auf, die Turnschuhträger wurden in der Folge wohlstandige Bürger, zum Minister brachte es keine. (Wird fortgesetzt!)

Fuldaer Miniaturen

Von Karl Schäfer, Hannover

Das Pennal

Die Oberrealschule zu Fulda, in die ich Ostern 1917 als Sextaner aufgenommen wurde, war wie die meisten höheren Schulen in Preußen-Deutschland eine gute Schule. Sie brachte die übliche Zahl tüchtiger und fähiger Honoratioren hervor. Sie wurde ob des Zwanges, den sie ihrer Bestimmung entsprechend auf ihre Zöglinge ausüben mußte, von diesen in den Entwicklungsjahren gefürchtet, bisweilen auch gehaßt, das ist so eine Art Naturgesetz, aber das gab sich schon in den oberen Klassen. Und für die Freiheit gab es die Bünde der Jugendbewegung.

Die unteren Klassen residierten in der ehemaligen Gendarmeriekaserne am Viehmarkt, die oberen in einem Flügel des Stadtschlusses, das von verlossener fürstlicher, reichsunmittelbarer Herrlichkeit träumte, nachdem Fulda zur Provinzstadt abgesunken war und dessen reiche barocke Ausstattung, von der niemand mehr wußte, noch unentdeckt hinter dem Putz und den Bretterwänden der Schulräume verborgen war. Die Einrichtung beider Schulgebäude entsprach der Finanzlage und dem Zeitgeist: ebenso wie in den Volksschulen altersschwarze, ranzig duftende Bretterfußböden, Kanonenöfen, abgewetzte, zerschnittene Bänke, Toiletten auf dem Hof, kein Anreiz für eine kraftstrotzende Jugend, solchen Pöfel auseinanderzunehmen. Von dem baulichen Komfort, den heute eine öffentliche Hand in ihrer grenzenlose Güte und Einfalt in Schulgebäuden und Kasernen walten läßt, statt sie aus Eisen herzustellen, war noch nichts zu ahnen.



Zeichenlehrer N. Kleineberg. Karikatur in einer Schülerzeitung. Text unter der Zeichnung: „Ihr Säusäcke, ihr Sonnenbröder, ihr Schäßbodenbesitzer, ihr Rotznasen, ihr Seeräuber, ihr Lausebengels, ihr Bombenschmeißer, ihr Anarchisten! Primaner wollt ihr sein? Indianer seid ihr. – Na, ich brauch' auch ja nächsts mehr zu sagen, ihr wäßt ja schon, ihr – Kerls.“

Archiv: K. Schäfer

An der Spitze der Schule stand der Olympier Direktor Joseph Machens, gerecht, unnahbar, imponierende Statur, daneben sein Vertreter und späterer Nachfolger im Amt, Direktor Otto Vollmer. Dieser gestrenge Herr ging in seinem Beruf auf wie kein Zweiter. Wem er wegen Faulheit und Dickfelligkeit „den Krieg erklärte“, wie er zu sagen pflegte, der nahm besser die bunte Schülmütze für immer vom Nagel.

Im unteren Rang residierte der Lehrer der Sextaner, Amandus Hohmann, ein freundlicher, gütiger Mann mit einem butterweichen Herzen. Da er außerdem Gesangsunterricht für alle Klassen gab, mußte er sich bisweilen gefallen lassen, daß die Rüpel vom Tenor und Baß grunzten oder durch die Nase sangen, wenn sie der Teufel ritt. Dann schüttelte Amandus verzweifelt das greise Haupt und gab ein schmerzliches „ts-ts“ von sich. Eines seiner Lieblingslieder nannten wir den Kanonensong:

„Goldne Abendsonne,
wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn.“

Zwischen diesen beiden Polen stand die übliche Zahl der etablierten Präzeptoren, unterstützt von einer fluktuierenden Gruppe von Assessoren und windigen Referendaren. Die Lehrkräfte waren wie überall, teils geliebt, teils gefürchtet, teils anregend, teils langweilig, ebenso verschiedene Charaktere wie Menschen einmal sind. Ich habe manchem von ihnen, dem ich in der Schule kritisch gegenüberstand, später innerlich Abbitte geleistet.

Als die jüngeren Lehrkräfte aus dem Krieg zurückkamen, erhielt der Schulbetrieb vorübergehend eine frischere Note, brachten sie doch einen Ruch von Pulverdampf und wildem Leben mit. Ein Unikum war der Studienrat Sauer, ein kleines, munteres Männlein, genannt „The little Fireman“. Er steckte voller Schnurren und war Kriegsgefangener in Sibirien gewesen.

Mit dem Ausbruch der russischen Revolution wurden die Kriegsgefangenenlager aufgelöst, die Gefangenen waren zwar frei, aber auch ohne jegliche Versorgung und mußten zusehen, wie sie durchs Leben kamen. Unser Sauer trat deshalb zunächst in die Omsker Feuerwehr ein und wurde nach manchen Verrichtungen letztlich eine Art Volkskommissar für das Bildungswesen.

Außenseiter in diesem Kreise der Pädagogen und trotzdem unverzichtbares Wahrzeichen der Schule war der Zeichenlehrer Nikolaus Kleineberg, von alters her aus unbekanntem Grunde Schorsch genannt. Da seine Noten nur platonischen Wert hatten, wurde er von Schülern und Kollegen nicht für voll genommen, obwohl er bei den Schülern überaus beliebt war; aber das tangierte ihn nicht, denn er war Stoiker, dazu klein, Bäuchlein, sommersprossig, rötlicher Spitzbart, rötlicher Haarflaum auf dem pigmentfleckigen Handrücken. Die Anekdoten über ihn waren Legion.

Schorsch rauchte außerhalb des Unterrichts ununterbrochen Zigarren, seinen sparsamen Bezügen entsprechend rechte Stinkadores. Er erhielt deshalb, das war Ehrensache, zum Namenstag am 6. Dezember von jedem jüngeren Schüler einen Nikolaus aus Schokolade und eine Zigarre. Die Zigarren rauchte er, die Nikolaäuse gingen an das Waisenhaus.

Schorsch trat in den Ruhestand, als ich schon die Schule verlassen hatte. Die ehemaligen Schüler kamen überein, ihn ganz groß abzufeiern, brachten ihm einen Fackelzug und veranstalteten im Bürgervereinsaal ihm zu Ehren einen rauschenden Kommerz, bei dem noch einmal die alten Geschichten aufgewärmt wurden und die Ehemaligen sich in humoristischen Schilderungen überboten. Schorsch saß still dabei und strich sich bisweilen lächelnd das Spitzbärtlein. Zu-



Schloß Bieberstein.

Zeichnung von Karl Schäfer, Hannover

Mittwoch den 24. Oktober, abends 7 Uhr
wird im Saale des Bürgervereins
von den Schülern der Oberrealschule gegeben:

EGMONT

Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen
von J. W. von Goethe.

Musik von Ludwig von Beethoven.
Unter gütiger Mithwirkung von Fräulein Annemarie Bollhauer,
Fräulein Lieselotte Kulpis und Fräulein Reil Schmieder.

Personen:

Margarete v. Parma, Regentin der Niederlande	Lieselotte Kulpis
Orat Egmont, Prinz von Osnabrück	Otto Osk
Wilhelm von Oranien	Herbert Herbert
Herzog von Alba	Alfred Oelzade
Ferdinand, sein Sohn	Winfried Antoni
Madame de Nemours, die Regentin	Ernst Müller
Richard, Egmonts Gekämmerer	Horst Edgar Meiner
Siva Gomez unter Alba dienend	Franz Meiner
Klauchen, Egmonts Oekobäbe	Paul Loh
Ihre Mutter	Annemarie Bollhauer
Brackenburg, ein Bürgersohn	Reil Schmieder
Jetter, Schneider	Herbert Kießer
Sosel, Kramer	Hans Wehner
Zimmermann	Karl Heilbach
Seidensieder	Max Will
Boyd, Soldat unter Egmont	August Martin
Ruyssum, Invalide und taub	Fritz Sennecker
Vansen, ein Schreiber	Erich Lohr
	Kurt Schultheis

Volk, Oekofo, Wachen usw.
Der Schauplatz ist in Brüssel.

Orchester: Die Kapelle des Reichwehr-Regiments Nr. 5
unter Leitung des Herrn Musikmeisters Hewers.

Leitung Herr Dr. Hans Mehlger. – Ausstattung und Ehrwürte Karl Schäfer.

Der Theaterzettel gilt als Eintrittskarte.
Der Reingewinn fließt der Schule zu. – Die Vorstellung beginnt
pünktlich um 7 Uhr. Während der Ouvertüre und des ersten Auf-
zuges bleiben die Saaltüren geschlossen. Pause nach dem 3. Aufzug.

Programm einer Egmontaufführung (192?) der Oberrealschule. Unter den Mitwirkenden u. a. ein Sohn des Oberbürgermeisters, Winfried Antoni, und Fuldas Ehrenbürger Max Will (als Bürger von Brüssel).

letzt trat er an das Podium und hielt aus dem Stegreif eine lange Rede so voller Ironie und tiefer Lebensweisheit, daß wohl mancher Zuhörer betroffen und nachdenklich wurde.

Es war immer mein unerfüllter Traum, Schüler der Hermann-Lietz-Schule auf dem ehemaligen fürstbischöflichen Jagdschloß Bieberstein in der Vorderen Rhön zu sein. Meist Söhne wohlhabender Eltern, führten sie hoch oben auf dem Berg mit weitem Blick über die Urlandschaft der Rhön anscheinend ein freies Leben voller Wonne in Kameradschaft mit ihren Lehrern und konnten handwerklich arbeiten. Ihre jugendbewegte Lebensführung zeigte sich in der Tracht: dunkelblaues Barett, Bundhose, Lodenumhang; das stach von unseren je nach Schularter halblangen oder langen Hosen und den schon etwas unzeitgemäßen, bunten Schülmützen vorteilhaft ab. (wird fortgesetzt)

Fuldaer Miniaturen

Von Karl Schäfer, Hannover

Wandervogel

Das Leben vieler junger Menschen im ersten Viertel dieses Jahrhunderts wurde von zwei gegensätzlichen Polen bestimmt, von der Schule und der Jugendbewegung, die im Wandervogel ihren ersten klassischen Ausdruck fand und aus eigener Kraft eine einzigartige und nicht wiederholbare Jugendkultur schuf. Die Schule mußte sein, das geboten Vernunft und Gesetz, welch erstere auch bei jungen Menschen vorhanden ist, wenn auch zu ihrem Glück erst in Ansätzen; so bleibt noch Platz für ihre Ideale.

Mancher fand aus seinem Jugendreich, das eben nur ein Reich für die Jugend ist, nicht mehr heraus und zerbrach an dem Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung. Die meisten traten jedoch in das bürgerliche Leben zurück, bewahrten aber zeitlebens die Erinnerung an das Glück ihrer Jugend als köstlichen Besitz. Wer aus jener Generation der Jugendbewegung fernblieb, kann nicht ermessen, was ihm entging.

Im Sommer 1918 „keilte“ mich der Freund meines älteren Bruders mit den Worten: „Hast du Lust, zu uns in den Wandervogel zu kommen? Wir treffen uns im Nest, wandern und singen, du würdest als Scholar eintreten, ich als Bachant führe die Gruppe, die anderen Bachanten sind im Feld.“ Scholar, Bachant, Nest, das klang wie aus einer anderen Welt. Natürlich fand ich mich im Nest ein, einem Altenteilerhaus auf einem Bauernhof in Neuenberg. Wir spielten in der Schlucht hinter dem Dorf, sangen mit heller Knabenstimme rauhe Lieder und stöberten in einer Büchekiste voller zerfledderter Reclam- und Inselbücher.

Es geschah eigentlich kaum etwas im Nest. Wer kann wissen, worin der Zauber der Jugend lag, der doch bis ins hohe Alter fortwirkte. War es die Kameradschaft, war es das ganz andere Fluidum gegenüber Elternhaus und erstarrtem Schulbetrieb? Es war wohl die Freiheit von allen Zwängen, aber keine Anarchie, denn die Bachanten hielten uns durchaus zur Ordnung an. Bei meiner ersten Fahrt warf ich mein Butterbrot-papier arg- und achtlos auf den Waldboden und merkte, daß die Augen der gestandenen Kameraden tadelnd auf mir ruhten. Der Führer der Gruppe vergrub das Papier und sprach: „Die Natur zu versauen, überlasse gefälligst den Zivilisten.“ Ich tat es mein Leben lang nicht mehr.

Bisweilen kam ein Wandervogelsoldat mit abgewetztem, grauen Rock in das Nest und vermittelte ehrfürchtig bestaunt eine Ahnung von der Front. Leutnant Leo Fritz kam am Stock und machte uns mit einem Bericht von der großen Schlacht gruseln, da er verwundet am Boden lag, die Sanitäter ihre Trage abstellten und sich zur Zigarettenpause hinbockten, weil es mit ihm keine Eile mehr habe, er sei doch bald hin; und dieses Mal, sagte der eine, bekäme er die schönen Stiefel. Leo, später Professor an der Technischen Hochschule in Hannover, verschonte der Krieg dieses Mal, im Zweiten Weltkrieg traf es ihn.

Die zentralen Erlebnisse waren die Wanderungen in die damals noch urtümlich und kaum erschlossene Landschaft von Rhön, Vogelsberg und Spessart oder gar die große Fahrt, die nach heutigen Maßstäben gar nicht so weit führte, aber sie war doch groß, denn sie wurde ja meist zu Fuß durchgeführt. Wir übernachteten im Zelt, in einem fremden Wandervogelnest oder in der Scheune eines wohlgesinnten Bauern.

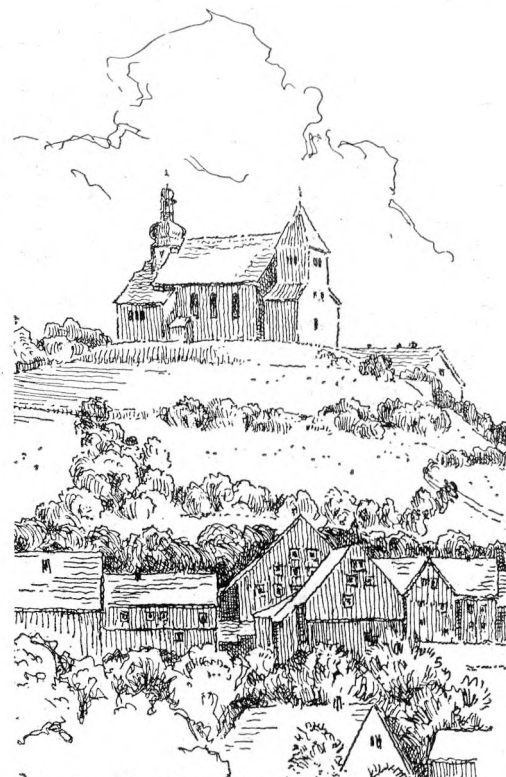
Es gab noch keine Jugendherbergen. Über das ganze Land breitete sich ein Netz von Nestern. Deren Lage und der jeweilige Schlüsselbewahrer waren durch die Gaublätter bekannt, und so holte eine hochbepackte Horde Schlüssel und Einweisung ohne besondere Formalitäten; denn die echten Wandervogel erkannten einander an untrüglichen Zeichen wie Mitglieder eines Ordens, schliefen im Nest für Gottes Lohn auf dem Stroh des Dachbodens und kochten ihren „Mampf“. Eine blitzsaubere Bleibe zu hinterlassen, war natürlich Ehrensache.

Solche Gruppen oder Einzelwanderer, die aus allen Teilen des Landes einflogen, um unser Nest zu besuchen, war für uns Jungen jedesmal ein Fest. Dann machten wir uns nützlich, schleppten Wasser und Feuerholz herbei und lauschten den Gesängen und den fremden Mundarten unserer Gäste. Die Gruppen wanderten wie unser Bund, der Altwandervogel, meist nach Geschlechtern getrennt, andere gemeinsam. Wenn das abartig schwarzweiß gefleckte Schwein unseres Bauern über den Hof lief und ein Junge aus einer bayrischen Gruppe rief: „Schau emol, Bärbel, die preißisch Stinksau!“, dann ahnten wir etwas vom Nord-Südgefälle.

Eines Tages kam mein Freund Eugen zu mir und sprach: „Komm mit ins Nest, da ist eine, wenn die spricht, da lachst du dich kaputt!“ Es war ein altes Mädchen aus Hannover, etwa fünfundzwanzig Lenze, das seine Wollstrümpfe stopfte. Wir stießen uns in die Rippen und veranlaßten sie mit geheucheltem Interesse, den Mund aufzutun. Sie tat es und seufzte: „O dieses ewige S-trümpfe-s-topfen!“ Da platzten wir los.

Zur Sommerwende zündeten wir einen mächtigen Holzstoß an, traten im Kreise zusammen, hielten uns bei den Händen und sangen das Weihelied der Burschenschaft „Flamme empor“. Danach sprangen die Älteren über das Feuer, auch paarweise, und für manche war es der Beginn eines Bundes fürs Leben. Während dann das Feuer niederbrannte, sangen wir die alten bittersüßen Volksweisen in die Nacht hinaus, denen die Heidelberger Wandervogelstudenten neues Leben gegeben hatten.

Die Wandervogelbünde entstanden im wesentlichen aus einem Protest gegen die erstarrte bürgerliche Gesellschaft des Kaiserreiches. Daher überlebten sie dessen Abgang nicht lange. Viele Wandervogel gingen in der Vielzahl der nach dem Kriege aufkommenden konfessionellen und politischen Jugendbünde – je nach Lust und Laune in solchen von ganz rechts bis ganz links – auf und unter und wirkten dort wie Sauerteig.

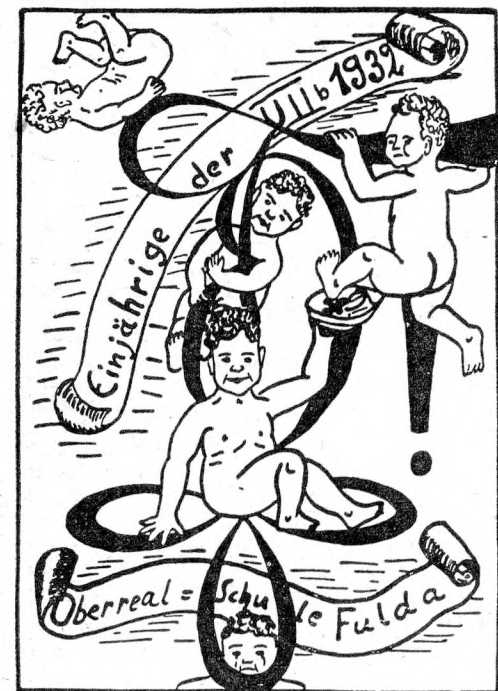


Petersberg. Zeichnung von Karl Schäfer

Aus der Asche der alten Bünde erhob sich noch einmal kraftvoll eine disziplinierte und romantische Bewegung, die Bündische Jugend, ein Zusammenschluß von Wandervögeln und Pfadfindern. Waren wir bis dahin als eine Art Edelanarchisten in individueller, zünftiger Kleidung ohne Tritt unseres Weges gezogen, so marschierten die Bündischen jetzt im Gleichschritt, in einheitlicher Tracht, sangen zackige Lieder und verkündeten in jugendlicher Anmaßung: „Und wenn auch die Erde im Weltall vergeht, es bleiben des Heeres Spuren.“

Die Bündische Jugend hätte zum Segen unseres Landes ein neues für alle Welt beispielgebendes Jugendreich schaffen können; aber sie wurde 1933 mit mehr oder weniger sanfter Gewalt der robusteren Massenorganisation der Staatsjugend einverleibt, in der sich des „Heeres Spuren“ doch verloren. Die Führer, die sich nicht integrieren lassen wollten, emigrierten oder wurden verfolgt.

Zu diesem Zeitpunkt war ich der Bewegung schon entwachsen.



Links: Jung Vogelsberger Höhenclub mit Jugendleiter Toni Heil an der Vemelsruhe am 1. November 1927. Folgende jugendliche Mitglieder sind noch bekannt: 2. Ernst Oechler, 4. Wendelin Erb (†), 5. Kurt Feldmann, 7. Otto Oechler (†), 8. Jos. Göller, 9. Erich Oechler, 10. Dompobst, 12. Jugendleiter Sepp. Herbert (†). Foto: Ernst Oechler, Buchholz.

Rechts: Einjährigkarte der Untersekunda b der Oberrealschule 1932. Eingesandt von F. Giesberg, Israel.

Fuldaer Miniaturen

(Schluß)

Von Karl Schäfer, Hannover

Sportsfreunde

Die Rodelbahn, die am Kloster Frauenberg begann und offiziell an der Kapelle des bischöflichen Friedhofs am Eichsfeld endete, hatte fast olympische Qualität. An schneereichen und frostklaren Winterabenden zogen bis Mitternacht vermummte Sportsleute in Scharen hinauf und rasten in Schußfahrt die Treppentrampen an der Pestäule vorbei die Frauenbergallee hinunter bis zur Kapelle, wo ein fürsorglicher Magistrat alle Winter vor der Verkehrsstraße einen Damm aufschüttete, den besonders schnelle Rodler lässig überspringen konnten.

Der rechte deutsche Mann und Einzelkämpfer rodelte bäuchlings – er machte einen „Bauchert“ – und überließ das Fahren zu mehreren den Vätern mit unmündigen Kindern und den blasierten Oberkläffern mit ihrem Harem.

Kam ich also mit hoher Anfangsgeschwindigkeit ab, so hüpfte ich wie ein Schanzenspringer über den Damm, glitt verträumt, Nase zwischen den Kufen, Richtung Paulstorf, Klirren von Ketten, links und rechts Hufstampfen sich aufbäumender Rösser; da war ich auch schon unter dem Bierwagen von Giesels Brauerei durch. Der Kutscher warf die Arme hoch und rief: „Du hast aber mehr Glück als Verstand!“ Das hatte ich wohl auch.

Wenn Schnee und Frost vergangen waren, wurde das Ziegeleigelande an der Buttlarstraße wieder interessant. Wir spielten dort ungestört Fußball bis zur Erschöpfung, der Laffendahn hatte resigniert, kamen schmutzig und abgekämpft nach Hause und mampften lässig einen halben Laib Brot.

Jedoch der Jüngling im gesetzten Alter hält wenig von diesen Belustigungen einer kindlichen Aktivität und neigt mehr zu passiver sportlicher Betätigung. In diesem Sinne waren Segelflug und Fußball unser Panier und Espenlaub, der kühne Flieger und Heiner Stuhlfaut, der lange Torwart vom 1. FC Nürnberg, unsere Idole.

Sooft es möglich war, pilgerten wir in den ersten zwanzig Jahren zur Wasserkuppe, der Geburtsstätte der Segelfliegerei. Die weißen Vögel lautlos durch die Lüfte schweben zu sehen, war ein ebenso überwältigendes Erlebnis, wie es wohl der erste Zeppelin vermittelt haben mag. Als das erste Flugzeug – es mag um 1922 gewesen sein – von der Wasserkuppe abhob und vier Kilometer weiter in Poppenhausen landete, war der Jubel unbeschreiblich. Die Segelflieger kamen aus aller Welt. Sogar die Sowjetunion, die doch gerade erst Revolution und Bürgerkrieg hinter sich gebracht hatte, sandte eine Mannschaft.

Sonntag nachmittags strömte eine Völkerwanderung über die Hornungsbrücke zum Sportplatz der Borussen an der Straße nach Sikkels. Dann konnte der ahnungslose Wandersmann erschrocken zusammenfahren, wenn bei einem Torschuß unvermutet aus dem Stadion der Urschrei der Menge wie Sturmgebraus in weite Fernen drang. Wenn die Fans riefen „Bräuter nie!“, bis der Favorit den Ball ins feindliche Tor „brettete“, oder wie der gestandene Sportjournalist anderntags in der Fuldaer Zeitung schrieb, „das Leder – oder die Pflaume – im Netz zapfelte.“ Die Fußballer waren damals noch Naturburschen und bezüglich starker Getränke toleranter als heute, weshalb es geschehen konnte, daß die verehrlichen Borussen nach einem gewonnenen Spiel blau wie die Veilchen waren; bisweilen auch nach Niederlagen.

Feste und Umzüge

An einem jener herrlichen sommerlichen Sonntagsvormittage, wie es sie später nie wieder gab, hieß mich der Vater den Bleye-Anzug anlegen und nahm mich mit in den Schloßgarten, wo sich der evangelische Männergesangsverein, der spätere Hofmannsche Männerchor, für das große Erinnerungsfoto bereitstellte, die Floravase und Orangerie im Hintergrund. Es war ein anderer Junge im Matrosenanzug da, der wurde vor der Sängerschaft postiert, auf den gekreuzten Beinen hockend mit dem üblichen Schild: zur Erinnerung usw. Ich war nur als Ersatzmann mitgenommen, als Schildknappe der Reserve, für den Fall, daß der andere unpaßlich wäre. Schade, daß er es nicht wurde, dann hinge vielleicht mein Jugendbildnis heute noch

in irgendeiner guten Stube, wo noch Tradition und Pietät zu Hause sind.

Bei uns hing das Bild noch lange. Vorne also der Schildhalter, dahinter sitzend die älteren Sänger, in der Mitte der stämmige Rektor Hofmann, grauer Spitzbart, geblühte weiße Weste, als Zeichen seines Amtes den Dirigentenstab in der Hand, daneben Vater Ludwig als Vorsitzender, die silberne Uhrkette sichtbar an der Westentasche hängend, dahinter stehend die jüngeren Sänger, in ihrer Mitte die Fahnenrotte im Gehrock mit Schärpe und mit Zylinder, der Fähnrich die Seidenfahne mit nerviger Hand umklammernd, beiderseits die Fahnenjunker.

Die Sänger waren eine verschworene Gemeinschaft. Krieg, Revolution, Unwetter, Eis und Schnee konnten sie nicht von der wöchentlichen Gesangsstunde abhalten. Sangesfreudig, arbeitsam und trinkfest erschienen sie in meiner Erinnerung untrennbar verbunden mit jenen altfuldischen Gaststätten, die an lauen Sommerabenden aus offenen Türen würzigen Bier- und Zigarrengeruch ausströmten und mit ihrer Duftspur die Sangesbrüder anzogen wie Blumen die nektarsuchenden Bienen. Die Lokale im weiten Umkreis waren ihnen bekannt, von Maberzell bis Tiefenruden. Die Sangesbrüder wußten, wo die Bratwürste am besten schmeckten und wo das Bier zwei Pfennige billiger war als anderswo.

Krönung des Vereinslebens war das Sommerfest am Gerloser Häuschen im Niesiger Wald. Eine erwartungsfrohe Menge jeden Alters und Geschlechts bewegte sich zu der Waldlichtung mit der uralten, turmhohen Fichte im Hintergrund, ein Tanzpodium war hier aufgeschlagen, Bierfässer waren vorausgerollt, die Tänzer walzten, und die Sänger priesen laut den grünen Wald und seinen Schöpfer. „Wir Kroppezeug“ machten uns abseits zu schaffen und schnitzten Rindenschnitzereien am Waldweiler.

Spät abends zog die Festgesellschaft müde und glücklich den langen Weg heimwärts, Musik voran, dahinter die Sänger in Schritt und Tritt mit ihren Frauen, die Kinder mit Lampions, das verliebte Jungvolk folgte weit abgeschlagen. Es wurde gesungen:

„Unser Katz' hat Junge, / Sieben an der Zahl.“

Der Sommer war die hohe Zeit der Umzüge. Nachdem der Spuk der Inflation wie ein böser Traum verflogen war, kamen einige friedliche Jahre. Die Wirtschaft blühte bescheiden auf, die Menschen konnten ihrer Arbeit nachgehen. Deshalb hatten sich die politischen Kampfverbände noch nicht wieder formiert, die Straße gehörte den bürgerlichen Vereinen.

Die Umzüge bewegten sich auf verschlungenen Wegen durch die Innenstadt, Paulusallee, Friedrichstraße, Bahnhofstraße usw. Welcher Verein den jeweiligen Umzug veranstaltete, war eigentlich unwichtig, das Ritual war immer gleich. Aus Solidarität und auf Gegenseitigkeit marschierten alle Vereine mit: Turner, Schützen, Sänger, Veteranen, Freiwillige Feuerwehr, Kunstradfahrer, Festwagen, Trommeln, Pfeifen, Musikzüge und die Kapelle Bionek.

Wir halbwüchsigen Besserwisser standen Spalier. Unser besonderes Augenmerk galt natürlich den Eh-

renjungfrauen, was kein Fühler verdammen wird. Wenn unsere Väter vorüberzogen, lächelten wir intellektuell und lästerten, prüften sie aber insgeheim auf richtigen Tritt und gerade Haltung und verglichen sie mit ihren Nebenmännern. Wenn der Schwanz des Zuges vorbei war, die Musik in der Ferne verklang und die Menge sich zerstreute, dann war es, als sei nichts gewesen, und die Langeweile des Sonntagnachmittags kehrte wieder.

Einmal im Jahre – ich weiß nicht mehr, ob am Verfassungs- oder am Reichsgründungstag – paradierte die Artillerieabteilung der Reichswehr auf dem Domplatz. Neben dem Kommandeur stand die Suite der Ehrengäste, Zivilisten im Gehrock, ehemalige Offiziere in den ordnungsgeschmückten Uniformen der alten Armee, darunter der hochragende Landrat Freiherr von Gagern mit Flügelhelm, blankem Kürass und Pallasch als kaiserlicher Kürassier. Die Abteilung zog im Schritt batterieweise aufgereiht vorüber, die Trompeten schmetterten, dumpf dröhnten die Kesselpauken, fuhren um den Dom herum, erschienen wieder von der Hinterburg her, vorbei im Trab, danach im Galopp. Es gelang nie, einen Patzer nachzuweisen, die Geschütze paradierten zentimetergenau ausgerichtet nebeneinander, eine zirzensische Meisterleistung.

Originale

In unserer Zeit der unnatürlichen Massengesellschaft und der Kontaktarmut haben sich die Lebensgrundlagen so geändert, daß kein Platz mehr für Originale zu sein scheint. Mag sein, daß es noch welche gibt, dann leben sie noch sehr im verborgenen. Damals war die Stadt reich an solchen Originalen, einige seien hier erwähnt.

Der Inhaber der Drogerie „Zum Krokodil“ war ein agiler Mann und in seinen amerikanischen Werbemethoden der konservativen Fuldaer Geschäftswelt voraus. Seine wöchentlichen Anzeigen, in der Fuldaer Zeitung zu lesen, waren eine reine Freude. Zum Beispiel in großer Schrift „DIEBE“. Der Leser wurde hellwach. „DIEBESTen Fotoabzüge fertigt Ihnen die Drogerie zum Krokodil!“ Peng!

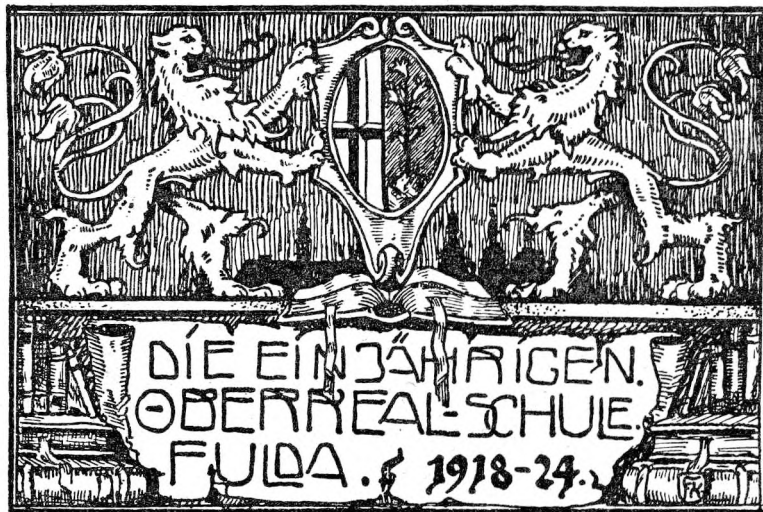
Dagegen war der Eisenhändler Alster noch vom alten Schlag. Dem Kunden, der weitschweifig seine Wünsche vortrug, schnitt der stets das Wort ab mit der Bemerkung: „Ich weiß alles!“ Er hieß deshalb auch allgemein der „Ichweißalles“. Ein väterlicher Freund betrat mit mir das Geschäft, um Türbeschläge zu kaufen. Sein Schulkamerad Alster empfing ihn mit den üblichen Worten. „Nischt weißte, du Rindvieh“, sagte mein Freund ärgerlich. Alster fühlte sich angesprochen und lächelte mild.

Die Jahre gingen vorbei. Von dem halben Hundert quirliger Sextaner, die Ostern 1917 antraten, waren Ostern 1926 sieben Primaner geblieben, die sich gemeinsam bei Vater Will im Hinterzimmer des Gasthauses zur Hinterburg auf das Abitur vorbereiteten, in den Arbeitspausen kühle Biere tranken und das Klavier „mißhandelten“ – „ich hab' das Fräulein Helen baden sehen, das war schön.“

Der alte Gotthard sagte mit grimmiger Genugtuung, wenn wir seiner Integralrechnung nicht die gebührende Achtung erwiesen: „Warten Sie nur, bald beginnt auch für Sie der Ernst des Lebens.“ Wir lächelten insgeheim über seine weisen Sprüche. Aber der Ernst kam wirklich. Doch das ist eine andere Geschichte.

Zur Erinnerung an den erfolgreichen Abschluß der Untersekunda – auch bis 1918 als „Einjähriges“ bezeichnet – gaben Schüler im Jahre 1924 die nebenstehende Karte heraus. Zwei kurhessische Löwen halten das Wappen der Stadt Fulda. Im Hintergrund die Silhouette der Stadt. Der Zeichner ist mit F. K. angegeben.

Bild: Ernst Oechler Buchholz.



Fuldaer Post- und Fernmeldewesen

Von Michael M o t t

Über die Fuldaer Post- und Fernmeldegeschichte hat Ernst Zeier in den Bubl. Jahrgang 1987, Nr. 3, 5, 9 und 10 berichtet. Besonders die darin enthaltenen persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen sind für die hiesige Postgeschichte eine willkommene Bereicherung. Jedoch bedürfen einige angeführte Daten und Fakten der Berichtigung. Die Mängel in technischer Hinsicht seien hier nicht angesprochen, da an dieser Stelle Erläuterungen darüber nicht sinnvoll erscheinen. Doch in anderen Fulda betreffenden Bereichen sollen zwei Anmerkungen zu den Punkten gemacht werden, auf die ich mehrfach angesprochen wurde.

I. Als zweite Kraftpostlinie im Bereich der Oberpostdirektion Kassel, zu der Fulda gehörte, wurde nach persönlicher Vorsprache von Bürgermeister Josef Bub (Poppenhausen) und Pfarrer Wilhelm Adam Ney (Dipperz) beim Reichspostministerium in Berlin, das daraufhin die Rentabilität prüfen ließ, am 1. August 1924 die Linie Fulda–Dipperz–Friesenhausen–Poppenhausen (zweimal täglich) und Poppenhausen–Bahnhof Lütter (einmal täglich) eingerichtet. Der Betrieb der ersten Linie im Fuldaer Land erfolgte mit einem 13-Sitzer mit Hinterradvollgummireifen, ein 7-Sitzer-Bus stand für Ersatzzwecke zur Verfügung. Der Fahrpreis Fulda–Poppenhausen betrug für die einfache Fahrt 1,90 Mark (10 Pf pro km), die amtliche Fahrzeit, die normalerweise ziemlich genau eingehalten wurde, betrug genau eine Stunde und 5 Min. (nicht 3 Stunden). Die erste Kraftpostlinie im Kasseler Bereich verkehrte zwischen Homberg/Efze und Wabern, dessen Postwagenführer Gerhard auch die hiesigen Kraftfahrer mit der „Fahrtechnik“ der neuen Fahrzeuge vertraut machte.

II. Am 20. Juni 1956 nahm das Fernmeldeamt Fulda ein „Nothauptamt“ (Doppelknotenamt) als Grundlage für die Einführung des Selbstwählferndienstes (SWFD) in Betrieb. Damit konnten im SWFD die Ortsnetze der Endämter Hilders, Tann, Wüstensachsen, Hünfeld, Rasdorf, Langenschwarz und Langenbieber selbst angewählt werden. Bis zum Ende des Jahres 1958 konnten alle Endämter der Knotenämter Fulda und Hilders aus dem übergeordneten Bereich der Zentralvermittlungsstelle Frankfurt automatisch angesteuert werden. Zugleich waren Bad Hersfeld und Kassel von Fulda aus im SWFD zu erreichen.

Am 25. April 1962 war Baubeginn für den technischen Trakt (Bauteil C) und den Bauteil B des neuen Fernmeldedienstgebäudes (FDG) im Hof hinter dem Postamtsgebäude Unterm Heilig Kreuz. Bereits ein Jahr später war Richtfest. Am 3. September 1965 um 8 Uhr wurde in diesem Gebäude die neue Hauptvermittlungsstelle (HVST) Fulda mit der Knotenvermittlungsstelle (KVST) in neuer Technik eingeschaltet. Nun waren die Voraussetzungen für einen Vollausbau im abgehenden SWFD geschaffen. Nach Umschalten anderer technischer Einrichtungen vom „alten“ Postamt in den Neubau, wie im Januar 1966 die Ortsvermittlungsstelle, wurde 1969 das alte Postamt, hauptsächlich wegen baulichen Unverträglichkeiten (z. B. Raumhöhe) mit der geplanten neuen Nutzung, abgebrochen. (Das „Fernsprechamt“ ist also nie in das neue

Postamt am Heinrich-von-Bibra-Platz verlegt worden. Dies wäre damals allein schon wegen der Erdkabelführung ein kaum zu lösendes Unterfangen gewesen. Es hatten im neuen Postamtsgebäude fernmelde-mäßig vorübergehend nur die Haupttelegrafienstelle und ein Teil der Ausbildungsstelle ihren Sitz.) Anstelle des abgebrochenen alten Postamtsgebäudes Unterm Heilig Kreuz wurde ein Verwaltungstrakt (Bauteil A) des Fernmeldeamtes errichtet, für den am 22. Oktober 1971 Richtfest gefeiert wurde. In der ersten Märzwoche 1973 konnte das fertiggestellte Gebäude bezogen werden. Damit war das 1962 begonnene Projekt „Fernmeldedienstgebäude – Unterm Heilig Kreuz 3–5“ abgeschlossen.

Der alte Pflüger

Zwei Ackerpferde vor dem Pflug,
die konnten sich gut fügen.
Ganz selten mit der Peitsche schlug
der Bauer einst beim Pflügen.
Im ruhigen Schritt
ging er stets mit,
es war ihm ein Vergnügen.

Fest hielt der Bauer in der Hand
die Zügel zu den Pferden.
Den Pflug lenkt er im Ackerland,
sah Untergang und Werden.
Das Streichblech zwang,
und stets gelang
der Umbruch aller Erden.

Dahin sind längst die Jahre schon,
die Zeit bleibt niemals stehen.
Nun ist der junge Bauernsohn
mit Traktor dort zu sehen.
Ein Mehrscharpflug
schafft schnell genug
das fast im Handumdrehen. Josef Brell

Fuldaer Reaktionen auf die Besetzung des Ruhrgebietes im Jahre 1923

Fuldaer Aktivitäten 1923 / Von Otto B e r g e

Zur Einführung

Gemäß den Bestimmungen des Versailler Vertrages (Artikel 428) waren die deutschen Gebiete westlich des Rheins einschließlich der Brückenköpfe Köln, Koblenz, Mainz und Kehl nach dem Ersten Weltkrieg durch Truppen der Siegermächte besetzt worden. Durch diese Maßnahme sollte sichergestellt werden, daß Deutschland die Bedingungen des Vertrags erfüllte. Als Deutschland wirtschaftlich nicht mehr in der Lage war, die Reparationszahlungen in vollem Umfang zu leisten, waren Ende 1922 Beratungen um Gewährung eines Zahlungsaufschubs ergebnislos verlaufen. Zudem hatte Deutschland die Lieferungen von Holz und Kohle nicht vollständig erfüllt.

Die von Frankreich betriebene „Politik der produktiven Pfänder“ sollte die Reparationsleistungen im Ruhrrevier sicherstellen. Daher besetzten französische und belgische Truppen am 11. Januar 1923 das Ruhrgebiet. Die Reichsregierung protestierte und rief die Bevölkerung im besetzten Gebiet auf, passiven Widerstand zu leisten. Anordnungen der Besatzungsmächte durften nicht ausgeführt werden. Die Arbeit in den Bergwerken und in den Industriebetrieben wurde eingestellt. Schiffe und Eisenbahnzüge nach Frankreich oder Belgien durften nicht abgefertigt werden. In eigener Regie sorgten nun die Besatzungsmächte für den Betrieb der Eisenbahnen und den Abtransport von Kohle, wozu insgesamt 87 000 Mann Militär und fast 11 000 Eisenbahner eingeschleust worden waren.¹

Um sich durchzusetzen, nahmen die Besatzungsmächte zahlreiche Ausweisungen und gerichtliche Verfolgungen vor. 41 800 Personen (mit Familienangehörigen 140 000 Menschen) wurden ausgewiesen, davon über 20 000 Eisenbahner und 9200 Beamte der Staats- oder Kommunalverwaltung. Die Besatzungsgerichte verhängten viele Freiheits- und Geldstrafen, sogar zehn Todesurteile (davon eins vollstreckt). Bei Zwischenfällen auf den Straßen wurden 132 Tote gezählt. Zum unbesetzten Reichsgebiet wurde eine Zollgrenze gezogen und die Ausfuhr von Kohle und Eisen nach dort verboten.

Der Ruhrkampf brachte viele Menschen in wirtschaftliche Not. Die Streikenden mußten mit Geld oder Naturalien versorgt und auch die Ausgewiesenen wirkungsvoll unterstützt werden. Daher wurden überall im Reichsgebiet Sammlungen von Geld und Naturalien durchgeführt.

Nach Walter Tormin „zeigte das deutsche Volk in der Abwehr der Ruhrbesetzung eine Einigkeit, die Erinnerungen an den August 1914 wachrief. Eine nationale Hochstimmung breitete sich aus.“² Ob dies auch für Fulda zutrifft, darf an Hand der nachfolgenden Mitteilungen sicherlich bezweifelt werden. Vielmehr kam es darauf an, bedrängten Menschen menschliche Hilfe und Unterstützungen zu gewähren, wobei auch nationale Töne mitklingen. Sympathiekundgebungen, Proteste und Resolutionen spiegeln die Stimmung der Fuldaer Bevölkerung wider.

Insgesamt ist die Ruhrbesetzung als ein sehr unerfreuliches Kapitel in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen anzusehen, das aber durch Ausklammern aus dem Geschichtsablauf nicht unge-

schehen gemacht werden kann. Vielmehr sollte eine Beschäftigung mit diesen unangenehmen Ereignissen und deren Folgen zu der Einsicht führen, daß sich Derartiges niemals mehr wiederholen darf.

Aus dieser Erkenntnis ist die nach dem Zweiten Weltkrieg – insbesondere auch durch Charles de Gaulle und Konrad Adenauer – grundlegende Politik des Friedens und der Freundschaft zwischen Deutschen und Franzosen hoffnungsvoll und zukunftsweisend.

Nun zurück nach Fulda in das Jahr 1923!

Trauerkundgebungen in den Schulen

Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung ließ am 11. Januar 1923 folgenden Erlaß an sämtliche Schulbehörden Preußens bekanntgeben (FZ vom 12. 1. 1923):

Für den Fall des Einmarsches fremder Truppen in das Ruhrgebiet sind in allen preußischen Schulen am letzten Tage dieser Woche die Schüler und Schülerinnen zusammenzurufen und auf den Ernst der Lage hinzuweisen. In dieser Stunde soll die Trauer unseres deutschen Vaterlandes überdiehm von neuem angetane Gewalt auch bei unserer Jugend zum Ausdruck kommen. Diese Feier gilt dem Schmerz und der Empörung über das Unrecht, das einem entwaffneten, wehrlosen, ehrlich um die Erfüllung der ihm auferlegten Bedingungen ringenden Volke durch die widerrechtliche Besetzung seines heiligen Heimatbodens geschieht. Sie gilt dem treuen Gedenken an die Volksgenossen im Westen, deren gehäufte Leiden unser aller Leid ist und der tiefen

Trauer nur um so fester in allen seinen Gliedern zusammenschließen wird. Sie gilt dem durch äußeren Zwang niemals zu erschütternden Glauben an die Heiligkeit des Rechts, an eine hellere Zukunft unseres in gemeinsamer Not um so opferfreudiger zusammenstehenden deutschen Volkes. Bei der Ansprache an die Schüler und Schülerinnen sind, dem Verständnis der Jugend entsprechend, die Kundgebungen des Reichspräsidenten, des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten in geeigneter Weise zu verwenden. Die Trauerkundgebung ist am Samstag in die dritte Unterrichtsstunde zu legen, danach ist der Unterricht zu schließen.

Wegen der Kürze der Zeit wird dieser Erlaß durch die Presse veröffentlicht.

Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung: Boelitz“.

Es ist anzunehmen, daß dieser Erlaß auch an den Fuldaer Schulen befolgt wurde.

Protest des Bischofs und Trauergeläute

In der Fuldaer Zeitung vom 13. Januar 1923 wurde eine „Bischöfliche Kundgebung“ veröffentlicht, in der der Fuldaer Bischof Joseph Damian zur Situation im Ruhrgebiet Stellung nahm. Die „Kundgebung“ hatte folgenden Wortlaut:

„Gegen den Einmarsch unserer unbittlichen Feinde in das wehrlose Ruhrgebiet, der eine Verletzung des Völkerrechtes und der Menschlichkeit und ein Bruch des ohnedies schon grausamen sogenannten Friedensvertrages von Versailles bedeutet, erhebe ich,

Bürger Fuldas!

Die sämtlichen Fuldaer Vereine veranstalten am Sonntag, den 15. April, einen

Protest- und Opfertag für die Rhein- und Ruhrhilfe.

Samstag, den 14. April, Hausammlung.

Sonntag, den 15. April, Straßensammlung.

11¹/₂—12¹/₂ Uhr Promenadenkonzert im Schloßgarten.

1.45 Uhr Aufstellung in der Kurfürstenstraße zum

Protestzug

(Bahnhof-, Rhabanus-, Schloßstraße, Paulussallee, Wilhelm-, König-, Kanal-, Karl-, Markt- u. Sriedrichstr.) Auf dem Domplatz

Massenversammlung

Rede des von den Franzosen ausgewiesenen Herrn Landtagsabg. Polizeipräsidenten Stieler aus Gelsenkirchen. — Massendor des Fulda-Rhön-Sängerbundes unter Leitung des Herrn Musikdir. Leber. — Deutschlandlied und ¼ stündiges Trauergeläute.

Zu diesen Veranstaltungen laden wir die gesamte Bürgerschaft Fuldas herzlich ein.

Der von den Vereinen gewählte Siebener-Ausschuß.

Inserat in der Fuldaer Zeitung (13. und 15. April 1923). Der Protest- und Opfertag stellt eine Großkundgebung der Fuldaer Bevölkerung dar. Hauptredner war der von den Franzosen ausgewiesene Landtagsabgeordnete und Polizeipräsident Georg Stieler aus Gelsenkirchen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Stieler von 1945 bis 1953 Landrat des Kreises Fulda.

Kopien und Texte:

O. Berge

der Bischof von Fulda, im Namen der ganzen Diözese laut und feierlich Protest.

Wir alle nehmen herzlichen Anteil an dem immer trauriger werdenden Geschick unseres teuren Vaterlandes und den Leiden unserer vergewaltigten Brüder.

Führwahr, die Wehklagen des Propheten über das in Trümmern liegende Jerusalem hallen wider in unseren Herzen.

In unserer Trübsal werden wir unablässig unsere Hände zu Gott, unserem einzigen treuen Bundesgenossen, in innigem Gebet emporheben, daß er die Tage des Trübsals abkürze und uns allen Geduld und Besonnenheit verleihe.

Zum Ausdruck unserer Trauer verordne ich, daß am Sonntag, dem 14. Januar, mittags 12 Uhr, in allen Kirchen der Diözese ein halbstündiges Geläute in drei Ansätzen stattfindet.

Fulda, den 12. Januar 1923

Joseph Damian, Bischof von Fulda“

Trauersonntag

Am 12. Januar hatten die Reichsregierung sowie auch die preußische Staatsregierung den 14. Januar zum Trauersonntag erklärt, an dem sämtliche öffentlichen Gebäude „in den Reichs- und Landesfarben Halbmast zu flaggen“ hatten. Alle Theateraufführungen, Filmvorführungen, öffentlichen Tanzveranstaltungen, Bälle und Lustbarkeiten hatten zu unterbleiben“ (FZ vom 13. 1. 1923).

Proteste der Gewerkschaften und Parteien

Die freien Gewerkschaften Fuldas riefen zu einer Protestversammlung auf, die am 12. Januar 1923 im Stadtsaal durchgeführt wurde. Der aus Frankfurt eingeladene Redner Pöhle machte sich auf dieser Kundgebung, „die gut besucht war“, zum Sprecher (auch) der Sozialisten (Mehrheitssozialisten, also der SPD). Zum Abschluß der Versammlung wurde eine Protestresolution angenommen (FZ vom 14. 1. 1923).

Die bürgerlichen Parteien Fuldas „faßten zum Ausdruck ihres Protestes in einer innerparteilichen Zusammenkunft folgende Entschließung ab: „Die französische Regierung hat durch den Einmarsch ihrer Truppen in das Ruhrgebiet einen unerhörten Rechtsbruch und einen schmachvollen Gewaltakt am wehrlosen deutschen Volk verübt. Die unterzeichneten Parteien legen hierdurch feierliche Verwahrung ein.

Wir wissen uns eins in der Verurteilung der beispiellosen Vergewaltigung, die unserem Volk angetan wird. Wir geloben, alle Versuche unserer Feinde, die deutsche Einheit zu zerschlagen, mit allen Mitteln abzuwehren. Wir versichern unseren Brüdern in Rheinland und Westfalen, die unmittelbar von der Willkür Frankreichs betroffen werden, jede mögliche Hilfe im Kampf für Deutschlands Einheit zu gewähren. Wir fühlen mit unseren Brüdern und Schwestern das harte Los.

Sicher wird der Kampf für unser gemeinsames Vaterland nicht vergebens sein. Das Recht wird über die Gewalt siegen!

Deutsche demokratische Partei, Fulda; Deutschnationale Volkspartei, Fulda; Deutsche Volkspartei, Fulda; Zentrumspar tei, Fulda.“

Protest der städtischen Körperschaften

In einer Stadtverordneten sitzung am 26. Januar 1923 (FZ vom 27. 1. 1923) ergriff Oberbürgermeister Dr. Antoni „vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort, um in packenden Ausführungen schärfsten Protest gegen die Besetzung des Ruhrgebietes zu erheben“. Es wurde eine Entschließung angenommen, die auch dem Magistrat vorgelegt wurde. „Darin geben die städtischen Körperschaften der Entrüstung über das französisch-belgische Vorgehen an der Ruhr Ausdruck. Sie sprechen der Bevölkerung des Ruhrgebietes bewundernde Anerkennung aus für die vorzügliche Haltung gegenüber den Eindringlingen und versprechen ihre ideelle und materielle Unterstützung aus allen Kräften.“

Aufrufe zur Ruhrspende

Am 24. Januar 1923 wurde in der Fuldaer Zeitung von privater Seite zur Ruhrhilfe aufgerufen, die sich bald zu einer allgemeinen und umfassenden Spendenaktion gestaltete, an der alle Schichten der Fuldaer Bevölkerung beteiligt waren. In „allen Organisationen, Vereinen, Berufsgruppen, in allen Gesellschaften, an allen Stammtischen“ fanden sich bald Perso-

Ruhrschicksal ist Deutschlands Schicksal!
Darum gebt zum Deutschen Volksopfer!
Spendenliste in der Fuldaer Zeitung.
Erinnerungen an Ruhrschicksal und Deutsches Volksopfer in vielen Ausgaben der Fuldaer Zeitung (z. B. auch am 9. 5. 1923).

nen, die zu Sammlungen und Zeichnungen anregten (FZ vom 24. 1. 1923). Auch die Fuldaer Zeitung eröffnete bereitwillig ein Spendenkonto und gab die Spendenliste von Tag zu Tag in der Zeitung bekannt.

Am 29. Januar wurde in einer Versammlung der Fuldaer Wirtschaftsorganisationen beschlossen, einen gemeinsamen Aufruf zur Sammlung für die Ruhrhilfe herauszubringen. Dabei wurde die Erwartung ausgesprochen, daß die bisherigen erfreulichen Sammelergebnisse fortgesetzt würden (FZ vom 30. 1. 1923).

Ebenfalls am 29. Januar (FZ vom 31. 1. 1923) forderten Oberbürgermeister Dr. Antoni im Auftrag des Magistrats und Landrat Frhr. von Gagern namens des Kreisausschusses in Verbindung mit dem Bischof von Fulda, Dr. Damian Schmitt, und dem Dekanat Fulda-Hünfeld-Gersfeld (Ruhl) sowie dem Provinzial-Rabbinat Fulda (Dr. Cahn) zur „Ruhrspende als dem Deutschen Volksopfer“ auf. „Ganz Deutschland regt sich in seltener Einmütigkeit“, so hieß es in dem gemeinsamen Aufruf, „unsere durch den vertragsbrüchigen Einmarsch der Franzosen und Belgier schwerbedrängten Volksgenossen im Ruhrgebiet nach bester Möglichkeit zu helfen. Gestützt auf den Aufruf der Reichs- und Landesregierungen sowie auf die Aufforderung der gesamten deutschen Unternehmerschaft, Arbeiter- und Angestellten- und Beamtenorganisationen sämtlicher Richtungen, rufen wir Euch, Mitbürger der Stadt und des Kreises, auf, für die Hilfe des Volkes am Volke zu wirken. Empfindet die kommende Not als allgemeine deutsche Not und zeigt durch die Tat, daß wir hinter unseren Brüdern im Ruhrgebiet stehen. Gebet reichlich und gern nach Euren Verhältnissen in freudigem Opferwillen...“ Sodann folgen die Spendenkonten und die Sammelstelle für Naturalspenden. Der Aufruf ist außerdem von 21 berufsständischen Fuldaer Organisationen unterzeichnet, deren Namen hier mitgeteilt werden, um zu zeigen, daß alle Kreise der Bevölkerung den Aufruf befürworteten und unterstützten.

Der Aufruf war unterzeichnet von folgenden Organisationen: Ärzteverein (Dr. Schulte), Allgem. Deutscher Gewerkschaftsbund (Pfeifer), Anwaltschaft Fulda (Rang), Arbeitgeberverband (Bellinger, Dr. van der Borgh), Bund der technischen Angestellten und Beamten (Ernst), Deutscher Bankbeamtenverein (Fischer, Bouffier), Deutscher Beamtenbund (P. Schmitt), Deutscher Gewerkschaftsbund (Steinbeck), Deutscher Gewerkschaftsring (Latsch), Deutscher Offiziersbund (Kraus), Deutsch-Nationaler Handlungsgelhilfenverband (Joseph Ernst), Deutscher Werkmeisterbund (Wilh. Meyer), Deutscher Werkmeisterverband (Burghardt), Fuldaer Bankenvereinigung (Siems), Gewerkschaftsbund der Angestellten (Blumenstiel), Handelskammer Geschäftsstelle Fulda (Neitzert, Dr. Weymar), Handwerksamt Fulda (Ney, Kraft), Kartell der christlichen Gewerkschaften (Karl Schmitt), Kartell der freien Gewerkschaften (K. Pfeifer, Joseph Hartung), Kurhessischer Bauernverband (Bispinck), Vereinigung Fuldaer Handelsgeschäfte (Oskar Schmitt).

Hilferuf des Caritasverbandes Fulda
Ruhrkinder

Ein Hilferuf des Fuldaer Caritasverbandes erschien in der Fuldaer Zeitung vom 10. Februar 1923, unterzeichnet von Domkapitular Professor Dr. Leimbach und Pfarrer Atzert. Dabei werden Wohnungsnot und Nahrungsmangel im Ruhrgebiet und deren Folgen für die Bevölkerung und insbesondere für die heranwachsende Generation hervorgehoben, aber auch ganz allgemein wird das Vorgehen der Franzosen im Ruhrgebiet abgelehnt. In dem Hilferuf des Caritasverbandes heißt es u. a.: „Unermeßliches Leid ist in den letzten Wochen über die Bevölkerung des Rheinlands und Westfalens, ganz besonders aber des Ruhrgebiets, hereingebrochen. Einmütig steht unser deutsches Volk zusammen, um den von der Fremdherrschaft gequälten Brüdern zu helfen. Ganz besonders der Hilfe aber

bedarf der Nachwuchs unseres bedrängten Volkes, bedürfen die Kinder des Ruhrgebietes und der übrigen neu besetzten Ortschaften, wo die Ansprüche der Besatzungstruppen Wohnungsnot und Nahrungsman gel, besonders auch den Milchmangel, aufs höchste gesteigert haben...“ Daher wird die Bevölkerung des Fuldaer Landes dazu aufgerufen, Kinder aus dem Ruhrgebiet aufzunehmen, um ihnen „vorübergehend ein schützendes Heim, Lebensunterhalt und Erholung“ zu bieten.

Die ersten Ruhrkinder trafen bereits Anfang Februar 1923 in Fulda ein, weitere folgten im Monat März. Im ganzen wurden vom Caritasverband der Diözese im Fuldaer Land und in den Nachbarkreisen Schlüchtern, Gelnhausen und Hanau rd. 600 Kinder untergebracht. Ferner wurden mit Hilfe des Caritasverbandes und des Landbundes im Dekanat Amöneburg 300, in Freigericht 100 Kinder aufgenommen, also insgesamt etwa 1000.

In der Fuldaer Zeitung vom 12. Oktober 1923 wird diese selbstlose Betreuung der Ruhrkinder sowie ihre liebevolle Aufnahme in Gastfamilien besonders gewürdigt, da die Gasteltern „an einem großen vaterländischen, aber ebenso großen christlichen Liebeswerke mitgewirkt“ hatten. Zahlreiche Kinder hatten sich mehrere Monate im Fuldaer Land aufgehalten, um sich zu erholen.

Die letzten Ruhrkinder wurden am 27. September 1923 in ihre Heimat zurückbefördert. Hierzu berichtet die Fuldaer Zeitung: „Ohne besondere Schwierigkeiten konnte der Zug die Sperre (zum Ruhrgebiet) passieren; nur das von hier aus mitgegebene Begleitpersonal wurde zurückgewiesen. Im ganzen waren es noch 382 Kinder. Die (Kinder) des Kreises Hünfeld waren vorher durch Herrn Dechant Ley zurückgeführt worden. Aus dem Geisaer Land hatte bereits ein thüringischer Sonderzug die Kinder mitgenommen.“

Aus der Heimat ausgewiesen
Massenquartiere im Stadtsaal

Nach dem Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet kamen bald Flüchtlinge oder Ausgewiesene von dort nach Fulda. Bereits am 9. Februar 1923 meldet die Fuldaer Zeitung, daß sich „Arbeiter aus dem Ruhrgebiet, die dort ausgewiesen sind oder die Ausweisung zu gewärtigen haben, in der Nähe Fuldas aufhalten“. Falls diese Ausgewiesenen keine Arbeit im Bezirk Kassel finden, so hieß es, wollten sie bald weiterziehen.

Am 17. Juni 1923 traf ein Transport von 430 Personen (nach einem Bericht der FZ vom 20. 6. 1923 450 Köpfe), Eisenbahner und ihre Familien auf dem Bahnhof Fulda ein, „die von den Franzosen in der herkömmlich brutalen Weise aus der Heimat vertrieben worden sind“. In diesem Bericht der Fuldaer Zeitung vom 19. Juni 1923 ist ferner zu erfahren, daß die Vertriebenen zumeist aus Gerolstein in der Eifel, aber auch aus Trier kamen, unter ihnen 120 kleinere Kinder. Die Ausgewiesenen wurden im Josephsheim, in Gasthäusern sowie im Unterkunftslager in den Stadtsälen mit seinen 170 Betten untergebracht und verpflegt. Ein großer Teil dieser Vertriebenen fuhr am nächsten Tage weiter; einige wurden auch in „Bad Salzschlirf sowie in Fulda und Umgebung untergebracht“.

Zuvor wurden die Ausgewiesenen im Stadtsaal registriert, und es wurde ihnen der endgültige Unterkunftsort mitgeteilt (Halle, Erfurt, Kassel).

Inzwischen war am Fuldaer Bahnhof eine Flüchtlingsberatungsstelle eingerichtet worden, die in nächster Zukunft große Bedeutung gewann. Eine Verordnung des Reichspräsidenten stellte nach Art. 48 der Reichsverfassung die vorläufige Unterbringung Ausgewiesener auf eine gesetzliche Grundlage. Danach

Nicht Worte, sondern Taten
allein brechen Frankreichs
Brutalität. Darum gebt zum
Deutschen Volksopfer!
Eingerückt in die Fuldaer Zeitung am 27. und 29. Mai, 22. und 24. Juni 1923 und zahlreichen anderen Ausgaben.



Georg Stieler, von 1945 bis 1953 Landrat des Kreises Fulda, war im Jahre 1923 Polizeipräsident von Gelsenkirchen. „Während des Ruhrkampfes brachte ihm sein mannhaftes Eintreten für seine Beamten mehrere Wochen Gefängnis ein. Anschließend wurde er aus dem Ruhrgebiet ausgewiesen“ (Fuld. Monatsspiegel 1955, S. 19). Am 15. April 1923, dem Fuldaer „Protest- und Opfertag für die Rhein- und Ruhrhilfe“, war der ausgewiesene Georg Stieler Hauptredner auf der Großkundgebung auf dem Domplatz. Foto (um 1952): Archiv der Fuld. Zeitung. Text: O. Berge

wurden die Gemeinden verpflichtet, für Unterkunft und Verpflegung der Verdrängten zu sorgen, deren Zahl bis zum 22. Juni 1923 im Reichsgebiet auf etwa 50 000 angestiegen war (FZ vom 22. 6. 1923).

Neue Transporte mit Ausgewiesenen folgten. Am 22. Juni trafen 16 ausgewiesene Familien (insgesamt 70 Personen) ein. Am 23. Juni kamen 20 Familien mit insgesamt 100 Personen, darunter 30 Kinder aus Trier und Bochum. Am 24. Juni hielten sich vorübergehend 150 Eisenbahner aus dem Bezirk Mainz in Fulda auf, die dann nach Frankfurt fuhren, um ihre Familien abzuholen. Am 25. Juni trafen weitere 56 Familien aus Trier und Umgebung in Fulda ein, insgesamt 180 Personen (FZ 26. 6. 1923). Am 6. Juli kamen wiederum 37 Eisenbahner mit 5 Frauen und 15 Kindern nach Fulda (FZ 7. 7. 1923). Die übrigen Frauen hatten von den Franzosen vier Tage Frist erhalten und sollten dann nachkommen. Am 14. Juli traf ein Ausgewiesenen-Transport mit 237 Personen (37 Familien mit 103 Kindern) aus Trier in Fulda ein. Alle Familien wurden in die Stadtsälen untergebracht (FZ 15. 7. 1923).

Hilfe für Ausgewiesene erbat auch der Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes, Domkapitular Professor Dr. Thielemann. In einem Aufruf zu Spenden stellte er am 27. Juni fest, daß bereits über 500 Ausgewiesene in Fulda in den letzten Tagen versorgt werden mußten. Insbesondere waren Lebensmittel willkommen, namentlich Kartoffeln, Brot, Eier, Fleisch. Dabei waren die auswärtigen Bahnstationen angewiesen, die Spenden frachtfrei nach Fulda an das Mutterhaus zu liefern (FZ 28. 6. 1923).

Protest- und Opfertag am 15. April 1923 mit Georg Stieler

Ein Protest- und Opfertag für die Rhein- und Ruhrhilfe wurde in Fulda am Sonntag, dem 15. April 1923, durchgeführt. In einer umfassenden Sammelaktion „waren zahlreiche jugendliche Sammlerinnen eifrig und erfolgreich am Werk, und die originellen und geräumigen Sammelbehälter füllten sich bald bis zum Rande. Ein besonders günstiges Feld hatten die Sammlerinnen am Sonntag im Schloßgarten bei dem äußerst stark besuchten Promenadenkonzert der Reichswehrkapelle“, das vormittags veranstaltet wurde (FZ 17. 4. 1923).

Von einem Protestzug wird berichtet, daß er „sich mittags gegen 2 Uhr durch die Straßen bewegte“ und

„fast die gesamte Bevölkerung mobil gemacht hatte“. Zu diesem Protestzug mit anschließender Massenveranstaltung hatten die „Fuldaer Vereine jeglicher Art“ aufgerufen. Wie sich diese Protestkundgebung im einzelnen gestaltete, zeigt der folgende Bericht: „Die allgemeine Aufmerksamkeit erregten in dem Zug die Knappen des Neuhöfer Kaliwerkes in ihrer kleidsamen Knappentracht. Vom Verein für deutsche Schäferhunde war ein Wagen für den Zug gestellt worden. Die Fuldaer Vereine waren mit ihren Fahnen und Bannern fast restlos vertreten. Zu einer wirklich eindrucksvollen Feier wurde dann die vieltausendköpfige Massenversammlung und Demonstration auf dem Domplatz, zu der neben dem Herrn Landrat, Freiherrn von Gagern, und Oberbürgermeister Dr. Antoni auch Vertreter des Klerus, die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung erschienen waren. Polizeipräsident Stieler (Gelsenkirchen) sprach zu der Menge, die den weiten Platz und die anliegende Paulusallee besetzt hielt, von dem Abwehrwillen der Bevölkerung an Ruhr und Rhein und forderte auf zur tatkräftigen Unterstützung der betroffenen Volksgenossen. Zugleich sprach er aber auch seinen Dank und seine Anerkennung aus für das, was bereits getan worden ist, insbesondere durch die weitgehende Aufnahme von Ruhrkindern. Er schloß mit einem dreifachen Hurra auf das deutsche Vaterland, worauf die Versammelten das Deutschlandlied sangen. Oberbürgermeister Dr. Antoni dankte dem Redner und wies auf die Leiden der Bevölkerung und die harten Bedrückungen durch die Franzosen im Ruhrgebiet hin, zu deren Opfern auch Herr Polizeipräsident Stieler gehört. Die Resolution, die er (= Dr. Antoni) verlas, fand einmütige Annahme. Sie hat folgenden Wortlaut:

Die zur Abhaltung eines Protest- und Opfertages für Rhein und Ruhr auf dem Domplatze versammelte Einwohnerschaft der Stadt Fulda schließt sich den schon mehrfach durch Magistrat und Stadtverordnetenversammlung und in den öffentlichen Versammlungen der Parteien der verschiedensten Richtungen ausgesprochenen Protesten gegen die durch nichts gerechtfertigte, allen gesetzlichen und völkerrechtlichen Bestimmungen hohnsprechende, mitten im Frieden erfolgte Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen und Belgier und gegen die völlig rechtswidrige Verhaftung, Aburteilung und Ausweisung der treudeutschen Beamten, Angestellten und Privatpersonen, welche den deutschen Gesetzen und Anordnungen der deutschen Behörden mehr gehorchten als den Befehlen der feindlichen Gewaltherrscher, an.

Sie (= die Einwohnerschaft Fuldas) spricht ihre Entrüstung und ihren tiefsten Abscheu über das Vorgehen der Besatzungstruppen gegen die wehrlosen Einwohner an Rhein und Ruhr aus und gedenkt mit Schmerz und Trauer der blutigen Opfer, die ihr Leben für ihre Treue zu ihrem Vaterlande und Volke lassen mußten.

Sie spricht den schwerbedrückten Bewohnern der

Rhein- und Ruhrhilfe!

Bei der Kreisparafasse sind bis zum 23. Febr. insgesamt 6807 400 Mark eingegangen. An Einzelbeiträgen seien vermerkt: Seminarleiter Stedter 9000 Mk., Anstefelte und Arbeiter der Firma C. A. Wend, Fulda 34 560 Mk., Gantverksant für Maler-Brange-Anstufung 6540 Mk., Anstefelte und Arbeiter der Firma Hahnmeilwerke A. B. 510 000 Mk., Gemeinde Harmerz 8 450 Mk., Frau Boll 1000 Mk., Gemeinde Müders 22 120 Mk., Beamte von Großentüber 20 670 Mk.

Die Firma Conrad Sauer Schöne spendete 100 000 Mk., die Arbeiter und Angestellten dieser Firma 25 100 Mk.

Ruhr und Rhein opfern für Dich.

Opfere Du für sie und gib zum Deutschen Volksopfer!

Spendenlisten wurden laufend in der Fuldaer Zeitung veröffentlicht. Daß auch Naturalien gespendet wurden, geht aus einer Spendenliste des Kurhessischen Bauernvereins hervor (Fuldaer Zeitung 2. 6. 1923): „An Naturalien wurden geliefert: Ortsbauernverein Mittelkalbach 1,60 Ztr. Roggen; Heinrich Wiegand, Giesel, 6 Ztr. Kartoffeln; Ortsverein Neuhof-Ellers 6,70 Ztr. Kartoffeln und 3,70 Ztr. Roggen; Eichenzell 5,70 Ztr. Roggen; Niederkalbach 1 Ztr. Roggen; Eckweibach 5 Ztr. Roggen. Der Verein übermittelt allen Spendern den Dank der Stadt Bochum für gelieferte Eier, Speck und Wurstwaren.“

Sonntag, den 18. März 1923, abends 7 1/2 Uhr
im Stadtsaal

Deutscher Abend
zum Besten der Ruhr-Hilfe,

veranstaltet vom Turn- und Sechtklub 1888 e. V., Männer-
gesangsverein Siederkrantz, Feuerwehrkapelle unter Mitwirkung
von Schülern der Oberrealschule.

Vortragsfolge.
(Bitte ausshreiben und mitbringen.)

1. Eröffnungsmarfh: „Freundestreue.“

2. Ouvertüre: „Wenn ich König wäre.“

3. Vorpruoh: „Am Kamin.“

4. Deultches Land in Not.“

5. Ansprache des Herrn Oberlehrers Möllers-Hünfeld.

6. Musikstück: „Lilgerdhor aus Tannhäuser.“

7. Männerchöre: „Germaniens erster Sieg.“

8. „Aus der Jugendzeit.“

9. Musikstück: „Das Herz am Rhein.“

10. Freiübungen der Knabenabteilung.

11. Musikstück: „Grubenlied.“

12. Oberrealschule: Melodische aus Wilhelm Tell.

13. Männerchöre: „Belfazar.“

14. „Rheinische Brautfahrt.“

15. Reigen der Mädchengruppe.

16. Barrenriege der Turnerinnen.

17. Pause.

18. Musikstück: „Die Freundschafslage.“

19. Männerchöre: „Der Fremdenlegionär.“

20. „Gute Nacht.“

21. Musikstück: „Heinzelmanns Wachtparade.“

22. Pyramidenstellen der Knabenabteilung.

23. Musikstück: „O Frühling, wie bist du schön.“

24. Redriege der Turnererschaft.

25. Niederländisches Dankgebet.

Die obenbenannten Vereine erlauben sich hiermit, die
gesamte Bürgerchaft Suidas zu diesem Wohltätigkeitsabend
ergerbst einzuladen.

Eintrittspreis nach Belieben, jedoch mindestens 300 Mk.
Der Saal ist gut gheizt.

Inserat in der Fuldaer Zeitung vom 17. März 1923.
Wie der Turn- und Fechtklub führten auch zahlreiche
andere Vereine sowie auch Schulen, Jugendgruppen
usw. Veranstaltungen zugunsten der „Ruhrhilfe“
durch. So wurde Ludwig Nüdlings Werk „Abrahams
Opfer“ im dicht besetzten Stadtsaal „zugunsten der
Ruhrkinder“ uraufgeführt (Fuldaer Zeitung, 27. 5.
1923). Die hohen Eintrittspreise sind durch die allge-
meine Geldentwertung hervorgerufen worden.

besetzten Gebiete für ihr musterhaftes und mannhaftes
Verhalten ihre höchste Anerkennung und Bewunderung
aus und gibt ihnen die Versicherung, sie in ihrem
Kampfe um Deutschlands Ehre und Bestand moralisch
und materiell nach Kräften zu unterstützen (Ende der
Resolution).

Der Rhönsängerbund ließ einen kraftvollen Massen-
chor erklingen. Anschließend erhoben dann die
Domglocken ihre machtvollen Stimmen, denen sich
andere Kirchenglocken der Stadt zugesellten, zu einem
würdigen Trauer- und Klagegelaute, während dessen
sich die Versammlung auflöste.“ (Soweit der Bericht der
Fuldaer Zeitung vom 17. 4. 1923.)

Als „erfreuliches Ergebnis des Fuldaer Opfertages
für Rhein und Ruhr“ meldete die Fuldaer Zeitung am
18. April einen Sammelbetrag von 1,56 Millionen
Mark, wobei allerdings die allgemeine Geldentwertung
berücksichtigt werden muß. „Die jungen Damen“,
so heißt es, „die sich als Sammlerinnen betätigten,
haben, wie das Ergebnis zeigt, einen rühmlichen
Wetteifer gezeigt, ihren Sammelbetrag möglichst hoch
zu gestalten! An der Spitze des Erfolges stehen
Fräulein Nußbaum (also eine Jüdin) mit 124 275 Mark,
Fräulein Hommens mit 90 513 Mark“ usw.

Helft den vertriebenen Eisenbahnern!

Unter dieser Überschrift macht die Fuldaer Zeitung
am 10. Juni 1923 darauf aufmerksam, daß „die
rücksichtslosen Massenausweisungen sich von Tag zu
Tag mehren“ und daß „der Feind durch diesen verstärkten
Druck Deutschland auf die Knie zu zwingen“ hoffe.
„Was dies für jeden einzelnen Deutschen bedeuten
würde“, so kommentiert die Zeitung am 10. 6. 1923,
„ist niemand mehr zweifelhaft. Hoffnungslose Ver-

sklavung des ganzen deutschen Volkes auf Jahrzehnte würde die unausbleibliche Folge sein. Aber dort, wo der Kampf tobt, sind die deutschen Männer auf dem Posten. Die deutschen Eisenbahner sind nach wie vor entschlossen, lieber das Schlimmste zu erdulden, als mit den Franzosen zusammenzuarbeiten. Weder Drohnungen noch Versprechungen können sie von ihrem Vorsatz abbringen.“ Daher gelte es, den ausgewiesenen Eisenbahnern zu helfen und ihnen zu zeigen, „daß ihre Opfer von der Heimat vergolten werden“. Insbesondere wurde dazu aufgerufen, Flüchtlinge in die Wohnungen aufzunehmen und mit dem Notwendigsten zu versorgen. Von der Eisenbahnverwaltung wurde in den Stadtsälen ein Massenlager eingerichtet, in dem die ausgewiesenen Familien die erste Aufnahme finden sollten.

Hirtenwort des Bischofs

Der 1. Juli 1923 wurde zum Friedensbittag für die Opfer der Ruhrbesetzung bestimmt. Von den „Kanzen“ wurde ein Hirtenwort verlesen, in dem Mitgefühl und Sorge für die Opfer der Ruhrbesetzung zum Ausdruck kamen und zu Spenden an den Caritasverband aufgerufen wurde. In der Ausgabe der Fuldaer Zeitung vom 3. Juli 1923 wurde das Hirtenwort veröffentlicht. Daraus seien Anfang und Schluß wörtlich zitiert. Der Anfang lautet: „Die feindliche Besetzung weiter und wichtiger Gebiete an Rhein und Ruhr bringt Tag für Tag neue Not, neues Leid, neue Entbehrungen und Teuerung über das deutsche Volk. Mit innigem Gefühl und banger Sorge nehmen wir teil an dem Schicksal der von der Besetzung unmittelbar betroffenen, hartgeprüften Bevölkerung. Mit herzlichster Dankbarkeit und Bewunderung betrachten wir das stille, starke Heldentum jener, die lieber Gut und Blut dahingeben, lieber Gefängnis und Verbannung von der Heimat auf sich nehmen, als die Treue gegen das Vaterland und den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu verletzen.“

Ferner wird Gott darum gebeten, „allen Völkern den heißersehten, wahren und dauernden Frieden zu verleihen“. Nach einem Aufruf zu Spenden an den Caritasverband zugunsten der Ausgewiesenen und dem Hinweis, in dieser schweren Zeit auf Tanzvergnügen zu verzichten, schließt das Hirtenwort des Bischofs Joseph Damian mit der Aufforderung: „Lasset uns . . . mit den Flehrufen des großen Friedenspapstes Benedikt XV. vertrauensvoll zu Gott uns wenden: Gib Du den Herrschern und Völkern den Gedanken des Friedens ein, laß aufhören den Streit, der die Nationen entzweit, mache, daß die Menschen in Frieden sich wieder zusammenfinden . . . und gib der stürmisch bewegten Welt wieder Ruhe und Frieden!“

Rhein- und Ruhrtag 1923

Der Verfassungstag (11. August) wurde auf Anordnung des preußischen Kultusministeriums zum Anlaß genommen, in allen Schulen Preußens nicht nur die geschichtliche Bedeutung der Verfassung herauszustellen, sondern auch in einer Schulfest der besetzten Gebiete und der deutschen Mitbrüder im Einbruchgebiet zu gedenken. Der Verfassungstag sollte gleichzeitig „Rhein- und Ruhrtag“ sein (FZ 12. 7. 1923).

Den auf den Verfassungstag folgenden Sonntag (12. August) erklärte die evangelische Kirche in ganz Deutschland zu einem Rhein- und Ruhrtag, an dem in Gottesdiensten und Versammlungen der Volksgenossen an Rhein und Ruhr gedacht werden sollte (FZ 22. 7. 1923). Außerdem waren Sammlungen für die Notleidenden der besetzten Gebiete vorgesehen.

Auch in den katholischen Kirchen sollte am Verfassungstag noch einmal eingehend der Ruhrnot gedacht werden (FZ 5. 8. 1923).

Ende der Besatzungszeit

Am 26. Sept. 1923 hatte die Reichsregierung die Einstellung des passiven Widerstandes verkündet, aber erst viel später begannen die Franzosen mit der

Heraus mit den Rhein- u. Ruhrgefangenen.

3638 Privatpersonen, 317 Beamte
sitzten trotz Aufgabe des passiven Widerstandes noch immer hinter Stacheldraht, weil sie ihr Vaterland nicht verraten wollten.

Aufruf in der Fulda. Zeitg. vom 6. Nov. 1923. Ein ähnlicher Aufruf am 14. Nov. 1923. Danach hatten die französisch-belgischen Kriegsgesichter „weder nach dem Versailler Vertrag noch nach der französischen Rechtswissenschaft noch nach dem Völkerrecht eine Rechtsgrundlage für ihr Vorgehen“.

Räumung des Ruhrgebietes (Juli 1925). Auf Grund der Verträge von Locarno wurde das Besatzungsregime gemildert, indem die Ausgewiesenen zurückkehren durften und die Bestraften amnestiert wurden.³

Durch Locarnoverträge und Deutschlands Eintritt in den Völkerbund hatten Briand und Stresemann eine neue Epoche der deutsch-französischen Beziehungen eingeleitet, die der Verständigung und dem Frieden dienen sollte. Grundlegend waren in dieser Hinsicht die zukunftsweisenden Reden dieser beiden Staatsmänner in der Völkerbundsversammlung am 9. September 1926. Stresemann hatte seine Rede beendet mit dem Satz: „Das sicherste Fundament für den Frieden ist eine Politik, die getragen wird von gegenseitigem Verstehen und gegenseitiger Achtung der Völker.“ In ähnlicher Weise formulierte Briand: „Weg mit den Gewehren, weg mit den Maschinengewehren und weg mit den Kanonen! Platz für die Vermittlung der Schiedsrichter, für den Frieden!“⁴

Obwohl die Räumung der ersten Rheinlandzone (Köln) sich bis in das Jahr 1926 verzögerte, so wurden jedoch die beiden anderen Zonen früher geräumt als ursprünglich vorgesehen (Zone Koblenz: 1929; Zone Trier: 1930).⁵ Unbeschreiblich war der Jubel der Bevölkerung am Rhein, aber auch im Reich. Wie ein Fuldaer Landsmann die Befreiungsfeier in Koblenz erlebte, soll im nachfolgenden Augenzeugenbericht mitgeteilt werden, in dessen Schilderung sich die Freude über das Befreiungswerk mit Vaterlandsbegeisterung, Rheinromantik und Nationalstolz verbinden. Jubel und Begeisterung mochten auch dafür sorgen, daß separatistische Bestrebungen, wie sie einige Jahre zuvor durch Proklamierung einer „Rheinischen Republik“ und einer „Pfälzischen Republik“ in Erscheinung getreten waren, bald vergessen wurden.

Befreiungsfeier 1929

Bericht eines Augenzeugen

Der aus Fulda stammende Oberbahnhofsvorsteher Ludwig Liebig, der in Bendorf-Sayn tätig ist, gibt als Augenzeuge folgenden Bericht über die Befreiungsfeier am 30. November 1929 (Fuldaer Zeitung, 18. 12. 1929):

Als einem Sohn der Stadt Fulda sei es mir gestattet, das Erlebnis der Befreiungsfeier in der Stadt am Deutschen Eck den Lesern der Fuldaer Zeitung zu schildern:

Am Samstag, dem 30. November, jagte der Westwind regenschwere Wolken von Hunsrück und Eifel über den Rhein und den Westerwald hinweg. Hier auf Regen den ganzen Tag und Abend. Doch hielt uns dieses „Hundewetter“ nicht davon ab, an dieser historischen Stunde teilzunehmen. Mit der Straßenbahn fuhr ich mit meiner Familie und vielen, vielen anderen freudig gestimmten Menschen von Sayn nach Koblenz. Welch ein Gewoge von Menschen! Immer wieder kamen mit allen nur möglichen Verkehrsmitteln neue Massen. Wir sind endlich frei. Frei von den fremden Bedrückern, frei wieder ist uns das Wort, das Lied. Frei ist wieder unsere Amtsführung und das Berufsleben, das von verschiedenen Bestimmungen der Besatzungsmächte eingeengt war. Frei schwebt wieder der Blick über befreites Land, und keine Trikolore erinnert uns mehr an das fremde Joch, das heute im Koblenzer Gebiet mit der Einziehung der französischen Fahne am wichtigen Ehrenbreitstein sein Ende fand.

Freiheit! Welch tiefe freudige Empfindung ist mit diesem Wort verknüpft. Wie unermeßlich ist das Glücksgefühl eines Menschen, der nach jahrelanger, demütigender Knechtschaft sich der Freiheit wieder-

gegeben sieht, dem die Fesseln sich lösen. Ja frei sind wir wieder nach 11jähriger furchtbarer Knechtschaft und Erniedrigung, und endlich, nach so langer tiefer Schmach, noch blutend aus tausenderlei Wunden, kann sich unser gepreßtes Herz Luft machen und sich dem wohnigen Gefühl hingeben, daß wir wieder als freie deutsche Männer und freie deutsche Frauen in unseren rheinischen Gauen wandeln können, ohne den erniedrigenden Anblick einer fremden bewaffneten Macht ertragen zu müssen.

Von solchen Empfindungen waren die etwa 50000 Menschen erfaßt, die an der nächtlichen Befreiungsfeier teilnahmen. Gegen 10 Uhr abends hörte es auf zu regnen. Der Regen setzte erst wieder gegen 3 Uhr vorm. ein. Diesem gütigen Geschick war es mit zu verdanken, daß die Begeisterung noch stärker lohte.

12 Uhr nachts! Eine Signalarakete steigt am linken Rheinufer auf. Das war das Zeichen zum Beginn der Weihestunde. Die Stunde einer gewaltigen Erhebung! Und nun lohten sofort auf den umliegenden Höhen des Westerwaldes, Hunsrücks und der Eifel und an den Ufern des Rheins und der Mosel mächtige Feuer gegen den Himmel. Gleichzeitig erscholl von allen Kirchen der Stadt, von allen Glockentürmen auf den Höhen und in den Tälern harmonisches Geläute. Und drei Minuten stand die Riesenmenge in ehrfurchtsvollem Schweigen, ihre teuren Gefallenen und die Besatzungsoffer ehrend.

Da erfaßte die Menge die erste Woge der Begeisterung. Der Eindruck war so gewaltig, daß vielen Tränen der Freude und Rührung über das Gesicht liefen. Mit den leuchtenden Flammen und den ehernen Glockentönen stieg ein Chor zum Himmel, der tiefe Ergriffenheit auslöste. Mächtig brauste das „Großer Gott, wir loben dich“ als Danksagung zu dem Schöpfer hinauf.

Hierauf tiefe Stille. Das Stadtoberhaupt, Herr Oberbürgermeister Dr. Russell, sprach zu der Menschenmenge. Es waren Worte aus eigenem Erleben in der schwersten Zeit von Koblenz. Während dieser Rede wurde die trutzige Feste Ehrenbreitstein bengalisch beleuchtet. Ein Bild, so überwältigend, daß man dieses mit Worten gar nicht schildern kann. Und jetzt? Was ist das für helles Licht auf dem Gipfel des Ehrenbreitsteins? Nun steigt in diesem gleißenden Licht etwas höher und höher. Es ist die deutsche Reichsflagge, die nun seit 11 Jahren das erstmal befreite deutsche Gebiet grüßt. Die Begeisterung der Menge ist auf das höchste gestiegen. Spontan schallende Hochrufe vermischen sich mit den Böllerschüssen zu einem Gruß, wie er nur aus dem Herzen befreiter Menschen erschallen kann. Herrschender Südwestwind läßt die Flagge in ihrer vollen Größe flattern. Jetzt steigt ein wunderbares Brillantfeuerwerk vom Fuß der Feste auf, steigt hinauf zur freudig wehenden Fahne, gleichsam um ihr zu sagen: Da siehe, du deutsche Fahne, welch feurige Begeisterung dich auf deiner luftigen Höhe aus dem Tale heraufgrüßt. Dann wieder stürzen feurige Raketen in den Strom, um sich zischend mit ihm zu vermählen. Es ist dieses ein Sinnbild dafür, daß alles, was deutsch fühlt und denkt, in dem Rhein nicht Deutschlands Grenze, sondern den freien deutschen Strom sieht.

Nach den Reden des Herren Reichsministers Dr. v. Guérard und des Herrn Oberpräsidenten Dr. Fuchs und eines Chorvortrages „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ war die offizielle Befreiungsfeier beendet. Nun strömte die Menschenmenge in die festlich dekorierte und illuminierte Stadt zurück. Lange, lange dauerte es, bis man in die Stadt kam. Bis wir endlich so weit waren, waren alle Gaststätten und Lokale überfüllt. Gar manche Flasche Wein wurde aus Anlaß der Befreiung getrunken, aus der heraus sich bis in die frühen Morgenstunden ein Bild echt rheinischer Fröhlichkeit entwickelte. Wie froh klangen jetzt überall die bis jetzt verbotenen Lieder, wie trutzig wurde die „Wacht am Rhein“ gesungen, und mit welcher Inbrunst erklangen die Freiheitslieder.

Es war eine deutsche Nacht, deren Geschehen jedem Teilnehmer unauslöschlich in Erinnerung bleiben wird.

Anmerkungen

- 1 Ferdinand Friedensburg, Die Weimarer Republik. Hannover u. Frankfurt 1957, S. 64 f. Auch die weiteren Angaben.
- 2 Walter Tormin, Die Weimarer Republik (Edition Zeitgeschichte. 7. Aufl., Hannover 1973, S. 126).
- 3 Friedensburg, S. 86
- 4 Tormin, S. 154
- 5 Friedensburg, S. 87

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Ruhr und Rhein opfern für Dich.

Opfere Du für sie und gib zum Deutschen Volksoffer!

Espendenliste in der „Fuldaer Zeitung“

In vielen Ausgaben der Fuldaer Zeitung sind derartige Aufrufe zu Geld- und Naturspenden eingerückt (Fuldaer Zeitung vom 23. 6. 1923).

Fuldaer Straßennamen – ein Personenlexikon

X. Die eingemeindeten Ortschaften – 3. Teil – Von Franz Gräser, Fulda

Mit den Straßennamen des neuen Stadtteils Sikkels endet das „Fuldaer Personenlexikon“. Das südwestlich der Kernstadt gelegene frühere Dorf macht in den letzten Jahren einige Schlagzeilen in der Presse wegen des geplanten Ausbaus des Flugplatzes der amerikanischen Streitkräfte (Hubschrauberlandeplatz). Dieses Fluggelände ist auch der Grund, daß die Straßen dieses Stadtteils nach Flugpionieren (in der Hauptsache Segelflieger) benannt worden sind. Der höchste Berg der Rhön, die 950 m hohe Wasserkuppe, ist ja bekannt „als Geburtsstätte des Segelfluges“, der von hier aus seinen Siegeszug in die ganze Welt antrat. . . . Das im Jahre 1923 vom „Ring der Flieger“ am „Westabhang der Kuppe errichtete Fliegerdenkmal . . . ist eine Wallfahrtsstätte für alle deutschen Flieger geworden“.¹

Während in den amtlichen Verzeichnissen diese Straßennamen nach den einzelnen Vornamen der Flieger geordnet sind (siehe auch X, 1), sollen hier die Kurzbiographien der besseren Übersicht halber nach den Familiennamen abgehandelt werden.

33 Georgi, Walter, aus Meiningen, 1926 Professor an der TH Darmstadt (Flugzeugmeteorologe). 1955 in der Direktion der Flugwissenschaftlichen Forschungsanstalt München.

27 Groenhoff, Günther (1908–1932) war wohl der bekannteste Segelflieger in der Rhön und Inhaber verschiedener Höhen- und Streckenrekorde. Ihm gelang u. a. 1929 ein Rekordgewitterflug nach Meiningen. Er stürzte in der Nähe des Tränkhofes (Gemeinde Poppenhausen) ab; dort ein Gedenkstein. Ein weiteres Groenhoff-Denkmal steht in den Anlagen des Becker-Werkes im Stadtteil Bronnzell. Auf der Wasserkuppe gibt es ein Günther-Groenhoff-Haus. – Im Dritten Reich war auch das Herz-Jesu-Krankenhaus nach ihm benannt.

28 Gutmuth, Hans (aus Darmstadt) erzielte 1912 mit seinem Rumpfdoppeldecker eine Weite von 838 Metern und stellte damit einen ersten Weltrekord

auf. Die Straße hieß vor der Eingemeindung Gartenstraße.

26 Harth, Friedrich (aus Bamberg) stellte 1916 mit seinem Copiloten Willy Messerschmitt² durch einen 3-Minuten-Flug einen Rekord auf.

35 Hirth, Wolf (Kurt Erhard Wolfram, geb. 1900 in Stuttgart, abgestürzt 1959 bei Dettingen) entdeckte die Technik des Thermikfluges und stellte 1934 einen Weltrekord im Streckenflug auf. Seit 1951 war er Präsident des Deutschen Aero-Clubs. Als Flugzeugbauer entwickelte er mehrere bekannt gewordene Segelflugzeuge.³

34 Klemperer, Wolfgang (geb. Dresden 1893, † Los Angeles 1965) war 1917 einer der Gründer des Flugtechnischen Vereins in Dresden. Seit 1920 baute er Segelflugzeuge, mit denen er Rekorde flog: 1920 ein Talflug von 1860 m und 1921 ein Flug mit einer Dauer von 13 Minuten. 1924 ging er nach Amerika, wo er zuerst im Luftschiffbau und dann im Gerätebau für Flugzeuge und Flugkörper tätig war.

32 Kronfeld, Robert, flog 1928 auf „Rhöngeist“ als erster mit Benutzung eines Variometers⁴ zum Himmeldunkelberg hin und zurück, bevor er 1929 mit seinem spektakulären 100-Kilometer-Streckenflug über dem Teutoburger Wald den Preis der „Grünen Post“ gewann.

31 Lilienthal, Otto (geb. Anklam 1848, † Berlin 1908 – abgestürzt) ist wohl der bekannteste deutsche Flugpionier. Er unternahm mit selbstgebauten Gleitflugzeugen Gleitflüge über Strecken bis zu 350 m. Forschungen über Vogelflug und Aerodynamik. An seinen flugtechnischen Versuchen wirkte sein Bruder Gustav (1849–1933) wesentlich mit. Die Brüder Wright knüpften an diese Versuche an⁵. – Lilienthalhaus auf der Wasserkuppe.

25 Die frühere Mittelstraße heißt jetzt Arthur-Martens-Straße, und die Friedensstraße ist nach der Eingemeindung von Sikkels die Fritz-Stamer-Straße. Beide waren erfolgreiche Segelflieger der dreißiger Jahre.

29 Nehring, Johann, flog 1928 mit 71,2 km einen Weltrekord.

30 Ursinus, Oskar, Zivilingenieur, war der Herausgeber der Zeitschrift „Flugsport“. Ursinushaus auf der Wasserkuppe. – Auf dem Berg der Flieger gibt es auch eine „Landrat-Stieler-Halle“ für die Segelflieger.

Zu den Pionieren der Luftfahrt gehört auch der württembergische Offizier Ferdinand Graf von Zeppelin (1838–1917). Er ist der Schöpfer des nach ihm benannten starren Luftschiffes, das er mit größter Zähigkeit vervollkommnete, dessen Entwicklung dann 1937 mit der „Hindenburg“-Katastrophe in Amerika ein Ende fand. – Graf Zeppelin hatte auch nahe verwandtschaftliche Beziehungen zum Schloß Brandenstein bei Schlüchtern. Dort hat seine Enkelin Isa Gräfin Brandenstein-Zeppelin ein sehenswertes Holzmuseum geschaffen. Die Zeppelin-Straße liegt jedoch im Stadtteil Nordend (siehe auch Anmerkung I, 2 und II, 6).

Anmerkungen:

¹ Schneiders Rhönführer, 19. Auflage 1977. – Ferner: Gutmuth, Hans, Die Wasserkuppe, Berg der Flieger, Fulda 1961. – Richter, Gerhard, Flieger feiern Jubiläum auf der Wasserkuppe, in Jahrbuch des Landkreises Fulda 1980.

² Willy Messerschmitt (1898–1978) Flugzeugbauer – Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH. Die Me 109 war das meistgebaute Flugzeug des zweiten Weltkrieges. Die Me 209 hielt 1939–69 den Geschwindigkeits-Weltrekord mit 755,13 km/st.

³ a) Albert Hirth, Ingenieur und Bauunternehmer, 1858–1935; b) Hellmuth Hirth, Ingenieur und Flugpionier, 1886–1938, 1911 Höhenweltrekord, gründete 1934 Hirth-Motoren GmbH (1941 von der Ernst Heinkel AG übernommen); c) Wolf Hirth, Sport-(Segel-)Flieger und Flugzeugbauer, 1900–1959.

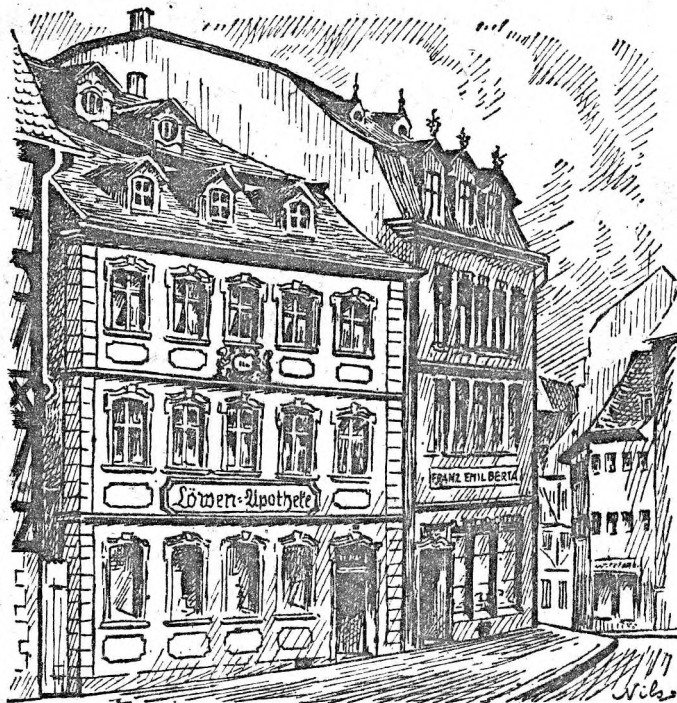
⁴ Variometer: Geschwindigkeitsmesser für steigende und fallende Flugzeuge, Schwanekungmeßgerät.

⁵ Wilbur und Orville Wright bauten um 1900 Gleiter, mit denen sie zwei Minuten in der Luft bleiben konnten. Mit einem Doppeldecker mit 4-Zylinder-Motor unternahm Orville 1903 die ersten erfolgreichen Flüge.

Fuldas älteste Apotheke / Die Löwenapotheke am Adolf-Hitlerplatz

Als Nachbar hat das Mollenhauer'sche Haus die Löwenapotheke, deren interessante Geschichte A. Jestaedt in einem in Nr. 5 der Buchenblätter, Jahrgang 1938, veröffentlichten Aufsatz behandelt hat. Franz Stadelmann aus Mchaffenburg, der eine Tochter der Fuldaer Apothekerwitwe Kleppe heiratete, erwarb das Anwesen der heutigen Löwenapotheke im Jahre 1691, um hier eine Apotheke zu betreiben. Zu dieser Zeit bestand bereits die Schwanenapotheke, die 1638 gegründet wurde und sich seit 1650 in dem heutigen Gebäude in der Marktstraße befindet. Die dritte alte Fuldaer Apotheke, die Englapotheke, besteht seit dem Jahre 1735.

Wenn an der Löwenapotheke die Jahreszahl 1549 angebracht ist, so soll dies andeuten, daß die Apotheke sich als Nachfolgerin der ersten Fuldaer Apotheke betrachtet. Diese wurde nämlich im Jahre 1549 von Gabriel Gretschmar in dem Hause „Zum Großen Christoffel“ in der heutigen Schulstraße (damals Christoffelgasse) gegrün-



det. Nach Abbruch des Großen Christoffel im Jahre 1625 wurde die Apotheke offenbar nach dem heutigen Buttermarkt, damals Sonnabendmarkt, verlegt. Denn in dem „Mißgift-Registrier der Stadt Fulda der Jahre 1613 bis 1646“ taucht ein Anwesen auf, das den Namen „alte Apotheke“ führt. Diese alte Apotheke stand an der Stelle,

wo sich heute das Gemüsegeschäft Hartmann befindet. Als erster Apotheker ist hier um das Jahr 1630 ein Jakob Kunold bezeugt. Am 15. 12. 1661 wurde „die alte Apotheke“ durch den damaligen Hauseigentümer Johann Niklas Schluck verkauft. Ob die folgenden Hauseigentümer, deren Namen uns überliefert sind, auch Apotheker waren, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls wurde die „alte Apotheke“ später nach dem heutigen Adolf-Hitler-Platz verlegt und erhielt hier, wohl in Anlehnung an das in der Nähe befindliche bekannte Gasthaus „Zum Roten Löwen“ den Namen „Löwenapotheke“.

Franz Stadelmann, der erste Besitzer der Löwenapotheke, der 1688 den Fuldaer Bürgereid geleistet hatte, starb schon im Jahre 1697. Er ist nur 38 Jahre alt geworden. Seine Witwe heiratete später den Apotheker Georg Daniel Wilhelm, gebürtig aus Marburg a. d. Rhn, der ebenfalls im besten Mannesalter, noch nicht 48 Jahre alt (1706), das Zeitliche segnete. Die Witwe ließ ihren beiden Ehegatten ein Epitaph setzen, das noch heute rechts neben dem Altar in der Totenkappelle auf dem alten Friedhof (Goethe-Straße) zu sehen ist. Als weitere Eigentümer der Löwenapotheke folgen: Wilhelm Ignaz Stadelmann, Senator Christian Adam Zwenger, (bis 1757), Witwe Zwenger (bis 1810), Amtsverweiser Ignaz Rüttger, Bernhard Rüttger, Johann Philipp Jakob (1848), Dr. phil. Georg Ludwig Hübner (1857), Johannes Ganh (1904), Hans Schmidt (1919), Hubert Düster (1920) und Ewald Günther (seit 1936).

Erster Fahrplan 1868

Bebra - Hanauer Eisenbahn.

Abgang von Fulda

nach Bebra:	nach Hanau:
5 ³⁰ B. 10 ⁴ B. 2 ³⁶ B. 4 ⁵⁷ N.	6 ¹⁵ B. 2 ²⁶ B. 6 ¹⁹ N.

Ankunft in Fulda

von Bebra:	von Hanau:
9 ³⁷ B. 2 ¹⁶ B. 6 ¹³ N. 10 ³⁶ N.	10 B. 2 ²⁶ B. 9 ³⁸ N.

1868 wurde die letzte Teilstrecke der Bebra-Hanauer Eisenbahn fertiggestellt zwischen Neuhoof und Elm. Am 15. Dezember 1868 konnten erstmals Züge zwischen Bebra und Hanau auf der gesamten Eisenbahnstrecke durchgehend verkehren. Die Tabelle zeigt den ersten Gesamtfahrplan auf dieser Strecke. Fuldaer Kreisblatt 1869, S. 16. Kopien und Texte: O. Berge

Fuldas Bemühungen um eine Eisenbahn

II.)

Vor 125 Jahren fuhren die ersten Züge / Von Otto B e r g e

Für das Bebra-Hanauer Eisenbahnprojekt trat im Jahre 1850 auch der Fuldaer Bezirksrat (= Selbstverwaltungskörperschaft für die Kreise Fulda und Hünfeld) ein, dem Dr. Herquet als Mitglied des Zentralausschusses und zugleich als Mitglied des Bezirksrats ein ausführliches Gutachten erstattete. Nach längerer Beratung „beschloß der Bezirksrat einstimmig, die Staatsregierung dringend zu bitten, die Verbindung von Eisenach mit Frankfurt durch eine von Bebra ab über Hersfeld, Fulda, Gelnhausen, Hanau zu bauende Eisenbahn unverzüglich einzuleiten und diese durch ihre geographische Lage zum Eisenbahnverkehr berufenen Landesteile des Kurstaates vor den unersetzlichen Nachteilen zu bewahren, mit welchen fernere Untätigkeit durch Isolierung von jenem Verkehr sie bedroht.“¹

Die Arbeit des Zentral-Eisenbahn-Ausschusses in Fulda wurde durch die Bezirksdirektionen in Hanau, Fulda und Hersfeld sowie durch die Verwaltungsämter und Stadtbehörden in diesen Bezirken sehr unterstützt. Insbesondere kam es darauf an, möglichst weite Kreise der Bevölkerung nicht nur in Kurhessen, sondern weit darüber hinaus von der Notwendigkeit einer Eisenbahnlinie zwischen Bebra über Fulda nach Hanau zu überzeugen und darauf hinzuweisen, „daß die Rentabilität bei der voraussichtlichen Frequenz dieser Bahn einem begründeten Zweifel nicht unterliegen könne . . . , und daß der Bau dieser Bahn für das große deutsche wie für das engere kurhessische Vaterland ein Bedürfnis sei, geboten durch seine Politik, seinen Handel, seine Industrie und den Ackerbau, und daß ohne diese Bahn das System der raschen Verbindungswege sowohl für den inneren als äußeren Verkehr unvollständig bleiben werde.“² Nicht nur in den kurhessischen Lokalblättern, sondern auch in den bekannten überregionalen Zeitungen wurde für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn als eine notwendige nationale Aufgabe geworben.³

Ein Antrag des Fuldaer Eisenbahnausschusses an die kurhessische Regierung hatte zur Folge, daß im Februar 1850 die Ingenieure Splingard und Rudolph aus Kassel nach Fulda entsandt wurden. In Gegenwart von

Gesuchte Personen.

200 Arbeiter

zum Eisenbahnbau gesucht

in Kerzell bei Fulda.

Inserat im Wochenblatt für die Provinz Fulda vom 25. und 28. Juli 1866 (S. 710 und 719). Auch dieses Inserat beweist, daß mit dem Eisenbahnbau gleichzeitig Arbeitsbeschaffung verbunden war, wenngleich zumeist nur vorübergehend.

Mitgliedern des Zentral-Eisenbahn-Ausschusses nahmen diese Ingenieure Terrain-Untersuchungen vor, deren Ergebnisse in einem umfassenden Gutachten der kurfürstlichen Staatsregierung übergeben wurden.⁴ Dabei wurde unter anderem festgestellt, daß die Bebra-Hanauer Eisenbahn durch das Haunetal nach Fulda geführt werden sollte, nicht etwa durch das Fuldatal über großherzoglich-hessisches Gebiet. Vielmehr müsse nämlich die Bahn „dem rechten Ufer der Haune entlang nach Hünfeld und Steinhaus und sodann auf dem linken Hauneufer und über das Terrain neben dem Rauschenberge und nach Überschreitung der Wasserscheide zwischen dem Haune- und Fuldatal in der Nähe der Lehnerrhöfe mittelst eines im Maximum 30 bis 35 Fuß tiefen Einschnittes nach Fulda gegen das St.-Nikolai-Spital hingeführt werden . . .“⁵ Ferner wurden Tunnel, Brücken sowie Übergänge genannt. Die Baukosten der Eisenbahn wurden auf acht Millionen Taler veranschlagt.

Die ausführlichen Gutachten der Ingenieure und der Antrag des Fuldaer Eisenbahn-Ausschusses wurden von seiten der Kasseler Regierung ablehnend entschieden. Die Mitteilung des kurfürstlichen Finanzministeriums lautete: „Da die Finanzlage des Staates dergleichen nicht gestattet, Kapitalverwendungen und Zinsengarantien behufs solcher neuen Unternehmungen zu

gewähren, . . . so muß das (das hier beantragte) Projekt vorerst beruhen.“⁶ Eine solche Mitteilung wirkte auf den Zentralausschuß in Fulda so schockierend, „daß er seine Tätigkeit (nach 20 Sitzungen) vorerst für beendet ansehen“ mußte.⁷

Trotz dieser vielen energischen Forderungen aus dem Fuldaer Land ließ der Bau der Eisenbahn noch viele Jahre auf sich warten. Erst im Jahre 1855 genehmigte der Kurfürst eine Eisenbahnstrecke von Kassel über Bebra nach Fulda und Hanau. Nachdem auch der Hessische Landtag 1857 den Bau dieser Strecke einstimmig beschlossen hatte, stand der Ausführung dieses Projektes nichts mehr im Wege. Jedoch verzögerte sich der Bau dieser Strecke durch Terrainschwierigkeiten, die insbesondere am Distelrasen bei Schlüchtern zu bewältigen waren.⁸

Verkauf von Eisenbahn-Bau-

geräthschaften.

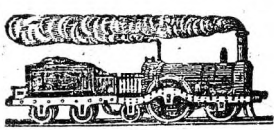
Am Freitag den 16. März 1866,
Vormittags 9 Uhr,
werden am Bodemühlen-Tunnel bei Burghaun (Bebra-Hanauer Eisenbahn) verschiedene Baugeräthschaften als:
5000 laufende Fuß kleine Tunnelbohrer, 42 Stück eichene und tannene Tunnelbohrer, 18 Stück Rollwagen, 32 Stück Kippkarren, 50 Stück Handkarren, 5 Stück Gabelwinden, 3 Stück schwere Steinwagen, 8 vollständige Pferdegeschirre, eine vollständige Schmiede, sowie eine große Quantität Haken, Bohrer, Fäustel, Brechstangen, Laxe, Wagenwinden, Klammern, Rollen u. u. öffentlich und meistbietend gegen gleichbaare Zahlung versteigert.
Hünfeld, den 4. März 1866.
Der Bau-Unternehmer Möhlau.

Überflüssig gewordene Baugeräte wurden meistbietend versteigert, wie das Beispiel des Burghauner Tunnels nach seiner Fertigstellung zeigt. Zumeist fanden sich genug Kaufinteressenten, die solche von der Eisenbahn nicht mehr benötigten Geräte zu stark herabgesetzten Preisen erwerben wollten. Wochenblatt für die Provinz Fulda 1866, S. 233 (7. März 1866).

Zum Bau der Eisenbahn von Bebra nach Hanau wurde im Jahre 1863 mit Zustimmung der Landstände ein vierprozentiges Darlehen von zehn Millionen Talern aufgenommen, das „vom Jahre 1875 an jährlich mit mindestens 100 000 Talern zurückzuzahlen war (gegen Bewilligung von ein Prozent Provision)“.⁹ Aus diesem Darlehen sollte zufolge weiterer Genehmigung der Landstände „der für die Herstellung eines zweiten Schienengeleises auf der Main-Weser-Bahn erforderliche Kostenbedarf bis zum Betrage von 1 250 000 Talern entnommen werden“.

Bald begann eine rege Bautätigkeit an vielen Teilstrecken der neuen Eisenbahnlinie. Das Fuldaer Wochenblatt enthält in den Jahrgängen 1864 bis 1869 in zahlreichen Ausgaben Ausschreibungen für Bauarbeiten, Materiallieferungen oder Anwerbung von Arbeitskräften. Nach der Fertigstellung von Streckenabschnitten wurden überflüssig gewordene Geräte, Wagen oder Maschinen wieder öffentlich meistbietend verkauft. A. Hartmanns Zeitgeschichte berichtet über die Bautätigkeit: „Während des Bahnbaus herrschte ein reges Geschäftsleben unter allen Klassen der Gewerbetreibenden, und es erwarben sich die Bauhandwerker besonders Vermögen bei den damaligen dreifachen Preisen.“¹⁰

Am 22. Januar 1866 wurde die erste Teilstrecke zwischen Bebra und Hersfeld dem Verkehr übergeben. Der weitere Abschnitt zwischen Hersfeld und Fulda wurde während des Krieges im Monat August 1866 zum ersten Mal befahren. Über dieses Ereignis berichtet Anton Hartmann in seiner Zeitgeschichte¹¹: „Das Landwehrbataillon 30er wurde am Freitag, dem 22. August, mit 22 Waggonen und zwei Lokomotiven als erster Eisenbahnzug von Fulda nach Melsungen bei herrlichstem Wetter abgefahren mit Hurrah! und großer Beteiligung des neugierigen Publikums. Die Beladung des Zuges fand in dem Einschnitt links der Leipziger Straße nach Niesitz zu statt.“



Bebra-Hanauer Eisenbahn.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß am 1. October d. J. der Bahnbetrieb zwischen Bebra und Fulda für die Beförderung von Personen, Gepäck und Gütern nach untenstehendem Fahrplan eröffnet werden soll.

Die darauf bezüglichen Reglements, sowie der Gütertarif und die anzuwendenden Frachtbrief-Formulare können von den Expeditionen und vom Controlbureau hieselbst zu den nachgenannten Preisen bezogen werden, als:

- 1) das Reglement für den Personen u. Verkehr zu 2 1/2 Sgr.,
- 2) das Reglement für den Güterverkehr mit Nachtrag „ 2 1/2 „
- 3) den Gütertarif mit Nachtrag „ 2 1/2 „
- 4) rothe Frachtbriefe (für Eilgut) das Buch „ 10 „
- 5) weiße Frachtbriefe (für gewöhnliche Frachtgüter) das Buch „ 8 „
- Die Billets und Gepäctagen werden durch Anschlag an den Schaltern der betreffenden Expeditionen bekannt gemacht.

Kassel, am 26. September 1866.

Kurfürstliche Direction für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn.

Von Bebra nach Fulda:	I.	III.	V.	Von Fulda nach Bebra.	II.	IV.	VI.
	Vorm. u. M.	Vorm. u. M.	Nachm. u. M.		Vorm. u. M.	Nachm. u. M.	Nachm. u. M.
Bebra Abfahrt	6.30	10.45	4.55	Fulda Abfahrt	7.20	1.45	5.45
Hersfeld „	6.55	11.10	5.20	Hünfeld „	8.00	2.25	6.25
Neukirchen(Rhina) „	7.23	11.38	5.48	Burghaun „	8.10	2.35	6.35
Burghaun „	7.42	11.57	6.7	Neukirchen(Rhina) „	8.30	2.55	6.55
Hünfeld „	7.55	12.10	6.20	Hersfeld „	9.00	3.25	7.25
Fulda Ankunft	8.30	12.45	6.55	Bebra Ankunft	9.20	3.45	7.45

Bekanntmachung der Kurfürstlichen Direction für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn zur Eröffnung des Bahnbetriebes am 1. October 1866, zunächst zwischen Fulda und Bebra. Nach dem hier vorgelegten Fahrplan verkehrten zwischen Bebra und Fulda drei Züge. Zur Erklärung der Abkürzungen: U. M. = Uhr, Minuten; Sgr. = Silbergroschen. Wochenblatt für die Provinz Fulda 1866, S. 889 (3. Oktober 1866).

Kopien und Texte: O. Berge

Allgemeine Verfügungen der Oberbehörden.



Bebra-Hanauer Eisenbahn.

Die zur Uniformirung des Betriebs-Personals für das laufende Jahr erforderlichen Luche, Buckskins, Futterstoffe und Knöpfe sollen im Wege der Submission mit Bestimmung von Lieferungs-terminen auf den 1. Mai, den 1. Juli und den 1. October d. J. beschafft werden.

Die Normalproben, sowie Verzeichnisse der innerhalb der verschiedenen Fristen zu liefernden Quantitäten und Qualitäten liegen in dem Geschäftszimmer des Depositors Flindt, Bahnhofstraße Nr. 35 3/4, Vormittags zwischen 8-9 Uhr zur Einsicht offen.

Schriftliche, portofreie Offerten sind unter Beifügung entsprechender Proben und genauer Angabe der Breitenmaße und Preise bis zum 10. April d. J. anher einzureichen.

Kassel, am 21. März 1866.

Kurfürstliche Direction

für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn.

Aus dem Wochenblatt für die Provinz Fulda vom 4. April 1866 (S. 345). Auch die Dienstbekleidung der Eisenbahnbediensteten (= Uniformierung) war mit Arbeitsbeschaffung für den Fuldaer Raum verbunden.

Dem öffentlichen Verkehr wurde die Bahnlinie zwischen Bebra und Fulda jedoch erst am 1. Oktober 1866 übergeben. Es vergingen aber noch über zwei Jahre, bis die gesamte Strecke zwischen Bebra und Hanau fertiggestellt war. Inzwischen mußte man sich mit weiteren Teilstrecken begnügen.

So konnte am 1. Mai 1867 zunächst die Strecke zwischen Hanau und Wächtersbach eröffnet werden.¹² Indessen war die Bahnanbindung nun auch von Süden her näher an Fulda herangekommen. Diese Tatsache machte sich der Fuldaer Fuhrmann Adam Schäfer zunutze, indem er in jeder Woche an den Tagen Dienstag, Donnerstag und Samstag „alle Frachtgüter von hier (= Fulda) nach den dazwischenliegenden Ortschaften bis Wächtersbach und von da mit der Bahn weiter unter prompter und reeller Bedienung“ durch sein eigenes Geschirr beförderte.¹³ Dazu bemerkte er, daß „der Frachtsatz per Zentner“ von hier (= Fulda) bis Frankfurt sich bedeutend ermäßigt (siehe Anzeige). Allzu lange konnte Adam Schäfer jedoch diesen „Langstrecken-Transport“ nicht ausführen; denn bald waren weitere Teilstrecken fertig.

Am 25. Juni 1868 teilte die „Königliche Eisenbahn-Direktion“ in Kassel mit¹⁴, „daß vom 1. Juli des Jahres die Bahnstrecken Fulda-Neuhof und Wächtersbach-Steinau dem öffentlichen Verkehr übergeben werden und gleichzeitig für die Bahnstrecken Bebra-Neuhof und Hanau-Steinau“ neue Fahrpläne in Kraft treten

würden. Dabei wurde nicht versäumt, auf folgende Bestimmung hinzuweisen, die in ihrer Zusammenstellung heute eigenartig berühren dürfte: „Für die Beförderung von Personen, Reisegepäck, Leichen, Hunde(n), Güter(n) und Privatdepeschen von und nach den neu in Betrieb gesetzten Stationen sind die auf der Bebra-Hanauer Eisenbahn bereits eingeführte Reglements maßgebend.“ Drei Züge verkehrten jeweils von Bebra nach Neuhof und von Neuhof nach Bebra sowie von Steinau nach Hanau und von dort nach Steinau. Die Teilstrecke von Neuhof durch den Distelrasen über Schlüchtern nach Steinau war noch nicht hergestellt. Daher mußten sich Durchgangsreisende auf diesem Zwischenstück mit der Post oder mit Privatchaisen befördern lassen.

Am 7. Dezember 1868 wurde schließlich bekanntgemacht¹⁵, „daß am 15. Dezember (des Jahres) die Bebra-Hanauer Eisenbahn in ihrer ganzen Ausdehnung dem öffentlichen Verkehr übergeben werden wird“. Zwischen Bebra und Fulda fuhren vier und zwischen Fulda und Hanau drei Züge. Im Jahre 1872 waren es bereits jeweils sechs Züge (darunter jeweils zwei Schnellzüge), die zwischen Bebra und Fulda bzw. Fulda und Hanau verkehrten.¹⁶

Mit der Eröffnung der Bebra-Hanauer Eisenbahn „in ihrer ganzen Ausdehnung“ am 15. Dezember 1868 war erreicht, was von den Gewerbetreibenden, den städtischen Körperschaften, den Landtagsabgeordneten sowie den lokalen und regionalen Eisenbahnkommissionen, -komitees und -ausschüssen seit über drei Jahrzehnten gefordert worden war. Die „von Gott und Rechts wegen zustehende Eisenbahn“,

250 bis 300 Arbeiter

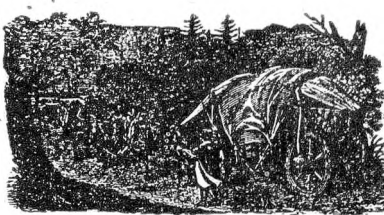
werden zur Beschäftigung bei dem Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn bei Flieden gesucht. Der tägliche Lohn kommt bei Accordarbeiten auf 1 Thlr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Herrn Bürgermeister werden gebeten Arbeiter hierauf aufmerksam zu machen.

Bei hinreichender Anzahl freie Beförderung von Fulda nach Flieden. Anmeldungen gehen im Anfrage-Bureau von Herrn Franz Dickers am Gemüsemarkt zu Fulda.

Flieden, am 11. August 1867.
Gebrüder Gutmann,
Bauunternehmer.

Zur Fertigstellung des Tunnels wurden in Flieden viele Arbeiter benötigt. Inserat aus dem Fuldaer Wochenblatt 1867, S. 770.



15. Von heute an und zwar in jeder Woche an den Tagen Dienstag, Donnerstag und Samstag befördere ich alle Frachtgüter von hier, nach den dazwischen liegenden Ortschaften bis Wächtersbach und von da mit Bahn weiter unter prompter und reeller Bedienung durch mein eigenes Geschirr, mit dem ergebensten Bemerken, daß der Frachtsatz per Centner von hier bis Frankfurt sich bedeutend ermäßigt.

Fulda, am 20. Mai 1867.

Adam Schäfer, Fuhrmann,
im Gasthaus zum Adler.

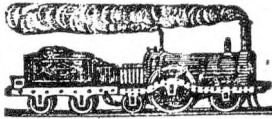
Inserat im Fuldaer Wochenblatt 1867 (S. 11). Der Fuldaer Fuhrmann übernimmt den Frachtgütertransport zwischen Fulda und Wächtersbach.

wie dies in der Revolution von 1848/49 bzw. auch noch 1850 verlangt worden war, war für Fulda und die mit dieser Stadt verbundenen Kinzig- und Fuldaorte nun endlich verwirklicht. Die handelspolitischen Verbindungen von Fulda nach Leipzig, Kassel und Frankfurt waren nun auch „eisenbahnmäßig“ hergestellt. Dies eröffnete neue handelspolitische Perspektiven für die Fulda-Hanauer-Region.

Anmerkungen

- 1 Extra Beilage zur Nr. 50 vom 15. Dezember 1949 des Fuldaer Bezirks-Wochenblatts, S. 10
- 2 Rechenschaftsbericht des Central-Eisenbahn-Ausschusses in Fulda StA FD, S. 6
- 3 Rechenschaftsbericht, S. 2
- 4 Rechenschaftsbericht, S. 5
- 5 Rechenschaftsbericht, S. 6
- 6 Rechenschaftsbericht, S. 7
- 7 Rechenschaftsbericht, S. 7
- 8 Losch, Ph.: Geschichte des Kurfürstentums Hessen 1803-1866, Marburg 1922, S. 332
- 9 Sammlung von Gesetzen für Kurhessen Jg. 1863, S. 183
- 10 Anton Hartmann, Zeitgeschichte (Neuauf. 1984), S. 130
- 11 Wie Anmerkung 10
- 12 Wochenblatt 1867, S. 62
- 13 Wochenblatt 1867, S. 770
- 14 Wochenblatt 1868, S. 554
- 15 Wochenblatt 1868, S. 957
- 16 Fuldaer Kreisblatt 1872, S. 36

3. Bebra-Hanauer Eisenbahn.



Wir bringen hierdurch zur öffentlichen Kenntniß, daß am 15. Dezember d. J. die Bebra-Hanauer Eisenbahn in ihrer ganzen Ausdehnung dem öffentlichen Verkehr übergeben werden wird.

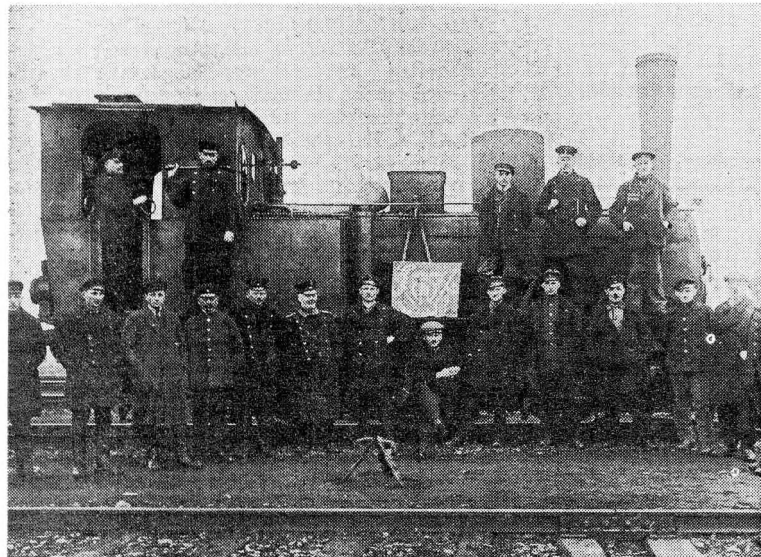
Für die Beförderung von Personen, Reisegepäck, Leichen, Güter, Hunde und Privatdepeschen von und nach den neu in Betrieb gesetzten Stationen Flieden, Elm und Schlüchtern sind die auf der Bebra-Hanauer Eisenbahn bereits eingeführten Reglements maßgebend; die Tarife, welche auch für die bereits im Vertriebe befindlichen Strecken einige Aenderungen enthalten, sind in den Expeditionen käuflich zu haben.

Von dem gedachten Tage ab, wird die seit 1. Juni d. J. bestandene Haltestelle bei Wärrerbude Nr. 63 in der Nähe des Dorfes Steinau zwischen den Stationen Hünfeld und Fulda aufgehoben.

Kassel, am 7. Dezember 1868.

Königliche Eisenbahn-Direktion.

Bekanntmachung im Fuldaer Wochenblatt 1868, S. 957. Die Bebra-Hanauer Eisenbahnstrecke „wird in ihrer ganzen Ausdehnung dem öffentlichen Verkehr übergeben“.



Rangierlokomotive und Personal des Güterbahnhofs in Fulda. Ein Erinnerungsfoto aus dem Jahre 1924.

Bild: Stadtarchiv Fulda

Fuldas Bemühungen um eine Eisenbahnverbindung

Ein Rückblick auf die Jahre 1836 bis 1850 / Von Otto Berge

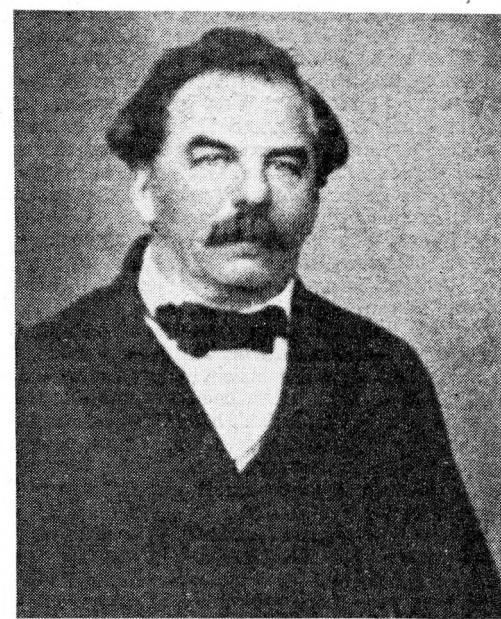
Nachdem im Jahre 1835 die erste Eisenbahnstrecke zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet worden war, wurde bald in vielen deutschen Städten der Wunsch laut, eine Eisenbahnverbindung zu erhalten. Auch in Fulda wurde bereits im Jahre 1836 „die Berücksichtigung des Gewerbe- und Nahrungsstandes der hiesigen Ortsbürger bei Anlegung von Eisenbahnen durch Kurhessen“ dringend gefordert.¹ Dabei ging die Initiative sowohl von den Gewerbetreibenden als auch von den städtischen Körperschaften Fuldas aus. Um dem Anliegen gerecht zu werden, die Kinzig- und Fuldastädte durch eine Eisenbahnlinie miteinander zu verbinden, bildete sich bereits im Jahre 1837 ein „Eisenbahn-Centralverein der Fulda- und Kinzigstädte“, der die Forderung erhob, eine Eisenbahn zwischen den Kinzigorten und weiter zu den Fuldaorten zu bauen.² Bereits 1841 bildete sich in Fulda ein Eisenbahnkomitee³, dem 1849 eine Eisenbahnkommission folgte.

Im Auftrag des Bürgerausschusses und des Stadtrats legte Oberbürgermeister Mackenrodt am 15. April 1842 der kurhessischen Staatsregierung eine „Vorstellung“ vor, in der die Eisenbahnverbindung zwischen Kassel und Hanau über Fulda gefordert wurde, weil „nicht nur für diese Eisenbahn unsere schon bestehende „Leipziger-Handelsstraße“ die kürzeste und allein natürliche Richtung sei, sondern auch von jeglicher Verlegung solchen Handelszuges eine ebenso zu bejammernde als den Wohlstand von zwei ganzen Provinzen des Kurstaates zerstörende Folge sein würde“ (nämlich der Provinzen Fulda und Hanau). Ein ausführliches Gutachten des Landbaumeisters Arnd aus Gelnhausen wurde beigelegt.

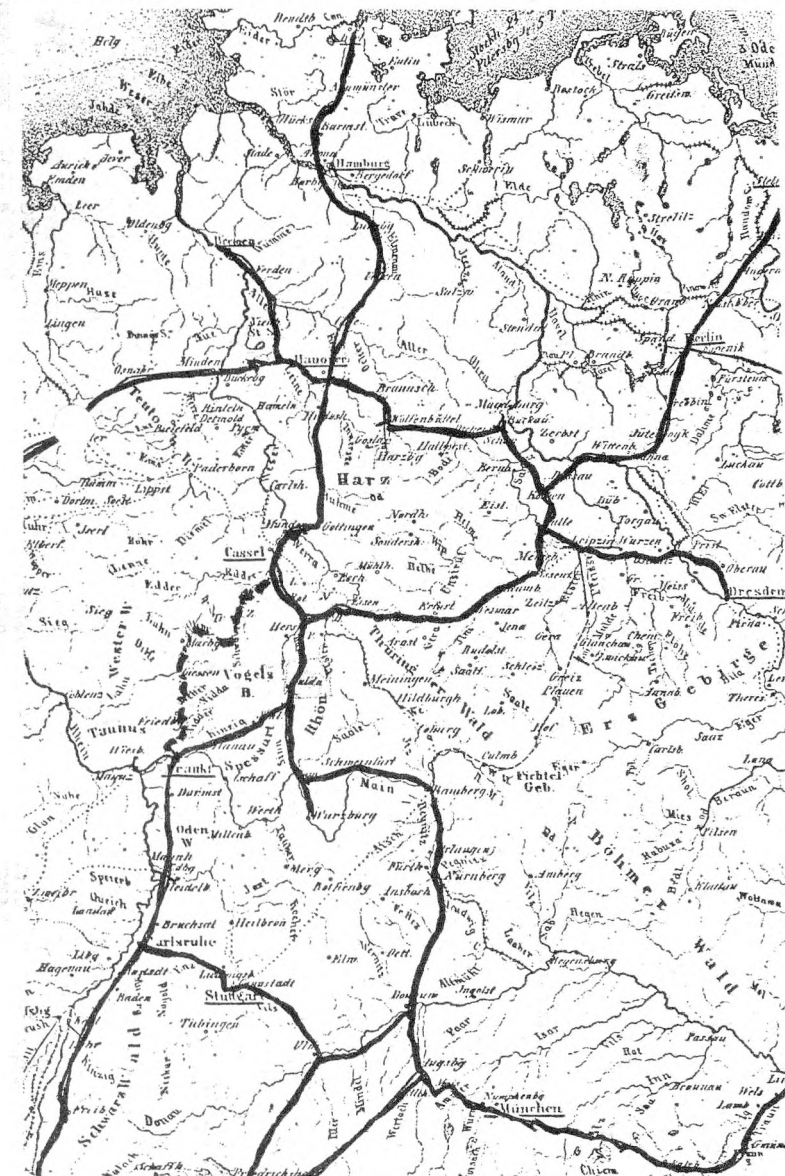
Auch im Kurhessischen Landtag hatte sich ein „Ausschuß für Eisenbahnangelegenheiten“ gebildet.⁴ Im Landtag erhoben die Abgeordneten des Fulda-Hanauer Bezirkes ihre Forderung, eine Eisenbahnverbindung von Hanau bis Bebra zu bauen. Ein eingehend begründeter Antrag vom 19. März 1844 wurde von folgenden Abgeordneten des Adels, der Städte und der Landwahldistrikte unterzeichnet: v. Geyso, Eberhard, Toussaint, Fondy, Bätza, Wagner, Nebelthau, Stöhr, Kaufholz und Kautz. Mahnend wurde darauf hingewiesen, daß „die zwei Provinzen Fulda und Hanau mit schweren Verlusten bedroht“ würden, wenn ihnen die Eisenbahn vorenthalten bleibe. Unter Hinweis auf die Nachteile der fuldischen Teilung von 1816 befürchtete man, daß der Verkehr auf der Frankfurt-Leipziger Straße erheblich nachlassen und damit die Erwerbstätigkeit für die Bevölkerung sinken und eine allgemeine Verarmung eintreten würde.

Da die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Provinzen Fulda und Hanau eingehend beschrieben werden, soll hier ein Teil des Berichtes folgen:

„Wir wollen nicht etwa auf die harten Schicksale zurückgehen, aus denen die beiden Provinzen ihren jetzigen Nahrungsstand mit großer Anstrengung wieder herausgearbeitet haben. Aber vergessen kann man doch nicht, daß die Teilung des Fuldaer Landes seine inneren Beziehungen gänzlich über den Haufen geworfen hat. Die Lage an der Frankfurt-Leipziger Straße war fast alles, was dem hessischen Fulda außer dem Andenken an bessere Zeiten geblieben war; an diesen Verkehr haben die dortigen Untertanen ihren Nahrungsstand angeknüpft, sich zur Teilnahme am Transit



Landtagsabgeordneter Dr. Joseph Weinzierl setzte sich energisch für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn ein. Dr. Weinzierl war später Stadtsekretär von Fulda.



Die wichtigsten bereits gebauten oder projektierten Eisenbahnen in Deutschland um 1845. Die geforderte Eisenbahnlinie von Bebra über Fulda nach Hanau bedeutete die unentbehrliche Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland und zwischen Leipzig und Frankfurt (dem alten Straßenzug Leipzig-Frankfurt folgend). Zunächst wurde dies Ergänzungsstück zwischen Nord- und Süddeutschland von Kassel über Marburg und Gießen nach Frankfurt gebaut (punktuierte Linie). Die Kinzig- und Fuldastädte fühlten sich hierdurch sehr benachteiligt.

Für die Skizze wurde eine Karte von H. Reusse benutzt: Deutschlands Eisenbahnen mit möglichst genauer Angabe der Flüsse (1843). Aus: Stadtarchiv Fulda XV, A 3.

Kopien, Bilder und Texte: O. Berge

befähigt, und, indem sie die kommerzielle Verbindung mit anderen Ländern und Handelsstädten eifrig benutzten, den Mut zu eigenen Fabrikanlagen und Handelsunternehmungen gewonnen. So befindet sich in Fulda eine der bedeutendsten Fabriken im ganzen Lande, welche alle Gattungen von Baumwollenzügen, Barchent, Drillich usw. liefert, ihre eigene Färberei hat und viele Hunderte von Menschen in der Stadt und auf dem Lande mit Spinnen, Spulen, Weben usw. beschäftigt. Außer dieser bereiten noch 16 andere Fabriken und Meister mit mehr als 200 Arbeitern Baumwollenzüge; andere dortige Fabriken liefern Siegelack, (zwei) Pappschachteln, (zwei) Wachslichter, künstliche Blumen, Preßspäne (Pappen zur Tuchbereitung), Strohhühner, Bleistifte und Blasinstrumente von vorzüglichem Rufe, endlich finden sich dort selbst acht Wollentuchwebereien, 15 Lohgerbereien, 3 Weißgerbereien, 38 Leinweber und 14 Großhandlungen in Leinen, Leinengarn, Wolle, Hopfen, Branntwein und Getreide.

In Hünfeld wird der Leinenhandel sehr schwunghaft betrieben; es sind Bleichen von großer Ausdehnung vorhanden; Gerbereien und ähnliche Anstalten im besten Gang.

Aber nicht bloß hier, in allen den acht Städten, welche unmittelbar von dem Leipzig-Frankfurter Handelszug berührt werden, ist der Betrieb städtischer Gewerbe vorherrschend. Selbst in dem kleinen Steinau fehlt es nicht an Fabrikanlagen und Großhandel; Salmünsters Rotgerbereien, Bierbrauereien und Pottaschesiedereien sind in Zunahme begriffen; Soden hat außer ähnlichen Anlagen eine Nadelfabrik. In Gelnhausen finden sich zwei Tabaksfabriken, eine Papiermühle, sechs Loh- und Weißgerbereien, mehrere Schokoladefabriken, sieben fabrikmäßig eingerichtete Branntweinbrennereien, Likör-, Spiritus- und Essigfabriken, drei Ölmöhlen und ansehnlicher Handel in Wein und Branntwein en gros.

Leider blieben alle diese Bemühungen ohne Erfolg, so daß in den Revolutionsjahren 1848/49 und 1850 die alten Forderungen, eine Eisenbahnverbindung von Bebra über Fulda nach Hanau herzustellen, wieder massiv erhoben wurden.

*

So trat der Fuldaer Landtagsabgeordnete Dr. Joseph Weinzierl entschieden für den Bau einer Eisenbahnstrecke über Fulda ein. In einer Eingabe an den Kurfürsten am 29. April 1848 wies Weinzierl darauf hin, daß die Bewohner des Fuldaer Landes von der Regierung des Kurstaates seit 32 Jahren (also seit der Vereinigung mit Kurhessen im Jahre 1816) „in ihren heiligsten Ansprüchen und Interessen maßlos ge-

kränkt worden“ seien und daß sie sich „stets wie Stiefkinder im großen hessischen Familienverband hätten betrachten müssen . . . In fremden Interessen sei das Land ausgebeutet worden, und dies ungerechte, abstoßende, rücksichtslose System habe in der Entziehung der Fulda von Gott und Rechts wegen gebührenden Eisenbahn seinen Gipfel erreicht . . .“⁵

Auch in einer Rede vor der kurhessischen Ständerversammlung forderte Dr. Weinzierl die Anbindung Fuldas an das Eisenbahnnetz. Dabei führte er aus: „Als die Epoche der Eisenbahnen für Kurhessen eingetreten war, da nahm man dem Großherzogtum Fulda ein von ganz Deutschland anerkanntes Recht, eine der wichtigsten und bedeutendsten Eisenbahnen zu besitzen, ja man ging so weit, ein hohes allgemeines deutsches Interesse einem Sonderinteresse unterzuordnen, einem Sonderinteresse, welches keine Afterweisheit zu verschleiern imstande ist . . .“

Der aus Fulda stammende Landtagsabgeordnete Heinrich König kritisierte in der Ständerversammlung: „ . . . Fulda ist eine Provinzialstadt geworden und muß, nachdem ihr die Eisenbahn entzogen ist, die ihren richtigen Weg über Fulda hätte nehmen müssen, immer mehr zu einer Landstadt herabsinken, neben welcher auf der ihr versagten Eisenbahn alle Weltbewegung hingehet und die sich auf den Landbau beschränken muß.“⁶

Fast gleichlautend mit Weinzierls Eingabe ist eine Petition des Fuldaer Volksrats, der im Auftrag der Volksversammlungen während der Revolution 1848/49 die Forderungen und Ansichten der Fuldaer Bevölkerung formulierte und bekanntgab. So hieß es in einer Petition an den Landesherrn, daß die stiefmütterliche Behandlung Fuldas durch Kurhessen, „das weder auf die Geschichte noch auf die Bedeutung Fuldas die geringste Rücksicht genommen habe“, „einen neuen Höhepunkt erreicht habe, als man Fulda die von Rechts wegen gebührende Eisenbahn zugunsten Althessens entzog“.⁷

Da alle Petitionen an das Ministerium und an den Landesherrn erfolglos blieben, wurde im Dezember 1849 auf Initiative der Fuldaer Stadtbehörde und des Fuldaer Bürgervereins eine Eisenbahnkommission gebildet, deren zwölf Mitglieder vom Bürgerverein und von den städtischen Körperschaften gewählt worden waren. Der Eisenbahnkommission gehörten an: F. Berta, Dr. Herquet, Jacobi, M. Kircher, Dr. Lieblein, Morchutt, B. Müller, J. Müller, J. J. Rübsam, J. Weißmüller, Werthmüller, Dr. Wiegand.⁸

Die Fuldaer Eisenbahnkommission berief unverzüglich eine Versammlung von Deputierten der Städte Hanau, Gelnhausen, Wächtersbach, Salmünster, Soden, Steinau, Schlüchtern, Hünfeld und Hersfeld auf den 17. und 18. Dezember nach Fulda in den Pultschen Saal (heute Zentralpassage) ein, um die „Erzielung einer Eisenbahn von Bebra ab bis Hanau“ zu beraten. Deputierte der Stadt Schlitz und der Landgemeinde Neustadt nahmen ebenfalls teil.

An die kurhessische Staatsregierung wurde der Antrag gestellt, die Bebra-Hanauer Eisenbahnverbindung zu beschließen und unverzüglich Vorarbeiten für die Untersuchung des Terrains usw. durchführen zu lassen.⁹ Die auf die Eisenbahn bezüglichen Interessen sollten von einem „Zentral-Ausschuß für eine Eisenbahn von Bebra über Fulda nach Hanau“ mit dem Sitz in Fulda wahrgenommen werden. Der Zentralausschuß sollte „durch die an allen Orten der beteiligten Gegenden zu errichtenden lokalen Komitees unterstützt werden“. In den Zentralausschuß waren folgende Mitglieder gewählt worden: Medizinalrat Dr. Wiegand, Staatsprokurator Morschutt, Obergerichtsanwalt Dr. Herquet, Vize-Oberbürgermeister F. Berta und Apotheker Jacobi (sämtlich aus Fulda).

In einer Bekanntmachung vom 4. Januar 1850 stellte der Zentralausschuß seine Ziele vor. In dem Aufruf hieß es: „Weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus reicht die Beteiligung an der Einrichtung einer solchen Eisenbahn-Verbindung im Mittelpunkt von Deutschland an den Ufern der Kinzig auf dem uralten Wege einer großen Handelsstraße. Daher richten wir – durch das Vertrauen und die Wahl jener Abgeordneten (der Städte) als Zentralausschuß zur Geschäftsleitung berufen – an alle, die es angeht, nah und fern die freundliche Aufforderung und Bitte, zur Durchführung unseres wahrhaft nationalen und in seinem Gelingen nicht zweifelhaften Unternehmens mit Rat und Tat uns kräftigst zu unterstützen.“ Durch

Dur Erlangung

der

Eisenbahn über Fulda

durch

die Stadt dieses Namens

zufolge

eingereichte Vorstellungen.

F u l d a .

In Commission der Müller'schen Hofbuchdruckerei.

1842.

Titelseite einer Petition der städtischen Körperschaften der Stadt Fulda vom 15. April 1842 an das „Kurfürstliche hohe Ministerium“ in Kassel, unterzeichnet von Oberbürgermeister Daniel Mackenrodt. Beigefügt ist ein ausführliches Gutachten von 30 Seiten des Landbaumeisters Arnd (Gelnhausen).

einen derartigen Zusammenschluß aller an einer Eisenbahnlinie von Bebra über Fulda nach Hanau interessierten Städte glaubte man den berechtigten Forderungen mehr Gewicht verleihen zu können. Die Vorreiterfunktion Fuldas wird dadurch verdeutlicht, daß der Zentralausschuß nicht nur seinen Sitz in Fulda hatte, sondern daß auch sämtliche Mitglieder aus Fulda stammten. (wird fortgesetzt)

Anmerkungen:

- 1 Stadtarchiv Fulda XV, A 1
- 2 Stadtarchiv Fulda XV, A 3
- 3 Stadtarchiv Fulda XV, A 5
- 4 Stadtarchiv Fulda XV, A 3, auch zum folgenden
- 5 Zitiert nach Karl Schäfer, Die kurhessische Politik in den neu erworbenen fuldischen Landesteilen in den Jahren 1816 bis 1848 (Fuld. Geschichtsbl. 1983), S. 80
- 6 Zitiert nach Schäfer, S. 81
- 7 Vgl. Otto Berge: Fulda in der Revolution von 1848/49 (Fuld. Geschichtsbl. 1975), S. 163 f.
- 8 Wochenblatt für den Verwaltungsbezirk Fulda 1849, S. 980
- 9 Wochenblatt . . . 1850, S. 48; auch zum folgenden

Heidelbeerernte 1888

Im Fuldaer Land gilt allgemein, daß die Einwohner der Gemeinde Giesel besonders eifrige Heidelbeerpflücker sind. Einer Mitteilung vom 21. Juli 1888 im Fuldaer Kreisblatt ist jedoch zu entnehmen, daß auch in der Gegend um Burghaun Heidelbeerpflücker sehr fleißig waren.

In dem Bericht heißt es unter der Rubrik „Hül.“: „Die Heidelbeerernte ist seit voriger Woche in hiesiger Gegend sehr im Gange und ist ziemlich ergiebig. So kamen allein auf dem Bahnhof Burghaun in der vorigen Woche 400 Zentner Heidelbeeren zur Verladung und am Montag dieser Woche wieder 125 Zentner. Dieselben gehen größtenteils nach Hannover.“

O. Berge

Fuldaer Klosterbesitz in Dromersheim (Rheinhessen)



Am Westrand des Rheinhessischen Hügellandes und an der Straße von Gualgesheim nach Bad Kreuznach liegt der uralte Weinbauort Dromersheim, der sich rühmt, der Geburtsort des Eisweins zu sein. Schon zehn Jahre nach seiner Gründung erhielt hier das Kloster Fulda Besitz. Am 15. Juni 754 schenkte ein Eggolt zum Seelenheil seines Bruders Hitdwim dem Kloster des hl. Bonifatius sein Erbteil samt einer Kirche mit Ausnahme eines Weingartens mit dreizehn genannten Unfreien, dazu einen Waldanteil zu Biebrern (Krs. Simmern). Die Schenkung erfolgte zehn Tage nach dem Tod des hl. Bonifatius. Der Ort hieß damals „Truhtmaresheim“ (Siedlung des Drutmar – berühmter Zauberer) und lag im Wormsgau. Die Urkunde, deren Datierung auch Bedeutung hat für die Feststellung des wahren Todesjahres des hl. Bonifatius (früher wurde 755 statt 754 angenommen) enthält eine der frühesten Erwähnungen des Weinbaus in Deutschland. Auch später erhielt das Kloster Fulda Besitzungen in Dromersheim: Im Jahre 772 schenkte Hrodolt unter Vorbehalt des lebenslänglichen Nießbrauchs sein Eigentum zu Dromersheim, Sulzheim und Weinheim mit sechs Unfreien dem Kloster. 772 kam der Besitz eines Hartmut und 788 der eines Walram und seiner Gemahlin Waltrad hinzu, zur Zeit des Abtes Baugulf (780–802) noch Weinberge und Äcker eines Rohing. Im Jahre 763 hatte Bischof Lullus von Mainz, der damals während der Verbannung des Gründerabtes Sturmian nach Jumièges in der Normandie das Kloster Fulda verwaltete, für 37 Pfund Gold und Silber aus dem Klosterschatz einem Grafen Leidrat Grundbesitz in Bingen sowie einen Hof und 25 Morgen Ackerland in Dromersheim abgekauft. Das Dorf gehört heute zur Stadt Bingen.

Es liegt am Fuß des Jakobsberges, auf dem in neuerer Zeit wieder ein Benediktinerkloster entstanden ist. Unser Bild zeigt die Hauptstraße mit dem Turm der katholischen Pfarrkirche, die in den Jahren 1775–76 zu Ehren der Himmelskönigin Maria und der Apostel Petrus und Paulus neu erbaut wurde. Ein Gotteshaus stand an dieser Stelle wohl schon vor Gründung des Klosters Fulda (744).

E. Sturm

Fuldas erster „städtischer“ Mittelpunkt

Von Hans E. Parzeller

I)

Die heutige Stadt Fulda geht bekanntlich in ihren Ursprüngen auf das im Jahre 744 gegründete Benediktinerkloster zurück. Noch bevor es die eigentliche Stadt gab, entstand hinter dem Kloster im heutigen Unterstadtbereich zwischen Eichsfeld und Tränke das Dorf Fulda, in dem die vom Kloster abhängigen Hörigen siedelten. Erst später entwickelte sich – durch den Klosterbereich getrennt – auf dem südöstlich gelegenen Hochplateau ein eigener Markt, die spätere Stadt Fulda, mit der das Dorf in der sogenannten Hinterburg im Lauf der Jahrhunderte zusammenwuchs und – allerdings erst 1825 – zu einer rechtlichen Einheit verbunden wurde.¹

Nach Meinung der Fuldaer Bevölkerung, aber auch vieler geschichtsforschender Fachleute hat die Stadt Fulda ihren Ausgang vom Platz Unterm Heilig Kreuz an der Stadtpfarrkirche genommen. Dort habe sich Fuldas erster Marktplatz befunden, wie sich noch an dem an der Stelle des früheren Marktkreuzes stehenden Obelisk ablesen lasse. Die von diesem Platz aus strahlenförmig in alle Himmelsrichtungen führenden zahlreichen Straßen und Durchgänge ließen eine bewußte Planung erkennen. Dieser Platz müsse deshalb als Keimzelle der späteren Stadt Fulda angesehen werden. Er sei der erste für die anfängliche Stadtentwicklung maßgebliche Mittelpunkt gewesen.² Zudem sei zu den heute von ihm ausgehenden Straßen und Durchgängen früher noch der an der linken Seite des Mollenhauer-Hauses (jetzt Damenmoden Quast) vor dessen seitlichen Erweiterungen bestehende Durchgang, die sogenannte Lukasengasse oder Herrnegasse, hinzugekommen.³

In der Tat legen acht Straßen und Durchgänge den Gedanken nahe, Fulda sei von dieser Stelle aus planmäßig und systematisch angelegt worden. Dieser Gedanke wird nur unwesentlich dadurch beeinträchtigt, daß man der Lukasengasse keine echte Verkehrs-

funktion zusprechen kann, da sie – wie die vielen anderen kleinen Enggäßchen Fuldas⁴ – praktisch nur als Feuergasse diene. Allerdings muß man daneben den Durchgang beim Café Thiele zur Unterstadt hin ebenfalls abrechnen, weil dieser erst nach den verheerenden Zerstörungen am Gemüsemarkt im Zweiten Weltkrieg und nach Abbruch des alten Postamts im Jahre 1969 geschaffen wurde.

Aber nicht einmal die verbleibenden sechs Straßenzüge beweisen bei genauerer Betrachtung eine zielgerichtete Stadtanlage Fuldas vom Platz Unterm Heilig Kreuz aus, selbst wenn man hierunter keine systematisch geplante Stadtgründung durch Landesherren wie beispielsweise bei den modernen Städten Karlsruhe oder Mannheim versteht. Im Falle Fuldas wird nämlich meist übersehen, daß die beiden jenem Platz zugeordneten Straßen beiderseits der Stadtpfarrkirche durch Jahrhunderte hindurch weder Straßen noch überhaupt Verkehrswege gewesen sind, also für eine planmäßige Erschließung des Stadtgebietes zunächst keine Rolle gespielt haben können. An ihrer Stelle befand sich vielmehr jahrhundertlang der stadtpfarrliche Friedhof, der erst im Jahre 1531 vor die Tore der Stadt an die heutige Goethestraße verlegt wurde, wo sich noch heute der aufgelassene „Alte städtische Friedhof“ befindet.⁵ Dennoch wurde der Friedhof an der Pfarrkirche sogar noch weit bis ins 17. Jahrhundert hinein weiter benutzt. Ausweislich der Kirchenbücher wurden noch im Jahre 1660 Bestattungen an der Stadtpfarrkirche vorgenommen.⁶ Die Anzahl der von jenem Platz ausgehenden relevanten Straßenzüge verringert sich somit auf ganze vier, also auf die normale, von jeglicher Kreuzung ausgehende Anzahl von Straßen.

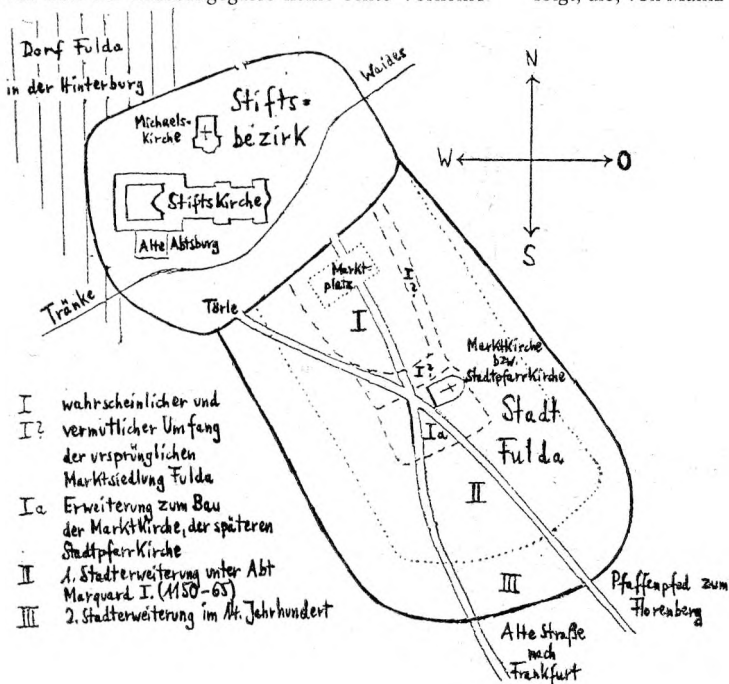
Bekannt ist, daß der heutige Straßenzug Mittelstraße–Friedrichstraße wohl einer alten Fernverbindung folgt, die, von Mainz und Frankfurt durch das Kinzig-

tal herkommend, nach Thüringen, insbesondere nach Eisenach und Erfurt, weiterführte und später als Frankfurt–Leipziger Straße oder einfach als des Reiches Straße bezeichnet wurde. Zum anderen folgt der Straßenzug Pfandhausstraße–Marktstraße aller Wahrscheinlichkeit nach einem alten, noch heute im Straßenverlauf großteils nachvollziehbaren Weg, der spätestens seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts von der Klosterpforte, d. h. etwa von der Stelle des späteren „Törle“ am Hexenturm, ausging, schräg die Höhe hinauf über die heutige Kanalstraße, Rosengasse und Pfandhausstraße zum Platz Unterm Heilig Kreuz führte und von da über Marktstraße, Florengasse, Edeltzeller Straße und Weyherer Weg weiter zum Florenberg. Er verband also den alten Stiftsbezirk mit jenem Berg südöstlich von Fulda⁷, auf dem bekanntlich bereits Abt Huoggi (891–915) um das Jahr 900 eine Wehrkirche errichten ließ.⁸ Die beiden Straßen bzw. Wege dürften sich am heutigen Platz Unterm Heilig Kreuz spitzwinklig – etwa in der Form eines Andreaskreuzes – geschnitten haben (vgl. die beige-fügte Skizze), beeinflussen auf diese Weise die späteren Baufluchten und verursachten so den etwas eigentümlichen Grundriß dieses Platzes. Jedenfalls erweist er sich danach keineswegs als systematisch angelegt, sondern ganz als das Zufallsprodukt einer vorhandenen Wegen folgenden Bebauung. Ein Vergleich mit – erwiesenermaßen – systematisch angelegten Marktplätzen (vgl. etwa den Anger in Rasdorf oder die Marktplätze in Alsfeld und Bad Hersfeld) macht dieses Ergebnis ohne weiteres verständlich.

Da im Mittelalter vorgegebene Baulinien oftmals über Jahrhunderte hinweg erhalten blieben, verfestigt sich das aufgezeigte Ergebnis, wenn man die konkreten Häuserfluchten betrachtet. Lediglich auf der Seite des Kanzler-Palais (jetzt Volkshochschule der Stadt Fulda) besteht heute eine klare gerade Baufront; ausgerechnet hier erfolgte aber die geschlossene Bebauung zu allerletzt. Vor dem Bau des Kanzler-Palais im Jahre 1735 befand sich an dieser Stelle zum Teil noch Gartengelände⁹. Auf allen anderen Seiten, wo die ursprünglichen Baulinien am ehesten erhalten sein dürften, weisen die Häuserfluchten keinerlei Geradlinigkeit auf, wie sie bei einer planmäßig-systematischen Platzanlage in gewissem Umfang zu erwarten wäre.

Vor allem die Bebauung am Westrande des Platzes – also die Mollenhauersche Seite – wölbt sich wie ein riesiger Buckel in den Platz hinein. Anders als für die Stadtpfarrkirchen-Seite, wo die mehrfache Kirchenerweiterung Anlaß für ein Verschieben der Bauflucht in den Platz hinein gewesen ist, läßt sich ein ähnlicher Grund für die Mollenhauersche Seite nicht erkennen. Auch wenn die Anlage mittelalterlicher Marktplätze nicht an der Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit neuzeitlicher Reißbrettpläne gemessen werden kann, so spricht doch diese Art extrem gekrümmter Bebauungslinien für die Annahme, daß lediglich bereits vorhandenen Wegen gefolgt, nicht aber eine systematische Neuanlage vorgenommen wurde.

Das aufgezeigte Ergebnis wird auch von den Resultaten der modernen Stadtplanforschung getragen. Schon im Jahre 1963 hat Görlich interessante Schlüsse aus dem Straßenverlauf in Fuldas Stadtzentrum gezogen.¹⁰ Zwar spielt für ihn die angesprochene Wegekreuzung bei der Entstehung des Platzes Unterm Heilig Kreuz keine maßgebliche Rolle. In der Tat muß



Skizze: Fuldas erster „städtischer“ Mittelpunkt. Erläuterungen: siehe Zeichnung!
Skizze: Hans E. Parzeller

der Weg zum Florenberg, auch wenn er die Richtung der Baufluchten beeinflusst hat, nicht zwangsläufig auch die Weiträumigkeit und Größe jenes Platzes mitbestimmt haben. Jener Weg war sicherlich nicht in gleicher Weise frequentiert wie der Straßenzug durch die Mittel- und Friedrichstraße, sondern ist eher nur ein Fuß- und Reitweg gewesen, wie viele andere sog. Pfannpfade auch.

Görich hat aber darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Friedrichstraße im Bereich der Stadtpfarrkirche ebenso auffällig in die Mittel- und Marktstraße aufgabte, wie dies bei den Straßen vor dem Peterstor (Petersgasse, Hundsgasse – heute „Vor dem Peterstor“ –) und vor dem Florentor (obere Florengasse, Duume) der Fall gewesen ist. Nach alten Erkenntnissen der Ortsplan-Forschung sei dies eine typische Hinter-Tor-Situation, d. h., die Gabelung in Mittel- und Marktstraße spreche für eine ursprüngliche Toranlage kurz vor dieser Gabelung. Mit großer Sicherheit müsse sich am Ausgang der Friedrichstraße – noch bevor man an die Stadtpfarrkirche gelangt – eine die erste bürgerliche Siedlung Fuldas abschließende Toranlage befunden haben. Diese Siedlung kann dann mehr oder weniger lediglich das Gelände des heutigen Bonifatiusplatzes, der Friedrichstraße und der Pfandhausstraße umfaßt haben. Görich zieht den klaren Schluß, daß danach sowohl der Platz Unterm Heilig Kreuz als auch das Gelände der heutigen Stadtpfarrkirche außerhalb des Bereichs der ersten bürgerlichen Siedlung Fulda gelegen haben.

Es gibt eine ganze Reihe von Anhaltspunkten, die dieses Ergebnis der geschichtlichen Hilfswissenschaft der „Ortsplan-Forschung“ stützen und als richtig unterstreichen. Die Befürworter einer Stadtentwicklung Fuldas vom Platze Unterm Heilig Kreuz aus nehmen in der Regel an, es habe schon sehr früh, nämlich bereits im 9., spätestens aber im 10. Jahrhundert¹¹, die Notwendigkeit bestanden, neben dem Dorf Fulda in der Hinterburg, südöstlich des Stiftsbezirks jene weitere Siedlung zu errichten, die den Ursprung für die spätere Stadt bedeutete. Diese zusätzliche Siedlung habe sogar einen derart raschen Aufwind versprochen, daß man sie in gehöriger Entfernung vom Stiftsbezirk – eben mit dem Mittelpunkt am Platz Unterm Heilig Kreuz – angelegt habe, um ihr von vornherein den ausreichenden Platz zum Wachsen und Ausdehnen zu sichern.¹²

Der Wunsch mancher Lokalhistoriker, ihre Stadt älter und damit ehrwürdiger erscheinen zu lassen, mag zwar menschlich verständlich sein. Im Falle Fuldas aber dürfte nachweislich lange Zeit noch kein Bedarf für eine zweite Siedlung bestanden haben: Das Kloster war, solange sich der Reiseverkehr, vor allem aber der Handelsverkehr in den bescheidenen Grenzen des frühen Mittelalters hielt, relativ günstig von dem einige Kilometer am Fulda vorbeiführenden frühgeschichtlichen Weg der Antsanvia zu erreichen. Aus der Nähe von Mainz kommend, führte dieser durch die Wetterau über die Südosthänge des Vogelsberges nach Thüringen und weiter zur Elbe.¹³ Um von dieser Seite her sicher über das Fuldatal zum Kloster zu gelangen, ließ beispielsweise schon Abt Sigehard (869–891) – vermutlich im Jahre 872 – die Lange Brücke errichten¹⁴, deren Fundamente noch in der alten Brücke erhalten gewesen sein sollen, die nach Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg dem neuzeitlichen Verkehr weichen mußte und 1956 durch einen Neubau ersetzt wurde. Natürlich bestand in frühgeschichtlicher und frühmittelalterlicher Zeit bereits auch eine Fernverbindung durch das Kinzigtal; doch noch im frühen Mittelalter kann der Verkehr naturgemäß auf dieser tiefliegenden Talstraße, die zudem den steilen Hang des Landrückens überwinden mußte, nicht allzu groß gewesen sein.¹⁵ Der Weg durch das in der frühen Besiedlungszeit noch vielerorts versumpfte Tal war so beschwerlich, daß bis zum späten Mittelalter die Höhenwege, die sog. Hohen Straßen, bevorzugt wurden. Die Fuhrleute folgten vorzugsweise den Wasserscheiden und stiegen nur im Notfall in die meist sumpfigen Täler hinab, die berüchtigte Verkehrshindernisse bildeten.¹⁶ Die Wassermassen, die mehrmals jährlich das gesamte Kinzigtal überschwemmten und erst in unserer Zeit durch die Anlage des Kinzigstaudammes bei Niederzell gebändigt wurden, machten die Strecke oftmals unpassierbar. Wenn Egil in der Vita Sturmi von dem Wege spricht, der die Kaufleute aus dem Lande der Thüringer nach Mainz bringt¹⁷, so ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einer der Höhenwege über den Vogelsberg gemeint

(Nidda- und Nidderstraße, Antsanvia und Ortesweg). Auch der Zug mit der Leiche des heiligen Bonifatius nahm selbst in den Sommermonaten des Jahres 754 seinen Weg von Mainz nach Fulda nicht durch das Kinzigtal, sondern von Hochheim am Main durch die Wetterau über die Höhen des Vogelsberges.¹⁸

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen

- 1 Josef Hohmann: Das Zunftwesen der Stadt Fulda von seinen Anfängen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, Fulda 1909, 8. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, S. 1; Michael Antoni: Vereinigung der unterstädtischen Gemeinden mit der Stadt Fulda 1802 bis 1825, Fuldaer Geschichtsblätter (FGBI.) 1978, S. 177.
- 2 Hohmann, a.a.O., S. 2; Konrad Lübeck: Die Entstehung der Stadt Fulda, Fulda 1937, S. 20 f.; Aloys Jestaedt: Rund um den Adolf-Hitler-Platz, Buchenblätter (Bubl.) 1938, S. 74, 78, oder in: Aloys Jestaedt: Alt-Fulda – Bürgerhäuser und Adelspalais, Fulda 1989, 53. Veröff. des Fuld. GeschVer., S. 30, sowie: mr: Spaziergang in Fuldas Vergangenheit, Fuldaer Zeitung (FZ) 17. 5. 1988 (unter Berufung auf Dr. Kirchhoff).
- 3 Erwin Sturm: Die Bau- und Kunstdenkmale des Fuldaer Landes, Band 3: Die Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Fulda (Sturm III), Fulda 1984, S. 762; Aloys Jestaedt, Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert, Teil III (Jestaedt III), Fulda 1948, Anlage B.
- 4 Vgl. die Engen Gassen vom Buttermarkt zur Ohmstraße, von der Karlstraße zur Ohmstraße, die heutige Schmiedgasse zwischen Friedrichstraße und Nonnengasse, die Heringsengasse (heute oberer Luckenberg) und die Krengelegasse (das Hartmannsgäßchen) zwischen Friedrichstraße und Pfandhausstraße.
- 5 Sturm III, S. 268; Matthias Witzel: „Maria vom Rosenkranz“ wird generalüberholt, FZ 2. 9. 1993; Iver Gull: Alte Gräber, die Geschichte erzählen, FZ 5. 3. 1976; Dominikus Heller: Aus den Pfarreien des Fürstbistums Fulda, 1. Heft: Die Pfarreien der Residenzstadt Fulda, Fulda 1956, S. 80, mit Fußnote 1.
- 6 Heller, a.a.O., S. 80, Fußnote 1.
- 7 Jestaedt III, Anlage B. Urkundlich wird die Verbindung zum Florenberg erst in einer Urkunde vom 3. 6. 1409 erwähnt, als Peter Schurfidarm und seine Frau Katharina dem Nonnenkloster Blankenau „an dem Pfaffenwege nach dem Florenberg gelegene Grundstücke“ schenken (Joseph Kartels: Rats- und Bürgerlisten der Stadt Fulda, Fulda 1904, 4. Veröffentlichung Fuldaer GeschVer., S. 32, Fußnote 6).
- 8 Josef Leinweber: Die Geschichte der Pfarrei Florenberg, Fulda 1978, S. 11; Heller, a.a.O., S. 22.
- 9 Vgl. Jestaedt: Bubl. 1938, S. 79, oder in Alt-Fulda, S. 31; hiernach bestand die Grundfläche des heutigen Gebäudes ehemals aus zwei Grundstücken. Auf dem oberen befand sich ein Wohnhaus, auf dem unteren zur heutigen Mittelstraße zu ein Garten.
- 10 Willi Görich: Neues aus der hessischen Stadtplan-Forschung, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, 1963, S. 31.
- 11 Ludwig Pralle: Pfarrei und Archidiakonats Fulda im Mittelalter, in: Pralle/Richter: Die Fuldaer Stadtpfarr, Fulda 1952, 32. Veröff. Fuld. GeschVer., Teil I, S. 11; Lübeck, Entstehung, S. 11, sowie lf: Herzstück Fuldas feierte Jubiläum, FZ 16. 10. 1986.
- 12 Hohmann, a.a.O., S. 2.
- 13 K. Th. Ch. Müller: Kinzigstraße, Hohestraße und Nidderstraße als vor- und frühgeschichtliche Durchgangswege vom Unterrain zur Weser und Elbe, in: Germania, Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Mainz 1927, Heft 1, S. 9; ders.: Antsanvia und Ortesweg, die alten Fernwege vom Unterrain und aus der Wetterau über den Vogelsberg, und andere Durchgangsstraßen im Fuldaer Land, in: Friedberger Geschichtsblätter, Band XI 1934, S. 3 ff.; Lübeck, Entstehung, S. 16.
- 14 Konrad Lübeck: Die Fuldaer Äbte und Fürstbische des Mittelalters, Fulda 1952, 31. Veröff. FuldGeschV., S. 53; vgl. auch Thomas Martin: Fuldas Geschichte (6), Aus den Siedlern wurden Bürger einer Stadt, FZ 8. 10. 1993.
- 15 Georg Malfeld: Die Frankfurt–Leipziger Straße, in: Unsere Heimat II 1913–15, S. 109 (111); Hans Möller: Uralte Verkehrsprobleme am Distelrasen, in: Bergwinkel-Bote, Heimatkalender 1992, S. 76.
- 16 Georg Landau: Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland, Über die Straßen im allgemeinen, in: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte I, 1856, Neudruck: Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde, Heft 1, 1958, S. 14.
- 17 Pius Engelbert: Die Vita Sturmi des Egil von Fulda, Marburg 1968, S. 139.
- 18 K. Th. Ch. Müller: Der Weg der Leiche des hl. Bonifatius von Altenstadt über den Vogelsberg, FGBI. 1926, S. 81, 97; Willi Görich: Ortesweg, Antsanvia und Fulda in neuer Sicht, Zur Heimführung des Bonifatius vor 1200 Jahren, in: Germania, Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission, 35. Jg., Berlin 1955, S. 68; Ernst Hartmann: Geschichte der Stadt und des Amtes Steinau an der Straße, Band I, S. 60.

Fuldas erster „städtischer“ Mittelpunkt

III)

Von Hans E. Parzeller

Am Platz Unterm Heilig Kreuz finden sich keinerlei Spuren landesherrlicher Gebäude. Das markanteste Haus am Platz, das Mollenhauer-Haus, wurde erst 1560 für unbekannte Zwecke erbaut, diente später als Kaufhaus, Adelssitz, Gasthof etc.⁷¹. Erst in der Neuzeit (um 1735) wurde anstelle eines kleineren Wohnhauses und eines Gartens das Palais für den fuldischen Hofkanzler von Schildeck (später Rathaus und Sparkasse, heute Volkshochschule) errichtet. Nur abseits des eigentlichen Platzes an der Straße, die rechts der Pfarrkirche über das Gelände des ehemaligen Stadtpfarrfriedhofs führt, befand sich neben städtischen Gebäuden (altes Rathaus – heute Modehaus Seibert – und Haus zum Goldenen Ring – ehemals städtische Knabenschule mit Ratskeller, heute Gardinen-Grauel) – das Haus der Fürstlichen Obereinnahme (heute Optiker Sauerborn). Alle diese Häuser stehen aber noch auf dem Gelände des alten Stadtpfarrfriedhofs.⁷² Da hier eine Bebauung erst nach dessen Auflassung erfolgen konnte, gehen jene Häuser in ihren frühesten Ursprüngen bzw. mit ihren Vorgängerbauten auf Häuser erst des 16. Jahrhunderts zurück. Am eigentlichen Platz wiederum lagen die Verkaufsstände der Zünfte, auch Bänke genannt, insbesondere an der Stelle der späteren Reichspost (heute Fernmeldeamt) die 1464 und 1496 erstmals erwähnten Fleischbänke.⁷³ Auch wenn sich diese Fleischbänke aus späterer Sicht in zentraler Lage der Stadt befunden haben, so läßt sich doch vermuten, daß gerade dieser Standort ein Relikt aus der allerersten Entstehungsphase der Stadt darstellt. So wie auch später in Fulda – wohl aus hygienischen Gründen – die Metzger außerhalb des alten Stadtkernes wohnten (Zunftstraße der Metzger war die Florengasse außerhalb des eigentlichen Stadtmauerings), so können den Metzgern auch in der Anfangsphase der Stadtentwicklung Wohnsitze und Verkaufsplätze außerhalb des ersten Ortsbereichs entlang der neuen Frankfurter–Leipziger Straße (im Bereich der heutigen Mittelstraße und des Platzes Unterm Heilig Kreuz) zugewiesen gewesen sein⁷⁴, wovon sich später nur die Fleischbänke erhielten.

Der Vollständigkeit halber sei darauf verwiesen, daß sich am Haus Friedrichstraße 2 (sog. Gelbe Luft unmittelbar neben der Stadtpfarrkirche) bis zum Jahre 1814 ein Käfig, ein sog. Triller- oder Narrenhäuschen, zur öffentlichen Schaustellung und Verspottung von Übeltätern befand.⁷⁵ Von Rothenburg ob der Tauber ist bekannt, daß das zur Schau stellen im Narrenhäuschen als weniger ehrenrührig galt als das am Pranger. Nächtliche Ruhestörer und Trunkenbolde beispielsweise landeten im Narrenhäuschen, kriminelle Täter am Pranger.⁷⁶ Für Fulda legt dies den Schluß nahe, daß

in dem Narrenhäuschen an der Stadtpfarrkirche solche Delinquenten zur Schau gestellt wurden, für deren Taten die städtische Gerichtsbarkeit noch ausreichte, während am Pranger des Bannhauses am Bonifatiusplatz jene Täter standen, für deren schwere Missetaten die höhere Gerichtsbarkeit des Stadt- und Landesherrn erforderlich war. Auch hierin darf man einen Anhaltspunkt für die ursprünglich größere Gewichtigkeit des heutigen Bonifatiusplatzes sehen.

Zuletzt sei noch der Frage nachgegangen, ob der Standort des Marktkreuzes irgendwelche Aufschlüsse über den ersten Marktplatz Fuldas geben kann.

Dem ist leider nicht so. Aus der Frühzeit Fuldas sind hierüber ebensowenig Überlieferungen erhalten wie über den Marktplatz selbst. Daß tatsächlich vor der Stadtpfarrkirche ein Kreuz stand, ist erst für eine sehr späte Zeit, nämlich für die Jahre 1512 und 1628 bezeugt,⁷⁷ also für eine Zeit, als die Stadt Fulda bereits erheblich gewachsen und mehrfach erweitert worden war und sich ihr städtischer Mittelpunkt dadurch naturgemäß verlagert hatte. Der spätere Standort des Kreuzes vor der Stadtpfarrkirche beweist deshalb nicht, daß dies der originäre Standort gewesen sein muß.

Wenn gelegentlich davon die Rede ist, das Marktkreuz habe lange Zeit in der Friedrichstraße gestanden, so betrifft dies nicht das ursprüngliche Kreuz, sondern den heute auf dem Platz Unterm Heilig Kreuz stehenden Brunnenobelisken. Dieser befand sich in den Jahren 1669–1775 in der Friedrichstraße zwischen den Häusern Nr. 5 (heute Drogeriemarkt Müller) und Nr. 14 (Modehaus Büttner), wurde aber 1775 an seinen heutigen Standort vor der Pfarrkirche an die Stelle des für das 16. und 17. Jahrhundert bezeugten Marktkreuzes versetzt.⁷⁸ Der Standort dieses Brunnenobelisken auf halber Höhe zwischen Bonifatiusplatz und Unterm Heilig Kreuz könnte, sofern er nicht ohnedies nur zur reinen Stadtausschmückung diente, allenfalls bedeuten, daß beide durch die für mittelalterliche Städte sehr breite Friedrichstraße verbundenen Plätze in gewisser Weise als ein einheitlicher Markt verstanden wurden. Die Größe des Geländes würde nicht hiergegen sprechen. In anderen Städten waren die Marktplätze anfänglich oftmals so ausgelegt, daß sie in späteren Jahrhunderten nachträglich zugebaut oder verkleinert wurden.⁷⁹ Es wäre aber sicherlich zu weit gegriffen, hierdurch beweisen zu wollen, daß den Menschen des späten Mittelalters die Verlegung des Hauptmarktes vom Bonifatiusplatz zum Platz vor der Stadtpfarrkirche noch bewußt gewesen sei. Auch aus dem vorübergehenden Standort des Brunnenobelisken in der Friedrichstraße kann deshalb für den ursprünglichen Standort des Marktkreuzes nichts abgeleitet werden.

Angesichts der dürftigen Überlieferung ist fraglich, ob hierfür jemals sichere Beweise erbracht werden können. Aus den gesamten Umständen heraus glaube ich aber zumindest schlüssige Anhaltspunkte dafür aufgezeigt zu haben, daß das Marktkreuz der späteren Stadt Fulda ursprünglich auf dem heutigen Bonifatiusplatz als dem ersten Marktplatz gestanden haben wird. Wie wirkungsvoll sein Standort hier gewesen wäre, läßt sich an der dominierenden Stellung des heute dort befindlichen Bonifatiusdenkmals ablesen. Der Bonifatiusplatz und nicht der Platz Unterm Heilig Kreuz kann danach mit hoher Wahrscheinlichkeit als die eigentliche Keimzelle der Stadt Fulda angesehen werden. (Schluß)

Ein Blick zurück

(zum Bild unten)

Jahrzehnte sind vergangen, seit unsere heimische Landschaft im Hochsommer zur Erntezeit solche Motive bot. Das Bild – aufgenommen vor vierzig Jahren – entstand im Fuldaer Vogelsberggebiet und zeigt Dorf und Gemarkung Poppenrod, heute Ortsteil von Hosenfeld. Damals wurde das Getreide in Garben gebunden und in Haufen aufgestellt.

Text und Foto: Georg Eurich



Anmerkungen

71 Christina Feuerstein: Eines der letzten Bürgerhäuser im Spiegel der Fuldaer Geschichte, FZ 27. 12. 1990; Sturm III, S. 763.

72 Jestaedt, Kataster III, Anlage B.

73 Vonderau, a. a. O. (s. o. Anm. 30), S. 18; als Fleischhütten sollen sie bereits im Jahre 1165 bekannt gewesen sein; vgl. Jestaedt, Alt-Fulda a. a. O., S. 202.

74 Vgl. Jestaedt, Alt-Fulda, a. a. O., S. 14 und 202.

75 Sturm III, S. 564; zum Begriff Trillerhäuschen vgl. z. B. die Trulle in Bern.

76 Ch. Hinkeldey (Hrsg.): Strafjustiz in alter Zeit, Band III der Schriftenreihe des mittelalterlichen Kriminalmuseums Rothenburg ob der Tauber, Rothenburg 1980, S. 167 f.

77 Heller, a. a. O. (s. o. Anm. 5), S. 65, Fußnote 4.

78 Sturm III, S. 563, 565, 567.

79 Vgl. Görich, Stadtplan-Forschung, S. 55.

Fuldas Kampf gegen das Dreiklassenwahlrecht

Ablehnung der Städteordnung von Hessen-Nassau / Von Otto B e r g e

1874 wollte die preußische Regierung die Gemeinde- und Kreisordnung der östlichen Provinzen der preußischen Monarchie auch für die westlichen Provinzen einführen, um Einheitlichkeit in allen Landesteilen zu erzielen. Auch die 1867 gebildete Provinz Hessen-Nassau besaß kein einheitliches Gemeindeverfassungsrecht; denn sie war zwar im wesentlichen aus dem Gebiet des ehemaligen Kurfürstentums Hessen und des Herzogtums Nassau zusammengeschlossen worden, hatte aber auch bayrische, großherzoglich-hessische und hessen-homburgische Gebietsteile in sich aufgenommen.

In allen diesen Landesteilen wurde das Gemeindeverfassungsrecht unterschiedlich gehandhabt. Es ist daher verständlich, wenn die preußische Regierung das Nebeneinander von verschiedenen Gemeindeordnungen beseitigen und an dessen Stelle ein nach einheitlichen Grundsätzen zu handhabendes Kommunalverwaltungsrecht und Wahlrecht schaffen wollte. Gegen die Absicht der preußischen Regierung setzten sich die ehemaligen kurhessischen Städte energisch zur Wehr, allen voran die Stadt Kassel. Aber auch die früheren Provinzhauptorte Marburg, Hanau und Fulda legten scharfe Proteste ein. In Petitionen wandten sie sich an die preußische Regierung sowie an das preußische Abgeordnetenhaus und an das Herrenhaus. Auch von Fulda wurde eine Petition – von Stadtrat und Bürgerschaft unterzeichnet – an den Preußischen Landtag abgesandt. Ohne auf die Fuldaer Petition einzugehen, wurde sie unbeantwortet zurückgeschickt mit dem Bemerkung, daß die Sitzungsperiode des Landtags bereits beendet sei.

Ein Jahr später stand die Einführung einer neuen Städteordnung wieder zur Beratung an. In zahlreichen kurhessischen Städten wurden Protestkundgebungen veranstaltet, unterstützt von Unterschriftenaktionen und Resolutionen. Die Kasseler Zeitung machte sich zum Sprecher der kurhessischen Städte und bezeichnete das mit der Städteordnung einzuführende Drei-Klassen-Wahlrecht als den größten Rückschritt. Man solle bedenken, daß man nicht bei den Russen zu Hause sei. Bevor man eine Abänderung bewährter Institutionen vornehme, solle man dergleichen doppelt und dreifach überlegen, man solle nichts Schlechteres zu importieren suchen, wo man Besseres besitze, so ließ sich die Kasseler Zeitung vom 11. August 1876 vernehmen und zitierte Fürst Bismarck, der selbst nicht allzuviel vom Parlamentarismus hielt, aber dennoch gegen das Dreiklassenwahlrecht sich im Norddeutschen Bund gegenüber der Opposition durchsetzte und das allgemeine Wahlrecht verteidigte mit den Worten: „Was wollen nun die Herren an die Stelle des allgemeinen Stimmrechts setzen? Etwa das Dreiklassensystem? Wer dessen Wirkung in der Nähe betrachtet hat, der wird sagen: „Ein elenderes Wahlgesetz ist nirgends in einem Staate gewesen, ein Wahlgesetz, das alles Zusammengehörige auseinanderreißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts miteinander gemein haben . . .“ Bekämpft wurden vor allem die im Entwurf vorgesehene Einführung des Dreiklassenwahlrechts und dessen Ausdehnung auf die industriellen Gesellschaften und Foren und die verstärkten Machtbefugnisse der Bürgermeister, das ausgedehnte Aufsichtsrecht des Staates und der kommunalständischen Behörden sowie die Einschränkung der Befugnisse der Stadtverordnetenversammlungen. Die kurhessischen Städte, auch die Stadt Fulda, wiesen darauf hin, „daß zur Abänderung der bestehenden Verhältnisse nirgends Anlaß sei, daß die äußerliche Gleichförmigkeit ohne alle Notwendigkeit gegen den Wunsch der Betroffenen den Prinzipien einer volkstümlichen und freisinnigen Staatsverwaltung widerspreche und in Widerspruch stünde zu der im Jahre 1866 durch den König gegebenen Zusicherung, „die Bewohner des Regierungsbezirkes Kassel im Besitz der berechtigten hessischen Eigentümlichkeiten ungestört zu belassen“. Auch diesmal wurde die Petition mit dem Bemerkung zurückgesandt, daß die Beratungen des Landtags in dieser Sitzungsperiode abgeschlossen seien.

Nach 1888 wurde die Städteordnung erneut im Landtag beraten und die Stellungnahme des kurhessischen Kommunallandtags und des Provinzialland-

tages der Provinz Hessen-Nassau eingeholt. Insbesondere kam es im Provinziallandtag im Jahre 1894 zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Abgeordneten des Regierungsbezirks Wiesbaden, in dem das Dreiklassenwahlrecht bereits eingeführt war und dessen Vertreter dieses System überwiegend befürworteten, und den kurhessischen Abgeordneten. Das Abstimmungsergebnis war 29 zu 23 für die Einführung der Städteordnung mit dem Dreiklassensystem.

Trotzdem wurde von Fulda aus erneut versucht, das Gesetz in der vorgelegten Form zu Fall zu bringen oder wenigstens zu modifizieren. Eine Zusammenkunft des Oberbürgermeisters Dr. Antoni mit dem Kommunallandtagsabgeordneten Dr. Knorz, dem preußischen Landtagsabgeordneten Robert Kircher und dem Kreissekretär Köhler hatte eine weitere Petition der Stadt Fulda zur Folge. Wiederum wurde das Dreiklassenwahlrecht abgelehnt, da es Zwiespalt und Unfrieden in der Bevölkerung stiften würde. Außerdem sollte an dem Prinzip festgehalten werden, daß nur selbständige Ortsbürger das aktive und passive Wahlrecht zu den kommunalen Körperschaften besitzen sollten. „Die historische Entwicklung der Gemeinden und Städte lehrt uns“, so hieß es, „daß nur derjenige in der Gemeinde mitraten- und -taten darf, der eine gewisse selbständige Stellung in derselben einnimmt, längere Zeit in der Gemeinde gelebt und das Bürgerrecht in derselben erworben hat. Daher soll nicht allgemein jedem Einwohner der Stadt, wenn er nur ein Jahr in derselben wohnt, ein Einkommen von 660 Mark besitzt und 24 Jahre alt ist, das aktive und passive Wahlrecht in Gemeindeangelegenheiten gegeben werden, wenn schon, dann mindestens 2 Jahre (als Wohnsitz) und 900 Mark (Einkommen).“ Entgegen dem Grundsatz der Einwohnergemeinde sollte an dem der Bürgergemeinde festgehalten werden.

Die erneute Eingabe der Stadt Fulda gab dem preußischen Innenminister zu Bedenken Anlaß. Er ließ nun in Fulda anfragen, ob es tatsächlich stimme, daß der Staatsfiskus mit zwei bis drei Aktiengesellschaften das erste Drittel der Stadtverordneten zu wählen habe, wenn das Gesetz in seiner vorgelegten Form angenommen würde.

Hierzu stellte Oberbürgermeister Dr. Antoni fest: Nach der derzeitigen Gesetzesvorlage zähle Fulda 667 Wahlberechtigte einschließlich des Eisenbahnfiskus und zweier Aktiengesellschaften. Eine Aufteilung in drei Wahlklassen ergab folgendes Bild für die I. Klasse der Wähler auf Grund der Staats- und Gemeindesteuern:

	Staatssteuer	Gemeindesteuer
Eisenbahnfiskus	–	16 763 Mark
Filzfabrik Fulda AG	5000	6 835 Mark
Vereinig. Schuhstofffabr. AG	3200	4 088 Mark
Müller, Richard, Rentner	4041	2 382 Mark
Bellinger, F. C., Fabrikant	2841	2 766 Mark

Als dritter Höchstbesteuerte folgte Fabrikant F. E. Berta (1829 Mark Staatssteuer und 1446 Mark Gemeindesteuer), der in der II. Klasse wählen würde. Eine weitere Aktiengesellschaft, die Vereinigten Filzfabriken, mußten außer Betracht bleiben, da sie ihre Staatssteuer in Berlin entrichtete. Würde diese Fabrik in Fulda veranlagt, so würden in der I. Klasse außer dem Eisenbahnfiskus die Aktiengesellschaften und der Rentner Richard Müller wählen; also insgesamt fünf Wähler hätten ein Drittel der Stadtverordneten – das sind zehn Stadtverordnete von 30 – zu wählen. Dabei würden dem Rentner Richard Müller als Hauptaktionär der beiden Aktiengesellschaften „Filzfabrik Fulda“ und „Vereinigte Schuhstofffabriken“ drei von fünf Stimmen, also die Mehrheit zufallen.

Würde das Wahlrecht des Fiskus fortfallen, so würde die

- I. Klasse acht Wahlberechtigte (zwei Aktiengesellschaften und sechs Private),
- II. Klasse 85 Wahlberechtigte,
- III. Klasse 573 Wahlberechtigte zählen.

Die Unhaltbarkeit eines solchen Verfahrens wurde eingesehen und führte später dazu, daß der Gesetzentwurf dahingehend abgeändert wurde, daß Staatsfiskus und Aktiengesellschaften erst nach Bildung der

Wählerklassen hinzugefügt wurden, also auf die Bildung der Wählerabteilungen keinen Einfluß hatten.

Bis zur dritten Lesung des Gesetzes im Landtag entwickelte man in Fulda, unterstützt und ermutigt durch ein ähnliches Vorgehen der Kasseler Bürgerschaft, noch eine intensive Aktivität. Am 6. März 1897 schlossen sich Stadtrat und Bürgerschaft einer Kasseler Petition an, die wiederum gegen die Einführung des Dreiklassenwahlrechts scharf protestierte und darauf verwies, das allgemeine aktive Wahlrecht erheblich zu erweitern. Man konnte darauf verweisen, daß ein diesbezüglicher Vorschlag dem Provinziallandtag zur Begutachtung vorgelegen hatte. Die Antwort aus Berlin lautete sowohl vom Abgeordnetenhaus als auch vom Herrenhaus, daß der Fuldaer Antrag durch bereits gefaßte Beschlüsse erledigt sei.

Inzwischen hatte die Fuldaer Presse laufend von dem Stand der Angelegenheiten berichtet. Aus einem Überblick ergibt sich folgendes Bild:

2. Januar 1897

Zusammenkunft einer größeren Anzahl von Fuldaer Bürgern im Hotel „Zum Kurfürst“. Reichstagsabgeordneter Richard Müller und Landtagsabgeordneter Robert Kircher befassten sich mit den Vorzügen und Schattenseiten des Gesetzentwurfs. Das Dreiklassenwahlrecht wird abgelehnt. „Obwohl die Versammlung fast ausschließlich von den höchstbesteuerten Bürgern besucht war, beschloß dieselbe doch einstimmig, keine Sonderrechte für die Höchstbesteuerten gutzuheißen, sondern sich für das gleiche Wahlrecht aller Bürger auszusprechen.“ Die Abgeordneten Kircher und Müller werden beauftragt, eine Bürgerversammlung auf Sonntag, den 3. Jan. 1897, nachmittags 16 Uhr, in die städtische Turnhalle einzuberufen, „in welcher über die Sache verhandelt und jedem Bürger Gelegenheit gegeben werden soll, seine Meinung zu äußern“. Eine Petition an das preußische Abgeordnetenhaus wird vorbereitet.

3. Januar 1897

Bürgerversammlung, von 250 Personen besucht, gestaltet sich zu einer Protestkundgebung gegen die Einführung des Dreiklassenwahlrechts. Den Vorsitz in der Versammlung hat Stadtverordneter L. M. Halbleib. Fabrikant Richard Schmitt meldet sich zu Wort, nachdem Reichstagsabgeordneter Müller und Landtagsabgeordneter Kircher gegen das Dreiklassenwahlrecht Stellung genommen hatten. Eine inzwischen konzipierte Eingabe an das Abgeordnetenhaus gipfelt in dem Satz: Lieber das ganze Gesetz ablehnen als in solcher Fassung annehmen. Von der Versammlung unterzeichnet, soll Petition außerdem in der Stadt zirkulieren.

14. Januar 1897

Meldung: Weitere Beratung der Städteordnung im Landtag: Erwerb des Bürgerrechts/Wahlrechts erst nach zweijährigem Wohnsitz in der Gemeinde (kleiner Erfolg der Fuldaer Petition). Weitere Modifikation: Staatsfiskus soll nur Stimmrecht haben, wenn er zu den direkten Gemeindesteuern mehr beiträgt als einer der drei Höchstbesteuerten an direkten Staats- und Gemeindesteuern.

15. Januar 1897

Nachricht, daß Staatsfiskus zwar das Wahlrecht haben soll, dessen Steuern aber nicht schon bei Bildung der drei Klassen in Anrechnung gebracht werden sollen (kleiner Erfolg auch der Fuldaer Eingaben).

22. Januar 1897

Die Hälfte der Stadtverordneten muß aus Hausbesitzern bestehen (bleibt unverändert). Antrag Pappenheim, nur ein Drittel soll Hausbesitzer sein, abgelehnt. Antrag Kircher angenommen, wonach nicht Schwiegervater und Schwiegerohn gleichzeitig Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung sein dürfen. In § 27 öffentliche Stimmabgabe vorgeschrieben. Kircher beantragt geheime Stimmabgabe, wird abgelehnt.

29. Januar 1897

Hessische Deputation unter Führung von Kircher/Fulda und Beinhausen/Kassel Audienz beim Innenminister. Dabei werden Stadtrat und Bürgerschaft durch Wilhelm Fleischmann und Otto Goebel vertre-

ten. Minister will evtl. eine Änderung des Wahlverfahrens herbeiführen (?!).

17. Februar 1897

Ein Bürger bleibt wahlberechtigt, obwohl er sein Vermögen abgegeben hat, auch zum Gemeindeverordneten wählbar.

5. Mai 1897

Minister äußert, das Dreiklassenwahlrecht soll Bollwerk gegen Sozialdemokratie sein. In Kassel und Hanau hatte man gerade das Gegenteil befürchtet (!!!).

4. August 1897

Gesetz vom König unterzeichnet. Zuvor konnte der Fuldaer Landtagsabgeordnete Kircher in einer Kommissionssitzung durchsetzen, daß der Stadtverordnetenvorsteher nur alle zwei Jahre und nicht jährlich gewählt wird. Dadurch war eine größere Stetigkeit in die Leitung der Stadtverordnetenversammlung gewährleistet. Im früheren Kurfürstentum Hessen blieb der Stadtverordnetenvorsteher fünf Jahre im Amt.

Der Kampf gegen das Dreiklassenwahlrecht war somit vergeblich gewesen, wenngleich wesentliche Vorschläge zur Abänderung der ursprünglichen Fassung dieses Gesetzes von Fulda ausgingen oder unterstützt wurden. Man mußte auch in Fulda fortan mit diesem Gesetz leben und die städtischen Körperschaften nach diesem undemokratischen Verfahren wählen, was gegenüber der Hessischen Gemeindeordnung von 1834 einen Rückschritt bedeutete.

Es sei aber darauf hingewiesen, daß das bisherige kurhessische Kommunalwahlverfahren auch nicht demokratisch war und im Verlaufe der letzten Jahrzehnte sich immer undemokratischer ausgewirkt hatte. Obwohl z. B. die Bevölkerung Fuldas seit Einführung der kurhess. Gemeindeordnung (1835) von 10108 auf ca. 15000 (1897) angewachsen war, hatte sich die Anzahl der wahlberechtigten Bürger von Jahr zu Jahr verringert und war von 1835 bis 1897 von 933 auf 667 abgesunken. Immer mehr Bürger hatten im Verlauf der Industrialisierung ihre Selbständigkeit verloren; Meister hatten ihre Betriebe aufgegeben und waren als Unselbständige in die Industrie abgewandert. Das hatte zur Folge, daß der Kreis der Lohnabhängigen sich ständig vergrößerte; auch der größte Teil der Zugezogenen gehörte nur dieser Bevölkerungsschicht an. In dem Maße wie die Unselbständig gewordenen das Wahlrecht verloren, konnten die lohnabhängigen Zugezogenen das Wahlrecht nicht gewinnen. Nach den Verhältnissen von 1835 hätten 1897 entsprechend der Zunahme der Bevölkerung etwa 1400 bis 1500 Wahlberechtigte nach dem kurhessischen Wahlrecht in Fulda gezählt werden müssen. Es waren aber nur 667.

Wenn nun nach Einführung des Dreiklassenwahlrechts insgesamt etwa 1864 Wahlberechtigte zu verzeichnen waren, so war dies kein wesentlicher Fortschritt gegenüber früher, da allein 1650 in der dritten Wahlabteilung wählten, während die zweite Wahlabteilung nur 176 und die erste nur 38 Wähler aufzuweisen hatte. Eine einzige Wahlstimme der I. Klasse hatte also soviel Gewicht wie vier bis fünf Wahlstimmen der II. Klasse oder 43 Wahlstimmen der III. Klasse. Anders formuliert heißt dies: Von den insgesamt 1864 Wählern gehörten 2 Prozent der I. Klasse, 9,4 Prozent der II. Klasse und 88,6 Prozent der III. Wahlabteilung an, von denen jede Wahlklasse 10 Stadtverordnete zu wählen hatte.

Das neue Wahlrecht wurde erstmals 1897 angewandt. Danach mußte alle zwei Jahre ein Drittel aller Stadtverordneten neu gewählt werden, und zwar in jeder Klasse ein Drittel, d. h. in jeder Klasse einmal vier und zweimal drei Stadtverordnete. Infolge des Krieges unterblieben 1917 Neuwahlen.

Erst am 12. November 1918 wurde durch einen Aufruf des Rats der Volksbeauftragten das Dreiklassenwahlrecht abgeschafft, indem angeordnet wurde: „Alle Wahlen zu öffentlichen Körperschaften sind fortan nach dem gleichen, geheimen, direkten, allgemeinen Wahlrecht auf Grund des proportionalen Wahlsystems . . . zu vollziehen.“ Die Weimarer Verfassung hat dieses Wahlrecht übernommen.

Quellen: Stadtarchiv Fulda

Fuldas Straßennamen ein Personenlexikon

Eine Zusammenfassung von Vorträgen vor der Vereinigung für Familien- und Wappenkunde / Von Franz Gräser, Fulda

Die Straßennamen aller Ortschaften sind eine Art öffentliches Lexikon. Geben sie doch dem aufmerksamen Besucher Auskunft über die Entwicklung des Gemeinwesens, halten die Erinnerung an vor allem örtlich wichtige Persönlichkeiten wach, bewahren alte Flurnamen vor der Vergessenheit, frischen schulische Kenntnisse in der Erd- und Naturkunde auf, und schließlich erinnern sie auch an die politische und kulturelle Geschichte des Landes.

Nachstehend soll der Versuch unternommen werden, dies am Beispiel der Kernstadt von Fulda aufzuzeigen. Um im Rahmen der „Familienkunde“ zu bleiben, können natürlich nur die Personennamen als eine Art Kurzbiographie aufgeführt werden, Personennamen, die für die Geschichte Fuldas irgendwie von Bedeutung sind. Dabei darf der Genealoge keine neuen Erkenntnisse erwarten, aber trotzdem wird er sicher manches Interessante finden.

Vorher soll noch eine grobe Einteilung dieses öffentlichen Lexikons gebracht werden, das mit den notwendigen Abänderungen und Ergänzungen für jeden Ort gilt:

1. Fuldaer Persönlichkeiten: a) Mittelalter (bis 1165), b) frühe Neuzeit (1424 bis 1671), c) Barock, d) 19. Jahrhundert, e) 20. Jahrhundert.
2. Deutsche Persönlichkeiten: a) Politiker, b) Gelehrte, c) Dichter, d) Musiker.
3. Flurnamen
4. Rhön und Vogelsberg
5. Deutsche Landschaften
6. Deutsche Städte
7. Deutsche Flüsse
8. Botanik

Nun zum eigentlichen Thema dieser verschiedenen Vorträge zusammenfassenden Abhandlung, die mit der Gründung Fuldas am 12. März 744 durch Sturmius, einen Schüler von Bonifatius bzw. dem Angelsachsen Wigbert, beginnt. In der Mitte der Stadt liegt der Bonifatiusplatz mit dem vier Meter hohen Standbild des

Heiligen, das 1842 von dem Kasseler Bildhauer Werner Henschel gegossen wurde, und zwar auf Veranlassung des damaligen Oberbürgermeisters Mackenrodt (s. d.). In dem schon lange nach Fulda eingemeindeten Stadtteil Horas gibt es nicht nur eine neugotische Bonifatiuskirche, sondern auch eine Bonifatiusstraße, denn der nahe gelegene Bonifatiusbrunnen verdankt der Legende nach dem Apostel der Deutschen seine Entstehung. Das frühere Aufbaugymnasium führt als Winfriedschule den angelsächsischen Namen des Heiligen. Die Außenfront zum Schloßgarten ziert eine moderne, aber trotzdem ansprechende Metallplastik von Bonifatius (675—754).

Wie Bonifatius liegt auch sein Schüler und Klostergründer Sturmius (1. Abt von 744—779) im Fuldaer Dom begraben. Ein Haus in der Sturmiusstraße ziert eine Terrakottaplastik des Missionars für Hessen und das angrenzende Westfalen. Fuldas Gründer wurde 1139 heiliggesprochen. — Sturmiuskirche.

Eine Verwandte (wahrscheinlich Nichte) und eifrige Mitarbeiterin von Bonifatius war die hl. Lioba (710—782). Sie starb als Äbtissin von Tauberbischofsheim, dessen Name auf Bonifatius zurückgehen soll. Ursprünglich wurden ihre Gebeine in der Stiftskirche (heute Fuldaer Dom) beigesetzt, später aber in die Propsteikirche (heute Liobakirche) auf dem nahen Petersberg überführt. In der nach der Heiligen benannten Liobastraße liegt das gleichnamige Altersheim mit einer modernen Abbildung der Namenspatronin an der Außenfront.

Ein zeitweiliger Gegenspieler von Sturmius war Lullus (705—786). Er ist bekannt als Gründer von Hersfeld (Lullusfest) und späterer Erzbischof von Mainz. An ihn erinnert die Lullusstraße.

Zweiter Abt von Fulda war von 779 bis 802 Baugulf († 856). Er legte zur oben erwähnten Liobakirche auf dem Petersberg den Grundstein. Ab 791 ließ er durch den fähigsten Baumeister seiner Zeit und späteren Nachfolger als Abt, Mönch Ratgar, den Bau der großen Fuldaer Stiftskirche beginnen. — Lullus- und Baugulfstraße zweigen von der zu diesem Vorort führenden Petersberger Straße ab.

Auch ein Abzweig der Petersberger Straße ist die Ratgarstraße. Die von Ratgar (Abt von 803 bis 817) erbaute eben erwähnte dreischiffige Basilika mit Querhaus, zwei Apsiden und zwei Krypten war für lange Zeit die größte Kirche nördlich der Alpen. — Leider fiel dieses kirchliche Bauwerk dem Unverständnis der Barockzeit zum Opfer. — Ratgar mußte wegen seiner Bauleidenschaft abdanken und zog sich dann auf

das von ihm gegründete Chorherrenstift auf dem Frauenberg (heute Franziskanerkloster) zurück. In der Frauenberger Kirche liegt Ratgar auch begraben.

Die nach dem 4. Fuldaer Abt benannte Eigilstraße ist ebenfalls ein Abzweig der Petersberger Straße. Eigil (818—822) ist der Bauherr der ursprünglich als Friedhofskapelle (deshalb mit Totenleuchte) erbauten Michaelskirche, ein Juwel der karolingischen Baukunst. Er schrieb eine Biographie des hl. Sturmius und ist in seiner Michaelskirche (heute Hauskirche des Bischofs) beigesetzt worden.

Der 3. mit Fulda eng verbundene Erzbischof von Mainz ist Rabanus Maurus (780 bis 856), der von 822 bis 842 fünfter Abt des Klosters war. Bekannt ist er als Leiter der Fuldaer Klosterschule mit dem ehrenden Beinamen „Praeceptor Germaniae“. Er ließ Werke der Antike, germanische Sagen und Heldenlieder sammeln. Noch heute wird sein Choral „Veni Creator Spiritus“ gesungen, in der evangelischen Kirche in der deutschen Nachdichtung von Martin Luther. Die Rhabanusstraße ist eine der verkehrsreichsten Straßen der Innenstadt.

Nach diesen fünf Äbten müssen nun drei Fuldaer Klosterschüler erwähnt werden, nach denen mit Recht Straßen benannt worden sind. — Als Sproß eines adeligen Geschlechtes im Maingau wurde 770 Einhard geboren. Karl der Große holte ihn nach Aachen, wo er die Hofschule übernahm und die kaiserlichen Bauten leitete. Fuldaer Geschichtsschreiber bezeichnen ihn als „Kultusminister“ von Karl, dessen Schwiegersohn er wurde. Einhard gründete Seligenstadt am Main, wohin er sich 830 zurückzog und wo er nach reicher literarischer Tätigkeit starb. — Bekannt ist auch die nach ihm benannte Einhardsbasilika bei Michelstadt im Odenwald.

30 Jahre jünger als Einhard ist Otfrid, ein Schüler von Rabanus Maurus. Er war später Mönch im Benediktinerkloster Weißenburg (heute das französische Wissembourg). In der Literatur ist er bekannt als Otfrid von Weißenburg (800—868/72). Angeregt von seinem Lehrer dichtete er um 860 den „Krist“, eine Evangelienharmonie in deutscher Sprache, die auf der bekannten Vulgata fußt. Dabei ging er von dem bis dahin üblichen Stabreim ab und benutzte als erster den Endreim.

Der 3. Fuldaer Klosterschüler, nach dem eine Straße benannt wurde, ist Walahfrid Strabo (um 808 bis 849). Seinem Beinamen nach hatte er einen Augenfehler (Schieler). Er wurde Erzieher am Hofe von Kaiser Ludwig dem Frommen und war dann Abt des berühmten Klosters Reichenau. Bekannt ist seine Beschreibung des Kloster-

gartens der Reichenau (Hortulus) mit Betonung der damals medizinisch verwendeten Pflanzen. Zu erwähnen wäre auch seine „Glossa ordinaria“, eine Art liturgisch-archäologisches Handbuch. Die nach diesem mittelalterlichen Gelehrten benannte Walahfridstraße liegt im Neubaugebiet Ziehers-Süd.

Damit klingt nun auch der erste Höhepunkt fuldischer Geschichte und mit ihr zusammenhängender Persönlichkeiten aus. Doch sind für das Mittelalter noch vier Namen zu nennen.

Die König-Konrad-Straße erinnert an den einzigen deutschen König, der in der Fuldaer Stiftskirche (im Dom) seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Das Grab selbst ist nicht mehr bekannt, doch weist eine Gedenktafel der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine auf den König hin, der von 911 bis 918 als Nachfolger der ausgestorbenen ostfränkischen Karolinger regierte. 906 war er Herzog von Franken geworden, als König versuchte er vergeblich, die einzelnen Stammesherzogtümer der Krone zu unterwerfen. Auf einem vergeblichen Feldzug gegen Arnulf von Bayern wurde er tödlich verletzt und bestimmte seinen Hauptgegner Heinrich von Sachsen (919—936) zum Nachfolger.

21. Abt von Fulda war von 1018 bis 1039 Richard, vorher Reformabt von Amorbach. Der letzte Kaiser aus dem sächsischen Fürstenhaus, Heinrich II. (973—1024), hatte vom Fuldaer Konvent seine Wahl gewünscht und zeigte sich dann erkenntlich, indem er 1019 der neben dem Kloster entstandenen Siedlung Markt-, Münz- und Zollrechte verlieh. Auch in Fulda war Richard als Reformator tätig, denn er gründete 1020 das Reformkloster Andreasberg (heute Stadtteil Neuenberg) auf dem linken Fuldaufer. Unter dem Hochalter der Andreaskirche hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Die nach ihm benannte Abt-Richard-Straße liegt in diesem Fuldaer Stadtteil.

Erster Propst dieses 1023 geweihten Reformklosters war Bardo (um 980—1051). Er war ein Verwandter des damals regierenden salischen Kaiserhauses, 1030 wurde er Abt des Klosters Werden an der Ruhr (Essen-Werden). Ein Jahr später erhielt er dazu noch die Abtswürde von Hersfeld und wurde Erzbischof von Mainz. Im dortigen Dom ist er, der heilig gesprochen wurde, auch beigesetzt. In Fulda ist nicht nur die Bardostraße, die westliche Umgehungsstraße von Fulda im Gebiet des Stadtteiles Neuenberg, nach ihm benannt, sondern auch die Bardobrücke über die Fulda und die Bardoschule.

Verdankte die Siedlung Fulda dem Abt Richard das schon erwähnte Markt-, Münz- und Zollrecht, so ist es der 38., Abt Marquard (1150—1165), der um 1157 für den Ort das Stadtrecht erlangte. Die neue Stadt umgab er mit Türmen und Mauern, erbaute die Stadtpfarrkirche, im Kern noch in der heutigen spätbarocken Kirche erhalten, und das Schloß Bie-

berstein, die heute bekannte Hermann-Lietz-Schule in der Rhön. Er lebte in einer sehr unruhigen Zeit, stellte aber durch seinen erfolgreichen Kampf gegen das Raubrittertum wieder

Ordnung und Ruhe im Lande her. Die nach ihm benannte Marquardstraße führt als Parallele zur Leipziger Straße an der gleichnamigen Schule vorbei.

Freiherr von Redwitz wird Musikdirektor der Fuldaer Hofkapelle

Von G. Rehm

„Fulda hatte als Hauptstadt eines geistlichen Fürstentums ein bodenständiges und sehr leistungsfähiges Orchester, das von den Regenten mit liebevoller Sorge betreut wurde.“¹⁾ Wenn man das Verzeichnis der Fuldaer Musikalien (Noten) und Instrumente aus dem 18. Jahrhundert durchsieht²⁾, zeigt es sich, daß das Fuldaer Orchester der Barock- und Nachbarockzeit zu den größten der damaligen Zeit gehörte. Der reiche Bestand an Streich- und vor allem an Blasinstrumenten gibt diesem Orchester sogar eine bevorzugte Stellung in der Musikpflege des 18. Jahrhunderts. „Dieses Urteil wird bestätigt durch den reichen Schatz der Musikalien, die in dem Verzeichnis aufgeführt sind... Es fällt sofort auf, daß die zeitgenössischen Tonsetzer fast ausschließlich vorherrschen“ (Lewalter). So finden wir Werke u. a. von Bach, Gluck, Haydn und Mozart, ferner Kompositionen der damals berühmten „Mannheimer Schule“ und natürlich Werke von Kaspar Staab, dem damaligen Leiter der Fuldaer Hofkapelle, der in Mannheim seine Ausbildung erhalten hatte.

Die Hofkapelle musizierte zu Unterhaltung und Tanz, zur Tafel, bei Staatsaufzügen, im Theater und in der Kirche. Daß die Fuldaer Fürstbischöfe sich stets bemühten, ihre Hofmusik auf der Höhe der Zeit zu halten und jungen Talenten die beste Förderung zuteil werden zu lassen, beweist folgender Vorgang: Im Jahre 1792 bestellte der Fürstbischof den Freiherrn von Redwitz zum Musikdirektor. Sehr wahrscheinlich sollte dadurch der damalige Orchesterleiter Kaspar Staab wegen seines Alters entlastet werden. (1798 wurde Ignaz Karl Hemmerlein Leiter der Hofkapelle.) Die Aufgaben des neu bestellten Musikdirektors waren folgende:

1. Die Musikstücke auszuwählen, also „die aufzuführende Tafel- und sonstige Musik“ festzulegen unter Berücksichtigung der vorhandenen Musikalien, der zur Verfügung stehenden Instrumente und Musiker und des Könnens der betreffenden Musiker,

2. Musikproben durchzuführen, dadurch „sämtliche Hofmusikanten in der Übung zu erhalten“, besonders sich um den musikalischen Nachwuchs zu kümmern und über die reguläre Pro-

bezeit hinaus „auch noch anderweiten Lehr- und Übungstunden anzuordnen“.

Die Bestallungsurkunde des neuen Musikdirektors hatte folgenden Wortlaut:³⁾

Decretum für den Reise-Marschall Freiherr von Redwitz als Musikdirektor

Exped. Fulda den 9 ten Juny 1792

Von Gottes Gnaden Adalbertus

Wir ermessen die Nothwendigkeit, unsere Hofmusik und das hierzu gehörige Personale einem besonderen Direktorium für die Zukunft zu übergeben, welches nicht nur überhaupt für die an unserer Hofhaltung aufzuführende Tafel- und sonstige Musik zu sorgen und diese nach eintreffenden Umständen zu bestimmen, sondern auch auf die Musikalien selbst und auf die hiezu gehörigen Instrumenten ebensowohl als auf die mögliche Übung unserer Hofmusikanten die besondere Rücksicht zu nehmen hat.

In dieser kurz bemeldeten Absicht haben Wir uns gnädigst entschlossen, dem Wohlgebohrnen Unserem Reiß Marschall Philipp Anton Freiherr von Redwitz, welcher in der musikalischen Wissenschaft eine vorzügliche Kenntnis besitzt, das Direktorium über unsere Hofmusik hiedurch in Gnaden zu übertragen, also zwar, daß Er hierüber alleinig zu disponieren haben, somit auch ihm das ganze zur Hofmusik gehörige Personale, jedoch außer den von diesen und besonders von jenen die zugleich Hoflakaien sind zu leistenden sonstigen Hofdiensten, untergeordnet seien, sodann auch von ihm abhängen sollen, um unsere sämtliche Hofmusikanten in der Übung zu erhalten zur fortzusetzenden Beschäftigung mit musikalischen Tugenden.

Fuldas Straßennamen ein Personenlexikon

Von Franz Gräser, Fulda

2)

Vom Mittelalter, vom Jahre 1165, nun einen Sprung in die beginnende Neuzeit. Am Anfang dieses Abschnittes sollen zwei Straßennamen erwähnt werden, die die Namen von ausgestorbenen Familien überliefern: Lengsfelder- und Habsburgergasse.

Kartel erwähnt in seinen Rats- und Bürgerlisten unter dem 13. April 1365 einen Heinrich Lengsfeld als Bürger und Besitzer eines Hauses „am Kirchhoff“ und 1424 einen Cythel Lengsfeld als Eigentümer einiger Häuser im Gebiet der heutigen Lengsfeldergasse hinter dem Abtstor.

Die Habsburgergasse hat nichts mit dem weltgeschichtlich so bedeutsamen Haus Habsburg zu tun, sondern der Name leitet sich von der Fuldaer Familie von Haisperg ab. Bereits 1389 gab es an der Stadtmauer eine „Haysberggassen“, und Kartels nennt 1449 Conrad von Haisperg, 1456 „der von Hausperg hus“, das 1462 von einem Priester, der es geerbt hatte, verkauft wird. — J. Grau schreibt darüber in den Fuldaer Geschichtsblättern (1909): „Der gemeine Mann nennt die steil ansteigende Straße den „Hexenberg“, wie ja auch zwei Parallelstraßen Severiberg und Luckenberg heißen. ... Vielleicht klingt auch in dem Namen Hexenberg noch der alte Name Haisberg nach.“

Von 1499 bis 1504/05 war Ulrich von Hutten Fuldaer Klosterschüler (auch später hat ihn, den Humanisten, die Klosterbibliothek noch einige Male nach Fulda gezogen), denn er sollte wegen seiner schwächlichen Gesundheit auf Wunsch seiner Eltern Geistlicher werden. Doch sein kurzer Lebensweg verlief in ganz anderen Bahnen. Von Fulda aus zog Ulrich von Hutten (1488—1523) durch Deutschland, studierte in Pavia und Bologna, leistete Kriegsdienst im Heer des deutschen Kaisers und kam dann 1514 an den Hof des Mainzer Erzbischofs. Nach weiterer Reise nach Italien wurde er drei Jahre später vom Kaiser Maximilian zum „Dichterstürm“ gekrönt. Er starb auf der Insel Ufenau im Zürcher See, wo vor einigen Jahren sein Grab wieder aufgefunden wurde. — Die Ulrich-von-Hutten-Straße liegt im neuen Stadtteil Zieher-Süd.

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten der Reformationszeit war der 1501 in Vacha geborene Georg Witzel. Nach einem Besuch der Universität Erfurt war er 1520 als Student in Wittenberg und dort Schüler von Luther und Melanchthon. „Im selben Jahr noch wurde er zum Priester ge-

weiht und zum Vikar in Vacha bestellt, Georg Witzel aber schloß sich vorübergehend der Reformation an und heiratete die Eisenacher Bürgerstochter Elisabeth Kraus. ... Witzel wandte sich wieder von Luther ab. Sein Bemühen ging zwar dahin, die Kirche zu reformieren, aber nicht im Sinne Luthers.“ Zwischen 1541 und 1554 war er Rat des Fuldaer Fürstabtes Johann von Henneberg. Dann siedelte er nach Mainz über, wo er 1573 starb. — Im Neubaugebiet des Aschenberges ist die Witzelstraße.

Aus der Borgiasstraße ist heute der Borgiasplatz zwischen Universitätsplatz und Steinweg, zwischen dem Kaufhaus Karstadt und dem Patronatsbau geworden. An der Stelle des Kaufhauses stand das 1273 gegründete und ab 1550 verwaiste Franziskanerkloster. 1671 übernahmen es die Jesuiten, die auch das noch heute stehende päpstliche Seminar (Schulgebäude und Vonderau-Museum) ausbauten. Der Platz hat seinen Namen von dem dritten Ordensgeneral Franz von Borgia (1510—1572) — Franzesco —, der sich um die Fuldaer Niederlassung der Jesuiten verdient gemacht hat.

In dem eben genannten Päpstlichen Seminar der Jesuiten lebte 1612 Christoph Brower (1559—1617), der dort auf Grund seiner Archivstudien die ersten zusammenhängenden Abhandlungen über die Geschichte Fuldas schrieb: „Antiquitatum et Annalium Fuldensium Libri IV, Antwerpiae apud Moreti 1612.“ Schneider bezeichnet ihn in seiner Topographie (1806) als einen „der interessanten und gelehrtesten fuldaischen Geschichtsschreiber.“ — Die Browerstraße ist im Stadtteil Horas im Neubaugebiet des Aschenberges.

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Straßen, denn nach politischen Umwälzungen wechseln sie ihre Namen, oder die Bezeichnung wird neu interpretiert. Ein Beispiel hierfür ist die Graf-Spee-Straße im Fuldaer Norden. Ursprünglich war sie nach dem Admiral Graf Spee benannt (1861—1914), der als Chef des Ostasiengeschwaders die Engländer bei Coronel (Chile) besiegte und einige Wochen später in der Seeschlacht bei den Falklandinseln fiel. Nach 1945 wurde verkündet, daß der gleichnamige Jesuit nunmehr Patron geworden sei: Friedrich Spee von Langenfeld, geb. (Düsseldorf-)Kaiserswerth 1591, † in Trier 1635. Er ist bekannt als geistlicher Liederdichter und erster Bekämpfer der Hexenprozesse, die ja auch in Fulda viele Opfer forderten. Graf Spee begann 1610 das Noviziat bei den Jesuiten in Trier. 1612 wurde das Noviziat wegen der Pest nach Fulda verlegt, wo Spee sein erstes Gelübde ablegte. Noch im gleichen Jahr ging er zum Studium nach Würzburg. Er lehrte vor allem in Köln, Paderborn und Trier.

Wir kommen nun wieder zu den Fuldaer Geschichtsschreibern und zwar zu Gangolf Hartung (1597—1667). Er ist bekannt durch seine chronikalischen Aufzeichnungen aus den Jahren 1607 bis 1666; im Mittelpunkt stehen also die auch für Fulda so bewegenden Jahre des Dreißigjährigen Krieges. Im Nachtrag im Familienbuch schreibt sein Sohn: „Anno 1667 den 4. August morgens zwischen 6 und 7 Uhr ist mein Vater sel., Gangolf Hartung, Fürstlich Fuldaischer Fatterschreiber und Rathsverwandter, auch zur Zeit regierender Bürgermeister, seines Alters 70 Jahr, in Got selig entschlafen und den 6. August in die Pfarrkirche allhier rechts vor dem Altar der hl. fünf Wunden, nächst dem Schöpfenstuhle zur Erde bestattet worden.“ Die Hartungstraße liegt am Aschenberg.

Ein Zeitgenosse von Hartung war Fürstabt Joachim von Gravenegg (geb. 1595, † Salmünster 1671, Fürstabt seit 1644). „Seine Aufgabe war es, die durch den Dreißigjährigen Krieg im Fuldaer Gebiet entstandenen Schäden zu beseitigen. 1668 erneuerte er durch Umbau das Kloster (heute

Priesterseminar), errichtete die Pestsäule und förderte das Benediktinerinnenkloster.“ Über den 75. Abt gibt es in Hartmanns Zeitgeschichte (aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) noch folgende Bemerkung: „1661 setzte er auch Franziskaner auf den Volkersberg und übergab den Benediktinerinnen ein Rezept zur Anfertigung eines feinen Gebäcks, die sogenannten Gravenegger oder Nonnenseufzer, welche nachzumachen bis heute keinem Konditor gelungen ist...“ (Im Volksmund hat das Gebäck einen etwas drastischeren Namen!)

Am Übergang von der frühen Neuzeit (in dieser Abhandlung der Zeitraum zwischen 1424 und 1671) zum Barock steht der 77. geistliche Herrscher von Fulda, Placidus von Droste (Regierungszeit 1678—1700). Er ist der einzige westfälische Abt (geb. 1641 in Erwitte bei Soest) und war vorher Propst von Holzkirchen. Er wurde wohl vor allem deshalb zum Abt gewählt, weil er sich in seiner Propstei als guter Verwaltungsfachmann bewährt hatte. Man hatte erkannt, „daß das Hochstift gerade jetzt einen Mann brauchte, der in der Lage war, die Schulden, die Bernhard Gustav (sein Vorgänger) hinterlassen hatte, abzutragen“. Das „Verdienst Placidus von Droste also ist, ein geordnetes Fürstentum geschaffen zu haben, und das in einem verhältnismäßig kurzen Leben, denn mit 59 Jahren starb der Fürstabt. Man darf, ohne zu übertreiben, sagen, daß letztlich die Blütezeit des Hochstifts seiner Tüchtigkeit zu verdanken ist. Er ist gewissermaßen eine Schlüsselfigur, die eine alte Epoche abschließt und im Kampf gegen Mißstände und Unordnung eine neue Epoche einleitet“, eben die Zeit des Barocks, von der im dritten Teil berichtet wird. Die Drotestraße im Gebiet des Ziehersees Weges hält also mit Recht die Erinnerung an diesen Fürstabt wach.

Fuldaer Straßennamen als Personenlexikon

3. Teil: Erinnerungen an das Jahrhundert des Barocks / Von Franz Gräser

Der 2. Teil dieser Abhandlung endete mit der Feststellung, daß der Fürstabt Placidus von Droste gewissermaßen eine Schlüsselfigur sei, die eine alte Epoche abschließen und im Kampf gegen Mißstände und Unordnung eine neue Epoche einleiten würde. Im „Führer durch Fulda und Umgebung“ heißt es dementsprechend: „Damit legte er den Grundstock für die Entfaltung der Bautätigkeit der Fuldaer Fürstäbte im 18. Jahrhundert. Nun begann in der Bonifatiusstadt das gewaltige Finale der mehr als tausendjährigen geistlichen Herrschaft, der die Fuldaer Innenstadt ihr heutiges Bild verdankt.“

Sieben Fürstäbte bzw. Fürstbischöfe sind es gewesen, die im Zeitalter des Barocks über das Hochstift und damit auch über die Stadt Fulda geherrscht haben:

1. Adalbert von Schleifras 1700–1714
2. Konstantin von Buttlar 1714–1726
3. Adolf von Dalberg 1726–1737
4. Amand von Buseck 1737–1756
5. Adalbert von Waldersdorff 1757–1759
6. Heinrich von Bibra 1759–1788
7. Adalbert von Harstall 1788–1802

Aber nicht alle dieser geistlichen Herrscher sind bis jetzt für würdig befunden worden, Patron für einen Straßennamen zu sein: Schleifras und Waldersdorff fehlen noch. Adalbert von Schleifras, 78. Abt, verdanken wir u. a. den barocken Dom, aber auch den deshalb erfolgten Abriß der alten Stiftskirche, eine Maßnahme, die jetzt doch sehr bedauert wird. Vielleicht war die Regierungszeit des Adalbert von Waldersdorff etwas zu kurz. Trotzdem, Fulda verdankt ihm das Spiegelkabinett, ein wahres Kleinod des Rokoko, außerdem „legte er den Grundstein zur Klosterkirche auf dem Frauenberg, erbaute die Hauptwache und legte die Pauluspromenade an.“

Beginnen wir also unser Personenlexikon mit der Buttlarstraße, die von der Leipziger Straße zum Herz-Jesu-Krankenhaus führt. Über Konstantin (Otto Johann Friedrich) von Buttlar gibt es viel Material, das hier nicht erwähnt werden kann, deshalb nur seine Lebensdaten und wichtigsten Bauten in Fulda. Lebensdaten: geb. 29. September 1679 in Fulda, Seminar in Fulda, dann Rom. Eintritt in den Benediktiner-Orden 1703, 1710 Kapitular, 1714 Fürstabt, 1716 Kauf von Schloß Johannisberg im Rheingau, 1725 Reise nach Wien, bei der Heimreise † 13. März 1726 im Schloß Eichenzell. Bauten (zitiert nach dem Fulda-Führer): „Buttlar fügte dem Schloß den westlich vorgelagerten Langflügel zu. Die großzügige Gartenanlage des Schloßgartens entstand. Der Waidesbach wurde überdeckt, das Paulustor errichtet. Der prunkvolle Bau der Orangerie strebte empor. Das Propsteigebäude am Michelsberg (heute das Bischöfliche Palais) wurde erstellt.“

Einem sehr bedeutenden Geschlecht entstammte sein Nachfolger als 80. Abt in Fulda, Adolph von Dalberg (Anton Adolph Freiherr von Dalberg, Kammerer von Worms). Diese alte Familie besaß erbeigendes das Kammereramt des Hochstiftes Worms. Seit der Zeit von Kaiser Maximilian I. fragte bei jeder Kaiserkrönung der Herold: „Ist ein Dalberg da?“, worauf der anwesende Angehörige des Geschlechtes vom Kaiser den ersten Ritterschlag erhielt. – Lebensdaten: Geb. 1681, Einkleidung 1697, Priester 1706, Kapitular 1710, Propst zu Zella 1715, Abtswahl am 8. April 1726, † 3. November 1737. – Seine Hauptleistung war wohl die 1735 gegründete und nach ihm benannte Adolphs-Universität, die 1805 „suspendiert“ wurde, wohlgernekt nicht aufgelöst. Dalberg betrieb (wieder nach dem Führer durch Fulda zitiert) „die Fertigstellung der Orangerie und des Kaisersaales, vollendete das Residenzschloß durch den südlichen Vorhof-Flügel. Er erbaute das Heilig-Geist-Hospital mit der Kirche, das Jesuitenseminar, die Universität. Der Schloßgarten erhielt in der großen Freitreppe mit Floravase sein Prunkstück.“ Die Dalbergstraße verbindet die Petersberger Straße mit der Rangstraße; in der Universitätsstraße außerdem die Adolf-von-Dalberg-Schule.

Dalbergs Nachfolger Amand (Friedrich Franz Ludwig Freiherr) von Buseck entstammte einem alten Adelsgeschlecht der reichsfreien rheinischen Ritterschaft. Das Geschlecht war hauptsächlich in der Gegend von Gießen und Wetzlar (z. B. Buseckertal mit

Alten- und Großen-Buseck) begütert. Busecks Lebensdaten: 1688 geb., 1710 Kapitular, 1724 Stiftsdechant und Propst zu Neuenberg, Präsident der weltlichen Regierung, 1728 Weihbischof, 1738 Abt und 1752 erster Bischof der Diözese Fulda, † 1756. Er errichtete die beiden Gebäude am Anfang der Friedrichstraße (Hotel Kurfürst und Hauptzweigstelle der Städtischen Sparkasse und Landesleihbank) und das Kapuzinerkloster, das dann ab 1805 bis zu Beginn des vorigen Jahres das Fuldaer Krankenhaus war. Außerdem gründete er in Fulda eine Fayence-Fabrik, erweiterte den Park von Schloß Fasanerie (auch Adolf von Dalberg hatte hier gebaut, deshalb der alte Name Adolphseck) und förderte den Ausbau von Bad Brückenau. – Die Buseckstraße begann einmal an der Dalbergstraße und mündete in die ebenfalls verschwundene Truchseßstraße (heute in der Rangstraße aufgegangen). – Der Fuldaer Oberforstmeister Friedrich von Truchseß hatte 1790 sein ganzes Vermögen in Höhe von 72000 Gulden dem Fuldaer Waisenhaus vermacht.

Nun ist Fuldas bedeutenster Regent an der Reihe, Fürstbischof Heinrich von Bibra. Unter ihm „herrschte eine mustergültige Verwaltung, Rechtspflege, Wirtschaftspolitik, soziale Fürsorge, Schulwesen und Seelsorge erfuhren durch die Fähigkeiten des Regenten erhebliche Förderung.“ Auch gründete er eine Textil- und Porzellanmanufaktur. Trotz der Schäden des Siebenjährigen Krieges versetzte er das bekannte Paulustor an seinen heutigen Platz, erbaute im Domviertel die alte Landesbibliothek (heute Philosophisch-Theologische Hochschule), und von 1770 bis 1786 konnte im ausklingenden Barock die Stadt die heutige Stadtpfarrkirche erbauen. Unter Bibras Regierungszeit entstanden auch die heutige Kirche und das Kloster auf dem Frauenberg.

Bibra stammt aus der heute noch blühenden Familie der Freiherren von Bibra, bis 1806 im Kanton Rhön der Fränkischen Ritterschaft. Seine Lebensdaten: 1711 geb., 1750 Kapitular, 1759 Wahl zum Abt und Fürstbischof, † 1788. Jeder kennt die verkehrsreiche Heinrichstraße, die auf den Heinrich-von-Bibra-Platz, den früheren Viehmarkt einmündet. An der Edelteller Straße liegt die Heinrich-von-Bibra-Schule, eine städtische Realschule.

Mit Bibra klingt eigentlich das Fuldaer Barockzeitalter aus. Doch soll hier der letzte Fürstbischof erwähnt werden: Adalbert von Harstall (geb. 1737, † 1814). Er regierte als Souverän von 1789 bis 1802). Harstall gründete das vorhin bei dem Oberforstmeister von Truchseß erwähnte Waisenhaus und sanierte die durch die Bauwut seiner Vorgänger überreichlich strapazierten Staatsfinanzen. – Die nach ihm benannte Adalbertstraße ist eine Seitenstraße der Leipziger Straße.

Nun von den „Auftraggebern“ zu den „ausführenden Künstlern“, die zunächst einmal in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt werden sollen:

1. Karl Philipp Arnd
2. Johannes Dientzenhofer
3. Andreas Gallasini
4. Johann Andreas Herrlein
5. Antonius Peyer
6. Friedrich Stengel
7. Maximilian von Welsch

Aus Pfaffendorf (heute Stadtteil von Koblenz) stammte der fürstlich-fuldaische Hofschreiber und Bausinspektor Arnd (1723–1797). Er führte 1771/72 die schon erwähnte Verlegung des Paulustores durch und erbaute auch die alte Landesbibliothek. Die Karl-Philipp-Arnd-Straße führt vom Kleegarten zur Schumannstraße. Von ihr zweigen die Antonius-Peyer-Straße und die Friedrich-Stengel-Straße in Richtung Gallasiniring ab.

Vom 4. September 1700 stammt der Kontrakt zwischen Fürstabt Schleifras und Johannes Dientzenhofer, in dem dieser zum fürstlichen Hofbaumeister bestellt wurde. Dientzenhofer (1663–1726), dem bekannten großen bayerischen Baumeistergeschlecht entstammend, arbeitete von 1704 bis 1712 in Fulda. Der in Bamberg geborene und dort auch gestorbene geniale Architekt plante und baute den Dom, das Stadtschloß und das Schloß Bieberstein. In der Rittergasse hat sich Dientzenhofer sein Wohnhaus gebaut.

Das mit einer Nepomukfigur geschmückte barocke Gebäude hätte eigentlich eine Gedenktafel verdient. Die Dientzenhoferstraße ist eine Seitenstraße der Petersberger Straße.

Maßgeblich hat Andreas Gallasini († 1756 in Fulda) das barocke Gesicht der Kernstadt Fulda geprägt. Er war Konstantin von Buttlar durch Maximilian von Welsch empfohlen worden und war von 1720 mit einer dreijährigen (1727–1730) Unterbrechung bis zu seinem Tode in Fulda tätig. Außer vielen Kirchen des Fuldaer Landes hat der Bausinspektor (das war sein amtlicher Titel) u. a. die Orangerie, die Universität, das Jesuitenseminar und die bereits auch bei Buttlar erwähnten beiden Kavaliershäuser am Eingang zur Friedrichstraße erbaut. Der nach diesem Stukateur und Baumeister benannte Gallasiniring liegt im Komplex der ehemaligen Konstantin-Kaserne, der Unterkunft des IR 88. – Gallasini wirkte außerdem noch in Arolsen, Mainz, Weilburg und Hammelburg (Anmerkung).

In Münnerstadt ist der aus dem fuldischen Hammelburg stammende Bäckermeister Johann Herrlein, „der Vater des leuchtenden Dreigestirns Johann Peter, des fränkischen – Johann Andreas, des fuldischen – und Andreas, des österreichischen Barockmalers.“ Alle Werke des späteren Fuldaer Hofmalers, der Schwiegersohn des Hofmalers Emanuel Wohlhaupter war, hier aufzuführen, würde zu weit führen. Leider ist die von Anton Schmitt geplante umfassende Biographie dieses Malers noch nicht erschienen. Aus dem schon oft erwähnten Fulda-Führer sei zitiert: „Das Deckenbild und die Fülle der kleinen Tafelbilder (im Spiegelkabinett des Stadtschlösses) sind Meisterwerke des Fuldaer Hofmalers Andreas Herrlein. ... Einen besonderen Wert erhält die Klosterkirche (auf dem Frauenberg) durch die reiche Ansammlung von Gemälden des Fuldaer Hofmalers“ (geb. 10. 10. 1723, † Fulda 1796). Ein Bild von ihm hängt jetzt auch in der im vergangenen Jahr wieder eröffneten Städtischen Galerie von Kassel im Gebäude der alten Gemäldegalerie auf der Schönen Aussicht. Die Herrleinstraße führt am alten städtischen Friedhof vorbei.

Der aus Tirol stammende Franziskaner-Laienbruder Antonius Peyer (1673–1704) ist der erste barocke Baumeister in Fulda. Er erbaute die Domdechanei und die Propsteigebäude in Thulba und Blankenau. Er genoß hohes Ansehen in Fulda, denn man legte ihm die Pläne Dientzenhofers für den Dombau (damals noch Stiftskirche) zur Begutachtung vor. „Der sehr erfahrene Steinmetz und Architekt“ starb im 7. Jahr nach seiner Prof.

Friedrich Joachim Stengel (geb. Zerbst 1694, † Saarbrücken 1787) war unter den Baumeistern Fuldas der einzige Protestant. Stengel war „Unterbaumeister“ des damals berühmtesten deutschen Architekten Maximilian von Welsch. Acht Jahre (1722–30) hat er an verschiedenen Fuldaer Bauten (Orangerie, Gutshof Bronzell, nicht mehr bestehendes Jagdschloß Thiergarten/Fohlenweide) mitgewirkt. Die Lage der Antonius-Peyer-Straße und der Friedrich-Stengel-Straße wurde schon erwähnt.

Neben dem Dom ist unbestreitbar die Orangerie ein Glanzpunkt des Fuldaer Barocks. Schöpfer ist der eben erwähnte Maximilian von Welsch (1671–1745). Er war „General“ und mainzischer Baumeister und hat viele Bauten in Mainz und in dem damals mainzischen Erfurt geschaffen. Deshalb hält die Welschstraße, eine Sackgasse, die von der Dientzenhoferstraße abzweigt, mit Recht die Erinnerung an diesen genialen Baumeister wach, bei dessen Orangerie „die Reinheit des Stils, die Schönheit der abgewogenen Maßverhältnisse, das edle Material zu einer Symphonie von geradezu musikalischer Wirkung zusammenklingen.“

Anmerkung: Im Januar 1977 stand in der Schweinfurter Zeitung folgende mit einem Bild versehene Meldung: Die Dachlandschaft prägt wieder das Stadtbild. – Das im 18. Jahrhundert von dem Fuldaer Hofbaumeister Andreas Gallasini errichtete sogenannte Rote Schloß zählt zu den markanten Punkten des Hammelburger Stadtbildes. In einer „Jetzt red ich“-Sendung des Bayerischen Fernsehens aus dem Keller des Schlosses machten Bürger auf den drohenden Verfall des historischen Gebäudes aufmerksam und erstritten

Fuldaer Straßennamen

(Schluß von vorhergehender Seite)

regelrecht den Umbau und die Instandsetzung des Westflügels durch den bayerischen Staat als Haus-herrn. Großes Ziel der im Mai letzten Jahres begonne-nen Bauarbeiten war die Wiederherstellung der fuldi-schen bzw. Dalbergschen „Dachlandschaft“, wie sie vor dem verheerenden Brand von 1854 das Hammel-burger Stadtbild prägte. Es werden noch einige Mo-nate vergehen, bis die Polizei-Inspektion Hammelburg in den Westflügel einziehen und die wohl schönsten Amtsräume für eine Polizeidienststelle in Unterfran-ken übernehmen wird.

Fortsetzung folgt

Fuldas Straßennamen ein Personenlexikon

Zusammenstellung von Franz G rä s e r – 4. Teil – Vom Barock ins 19. Jahrhundert

Nach den Regenten und Künstlern sollen nun noch die übrigen Männer des 18. Jahrhunderts genannt werden, die von den Fuldaer Stadtvätern für würdig erachtet worden sind, einen Straßennamen zu bekommen. Den Anfang macht der Geschichtsschreiber Johann Friedrich S c h a n n a t (geb. Luxemburg, 23. August 1683, gest. Heidelberg, 6. März 1739). Der Arztsohn, sein Vater kam aus Franken, seine Mutter aus dem Rheinland, kam über Stift Melk an der Donau, Linz und Würzburg nach Fulda. Er war sehr früh Ordensbruder geworden und hatte Jura studiert. Zwei Arbeiten von ihm seien hier genannt: „Corpus Traditionum Fuldensium“, Leipzig 1724, und „Fuldaer Lehn-Hof“, Frankfurt 1726. Nach seinem Fuldaer Aufenthalt kam u. a. eine Italienreise. Bei seiner Rückkehr starb Schannat in Heidelberg. Die S c h a n n a t s t r a ß e liegt im Geschichtschreiberviertel des neuen Stadtteiles Aschenberg.

*

1769 wurde der Apotheker Franz Caspar Lieblein (geb. Karlstadt am Main 1744, gest. Fulda 1810) durch Einheirat Inhaber der zweitältesten Fuldaer Apotheke (heute Hof-Apotheke zum Schwan). 1775 wurde er als Professor an die Adolphi-Universität berufen, wo er Chemie, Botanik und Mineralogie lehrte. Erwähnt seien zwei seiner Werke: „Flora Fuldensis“ und „Zergliederung aller Mineralwässer im Fuldaischen“. Die nach diesem pharmazeutischen Hochschullehrer benannte D r . - L i e b l e i n - S t r a ß e liegt wie die D r . - W e i k a r d - S t r a ß e im Krankenhausviertel.

Eine der schillerndsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts war dieser Melchior Adam Weikard (geb. Römershag, jetzt Stadtteil von Bad Brückenau, 1742, gest. Brückenau 1803). Er war Philosoph, Arzt und Aufklärer und sicherlich eine der farbigsten Gestalten, die das Fuldaer Land hervorgebracht hat. Die Titel und Ehrungen, die er in seinem bewegten Leben als Mediziner sammelte, sind zahlreich und lassen erkennen, daß er zu den Koryphäen des 18. Jahrhunderts zählte. Er war Fürstlich-Fuldischer Hofrat und Leibarzt Heinrichs von Bibra, Hofkammerarzt der rus-

sischen Zarin Katharina die Große und erhielt von ihrem Nachfolger Paul I. den Titel eines Kaiserlich Russischen Staatsrates.

*

In seinem Testament vermachte 1789 der Geheime Rat Konstantin von Schildeck einen großen Teil seines Vermögens in Höhe von 54 000 Gulden dem Stadtrat von Fulda „zur Unterstützung und Aufhellung zurückgekommener Bürger.“ Von den verschiedenen Stiftungen zugunsten der Stadt ist die Schildecksche Stiftung die einzige, die die Zeitläufe überstanden hat und noch heute bei der Vermögensverwaltung der Stadtkämmerei besteht.

Der Großvater, der fuldische Kanzler Johannes Vogel (latinisiert Vogelius) war durch Adalbert von Schleifras als „von Schildeck“ geadelt worden und wohnte im Hause der heutigen Städtischen Sparkasse. Der Vater Gerhard Georg, ebenfalls Kanzler und Geheimer Rat, sowie Oberamtmann von Bieberstein, war mit Adelheid von Görtz verheiratet. Die ersten der zahlreichen Kinder sind in der Matrikel der Stadtpfarrkirche unter Voel, die jüngeren unter von Schildeck verzeichnet. Bei dem Stifter (geb. 1. Juli 1719, gest. 17. Oktober 1789) war Fürstabt Konstantin von Buttlar der Pate; er wurde durch Johann Hugo von Hattstein vertreten. Die Beziehungen zur Familie von Buttlar müssen sehr eng und freundschaftlich gewesen sein, denn beim jüngeren Bruder war der Geheime Rat Johann Anton Franz von Buttlar der Taufpate.

Die V o n - S c h i l d e c k - S t r a ß e führt sozusagen als Verlängerung der Künzeller Straße von der Höhe des früheren städtischen Krankenhauses zur Frankfurter Straße.

*

Zum Abschluß dieses vierten Teiles des Personen-Lexikons sind noch zwei Fuldaer Regenten zu erwähnen, von denen jeder nur kurz regiert hat. Beide bilden den Übergang zum 19. Jahrhundert. Durch den Reichsdeputationshauptschluß kam Fulda zusammen mit dem Stift Corvey, der Reichsstadt Dortmund und dem Kloster Weingarten in den Besitz der Oranier. Herrscher in Fulda wurde der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, der spätere König der Niederlande (1772–1843) – Er liegt in der großen Delfter Kirche begraben, der Ruhestätte der holländischen Könige. – Seine Regierungszeit in Fulda dauerte von 1802–06, dann machte ihr Napoleon ein Ende. „Der neue weltliche Regent nahm einschneidende Änderungen vor. Der uralte Benediktinerkonvent wurde aufgelöst. Das päpstliche Seminar wurde Kaserne, das Kapuzinerkloster Landkrankenhaus, die Universität Lyzeum und ihre Kapelle evangelische Kirche.“ Von seinem Hofarchitekten Coudray, der später in Weimar wirkte, ließ der Oranier die einheitliche Häuserfront in der nach ihm benannte W i l h e l m s t r a ß e (von der Domdechanei zum Abtstör) erbauen. Nach ihm heißt auch das evangelische Gemeindehaus Haus Oranien.

*

Noch einmal sollte in der napoleonischen Zeit Fulda einen geistlichen Herrscher bekommen. Der letzte Kurfürst von Mainz, Karl Theodor Anton Maria von Dalberg (1744–1817) erhielt 1810 Hanau und Fulda. „Er glaubte aufrichtig durch engen Anschluß an Napoleon Deutschland wieder aufrichten zu können... Dalberg besaß, nachdem er sich einmal Napoleon, den er bewunderte, untergeordnet hatte, weder die Einsicht, die Ziele des Eroberers zu erkennen, noch die Energie, das immer drückendere Joch abzuschütteln; er ließ alle Demütigungen über sich ergehen, ohne auch nur einen Widerstand zu versuchen. Im November 1813 legte er die Großherzogswürde nieder.“ Er zog sich in das ihm verbliebene souveräne Erzbistum Regensburg zurück, wo eine Tafel an seinem Wohn- und Sterbehaus an „den großen Wohltäter“ erinnert. In Fulda ist die K a r l s t r a ß e nach ihm benannt.

„Straßennamen als Personenlexikon“

Von Ernst Kramer

Zu den Ausführungen von Herrn Franz Gräser im 3. Teil seines sicher viele Leser interessierenden Aufsatzes in den Buchenblättern (Jahrgang 1977, Nr. 8) möchte ich noch einiges ergänzen:

1. Adalbert II. schreibt sich „Walderdorff“ und nicht Waldersdorff.

2. Sie schreiben, daß unter Buttlar das Paulustor errichtet worden sei. Das ist nicht richtig. Sowohl der Schlußstein am Paulustor als auch die Kammerakten besagen, daß es erstmals 1711 errichtet wurde, also ganz einwandfrei unter Schleiffras.

3. Fürstabt Schleiffras schrieb sich mit zwei „f“. Das kann man sowohl im „Hattstein“ als auch am Schlußstein des Domportals und an seinem Monument im Dom lesen.

4. Als Gründungsjahr der Universität gilt 1734 und nicht 1735. Die Zahl 1734 steht auch unter dem Porträt Dalbergs, das Wohlhaubter ins Matrikelbuch gemalt hat.

5. Bei Schloß Fasanerie ist Adolphseck keineswegs der „alte“ Name. Das Terrain dort war schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts als „wilde Fasanerie“ in den Plänen verzeichnet, nur Dalberg hat das dort vorhandene und im Rest noch zentral erhaltene kleine Jagdhaus plötzlich als „Adolphshof“ bezeichnet. Er hat auch Thiergarten“ in „Neue-Dalberg“ umtaufen lassen und ein Bergwerk in der heutigen DDR mit seinem Namen bezeichnet. Buseck hat ausdrücklich verordnet, daß sofort der Name „Fasanerie“ statt „Adolphshof“ wieder eingeführt werden sollte. Die Bezeichnung „Adolphseck“, also ein „Eck“ = hohe Felsenburg bezeichnend, ist richtig für Adolfs- eck, Ruine in Nassau, ist aber ein Produkt der romantisierenden kurhessischen Verwaltung, die ja auch in Kassel „Chattenburg“ für das Residenzschloß einzuführen versuchte. Da die Kasseler in Wilhelmshad schon eine Fasanerie hatten, sollte der neue Name Verwechslungen vorbeugen. Nach dem Krieg, 1955, hat Landgraf Philipp durch den hessischen Staat den Namen „Fasanerie“ auch amtlich wieder eintragen lassen, da er, wie er mir sagte, immer gefragt würde, ob hier Adolf Hitler gewohnt habe.

6. In dem Artikel steht, daß Johannes Dientzenhofer in Bamberg geboren sei. Das ist falsch. Er ist 1663 in Gugg am Inn, Gemeinde Brannenburg, geboren. Kürzlich meldete die Fuldaer Zeitung als Bericht eines Vortrags, daß Johannes Dientzenhofer weder lesen noch schreiben konnte. Nun, ich kann ja seine eigenhändigen Kostenanschläge und Berichte mit der mit „mp“ bezeichneten Unterschrift, die im Duktus genau dem darüber befindlichen Text gleicht, vorzeigen.

7. Andreas Gallasini hat noch 1757 eine Rechnung eingereicht für die Kosten, die er mit der Besatzungsarmee gehabt hat. Bei seinem Weggang von Fulda hat er noch ein Land für die Armenkasse gestiftet. Von 1727 bis 1730 hat er in Hammelburg das Schloß gebaut. Sein Gehalt hat er auch für diese Jahre bekommen, ist also keineswegs aus dem Fuldischen hin-

ausgekommen. Und die bei „Buttlar“ erwähnten Kavaleriehäuser hat es überhaupt nicht gegeben. Am Hotel Kurfürst über dem Mittelfenster sehen Sie die Inschrift 1737, was ich durch Rentkammerbelege auch bestätigen kann. Da war Buttlar längst gestorben. Das Buttlarwappen am Kurfürst hat August Müller aus dem Schloßkeller geholt und an sein Hotel gebracht. Es gehört über das Gartenportal des Schloßterrassenflügels.

8. Emanuel Wohlhaubter hat sich selbst niemals mit „p“ geschrieben, sondern immer nur mit „b“.

9. Für das Deckenbild im Spiegelkabinett ist der Kassenbeleg von Johann Peter Herlein noch erhalten. Johann Andreas ist der „Spezialist“ für Ölgemälde auf Leinwand. Übrigens, ein Deckengemälde auf Leinwand ist im Kanzlerpalais, der derzeitigen Stadtparkasse.

9. Den Titel „Unterbaumeister“ für Stengel unter Welsch habe ich nirgends in den Akten gefunden. Welsch hat lediglich die Pläne für die Orangerie und deren prächtigen Barockgarten entworfen; es ist übrigens nicht aktenkundig, ob er selbst einmal in Fulda war. Zu Geländeaufnahmen kamen der Mainzer Baumeister Herwarthel und der dortige Hofgärtner nach Fulda. Da aber Mainz mit Welsch auch in Erfurt gebaut hat, kann es sehr wohl sein, daß er einmal über Fulda statt über die mainzischen Exklaven nördlich Oberhessens gefahren ist. Jedoch das sonst übliche Douceur müßte ihm dann der Fürstabt aus der Privatschatulle gegeben haben, denn die bei Dientzenhofer nachgewiesenen Reisegeldquittungen, Hotelkosten usw., die die Rentkammer ausstellte, konnte ich bei Welsch nicht finden. Stengel ist in den Akten als Vermessungsmann, als Erfinder eines Feuerwerks, als Lehrer der Pagen angegeben. In seiner Lebensbeschreibung sagt er, daß er mit dem Fürstabt, dessen guter Geschmack ihm imponierte, im Lande herumgefahren sei und „unterschiedlich“ tätig war. Die ja noch im Kupferstich und in den Bauaufnahmen vor ihrer Zerstörung aufgenommenen Bauten im Thiergarten sehen eigentlich, wenn man sich die späteren Bauten Stengels in Saarbrücken ansieht, überhaupt nicht nach Stengel aus, eher nach Gallasini, in dessen Zeit sie ja alle entstanden sind. Die Originalentwürfe zu den vier kleinen Pavillons dort sind von Buseck persönlich, sie sind noch erhalten.

10. Die Wiederherstellung des Mansardendachs in Hammelburg habe ich so lange betrieben, bis man sie durchgeführt hat. Leider hat man das alte Türmchen nicht aufgebracht, das ja auch auf die kurz nach Gallasinis Hammelburger Kellereischloß errichtete Fuldaer Universität gehört, das aber dann, weil Gallasini kein Statiker war, auf das Spital zum Hl. Geist kam, mitsamt den Marienglocken, die fürs Marienatorium der Universität bestimmt waren, nicht aber für Heilig Geist. Ich habe die neuen Dächer in Hammelburg noch nicht gesehen, fürchte aber, daß sie zu niedrig geraten sind.

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Fünfzig Jahre Postbus Poppenhausen–Fulda

Von Eugen Detig, Poppenhausen

(17.8.1974)

Poppenhausen. Fünfzig Jahre waren am 1. August 1974 vergangen, seitdem erstmals Postbusse zwischen Poppenhausen und Fulda verkehrten – ein denkwürdiges Jubiläum für die Bürger der Gemeinde Poppenhausen und der an der Strecke liegenden Vorderrhönorte Friesenhausen, Dipperz und Böckels. Neben dem für die in diesem Raum wohnende Bevölkerung so wichtigen Verkehrsanschluß an die Kreisstadt Fulda trug die Buslinie dazu bei, daß sich der Luftkurort Poppenhausen schon früh zu einem der bedeutendsten Fremdenverkehrsgemeinden der Rhön entwickelte.

Diese Kraftpostlinie war im Jahre 1924 die erste im Raum Fulda und die zweite im Regierungsbezirk Kassel; lediglich im Kasseler Gebiet verkehrten schon früher Postbusse zwischen Homberg und Wabern. Der verhältnismäßig frühen Eröffnung dieser Linie gingen jedoch viel Mühe und ein zähes Ringen des damaligen Bürgermeisters von Poppenhausen, Josef Bub, voraus.

Das einzige öffentliche Verkehrsmittel im Lüttertal vor 1888 war der „Kaiserliche Postwagen“, der von Gersfeld über Poppenhausen–Weyhers nach Fulda fuhr. Diese Verbindung wurde von der Rhönbahn Fulda–Gersfeld am 1. August 1888 abgelöst. Nun wurde ein Privat-Personenfuhrwerk aus Poppenhausen eingesetzt, das zweimal täglich Postsachen und Reisende von Poppenhausen zum Bahnhof Lütter beförderte.

Um die Jahrhundertwende war es Bürgermeister Josef Bub aus Poppenhausen, der schon früh die große Bedeutung einer regelmäßigen Verkehrsverbindung nach Fulda erkannte. Zunächst

wollte Bub eine Bahnverbindung für Poppenhausen erreichen und nahm deshalb Kontakt mit dem Reichsbahnministerium in Berlin auf. Am 18. August 1907 wurde das vorgeschlagene Bahnbauprojekt Lütter–Poppenhausen abgelehnt. Auch der neue Antrag im Jahre 1908 fand keine Zustimmung. Trotz dieser Niederlagen steckte Josef Bub, damals Mitglied des Fuldaer Kreisausschusses, nicht auf und konnte im Jahre 1912 Pfarrer Wilhelm Adam Josef Ney aus Dipperz, der Rhönbevölkerung durch seinen urwüchsigsten Humor bekannt, und den Fuldaer Reichstagsabgeordneten Richard Müller für seine Verkehrspläne gewinnen. Es wurde nun eine Bahnlinie Fulda–Dipperz–Poppenhausen propagiert, die aber in Berlin ebenfalls abgelehnt wurde. Dann war 1913 ein Bahnbauprojekt Lütter–Poppenhausen–Abtsroda–Wüstensachsen spruchreif geworden. Die Bahnlinienpläne waren fertig, als der Ausbruch des ersten Weltkrieges alle Hoffnungen auf eine befriedigende Lösung zunichte machte.

Gleich nach Beendigung des Krieges griff Josef Bub die Verkehrsfragen wieder auf. Ein Bahnbauprojekt Poppenhausen–Weyhers–Dietershausen–Dirlos–Fulda scheiterte am geringen Interesse der Gemeinde Weyhers, die mit dem drei Kilometer entfernten Bahnhof Lütter der Rhönstrecke Fulda–Gersfeld über einen – allerdings unbefriedigenden – Verkehrsanschluß verfügte.

Josef Bub wandte sich wieder an Pfarrer Ney, und man griff auf das Projekt über Dipperz zurück. Die Initiatoren Bub und Pfarrer Ney führten

im Mai 1924 Vorbesprechungen mit dem Zentrumsabgeordneten Dr. Crone-Münzebrock in Fulda. Schon einen Monat später sprachen beide im Reichsverkehrsministerium in Berlin vor. Dort wurden sie zum Reichspostministerium verwiesen, das damals mit dem Ausbau von Kraftpostlinien begann. Beide kämpften zäh um die Verwirklichung ihrer Pläne und gingen nicht, bevor man ihnen eine verbindliche Zusage machte. Weitere Verhandlungen wurden mit der Postverwaltung Fulda geführt, die zunächst Zurückhaltung zeigte, weil das Vorhaben so neu war. Anfang Juli 1924 wurde schließlich die Oberpostdirektion Kassel mit der Überprüfung des Projektes beauftragt, und Oberpostrat Bittlinski, langjähriger Sommergast im Gasthof „Engel“ in Poppenhausen, unterstützte die Bemühungen um eine optimale Lösung. Endlich war es soweit. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, nach dem der Kreis Fulda 3100 RM, der damals noch bestehende Kreis Gersfeld 1700 RM und die Gemeinde Poppenhausen 800 RM zur Rentabilität beizusteuern hatten. Außerdem mußte die Gemeinde Poppenhausen eine Wagenhalle und Werkstatt für zwei Kraftwagen zur Verfügung stellen. In stets hilfsbereiter Weise stand der damalige Besitzer des Gasthauses „Zum Engel“, Hermann Schönberg, Bürgermeister Josef Bub mit Rat und Tat zur Seite. Er baute in eigener Regie eine Gartenhalle neben seinem Gasthof in eine Doppelwagenhalle um, in der die Fahrzeuge kostenlos untergestellt werden konnten.

Ende Juli 1924 kamen die beiden ersten Busse an: Ein 13-Sitzer mit Vollgummi an den Hinterrädern für den regelmäßigen Verkehr und ein 7-Sitzer für Ersatzzwecke. Am 1. August 1924 wurde die Linie in Betrieb genommen. Der Omnibus fuhr zweimal täglich die Strecke Poppenhausen–Fulda und einmal täglich die Linie Poppenhausen–Lütter zum Bahnanschluß. Letztere Linie wurde schon 1930 wegen Unrentabilität eingestellt. Aber die Rhöngemeinde Poppenhausen hatte endlich Anschluß an den großen Verkehr. Der Fahrpreis betrug damals je Kilometer zehn Pfennig.

Die ersten Fahrer der Linie waren Postwagenführer Gerhard aus Homberg, Kraftfahrer Hermann Schönberg (Poppenhausen), Postkraftwagenführer Finke, Josef Vorndran und Paul Krick, der heute in Fulda im Ruhestand lebt und sich noch gut an die anfänglichen großen fahrtechnischen Schwierigkeiten erinnert. Die Buslinie, die auch die Postbeförderung übernahm, erlebte bald einen raschen Aufschwung, so daß die Busse seit 1936 viermal und seit 1951 sechsmal täglich zwischen Poppenhausen und Fulda verkehrten.

Seit 1961 befährt die Kraftpost, die heute eine der rentabelsten Linien im Fuldaer Raum ist, täglich die Strecke Poppenhausen–Fulda siebenmal und befördert rund 1000 Personen am Tag. Bereits im März 1955 wurde dank der Bemühungen von Bürgermeister Benno Bub, dem Sohn des im Jahre 1945 verstorbenen Altbürgermeisters Josef Bub, und Rektor Willy Rübsam die Linie über Poppenhausen–Tränkhof–



Abfahrt der Postkutsche von der Postagentur Poppenhausen. Poppenhausen – Weyhers – Bahnhof Lütter = 8 km, zweimal täglich.
Foto: Im August 1915



Altbürgermeister Josef Bub (f)

Sie blos zur Wasserkuppe erweitert. Eine zweite bestehende Verkehrsverbindung in die fränkische Rhön (diese bestand seit 1954), die Buslinie Poppenhausen — Gersfeld — Bischofsheim — Bad Neustadt, wurde im Jahre 1964 wegen Unrentabilität eingestellt.

Nachdem nun das Verkehrsproblem gelöst war, ging Bürgermeister Benno Bub in Zusammenarbeit mit Rektor Willy Rübsam im Jahre 1957 daran, ein posteigenes Grundstück zu erwerben, um — den neuen Verkehrsverhältnissen entsprechend — einen Busbahnhof mit großer Wartehalle für die Fahrgäste und Garagen für die Postomnibusse zu bauen. Dieses Bauvorhaben wurde von Postoberamtmann Hönle vom Hauptpostamt Fulda sehr unterstützt, und somit konnte der Busbahnhof am 22. September 1958 seiner Bestimmung übergeben werden.

Heute ist diese Verkehrsverbindung zwischen Fulda und Poppenhausen wichtiger denn je. Neben den in unregelmäßiger Folge diese Busse benutzenden Fahrgäste pendeln täglich Arbeitnehmer zwischen Wohnort und Arbeitsstätte in Fulda,

fahren Schüler weiterführender Schulen täglich zu den Schulen in die Kreisstadt und zurück. Die Buslinie ist zur Selbstverständlichkeit geworden.

Nach fünfzig Jahren jedoch soll der kurze Rückblick zeigen, welche Schwierigkeiten überwunden und welche Opfer gebracht werden mußten, um Poppenhausen mit seinen Randgemein-

den und die Vorderrhönorte an den großen Verkehr anzuschließen; er soll auch den Dank zum Ausdruck bringen an jene Männer, die vor fünfzig und mehr Jahren mit den Bemühungen um die verkehrsmäßige Erschließung des Raumes Poppenhausen und Dipperz in selbstloser Weise Pionierarbeit für unsere Rhönheimat leisteten.

Erläuterung orgeltechnischer Ausdrücke

Von G. R e h m

Beginnen wir mit dem Begriff **Register**: Ein Register, auch „Stimme“ genannt, ist eine Pfeifenreihe von etwa 54 Pfeifen (beim Pedal weniger), die alle eine ganz bestimmte Klangfarbe besitzen, z. B. Trompete, Flöte oder Gambe usw. Jede Pfeifenreihe der Orgel hat also eine typische Klangfarbe und entspricht somit einem bestimmten Instrument in einem Orchester. Eine Orgel mit 15 Registern ist demnach vergleichbar einem Orchester mit 15 Musikern. Die verschiedenen Klangfarben der einzelnen Pfeifenreihen sind durch die Bauart der Pfeifen bestimmt, z. B. durch die entsprechende Weite: eine Flötenpfeife ist wesentlich weiter mensuriert als eine Gampfpfeife der gleichen Tonhöhe.

Nun finden sich bei den Registernamen noch **Fußtonzahlen**, z. B. 8' („acht Fuß“). Die Fußtonzahl gibt zunächst die Größe der tiefsten und damit größten Pfeife eines Registers an: Die tiefste Pfeife eines 8'-Registers ist also 8 Fuß groß: d. h. 2,40 m; die größte Pfeife eines 4'-Registers demnach 1,20 m. Für den Organisten besagen die Fußtonzahlen aber folgendes: Die Achtfuß-Stimmen sind die Grundregister einer Orgel; jede Registermischung baut sich auf einem oder mehreren 8'-Registern auf. Eine 8'-Stimme klingt wie notiert: Ist ein c¹ notiert und man drückt die Taste c¹, so erklingt bei eingeschaltetem 8'-Register auch der Ton c¹; bei eingeschaltetem 4'-Register würde c² erklingen, ein Ton, der eine Oktave höher ist usw. Wenn 8' und 4'-Register eingeschaltet sind, erklingen c¹ und c² zusammen. Mit einem 2'-Register würde c³ erklingen, also ein Ton, der zwei Oktaven über c¹ liegt. Wenn man einen Ton verstärken will, dann nutzt es nicht viel, wenn man ein anderes Grundregister in der 8'-Lage hinzunimmt. Um einen Ton zu verstärken oder um seine Klangfarbe zu ändern, muß man zum 8'-Register ein oder mehrere höhere Register hinzuziehen (4' oder 2' usw.).

Die Register gehören verschiedenen **Registergruppen** an: Es gibt die Prinzipale, die Weitchor-, Engchor- und Zungenregister. Die Prinzipale sind, wie der Name sagt, die kräftigen Hauptstimmen jeder Orgel, sie ergeben die füllende Lautstärke. Sie müssen in jedem Manualwerk in mehreren Fußtonlagen vertreten sein, so als Prinzipal 8', Oktave 4', Quinte 2³/₄', Superoktav 2' und Mixtur 1' z. B. Die Mixtur ist eine „Mischung“ von sehr hohen Prinzipalreihen, die die strahlende Klangspitze ergeben. Da die Mixtur stets mehrfach besetzt ist, wird der Fußtonzahl hier hinzugefügt „4fach“ oder ähnlich.

Der Weitchor besteht aus Pfeifen, die weiter als die Prinzipale von gleicher Tonhöhe sind; dadurch klingen sie weicher: Es sind also die Flötenregister. Neben den offenen zylindrischen Flöten gibt es auch konisch gebaute (Spitzflöte, Gemshorn, Blockflöte, Waldflöte usw.) und gedeckte Flöten („Gedackt“); einige gedeckte Register haben oben im Deckel ein Röhrchen, das sind die Rohrflöten. Es gibt also eine Vielfalt von Bauformen im Weitchor, was jeweils auch eine etwas andere Klangfarbe ausmacht. Auch die Flöten müssen in verschiedenen Fußtonlagen disponiert sein. Besonders gut klingen hier Mischungen mit Terz-, Quint- und Septimflöten (Flöten in der 1³/₅-, 1¹/₃- oder 1¹/₂-Lage zusammen mit 8'-Flöten als Grundstimme). Diese Mischungen verschmelzen zu neuen Klangfarben, so daß man also die Quinte oder Terz nicht einzeln heraus hört, sondern nur als Färbung der 8'-Grundstimme.

Der Engchor enthält eng gebaute Register, die einen mehr „streichenden“ Klang besitzen wie Salizional, Gambe, Quintatön usw. Sie sind nicht so häufig vertreten, in kleineren Orgeln gar nicht. — Die Zungenstimmen haben ihren Namen von Metallzungen, durch die bei ihnen der Ton entsteht, ähnlich wie bei der Mundharmonika, während bei allen übrigen Registern der Ton durch Luftströmungen am Labium (wie bei den Blockflöten) hervor gebracht wird. Unter den Zungenregistern finden wir Trompete, Posaune, Schalmei usw.

Wenn eine Orgel im Spieltisch zwei Klaviaturen (Manuale) und ein Pedal hat, dann heißt dies, daß sie drei **Orgel-Teilwerke** enthält. Zu jeder Klaviatur (Manual- und Pedalklaviatur) gehört eine eigene Teilorgel mit den dafür zugeordneten Registern. Der unteren Manualklaviatur sind meist die Register des „Hauptwerkes“ zugeordnet; von der oberen Klaviatur werden die Pfeifenreihen des „II. Manualwerkes“ angespielt, und von der Pedalklaviatur die Register des „Pedalwerkes“. Die Pfeifenreihen des II. Manualwerkes sind entweder über oder unter dem Hauptwerk im Orgelgehäuse eingebaut (man spricht dann vom „Oberwerk“ bzw. „Unterwerk“) oder sie stehen getrennt vom Hauptwerk in einem eigenen Gehäuse an der Emporenbrüstung (genannt „Brüstungswerk“, „Brüstungspositiv“ oder „Rückpositiv“).

Die Verbindung der Tasten zu den Pfeifen nennt man **Traktur**. Heute wird meistens wieder die mechanische Traktur gebaut; das heißt: Der Tastendruck öffnet auf mechanischem Wege mittels eines Seilzuges die betreffenden Pfeifenventile, so daß der Wind in die Pfeife einströmen kann. Bei der elektrischen Spieltraktur betätigt der Tastendruck Magnete, die die entsprechenden Ventile aufziehen. Wenn kein Register eingeschaltet ist, erklingt auch bei Tastendruck keine Pfeife dieses Registers. Die Einschaltung der Register geschieht entweder mechanisch durch ein Zuggestänge oder elektrisch durch Magnete oder Zugmotoren. Die elektrische Registerschaltung hat den Vorzug, daß mit ihr Spielhilfen möglich sind, z. B. die freien Kombinationen: Hier können vorher Registerzusammensetzungen kombiniert werden, die dann später durch Knopfdruck „abgerufen“ werden können.

Nun zu der **Schleiflade**, die heute wieder ausschließlich gebaut wird. (Ende des vorigen Jahrhunderts kannte man hauptsächlich Kegellade oder Taschenlade.) Jedes Teilwerk der Orgel (Hauptwerk, Oberwerk, Unterwerk, Pedalwerk usw.) besitzt eine ganz bestimmte Anzahl von Pfeifenreihen, die jeweils auf ihrer eigenen Windlade stehen (der Hauptwerkslade, Pedallade usw.). Die Windladen sind „Kästen“, von denen aus der Wind in die Pfeifen strömen kann, wenn die Ventile in den Laden gezogen sind. Unter jeder Pfeifenreihe, also zwischen den Pfeifen und der Windlade, ist eine verschiebbare Leiste (die „Schleife“) eingebaut, die so viele Bohrungen enthält wie das Register Pfeifen. Stehen die Bohrungen genau unter den Pfeifen, können bei Tastendruck die betreffenden Pfeifen Wind bekommen und klingen. Wird aber die Schleife verschoben, so daß Bohrungen und Pfeifen nicht übereinstimmen, ist das betreffende Register stumm, also ausgeschaltet.



Die mit Bauernpferden bewegte Poppenhausener Postkutsche.

Foto: Im August 1915

Gartenbau-Ausstellung in Fulda 1888

Diplom für Vize-Oberbürgermeister M. Schmitt / Von Otto Berge

In Fulda bestand seit dem Jahre 1879 ein Gartenbauverein, der die Garten- und Blumenfreunde durch Zusammenkünfte, Vorträge, Ausstellungen, belehrende zirkulierende Fachzeitschriften usw. fördern wollte. Im Oktober 1888 veranstaltete der Verein in den Räumen und im Hof der Harmonie - heute Verlagsgebäude der Fuldaer Zeitung - eine großartig angelegte Ausstellung, die sich bei Ausstellern und Besuchern eines lebhaften Zuspruches erfreute. Ausgestellt wurden Obst, Gemüse, Blumen (Dekorations- und Topfpflanzen), eingemachte Früchte, Beerenweine sowie alle Arten von Gartengeräten.

Daß die Gartenbau-Ausstellung ein großer Erfolg war und nicht nur lokalen oder regionalen Charakter hatte, geht aus einem Bericht im Fuldaer Kreisblatt¹ hervor. Dort heißt es: „Nicht allein hatten die hiesigen Gartenfreunde und Gärtner ihr Bestes ausgestellt, sondern auch auswärtige Städte wie Berlin, Cassel, Geisenheim etc. waren vertreten. Von hiesigen und auswärtigen Privaten waren über 2000 Äpfel und Birnen in hunderten von Sorten ausgestellt (Herr Gutsbesitzer Souchay in Künzell hatte allein 135 Sorten gesandt). Um 11 Uhr gestern vormittag hielt Herr Oberbürgermeister Rang die Eröffnungsrede, worauf der Vorsitzende des Hauptvereins Cassel (welch' letzterer vier Medaillen und fünf Diplome geschickt hatte), Herr Dr. Möhl, einen längeren Vortrag über den Nutzen des Gartenbaus hielt.“

Gegen Schluß der Ausstellung wurde eine Prämierung durchgeführt, die sich „auf Obst, Gemüse und Obst erstreckte“. Am Nachmittag wurde das Ergebnis der Prämierung, „zu welcher das Landesdirektorium 100 Mark verwilligt hatte, veröffentlicht“.

Unter den Prämierten befand sich auch Fuldas Vize-Oberbürgermeister Michael Schmitt, der in der Rubrik „Obst aus der Stadt Fulda“ genannt wird und der als fünften Preis ein Diplom erhielt.

Da der Bericht über die Prämierung zahlreiche Einzelheiten über Bürger aus Fulda und Umgebung enthält, soll er unverkürzt folgen, wobei die altertümliche Schreibweise beibehalten wurde. Die Prämierung erstreckte sich auf folgende Bereiche:

I. Topfpflanzen von Privaten

1. Preis: Frau Richard Schmidt 6 Mark.
2. Preis: Herr Gondner 5 Mark.
3. Preis: Herr Julius Fuchslocher 4 Mark.
4. Preis: Fräulein Schwarz 3 Mark. Hr. Oppen, Frln. Wiskemann, Hr. Göhring und Frln. Hasenpflug je 1 Freiloos.

II. Dekorations- und Topfpflanzen von Gärtnern

1. Preis: Herr Ries 10 Mark und 1 Bronze-Medaille.
2. Preis: Herr Breitenborn 8 Mark.
3. Preis: Herr Angeli 7 Mark und 1 Bronze-Medaille.
4. Preis: Herr König (Damenstift hier) 5 Mark und 1 Bronze-Medaille.

Inserat im Anzeigenteil des Fuldaer Kreisblattes vom 14. August 1888, wiederholt am 23. und 29. August sowie u. a. am 6. Oktober 1888.

Die Gartenbau-Ausstellung mit Eröffnung, Prämierung, Verlosung sowie der „Commers mit Musik“ waren im gesellschaftlichen Leben Fuldas ein bedeutungsvolles und abwechslungsreiches Ereignis, dem man mit Spannung und mit freudiger Erwartung entgegen sah.

*Kopien und Texte:
O. Berge*

III. Bindereien

1. Preis: Herr Ries 10 Mark.
2. Preis: Herr Breitenborn 8 Mark.
3. Preis: Herr Angeli 6 Mark.
4. Preis: Herr Drescher in Berlin 1 Diplom.

IV. Obst aus der Stadt Fulda

1. Preis: Stadt Fulda 50 Mark (von der Landes-Direktion zu Cassel gespendet).
1. Preis: Herr Ries 10 Mark.
2. Preis: Herr Fabrikant D. Schwarz 8 Mark.
3. Preis: Herr Armbrüster 6 Mark.
4. Preis: Herr F. Griessel 4 Mark.
5. Preis: Herr Freude 2 Mark.

Herr Michael Schmitt 1 Diplom.
Fr. Odenwald und Hr. Phil. Neidhart je 1 Freiloos.

V. Obst aus dem Kreise Fulda

1. Preis: Herr Souchay in Künzell 8 Mark und 1 silberne Medaille.
2. Preis: Herr Bäumler in Horas 6 Mark.
3. Preis: Herr Rippel auf der Fohlenweide 4 Mark.
4. Preis: Herr Medler in Petersberg 3 Mark.

Herr Grass in Adolphseck 1 Diplom und 1 Freiloos.
Herr Weber in Niesig und Frau Klüppel in Neuenberg je 1 Diplom.
Herr Müller in Petersberg 1 Freiloos.

VI. Gemüse

1. Preis: Herr Seminargärtner Gilsert 10 Mark und 1 Bronze-Medaille des landw. Centralvereins.
2. Preis: Herr Kaspar Höfling 6 Mark.
3. Preis: Hospital zum hl. Geist 5 Mark und 1 Diplom des landwirtschaftl. Centralvereins.
4. Preis: Herr König (Damenstift) 4 Mark.
5. Preis: Frau Kramer Wittwe 3 Mark und 1 Diplom.
6. Preis: Herr Paul Keil 3 Mark.

Herr Breitenborn 1 Bronze-Medaille des landwirtschaftlichen Centralvereins für ausgezeichnete Gesamtleistung.
Herr Souchay in Künzell 1 Diplom des landwirtschaftlichen Centralvereins.
Herr Ries 1 Diplom für Hochstämme und ferner 1 Diplom und 1 Freiloos.
Herr A. Clauß 1 Diplom und 1 Freiloos.
Hr. Kollmann, Hr. Weber in Niesig und Hr. Joseph Gies je 1 Freiloos.

VII. Diverse Ausstellungs-Gegenstände

Herr Spangenberg in Cassel für Beerwein 1 Diplom und 1 Freiloos.
Herr Hermann Kramer für künstliche Ruinen etc., Herr Gerlach für getrocknete Blumen etc., Herr Eisenhändler Arndt für Gartengeräte, Herr Kröschel in Allendorf für Beerwein, Herr Konrad Wiegand für Blumenvasen und Herr Böschel für einen Blumenstich je 1 Diplom.
Lehrling Oskar Fischer für ein Stadtwappen in Blumen ehrende Anerkennung und 1 Freiloos.
Fr. Odenwald für eingemachte Früchte und Hr. Griessel für Beerwein je 1 Freiloos.

Die Ausstellung, die einen allgemein befriedigenden Verlauf nahm und allein gestern von ca. 700 Personen besucht worden ist, wird heute Abend durch einen Kommers mit Musik beschlossen.

Aus diesem Bericht dürfte deutlich geworden sein, daß der Gartenbau vor ca. 100 Jahren eine große Bedeutung hatte. Die Prämierten hatten Rang und Namen in der Fuldaer Gesellschaft. Ein Diplom oder eine Medaille bedeutete gleichzeitig eine Anerkennung innerhalb der gesellschaftlichen Oberschicht der Bevölkerung. Der Bericht zeigt aber auch, wie sich die Wertakzente innerhalb der Gesellschaft verschoben haben; denn wer legt heute noch Wert darauf, für bestes Obst oder Gemüse eine Prämie zu erhalten?

Im Hinblick auf die in diesem Jahr stattfindende Landesgartenschau sei darauf hingewiesen, daß die Fuldaer Gartenbau-Ausstellung von 1888 andere Ausstellungsziele hatte und somit Vergleiche nicht möglich sind.

Anmerkung:
1 Fuldaer Kreisblatt vom 9. 10. 1888.

Gartenbau-Ausstellung in Fulda

den 7. und 8. Oktober

in den Räumen der „Harmonie.“

Eröffnung: Sonntag Vormittag 11 Uhr,

Prämierung: „ Nachmittag 3 Uhr,

Verloosung: Montag Nachmittag 3 Uhr,

Montag Abend von 8 Uhr ab:

Commers mit Musik

in den unteren Räumen der „Harmonie“.

Entrée

für den Besuch der Ausstellung 30 Pfg., Kinder 10 Pfg.

Für die Mitglieder des Gartenbau-Vereins ist der Eintritt frei.

Der Vorstand des Gartenbau-Vereins.

Allgemeine Gartenbau-Ausstellung

zu Fulda am 7. October 1888.

- 1) Die allgemeine Gartenbau-Ausstellung in Fulda dauert zwei Tage, sie beginnt am 7. October und endet am 8. October.
- 2) Zur Ausstellung gelangen Obst, Gemüse, Blumen, eingemachte Früchte, Beerenweine, sowie alle Garten-Geräthschaften.
- 3) Alle Gärtner und Gartenfreunde, welche sich an der Ausstellung betheiligen wollen, werden gebeten, ihre Artikel bis zum 15. September bei dem Vorstand des Ausstellungscomité's, Herrn Kunstgärtner Breitenborn oder bei Herrn Stadtgärtner Kramm anzumelden und bis zum 5. October in das Ausstellungslokal „Harmonie“ senden zu wollen.
- 4) Die Kosten des Per- und Rücktransports sind von den Ausstellern zu tragen, doch übernimmt der hiesige Gartenbauverein die Kosten des Pertransports für diejenigen auszustellenden Gegenstände, welche ihm zur freien Verfügung überlassen werden.
- 5) Gegen Schluß der Ausstellung findet eine Prämierung statt, welche sich auf Obst, Gemüse und Blumen erstreckt.

Fulda, den 10. August 1888.

Der Vorstand.

Inserat im Fuldaer Kreisblatt vom 14. August 1888, ferner vom 23. und 29. August 1888.

In diesem Inserat werden Einzelheiten zur Vorbereitung und Durchführung der Gartenbau-Ausstellung mitgeteilt. Das Ausstellungslokal, die „Harmonie“, befand sich in der Petersgasse (heute Verlagsgebäude der Fuldaer Zeitung) und war damals der größte Saal in der Stadt Fulda.

Gasthaus und Posthalterei „Zum Weißen Schwan“ in Fulda

Von Ernst Zeier

Reisende, die mit den heutigen Verkehrsmitteln schnell und bequem an ihr Ziel kommen, denken nicht daran, wie man noch vor 150 Jahren reiste. Wer keine eigenen Pferde und einen Wagen besaß, legte selbst große Strecken zu Fuß zurück. Sonst blieben als Verkehrsmittel nur die Kutschen der Thurn und Taxisschen Post. Sie rumpelten auf den ausgefahrenen, schlechten Straßen langsam dahin, oft von Rad- und Achsenbrüchen aufgehalten.

Die Postkutschen fuhren auf Wegen, die schon im Mittelalter bekannt waren. Dazu gehörte die als Lange Hessen benannte Straße von Frankfurt nach Fulda, ein Teil der Verbindung der wichtigen Messstädte Frankfurt und Leipzig. In Fulda erinnern die Namen der Frankfurter und der Leipziger Straße daran. Auf ihr maschierten in Kriegszeiten die Armeen. Es war eine Heerstraße, weshalb der Rest eines der Fuldaer Stadtteile Heertor heißt.

Fulda war ein Knotenpunkt der Thurn und Taxisschen Postrouten. Außer der Heerstraße, auf der die Post von Frankfurt über Hanau und Steinau kam, führte von Frankfurt eine zweite Route über Gießen und Alsfeld nach Fulda. Von hier fuhren die Kutschen weiter nach Kassel, nach Erfurt, Weimar, Leipzig, Bamberg und kamen von dort auch zurück.

Die Kutschen hielten zum notwendigen Pferdewechsel an Posthaltereien. Diese Stationen waren zugleich Gasthäuser, wo die Reisenden Rast machten, Speise und Trank erhielten, auf Anschluß in einer anderen Richtung warteten oder auch übernachten konnten.

Die Posthalterei in Fulda war ein beliebter Rastplatz. Hier legten auch die Geschäftsleute, die mit ihren Planwagen, gefüllt mit Waren, unterwegs waren, gern eine Pause ein. Kein Wunder, daß auf der ganzen Länge der Frankfurter und Leipziger Straße Gasthöfe auf Kundschaft warteten. In der Löbergaß (heute Löherstraße) sind aus dieser Zeit drei namentlich bekannt: „Zum Grünen Baum“, „Zum Kreuz“ und „Zum Weißen Schwan“. Der letzte war viele Jahrzehnte lang auch Posthalterei.

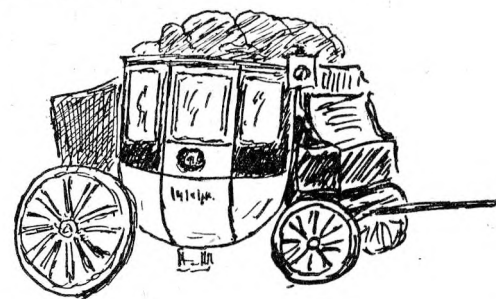
Der erste Posthalter in Fulda hieß nach den Akten des Archivs der Fürsten Thurn und Taxis Walthers. Sein Amt übernahm 1773 Johann Oswald. Nach dessen Tod ging es 1785 an seinen Sohn Johannes Oswald über. Ihm folgte 1813 dessen Sohn Jean Baptist Oswald, der es seinem Neffen Jean Baptist Zwenger übergab. Mit dem Anschluß

Fuldas an das Eisenbahnnetz ging die Zeit der Postkutschen zu Ende. Zwenger gab am 24. Juli 1867 die Posthalterei auf und schloß auch die Gastwirtschaft. Die Posthalterei existierte noch kurze Zeit am Abtstor, wo Konrad Knips Posthalter war.

Von den Gebäuden des „Weißen Schwan“ erfahren wir erstmals durch einen Kaufvertrag vom 19. August 1667, durch den ein Hans Georg Bestach sein Gasthaus an Lorenz Kayser übergab. Wo sich dieses Haus befand, läßt sich aus der Karte „Grundriß über die hochfürstliche Residenz Stadt Fulda“ und aus den Fuldaer Katastern ermitteln. Dort ist es als Parzelle 793 auf der Seite der Löbergaß eingetragen, auf der auch das Heilig-Geist-Hospital liegt. Es handelt sich um Haus, Scheuer, Stallung und einen langgezogenen Garten. Dieses Gasthaus gehörte später Johann Breydung. Dessen Witwe verkaufte zunächst zwei Scheunen und die Hälfte des Gartens an Jörg Barthel Oswald. Er vererbte diesen Teilbesitz an Johann Oswald (junior) und dieser weiter an Johann Baptist Oswald, der das zugehörige Haus, die Stallungen und den Rest des Gartens kaufte. Bei diesem Kauf wird er als Posthalter genannt.

Die nächste Parzelle, die Kaspar Michel gehörte, ebenfalls bestehend aus Haus, Scheuern, Stallung und Garten, hatte inzwischen Johannes Oswald (senior) erworben. Das nächste angrenzende Haus, das Johann Auth gehörte, samt Höfchen, Scheunen und Garten kaufte schließlich Johann Jean Baptist Oswald noch hinzu. Sicher ist durch Umbauten aus den einzelnen Häusern ein ansehnlicher Gasthof entstanden; denn im Kataster von 1854/60 wird er so beschrieben: Gasthaus und Posthalterei, Wohnhaus mit angebautem Waschhaus, Küchenbau, Seitenflügel, Scheune und Stallungen nebst Hof und Garten hinter dem Haus.

Die nach und nach erfolgte Vergrößerung des „Weißen Schwans“ ist sicher bedingt durch wachsende Anforderungen an Gaststätte und Posthalterei. Besonders zu Zeiten der Messen in Frankfurt oder Leipzig stauten sich die Wagen der durchreisenden Händler, die Kutschen der privaten Reisenden und die nach Fahrplan verkehrenden Postkutschen in der Löbergaß „bis zum Fischhaus“, das an der Stadtgrenze kurz vor Kohlhaus stand. Nicht nur die einfachen Reisenden, sondern oft auch hochgestellte Persönlichkeiten, Minister und Für-



Alte Postkutsche, nachgezeichnet von Ernst Zeier. Der Wagen bot Platz für etwa sechs Personen. Der Postillon saß vorn im Freien.

sten kehrten im Schwan ein, übernachteten auch hier. Dafür standen Gästezimmer im ersten Stock zur Verfügung.

Für die Bedienung der Gäste, für Küche und Waschhaus sorgte die Wirtin, z.B. die Frau des Jean Baptist Oswald, die Frau Josepha. Waren Kutschen vorgefahren, mußten die Pferde ausgespannt, in die Ställe geführt und gefüttert werden. Für die Post waren die Ersatzpferde möglichst schnell einzuschirren. Speziell für die Post hatte die Posthalterei stets genügend Pferde bereitzuhalten, auch für nicht im Fahrplan vorgesehene Sonderposten und für Postreiter. Als Fulda zu Kurhessen gehörte, mußten für den durchreisenden fürstlichen Hof immer 30 bis 40 Pferde für den Pferdewechsel bereit gehalten werden. Für diesen Hotel- und Gasthausbetrieb und die Post waren viele Diensthelfer, Knechte und Mägde erforderlich. Die Oswalds standen dem allen mit Energie, aber auch mit Freundlichkeit vor. Über Jean Baptist Oswald wird noch gesondert berichtet. Bis ins hohe Alter von 70 Jahren ging er seinen Pflichten nach. Dann übertrug er durch Testament vom 24. April bzw. 10. Mai 1856 seinen Besitz als unveräußerliches Familien-Fidei-Kommiß an seinen Neffen Jean Baptist Zwenger. Oswald starb am 24. Juli 1856. Zwenger ist am 12. Januar 1867 als Besitzer des „Weißen Schwans“ im Kataster eingetragen. Er gab – wie schon erwähnt – bereits sieben Monate später das Gasthaus und die Posthalterei auf, womit die Geschichte dieses Hauses endet.

Quellen

Zentralarchiv der Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg. Landkarte „Übersicht über die Haupt-Post-Straßen in Deutschland und Mitteleuropa“, Wien 1829.

Aloys Jestaedt, Kataster der Stadt Fulda, Teil II, 1940, S. 71. Geometrischer Grundriß über die Hochfürstliche Residenzstadt Fulda von 1727 (Parzellen 793 bis 799).

Wochenschrift Buchonia, Beilage zu Nr. 23, Dezember 1880.

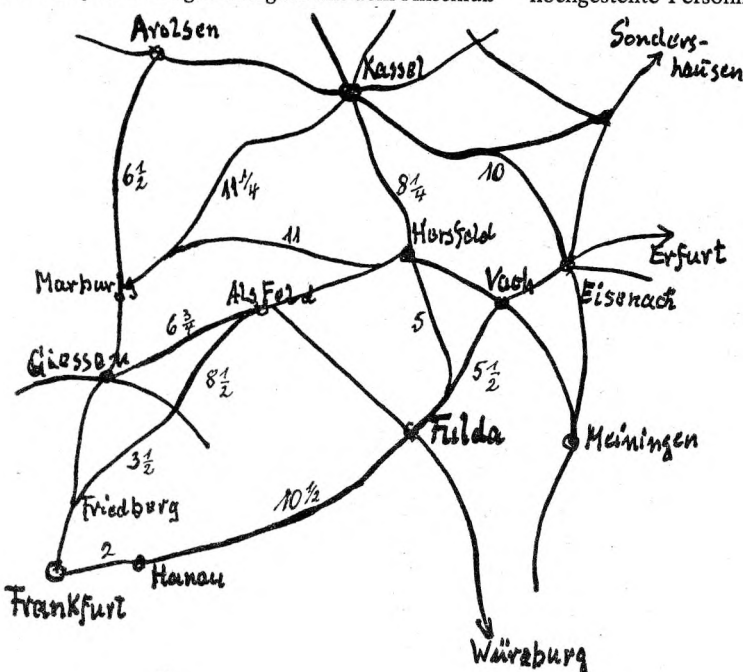
Buchenblätter 1925, 1929, 1930.

Heimatliteratur

Heinrich Sippel: Die Schlitzer Brunnenchronik (= Studien zur Schlitzer Geschichte, Heft 14). Schlitz 1988, 48 Seiten.

Die Geschichte der Schlitzer Brunnen ist gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der Wasserversorgung der Schlitzer Bevölkerung. Sippel beginnt seine Darstellung im siebten Jahrhundert bei den Chatten, die frisch sprudelndes Quellwasser mit Steinfassungen versahen, um es zum Verbrauch zu sammeln. Später gab es Grundwasserbrunnen, die gebohrt werden mußten. Die Wassereimer wurden mit Hilfe von Ketten hinuntergelassen und gefüllt wieder heraufgezogen. Nach den Schöpfbrunnen, deren Geschichte Sippel mit Hilfe von Archivalien darstellt, gab es in Schlitz bereits im 17. Jahrhundert eine hölzerne Röhrenleitung, die das Wasser von außerhalb in die Stadtbrunnen brachte. Gesundheitsgefährdend wirkten sich solche Trassenführungen aus, die an Dungstätten vorbeiführten. Sippel gewährt auch Einblick in die Arbeit des Brunnenmeisters und in das Röhrenbohren, das im Bohrhaus erfolgte. Einen großen Fortschritt bildete im 19. Jahrhundert die Wasserversorgung durch ein umfangreiches Leitungssystem aus Metallröhren mit Zapfstellen in den Wohnhäusern.

Otto Berge



Nachzeichnung des Fulda betreffenden Ausschnitts zu einer „Übersicht der Haupt-Post-Straßen in Deutschland und Mitteleuropa“ von Franz Raffelsberger, Wien, 1829. Entfernungen in Meilen.

Gasthäuser in der „Löbersgasse“

Die Löherstraße war früher Sitz der Loh- und Weißgerberzunft

Die Löherstraße, früher „Löbersgasse“ genannt, bildete im mittelalterlichen Fulda zusammen mit der Florengasse und der Petersgasse als sogenannte „Vorstadt-Stadtgraben“ einen besonderen Verwaltungsbezirk. Außerhalb der, mit Mauer und Graben umgürteten Stadt liegend, war sie im Norden durch das Kohlhäuser Tor (gegenüber dem Heilig-Geist-Hospital) und im Süden durch das Fulda-Tor (bei den heutigen Hufschloßwerken) abgeschlossen. Sie hat ihren Namen dem Umstand zu verdanken, daß hier ehemals die Loh- und Weißgerberzunft beheimatet war. Hinter der Häuserfront an der Westseite der Straße stieß der bei dem Fuldator aus dem Fulda-Kanal abgeleitete Löbersgraben, der am Kohlhäuser Tor nach Westen abbiegend in den Leinenwebersgraben überging und, der heutigen Königsstraße folgend, an der Tränke sich mit der Walder vereinigte, um wieder in die Fulda zurückzufließen. Der Löbersgraben spendete den Gerbern das notwendige Wasser, das sie für ihr Gewerbe brauchten.

Da die Löbersgasse im Zuge der großen Durchgangsroute Frankfurt-Leipzig lag und die erste Straße war, die die von Süden kommenden Fuhrwerke in unserer Stadt berührten, entstand hier schon früh eine ganze Reihe von Gasthäusern, die den ankommenden Fremden Bewirtung und Unterkunft boten. So gab es an der Ostseite der Straße den „Goldenen Engel“, das Wirtschaft „Zum schwarzen Bock“, später in „Schwarzer Adler“ umbenannt, die Gasthäuser „Zum weißen Roß“, „Zum Hasen“, „Zum Schwan“, „Zum grünen Baum“, während sich an der Westseite der Straße die Gasthäuser „Zum Hirsch“ und „Zum goldenen Kreuz“ befanden.

Der Frankfurter Hof

In späterer Zeit kam noch der „Frankfurter Hof“ hinzu, den wir auf obestehender Zeichnung rechts wiedergegeben sehen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gehörte das Anwesen dem Bürger Johann Böbig, von dessen Witwe es auf Johann Martin Weiß überging. In der Folgezeit besaßen das Hausgrundstück je zur Hälfte der Bäcker



Franz Braun und Peter Vorey Erben, dann Franz Braun allein und nach ihm Franz Sennfelder, Conrad Knips und Valtin Knips. Der Wirt Valtin Knips erwarb das Hausgrundstück am 22. 12. 1831. Von ihm ging das Eigentum am 19. 1. 1872 auf den Kaufmann Konstantin Knips über. In den neunziger Jahren faufte Meggermeister Albert Schwarz das Anwesen, der die Wirtschaft weiterführte. Heute ist sein Sohn Robert Schwarz Eigentümer des Hauses. Die Gastwirtschaft wird von den Geschwistern Hornung betrieben.

Gasthof „Zum goldenen Kreuz“

Das dritte Haus von rechts auf unserer Zeichnung war früher der Gasthof „Zum Goldenen Kreuz“. Um 1700 war Johann Kramer Eigentümer des Gasthauses. Nach ihm wurde Philipp Oswald Besitzer, von dessen Witwe das Anwesen auf Jörg Adam Koch überging. Im Jahre 1757 ist Burkhard Oswald Kreuzwirt, um 1750 Johannes Hodde. Nachdem das Anwesen in der Folgezeit nacheinander in das Eigentum von Ludwig Schwarz und Joseph Diel übergegangen war, finden wir um 1800 den Lohgerber Dillemann Ark in dem Kataster als Eigentümer des Gasthofes verzeichnet. In seinem

Besitz befand sich auch das rechts anstoßende Hausgrundstück.

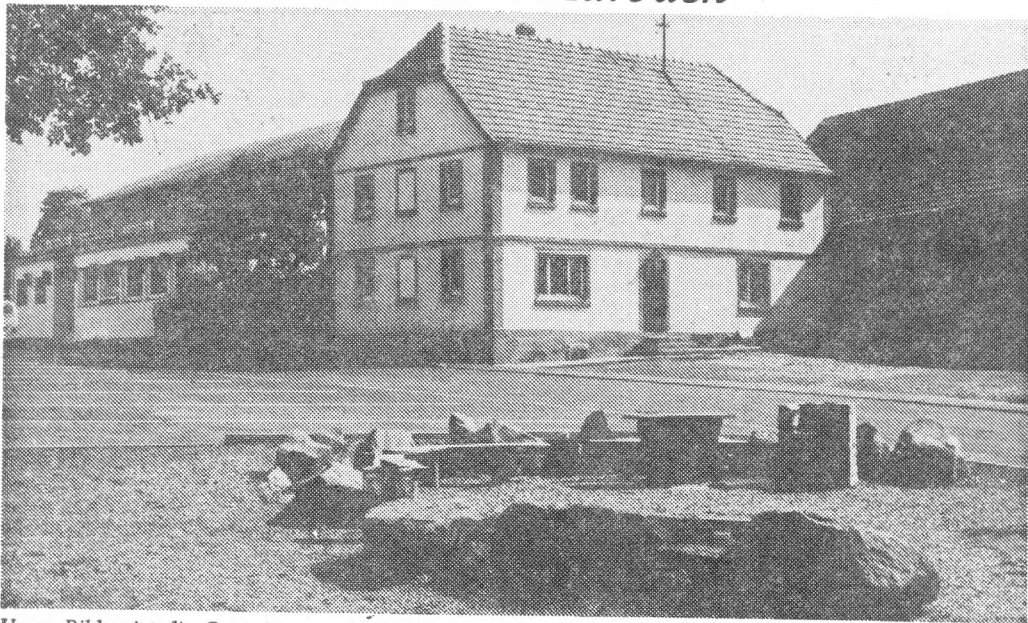
Das Gasthaus „Zum goldenen Kreuz“ war damals ein zweistöckiges Gebäude mit einem hohen spitzen Giebel nach der Straße zu, auf dem ein vergoldetes Kreuz mit zwei Querbalken angebracht war. Im Jahre 1809 erwarb Franz Feuerstein das Anwesen, in dessen Familie der Besitz bis zum Jahre 1867 blieb. Die Feuersteins betrieben hier außer der Wirtschaft noch ein ausgedehntes Fuhrunternehmen. Als Eigentümer erscheinen in dem Kataster im Laufe der Jahre Adam Feuerstein (1835), Franz Feuerstein (1851) und Joseph Feuerstein. Letzterer teilt den Besitz bis zum Jahre 1865 mit Peter Franz Wiermann, um von da ab wieder Alleineigentümer zu werden. Am 23. 3. 1867 veräußert er das Anwesen an den Kaufmann Georg Berta, der in dem Hause eine Essig- und Vikofabrik einrichtete. Franz Feuerstein wanderte nach Amerika aus. Am 24. 1. 1876 wurde der Färbermeister Jos. Hohmann Eigentümer des Anwesens, dem bereits das rechts anstoßende Haus (heute Haus Nr. 30) gehörte. In dieser Zeit erhielt das Gebäude sein heutiges Aussehen.

Die Gastwirtschaft „Zum Hirsch“

Die alte Gastwirtschaft „Zum Hirsch“ bestand sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitz des Bürgers Johann Heller jun. Als Gasthaus wird das Anwesen erstmalig im Jahre 1743 erwähnt. Damals war Johannes Oswald Wirt im „Hirsch“. Ihn folgt Caspar Oswald. Nach diesem ist Ignaz Oswald „Hirschwirt“, der sich 1789 mit Maria Wahler verheiratete, aber bereits im Alter von 34 Jahren am 2. Dezember 1797 stirbt. Im folgenden Jahre heiratete seine Witwe den Philipp Jordan. Im Jahre 1799 bietet die Hirschwirtin das Gasthaus zum Verkauf an. Nachdem das Anwesen vorübergehend im Besitz des Valentin Wahler gewesen ist, geht es um 1800 in das Eigentum von Peter Enders über. Im Jahre 1834 wird Georg Enders, der neben der Wirtschaft ebenfalls ein Fuhrwerksgeschäft betreibt, Eigentümer. Von der Familie Enders erwirbt 1878 Jos. Hillenbrand das Eigentum an dem Anwesen, stirbt aber bereits zwei Jahre später. Seine Witwe vermählt sich im Jahre 1881 mit Adam Koch. Im Jahre 1888 übernimmt Johann Kramer, ein Schwiegersohn des Hirschwirts Hillenbrand, die Wirtschaft. Er veräußert sie im Jahre 1897 an den Besitzer der Brauerei Leipziger Hof, Müller, der sie durch einen Pächter weiterführen läßt. Seit dem Jahre 1900 befindet sich das Gasthaus „Zum Hirsch“ im Eigentum der Familie Stark.

Die oben erwähnten alten Gastwirtschaften auf der anderen Seite der Löbersgasse zu behandeln, mag einem späteren Aufsatz vorbehalten sein.

Geburtsstätte von Bischof Dr. Joseph Damian Schmitt in Marbach



Unser Bild zeigt die Ortsmitte von Marbach zwischen Fulda und Hünfeld. Im Hintergrund sehen wir ein stattliches massives Wohnhaus („Walthers“) aus dem 19. Jahrhundert mit Fensterrahmungen, Ecklisenen und Gurtgesims aus Sandstein sowie Krüppelwalmdach. Auf dem freien Platz im Vordergrund stand bis zu ihrem Abbruch die alte Schule und vorher der Hof des Gast- und Landwirts Friedrich Schmitt und seiner Ehefrau Therese geb. Gнау. Deren Sohn war der Fuldaer Bischof Dr. Joseph Damian Schmitt (1907–39), der 1858 in Marbach geboren wurde, nach dem frühen Tod seines Vaters aber bei seinem geistlichen Onkel Pfarrer Peter Gнау in Hofbieber aufwuchs. Landwirt Schmitt hielt sechs Pferde, die als Vorspann für schwere Fuhrwerke zwischen Rasdorf und Neuhoof eingesetzt wurden. Der Eisenbahnbau machte diesem Verdienst ein Ende. Die auffallende Insellage des Gasthofs inmitten des Dorfes scheint auf einen alten Burgsitz hinzuweisen. E. Sturm

Gedenkjahre aus Schleicherts Chronik zu 1981

Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Eduard K r i e g

Vor 325 Jahren: 1656

Unter Fürstabt Joachim von Gravenegg

Am 15. Mai fand die Auflösung der Ständevereinigung statt, die sich aus dem Kapitel, dem Adel, den Kollegien und den Städten gebildet hatte, um die vaterländischen Anliegen zu regeln. Der Grund dafür war, daß die Ritterschaft sich von deren Beratungen trennte.

Vor 250 Jahren: 1731

Unter Fürstabt Adolph von Dalberg

Am 4. 8. wurde die Pfarrei für das Militär nach zweijähriger Unterbrechung wieder neu besetzt und dem P. Ladislaus vom Franziskanerorden übertragen. – Die Eigen-Offizien der Heiligen der Fuldaer Basilika, die der Vorgänger Constantin von Buttlar zum Römisch-Benediktinischen Brevier und Meßbuch erarbeiten ließ und die dann von der Kongregation der hl. Riten zu Rom offenbar nicht genehmigt worden waren, ließ der Abt umarbeiten. Sie wurden später im Druck veröffentlicht. – Der Domdechant der Stiftskirche hatte seit alters bis auf diese Zeit seinen Wohnsitz zugleich mit der Schule der Pfarrei, deren Leiter er war, in dem sog. Strauch „Spatzenrain“ gehabt. Nachdem dessen Gebäude von der Familie von Buseck niedergerissen und in ein prächtigeres verwandelt worden war, wurde der Sitz in ein anderes Haus über dem Stephanstor nahe bei dem früheren Hospital verlegt, wo auch jetzt noch ihr Wohnsitz zu sehen ist.

Vor 225 Jahren: 1756

Unter Abt Amand von Buseck,
dem ersten Fürstbischof

Am 21. 2. verordnete der Fürstbischof eine Matrikel für die Firmlinge und traf noch andere heilsame Bestimmungen für die Diözese Fulda, besonders auch für die Kathedralpfarrei. Er bestätigte von neuem das, was seine Vorgänger über die Aufhebung der Schloßpfarrei und deren Einverleibung in die Dompfarrei bestimmt hatten. Von der Zeit an, wo Amand von Buseck zum Bischof von Themiscyra und zum Hilfsbischof des Abtes von Fulda geweiht worden war, führte er alle Ämter und Verpflichtungen eines Bischofs durch, so daß er sich bei den vielen und großen Sorgen und Geschäften des Fürsten als ein Helfer empfahl. Er selbst setzte als Priester und Altardienner 3149 Personen ein – diese hohe Zahl ist sicher mit einem großen Fragezeichen zu versehen; Anmerkung des Übersetzers –, spendete 32027mal das Firmsakrament und weihte 23 Kirchen für den göttlichen Kult. Darunter befanden sich das Oratorium Heilig Kreuz im Walde Zunderhard, die Kapelle zum hl. Franz Xaver im Bischöflichen Seminar, jene des Hospitals zum Hl. Geist und die zum hl. Johannes Nepomuk bei den Kapuzinern. 95 feststehende und tragbare Altäre weihte er sowie 169 hl. Gefäße. Etliche Kirchen im Fuldaer Herrschaftsbereich ließ er erbauen und Altäre errichten. Besonders die Fuldaer Kathedrale bereicherte er mit sehr kostbaren Paramenten und anderen höchst prächtigen Gegenständen. Er sorgte für viele Kreuze mit Edelsteinen, die man Brustkreuze nennt, zum Glanz des bischöflichen Priesteramtes. Aber wer kann alle seine Werke für Gott, das fuldische Vaterland und die Kirche aufzählen? Er war nämlich ein Abt, Bischof und Fürst fürwahr „Amandus“, d. h. liebenswert und würdig des unvergänglichen Gedächtnisses. Deshalb waren Trauer und tiefe Betrübniß aller unüberwindbar, als am 4. 11. 1756 die sehr traurige Nachricht herbeieilte, daß im Schloß Fasenerie Abt Amand durch einen Katarrh, der das Ersticken zur Folge hatte, von den Lebenden hinweggenommen wurde, und zwar des Morgens in aller Frühe. Sein Leib, dem die Eingeweide entnommen worden waren, wurde mit Trauergeleit nach Fulda überführt und in der Schloßkapelle aufgebahrt. Am 7., 9. und 10. November wurden vom Bonifatianischen Konvent die Exequien gehalten, und am 8. Tage nach dem Hinscheiden wurde in einer dezenten Feier in der Kathedrale vor dem Epitaph, das er sich schon längst errichtet hatte, der Leichnam der Erde übergeben.

Vor 200 Jahren: 1781

Unter Abt Heinrich von Bibra,
dem zweiten Fürstbischof

Am 15. 1. wurde das Alter für die Kinder, die in dieser Stadt zum Erstkommunionempfang zugelassen werden sollten, nicht unter dem 12. Lebensjahr festgesetzt. – Den Pfarrern wurde vorgeschrieben, daß sie die jährlich gehaltenen Predigten dem Dekan bei der Visitation gesammelt vorlegen sollten. Desgleichen wurden etliche andere Bestimmungen erlassen, die die Eidesleistung für Gericht, das Vermögen der Kirche, die Pfarrarchive, die Einrichtung der Lehrerorganisation und deren jährliche Kosten betrafen.

Am 2. 4. wurde eine allgemeine Konstitution erlassen, die alles umfaßte, was bei Elementarschulen zu beachten sei. Schließlich legte man das Recht fest, was die Trauung von Brautleuten gemischter Konfession betraf.

Am 4. Juni, der zugleich der 2. Pfingsttag war, am Vortag des Festes des hl. Bonifatius, Bischofs und Märtyrers, wurde zum Engel des Herrn beim feierlichen Hochamt jener im Schiff der Domkirche befindliche, sehr bekannte Pendelstern, im Volk das „goldene Rad“ genannt, gedreht. Da geschah es, daß die Seile rissen und das Rad herunterfiel. Dabei wurde der Anwohner des mittleren Zötus Altenhof, Valentin Zimmer, erschlagen und die Witwe M. Anna Sauerbier verletzt. Dieses Unglück wurde der Sorglosigkeit und Kargheit der Hauptkammer zur Last gelegt. Nachher wurde dieses sehr seltene Werk (bis zum Jahre 1415 wurde es ziemlich weitläufig beschrieben) nicht mehr angebracht. – Im Herbst dieses Jahres unterblieben die schulischen Theaterspiele in der akademischen Aula, und zwar aus Mißgunst gewisser Leute, die glaubten, daß diese Spiele ihnen zum Spott gehalten würden.

Vor 175 Jahren: 1806

Unter Wilhelm Friedrich von Oranien
und Napoleon

Dieser lange Beitrag wurde in den Buchenblättern Nr. 27, S. 108, vom Samstag, d. 29. 12. 1979, bereits veröffentlicht und wird hier daher übergangen.

Vor 150 Jahren: 1831

Unter Kurfürst Wilhelm II. von Hessen

Am 5. Januar wurde die neue Hessische Verfassung von dem Kurfürsten Wilhelm II. selbst unterzeichnet, veröffentlicht und erklärt, daß sie von jedem Eingeborenen (d. h. Einwohner Kurhessens) zu beschwören sei. Allorts herrschte darüber (über die Verfassung) große Freude und Festesstimmung, zu der auch der fuldische Klerus eingeladen wurde, um zugleich mit dem Volke sich zu freuen und Dankgottesdienste in der Kirche zu halten. Immer wieder kam die Aufforderung vom Ministerium selbst, gleichsam wie ein Zwang. Aber vergebens, denn in dieser Verfassung waren etliche Bestimmungen, die den heiligen kanonischen Gesetzen entgegenstanden und der Kirche und dem katholischen Glauben als schimpflich mißfielen. Auch später konnte keine Macht den Bischof und den Klerus dazu bewegen, zuzustimmen, so daß sogar vom katholischen Deutschland wegen ihrer Standhaftigkeit Beifall gesendet wurde.

Am 2. 2. wurde während des Konklaves Maurus Capellari aus dem Orden des hl. Benedikt, und zwar aus der Kongregation der Kamaldulenser, als neuer Papst verkündet. Es gefiel ihm, den Namen Gregor XVI. anzunehmen. Kurz nach der Wahl, der Huldigung und Krönung hatte er gefährliche Aufstände von Übeltätern zu ertragen, die die Hilfstruppen aus Österreich kaum unterdrücken konnten. Für seine glückliche Erwählung wurde nach alter Sitte ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten. –

Verweigert wurde vom Bischof und von seinem Klerus die Eidesformel auf die (Hessische) Verfassung, und auch der größte Teil des katholischen Volkes begann unsicher zu werden, ob nicht an dem Glauben der Vorfahren etwas eingeschränkt werde. Daher kam die Furcht, daß die Bürgerschaft verwirrt werde. Deshalb wurden die Pfarrern durch ein Rundschreiben des Bischöflichen Vikariats vom 11. 1. angewiesen, die Bevölkerung zu beruhigen.

Am 3. 3. wurde die Versammlung der hessischen Stände in Kassel von seiner Durchlaucht aufgelöst und bis Mitte April unterbrochen. Er selbst verließ die Hauptstadt und nahm seinen Wohnsitz in Hanau, und wie es schien, für immer.

Am 24. 3.: Die Seuche, die man Masern nennt, raffte, wie gewohnt, etliche Knaben und Mädchen hinweg. Deshalb wurden die Schulen einige Wochen geschlossen und die Feier der Erstkommunikanten auf den zweiten Sonntag nach Ostern verlegt.

Am 9. 5. wurden die Kosten, die in dieser Stadt für die Exequien ausgegeben wurden, ermäßigt. Es wurde nur die eine oder andere Messe außer dem Hauptgottesdienst genehmigt.

Am 30. 7. verstarb der Hochw. und sehr vorzügliche Herr Johann Adam Rieger, Bischof von Fulda, Inhaber des Großkreuzes vom Goldenen Löwen, des sehr erlesenen hessischen Hausordens, mit allen Sterbesakramenten wohlversehen, friedlich im Herrn, im Alter von 79½ Jahren und im zweiten Jahr seines Episkopats. Nachdem sein Tod in der Diözese bekanntgegeben war, wurde der Leichnam am 2. 8. um 5 Uhr morgens in der Kathedrale, und zwar am Sturmiusaltar, beigesetzt. Das dreifache feierliche Requiem für den Verstorbenen wurde abgeschlossen durch eine Leichenrede, die von dem Dompfarrer am 5. 8. gehalten wurde.

Am 6. 8. wurde der hochw. Herr Dekan des Kapitels und Generalvikar Bonifatius von Kempff einstimmig zum Kapitularvikar gewählt.

Am 12. 8. bestimmte man nach Art einer Wahl und gemäß der Bulle des Papstes Leos XII. vom Jahre 1827 (11. 4.) vier Geistliche aus dem Kapitel und dem fuldischen Klerus als für das Bischofsamt besonders würdig, die dem regierenden Fürsten zu dem sog. „Veto“ angeboten werden sollten.

Am 17. 8. begann man gegen die toßbringende und seuchenhafte Krankheit aus Asien, die sog. Cholera, Schutzmaßnahmen und Ratschläge, welche die Klugheit eingab, vorzubereiten; denn die Seuche hatte schon in Ungarn, Österreich, Polen und Preußen usw. und überallherum beinahe unzählige Opfer gefordert und bedrohte nun auch unser Gebiet. Deswegen wurden auch öffentliche Fürbitten zur Abwendung dieses Unglücks vorgeschrieben.

Am 30. 9. vertraute Wilhelm II., der Kurfürst von Hessen, kraft einer öffentlichen Urkunde, die er zu Hanau gegeben hatte, dem einzigen vorhandenen Erbprinzen seine ganze Herrschaft auf Zeit an. Am 12. 10. nahm dieser Friedrich Wilhelm als Mitregent seines Vaters diese Aufgabe an und verkündete dies durch eine feierliche Proklamation der Öffentlichkeit.

Am 5. 11. wurde die Wahl des Bischofs von Fulda durch ein öffentliches Schreiben für den 15. 11. von dem Dekan und dem Kapitel selbst bekanntgegeben. Zugleich wurde auf die Anrufung des Hl. Geistes, wie bei solchen Anlässen üblich, hingewiesen. Am 15. 11. war alles vorbereitet, was nach dem Pontificale Romanum der kanonischen Wahl vorauszugehen pflegt. Nachdem der Dekan ein feierliches Hochamt zelebriert hatte, bei dem die Wahlberechtigten aus seiner Hand die hl. Kommunion empfangen, ging bei der Wahl in der Sakristei des Domes unter dem einstimmigen Beschluß aller Kapitulare der hochw. Herr Leonard Pfaff als Bischof hervor. Während der Wahl sang das Volk, das im Dom versammelt war, unablässig geistliche Lieder. Pfaff, in Hünfeld geboren, hatte etliche Ämter, die er lobenswert erfüllte, innegehabt und wurde dann kirchlicher Finanzrat und Kapitular, ebenso in hohem Maße gelehrt und erfahren wie bescheiden und milde. Nachdem die Wahl glücklich vollzogen war, waren die Stadt und die ganze Diözese höchst erfreut, und fast das ganze Deutschland sprach die Glückwünsche aus. Aber es fehlten auch nicht die Mißgünstigen, wie auch die Neider der katholischen siegreichen Sache, die den Akt der Wahl mißbilligten, als wenn er von den kirchlichen Gesetzen abwich. Diese (= Neider) fochten in drei Schreiben die Wahl wegen Nichtigkeit an. Aber es war der Ratschlag der Fuldaer, daß sie vielmehr mit Schweigen die Unkenntnis der unklugen Menschen verstummen machten. Daher wurde ohne Zögern der Informativprozeß vollzogen und in Rom eingereicht (Ende 1831).

Geschichte der Post in Neuhoß

Der Telefondienst / Von Ernst Rainer (14.7.93)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat der neu aufgekommene Telefondienst auch in unserem Bereich seinen Einzug begonnen. Philipp Reis, in Gelnhausen geboren, hatte 1861 den Fernsprech-Apparat erfunden. Der als Organisator des Postwesens in Preußen und später im Deutschen Reich bekannte Heinrich von Stephan hat u. a. auch das Fernsprechwesen in seinem Wirkungskreis ausbauen lassen.

Die Anfänge des Telefondienstes in Neuhoß haben sich zeitlich nicht genau feststellen lassen. Aus mündlichen Überlieferungen war zu erfahren, daß im Bereich des „Amtes Neuhoß“ zunächst folgende Fernsprech-Nummern vergeben waren:

- Nr. 1: Bürgermeister in Neuhoß,
- Nr. 2: Evangelisches Pfarramt in Neuhoß,
- Nr. 3: Bahnhof Neuhoß,
- Nr. 5: Apotheke Coester in Neuhoß
- Nr. 12: Gebr. Krah, Zimmermeister in Dorfborn.

Die erste Vermittlungsstelle des „Amtes Neuhoß“ war – zusammen mit dem Postbetrieb – als Handvermittlung im Hause des Fleischermeisters Josef Ruppel (Grundstück „Ellers 73“) untergebracht. Die Telefonleitungen verliefen auf Doppelmasten längs der Eisenbahnen. Dabei galt die Regelung, daß die auf der Innenseite verlaufenden Leitungen der Eisenbahn und die an den Außenseiten der Post vorbehalten waren. Gemäß dieser Regelung standen auf dem Streckenabschnitt Neuhoß–Fulda der Fernsprecherei der Post zunächst nur zwei Leitungen zur Verfügung. Die Anzahl der Fernsprechanchlüsse nahm fortlaufend zu. Schon bald reichten die beiden Leitungen nach Fulda nicht mehr aus. Also wurde eine neue Freileitung mit vier Drähten zwischen Fulda und Neuhoß ausgebaut. Diese über die „Ausspann“ (Alte Heerstraße) führende Leitung sollte die seitherige Bahnleitung ersetzen.

Es wird berichtet, daß die Postverwaltung im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts im Gebäude der Metzgerei Ruppel in einem hinter den Postdienstsräumen gelegenen besonderen Raum ein Wählamt mit automatischen Wähleinrichtungen aufbaute. Mit dieser technischen Neuerung wurde die seitherige Handvermittlung abgelöst.

Nach Erzählungen eines beteiligten Zeitgenossen mußten zu Zeiten der Handvermittlung spätabends bei Dienstschuß alle Leitungen des „Amtes Neuhoß“ nach der zentralen Vermittlung in Fulda durchgeschaltet werden. Am nächsten Morgen nahm man bei Dienstbeginn dann die Rückschaltung vor.

Man berichtet ferner, daß im Jahre 1936 im Ortsnetz Neuhoß etwa 150 Fernsprechanchlüsse geschaltet waren. Diesem Ortsnetz waren neben Neuhoß die Ortschaften Flieden, Rückers, Schweben, Hattenhof, Nieder- und Mittelkalbach, Rommerz, Dorfborn und Tiefengruben angeschlossen.

Im Februar 1939 wurde das Ortsnetz Heubach ebenfalls auf den automatischen Wahlbetrieb (Kurz-

bezeichnung VStW) umgeschaltet. Der für das Ortsnetz Neuhoß zuständige „Leitungsaufseher“ war auch für die Ortschaften Heubach und Hauswurz zuständig. Dieser für die Behebung von Störungen im Fernsprechnetzwertantwortliche Mann hatte für seine erheblichen Wegeleistungen nur ein Fahrrad als Hilfsmittel zur Verfügung. Bei den dienstlichen Fahrten mußte auch ein gewichtiger Rucksack mit Steigeisen und dem notwendigen Montagematerial mitgeführt werden.

Zur Verdeutlichung der zu bewältigten Wegstrecken sei erwähnt, daß zum Ortsnetz Hauswurz neben Hauswurz auch die Ortschaften Pfaffenrod, Poppenrod, Jossa, Brandlos, Weidenau, Reinhardt, Reichlos, Buchenrod, Magdlos und Federwich und zum Ortsnetz Heubach neben Heubach die Ortschaften Utrichshausen, Zillbach, Oberkalbach, Eichenried, Veitsteinbach und Sparhof gehörten.

Im Jahre 1949 übernahm Emil Weber (aus der Rommerz Straße) die Entstörrertätigkeit des bisherigen „Leitungsaufsehers“ August Möller (vom Akerweg).

Wegen der nun ständig steigenden Anzahl der Fernsprechanchlüsse im weitgespannten Versorgungsbereich stellte die Postverwaltung 1950 ein Motorrad und ab 1952 einen Personenkraftwagen (VW Käfer) für diesen Kundendienst zur Verfügung.

Am 15. Dezember 1956 wurde in das am 7. Oktober des gleichen Jahres vom Postbetrieb bezogene, neu erstellte Dienstgebäude (Lindenplatz 2) ein neues Wählamt (mit dem bereits bestehenden Selbstwählferndienst) geschaltet. Nach dieser Umstellung wurden die bisher auf Masten geführten Freileitungen auch Zug um Zug durch Erdkabel ersetzt.

Die im Jahre 1958 im Bereich des Postwesens durchgeführten Zentralisierungsmaßnahmen ließen das Fernsprechwesen in Neuhoß unberührt, da das Fernmeldeamt in Fulda diesen Dienstzweig vor 1954 bereits übernommen hatte.

Die immer größer werdende Nachfrage nach Fernsprechanchlüssen im Bereich des Ortsnetzes Neuhoß (Vorwahl-Nr. 06655) hat das Fernmeldeamt Fulda veranlaßt, am 17. Februar 1975 eine inzwischen in der Molkereistraße in Neuhoß neu erbaute Vermittlungsstelle in Betrieb zu nehmen. Diese mittlerweile noch erweiterte Einrichtung wird weiterhin genutzt.

Das Ortsnetz Neuhoß umfaßt zur Zeit etwa 4500 Anschlüsse, sein Versorgungsbereich ist seit 1936 unverändert geblieben.

Nach dem Erlaß des Gesetzes zur Neustrukturierung des Post- und Fernmeldewesens und der Deutschen Bundespost wurde das Fernmeldeamt Fulda mit all seinen Einrichtungen in das im Jahre 1990 gegründete Unternehmen „Bundespost Telekom“ übergeleitet.

Gewalt gegen Pressefreiheit

Erinnerungen an den 10. Dezember 1933 / Mitgeteilt von Otto B e r g e

Als „schwärzesten Tag in der Geschichte der Fuldaer Zeitung“¹ bezeichnet Josef-Hans Sauer, der spätere Chefredakteur, den 10. Dezember 1933, als bei einem nächtlichen Überfall auf die Verlagsgebäude durch Zerstörungen in Redaktions- und Druckereiräumen der technische Betrieb lahmgelegt und das weitere Erscheinen der Fuldaer Zeitung verhindert werden sollten.

Überfall auf den Verlag Parzeller

Einzelheiten des wohlvorbereiteten Landfriedensbruches konnten erst 1947/48 durch die Kriminalpolizei ermittelt werden. In einem diesbezüglichen Bericht wird festgestellt:² Am 10. Dezember 1933 sei in den Abendstunden gegen 19 Uhr eine Versammlung der Hoheitsträger und Führer aus Partei und Formationen der NSDAP anberaumt worden. Diese Zusammenkunft habe zweifellos zur Tarnung der beabsichtigten Aktion gedient... Während noch die Versammlung stattfand, fuhren vor der Hinter- und Vorderfront der Gebäude der Actiendruckerei (Dalbergstraße und Peterstor) Kraftwagen vor. Ihnen entstieg „Personen in Räuberzivil“, die mit Äxten, Vorschlagshämmern und anderen Werkzeugen ausgerüstet waren und die in die gewaltsam geöffneten Räume der Druckerei eindringen und ihr Zerstörungswerk in den Redaktionsräumen, der Setzerei und der Druckerei begannen, während die für diesen Abend... zusammengezogene Fuldaer SS den Komplex der Actiendruckerei von außen abriegeln mußte...

Die Fuldaer Polizei wurde durch Drohungen von seiten eines SS-Führers an der Ausübung ihrer Pflicht gehindert; eine am Zerstörungswerk beteiligte Person, die festgenommen war, mußte auf Intervention des Polizeidezernenten, der gleichzeitig Kreisleiter war, wieder freigelassen werden. Somit wurden alle Spuren verdeckt, und auch die Kriminalpolizei durfte nicht am Tatort erscheinen. Erst nach 1945 konnten Ermittlungen eingeleitet werden.

Über die Zerstörungen berichtet Dr. Sauer:³ „Was ich dann in den Räumen der Redaktion, der Setzerei und Druckerei sah, war erschütternd. Mit schweren Werkzeugen waren Schreibmaschinen und Druckmaschinen unbrauchbar gemacht worden. Der Inhalt der

Schreibtische und vor allem der vielen Kästen mit wertvollen Schriften lag auf dem Erdboden zerstreut.“

Glücklicherweise war eine ausrangierte Druckmaschine in einem Nebenraum übersehen worden, so daß man mit Hilfe dieser alten Maschine bald eine „Notausgabe“ der Zeitung herausbringen konnte.

Demonstrationen als „Volkszorn“

Da trotz der Zerstörungen nun wiederum eine Zeitung erschien, waren die Naziführer enttäuscht und berieten weitere Maßnahmen. Es mußte nun eine Gruppe von 50 bis 60 SA-Leuten in Zivil antreten, die vor dem Verlagsgebäude demonstrierte.⁴ Diese jämmerliche Demonstration sollte „ein spontaner Ausbruch und Ausdruck des Volkszorns“ gegen die Fuldaer Zeitung sein. Daher ließ eine weitere Maßnahme nicht auf sich warten. Um „weiteren Demonstrationen vorzubeugen“ und um die Gebäude vor dem „Volkszorn zu schützen“, wurde die Fuldaer Zeitung durch den Kasseler Polizeipräsidenten vorläufig verboten. Inzwischen hatten die Parteifunktionäre Zeit, um weitere Maßnahmen über die Zukunft der Fuldaer Zeitung zu beraten.

Schließlich kam ein Vertrag zustande,⁵ demzufolge ein neuer Hauptschriftleiter aus Kassel eingesetzt wurde. Außerdem wurde ein Verwaltungsrat zur Kontrolle der Redaktion unter dem Vorsitz des obersten Parteifunktionärs im Fuldaer Raum (Dr. Burkhardt) gebildet. Zum Verwaltungsrat gehörten fünf Personen, von denen drei von der Gauleitung und zwei von der Actiendruckerei bestimmt wurden. Die nationalsozialistische Mehrheit im Verwaltungsrat war offensichtlich und erreichte im Juni 1934 die Entlassung des Schriftleiters Dr. Sauer, der sich bei der NSDAP als Leiter des Windthorstbundes und der Deutschen Jugendkraft sowie als Initiator der „Volksfront“ mißliebig gemacht hatte.

Fuldaer Nachrichten – ein NS-Kampfblatt

Es wurde ferner vereinbart, daß die „Fuldaer Nachrichten“ ihr Erscheinen nach dem 31. Januar 1934 einstellen sollten. Diese Zeitung war ein nationalsozialistisches Kampfblatt und erschien seit 1. Septem-

Bei dem Überfall von SA- und SS-Leuten auf das Verglasgebäude der Fuldaer Zeitung am 10. Dezember 1933 wurden wertvolle Maschinen und Anlagen zerstört, so daß die Fuldaer Zeitung „vorerst nicht erscheinen konnte. Dies wurde den Beziehern der Zeitung am 11. Dezember 1933 (auf einer halben Zeitungsseite) mitgeteilt. Als Begründung wurde angegeben: „Infolge technischer Betriebsstörungen“, ohne auf Einzelheiten einzugehen.

Kopien und Texte:
O. Berge

Fuldaer Zeitung

Kurhessische Tageszeitung. Fuldaer Kreisblatt. Anzeiger für Stadt und Land.
Nr. 286 Freitag, 15. Dezember 1933

An unsere Bezieher!

Die Staatliche Polizeistelle in Kassel teilt mit:

Die Fuldaer Zeitung

ist bis zum 20. ds. Mts.

verboten worden!

Um einen Grund für ein Verbot der Fuldaer Zeitung zu haben, mußten auf Befehl der NSDAP am 13. Dezember 1933 50 bis 60 SA-Leute in Zivil vor dem Verlagsgebäude demonstrieren. Unter Hinweis auf diese (inszenierte) Demonstration, die als „spontaner Ausdruck des Volkszorns“ gegen die Fuldaer Zeitung deklariert wurde, und um angeblich weiteren zu befürchtenden Demonstrationen vorzubeugen, wurde das Erscheinen der Fuldaer Zeitung verboten. Die Kopie zeigt die diesbezügliche Mitteilung an die Bezieher der Fuldaer Zeitung am 15. Dezember 1933 (ganzseitig).

ber 1933 als Fuldaer Ausgabe der „Kurhessischen Landeszeitung“. Erklärtes Ziel der „Fuldaer Nachrichten“ war es, das „nationalsozialistische Gedankengut zu vermitteln“ und dafür zu sorgen, „daß die Lehre Hitlers unverfälscht und unverwässert als reiner Trunk dem Volke gegeben wird“. Da die Fuldaer Nachrichten im Fuldaer Land nicht viele Leser fand, entlud sich bald der Zorn der Initiatoren gegen die Fuldaer Zeitung.

Nach dem im Jahre 1948 abgeschlossenen Polizeibericht über den nächtlichen Überfall vom 10. Dezember 1933 bestand „kein Zweifel, daß neben den politischen Erwägungen der geschäftliche Neid seitens der nationalsozialistischen „Kurhessischen Landeszeitung“ als weiteres Tatmotiv hinzukam, und es war wohl kein Trugschluß, wenn der Spiritus rector für die Zerstörung der Fuldaer Actiendruckerei in der Kurhessischen Landeszeitung mit ihren NS-Hintermännern zu suchen“ war.⁷

Fuldaer Zeitung – Kampfblatt für Demokratie

Die hier genannten „politischen Erwägungen“ sind in der politischen Einstellung der Fuldaer Zeitung als ehemaliges Zentrumsblatt und Kampfblatt für die Demokratie zu finden. Einige Beispiele für die politische Grundeinstellung der Fuldaer Zeitung sollen hier folgen. Dabei wird deutlich hervortreten, warum die

Fuldaer Zeitung

Kurhessische Tageszeitung. Fuldaer Kreisblatt. Anzeiger für Stadt und Land.
Nr. 285 Montag, den 11. Dez. 60. 3 Bsp.

An unsere Bezieher!

Infolge schwerer technischer Betriebsstörungen, die Sonntagabend durch einen Zwischenfall entstanden sind, kann die Fuldaer Zeitung vorerst nicht erscheinen. Wir werden unseren Lesern in den nächsten Tagen noch weiteres mitteilen.

Bereitet für Sie: Dr. Karl Hoffmann, Fulda.

Nationalsozialisten ein weiteres Erscheinen dieser Zeitung nicht mehr dulden wollten.

Auch nach dem 30. Januar 1933 hatte sich die Fuldaer Zeitung für demokratische Grundsätze und deren Durchsetzung in Deutschland eingesetzt. Man muß den Mut anerkennen, mit dem die Redakteure der Fuldaer Zeitung, namentlich Dr. Johannes Kramer und Dr. Josef-Hans Sauer, immer wieder das antidemokratische System des Dritten Reiches angriffen oder in Frage stellten. Als die Fuldaer Zeitung vor den Reichstagswahlen zum 5. März 1933 „vor gewissen Machthabern“ warnte, weil sie „die verfassungsmäßigen Volks- und Landesrechte mißachteten“, sollte sie für drei Tage verboten werden. Am Ende des Kommunalwahlkampfes lehnte die Fuldaer Zeitung am 12. März 1933 in einem Beitrag „Verfassungsreform und katholisches Gewissen“ die Diktatur Hitlers entschieden ab: „Die Staatsgewalt“, so stellte die Fuldaer Zeitung fest, „darf nicht organisiert und nicht ausgeübt werden unter Ausschluß des ganzen Volkes oder ganzer Volksgruppen, also nicht in rein autoritativer, diktatorischer Staatsführung eines einzigen Führers oder einer sogenannten Führerelite. Die Staatsgewalt, insbesondere die Gesetzgebung, ist vielmehr auszuüben unter möglichstster Beteiligung des Volkes.“



Zerstörungen durch Hersfelder SA- und SS-Leute (in Zivil) in einem Druckereiraum.

Die Widersprüche zu den Zielen und Forderungen des Dritten Reiches, wie sie von den Nationalsozialisten immer wieder herausgestellt werden, sind offensichtlich und werden auch an anderen Stellen in der Fuldaer Zeitung dargelegt. Insbesondere wurden in der Fuldaer Zeitung die Beseitigung des parlamentarisch-demokratischen Systems, der absolute Führungsanspruch und die Führerauslese durch die NSDAP, die Gleichschaltung und Ausschaltung aller übrigen politischen Parteien, der Erziehungsanspruch der Hitlerjugend usw., abgelehnt. Dazu seien weitere Beispiele angeführt.

Am 20. Juni 1933 berichtet die Fuldaer Zeitung von einer Kanzlerrede, in der Hitler die Ziele des Dritten Reiches propagiert. Diesen NS-Parolen, die in Berlin „von der Menge mit unendlicher Begeisterung und Enthusiasmus aufgenommen wurden“, ist in derselben Ausgabe auf einer anderen Seite zwischen Mitteilungen zu „Turnen und Sport“, „Begebenheiten aus aller Welt“ und „Handel und Wirtschaft“ ein Zitat aus dem Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe entgegengestellt. Unter der Überschrift „Die Besten des Volkes“ heißt es: „Nicht die Menschen der leichten Anpassung und die Ausbeuter einer günstigen Zeitlege sind die Besten eines Volkes, sondern jene, die Überzeugung und Charakter besitzen und sich, wenn auch manchmal erst nach starkem, innerem Ringen, zu einer Sache mit ihrem Gewissen und ihrer ganzen Hingabe bekennen.“

Eine entschiedene Absage an den „Führerkult“ und an die von den Nationalsozialisten geforderte „abso-



Amtliches Gau-Organ der Bezirke Fulda-Hünfeld, Kinzig-Jossa, Hefen-Kaßel, Hohe Rhön und Vorder-Rhön.

Nr. 22

Unter dieser Titelvignette veröffentlichte die Fuldaer Zeitung als „Gauorgan der Deutschen Jugendkraft“ Mitteilungen, Anweisungen und Aufrufe der zuständigen Bezirksführer und des Gauführers sowie des Generalpräses Ludwig Wolker. Umfassend waren so-

mit die Einflußmöglichkeiten. Regional erfaßt wurden die Bezirke des Fuldaer Landes (einschließlich Geisa und Dermbach), im Kreis Schlüchtern (Bad Soden-Salmünster usw.), um Kirchhain/Amöneburg sowie auch Diasporabezirke wie Nordhessen.

lute Volksgemeinschaft“ bringt die Fuldaer Zeitung in ihrer Beilage „Religion und Leben der Gegenwart“ in einem Bericht über den Traunsteiner Katholikentag (28. Mai 1933). Dort wird u. a. Kardinal Faulhaber zitiert: „Die Kirche lehnt jeden abgöttischen Personenkult ab...“ Ferner wird gesagt, „daß bei aller Achtung vor den Rechten und Werten der Volksgemeinschaft die einzelnen Volksgenossen nicht entwertet, nicht entrechtet, nicht enteignet werden“ dürfen. Anschaulich fährt der Bericht fort: „Die einzelnen Volksgenossen sind mehr als Wassertropfen, die im Weltmeer verschwinden, mehr als Nullen, die nur hinter der Eins der staatlichen Gemeinschaft einen Wert erhalten. Der einzelne muß dem Staate geben, was dem Staate ist, auch unter großen Opfern. Der einzelne wird aber dadurch nicht rechtlos. Der einzelne Baum behält seinen Eigenwert, auch wenn er in einem Wald von Bäumen steht...“

Gauorgan der Deutschen Jugendkraft

Den Machthabern des Dritten Reiches mißfiel es auch, daß die Fuldaer Zeitung gleichzeitig als „Amtliches Gauorgan der Deutschen Jugendkraft“ tätig war. Unter diesem Titel wurden Anweisungen des Gauführers Dr. Sauer, der gleichzeitig als Redakteur tätig war, Aufrufe der Reichsleitung der Deutschen Jugendkraft und von dessen Generalpräses Ludwig Wolker usw. bekanntgegeben. Insbesondere wurde immer wieder die Einhaltung des Konkordats gefordert, wobei es vor allem darum ging, sich als konfessionelle Jugendorganisation nicht „gleichschalten“ zu lassen, sondern als eigenständige Organisation weiterzubestehen. Wie hart die Auseinandersetzungen waren, zeigt sich an folgendem Beispiel. Als nämlich versucht wurde, kleinere DJK-Gruppen mit anderen Vereinen zusammenzuschließen, wurde dagegen energisch protestiert. So heißt es u. a.: „... Oft werden hierbei Zwangsmittel versucht... Wir weisen ausdrücklich darauf hin, daß niemand das Recht hat, unsere (DJK-)Abteilungen zu einem solchen Zusammenschluß zu zwingen. Das Recht auf Eigenleben besteht nach wie vor.“ Sodann erfolgt der Hinweis auf Vereinbarungen mit dem Reichssportführer, „der der Leitung der DJK eindeu-

tig erklärt hat, daß derartige Wege als Übergriffe angesehen und abgelehnt würden, wie überhaupt das Weiterbestehen einer Abteilung nicht an eine bestimmte Mitgliederzahl gebunden ist“. Daß es hier um Sein oder Nichtsein der Jugendkraftabteilungen ging, wird in der scharfen Formulierung deutlich; daß derartige Bekanntmachungen und Aufrufe durch das „Amtliche Gauorgan“ überall in die Bezirke (Fulda-Hünfeld, Kinzig-Jossa, Hohe Rhön, Vordere Rhön und Oberhessen) gelangte, war besonders wirksam.

Die Besten des Volkes.

„Nicht die Menschen der leichten Anpassung und die Ausbeuter einer günstigen Zeitlege sind die Besten eines Volkes, sondern jene, die Überzeugung und Charakter besitzen und sich, wenn auch manchmal erst nach starkem, innerem Ringen, zu einer Sache mit ihrem Gewissen und ihrer ganzen Hingabe bekennen.“

(Aus dem Hirtenbrief der Deutschen Bischöfe.)

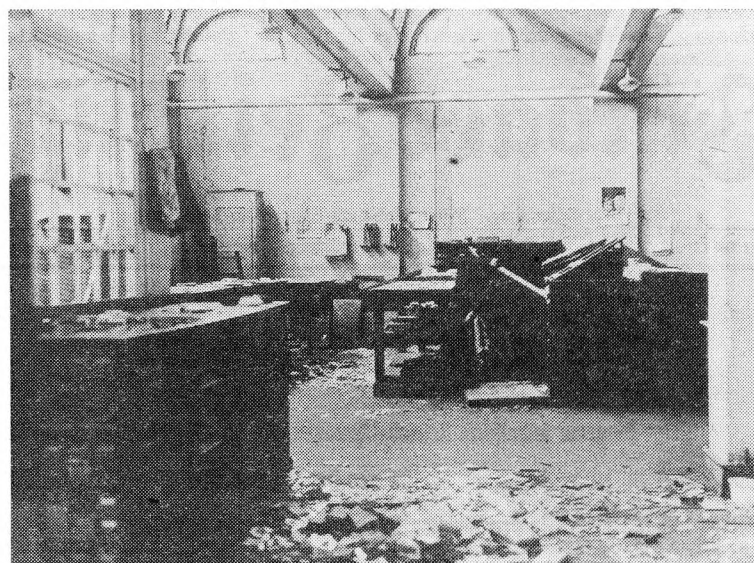
Zwischen „Turnen und Sport“ und „Handel und Wirtschaft“ erscheint unvermittelt dieses Zitat, um die Leser aufzuklären (FZ vom 20. 6. 1933).

Kein Antisemitismus in der Fuldaer Zeitung

Bereits vor 1933 hatte die Fuldaer Zeitung den Antisemitismus entschieden abgelehnt. Die „antisemitischen Verleumdungen der Hitlerpartei und deren Aufforderungen zu Gewalttaten“ wurden verurteilt, weil „sie nicht nur die katholischen Lehrmeinungen über Staat und Gesellschaft, sondern auch die für die ganze Menschheit gültigen Zehn Gebote verletzen“. ¹⁰ Auch nach dem 30. Januar 1933 befürwortete die Fuldaer Zeitung keine antisemitischen Tendenzen, sondern verurteilte vielmehr die Ausschreitungen gegen Juden, z. B. in Gersfeld, Hersfeld und anderen Orten. „Jeder national empfindende Mensch wird sich schämen, wenn solche Roheiten (in Gersfeld) noch als nationale „Heldentaten“ gefeiert werden“, kommentiert die Zeitung und fragt: „Gibt es in Gersfeld eigentlich keine Polizei“ (um die Juden zu schüt-

Blick in einen Setzereiraum. Die Zerstörungen sind offensichtlich. Wertvolles Arbeitsmaterial, insbesondere auch der Inhalt von wichtigen Schriften und Akten, liegt - unbrauchbar gemacht - zerstreut am Boden. Obwohl Filme damals abgeliefert werden mußten, gelang es einem Angestellten der Actiendruckerei, einen Film bis nach 1945 zu verbergen, so daß die beigelegten Fotos gezeigt werden können.

Bilder: Archiv der Fuldaer Zeitung; Texte: O. Berge





Amtliche Verkündungen für Fulda Stadt und Land und den Kreis Hünfeld

Titelseite der von den Nationalsozialisten herausgegebenen Zeitung „Fuldaer Nachrichten“, die vom 1. September 1933 bis 31. Januar 1934 als Fuldaer Ausgabe der „Kurlhessischen Landeszeitung“ heraus-

gegeben wurde. Die „Amtlichen Verkündungen für Fulda Stadt und Land und den Kreis Hünfeld“ wurden der Fuldaer Zeitung damals widerrechtlich entzogen. Texte und Kopien: O. Berge

Hauptschriftleiter eingesetzt wurde, durften keine Inserate jüdischer Firmen und keine Todesanzeigen von Juden mehr aufgenommen werden.

Fuldaer Nachrichten - ein antisemitisches Hetzblatt

Wie die Nationalsozialisten die Presse für den Antisemitismus auszunutzen gedachten, wird am Beispiel der „Fuldaer Nachrichten“ deutlich, die bereits nach wenigen Tagen als antisemitisches Hetzblatt in Erscheinung traten. „Meidet die Juden!“, „Kauft nicht bei Juden!“ war z. B. immer wieder im Inseratenteil

Am Pranger

rh Burghaun. Trotz aller Warnungen, die Juden zu meiden, gibt es immer noch Menschen, die dies nicht unterlassen können. Auch die Anordnung, die Judenfreunde der Öffentlichkeit zur Beurteilung bekanntzugeben, nützte nichts. Den fürstlichen Mahnungen lassen wir jetzt die Tat folgen.

Bei der Obstversteigerung in Burghaun haben sich zu Sklaven des Juden herabgewürdigt: Karl Kimpel, Wagnermeister; Heinrich Niedenthal, Arbeiter; Fritz Doll, Anstreicher.

Am Pranger

Da wir schon öfters in der Presse und in Versammlungen auf das arsfremde Handeln mit ebensolchen Elementen der semitischen Rasse hingewiesen haben und Warnungen auf diesem Wege (scheinbar bei gewissen „Auch - Nationalen“, die die Zeichen der Zeit immer noch nicht verstehen können oder wollen, nicht den gewünschten Erfolg hatten, sehen wir uns gezwungen, eine andere Methode anzuwenden. Alle „Auch - Nationalen“, die heute noch mit Juden Geschäfte tätigen, darunter fallen auch heimliche Geschäfte, werden von nun an rückfischlos der Öffentlichkeit gegenüber an den Pranger gestellt!

Es tätigte der Schlossermeister Josef Sauerbier - Hünfeld, Mitglied der Schlosserinnung, der NS - HJGW (früher Kampfbund des Gewerblichen Mittelstand), mit dem „ruhreichen“ Juden: „Israel Weinberg“ (Zuchthausler, der einen deutschen Jungen zum Meinel verurteilt hat und mit seinem Opfer gemeinsam ins Gefängnis wanderte) einen Viehhandel!

In Zukunft werden wir in derselben Form, ohne Rücksicht auf Ansehen und Stand der Person verfahren.

Ortsgruppe Hünfeld.

„Am Pranger“ konnten bald Einwohner ihre Namen finden, die bei Juden eingekauft hatten. Die hier abgedruckten Beiträge aus den „Fuldaer Nachrichten“ vom 21. und 25. September 1933 zeigen, wie rücksichtslos der NS-Staat in das private Geschäftsleben seiner Bürger eingriff.

zu lesen. In der Ausgabe vom 7. September 1933 werden unter der Überschrift „Meidet die jüdischen Geschäfte“ 115 Fuldaer Firmen aufgeführt. Die Bürger werden aufgefordert, nicht mehr bei Juden zu kaufen. Ähnliche Verzeichnisse jüdischer Geschäfte werden für Gersfeld, Hünfeld und Wüstensachsen veröffentlicht. Wer trotzdem bei Juden kaufte, wurde angeprangert. Unter der Überschrift „Am Pranger“ wurden die Namen von solchen Menschen bekanntgegeben, „die sich trotz aller Warnungen, die Juden zu meiden, zum Sklaven des Juden herabgewürdigt“ hatten.¹³ Schließlich gingen die „Fuldaer Nachrichten“ dazu über, Rubriken einzurücken, die das Gebot aussprachen, nur in deutschen Geschäften zu kaufen. Dabei wurden jedesmal 70 bis 100 Geschäfte in Fulda genannt.¹⁴

zen).¹¹ Es widerstrebt auch der Fuldaer Zeitung den Boykott gegen jüdische Geschäfte am 1. April 1933 etwa im Sinne der NS-Partei propagandistisch aufzubauen. Wenn bereits wenige Tage nach dem Boykott am 8. April auf zwei Zeitungsseiten „Baer's Osterangebote“ (jüdisches Kaufhaus) abgedruckt werden, so kann man dies fast schon als Herausforderung gegenüber dem NS-Regime bezeichnen. Inserate von jüdischen Geschäften werden weiterhin in regelmäßigen Abständen in der Fuldaer Zeitung abgedruckt, vor allem auch während der Schlußverkäufe, z. B. folgender Firmen: Wertheim, Eschwege, Baer, Stern, Wallach, Füllgrabe, Süßkind, Stiebel, Springmann, Katz und Sohn usw.

Auch Geschäftsjubiläen jüdischer Firmen werden im Lokalteil der Zeitung gewürdigt. So kann Wertheim auf über 100 Jahre seit der Geschäftsgründung zurückblicken und nennt sich das älteste Fachgeschäft für Mädchen- und Damenbekleidung in Fulda. Die Inhaber der Firma S. Stiebel (Herrenschneiderei und Tuchhandlung) werden „als solide und reelle Geschäftsleute“ gelobt,¹² die „bemüht waren, die Tradition des Hauses und die Achtung vor dem Handwerk hochzuhalten... Auch unter dem jetzigen Inhaber hat sich die Firma ihr Ansehen, das sie in weitesten Kreisen besitzt, erhalten können.“ Außer den Geschäftsleuten inserieren jüdische Rechtsanwälte und Ärzte. Schließlich werden auch die Todesanzeigen jüdischer Bürger in der Fuldaer Zeitung veröffentlicht: Auf den Gottesdienst der jüdischen Gemeinde wird ebenso aufmerksam gemacht, wie dies für die katholischen und evangelischen Gottesdienste geschieht.

Erst im Jahre 1935, als die Fuldaer Zeitung „gleichgeschaltet“ und der Gaupresseamtsleiter Meinardi als

Meidet die jüdischen Geschäfte!

Kein Nationalsozialist und keine Nationalsozialistin läuft in einem Juden-Geschäft. Unterstützung den gewerblichen deutschen Mittelstand, der 14 Jahre jenseitlich von den jüdischen Blutsaugern ruiniert wurde! Der deutsche Geschäftsman kann bei der Unterstützung des schaffenden deutschen Mittelstandes, deshalb Volksgenossen bringt den Juden nicht einen Pfennig.

In nachfolgender Aufstellung geben wir nochmal sämtliche jüdischen Geschäfte in Fulda bekannt, damit niemand sagen kann, er habe nicht gewußt, daß es ein jüdisches Geschäft gemein sei, in das er aus „Versehen“ geraten war.

- Einheitspreisgeschäft, Marktstraße
- Herren- und Knaben Garderobe
 - Rah Jaat, Mittelstraße
 - Rußbaum Aron, Kanalstraße
 - Rußbaum Josef, Mittelstraße
 - Schönfeld J. (J. Goldschmidt), Karlestraße
 - Sidel Jakob, Karlestraße
 - Stiebel S., Marktstraße
- Herrenmode
 - Sidel Gebrüder, Kanalstraße
 - Regger, Mittelstraße
- Hotels
 - Deutsches Haus (Kaufherr, Leopold)
- Vermittlungen
 - Herberg J., Florenzgasse
 - Fischer Harry, Adolf Hitler-Platz 8
 - Wertheim Ida, Friedrichstraße 6
 - Gertson J., Adolf Hitler-Platz 4
 - Weinberg Hermann, Heinrichstraße 35
- Kohlenhandlungen
 - Dorn Wilhelm, Mittelstraße 2
- Konfitüren
 - Goldmaier Gebrüder, Hindenburgstraße 25
- Korbwaren
 - Baer S. und Co., Mittelstraße 32
 - Fürst Hermann, Buttermarkt 17
- Korsette
 - Süßkind Selma, Kaiserplatz 1
- Kurzwarenhandlungen
 - Baer u. Co. (Inh.: Kohn), Adolf Hitler-Pl.
 - Birt David, Hindenburgstraße 18
 - Gornig Salomon, Königstraße 84
 - Feldheim u. Co., Heinrichstraße 48
 - Feldheim u. Co., Heinrichstraße 48
 - Goldschmidt Leopold, Marktstraße 10
 - Hain Gebrüder, Mittelstraße 11
 - Halperin Samuel, Petersgasse 2
 - Rosenzweig Samuel, Petersgasse 2
 - Weilburg Moritz, Bulefstraße 2

- Landesprodukte
 - Grünebaum M. G., Rhönstraße 22
 - Weinberg Gebrüder, Kanalstraße 47
- Landwirtschaftl. Maschinen
 - Karpi Fritz, Hindenburgstraße
 - Moses Fritz, Rhönstraße
- Lebensmittel
 - Schade u. Füllgrabe M. G., Friedrichstraße
 - Fröhling, Borgiasstraße
- Leberhandlungen
 - Rußbaum M. u. S., Hindenburgstraße
 - Rußbaum (M. Oppenheimer), Kanalstraße
 - Rosenfeld S., Rhabanusstraße 32
- Mäcker
 - Alst J., Kaiserplatz 1
 - Gertson J., Friedrichstraße
 - Wertheim Hirsch Bw., Friedrichstraße 6
- Manufaktur- und Modewaren
 - Ansbacher und Kugelman, Heinrichstraße
 - Eschwege Leopold, Mittelstraße 10
 - Farntrag Zeit, Gemütemarkt
 - Herbmann Josef, Mittelstraße 33
 - Rah Jaat u. Abraham, Mittelstraße 3
 - Lieblader, Mittelstraße 23
 - Rußbaum Bernhard, Kanalstraße
 - Rußbaum S., Lindenstraße 29
 - Rußbaum Aron, Kanalstraße 25
 - Rosenfelder David, Karlestraße 5
 - Sidel Gebrüder, Kanalstraße
 - Sidel Jakob, Karlestraße 42
 - Stern Leo, Kaiserplatz 3
 - Strauß Gebrüder, Johannisstraße 4
 - Wallach Gebrüder, Mittelstraße 16
 - Wehl S., Leipzigerstraße 3
 - Weilburg Moritz, Bulefstraße 3
 - Weilburg Moritz, Mittelstraße 16
 - Weinberg Moses, Heinrichstraße 26
 - Weinberg Leopold, Rhönstraße 9
 - Wertheim M. H., Mittelstraße 21
 - Windor-Strumpf, Borgiasstraße
- Maschinenhandlungen
 - Eschwege und Co., Rhabanusstraße 7
 - Moses Seligmann, Rhönstraße 1
 - Kohlisch Benno, Rhönstraße 17
 - Rosenfeld, Rhabanusstraße 32
 - Sidel und Sigmund, Johannstraße
- Melchhandlungen
 - Gottlieb E., Brauhausstraße 9
 - Gottlieb J., Schildstraße 12
 - Grünebaum M. u. S., Heinrichstraße 13
 - Grünebaum Menzel, Heinrichstraße 13
- Schäffereien
 - Kaufherr M., Judengasse 2
 - Kamm Jaat, Mittelstraße 7
 - Goldberg, Petersgasse

- Nähmaschinen
 - Goldmaier E., Bulefstraße 5
- Del- und Fettwaren
 - Bacharach Gebrüder, Böhrestraße 19
 - Goldschmidt Gebrüder, Kapuzinerstraße 1
 - Goldschmidt S., Kapuzinerstraße 1
- Papiervaren
 - Birt David, Hindenburgstraße 18
 - Rosenfeld Hans, Kanalstraße 27
- Pfeifenhandlungen
 - Birt David, Hindenburgstraße 18
- Rechtskonsultanten und Aerzte
 - Fischer Harry, Adolf Hitler-Platz 8
 - Goldmaier Moritz, Königstraße 13
 - Dr. Grant, Sturmstraße
 - Dr. Könenstein, Kurfürstenstraße
 - Dr. Trepp, Heinrichstraße
 - Dr. Rosenburg, Rönnegeße
 - Dr. Sidel, Hindenburgstraße
 - Dr. Heinemann, Steingasse
 - Lump, Hindenburgstraße
- Waren
 - Adler R. Bw., Butlarstraße 9
 - Jochnowitz M., Petersbergerweg 17
 - Rosenbaum J., Petersbergerweg 17
 - Tannenberg J., Simpliciusbrunnen 7
 - Weisblatt S., Florenzgasse 26
- Sachhandlung
 - Feinbaum J., Mittelstraße 22
- Wäbel und Sattler
 - Müller David, Karlestraße 12
- Schneiderarbeiten
 - Birnbaum M., Böhrestraße 10
 - Goldschmidt L., Marktstraße 10
- Schuhwaren
 - Schwarz David, Karlestraße 5
 - Springmann, Marktstraße 17
 - Spinat, Buttermarkt
- Strickereien
 - Ragenstein Karl, Heinrichstraße 16
 - Ragenstein A., Hindenburgstraße 27
- Strumpfmachen
 - Windor-Strumpf, Borgiasstraße 8
 - Stern Jul., Kanalstraße 13
- Textilwaren
 - Ansbacher und Kugelman, Heinrichstraße
 - Baer u. Co., Petersbergerstraße 12
 - Goldmaier Moritz, Königstraße 13
 - Lieblader M., Mittelstraße 23
- Tuchhandlungen
 - Sidel Joseph, Kanalstraße 54
 - Stiebel S., Marktstraße 3
- Webereien
 - Horn Gebr. M. G., Butlarstraße 20

Für weitere Angaben von jüdischen Geschäften aus Fulda und den Kreisen Fulda, Hünfeld und Gersfeld, ist die Schriftleitung sehr dankbar.

In einer gezielt angelegten Aktion arbeiteten die Fuldaer Nationalsozialisten in ihrer seit dem 1. September 1933 herausgegebenen Zeitung „Fuldaer Nachrichten“ darauf hin, die jüdischen Geschäfte auszuschalten. Unter dem Titel „Meidet die jüdischen Geschäfte!“ wurden 115 Namen von jüdischen Geschäften, nach Branchen geordnet, sowie von jüdi-

schen Ärzten und Rechtsanwälten aufgeführt. Die Einleitung ist haßgeladen und in volksverhetzerischen Thesen und lügenhaft abgefaßt. Wer weiterhin bei Juden kauft, soll an den „Pranger“ kommen, wie dies in weiteren Beiträgen „Am Pranger“ in den „Fuldaer Nachrichten“ geschieht. Vergleiche hierzu die beiden Kopien „Am Pranger“!

Nicht nur in der Hetze gegen die Juden, sondern auch in den Berichten über Parteiveranstaltung der Wiedergabe von Reden der Parteifunktionäre sowie in programmatischen Äußerungen der Parteidienststellen wird deutlich, was die Nationalsozialisten von einer Zeitung in ihrem Sinne erwarteten. Da die Fuldaer Zeitung derartigen Erwartungen nicht entsprach, sollte sie nicht mehr erscheinen. Dabei bedienten sich die NS-Funktionäre des brutalen Überfalls und der gewaltsamen Zerstörung.

Anmerkungen:

- 1 Josef-Hans Sauer: Erinnerungen an den 10. Dezember 1933 – den schwärzesten Tag in der Geschichte der Fuldaer Zeitung. In: schreiben und drucken in Fulda, 1874–1974, Fulda 1974, S. 37 ff.
- 2 Sauer S. 39
- 3 Sauer S. 40
- 4 Sauer S. 42
- 5 Paul Schlitzer: Zur Geschichte der Fuldaer Zeitung. In: schreiben und drucken in Fulda . . . S. 31. Sauer S. 42
- 6 Fuldaer Nachrichten 1. 9. 1933, S. 1
- 7 Sauer S. 38
- 8 Vergl. auch Otto Berge: Fuldaer Zeitung – Kampfblatt für die Demokratie. In: Fuldaer Zeitung 29. 1. 1983.
- 9 Fuldaer Zeitung 15. 9. 1933
- 10 Fuldaer Zeitung (1929) zitiert nach N. H. Sonn und O. Berge: Schicksalswege der Juden in Fulda und Umgebung (Fulda 1984), S. 130. Dort auch weitere Zitate.
- 11 Fuldaer Zeitung 7. 2. 1933
- 12 Fuldaer Zeitung 6. 3. 1934
- 13 Fuldaer Nachrichten 21. und 25. 9. 1933
- 14 Vergl. Sonn/Berge S. 165 mit weiteren Beispielen

Gründung des Sparkassenverbandes in Fulda

Ein Rückblick auf den 22. März 1893 / Von Otto B e r g e

Beschluß des Städtetages

Der Hessische Städtetag hatte bei seiner Gründungsversammlung in Fulda am 12. Mai 1890 als Ziele für die in dieser Vereinigung zusammengeschlossenen Städte herausgestellt, „Fragen, welche für die Stadtgemeinden, ihre Verwaltung und ihre Vertretung von Wichtigkeit, namentlich von unmittelbar praktischem Interesse sind, in periodischen öffentlichen Versammlungen der Mitglieder zur Beratung zu bringen, eine Verständigung über die ausgesprochenen Ansichten zu erzielen und in geeigneten Fällen die vorherrschende Meinung durch Abstimmung festzustellen“. Ein derartiges Problem, das alle hessischen Städte damals betraf, war die Notwendigkeit, Fragen des kommunalen Sparkassenwesens zu erörtern. Daher wurde die Besprechung dieses Problemkreises auf die Tagesordnung der dritten Jahresversammlung des Städtetages 1892 in Hanau gesetzt. Der Referent, Bürgermeister Lotz aus Melsungen, würdigte die Bedeutung der kommunalen Sparkassen, machte aber auch auf deren schwierige Verhältnisse aufmerksam, die nur durch gemeinsames Handeln aller Sparkassen bewältigt werden könnten. Für eine zeitgemäße Weiterentwicklung und eine wirksame Interessenvertretung schlug er einen Zusammenschluß in einem Verband vor; denn es schien nicht mehr zu genügen, wenn alljährlich bei den Zusammenkünften des Städtetages Fragen des Sparkassenwesens besprochen und Beschlüsse gefaßt wurden. Eine eigenständige Institution war somit gefordert. Daher beschloß der Städtetag, unter dem Namen „Sparkassenverband für den Regierungsbezirk Kassel“ eine Vereinigung der öffentlichen Sparkassen zu bilden, und wählte eine vorbereitende Kommission.

Vorbereitende Kommission

Dieser Kommission, die im Dezember 1892 in Fulda tagte, gehörten Fuldas Oberbürgermeister Franz Rang als Vorsitzender, Stadtrat Traube und Obersekretär Böschchen aus Kassel, Bürgermeister Wicke aus Wolfha-

gen, Stadtsekretär Hassenkamp aus Frankenberg, Stadtsekretär Bödiker aus Hanau sowie Sparkassenrechnungsführer Wohlgemuth aus Fulda an, der somit der einzige Sparkassenpraktiker in dieser Kommission war, während die anderen Mitglieder aus dem kommunalen Bereich stammten. Nach Fertigstellung eines ersten Satzungsentwurfs im Dezember 1892 erging an alle Sparkassen im Regierungsbezirk Kassel die Einladung zur Gründung eines Sparkassenverbandes.

Gründung in Fulda

Achtzehn Sparkassen folgten der Einladung zur konstituierenden Versammlung am 22. März 1893, die in Fulda im Rathausaal (heute Volkshochschule – Unterm Heilig Kreuz 1) stattfand. Auf der Tagesordnung standen: 1. Definitive Feststellung der Verbandsatzungen, 2. Wahl des Verbandsvorstandes. Den Beitritt zu dem zu gründenden Verband hatten bereits die Stadtparkassen in Fritzlar, Fulda, Hanau, Hersfeld, Hofgeismar, Hünfeld, Karlshafen, Kassel, Melsungen, Rodenberg, Schlüchtern, Wolfhagen sowie die Kreissparkassen in Eschwege, Frankenberg, Gelnhausen, Kassel, Schlüchtern und Ziegenhain erklärt. Von diesen achtzehn Sparkassen, deren Einlagekapital 42 Millionen Mark betrug, waren 43 Vertreter erschienen. Für jede Sparkasse wurden als Mitgliedsbeitrag 50 Pfennig je 100 000 Mark des eigenen Einlagekapitals jährlich erhoben.

Die im Fuldaer Rathausaal versammelten Vertreter von 18 nordhessischen Sparkassen nahmen die in Fulda erstellten Verbandssatzungen an und wählten einen aus sieben Mitgliedern bestehenden Vorstand. Erster Vorsitzender des Sparkassenverbandes wurde Fuldas Oberbürgermeister Rang, dessen Stellvertreter Stadtrat Traube aus Kassel war. Schriftführer wurden Stadtsekretär Bödiker aus Hanau und Sparkassenrechnungsführer Wohlgemuth aus Fulda. Stadtsekretär Wichmann aus Eschwege wurde Kassierer, während Stadtrat Hassenkamp aus Frankenberg und Bürgermeister Braun aus Hersfeld zu Beisitzern gewählt



Franz Rang, Oberbürgermeister der Stadt Fulda von 1862 bis 1893, wurde am 22. März 1893 zum Vorsitzenden des Sparkassenverbandes gewählt, dem bei der Gründung in Fulda 18 Sparkassen beigetreten waren. Seit 1890 war Rang auch zweiter Vorsitzender des am 12. Mai 1890 in Fulda gegründeten Hessischen Städtetages.

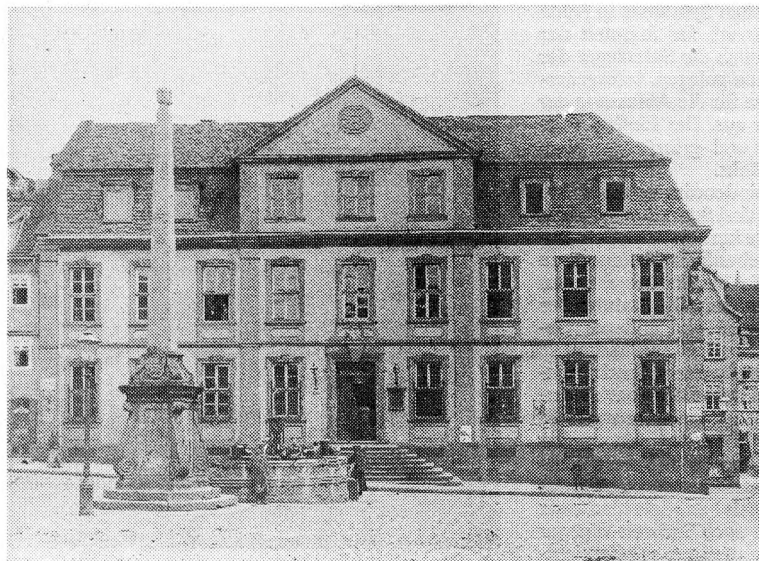
Texte: O. Berge. Bilder: Stadtarchiv Fulda

wurden. Als Tagungsort des nächsten Verbandstages wurde Kassel bestimmt.

Nur wenige Monate konnte Oberbürgermeister Rang das Amt des Vorsitzenden ausüben, da er bereits am 7. Oktober 1893 während eines dienstlichen Aufenthaltes in Kassel starb. Zum Nachfolger wurde im März 1894 auf dem Verbandstag in Kassel der Hanauer Oberbürgermeister Dr. Gebeschuß gewählt.

Erste Erfolge

Die weitere Entwicklung des Sparkassenwesens und die Gestaltung der Sparkassenpolitik waren künftighin die Mitwirkung des Sparkassenverbandes nicht mehr möglich. Der Verband wurde Gesprächspartner von Regierung und Landtag, führte Sparkassenrevisionen durch, sprach Empfehlungen für Gemeinden und Sparkassen aus und unterstützte insbesondere in schwierigen Zeiten seine Mitglieder mit Rat und Tat. An der Abfassung einer Geschäftsanweisung sowie an Entwürfen von Musterformularen für den Geschäftsbetrieb war z. B. der Fuldaer Stadtprobator Wehner, der auch eine Zeitlang Leiter der Sparkasse gewesen war, maßgeblich beteiligt. Geschäftsanweisung und Musterformulare wurden später vom Deutschen Sparkassenverband empfohlen und in dessen Verbandszeitschrift veröffentlicht.



Unterm Heilig Kreuz 1. Dies Gebäude diente der Stadt Fulda von 1782 bis 1900 als Rathaus. Dort war auch die seit 1824 bestehende Städtische Sparkasse untergebracht. Am 12. Mai 1890 wurde in diesem Gebäude der Hessische Städtetag gegründet. Am 22. März 1893 fand hier die Gründungsversammlung des Sparkassenverbandes für den Regierungsbezirk Kassel statt. Zehn Jahre später wurde der Verband zum „Sparkassenverband der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck“ erweitert.

Als in den nächsten Jahren die preußische Sparkassengesetzgebung anstand, zeigte es sich, wie notwendig und nützlich der Zusammenschluß in einem Verband gewesen war. Bereits im Jahre 1895 wurden gegen einen von der Regierung vorgelegten Entwurf eines Sparkassengesetzes von seiten des soeben gegründeten Verbandes schwerwiegende Bedenken geäußert. Auf der Hanauer Hauptversammlung wurde 1895 eine Kommission gewählt, die Gegenvorschläge zu dem Regierungsentwurf ausarbeiten sollte. In dieser Kommission führte der Fuldaer Oberbürgermeister Dr. Antoni den Vorsitz.

Weitere Entwicklung des Verbandes

In den nächsten Jahren nahm die Zahl der Mitgliedersparkassen des Verbandes stark zu. Im Jahre 1896, also drei Jahre nach seiner Gründung, zählte der Verband bereits 26 Sparkassen mit einem Einlagenbestand von 65 Millionen Mark. Nachdem vier Sparkassen aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden sowie die Nassauische Landesbank um Aufnahme in den Sparkassenverband nachgesucht hatten und drei Sparkassen aus dem Fürstentum Waldeck beigetreten waren, änderte der Verband am 5. Juni 1902 seinen Namen und nannte sich fortan „Sparkassenverband der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck“. Das hatte zur Folge, daß auch der Vorstand durch Mitglieder aus Nassau und Waldeck erweitert wurde.

Im Jahre 1912 war der Verband auf 80 Mitglieder-sparkassen angewachsen, von denen 60 aus dem Regierungsbezirk Kassel, 15 aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden und 5 aus Waldeck stammten. Insgesamt verfügten die Sparkassen des Verbandes über einen Einlagenbestand von 652 Millionen Mark.

Insbesondere in wirtschaftlich schwierigen Zeiten, wie z. B. in der Inflationszeit nach dem Ersten Weltkrieg oder während der Weltwirtschaftskrise, bewährte sich der Zusammenschluß der Sparkassen in einem Verband. So war im Jahre 1920 sogar eine Interessengemeinschaft osthessischer Sparkassen mit 13 Mitgliedern entstanden; denn entschieden hatte der Vorsitzende dieser Interessengemeinschaft, der Hünfelder Sparkassenleiter Drinnenberg, „solidarisches Handeln und gegenseitige Unterstützung“ gefordert. Dies zeigte sich auch 1922 bei dem Sparkassentag des Hessen-Nassauischen Sparkassenverbandes in Frankenberg/Eder, als die äußerst kritische Situation der Sparkassen durch eine immer schneller um sich greifende Geldentwertung hervorgerufen worden war. Es galt, gegenüber den Maßnahmen des Staates gemeinsame Stellungnahmen zu erarbeiten, ihnen durch Resolutionen ein größeres Gewicht zu verleihen, die staatliche Gesetzgebung zu beeinflussen sowie Richtlinien für Sparer und Kreditnehmer festzulegen.

Während der Zeit des Dritten Reiches kam bald das Ende des Verbandes als demokratisch selbstverwaltete Organisation, die sich nun immer mehr Eingriffe des Staates gefallen lassen mußte.

Neugründungen nach 1945

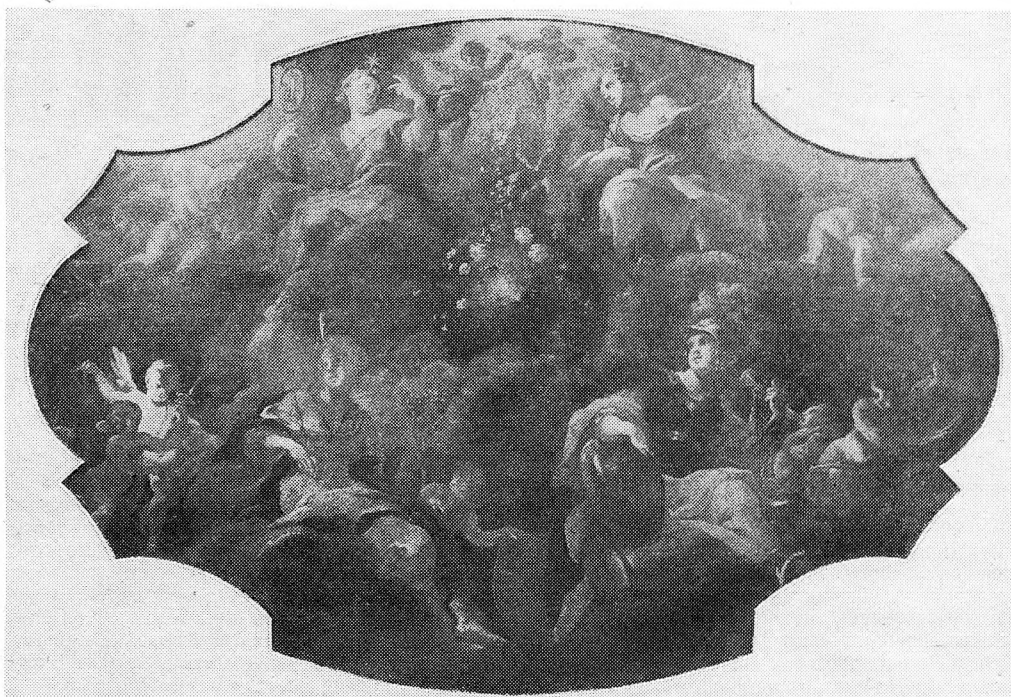
Nach Bildung des Landes Hessen, das aus der ehemaligen preußischen Provinz Hessen-Nassau und dem Volksstaat Hessen (früher Hessen-Darmstadt) nach 1945 entstand, schlossen sich die beiden früher für diese Gebiete zuständigen Sparkassenverbände zu einem gesamthessischen Sparkassen- und Giroverband zusammen (1946).

Auch im benachbarten Thüringen, wo bereits seit 1892 der Sächsisch-Thüringische Sparkassenverband (1938 in „Mitteldeutscher Sparkassen- und Giroverband“ umbenannt) bestanden hatte, kam es im Jahre 1946 zur Neugründung des Thüringischen Sparkassenverbandes. Mit Auflösung der Länder in der ehemaligen DDR wurden 1952 auch die Sparkassenverbände abgeschafft. In den Bezirken Erfurt, Gera und Suhl wurden Bezirksstellen der Sparkassen eingerichtet. Schließlich war von 1984 bis 1990 die DDR-Staatsbank für das Sparkassenwesen zuständig.

Erst nach den ersten freien Wahlen entstand im März 1990 wiederum ein Sparkassenverband in der ehemaligen DDR, der sich seit Oktober 1990 „Ostdeutscher Sparkassen- und Giroverband“ nannte.

Sparkassen- und Giroverband Hessen-Thüringen

Nach eingehenden Vorbereitungen konstituierte sich am 1. Juli 1992 der Sparkassen- und Giroverband Hessen-Thüringen, nachdem die Regierungen der



Deckengemälde im ehemaligen Rathaussaal der Stadt Fulda (Unterm Heilig Kreuz 1, heute Volkshochschule der Stadt Fulda). Viele Jahre hindurch diente dieser Raum der Städtischen Sparkasse und Landesleihbank als Direktionszimmer. Das Gemälde, das von dem bekannten Fuldaer Künstler Emanuel Wohlhaupter stammt, stellt nach einer Deutung von Dr. Heinrich Hahn vier Grundideen dar. 1. Links unten eine weibliche Person mit Krone und Zepter, daneben zwei Putten mit Schwert und Waage. Versinnbildlichung: Herrschaft und Gerechtigkeit. 2. Links oben eine weibliche Person mit Spiegel. Die Putten halten Buch und Globus. Versinnbildlichung: Selbsterkenntnis und Wissenschaft. 3. Rechts unten eine weibliche Person mit Harnisch und Helm, die einen Schild mit Maske hält. Die linke Hand umfaßt eine mit Lorbeeren umwundene Lanze. Daneben Putten mit Kessel, Pau-

ke und Trompete. Versinnbildlichung: Tapferkeit und Stärke. 4. Rechts oben eine weibliche Person, die in der Rechten einen Lorbeerzweig und in der Linken offenbar eine Pferdetrense mit Zügel hält. Daneben eine Putte mit einem Glas Rotwein. Versinnbildlichung: Mäßigung. Die vier Putten sind um einen Erdball gruppiert, über den weitere Putten Rosen streuen.

Unter diesem Deckengemälde, das mit Hilfe allegorischer Figuren die vier Kardinaltugenden (Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung) darstellt, fanden die Gründungsversammlungen des Hessischen Städtetages (1890) und Sparkassenverbandes (1893) statt. Symbolhaft gesehen: eine gute Starthilfe.

Vergl. Otto Berge: Fuldas öffentliches Bankwesen (1974, S. 305), Bild: Vor Seite 177 (ebenda).

Länder Hessen und Thüringen am 10. März 1992 einen Staatsvertrag zur Gründung dieses Verbandes paraphiert und die Parlamente beider Länder am 13. Mai bzw. 11. Juni 1992 zugestimmt hatten.

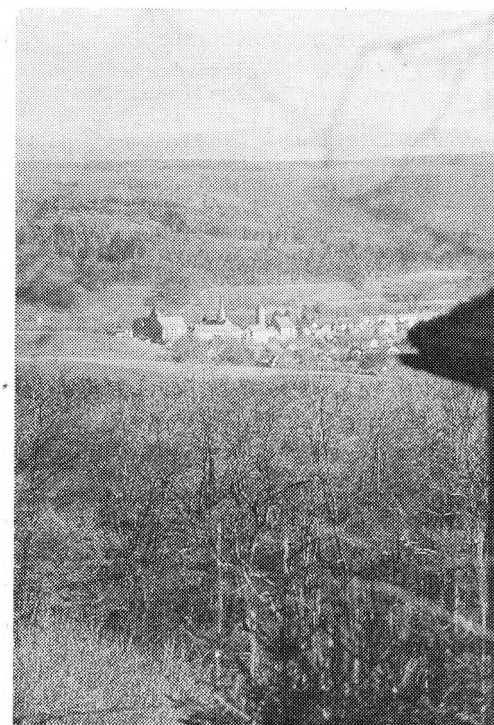
Weimarer Sparkassenstatuten in Fulda 1824

Die Konstituierung des Sparkassen- und Giroverbandes Hessen-Thüringen am 1. Juli 1992, wodurch zum ersten Mal eine gemeinsame Sparkassenorganisation für ein altes und ein neues Bundesland geschaffen wurde, gibt Anlaß zu einer Rückblende auf die Gründungsjahre kurhessischer Sparkassen, insbesondere auf die Errichtung der Städtischen Sparkasse in Fulda im Jahre 1824. Für den Entwurf der Statuten der Fuldaer Sparkasse hatten nämlich die Satzungen der Sparkasse zu Weimar zugrunde gelegen. Infolgedessen gingen wesentliche Impulse für die Abfassung der Fuldaer Statuten von Weimar aus. Der Einfluß Weimars auf Sparkassensatzungen und -gründungen blieb jedoch nicht auf Fulda beschränkt.

Bei Einführung der Gemeindeordnung im Jahre 1834 gab es in Kurhessen erst drei Sparkassen: Fulda, Hersfeld und Kassel. Da andere kurhessische Gemeinden daran interessiert waren, ebenfalls Sparkassen zu gründen, beobachteten sie die bereits bestehenden Institute mit großer Aufmerksamkeit. Die Statuten der Fuldaer Sparkasse wurden daher von anderen Gemeinden angefordert und bei Sparkassengründungen zugrunde gelegt. Im Hinblick auf weitere Sparkassengründungen in Kurhessen kam daher der Sparkassenarbeit und vor allem den Sparkassensatzungen in Fulda, die nach Weimarer Vorbild entworfen worden waren, große Bedeutung zu. Über Fulda hinaus wirkten somit die Weimarer Sparkassenstatuten weit in das kurhessische Land hinein. Damals benötigte man zwar einen Paß, um von Kurhessen nach Sachsen-Weimar zu gelangen; für Sparkassenstatuten gab es offensichtlich keine Grenzen.

Die gegenwärtige hessisch-thüringische Zusammenarbeit im Sparkassenwesen hat also eine frühe Parallele im 19. Jahrhundert.

Burgenstadt Schlitz



Blick vom Eisenberg auf die Burgenstadt Schlitz.

Hier fehrte auch Goethe ein

Der „Schwan“ und andere alte Gasthäuser in der Löbersgafz

In der Zeit, als die Postkutsche noch das Hauptmittel der Personenbeförderung war, gab es in der Oberrstraße — ehemals Löbersgafz genannt — eine ganze Anzahl von Gasthäusern. Das berühmteste von ihnen war das Gasthaus „Zum Schwanen“, das heutige Haus Nr. 23 und 25 (zweites Gebäude von rechts auf der ersten der Zeichnung). Hier fehrte auch Goethe ein, der auf seinen Reisen nicht weniger als neunmal durch Fulda kam. Der Schwan, der als Gasthaus bis 1857 bestand, spielt auch in Goethes Dichtungen eine gewisse Rolle. Drei der ersten Gedichte des „West-östlichen Divan“ tragen die Unterschrift „Fulda, den 26. Juli 1814“. So vollendete der Dichter hier das Gedicht auf die Wartburg „Im Gegenwärtigen Vergangenheit“. Die beiden anderen Gedichte mit der Unterschrift „Fulda“ sind „Nekermacht, ihr könnt es spüren“ und „Wenn du auf dem Guten ruhst“.

Das Gasthaus „Zum Schwan“ war lange Jahre hindurch im Besitz der Familie Oswald, die auch die Posthalterei innehatte. Zur Zeit, als Goethe im „Schwanen“ übernachtete — mit Bestimmtheit wissen wir, daß er hier am 26. Juli 1814, am 25. Oktober 1814 und am 26. Mai 1815 einfehrte — war Johann Baptist Oswald Postmeister. Er wurde am 2. 11. 1783 geboren und starb am 24. 7. 1836. Seine Gattin Gertrudis Josepha, geb. Schneider, stammte aus Hünfeld. Postmeister Johann Baptist Oswald, der die Posthalterei von seinem Vater Johannes Oswald übernahm, war ein weitgewandter und den Fragen der Zeit gegenwärtig aufgeschlossener Mann, mit dem sich gut plaudern ließ. Auch Goethe verbrachte den Abend wieder-



Zeichnung: Jan Nils

holt in angeregtem Gespräch mit dem Postmeister, wie aus seinen Tagebucheinträgen hervorgeht. Ebenfalls hatte Johann Baptist Oswald mit Napoleon, der ihn wohl schon von früher her kannte, eine denkwürdige Begegnung. Als der geschlagene Franzosenkaiser am 28. Oktober 1813 Fulda passierte und zwischen 10 und 11 Uhr vormittags mit seiner Begleitung vor dem Postkustor kurze Rast hielt, ließ er den Postmeister zu sich rufen. Oswald mußte ihm über Verschiedenes Auskunft geben und ihn auch noch eine Strecke Weges nach Reihof begleiten. Wie groß das Ansehen des Postmeisters Oswald bei seinen Mitbürgern war, geht auch daraus hervor, daß er im Jahre 1839 zum Kommandanten der Bürgergarde gewählt wurde.

Am 6. 4. 1852 übergibt der inzwischen 66 Jahre alt gewordene Postmeister das

Anwesen seinem Sohn, der ebenfalls Johann Baptist hieß. Aber schon wenige Jahre später scheint Joh. Baptist Oswald junior gestorben zu sein, denn bereits am 12. 1. 1857 wird Jean Baptist Zwenger, ein Neffe des Johann Baptist Oswald sen., Inhaber des Anwesens und der Posthalterei. Von nun an ist das Besitztum unüberäußerlich erklärtes Familien-Eigentum. (Vgl. Kataster der Stadt Fulda aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Testaedt.)

Gasthaus „Zum grünen Baum“

Rechts neben dem „Schwanen“ lag das Gasthaus „Zum grünen Baum“ (heute Haus Nr. 27), links das Gasthaus „Zum Haafen“ (heute Haus Nr. 21). Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaß Valentin Böh das Haus „zum grünen Baum“ genannt. Ihm folgte als Eigentümer Paul Bollmar, der 1729 den „Grünen Baum“ mit Burkhart Kramer gegen dessen Haus in der Florengasse tauschte. In der Folgezeit waren Jörg Adam Schmilling und nach ihm Johann Jörg Vogel Eigentümer des Anwesens. Ihnen folgte Peter Hohmann, der 1789 seine an dem Frauenberg liegenden Acker zum Kauf anbot. Auch 1798 ist Peter Hohmann noch Wirt im „Grünen Baum“. Von ihm geht der Besitz auf seinen Sohn Friedrich Hohmann über und von diesem auf Peter Franz Hohmann. Später erscheint als Eigentümer Sattler Jörg Anton Kramer, dem am 16. 1. 1855 seine Witwe Eva Katharina, geb. Malkus, als Beizerin folgt. Am 10. 9. 1859 erwirbt Sattlermeister Johann Friedrich Hornung das Anwesen.

Wie lange die Wirtschaft im „Grünen Baum“ betrieben wurde, ist uns nicht bekannt.

Gasthaus „Zum Haafen“

Das Gasthaus „Zum Haafen“ ist um das Jahr 1700 im Besitz des Maximilian Heller. Um das Jahr 1740 ist sein Sohn Valentin Heller „Haafenwirt“, der 1738 einen Acker an den Engelwirt Georg Friedrich Graß verkauft. Von Valentin Heller geht das Eigentum an dem Anwesen auf Johann Reith und von diesem auf Peter Brehler über. Dann erwirbt der Fütterer Johannes Müller das Besitztum. Im Jahre 1809

ist Joseph Müller Wirt im Haafen. Am 28. 9. 1864 übernehmen Johannes Frank und seine Ehefrau Anna Elisabeth, geb. Göbel, Anwesen und Wirtschaft.

Gasthaus „Zum weißen Roß“

Das Gasthaus „Zum weißen Roß“ (auf unserer Zeichnung das vierte Haus von rechts, heute Haus Nr. 19) besaß zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Bürger Hans Kathasar Ebert. In der Folgezeit war es viele Jahrzehnte im Eigentum der Familie Lorey. Die Reihe der Loreys wird von Hans Jörg Lorey eröffnet, ihm folgt Hans Peter Lorey, der im Jahre 1780 Rokwirt ist. Im Jahre 1802 wird Caspar Lorey als Rokwirt genannt, der auch 1818 noch Wirt im „weißen Roß“ war. Am 6. 9. 1849 übernimmt Johannes Lorey das Anwesen. Die Wirtschaft ging in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein.

Gasthaus „Zum Goldenen Engel“

Ein weiteres Gasthaus auf dieser Straßenseite ist der heute noch als Wirtschaft geführte „Goldene Engel“ (Haus Nr. 3, neben dem Heilig-Geist-Hospital). Im Jahre 1680 verkaufte Johann Hentfels Witwe ihr Haus „Zum Engel“ in der „Löbersgasse“ an Hans Hermann Kraus. Im Jahre 1738 ist Georg Friedrich Kraus Wirt im „Engel“. Anno 1729 wurde der Engel umgebaut. In dieser Zeit ist Andreas Zimmermann Besitzer des Gasthauses. Nachfolger im Besitz ist Johann Friedrich Kraus. Im Jahre 1787 bezeugt uns Johann Georg Hohmann als „Engelwirt“, im Jahre 1798 Peter Hohmann. Am 17. Aug. des Jahres 1801 heiratete die verwitwete Engelwirtin M. Barbara Hohmann den Fournier Benedikt Laimbach. Unter dem 15. Februar 1806 machten der Engelwirt Benedikt Laimbach und seine Frau bekannt, daß sie ihre Wirtschaft verpachten wollen. Eine gleiche Anzeige erscheint noch einmal 1810. In demselben Jahre stirbt der Engelwirt Laimbach, 55 Jahre alt. Caspar Josef Zell übernimmt nun das Anwesen. Am 21. 7. 1847 geht das Eigentum an dem Anwesen auf Johann Thomas Zell über. Ende des 19. Jahrhunderts war August Kircher Besitzer des Gasthauses. 1900 kaufte Damian Vogel, der 1917 starb, den „Goldenen Engel“. Seine Witwe vermachte sich 1919 mit dem jetzigen Besitzer Gastwirt und Metzgermeister, Josef Wehner.

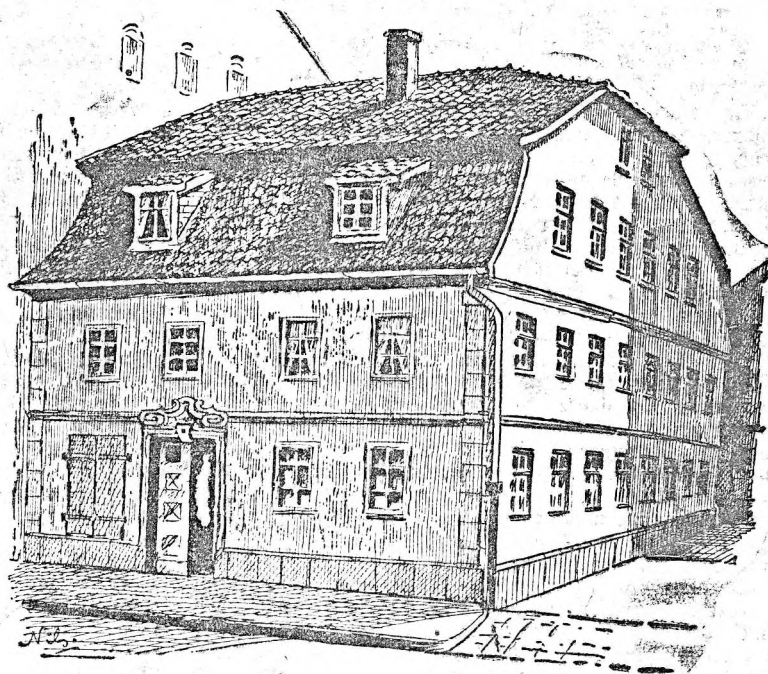
Bemerkt sei noch, daß am Pfingstfest des Jahres 1636 unter im „Engel“ zehenden fremden Reitern eine schwere Schlägerei entstand, bei der einer der Teilnehmer tödlich verriet wurde. Dr. A.

Hier stand der alte Fuldaer Marktbrunnen

Eines der wenigen Häuser am Peterstor, die noch in ihrem alten Zustand erhalten sind

Das Haus Nr. 12 am Peterstor, das unser Zeichner Jan Nils nebenan im Bilde festgehalten hat, ist ein typischer Vertreter der Bauten, die bis um die Jahrhundertwende diesem Straßenzug ihren Stempel aufdrückten. Heute, wo die meisten Häuser in diesem Stadtviertel ihr Gesicht gegenüber früher grundlegend verändert haben, fällt es durch seinen altertümlichen Stil stark aus der Reihe seiner jüngeren Schwestern heraus, da es eines der wenigen Häuser am Peterstor ist, die noch in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten geblieben sind.

Wie wir an Hand des Katasters der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert (23. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, von A. Jestaadt) entnehmen, wurde das Anwesen am 7. 3. 1867 von dem Schlossergefellen Franz Fleischmann käuflich erworben, dessen Nachfahren noch heute Eigentümer des Hauses sind. Vorher gehörte das Hausgrundstück dem Bäckermeister Franz Giesel, der es am 13. 10. 1845 erwarb. Franz Giesel war auch Eigentümer der beiden links anstoßenden Häuser. Heute ist an die Stelle dieser zwei Häuser ein einziges größeres, die „Gambriushalle“, getreten. Wie schon sein Vater Peter Giesel betrieb Franz Giesel um 1800 hier eine Bäckerei, die mit einer Wittschäft verbunden war. Das Geschäft wurde von seinem Sohn Franz Wilhelm Giesel weitergeführt, auf den das Anwesen im Jahre 1852 überging. Am 15. 10. 1874 erwarb Mehgermeister und Wirt Lorenz Kramer das Hausgrundstück.



Am Peterstor scheint früher die Fuldaer Kupferschmiedezunft heimisch gewesen zu sein. So wirkte in dem Haus, das in obiger Zeichnung wiedergegeben ist, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Kupferschmied Franz Weiß. Vor ihm war Hermann Saalmüller Eigentümer des Hauses. Davor besaß Martin Hentel und vor diesem Max Kleesattel das Anwesen. Um 1700 wohnte hier der Kupferschmied Abraham Meyer, von dem das Haus auf seinen Sohn Sebastian Meyer überging.

Kupferschmied Abraham Meyer leistete im Jahre 1656 den Eid als Fuldaer Bürger, sein Sohn Sebastian Meyer im Jahre 1688. Beide waren Mitglieder der Schmiedezunft.

Auch die Vorfahren des Eigentümers des Hauses Peterstor 6 (Bäckerei und Konditorei Sennfelder) waren Kupferschmiede. So ist als Besitzer des Anwesens in dem oben erwähnten Kataster unterm 4. 11. 1872 der Kupferschmied Franz Karl Sennfelder und unterm 21. 2. 1831 der Kupferschmied Damian Sennfelder, letzterer zusammen mit Philipp Birkensee, als Eigentümer des Hausgrundstückes eingetragen.

Vor dem Hause Peterstor 10 (Sattlermeister Karl Kircher), im Jahre 1904 anstelle des abgerissenen alten Hauses errichtet, das Sattler Franz Karl Kircher am 7. 8. 1832 von dem Schuhmacher Johann Müller erworben hatte, stand früher der alte Marktbrunnen. Dieser Brunnen gab der Sattlerfamilie Kircher den Beinamen „Bernsättler“, der heute noch den alten Fuldaern geläufig ist. Der von einer Barocksäule gekrönte Brunnen ist im Jahre 1905 entfernt worden. Für die Instandhaltung des Brunnens sorgte in früherer Zeit eine Brunnengenossenschaft, in der die Bürger dieses Viertels zusammengeschlossen waren. Alljährlich einmal kamen die Brunnengenossen unter dem Vorsitz des Brunnemeisters und seiner Brunnensfrau zur sogenannten Brunnensche zu sammen. Die Festlichkeiten der Brunnengenossenschaft, bei der es hoch herging, wurden im Wälferschen Garten, dem späteren „Harmoniegarten“ abgehalten. Während des Festes wurde denen, die aus irgendeinem Grunde zu Hause bleiben mußten, gern ein sogenanntes Weinleibchen (ein mit Wein getränkter Weck) geschickt, um ihnen die Einsamkeit daheim etwas zu verfüßen. Wie bescheiden doch damals die Menschen waren!

Dr. A.

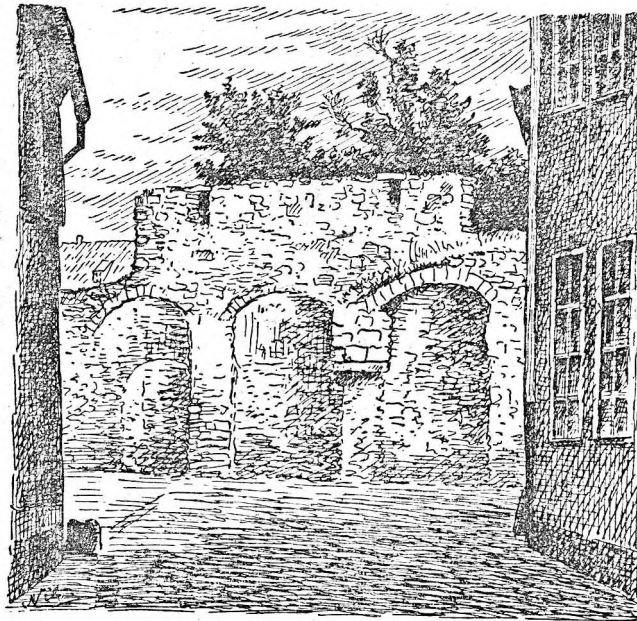
Hier wohnte der Henker von Fulda

Blick von der Meistergasse auf die alte Stadtmauer

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde Fulda von dem damaligen Abt Marquardt I. mit einer Stadtmauer umgeben. Die turmbewehrte Befestigungsanlage begann am Heertor (heute Schlossgarage Luth), führte von da über den Spillingsturm in östlicher Richtung, etwa der heutigen Rhabanusstraße folgend, zum Peterstor (heute Anwesen der Fa. Pargel & Co. vorm. Fuldaer Actiendruckerei), von dort in leicht gekrümmtem Bogen nach Süden abbiegend zum Florentor (am heutigen Gefellenhaus), von da zum Bierturm und, die heutige Brauhausstraße überquerend, zum Rohlhäuser Tor (zwischen Heilig-Geist-

Hospital und Wehgerei Sunkel), wandte sich dann in westlicher Richtung, der heutigen Königstraße folgend, vorüber an Pulverturm und Königsturm, zum Abstor, um in rechtem Winkel nordwärts abbiegend, nach dem Ueberqueren der heutigen Kanalstraße (am Herenturm) bei dem früheren Standort des Paulustores an der Hauptwache zu enden. In dem bekannten Stich von Brosamer aus dem Jahre 1550 wird die mit Türmen und Bastionen bewehrte Befestigungsanlage der Stadt Fulda anschaulich dargestellt.

In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann man mit der Niederlegung der Anlage. Stadttürme und -mauer wurden an Privatpersonen veräußert oder einfach zum Abbruch freigegeben. So ver-



Zeichnung: Jan Nils

schwand nach und nach die mittelalterliche Wehranlage aus dem Stadtbild. Nur einzelne Ueberreste, die heute unter Denkmalschutz stehen, künden noch von vergangener Zeit.

Obenstehendes Bild zeigt einen Blick von der Meistergasse auf den Stadtmauerrest an der Brauhausstraße. Unterhalb der beiden Schießscharten läßt sich der Wehrgang erkennen, der über die Mauerbogen hinführte. Die Meistergasse hieß früher Henkersgasse. Hier stand nämlich das Haus des Scharrichters, die „Meisterei“. Von ihr stammt auch der Name Meistergasse. Zum ersten Male wird das Scharrichterhaus in einer Urkunde vom Jahre 1456 erwähnt.

Damals erhielt Bürger Heinz Boyle das „Henkerhaus“ in der Henkerstraße von Abt Reinhard als erbliches Lehen. Es war das letzte Haus linker Hand in der Meistergasse, wie wir aus dem Kataster der Residenzstadt Fulda aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert, herausgegeben von A. Jestaedt, entnehmen. Um 1700 versah Hans Jörg Lucas das Scharrichteramts, in dessen Familie es viele Jahrzehnte blieb.

Dem Scharrichterhaus gegenüber lagen früher zwei durch einen Garten voneinander getrennte „Gotteshäuser“. Diese Häuser wären nicht etwa kirchlichen Kultzwecken dienende Bauten, sondern Häuser, in denen alten, bedürftigen, weiblichen Personen Aufnahme gewährt wurde. Das obere, an die Stadtmauer angrenzende „Gotteshaus“, führte in den städtischen Rechnungen den Namen „Apothekers-Gotteshäuschen“, und hatte den Titel „ad St. Sturmum“. Sein Name scheint darauf hinzuweisen, daß es sich hier um die Stiftung eines Apothekers handelt. Dieses Haus bot drei alten Frauen Unterkunft. Die Anassen erhielten außer freier Wohnung jährlich vier Maß Korn, vier Maß Wein und zwei Klafter Holz aus den Beständen des fürstlichen Hofes, an Festtagen ebenfalls auf fürstliche Rechnung Fleisch. Ferner flossen ihnen die Zinsen aus zwei gestifteten Kapitalien zu 30 Gulden bzw. 12 Gulden 20 Kreuzer zu, die sie unter sich teilten. Das untere „Gotteshaus“, das den Titel „ad St. Trinitatem“ trug, wurde von fünf weiblichen Personen bewohnt, die aber nur freie Wohnung hatten und Unterstützung aus städtischen Armenmitteln erhielten.

Im Jahre 1846 wurden die zwei in städtischem Eigentum stehenden „Gotteshäuser“ an den Gastwirt Caspar Joseph Erb verkauft, der das obere (Apotheker-Gotteshäuschen) im Jahre 1848 an Walburga Kraus weiter veräußerte. Diese ließ das Haus im Jahre 1850 abbrechen und legte auf dem frei gewordenen Grundstück einen Garten an. Später erwarb der Wassenmeister Johann Karl Lucas das Grundstück

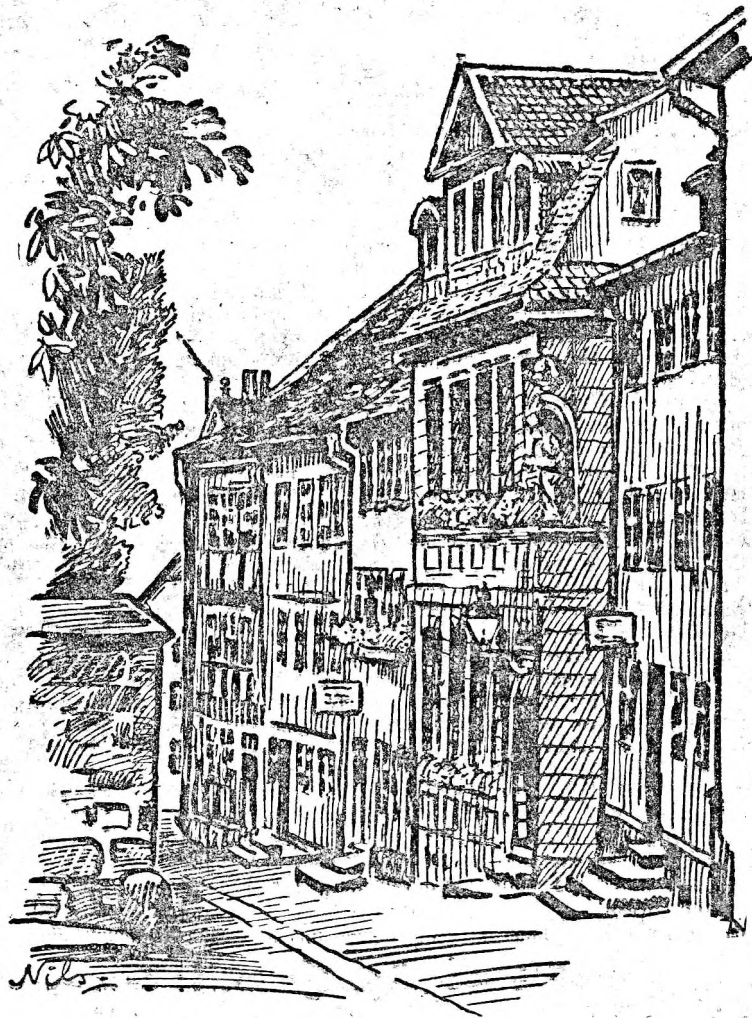
Dr. A.

Hier wohnte Dombaumeister Dienzhenhofer

Auch die Rittergasse verkörpert ein Stück Alt-Fulda

Die Rittergasse, die ihren Namen der Tatsache verdankt, daß sich hier im Mittelalter die Remmingen eini- ger Rittergeschlechter befanden, wird zum ersten Mal in einer Urkunde aus dem Jahre 1459 erwähnt. Am 29. Juni des genannten Jahres ver- kauften die Brüder Gottschalk, Henne und Ewald Pücker, Söhne des Bürgers Johann Pücker, ihr Haus „oben an der Smiddegassen gelegen von vorne bis hinten... in der ritter- gassen“ für 220 rheinische Gul- den an Abt Reinhard (vgl. Katz- und Bürgerlisten der Stadt Fulda, Seite 463, herausgegeben von Dr. J. Kartels). Der Platz oberhalb der Rittergasse, der heutige Bonifatius- platz, trug früher die Bezeichnung „Nächst der Residenz“. Hier stand ehemals die Burg der Grafen von Ziegenhain, der Schirmvogt des des Stiftes. Die Burg wurde im vierzehnten Jahrhundert abgebrochen, nachdem der letzte Vogt die Schirm- vogtei mit ihren nicht unbedeuten- den Einkünften im Jahre 1338 dem Abt von Fulda für 7100 Heller ab- getreten hatte. Aus dem Abbruch- material sollen die beiden Häuser am Bonifatiusplatz Nr. 5 (Witwe Kapp) und Nr. 6 (Installateur Herrmann*) erbaut worden sein.

In der Rittergasse lag auch das Wohnhaus des fürstlichen Hofbau- meisters Johannes Dienzhen- hofers, des bekannten Erbauers des Fuldaer Barock-Domes. Das Haus (auf obiger Zeichnung das zweite Gebäude von rechts), das sich durch Stil und Größe von seinen Nach- baren deutlich abhebt, ist noch heute in seiner ursprüng- lichen Gestalt erhalten. Dienzhenhofer erbaute es aus Baumaterialien, die bei dem Dom übrig geblieben und ihm vom Fürstbischöf überlassen worden waren. Bei seinem Weggang von Fulda veräußerte Dienzhenhofer das Hausgrundstück an den Hausvogt Großgebauer. In der Folgezeit war das Gebäude (vgl. Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert, 23. Ver- öffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, von Ver- messungsrat W. Festaedt) nacheinander im Besitz von Jörg Philipp Seng, Hofrat Weigel, Hofrath und Doktor von Schlereth. Am 25. 6.



1846 ging es im Wege der Erbfolge in das Eigentum von Louise und Kathinka von Schlereth über. Am 18. 7. 1851 besaß es Kathinka Meier, Tochter der Witwe des Landrats Meier zu Hünfeld, geborenen Louise von Schlereth. Heute ist das An- wesen im Besitz der Familie van Volgem. Laut Vertrag vom 4. 5. 1874 wurde der Garten hinter dem Hause von der Witwe des Feldwebels R. M. Schotte käuflich erworben.

Das Gebäude rechts neben dem ehemaligen Dienzhen- hoferschen Haus war um 1700 im Besitz der Witwe Abraham Schanzbach, am dann später in das

Eigentum des Franz Meyer, Christian Möl- ler, Georg Anton Molitor und Johannes Müller über. Von letzterem erwarb es am 4. 6. 1806 der Archibpedell Ludwig Uth, dessen Erben Cres- zentia Uth, verehelicht an Schneider Johannes Jobst, Rechnungsführer Valentin Uth, Buchdrucker Leonhard Uth und Altkar Michael Uth waren. Heute ist das Anwesen im Besitz des Schlossers Karl Remm.

Das Haus unterhalb des Dienzhenhoferschen Hauses besaß um 1700 der „Herr Johann Braun“. Von ihm erwarb es der Kellermeister Hans Caspar Hildmann (oder Heltmann). Als weitere Eigen- tümer folgten: Frau Cammerath Sengin, Camme- rath Seng, Franz Schultheis, Witwe Elisabeth Schultheis. Am 6. 11. 1829 wurde der Oberge- richtsregistrator Christian Budnich Eigentümer des Hauses. Von ihm ging es am 22. September 1858 in den Besitz des Sekretärs Franz Anton von Schlereth über. Am 23. 2. 1873 wird die Witwe des Feldwebels Karl Max Schotte, Franziska, geb. Bodt, Eigentümerin des Anwesens. Der heu- tige Eigentümer des Hausgrundstückes ist Bau- und Möbelschreiner Pius Röder.

Als Eigentümer des folgenden Hauses wird um 1700 Oberförster Valentin Saalek genannt. Die Witwe veräußert das Anwesen an Jakob Stadt- müller. Als nächste Eigentümer folgen: Stadt- schultheis Forster, Senator Bleischer, Camme- rath Dorn Erben, Hauptmann von Roth, Jo- hann Joseph Zwenger, Carl Wohlgemuth. Von dem letzteren kauften die Juden Simon Böler und Simon Lion das Anwesen für 1100 Gulden. Im Jahre 1837 wurde Adam Hütsch Eigentümer des Hausgrundstückes. Der Kaufpreis betrug 1500 Gul- den. Am 25. 7. 1844 erwarb es Caspar Sack- mann, um es bereits am 2. 9. 1845 an Johann Georg Sackmann weiter zu veräußern. Am 1. 4. 1852 wird der Schneider Adam Hütsch, am 6. 12. 1858 werden seine fünf Kinder Karoline, Adam, Jo- seph, Franz und Katharina Hütsch als Eigentümer in das Kataster eingetragen. Nachdem dann vorüber- gehend das Waisenhaus zu Fulda Eigentümerin des Hauses gewesen war, erwarb es am 30. 7. 1859 der Schreinermeister Jakob Goldbach. Heutige Be- sitzerin des Anwesens ist Witwe Maria Zeier.

Das letzte Haus links, das auf unserer Abbildung zu sehen ist, heute der Witwe Regina Rotowsky gehörig, stand um 1700 im Eigentum des Meisters Philipp Mox. Ihm folgten als Besitzer Johannes Mox und Gertrud und Sibilla Mox. Später ging das Haus in das Eigentum des Bedienten Franz Deuschle über. Dann war Nanette Kauf- holz Eigentümerin, die später den Förster zu Hasel- stein Gotthard Denner heiratete. Am 16. 9. 1866 erwarb Fabrikant Anton Born das Haus, um es 17. 1. 1870 an die ledige Nanni Wigel wei- ter zu veräußern.

Dr. A.

Hutzelsonntag im Fuldaer Land

Von Wilhelm Hauck*)

stehen wie Nebel in der windstillen Vorfrühlingsnacht über Dorf und Flur.

Ganz früher, nur noch den ältesten Dorfbewohnern bekannt, holte man sich auch ein glühendes Holzstück aus dem brennenden Hutzelfeuer, um damit den heimischen Herd aufs neue zu entzünden. Sind die Flammen völlig erloschen, dann ziehen die Jungen und Mädels ins Dorf zurück. Es wird lebendig in den Dorfgassen und vor den Haustüren — ein angenehmer Duft von frischgebackenen Kreppeln durchzieht das ganze Dorf. Das „Heischen“ geht jetzt los. Die fleißige Dorfjugend wird für ihr Bemühen um das Hutzelfeuer belohnt. Hutzeln gibt es heute kaum noch wie einst, da sie dem Hutzelsonntag ihren Namen gaben. Aber Eier, Kreppel, Speck und Wurst und andere gute Sachen aus ländlicher Wirtschaft, wohl auch eine Flasche Obstwein, finden dankbare Abnehmer. Zur Vorsorge haben die Jungen saubere Säcke oder Kopfkissenbezüge mitgebracht.

Die älteren Burschen lassen sich wohl auch die gespendeten Eier am selben Abend noch in einem gastfreundlichen Hause oder im Dorfwirtshaus als Rührei mit Speck in die große Pfanne schlagen, und es beginnt ein eifriges Schmausen. Dazu gehört aber auch der uralte Sang, in mancherlei Varianten, dem Sinne nach jedoch überall gleich in dem Bereich des ehemaligen Fürstentums Fulda:

Zom Ziljes, gaale Ärwes
mit Huizelbreech geschmälzt!
Dee Huizel senn geraode,
mit d'r decke Knoode,
mit d'r decke Huizelstiel,
wollt ihr ons kai Huizel gaa,
soll d'r Baum kai Bern meeh droaer,
drobe im Ferscht — hänge dee laange Werscht,
gaa dons dee lange — dee koerze loaßt hange.
Im Schoernstei — hänge dee fädde Säuibei,
henge in d'r Scheuer — stett en Kuerb vohl Eier,
gaad ons dee frische — des fuille loaßt wische — . . .
Foaset hie — Foaset här — gaad ons dee bäsde Huizel
här . . .

Es gibt da vielerlei Texte, jede Gegend oder sogar jedes Dorf hat seine besonderen Weisen.

Nach dem ersten Weltkrieg wurden 4000 alte, vor 1900 erlassene Polizeiverordnungen in Preußen aufgehoben, darunter befand sich auch das Polizeiverbot der sogenannten „Hutzelfeuer“ im Fuldaer Land. In alten Fuldaer Amtsblätter wurde, etwa bis zum Jahre 1870, regelmäßig vor dem ersten Sonntag in der Fastenzeit, diese Polizeiverordnung bekanntgegeben: „Das Abbrennen sogenannter Hutzelfeuer am 1. Sonntag in der Fastenzeit wird wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten. Die Ortsgendarmerie ist angewiesen, jede Zuwiderhandlung zur Anzeige zu bringen, das Verbot ist auf dem Lande in ortsüblicher Weise bekanntzumachen . . .“

Dieses Polizeiverbot, das bis zum Jahre 1918 zu Recht bestand, hatte dem uralten Brauch im Fuldaer Land fast den Garaus gemacht. Um die Jahrhundertwende lohten nur noch wenige Hutzelfeuer am Abend des ersten Fastensonntags. Die Kriegsjahre 1914–1918 brachten einen weiteren Niedergang des aus grauer Vorzeit stammenden Brauchs. Nur wenige Gemeinden hielten an der alten Überlieferung fest. Der alte Brauch war also im Schwinden, aber die Neuzeit hatte nichts Gleichwertiges als Ersatz zu bieten.

Erst in den Jahren, die dem ersten Weltkrieg folgten, als die Heimat sozusagen aufs neue entdeckt wurde, feierte auch das Hutzelfeuer im fuldischen Lande seine Wiedergeburt. Das lebhaft einsetzende Interesse für heimatliches Brauchtum ließ auch die Hutzelfeuer wieder zahlreicher aufleuchten, und heute gibt es keine Gemeinde im Fuldaer Land, und sei sie noch so klein, deren Jugend nicht begeistert die Hutzelfeuer wieder aufleuchten läßt zur Begrüßung des Frühlings.

Den Sieg des Lichtes über die Nacht des Winters kündigen diese Hutzelfeuer. Derselbe Brauch findet sich am ersten Fastensonntag auch in dem Bergelände der „Rauhen alb“, im fernen Schwaben, das Schwingen der „Bläsen“, die Hagelräder und schließlich das Feuer selbst — alles spielt sich zur gleichen Zeit so ab, wie im Fuldaer Lande.

Sehen wir uns nun den alten Brauch des Hutzelfeuers im Fuldaer Land näher an: Nach den Vormittagsgottesdiensten beginnt die Dorfjugend, das schon viele Wochen vor dem Hutzelsonntag gesammelte Holz und anderes brennbares Material kunstgerecht aufzubauen. Es geht nicht ohne den Rat der Alten, denn der Scheiterhaufen muß so aufgebaut werden, daß er weder in sich zusammenfällt noch nach außen das Übergewicht bekommt. Aus der Mitte des Holzhaufens ragt eine lange Stange, evtl. eine Fichte oder nur ein Strohbündel, in manchen Gegenden ist auch eine Strohpuppe an der Stange befestigt. Dieser Popanz wird als Symbol des überwundenen Todes, der Nacht oder des Teufels selbst gedeutet.

Das Treiben der Jugend hat den ganzen Sonntag mit kurzen Unterbrechungen gewährt. Immer aber bleiben

einige Jungen als „Wache“ zurück, damit nicht von „Feinden“ aus Nachbargemeinden der Holzstoß auseinandergerissen und umhergeworfen wird, ja, es ist auch schon vorgekommen, daß in unbewachten Augenblicken ein ganzer Holzstoß geraubt worden ist — dafür loderte dann am Abend irgendwo in der Nachbarschaft ein außergewöhnlich großes Hutzelfeuer zum nächtlichen Himmel. Die „Beraubten“ müssen sich dann mit einem in aller Eile zusammengetragenen Holzstoß begnügen und schwören ihren „Feinden“ bittere Rache.

Wenn dann endlich die Mondsichel leuchtender am violetten Abendhimmel steht, und die Nacht ringsum die Silhouetten verwischt — dann leuchten plötzlich die ersten Feuer auf. Aber es sind noch nicht die eigentlichen Hutzelfeuer, wohl schlagen die Flammen hoch zum Himmel und die Funken sprühen — doch es ist sozusagen nur ein Scheinmanöver, es sind nur „Lockfeuer“, die Nachbarn sollen gereizt werden, mit ihrem Hutzelfeuer herauszurücken; das eigene Hutzelfeuer brennt noch nicht, der Nachbar soll durch die Größe und Höhe der lodernen Flammen übertrumpft werden, und jeder möchte am liebsten „sein“ Feuer bis zuletzt aufheben, wenn die anderen Feuer schon am Zusammenfallen sind. Das gegenseitige Reizen und das Geplänkel ist höchst interessant für die Beteiligten und auch für die aufmerksamen Beobachter.

Endlich flammen alle Hutzelfeuer rings auf den Höhen und Hügeln des Fuldaer Landes auf. So mögen sich wohl in altersgrauen Zeiten die Dörfer verständig haben, wenn raubende Horden das Land unsicher machten.

Zum Hutzelfeuer gehörte unbedingt auch das Schwingen der „Bläsen“. Es sind lange, brennende Stangen, die an ihrem oberen Ende wohl auch mit Stroh umwickelt werden, der besseren Leuchtkraft wegen. Wundervoll sieht es aus, wenn diese Bläsen in tollem Wirbel, sichtbar im Dunkel, tanzen und die Form feuriger Kreise annehmen. Es geht nicht lautlos dabei zu, im Gegenteil, die Jugend macht mit der eigenen Stimme und mit allen möglichen Instrumenten, Blechdeckeln usw., einen richtigen „Krach“.

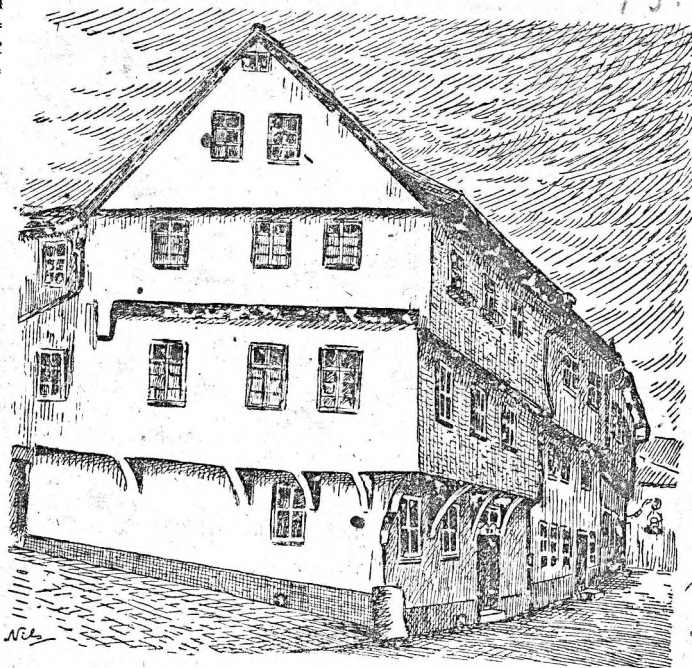
Leider sind die „Hagelräder“ (Hagelräder) oder Hutzelfeuer seltener geworden. Das Loslassen dieser feurigen Räder, die Abhänge herunter, ist mit einer gewissen Feuersgefahr verbunden, und wohl hauptsächlich aus diesem Grunde ist man davon abgekommen. Alte Wagenräder, Faßreifen und dergleichen wurden mit Stroh umwickelt und brennend die Abhänge hinuntergerollt. Der Acker, über den ein solches Rad sauste, galt als besonders fruchttragend im kommenden ländlichen Jahr. Auch war er durch das Hagelrad gefeit gegen Hagelschlag und Ungewitter, die Dämonen waren verscheucht für das kommende Jahr.

Wenn der Holzstoß hell zum Himmel lodert, tanzt die Jugend um das Feuer, auch in allerlei Verkleidungen; die bösen Geister des Winters müssen verscheucht werden. Langsam sinken die Hutzelfeuer zusammen, es prasselt und knistert, die Funken sprühen, die Rauchschwaden

Anmerkung: Entnommen dem im Verlag Parzeller & Co., Fulda, erschienenen Buch von Wilhelm Hauck (†) „Hutzelfeuer-Funken“.

In der ehemaligen Rotlöwengasse / Ein malerisches Motiv aus der Pfandhausstraße

Das Eckhaus Nr. 14 in der Pfandhausstraße, das in der nebenstehenden Zeichnung wiedergegeben ist, dürfte zu den ältesten Fachwerkhäusern des idyllischen Viertels zählen, dem der Fuldaer Heimatschriftsteller Wilhelm Hauck in seinem Werk „Aus stillen Gassen“ ein schönes Denkmal gesetzt hat. Leider ist heute von dem Fachwerk des Hauses nichts mehr zu sehen, da seine Vorderseite mit Schindeln verkleidet wurde und die übrigen Wände unter Putz gelegt worden sind. Um 1700 gehörte das Anwesen, das in dem Kataster mit einem Steuertagwert von 8 Gulden zu Buche stand, dem Bürger Albert Schmidt (vergl. Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert von A. Zestadt). Von dessen Witwe ging das Eigentum auf Ignaz Albin über. Nachdem es eine Zeitlang der Bürger Conrad Küster befehlen hatte, kaufte es später der Hofrath Herr Ritter. Von diesem erwarb es Valentin Koch. Im Jahre 1814 kaufte Registrator Bollmar das Hausgrundstück. Sein Designachfolger war Joseph Kamps. Von diesem ging es im Jahre



1825 an den Inspektor Lange über. Am 22. 1. 1850 erwarb die Witwe des Hofrathes Dr. Ferdinand Pfennigkäufer, Sophie geb. Lange, das Anwesen. Sie veräußerte es am 27. 6. 1881 an den Käufer Joseph Diegelmann. Als nachgeborener Sohn eines wohlhabenden Bauern aus Büchenberg war dieser mit 35 Jahren nach Fulda gekommen. Mehrere Jahrzehnte stand er als Käufer im Dienste der bekannten Fuldaer Wein-

handelsfirma Joseph Schmitt. Ueber 50 Jahre seines Lebens verbrachte Joseph Diegelmann, der ein Alter von 87 Jahren erreichte, in seiner Wahlheimat Fulda, wo er im Jahre 1933 starb. Wenige Jahre vorher (1928) übernahm sein Sohn, Buchhändler Karl Diegelmann, das Anwesen, in dessen Besitz es sich noch heute befindet.

Eigentümer des rechtsanstoßenden Hauses (Pfandhausstr. Nr. 12) waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts Hans Reiten Erben. In der Folgezeit ging das Eigentum auf Johannes Wingenfeld über. Ihm folgten im Besitz: Philipp Thomas, Valentin Koch, Cammerlacker Rüttger. Dessen Kinder veräußerten das Anwesen im Jahre 1832 an den Schuhmacher Heinrich Braun. Heute ist Malermeister Wald Eigentümer des Hauses.

Das nächste Grundstück (Pfandhausstraße Nr. 10), das auf unserer Zeichnung zu sehen ist, gehörte um 1700 der Witwe Ludwig Gilles. Es bestand damals aus Haus, Hof, Stallung und zwei Kellern. Das Ganze war mit einem Steuertagwert von 10 Gulden veranschlagt. Von der Witwe Gilles erwarb es der Sekretarius Anton Gnaden. In den folgenden Jahrzehnten waren Eigentümer des Anwesens Jörg Joseph Dissenbach, Martin Portier, Michel Bed Gottfried Schramm, Friedrich Hepp, Wilhelm Greisler, Johann Niklas Menzel und Ehrhard Niklas Hartmann. Am 14. 3. 1843 erstand der Kaufmann Joseph Alfermann das Anwesen. Zur Zeit ist Gastwirt Johannes Welsch Eigentümer des Hauses.

Dr. A.

In memoriam Ernst Kramer

Am 7. Mai 1993 starb in den Städtischen Kliniken zu Fulda im Alter von 84 Jahren Dipl.-Ing. und Regierungsbaurat a. D. Ernst Kramer, Kulturpreisträger der Stadt Fulda. „Da ist einer gegangen, der in seiner unverwechselbaren Art nicht wiederkommen wird“ (Todesanzeige). Als Architekt, Kunstforscher, Barock- und Porzellanexperte, Schriftsteller und Kritiker hat sich Ernst Kramer große Verdienste, vor allem um seine Vaterstadt Fulda erworben.

Hier wurde er am 31. Oktober 1909 im Stammhaus Kramer am Peterstor (später Helmke, abgerissen) geboren. Sein Großvater, Baumeister Adam Kramer (gestorben 1885), hatte am Kölner Dombau mitgearbeitet und später in Fulda das Bahnhofsgebäude, das Postgebäude und das Lehrerseminar erbaut, die alle leider nicht mehr vorhanden sind. Sein Vater, Baumeister Ernst Kramer sr., hatte am Städel-Institut in Frankfurt/Main und an der Technischen Hochschule in Stuttgart studiert und war der Erbauer der Fuldaer Christuskirche, des Reichsbankgebäudes, der Marienschule, der Horaser Bonifatiuskirche und der Kirchen in Jossa und Magdlos. Er starb schon 1915, als sein Sohn Ernst gerade in die Volksschule eintrat. Die Mutter war Maria geb. Fritz. Eine Schwester seines Vaters war die 1955 im hohen Alter verstorbene ehemalige Generaloberin (1929–48) der Fuldaer Vinzentinerinnen, Mutter Josefine Kramer.

Von 1919 bis 1928 besuchte Ernst Kramer die Fuldaer Oberrealschule am Heinrich-von-Bibra-Platz und im Stadtschloß. Nach dem Abitur folgte ein vierjähriges Studium des Bauwesens einschließlich Bau- und Kunstgeschichte an den technischen Hochschulen in München, Dresden und Berlin. In Berlin waren die Professoren Krenker, Janssen und Tesse-now seine Lehrer. 1932 schloß er sein Studium als Diplomingenieur ab und trat als Referendar in die



Ernst Kramer im Alter von etwa 75 Jahren.

Bilder und Texte: E. Sturm

preußische Staatshochbauverwaltung ein. Beim Fuldaer Staatshochbauamt war er u. a. auch beim Umbau der Michaelskirche und bei den Domplatzausgrabungen unter Prof. Vonderau beteiligt. Es folgten Anstellungen beim Stadtbauamt Fulda, beim Heeresbauamt Würzburg, bei der preußischen Bau- und Finanzdirektion in Berlin und bei der preußischen Regierung in Potsdam. 1936 wurde er zum Regierungsbaumeister ernannt. 1936–39 war er Mitarbeiter des Amtes „Schönheit der Arbeit“ unter Prof. Albert Speer. 1939 erfolgte nach Kriegsbeginn die Einberufung zum Wehrdienst, der ihn nach Frankreich, Polen und Rußland führte. Nach einer Kriegsverletzung mit Lazarett-aufenthalt in Lemberg und Gleiwitz wurde er zur Heeresbauverwaltung des Wehrkreises III (Berlin) und dann des Wehrkreises XXI (Lodz) abkommandiert. 1944 wurde er zum Regierungsbaurat ernannt. Bei der Deutschen Wehrmacht besaß er zuletzt Majorsrang. Aus der amerikanischen Gefangenschaft im Lager Bad Aibling wurde er schon am 19. 6. 1945 entlassen, so daß er in seine Heimatstadt zurückkehren konnte. Hier verfuhr man wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP und in der Reichskammer der Bildenden Künste weniger glimpflich mit ihm, und die Spruchkammer belegte ihn mit Arbeitsverbot, was ihn schwer traf. War doch seine steile Karriere in der NS-Zeit weniger aus einer echten Begeisterung für die von ihm kaum durchschaute NS-Ideologie erwachsen als vielmehr aus seiner Freude am Bauen und Gestalten, seinem Können und seinen charmanten menschlichen Umgangsformen.

Da eine Übernahme in den Dienst des Staats oder der Stadt Fulda nicht in Frage kam, gründete er ein Architekturbüro und wurde freischaffender Architekt. Diese Entwicklung kann man rückblickend sicher als positiv bewerten, da sie ihm seine Unabhängigkeit bewahrte. Eine seiner frühen Arbeiten ist die Gedenk-

kapelle der Normannsteiner unweit der Maulkuppe in der Rhön (1948). Er plante und leitete u. a. den Wiederaufbau von Fachwerk- und Barockhäusern. Allmählich wurde er zum „Barockexperten“, dessen kritisches Urteil gesucht und gefürchtet war. Auch die Stadt Fulda konnte auf seinen Rat und seine Mitarbeit nicht auf Dauer verzichten. So holte ihn der damalige Oberbürgermeister Dr. Alfred Dregger für die Wiederherstellung der Privat- und Repräsentationsräume der Fuldaer Fürstbischöfe im Nordflügel des Stadtschlosses (sog. Spiegelsäle) und des Fürstensaales. Es war dies ein Auftrag, den er zusammen mit Restaurator Gisbert Seng glänzend löste (1962–76). Eine zweite große Herausforderung war die Sanierung und Neugestaltung des Alten Rathauses (1968–70).

Bei diesen Aufgaben kam ihm seine ausgezeichnete Kenntnis von Archiven und Museen zugute. Derartige Kenntnisse hatte er sich auf ausgedehnten Studienreisen bis nach Rom, Paris, London, Leningrad und Moskau erworben. Mit viel Spürsinn konnte er auf Auktionen und Flohmärkten fuldisches Kulturgut, besonders Fuldaer Porzellan und Fayence, entdecken und zurückerwerben. So wurde er zum „Porzellanexperten“ mit internationalem Ruf und zum Erforscher der Fuldaer Porzellanmanufaktur. Der Handel mit Porzellan und Antiquitäten sicherte ihm auch seine finanzielle Unabhängigkeit.

Lang ist die Liste seiner heimat- und kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen, die bis zum Jahre 1984 auch gedruckt vorliegt. Eine fertige Arbeit für die infolge der Zeitumstände und den Tod des Themenstellers (Prof. Krenker) nicht erfolgte Promotion konnte er in der Reihe „Studien zur Deutschen Kunstgeschichte“ (Band 313, Straßburg 1957) herausgeben. Es handelt sich um eine historische und baugeschicht-



Ernst Kramer mit dem schwedischen König Gustav Adolf VI. vor dem Fuldaer Dom am 12. 4. 1968.



Das 1965 abgerissene Stammhaus Kramer (später Helmke) am Peterstor. Die Figur des Knaben mit einem Schwan wurde von Ernst Kramer sr. kurz vor der Geburt seines Sohnes im Jahre 1909 aufgestellt. Sie befindet sich heute im Garten des Hauses Helmke in der Kreuzbergstraße.

liche Untersuchung zum Thema „Kreuzweg und Kalvarienberg“.

Daneben führte Ernst Kramer eine umfangreiche Korrespondenz. Er war im Ursinn des Wortes ein „politischer Mensch“, der sich engagiert mit den öffentlichen Dingen befaßte und der die bauliche Entwicklung seiner Vaterstadt bis zur Verkehrsplanung kritisch verfolgte (Domplatzgestaltung, Schloßtheaterbau, Parkprobleme, Fußgängerzonen, Umgehungsstraßen u. a.). Bekannt ist sein „Schürzenkrieg“ von 1979 um die farbliche Gestaltung der Fensterbrüstungsfelder barocker Gebäude. Der Stil seiner Leserbriefe war oft sarkastisch-spitz, häufig barock-verästelt und immer elegant. Er schuf sich dadurch manche Gegner bei staatlichen, städtischen und kirchlichen Stellen sowie bei der Presse. So hat er vorübergehend auch seine Kirche verlassen, für deren Kunst und Liturgie er sich echt begeistern konnte, an deren Vertretern er aber manchmal litt.

Es sei nicht vergessen, daß Ernst Kramer in zahlreichen temperamentvollen Vorträgen sowie Dom- und Stadtführungen – auch für hochgestellte Persönlichkeiten, z. B. den König von Schweden – sein umfangreiches Wissen unter Beweis stellte. Im Jahre 1953 wurde er wissenschaftliches Mitglied in zahlreichen historischen und künstlerischen Vereinigungen, besonders der Gesellschaft der Keramikfreunde. Am 10. Mai 1976 wurde ihm der Kulturpreis der Stadt Fulda verliehen.

Eine Gehbehinderung zwang ihn ab 1979, sich allmählich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Als „Privatgelehrter“ lebte er in seiner Klausur, dem Dachgeschoß seines Hauses Marienstraße 3, inmitten von Büchern, Aktenordnern, Manuskripten, Bildern und Antiquitäten. Leider war es ihm in jüngeren Jahren nicht vergönnt, eine Ehe und Familie zu gründen. Seine Betreuung hatte Frau Hilde Rogoll übernommen, die leider schon 1983 verstarb. Ihre Nachfolgerin wurde die im Haus wohnende Frau Irmgard Schäfer, die er 1986 heiratete.

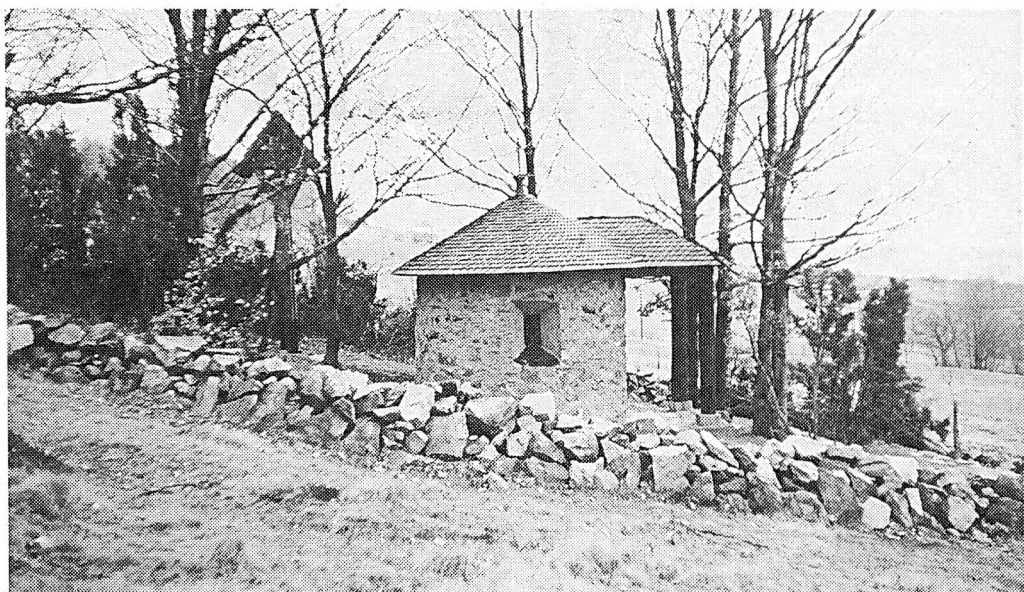
Zur Besetzung des Ruhrgebietes

Die aufschlußreiche Arbeit von Dr. Berge in den Buchenblättern (Nr. 8, 1993) „Fuldaer Reaktionen auf die Besetzung des Ruhrgebietes im Jahre 1923“ erweckt eigene Jugenderinnerungen an die damalige Schülerzeit in meiner Heimatstadt Kassel. Damals kamen viele ausgewiesene Bewohner des Ruhrgebietes auch nach Nordhessen, und die Jugendlichen wurden für den Unterricht verschiedenen Schulen zugeteilt. So wurde aus Schülern der beiden Untertertien, zu denen auch ich gehörte, und den Jungen aus dem Ruhrgebiet eine dritte Klasse gebildet. Gemeinsam haben wir uns damals an den Haus- und Straßensammlungen für die Rhein- und Ruhrhilfe beteiligt und waren auch bei den „Deutschen Abenden und Tagen“ dabei. Alle diese Veranstaltungen sowie die Schulfest am Verfassungstag (11. August) waren Proteste gegen das Versailler Diktat und die Ruhrbesetzung, und waren, aus heutiger Sicht betrachtet, überladen mit „nationalistischen“ Parolen.

Große Sorge bereitete in jenen Wochen und Monaten den Einheimischen und den Ausgewiesenen die sprunghaft steigende Inflation. Wenn Vater mit dem Gehalt, meistens Notgeld, das auch in Kassel gedruckt wurde, in der Mittagszeit nach Hause kam, gingen Mutter und ich schnell zum Einkauf der knappen Lebensmittel, denn am Tag darauf waren die Inflationspreise schon wieder gestiegen.

Die deutsche Regierung konnte den verkündeten „Passiven Widerstand“ nicht lange durchhalten. Die Situation wurde aber erst besser, leider jedoch nur für kurze Zeit, als Ende 1923 die Inflation mit der Einführung der Rentenmark beendet wurde und als Poincaré, der als französischer Ministerpräsident und Außenminister die Besetzung des Ruhrgebietes veranlaßt hatte, 1925 durch Briand ersetzt wurde, der eine Verständigung mit Deutschland erstrebte und mit dem deutschen Außenminister Stresemann die sogenannte „Locarnopolitik“ einleitete. Beide Politiker erhielten für diese vernünftige Zielsetzung 1926 den Friedensnobelpreis.

Hautnah hat meine Frau als junges Mädchen in Dortmund diese schlimme Zeit erlebt. Nur 300 Meter von der Wohnung der Eltern entfernt war ein Gymnasium zur französischen Kaserne geworden. Im ganzen Ruhrgebiet gab es damals keine Kasernen; diese wur-



Normannsteiner Kapelle an der Maulkuppe. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich die Normannsteiner im Fuldaer Land wieder zusammengefunden. Zum Gedächtnis an ihre gefallenen Freunde haben sie diese Kapelle errichtet, wo auch Gottesdienste stattfinden.
Text und Bild: privat

Ich selbst fand nach der Beschlagnahme unseres Eigenheims am Wynberg durch die amerikanischen Besatzungstruppen und siebenmaligem Umzug mit meiner Familie in seinem Haus eine vorübergehende Bleibe während meines Studiums, meiner Priesterweihe und Primiz. Über vierzig Jahre durfte ich bis in seine letzten Lebenstage sein Interesse an meiner Arbeit und seine uneigennützigte Hilfe dankbar erfahren.

Bis zuletzt geistig rege und redengewandt, starb er im Frieden mit seiner Kirche am 7. Mai 1993. Am 12. Mai wurde er nach dem Requiem im Hochchor des Domes im Kramerschen Familiengrab auf dem Fuldaer Zentralfriedhof beigesetzt. Es bleibt die Erinnerung an eine intelligente und liebenswerte Persönlichkeit und die Hoffnung, daß sein umfangreiches Privatarchiv in seinem Sinn genutzt wird und der Fuldaer Kunstgeschichte dient.
Pfarrer Erwin Sturm

Literatur: Fulda informiert. Dokumentationen zur Stadtgeschichte Nr. 7 (1985) (Kulturpreisverleihung, Katalog der Publikationen, Federzeichnungen) – Kramers, Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde e. V. Düsseldorf. Heft 86 (1979), Verzeichnis der Publikationen (auch Sonderdruck) – Fuldaer Geschichtsblätter 1976, S. 129 (Kulturpreisverleihung) – Buchenblätter 1974, S. 65 (Willms) – Sturm, Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Fulda (1984), S. 1105 (Künstlerverzeichnis).

Zum folgenden Beitrag (S. 103):

Athanasius Kircher



Athanasius Kircher im 53. Lebensjahr (1655). Er beschäftigte sich eingehend mit dem Bau von Sonnenuhren (vgl. folgenden Text).

Nachtrag: Schlageter

Das von F. Gräser erwähnte Schlageterdenkmal wurde am 28. Mai 1933 eingeweiht (Feier der NSDAP). Auch auf der Dalherdaer Kuppe befand sich ein Schlageterdenkstein, errichtet 1927 vom Jungdeutschen Orden. Gedenkfeiern des Jungdeutschen Ordens und des Stahlhelms waren am 25. und 26. Mai 1933 auf der Dalherdaer Kuppe. Auch in einigen anderen Verbänden und Vereinen wurden zum zehnten Todestag Schlageters Gedenkfeiern im Fuldaer Land (z. B. Kleinhelligkreuz) durchgeführt (vgl. Berichte in der Fuld. Ztg. vom 27. 5. bis 2. 6. – Bild- und 25. 6. 1933).
Otto Berge

Johannesberg, die alte Propstei vor unseren Toren

Eine Erinnerung an die Glanzzeit des Fuldaer Barocks

Mehrfach schon hat der Fuldaer Heimatbund in diesem Jahre Führungen durch bau- und kunstgeschichtlich bedeutsame Gebäude unserer Barockstadt veranstaltet. Am vergangenen Wochenende fand unter der sachverständigen Leitung von Baurat Schallenberg wiederum eine kunstwissenschaftliche Führung statt, deren Ziel diesmal die südlich Fuldas gelegene ehemalige Propstei Johannesberg war. Vom Treffpunkt am Adolf-Hitler-Platz wanderten die etwa 20 Teil-

Spieler war, sondern einen höchst praktischen Zweck erfüllen sollte, indem sie nämlich die Pferdefuhrwerke zwang, beim Passieren der Brücken ein langsames Tempo anzuschlagen. Unter den damaligen Verhältnissen diente ein solcher Zwang der Erhöhung der Verkehrssicherheit. Daß im Zeitalter der Autos diese gewinnte Linienführung die umgekehrte Wirkung haben würde, konnte man vor 200 Jahren nicht voraussehen.

Als man nach gemächlicher Wanderung durch Felder und Wiesen am Ziel Johannesberg angekommen war, gab Baurat Schallenberg einen kurzen historischen Überblick über die Geschichte der Propstei und des ursprünglich damit verbundenen Klosters. Man hörte, daß die jetzige Dorfkirche im 16., vielleicht sogar bereits Ende des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Aber schon in karolingischer Zeit stand hier ein Gotteshaus, das im Jahr 811 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird. An diese Zeit erinnern in der jetzigen Kirche noch Reste eines frühromanischen Triumphbogens in der Sakristei, unter der sich vermutlich auch noch Reste einer karolingischen Krypta befinden. Das Portal der Kirche stammt aus der spätromanischen Zeit, die Fenster über dem Portal gehören der frühgotischen Epoche an, während die Schallöffnungen am Turm wiederum romanischen Stil zeigen. An die älteste Kirche erinnert noch eine links neben dem Portal eingelassene Grabplatte mit lateinischer Inschrift, die aus dem Jahr 1000 stammt. Auch die alttümliche Turmstube mit Resten kunstgeschichtlich sehr interessanter frühgotischer Malereien ist ein Zeuge aus alter Zeit.

Der Innenraum der Kirche, der 1686 von dem Propst Bonifazius von Busch wesentlich umgestaltet wurde, ist gotisch, während die Ausstattung im Stile der Renaissance und des Barock gehalten ist. Als besonders sehenswert sei die auf der rechten Seite vom Eingang aus gelegene Quirinus-Kapelle mit Gemälden des bekannten Fuldaer Malers Emanuel Wollhaupter erwähnt. Sehr interessant sind auch vier ins Grotteske hinüberspielende gotische Plastiken, die die vier Evangelisten darstellen. Im ganzen betrachtet, ist die Wirkung des Innenraums der Kirche recht eindrucksvoll, wenn auch die bei einer späteren Renovierung in Decke und Gewölbe hereingekommene Buntheit der Farben als verfehlt erscheint.

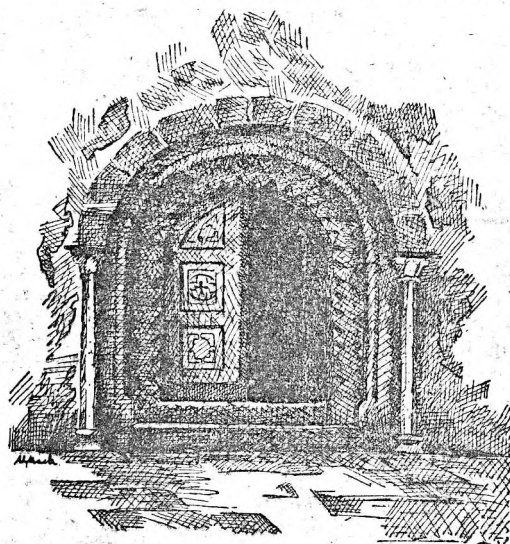
Die übrigen weitläufigen Gebäude der ehemaligen Propstei Johannesberg, vor allem der repräsentative rote Bau (heute Wohnung des Domänenpächters) wurden in der Hauptsache von dem baufreudigen Propst

Konrad von Mengersen in den Jahren 1732/36 errichtet, dessen Wappen man auf Schritt und Tritt begegnet. In Hand der alten Pläne und Zeichnungen unterrichtete der Leiter der Führung die Teilnehmer über die Anlage, wie sie ursprünglich geplant war und wie sie später ausgeführt wurde. Leider ist durch Unverstand späterer Zeiten die Schönheit und Harmonie der Anlage stark beeinträchtigt worden. Man denke nur an das vollkommen stillos zwischen die alten Barockbauten eingezwängte Pfarrhaus und an die häßlichen Holzschuppen, die die schöne, den Garten abgrenzende Barockballustrade größtenteils verdecken.

Dank der freundlichen Erlaubnis der Hausherrin durften die Teilnehmer auch einen Blick in das Innere des roten Hauses werfen, in dem vor allem der im ersten Stockwerk gelegene studierte Saal mit einem prächtigen Deckengemälde von Wollhaupter und einem lebensgroßen Bildnis des Propstes von Mengersen bemerkenswert ist. Von dem Saal aus hat man einen einzigartigen Blick auf Fulda und die Rhön.

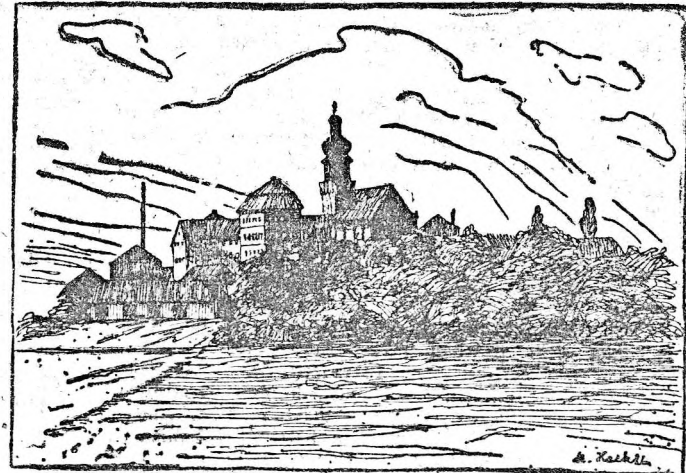
Ein Rundgang durch den mit zahlreichen Plastiken ausgestatteten Garten, dessen ursprüngliche Anlage heute noch deutlich zu erkennen ist, beendete den Besuch in Johannesberg, der für die Teilnehmer außerordentlich anregend und lehrreich war. Möge er, wie auch die anderen Führungen, dazu beigetragen haben, das Interesse für unsere heimischen Kunstidentitäten zu vertiefen und dem Fuldaer Heimatbund neue Freunde zu gewinnen.

Dr. A.



Portal der Johannesberger Kirche

nehmer und Teilnehmerinnen durch die Johannisstraße, wo ein Experte der Wappenkunde auf das an der alten Walkmühle (heute Haus Nr. 1) angebrachte steinerne Zunfttrappen der Wollweber aus dem Jahre 1518 aufmerksam machte, zur Hornungsbrücke. Dieses Bauwerk, das wie auch seine Schwestern, die Kohlhäuser- und die Böschensbrücke, am Anfang des 18. Jahrhunderts unter Fürstabt Adalbert von Schleifras erbaut wurde, gab der Führung Gelegenheit zu einem kleinen Privatissimum über Brückenbau im Zeitalter des Fuldaer Barock. Es gibt wohl wenig Brücken in Deutschland, die so ungemein geschickt in die Landschaft hineingestellt und gleichzeitig auch vom bautechnischen Gesichtspunkt so hervorragend gestaltet sind wie diese drei Fuldaer Barockbrücken. Sie können heute noch jedem Brückenbauer als Vorbild dienen. Eine besondere Eigentümlichkeit der drei genannten Brücken ist ihre gekrümmte Linienführung, die durchaus kein Einfall barocker



Blick auf Johannesberg

Jüdische Gemeinde Uttrichshausen

Von Michael Mott / Fulda

In früheren Zeiten hatten die Juden einen besonderen Status. So besaßen die „schutzverwandten“ Juden kein Bürgerrecht, durften keine öffentlichen Ämter bekleiden, keine zünftigen Handwerke und keine den Gilden zustehende Kaufmannschaft treiben. Auch waren sie zahlreichen gesetzlichen Nachteilen unterworfen. Ihre Religion konnten sie, wie es scheint, ungehindert ausüben und sich in friedlichen Zeiten dem Ausbau ihrer Gemeinden widmen. Bestimmungen darüber wurden schon im 16. Jahrhundert auf den Judenlandtagen getroffen.

Zahlreiche Verfolgungen mußten aber die Juden auch schon zu früheren Zeiten erdulden. Sie gehörten zu den bevorzugten Opfern von blindem Religionsfa-



Die ehemalige Synagoge und das spätere „Rathaus“ in Heubach. Die rechte Haushälfte bestand aus einem großen hohen Raum, wo die Synagoge untergebracht war. Unten links befand sich der Schulraum, darüber die Wohnung des Rabbiners. Im Keller des Gebäudes war das sog. Frauenbad eingerichtet, dessen Wasserversorgung über eine unterirdische Holzröhrenleitung vom sog. „Janne-Brunnen“ am Heubach erfolgte.

Bei den beiden Personen auf dem Foto von 1983 handelt es sich um die Israelis Michael Bernay und Sohn. Michael Bernay wanderte 1929 aus und war seit 54 Jahren erstmals wieder in Heubach. Seine Mutter war Frieda Katz aus dem benachbarten Uttrichshausen. Deren Urgroßmutter väterlicherseits war Sara Stern von Heubach, die den Viehhändler Moses Katz heiratete. Vor Errichtung dieser Synagoge (Anfang des 19. Jahrhunderts) verrichtete man im Haus Nr. 17 die religiösen Übungen. Auch dieses alte Gebäude in der Frankenstraße 1 – mit dem früheren Hausnamen „Salms“ – ist noch erhalten und dient heute als Wohnung. Foto: Michael Mott

natismus. Aus Fuldaer Sicht ist hier besonders die „Ritualmordlüge“ von 1235 zu erwähnen. Damals waren in Fulda 34 Juden getötet worden. In einer nachfolgenden Revision durch Kaiser Friedrich II. stellte man deren Unschuld fest. Zum Schutz der Juden wurden von der sie aufnehmenden Herrschaft Schutzbriefe erteilt, wofür ein sogenanntes Schutzgeld entrichtet werden mußte.

In unterschiedlichen Abständen gab es neue Juden-Ordnungen, die eine Vielzahl von Geboten und Verboten beinhalteten. So z. B. 1539 das Verbot der Christentümlästerei, die „Disputation“ über religiöse Fragen, das Gebot, keinen Wucher zu treiben (sie „sollen alle ihre Handel aufrichtig treiben, mit keynem ungebührlichen Handel oder Vinantzen umgehen“), Verbot der Beamtenbestechung, bei Todesstrafe Verbot der geschlechtlichen Beziehungen mit Christen u. a. mehr. In den Herrschaftsbereichen existierten unterschiedliche Bestimmungen, einer der Gründe der häufigen Wohnungswechsel.

Im 18. Jahrhundert brachte der Einfluß der Aufklärung eine Verbesserung der Lage der Juden. Im „Emanzipationsedikt“ des Großherzogs Carl von Dalberg vom 5. Januar 1813 wurden die Juden aufgefordert, sich freizukaufen, d. h. eine hohe Ablösesumme zu entrichten, um gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten wie die Christen genießen zu können. Doch dieser Zustand ist damals und auch später nie erreicht und immer wieder durch Sonderbestimmungen unterlaufen worden. In Uttrichshausen treten jüdische Einwohner zuerst bei den Herrschaftsstreitig-

keiten zwischen Hanau und Fulda auf. So beschwert sich 1633 Fulda, daß Graf Grauen Albrecht den Juden „Geleit“ anzuordnen befohlen hätte, und 1641 bei der Einführung eines neuen Judenkolles durch den Hanauer Grafen. 1734 kaufte der „Jud mosch“ ein Haus vom „Süssel Jud“. Ein „bettel Jud“, der 1738 aus der Burg gewiesen, weil er „nichts nützig“ gewesen sei, werde in der Gemeinde geduldet, so lautet eine Beschwerde. Auch seien die Juden in der Burg (sowie der fuldische Lehnshultheiß) unlängst in Schwarzenfels bestraft worden, weil sie die Geisgelder nicht dorthin entrichtet hätten, die Gelder gehörten jedoch ins hiesige Schloß. Ein anderer „Betteljud“, wegen seines liederlichen Lebens vor drei Jahren aus der Burg weggeschafft, lebe noch in der Gemeinde und würde kein Schutzgeld etc. geben. Noch 1741 war die Angelegenheit nicht geklärt, denn die Juden, so der Bericht, würden, kaum wären sie aus der Burg gewiesen, mit Einverständnis des Schwarzenfelder Amtmannes vom Schulmeister aufgenommen, so auch welche, die vom Amt Weyhers weggejagt wurden. Dies verstoße nicht nur gegen den Rezeß, sondern auch gegen die vom Landgrafen erlassene Judenordnung. Es seien nun schon fünf Juden ins Dorf aufgenommen, von denen keiner etwas geben würde. Einer sei von der Frau gegangen und diese sitze nun als „Witwe“ bei ihrem Vater.

Vom Amt Schwarzenfels ergeht 1750 an die hiesigen Juden im Dorf und in der Burg der Befehl, bei 20 Rtlr. Strafe, nicht in Fulda ihr Recht zu suchen, sondern beim Amt. Sollten sie sich dennoch nicht daran halten, wird mit empfindlichen Leibesstrafen gedroht. Der Grund war die Klage von Isak Levi („Juden Schullmeister!“) und Moses gegen Hoym Levi in Fulda. Von drei Juden wird weiterhin berichtet, die von Bauern aufgenommen, aber kein Schutzgeld zahlten, wie im Rezeß 1686 vorgesehen. Wenn sie aber als Beisitzer im Dorfe wären, müßten sie 1 fl., 30 Kr. entrichten. „Die Juden gäben nichts, alß sitzen Sie frey und verderben anderen Juden die handelsschaft . . .“, so oder so ähnlich lautet es immer wieder im 18. Jahrhundert. Im allgemeinen aber waren die Juden gerade in der Nähe von Adelssitzen relativ gern

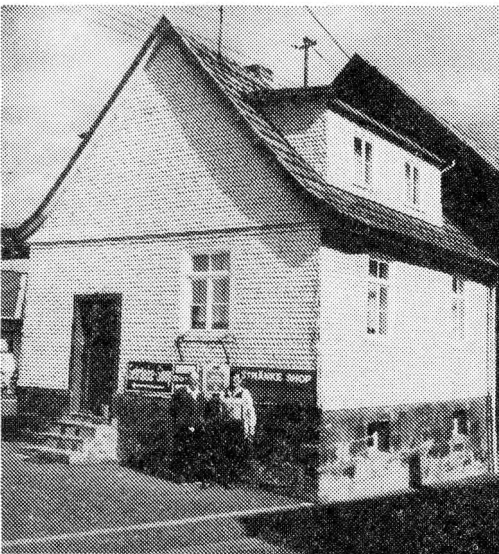


Max Katz aus Uttrichshausen auf einer Karte, die er 1916 aus dem Felde in Frankreich an seinen kränklichen Freund Johannes Stoppel schrieb. Der Jude Katz diente beim Infanterie-Regiment 116 und kehrte aus dem Ersten Weltkrieg schwerverwundet heim. Um die Jahreswende 1942/1943 wurde er, nun in Neuhoß wohnend, verhaftet und fand mit seinen beiden Söhnen Dieter und Martin im Vernichtungslager Auschwitz einen schrecklichen Tod.

Foto: Archiv Michael Mott



Schulbild der Oberklasse der evangelischen Schule von Uttrichshausen mit ihrem Lehrer Nikolaus Schäfer aus dem Jahre 1896 vor dem 1839 erbauten Schulhaus (Haus-Nr. 46). Unter den Schulkindern sind auch einige jüdische Kinder zu finden, so z. B. in der vorderen Reihe das zweite Mädchen von links mit der doppelten Borte am Kleidsaum. Es handelt sich hier um Sara Katz, Tochter des Metzgers Meier Katz (Haus-Nr. 103). Aus der Familie von Isak Katz müßten Sohn Felix sowie evtl. Sohn Abraham bei der Gruppe zu finden sein. Die jüdischen Kinder gingen nach Einrichtung einer eigenen katholischen Schule 1811 im Schloß in die evangelische (reformierte) Schule. 1908 waren von 78 Schulkindern 9 jüdischer Abstammung. Foto: Archiv Michael Mott



Die ehemalige Synagoge von Uttrichshausen im Haus Nr. 87, jetzt Talbrückenstraße 6, 1845 im Besitz von Moses Goldmeiers und Wolf Hehs Erben. Vor dem Gebäude die Israelis Michael Berner und Sohn im Herbst 1883. Berners Mutter war Frieda Katz, Tochter des Metzgers Isaak Katz, die 1877 im Haus Nr. 103 geboren wurde. Die Familie verzog ins Haus Nr. 92 und dann nach Fulda, wo sie in der Mittelstraße 38-40 ein Textil- und Konfektionsgeschäft besaß. M. Berner wanderte 1929 ins heutige Israel aus, so daß sein letzter hiesiger Besuch 54 Jahre zurücklag.

Foto: Michael Mott
gesehen, da die meisten Handel trieben und deswegen die Versorgung mit nicht alltäglichen Waren sicherten. Beim Verkauf des adeligen Gutes (ehemals Wasserburg und Schloß) durch die Herren von Schleifra an den Fuldaer Fürstabt (1729) sind auch Abgaben der Juden aufgeführt. So heißt es: „den Schutz von Juden seyend einkommen ohne was sie an rindts Zung dem Herkommen gemäß liefern müssen 39 fl. und ist solch gerechtigkeit angeschlagen pro 1500 fl. ...“ Die Einnahme für eine Rindszunge betrug 1 fl.

Der Anteil der jüdischen Mitbewohner betrug bei uns in der Regel 5 bis 10 % der Dorfbevölkerung. 1818 gab es sieben jüdische Familien mit den Namen Katz (4), Goldstein (1), Goldschmidt (1) und Levi (1). 1835 betrug bei 853 Einwohnern die Anzahl der Juden 68, 1840 bei 1006 Einwohnern waren es 70 und 1875 gab es 59 jüdische Mitbürger. 1885 gab es acht jüdische Häuser mit zehn Haushaltungen.

Der Kaufmann Jesaias Katz erwarb 1872 und 1890 in Fliesen Hauseigentum und richtete u. a. ein Kaufhaus ein. Schon vor dem Ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Juden im Dorf ab. So gab es 1910 noch 44 Juden. Nach dem Ersten Weltkrieg verzogen die Juden von hier; hauptsächlich nach Fulda, Neuhof oder nach Fliesen. Einer der Gründe war wohl auch die Schulausbildung der Kinder. Die jüdische Kultusgemeinde löste sich vermutlich auf, als hier weniger als die vom Gesetz vorgeschriebene Mindestanzahl von zehn Männern wohnhaft war. An Archivalien aus der Zeit der Synagogen-Gemeinde Uttrichshausen haben sich die Personenstands-Register aus den Jahren 1826 bis 1875 erhalten, die im Marburger Staatsarchiv aufbewahrt werden. Die ehemalige Synagoge befand sich im Haus Nr. 87 und damit auf dem Gelände der alten Wasserburg. Das Gebäude gelangte wohl 1813 in jüdischen Besitz. Die Juden siedelten sich hauptsächlich in der Nachbarschaft der Synagoge, im Außenbezirk der Burg, an. Hier konnte man neue Wohnstätten errichten, und es bestand auch problemloser Zugang zum Wasser, das man aus religiösen Gründen benötigte. So befand sich im Keller der Synagoge sicherlich auch ein Frauenbad. Heute wird die alte Synagoge, die 1934 umgebaut wurde, als Wohnhaus genutzt. Die Bestattungen fanden auf dem israelitischen Friedhof bei Altengronau statt, der traditionsgemäß außerhalb von Ortschaften liegt. Dieser Bergfriedhof mit ca. 1000 Grabstätten, auf dem man einige Gräber von hiesigen Juden vorfinden kann (die Grabsteine des größeren älteren Teiles haben nur hebräische Inschriften), ist sehr eindrucksvoll. Nachfahren der Uttrichshäuser Juden, die der Vernichtung im Dritten Reich entkommen konnten, leben heute u. a. in Israel, in den USA und in England.

Gedächtnisfeier in der Synagoge in Fulda / Bericht aus der Fuldaer Zeitung

Heimat.

Fulda, den 31. Mai 1926.

In der Synagoge

fand gestern vormittag eine stimmungsvolle Gedächtnisfeier zu Ehren der gefallenen jüdischen Soldaten der Stadt Fulda statt. Sie knüpfte sich an die Einweihung der Gefallenengedächtnistafel an der inneren Nordwand der Synagoge. Die Tafel ist aus schwarzem Marmor und verzeichnet in vergoldeten Buchstaben in deutsch und hebräisch die Namen der 18 gefallenen Mitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinde. Die Tafel, die gestern von einem Trauerflor umrahmt war und vor der Lampen brannten, zeigt eine schlichte bühnenartige Form und fügt sich dem auf sakrale Würde abgestimmten Gotteshaus harmonisch ein.

Zu der Gedächtnisfeier waren neben den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden erschienen. Außerdem nahmen Abordnungen von Krieger- und Frontkämpfervereinigungen (darunter der Stahlhelm) an der Feier teil.

Nach wohlklingendem Chorgesang des Psalm 108, Vers 18, 19, in der hebräischen Ursprache (Der Mensch ist wie Gras) hielt Provinzial-Rabbiner Dr. Cahn die Gedekrede. Er kündete im Anschluß an Schriftworte Ehre und Ruhe der Gefallenen bei Gott und den Menschen, da sie in treuer Erfüllung der Pflicht gegen das Volk und Vaterland in den grausigen Schlachtentod gegangen sind. Den Hinterbliebenen und Freunden bot er Worte des Trostes im Hinweits auf die Unsterblichkeit der Seele. Die Rede gipfelte in einem packenden Aufruf zur stilligen Lebensführung für den Einzelnen und zu dem gewaltigen Ziel für alle Nationen der Erde in Friede und Einheit das Volk Gottes zu werden und zu sein. Ehrwürdige Gebete schlossen sich an.

Landrat Freiherr v. Sager brachte zum Ausdruck, daß die Trauer der Gemeinde die Trauer des ganzen Volkes sei. Der Oberst der Gefallenen gebührt Ehrfurcht, denn das Opfer ist die Krone des menschlichen Tuns.

Für das Artillerie-Regiment Nr. 5 sprach Oberstleutnant Scheffel, der mit anderen Offizieren in Uniform, darunter Oberst Krauß, erschienen war. Der Redner betonte, daß es im Kriege keinen Unterschied der Konfession gegeben habe und diese Einheit die Quelle der deutschen militärischen Großtaten gewesen sei.

Studienrat Eschbach sprach für das Reichsbanner, Ortsgruppe Fulda. Er wies darauf hin, daß die jüdischen Kameraden für das Vaterland in den Tod gegangen seien in der gleichen Pflichterfüllung wie die anderen, obgleich vor dem Kriege der jüdische Volksteil manche Benachteiligung erfahren habe. Die Gefallenen wußten, wie Ludwig Frankes ausgesprochen hat, daß sie für Recht und Freiheit des deutschen Vaterlandes in Kampf und Tod gingen.

Beigeordneter Karl Arndt, der gemeinsam mit Beigeordneter Wölfler den in Urlaub befindlichen Oberbürgermeister vertrat, überbrachte den Dank der Stadt für den Opfertod der Krieger.

Namens des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, Ortsgruppe Fulda, gelobte Herr Ferdinand Schuster, der auf die insgesamt 12.000 jüdischen deutschen Frontkämpfer hinwies, den gefallenen Fuldaer Kameraden und Freunden Liebe und Treue.

Synagogenältester Dr. Herz schloß die Reihe der Sprecher, in dem er für den Vorstand der israelitischen Gemeinde an ehrende Worte für die Gefallenen Dankesworte an die zur Gedächtnisfeier Erschienenen richtete.

Chorgesang des Psalm 16, Vers 9-11 (Dum freuet sich mein Herz, wenn meine Ehre jubelt) beendete die würdige Gefallenen-Gedächtnisstunde.

לוחם אנשי קהילתנו שנפלו במלחמה		
ISAIAH LEM	ישראל לֵם	ישראל לֵם
ARTUR NUSSBAUM	ארתור נוסבאום	ארתור בר נוסבאום
FRIED. MORITZ SICHTEL	פריד. מוריץ שיטל	מוריץ בר שיטל
MOSES KRESCH	משה קרש	משה בר קרש
JOSEF ESCHWEGE	יוסף אשכנזי	יוסף בר אשכנזי
SIEGFRIED KATZMANN	סיגפריד קאצמאן	סיגפריד בר קאצמאן
EUGEN ESCHWEGE	עוגן אשכנזי	עוגן בר אשכנזי
SIMON STRAUSS	סימון שטראוס	סימון בר שטראוס
DAVID GOLDSCHMIDT	דאuid גולדשמידט	דוד בר אהרן
JULIUS FLORSHIEM	יוליוס פלורשיימ	עקיב בר יצחק הלל
JOSFRED FREUND	יוסף פרינד	יצחק בר אהרן
BERTHOLD SELIGSTEIN	ברתהולד סליגשטין	יצחק בר אהרן
MORITZ KAMM	מוריץ קאמ	משה בר מוריץ
ADOLF NUSSBAUM	אדולף נוסבאום	אברהם בר אהרן
JULIUS GREIF	יוליוס גרייף	יונה בר רוד
JULIUS BERNBAUM	יוליוס בירנבאום	יהודה בר אהרן
SIEGMUND PLAUT	סיגמונד פלאוט	שמואל בר עקיב
SIEGFRIED SELIGSTEIN	סיגפריד סליגשטין	שלמה בר אברהם
הדפיס נפשותם צדקות בעבור רחמים		

Gedenktafel, die im Inneren der Synagoge angebracht wurde. (Siehe Bericht der Fuldaer Zeitung.) Die Namen von 18 gefallenen jüdischen Soldaten sind verzeichnet. Heute befindet sich die Tafel auf dem jüdischen Friedhof in der Heidelbergstraße.

Archivbild

Aus der Literatur

Julius H. Schoeps, Über Juden und Deutsche, Stuttgart und Bonn (Burg-Verlag) 1986, 220 Seiten.

Der jüdische Verfasser wurde 1942 in Schweden im Exil geboren und ist Professor für Politische Wissenschaft in Duisburg. Der vorliegende Band ist eine Sammlung von 23 Essays, Buchbesprechungen und Vorträgen. Diese Beiträge befassen sich alle mit dem Hauptthema „Über Juden und Deutsche“ und wurden bereits in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, in der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ und in der Zeitschrift „Die Tribüne“ veröffentlicht. Schoeps geht dem Problem des Antisemitismus in Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart nach. Auf diese Weise gelingt es Schoeps, das Aktuelle mit der historischen Dimension zu verbinden.

Vier Themenbereiche sind die Beiträge zugeordnet:

1. Zwischen Emanzipation und Selbstbehauptung, wobei drei Aufsätze sich in historischer Sicht mit der Tragik des jüdischen-deutschen Verhältnisses, mit der „Judenfrage“ in der bürgerlichen Gesellschaft und mit der Sozialgeschichte der Juden in Deutschland beschäftigen. Drei weitere Beiträge behandeln den Widerstand und die Selbstbehauptung der Juden im Dritten Reich, die Tätigkeit der Judenräte zwischen „Kollaboration“ und Widerstand sowie die Frage, wie „die NS-Diktatur von den Opfern erlebt wurde“.

2. Unter der Überschrift „Politiker, Denker, Gestalten“ werden Ideen und Wirken folgender Persönlichkeiten behandelt: Moses Hess (nationaljüdische Konzeption), Adolf Stoeker als Hofprediger und Volkstribun, Rathenau und Harden als jüdische Intellektuelle des Kaiserreiches, ferner Fritz Heymann als deutsch-jüdisches Schicksal und Theodor Wolffs Ansichten über die Juden.

3. „Antisemitismus und Abwehrkampf“ heißt die Themengruppe, die folgende Fragen untersucht: Wie konnte es dazu kommen (Verhältnis der Juden zu den Völkern)? Antisemitismus und Sozialdemokratie, Mussolini als Handlanger Hitlers, organisierter Judenmord, moderner Antisemitismus sowie Schandungen jüdischer Friedhöfe seit 1945.

4. Deutschland, Zionismus und Israel: Behandelt werden Leben und Werk des Soziologen Arthur Ruppin, Fragen der Wiedergutmachung von NS-Verbrechen und das Verhältnis von Zionismus und Rassismus.

Ein persönliches Nachwort des Autors sowie bibliographische Notizen und ein Personenregister schließen die aufschlußreichen und vielseitigen Beiträge ab, die nicht nur retrospektiv, sondern auch gegenwartsbezogen und zukunftsweisend sind.

Otto Berge

Jüngster Gauleiter kam aus Fulda

III) Lehramtsbewerber Rudolf Jahn wurde im Januar 1931 Gauleiter in Halle-Merseburg / Von Elmar Schick

„Der Fuldaer
Beobachter“

Zurück zum 1. Januar 1930. Rudolf Jordan stand nach seiner Entlassung aus dem Schuldienst wieder auf der Straße. Wegen seiner bedingungslosen Hingabe an die Partei Adolf Hitlers hatte er sich selbst für den Lehrerberuf in einem demokratischen Deutschland disqualifiziert. Um so fanatischer stürzte er sich in die Parteiarbeit. Er war einziger Vertreter der NSDAP im Fuldaer Stadtparlament, Abgeordneter seiner Partei im Kommunalparlament in Kassel, Redner in städtischen und dörflichen Parteiversammlungen und vor allem Herausgeber und Redakteur einer am 9. November des Jahres 1929 erstmals erschienenen NS-Wochenzeitschrift, dem „Fuldaer Beobachter“.

Es war eines der größten Probleme der kleinen Fuldaer NS-Ortsgruppe, dass sie keine eigene Presse besaß und die *Fuldaer Zeitung* als Zentrumsorgan und überzeugte Stütze der jungen deutschen Republik es grundsätzlich ablehnte, den Feinden des Staates auch nur eine Zeile zur Verfügung zu stellen. Kein Wunder, daß die beiden politischen Schriftleiter der „FZ“, Chefredakteur Dr. Johannes Kramer und der Lokalredakteur Dr. Josef Hans Sauer zu den meistgehassten Persönlichkeiten der Fuldaer Nazis gehörten. *Rudolf Jordan* als ihr Vordenker und Kopf erkannte dieses Problem seiner Partei. Er besaß schon eine gewisse Erfahrung in journalistischer Arbeit für die von

ihm vertretene Weltanschauung. Bereits 1925 war er mit kleineren politischen Veröffentlichungen über die Themen „Der wissenschaftliche Sozialismus“ und „Deutschland als Kolonie der Wallstreet“ an die Öffentlichkeit getreten und versuchte sich auch als Mitarbeiter der NS-Wochenzeitung „Der Sturm“.

Trotz akuter Geldnöte beschloss Jordan, für das Fuldaer Land eine eigene Wochenzeitung zu gründen, den „Fuldaer Beobachter“. Er wurde im Verlag Heinrich Schiller, Steinbach-Hallenberg gedruckt, offensichtlich ein Kopfblatt auch für andere hessische Bereiche, in dem Rudolf Jordan für den Fuldaer Teil verantwortlich zeichnete. Die erste Nummer der Zeitung erschien am 9. November 1929. Das war ein NS-Gedenktag besonderer Art, erinnerte er doch an den Waffenstillstand des Jahres 1918 und an Hitlers missglückten Staatsstreich in München mit dem Marsch auf die Feldherrnhalle in 1923.

*Wir proklamieren den Kampf!
Zum Geleit!*

Eine neue Zeitung! - -

Jawohl, eine neue Zeitung. Aber eine andere als jene, die seit

Jahren im Dienste des Geldsacks die öffentliche Meinung fabriziert. Eine Zeitung, die brutal und rücksichtslos die Wahrheit sagen wird, die die Wahrheit sagen kann, weil keine Kapitalbindungen irgend welcher Art sie hindern, gegen alles Korrupte und Faule am Leibe der heutigen Gesellschaft Front zu machen.

Die Presse ist heute eine Weltmacht. Du bildest Dir wunder was auf Deine freie Meinung ein, lieber „Staatsbürger“, und ahnst nicht, wie sehr Du Sprachrohr anderer bist. Wie sehr Du nur zu oft der Lüge das Wort redest, Du, der Du stolz auf Deine Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit bist, stolz vor allem auf Deine unbeeinflussbare mannhaft gefestigte persönliche Meinung. Du merkst es gar nicht, so fein wird Dir das Gift beigebracht, täglich, stündlich, in aufgebauchten Pressemeldungen, die nur zu oft völlig aus der Luft gegriffen sind. Wenn sie später, klein gedruckt, widerrufen werden, so klein, daß Du gar nicht, darauf achtest, haben sie ihre Wirkung schon getan. Täglich, stündlich bekommst Du das Gift eingeträufelt, in Romanen, pikanten Feuilletons, die ganz bewußt Dich ablenken von den brennenden Fragen des Zeitgesche-

*hens, in denen es nicht nur um
Dein Geschick geht, sondern
auch um das Deiner Kinder
und Kindeskinde.*

Lest ihn und werbt ihm
Freunde, Ihr kämpfet dann mit
für Wahrheit, Freiheit und
Recht.

L.H.

Wir wissen nicht, wer sich hinter dem Kürzel L.H. verbirgt. Jedenfalls war es ein gelehriger Schüler des gemeingefährlichen Propagandisten Josef Goebbels. Wenn man die wenigen Jahrgänge des Bestehens des „*Fuldaer Beobachters*“ durchliest, erkennt man schnell, dass all das, was der Macher des neuen Blattes im oben stehenden Eingangartikel der neuen Wochenzeitung der demokratischen Presse vorwirft, die gekonnte Methode

Fuldaer Beobachter

Erkenntnis jeden Schadens. Im Streitfalle aber der
Eintritt höherer Gewalt kein Anspruch auf Restitu-
tion oder Erstattung eines entsprechenden Erlöses.

Für Freiheit, Wahrheit und Recht

Bygonia: monatlich 1,— Reichmark einschließlich
 Bestellgebühr *Bygonia* per 1 Millimeter Raum der fünf-
 geipaltenen Zeile 3 Pfennige, im Textfeld 15 Pfennige.

Nationalsozialistische Wochenchrift für Suda und Nachbargebiete

Verantwortlich für den Fuldart Teil: Eberhard Tolkt. Hünfeld, Fuldart Berg 22 für den übrigen Teil und für den Druck: Heinrich Pöhlzer, Steinhilber-Hallendorf.

nationalsozialistischer Propaganda war: Gewissenlose Verlogenheit und Freude am Skandal, Freude an der Verleumdung des politischen Gegners, Kampf gegen Glauben und Religion. Vor allem aber wurde der „Fuldaer Beobachter“ zum Hetzblatt gegen jüdische Mitbürger. Er bereitete bewusst die Vertreibung und den Massenmord an ihnen vor:

Der „Beobachter“ wurde bis zum Januar 1931 von Rudolf Jordan herausgegeben. Die Zeitung war also kein offizielles Parteiorgan. Als in diesem Monat die steile Parteikarriere des jungen NSDAP-Stadtverordneten begann, ernannte er den Hünfelder Buchhändler und Kreisleiter Josef Kircher zu seinem Nachfolger als Herausgeber und Chefredakteur. Darüber schrieb er 40 Jahre später:

„Ich überredete den glücklicherweise zu Hause angetroffenen Buchhändler Jupp Kircher, die Wochenzeitung „Fuldaer Beobachter“ fortzuführen. Es war dabei viel zu besprechen, aber wenig zu übergeben. – Die Bürokratie des Ein-Mann-Betriebes war nicht umfangreich: eine Bezieher-Kartei mit den Inkasso-Vermerken, die mit dem Drucker getroffenen Vereinbarungen, die Namen der Mitarbeiter. Einige Manuskripte drückte ich meinem Nachfolger in die Hand. Er war nicht wenig erstaunt, alle Geheimnisse des vom lokalen politischen Gegner bereits mit Unruhe verfolgten waghalsigen Zeitungsunternehmens in einem einzigen Bücherregal untergebracht zu finden.“⁷

Die Weiterführung des Unternehmens „NS-Wochenzeitung“ unter Josef Kircher klappte nicht. Der Buchhändler, der schon als Kreisleiter von Hünfeld im Dauerkonflikt mit seinen Parteigenossen lebte, hatte auch als Zeitungsherausgeber keinen Erfolg. Nach einem Bericht des Reichsorganisationsleiters der NSDAP, Dr. Robert Ley vom 24.4.1932 über die Situation der Partei vor allem im Bereich Fulda, wird unter anderem bemängelt, dass die Partei keinen Einfluss auf die Zeitung mehr habe, seitdem Rudolf Jordan sie nicht mehr leite. Offensichtlich wurde Kircher schon bald als Schriftleiter durch Jordans Bruder, den SS-Führer Ludwig Jordan, ersetzt. Nun erschien das Blatt bis zum Februar 1933 als Nebenausgabe der Kasseler Wochenzeitung „Der Sturm“ unter dem Namen

„NS-Beobachter für Vogelsberg, Schlitz, Fulda und die Rhön“.⁸

Gauleiter

Schon sehr früh wurde die Führung der NSDAP in München auf den jungen agilen Kommunalpolitiker Rudolf Jordan in Fulda aufmerksam, der sich als unermüdlicher Versammlungsredner und als brauner Journalist in Ost- und Nordhessen bei seinen Parteigenossen einen Namen gemacht hatte. Seine Entlassung aus dem hessischen Schuldienst verlieh ihm bei seinen Parteigenossen den Glorienschein eines Märtyrers. Dazu bewies seine bisherige Parteikarriere organisatorische, vor allem aber auch propagandistische Begabung. In der Parteizentrale in München lag eine Anzahl kritischer Berichte vor über Propaganda-Erfahrungen im streng katholischen Fuldaer Raum. Weiter lagen dort nach seinen eigenen Angaben kritische Stellungnahmen zu Schriften von Alfred Rosenberg, die nach seiner Auffassung nicht mit dem NS-Parteiprogramm vereinbar waren. Schließlich hatte er auch der Parteiführung eine Denkschrift über die Sorgen und Nöte katholischer Junglehrer vorgelegt.

Trotz allem war er wohl erstaunt, als ihn Anfang Januar 1931 der Reichsorganisationsleiter der NSDAP Gregor Strasser, damals noch einer der wichtigsten Mitarbeiter Hitlers, nach München beorderte. Am 19. Januar 1931 fuhr Jordan in die bayerische Hauptstadt, die er bisher nicht kannte. Hitler empfing ihn persönlich. Er begrüßte ihn als fähigen, selbstlosen NS-Idealisten und bot ihm nach einem längeren Monolog über seine politischen Ziele die Position eines Gauleiters von Halle-Merseburg an. Sein dortiger Vorgänger habe er ablösen müssen. Hitler erwartete die sofortige



Rudolf Jordan (l) neben Adolf Hitler (r) während einer NS-Kundgebung. Foto: Archiv Elmar Schick

Zusage Jordans. Nach dessen Bericht in seinen Lebenserinnerungen hat er sich durch folgenden Satz überzeugen lassen, der nach seiner Meinung keine Widerrede zuließ:⁹

„Parteigenosse Jordan! Die Bewegung ruft Sie an einen neuen Frontabschnitt, an dem eines Tages große zukunfts-trächtige Entscheidungen fallen werden. Sie müssen diesem Ruf folgen – Die Bewegung, das kommende Deutschland, bestimmt unser Leben, das meine und auch das Ihre.“

Nach diesen Worten und den fragenden forschenden Augen Hitlers konnte ich nur noch bescheiden, aber nun auch überzeugt sagen: „Ja, ich bin bereit: ich hoffe, die große Aufgabe zu Ihrer Zufriedenheit meistern zu können“.

Wenn man bedenkt, dass zwischen dieser Szene in München und der Niederschrift dieser „markigen“ Formulierungen im Jahr 1971 rund 40 Jahre vergingen, scheint es mir fragwürdig, ob sie so wörtlich gefallen sind. Tatsache ist, dass Jordan nach einer gründlichen Unterrichtung über die Führung eines Gaues durch erfahrene Männer der Reichsorganisationsleitung als jüngster Gauleiter des Führers mit der Erlaubnis nach Halle fuhr, an einem Tag Zwischenstop seine Fuldaer Angelegenheiten zu ordnen.

Im Gau Halle-Merseburg gab es erhebliche Schwierig-

keiten mit dem abgesetzten früheren Gauleiter Hinkler, der von einem Teil der Parteigenossen gestützt und von einer zweiten Gruppe abgelehnt wurde. Mit massiver Unterstützung der Parteizentrale in München stellte Jordan in kurzer Zeit die Einheit der Partei und ihrer Gliederungen in seinem Wirkungsfeld wieder her. Bei der Begegnung mit seinem abgesetzten Vorgänger wurde mit Pistolen hantiert, ohne dass Schüsse fielen.

Und dann begann die unaufhaltsame Parteikarriere des ehemaligen Junglehrers aus der Domschule in Fulda. Die Landschaft Halle-Merseburg war während der Weimarer Republik nach Aussage Jordans ein „Schlachtfeld-Gau“, in dem politische Auseinandersetzungen meist mit Fäusten und Pistolen ausgetragen wurden. Die Kommunisten beherrschten beim Antritt des neuen Gauleiters die Straße und stellten die stärkste politische Kraft dar. Bei der Reichstagswahl vom 14. September 1930 erreichten sie 205 495 Stimmen. Die NSDAP war mit 168 573 die zweitstärkste Gruppierung. Die bei den bisherigen Wahlen vorherrschenden Sozialdemokraten fielen mit 160 463 Wählern auf den 3. Rang zurück.

Bei der Schicksalswahl am 5. März 1933 sah das Stimmverhältnis wie folgt aus:

NSDAP	416 298 Wähler
KPD	194 127 Wähler
SPD	147 289 Wähler

Jordan hatte sicher durch seine unermüdlichen Aktivitäten erheblichen Anteil an diesem Sieg der Nazis im ehemaligen „Rotgau“ des sächsischen Industriegebietes. Schon nach einem Jahr fühlte er sich dort wie zu Hause und schrieb darüber:¹⁰

„Ich war auch völlig vertraut mit der Straßenkampf-Taktik der Kommunisten; sie beherrschten ganze Straßenblocks, in denen sie nach Auseinandersetzungen Unterkunft fanden und aus denen sie überraschend hervorbrachen, wenn sie eine Gelegenheit für gekommen hielten. Immerhin wies die Statistik der NSDAP für das Jahr 1931 nicht weniger als 4804 Verletzte und 46 Tote als Opfer des innenpolitischen Kampfes auf“.

Über die Verluste der Gegner in dieser bürgerkriegähnlichen Zeit machte er keine Angaben. 1932 kam Hitler nach Halle, um dort den „Kampf“ seiner Anhänger zu

unterstützen. Mitten in seiner Rede versagte das Mikrofon. Die Kommunisten hatten den Strom unterbrochen. Wieder gab es handgreifliche Auseinandersetzungen. Wieder gab es Verletzte, und auch der Gauleiter mußte sich seine Wunden verbinden lassen.

Abgeordneter

In 1932 fanden in Deutschland Landtagswahlen statt, bei denen Gauleiter Jordan im preußischen Abgeordnetenhaus ein Mandat erhielt. Landau – landab wurde die NSDAP in den deutschen Landtagen stärkste Partei. Auch im preußischen Landtag in Berlin. Dort kam es nun zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen den Fraktionen der NSDAP.¹¹

„Während einer Geschäftsordnungsdebatte war es zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen uns und den Kommunisten gekommen. Am Rednerpult beginnend ging die Diskussion in Sekundenschnelle in eine tätliche Auseinandersetzung über. Ich weiß heute nicht mehr, was ich selbst als Signal empfunden habe, ich weiß nur, daß ich als einer der Jüngsten auf unserer Seite vorne mit dabei war, die 57 kommunistischen Abgeordneten buchstäblich aus dem Saal zu jagen.“

Es gab, wenn auch keine Schwab- so doch eine ganze Anzahl Leichtverletzter auf beiden Seiten. Auf der „Verlustliste“ der NSDAP-Fraktion befand sich auch mein Name: Verletzungen an Arm und Bein. Wir hatten knapp eine Minute benötigt, um die sonst so aggressiven Jünger Moskaus zu vertreiben. Nach dem Handgemenge sah es im Plenum aus wie auf einem Schlachtfeld.“

Das wurde der Stil des Parlamentarismus in der sogenannten Kampfzeit Auch das vom Reichwehrminister Groener ausgesprochene zeitweilige Verbot von SA und SS änderte daran nichts mehr. Das Ende der Regierung Brüning zeichnete sich ab. Auf der Straße und in den Parlamenten wurden die letzten demokratischen Spielregeln als Relikt der Weimarer Republik außer Kraft gesetzt. Faust und Kehle bestimmten nun die politischen Umgangsformen. Die Polizei hatte als Ordnungsmacht ausgedient und war nicht mehr in der Lage, die Sicherheit in Deutschland zu garantieren.

Bevor Hitler in der verhängnisvollen Reichstagswahl am 5. 3. 1933 von einer Mehrheit deutscher Wähler die Regierungsgewalt endgültig übertragen wurde, hatte er eine Anzahl von Problemen und innerparteilichen Schwierigkeiten zu überwinden. Heftig erschütterte der Rückzug des Reichsorganisationsleiters Gregor Strasser die Führung der NSDAP. Am 8. Dezember 1932 teilte dieser seinem „Führer“ brieflich seinen Rückzug aus allen Parteiämtern mit. Strasser hatte 12 Jahre lang unermüdlich und an vorderster Linie für den Aufbau des Nationalsozialismus gearbeitet. Auch die Berufung von Rudolf Jordan zum Gauleiter von Halle-Merseburg ging auf seinen Vorschlag zurück.

Der bisherige Reichsorganisationsleiter nannte drei Gründe für seinen Schritt: Persönliche Gekränktheit, weil er sich nach seiner Auffassung von Hitler gegenüber anderen NS-Führern wie Göring, Goebbels und Röhm zurückgesetzt fühlte, weltanschauliche Fehler, da Hitler in seiner gegenwärtigen Politik den Sozialismus vernachlässigte und den Kapitalismus bevorzugte und schließlich Hitlers Ablehnung, als Vizekanzler in das Kabinett Papen einzutreten. Strasser wurde von seinem „Führer“ als Verräter gebrandmarkt. Seine bisherigen Anhänger verließen ihn, und er zog sich völlig aus der Politik zurück.

Er war Apotheker und widmete sich wieder seinem Beruf. Hitlers Rache traf ihn am 30. Juni 1934, als Hitler den Stabschef der SA, Ernst Röhm und mit diesem sympathisierende SA-Führer ermorden ließ. Im Rahmen dieser blutigen und gesetzwidrigen Aktion wurde auch Gregor Strasser ermordet. Dessen Bruder Dr. Otto Strasser, der sich schon 2 Jahre früher vom Nationalsozialismus getrennt hatte, überstand das Dritte Reich, weil er sich rechtzeitig nach Kanada abgesetzt hatte.

Rudolf Jordan hielt sich aus diesen Zwistigkeiten vorsichtig heraus und bewahrte sich bei Hitler das Ansehen eines getreuen Gefolgsmanes. Der zum preußischen Staatsrat und zu SA-Gruppenführer beförderte Gauleiter sorgte in seinem Aufgabenbereich dafür, daß vor allem die SA in ihrem revolutionären Drang gezügelt wurde und nicht der Parteifüh-

rung in ihren Planungen in die Quere kam, die Reichswehr zur einzigen bewaffneten Macht im neuen Staat aufzubauen. Die SA, also die Schutzabteilung der NSDAP, stellte damals eine bewaffnete Miliz von vier Millionen Angehörigen dar. Sie wollte sich nicht einfach beiseite schieben lassen, nachdem sie die „Dreckarbeit in der Kampfzeit“ geleistet hatte. Aus dem Bericht Jordans ist nicht zu entnehmen, ob der örtliche SA-Führer Schrammüller auch zu den Ermordeten gehörte.

Auf einer Liste der SA-Revolutionäre stand jedenfalls der Vermerk: „Ist tot oder lebendig nach Berlin zu überführen!“ Jordan war bei dem grausamen Blutgericht nicht ganz ungefährdet, weil er ja 1933 ehrenhalber zum SA-Gruppenführer ernannt worden war.

Der „Völkische Beobachter“ veröffentlichte folgende Bilanz von Erschossenen, die meist nach einem Standgerichtsurteil unter Görings Kommando hingerichtet wurden:

„Es wurden erschossen 19 höhere SA-Führer, 31 SA-Führer und SA Angehörige, 3 SS-Führer, 13 SA-Führer und Zivilpersonen, die bei ihrer Verhaftung Widerstand leisteten.“

Die Zahl 70 ist erlogen. Fest steht, dass mehrere hundert Personen, oft bestialisch, ermordet wurden. Hitler flog zur Durchführung der Mordaktion persönlich nach München, verhaftete den mit seiner Politik nicht einverstanden und revoltierenden Stabschef Ernst Röhm in Bad Wiessee und befahl kaltschnäuzig seine Liquidierung. Göring befahl das Standgericht in Berlin, um dortige mißliebige SA-Führer und politische Gegner auszuschalten. Die Mordaktion erledigten die Schergen des Diktators mit der Geschwindigkeit und Gewissenlosigkeit von Gangstern der Unterwelt von Chicago.

Die Partei ging nach diesem Morddrama zur Tagesordnung über.¹² Wenige Tage nach der Durchführung der Aktion konnte man im Gesetzblatt des deutschen Reiches folgendes lesen:

„Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni und 1. und 2. Juli 1934 vollzogenen Maß-

nahmen sind als Staatsnotwehr rechtens.

Berlin, den 3. Juli 1934.

Der Reichskanzler:

Adolf Hitler

Der Reichsminister des Inneren:
Frick

Der Reichsminister der Justiz:
Dr. Gürtner“

Auf diese Art wurden die Morde der sogenannten Röhm-Revolution legalisiert. Reichspräsident von Hindenburg tat ein übriges, um sich mit den Mördern zu solidarisieren: Er schickte seinem Kanzler am 2. Juli folgendes Telegramm:

„Aus den mir erstatteten Berichten ersehe ich, daß Sie durch Ihr entschlossenes Zutreten und die tapfere Einsetzung Ihrer Person alle hochverräterischen Umtriebe im Keim ersticken haben. Sie haben das deutsche Volk aus einer schweren Gefahr gerettet. Hiermit spreche ich Ihnen meinen tiefgefühlten Dank und meine aufrichtige Anerkennung aus.“

Mit besten Grüßen!

gez.: Paul von Hindenburg

Treu bis zum Ende

Rudolf Jordan berichtet den Gang der Ereignisse in seinen Lebenserinnerung sachlich und ohne Kritik. Er schließt sich der Meinung des Reichspräsidenten an, dass Hitlers gesetzeswidrige blutige Handlungsweise das deutsche Volk vor schwerer Gefahr gerettet habe. Auch in den kommenden Jahren bleibt er „der treue Paladin seines Führers“, der dafür mit weiteren Beförderungen rechnen konnte.

(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen

- 1 Günther Willms/Geträumte Republik S.115 – Herder 1985
- 2 Schriftliche Mitteilung von F.Klitsch an das Gem.Arch.Großenluder ohne Datum
- 3 Jordan/Erlebt und Erlitten S.15 – Druffelverl. 1971
- 4 Jordan a.a.O. S.16
- 5 Rudolf Jordan /Im Zeugenstand der Geschichte S. 185 – Orionverl. 1974
- 6 Personenlexikon 1933 – 1945/Hermann Weiß S.474/475 – Tosaverl.2002
- 7 Jordan/Erlebt S.23
- 8 Zibuschka/Fulda 1932 – 1939 S.11 – Ulenspiegelverl. 1989
- 9 Jordan/Erlebt...S.12
- 10 Jordan/Erlebt...S.46
- 11 Jordan/Erlebt S.58/59
- 12 Binder/Epoche der Entscheidungen S.254 – Seewald 1965

Redaktion:

Heribert Kramm,

Telefon (06 61) 7 56 59

Kein „Hindenburg“ für Fulda

Von Bernhard Loe hr

Die Schlacht bei Tannenberg im August 1914, deren Verlauf „seit Cannae das einzige große Beispiel der Kriegsgeschichte war, daß eine Umfassung mit zahlenmäßig unterlegenen Kräften gelang“¹, ließ den später so bezeichneten Begriff des „Hindenburgmythos“ entstehen. Um den historischen Fakten gerecht zu werden, sei vermerkt, daß der Generalfeldmarschall durchaus nicht allein für die Grundkonzeption und Durchführung der erfolgreichen Strategie verantwortlich war. Die starke psychologische Rückwirkung der Schlacht und der Persönlichkeit des siegreichen Feldherrn auf die Bevölkerung und die propagandistische Ausnutzung für den weiteren Kriegsverlauf ließen einen – aus heutiger Sicht – skurrilen Brauch aufkommen, der als zeitgemäße Ausdrucksform nationaler Begeisterung für den volkstümlichen Heerführer verstanden werden muß.

Am 4. September 1915 wurde in Berlin ein hölzernes Hindenburg-Standbild enthüllt, in das gegen einen gewissen Betrag zugunsten des Deutschen Roten Kreuzes Eisennägel eingeschlagen werden durften. Eine der Hindenburg-Biographien trägt daher auch den Titel „Der hölzerne Titan“².

Tucholsky schrieb 1925 mit gewohnt spitzer Feder seinen Essay über eben diesen „kaiserlichen Statthalter“.

„Genagelt“ werde jetzt in vielen Städten, und der Wiener „Wehrmann in Eisen“ habe wohl Schule gemacht, meinte der Herausgeber der „Unpolitischen Zeitschriften“.

Auch in Fulda, das damals ca. 23 000 Einwohner hatte, wurde zu Ende des Jahres 1915 die Errichtung eines dem Berliner Vorbild ähnlichen Feldherrn-Phantoms diskutiert.

Dergleichen Vorbilder gab es inzwischen in vielen Städten: Den „Köll'sche Boor“, den „Isere Keerl von Emden“, in Aachen den „Eisernen Roland“, bei dessen „Nagelung“ in den ersten vier Wochen ca. 57 000 Reichsmark einkamen; Dortmund hatte seinen „Eisernen Reinoldus“, für den schon vor der Enthüllung angeblich 100 000 RM gestiftet worden sein sollen; in Krefeld gar erhob sich ein etwa 4 m hoher „Eiserner Georg“ aus Erlenholz, dessen Herstellungskosten von einem nahegelegenen Stahlwerk getragen wurden.

Erfurt erhielt einen „Landsturmann“, die Stuttgarter hatten ihren „Wackeren Schwaben“, und in Münster stand auf dem Prinzipalmarkt die 3,50 m hohe Holzfigur eines germanischen Jünglings.

Der Sockelspruch mahnte: Ihr wollt uns vernichten? Ihr glaubt uns in Not? Ran denn, es gilt, Sieg oder Tod!

Nägel in Denkmäler zu klopfen habe nun einmal etwas Unverständliches, ja Peinliches. Jede Realistik führe den Gedanken der „Nagelung“ ins Absurde, meinte der zu dieser Zeit in Berlin tätige Baumeister und Kunstschriftsteller Hermann Muthesius.

Die „Jenaische Zeitung“ empörte sich ebenso: „Die Deutschen haben sich dagegen verwahrt, Barbaren genannt zu werden, und mit vollem Recht; hier aber ist wirklich eine Barbarei geplant.“

In Fulda war man von dem Gedanken der Errichtung eines gleichermaßen monströsen Standbildes keineswegs angetan. Eher sympathisierte man mit den Entwürfen des „Deutschen Werkbundes“, der Stadtwappen, Schilde, Türen, diverse Standsäulen und „hängende Schwerter“ als Wahrzeichen nationaler Empfindungsharmonie empfahl.

Ähnliche Bedenken hatte man wohl auch in Paderborn, wo deren Bürgerschaft sich nicht einig wurde, ob man den „Eisernen Sporck“, einst ligistischer Rittmeister und gefürchteter Haudegen des Dreißigjährigen Krieges, stilisieren, das städtische Wappenzeichen oder eine Nachbildung der deutschen Kaiserkrone zur „Kriegsnagelung“ freigeben sollte.

Auch in Fulda standen mehrere Vorschläge zur Diskussion: Ein handwerklich erarbeitetes Fuldaer Stadtwappen mit Mauerkrone, das „im Domschatz befindliche Fuldaer Reichsfähnlein“, das Bildwerk

über der alten Kaserne (Gebäude der Dalbergschule) könne man „auf einem Basaltblocksockel im Rondell des Schloßgartens dem großen Eingangstor gegenüber aufstellen oder in dem Raum zwischen den beiden Aufgangstreppe zur vorderen Terrasse – dies würde gewiß seine Wirkung nicht verfehlen“. Vielleicht wäre auch die Umgebung des „Kaiser-Friedrich-Denkmal“ zur Aufstellung eines Objektes geeignet. So stellte man sich für diesen Platz zwei große ovale Schilde zu beiden Seiten des Denkmals mit dem Eisernen Kreuz auf der einen und dem Fuldaer Stadtwappen auf der anderen Seite vor.

Die Begeisterung der Bürgerschaft für die vaterländische Sache war rege. Man skizzierte ein „Eisernes Kreuz“ mit Kreide am Stadtschloß, stellte nach eingehender Betrachtung jedoch dessen „Anorganismus und Ortsfremdheit“ fest. Eine allegorische Darstellung des „Fuldaer Dreschers“ wurde ins Gespräch gebracht, deren Anfertigung aber wegen „technischer Unmöglichkeiten und Bedenken für Fulda“ ausgeschlossen wurde, da man es hier „mit viel zu kleinen Details“ zu tun habe. Von Bedeutung sei weiter das Verhältnis von Nagelungsfläche zu der Einwohnerzahl von Fulda und Umgebung; deshalb befand man auch, daß sogenannte Türnagelungen allenfalls in kleineren Orten als Fulda denkbar seien.

„Man denke sich doch“, ließ sich ein Zeitungsleser vernehmen, „dem Zeitgeist entsprechend und eingedenk Deutschlands Kraft, einen aus grünem Efeu bewachsenen Unterbau, aus dem wachsend eine kräftige eiserne Faust mit Schwert herausragt. Auf dessen Knauf sei die Jahreszahl 1915 ersichtlich. In diesem Sinne könne ein historisches Wahrzeichen entstehen, genannt die 'Fuldaer Eiserne Faust'.“

Einhellige Meinung war, den Schwertgriff von im Felde ausgezeichneten Fuldaern benageln zu lassen. Verletzungsgefahren sollten ausgeschlossen werden: „Türen, Schilde, Wappen, Säulen – darauf kann man ohne jeden Skrupel losschlagen.“

Die einwandfreie Verwirklichung des Nagelungsgedankens dürfte deshalb eine Holztafel sein, „eingelassen in eine Mauer, auf die ein Spruch oder ein Wappen mit Hilfe von Nägeln aufgebracht wird“.

Doch in der patriotischen Begeisterung wurde auch die Befürchtung laut, daß sich die unruhliche Geschichte vom Denkmal der „Bronnzeller Schlacht“ wiederholen könne, „bei dem man über den Grundstein immer noch nicht hinausgekommen ist“.

Die Rede war auch von „Kriegsauswüchsen“, deshalb forderte man, ein Ausschuß honoriger Persönlichkeiten möge die Spenden in vaterländischem Geist anonym entgegennehmen.

Auch ehemalige Fuldaer Bürger bekundeten schriftlich ihr Interesse an einem „Kriegserinnerungszeichen“, und städtische Vereine installierten bereits Sammelkassen.

Umstritten war außerdem der Zeitpunkt der „Kriegsnagelung“. Teile der Bürgerschaft waren der Meinung, man möge bis zur Beendigung des Krieges warten; bis dahin habe man wohl ein passendes Objekt gefunden, das dann zugleich auch als Siegeszeichen gelten könne. Auch die Platzfrage werde bis dahin gelöst sein, und das lebhafteste Interesse für das Fuldaer „Nagelungswahrzeichen“ werde sicherlich noch wachsen. Zunächst wurde jedoch eine Schule mit dem Namen des Feldherrn bedacht.

Die zunehmend bedrückender werdenden Nachrichten von den Kriegsschauplätzen setzten der Diskussion um ein Fuldaer „Wahrzeichen“, ein Ende. Die Zeitungsspalten, die der Veröffentlichung amtlicher Verlustlisten vorbehalten waren, wurden länger.

Berliner Zeitungen meldeten schließlich zu Beginn des Jahres 1919 die Verwendung des „hölzernen Hindenburg“ als – Altmaterial.

Literatur: 1. Kröner, Lexikon der deutschen Geschichte, Stuttgart 1977 – 2. John W. Wheeler-Bennett, Paul von Hindenburg, Tübingen 1969.

Kircher führte die *Laterna magica* zuerst in Heiligenstadt vor

Im Anschluß an den Artikel von El. Dobbertin-Hollenbach in Nr. 6 der Buchenblätter vom 3. 4. 75 über Athanasius Kircher darf ich darauf aufmerksam machen, daß der „große Mann“ auch einige Jahre seines Lebens in Heiligenstadt/Eichsfeld verbrachte. Es dürfte von einigem Interesse sein, daß die Wiege der ersten „*Laterna magica*“ in Heiligenstadt stand. Bekanntermaßen zog ja alles den lebhaften Geist des Jünglings in gleicher Form an: Mathematik, Physik, klassische und orientalische Sprachen. Der selten begabte junge Lehrer erregte durch sein Wissen und seine Unterrichtserfolge in Köln und Koblenz Neid und Mißgunst, da er glänzend das schaffte, was alten Lehrern schwerfiel. So kam es dazu, daß Kircher 1623 als Lehrer „nach Heiligenstadt, dem entferntesten Ort der Ordensprovinz, geschickt wurde, um an dem dortigen Kollegium in den untersten Klassen in der Grammatik zu unterrichten“.

Auf seiner Reise nach Heiligenstadt wurde er zwischen Marktsuhl und Eisenach aus Todesgefahr befreit. Schwedische Reiter hatten ihn überfallen, verprügelt und wollten ihn an einem Baum aufhängen. Einer der rauen Krieger aber hatte Mitleid mit dem jungen Menschen, stellte sich dem Vorhaben entgegen und befreite den Gefangenen. Ein Fuhrmann, der für die Papiermühle des Landschaftsreibers Zwehl im Eisenacher Gebiet Hadern sammelte, fand den am Wegrand liegenden, schwer mißhandelten Kircher und brachte ihn auf seinem Pferdewagen nach Heiligenstadt, wo er zuerst im Hause Zwehl aufgenommen und von der Frau des Landschaftsreibers gepflegt wurde. Dann begann Kirchers Tätigkeit am Gymnasium. Der elementare Unterricht nahm den jungen Lehrer nicht besonders in Anspruch, so daß er viel freie Zeit für anderweitige wissenschaftliche Beschäftigung hatte. Ein Denkmal der praktischen Anwendung mathematischer Kenntnisse kann man in der von Kircher im Jahre 1624 am südlichen Turm der Altstädter Pfarrkirche angebrachten Sonnenuhr erblicken.

Als im Jahre 1624 eine Visitation auf dem Eichsfeld (zum Kurfürstentum Mainz gehörend) vorgenommen werden sollte, erhielt der Landschaftsreiber Zwehl den Auftrag, alle Vorbereitungen für den festlichen Empfang der erzbischöflichen Gesandtschaft aus Mainz zu treffen. Dem jungen Frater Athanasius Kircher wurde die Aufgabe zuteil, die Begrüßungsrede zu halten. Obwohl der Rektor des Kollegiums Bedenken äußerte, Kircher sei zu jung und weltfremd, widersprach der Landschaftsreiber Zwehl und erklärte, er hoffe, daß in Kirchers Kopf mehr stecke, als er bisher habe durchblicken lassen.

So hielt denn auf dem Marktplatz der blutjunge

Athanasius Kircher seine Begrüßungsrede, die durch den eleganten Aufbau, die Schönheit der Sprache und den Reichtum an Bildern sein Können ins hellste Licht setzte. Nach Schluß der Rede verließ er die Bühne nicht, sondern begann die gleiche Rede in lateinischer Sprache und nach kurzen Pausen in französisch, in spanisch, griechisch, hebräisch und syrisch.

Nach einer kurzen Pause, in der den Gästen vom Bürgermeister der Stadt ein Ehrentrunk gereicht wurde, zeigte Athanasius Kircher mit einer „*Komödia*“, einer eigenen ersten Dichtung, den Gästen und der Heiligenstädter Bevölkerung — dargestellt durch seine „*Laterna magica*“ — die schrecklichen Verwüstungen, die seit Beginn des Krieges (1618) durch die Schweden auch auf dem Eichsfeld erfolgt waren, sowie das Elend der armen Bevölkerung. Sicher waren es schreckhafte Bilder, die Kircher in jener Zeit den Zuschauern vor Augen führte, und diese glaubten zuweilen, die Darbietungen könnten nicht mit rechten Dingen zugehen. Auf der Bühne, die nun im nächtlichen Dunkel lag, zuckten die Blitze, grüne und rote Lichter lohten auf, ein Gewitter rollte, so täuschend der Natur nachgeahmt, daß starres Staunen sich der Zuschauer bemächtigte, und bald fiel auch das Wort „Zauberer“.

Dieser Ausdruck war schon seit Wochen in der Stadt umgelaufen: Denn oft hatten Heiligenstädter Bürger in der Nacht einen unerklärlichen Bilder- und Farbenspuk gesehen, und von Mund zu Mund ging die geheimnisvolle Mär vom „Zauber- und Hexenspieler“ auf dem Hof des Kollegiums. Was eine solche Beschuldigung damals bedeutete, ist bekannt. In jener Zeit, da Kriege und die Pest immer wieder die Länder überzogen, suchte das Volk Schuldige für die erlittene Unbill, und als Zauberer oder Hexe wurde mancher unschuldig auf den Scheiterhaufen gebracht.

Um sich von diesem Verdacht zu befreien, und da die Gäste Aufklärung wünschten, zeigte ihnen Kircher das Instrument und erklärte ihnen die Vorgänge auf natürliche Weise. Vor allem wollte man wissen, wie Kircher den Blitz und den Donner gemacht habe. Kircher deutete auf einen in Zickzackform hergestellten Streifen in einer Kupferplatte und erklärte, wenn man mit einem hellen Licht den Spalt beleuchte, mache es auf die Netzhaut des Auges den Eindruck eines Blitzes, und um den Donner zu erzeugen, brauche man nur mit dem Holzhammer gegen die Platte zu schlagen. Auch über die in der „*Komödia*“ aufgetauchte Teufelsratze wollten die Gäste Näheres wissen. Kircher führte sie an den im Hin-

tergrund stehenden Zuber und zerrte eine feuchte Puppe aus dem Bade. Sie sei vordem steif gewesen, sagte Kircher, der Balg bestehe aus ölgetränktem Wasser und luftdichtem Stoff, innen habe sie eine luftgefüllte Blase enthalten. Um die Puppe zu ersäufen, habe man nur an der Blase zu zerren, die dann platze, worauf sie im Zuber versinke. Auf die weitere Frage, wie er dazu gekommen sei, das Gerät herzustellen, entgegnete Kircher, daß ihm beim Experimentieren mit physikalischen Vorrichtungen der Einfall gekommen sei. Da man auch wissen wollte, wie er diese geistreiche Erfindung benenne, antwortete Kircher: „Laterna – magica“ = Zauberlaterne! Die kurfürstlichen Räte aber meinten, ein solcher Tausendsassa, solch genialer Kopf könne in Mainz mehr nutzen als in Heiligenstadt; Kircher sei bestimmt die längste Zeit in Heiligenstadt gewesen. Und so kam es dann auch.

Die Vorgänge, wie sie sich in Heiligenstadt abgespielt hatten, erregten in jenen Tagen naturgemäß berechtigtes Aufsehen. Nach Mainz zurückgekehrt, erstatteten die Gesandten dem Kurfürsten auch über diese Vorgänge genauen Bericht, und schon bald wurde dieser Wundermann an den Kurfürstlichen Hof nach Aschaffenburg berufen.

Kircher erfand nicht nur die „Laterna magica“, die er in Heiligenstadt schuf und also dort 1624 zum erstenmal vorführte, sondern auch den Brennspiegel.

* Literaturhinweis: Eichsfelder Heimathefte 1963
Nr. 2 v. Maria Kramann Maria Vogelbein

Kleines Wörterbuch der Fuldaer Mundart

(6) „Idiotica Fuldensia“ (1872) von Adam Joseph Schwanck / Aus dem Nachlaß herausgegeben von Christoph Michel

T (Fortsetzung)

Trollen, sich trollen: Weggehen. „Troll dich!“: Mache, daß du wegstommst, packe dich fort, scher dich weg!

Trollstupp: Das letzte Mahl, Henkersmahlzeit; namentlich bei Dienstboten, die aus dem Dienst gehen.

Der **Trumpel**: Kleinigkeit (in verächtlichem Sinn). „Um einen Trumpel etwas verkaufen“⁽¹⁶⁴⁾.

U

Dess **Uffgesetzt**: Kranz bei Bräuten oder jungen Mädchen bei feierlichen, besonders kirchlichen (gottesdienstlichen) Veranstaltungen.

U(i)jokes!: O jerum! (= O Jesus?), O je!

Urzen: Überreste. Sonst: Örzchen⁽¹⁶⁵⁾.

Uzen: Zum besten haben. „Jemanden (uzen)“⁽¹⁶⁶⁾.

V

Verspruch: Verlöbniß halten.

Vertreckelt: Vertrocknet, zusammengeschrumpft, verdorrt, „verhutzelt“⁽¹⁶⁷⁾.

Das **Volluff**: Der Saukaus, Trunkenbold. Auch bei Frauen angewandt. „Das Metzungs Volluff“: Die ledige Schwester des Knopfmachers Metzung in der Töpfer-(Markt-)Gasse wurde in den zwanziger Jahren (des 19. Jahrhunderts) so genannt⁽¹⁶⁸⁾.

W

Eine **Waffel**: Maske, häßliches Gesicht⁽¹⁶⁹⁾.

„**Wahrsagen**“ (beim Spiel): Ein Kind nahm des anderen Hand, öffnete diese und sprach:

Ich sag' dir wahr,

dein Kopf hat Haar.

Ich sag' dir weis,

dein Kopf hat Läuse.

Ich sag' dir was,

deine Hand ist naß ...

Und darauf bekam das zweite Kind in die Hand gespußt. Dies nannten die Kinder „wahrsagen“.

164) Vilmar: „auch Trumb, Kleinigkeit ... Die Formen -el sind nur im Fuldaischen üblich ... es wird Trum, Stück, abgebrochener Teil (wovon Trümmer) sein.“

165) Nach Vilmar von „ures, richtiger urez ...: des Essens überdrüssig, und dann überdrüssig überhaupt (die im Fuldaischen üblichen Formen: uresk, urezig, überesk) ... **orzen**, Zusammenziehung von uräzen ...: das Futter nicht mögen ... Dann aber bedeutet orzen (im östlichen Hessen) ... auch übrig lassen überhaupt. ... Örzchen neutr., kleiner Überbleibsel, Rest, zunächst von Speisen (Futter), dann aber auch von andern Dingen. Obere Werra, aber auch sonst vorkommend.“

166) Vilmar nennt noch „ausûzen, verûzen“ (selten). „Uz ... Spott“, vermutlich von der „im südwestdeutschen Raum gebräuchlichen Koseform zu Ulrich, die zur Bezeichnung eines Menschen geworden war, den man verspottet.“ (Etym.-Duden). Ähnlich scheint „hänseln“ von „Hans“ abgeleitet, doch liegt, laut Etym.-Duden „Hanse“ zugrunde.

167) Vgl. auch „Hutzel“, getrocknete Birne.

168) Kataster I, Nr. 122/3 nennt Johann Baptist, Joes und Franz Metzung (15. 6. 1846). Das Grundstück kurz vor der Abzweigung zur „Kleinen Marktstraße“. Auch am Hirtsrain und in der Florengasse begegnet der Name. — Volluff: „der Völler“ Schwanck V.

169) Ein Verb „waffeln“ = laut schwatzen, auch schimpfen“ bei Vilmar. — Man müßte unterscheiden, ob das Häßliche dem Gesicht dauernd eingeprägt, oder Resultat einer Verzerrung ist wie bei „Blähwaffel“ (s. o.) oder beim „Fratzenwerfen“, einem von Hauck. HFF, 1. Aufl., S. 58, erwähnten Kinderspiel: der Spieler „erstarrte“ in einer Fratze oder grotesken Stellung, die eindrucksvollste Fratze wurde „Sieger“. Deutlich wird der Unterschied zwischen angenommener und permanenter Häßlichkeit eines Gesichts z. B. in der von Victor Hugo im „Glöckner von Notre Dame“ geschilderten Volksbelustigungs-Szene, in der die häßlichste Fratze gesucht wird (die problematische Faszination des Häßlichen!), bis Quasimodos „natürliches“ Gesicht alle bemühte Häßlichkeit aussticht (Charles Laughtons überzeugende Darstellung im Film!). Nahe am „Dämonischen“ sind schließlich die Fastnachtmasken und solche „medusischen“ Fratzen wie die an der Mahlmühle (s. o. „Kleiekotzer“).

Waldner: Es waren zwei Brüder Schuhmacher Waldner in Fulda, der eine hieß der Pariser (weil er in Paris in der Fremde gewesen war), der andere der Tyroler. Ersterer hatte später nach seiner Frau Tod die Venus vulgiva Theres(e) Delstraub (eines Advokaten Tochter) bei sich, lebte mit ihr, weshalb er mit den Behörden in Konflikt kam, bei denen er (der übrigens ein berühmter Winkeladvokat war) zu seiner Entschuldigung aussagte, er habe die D. zu sich genommen, um sie auf bessere Wege zu bringen⁽¹⁷⁰⁾.

Wall-Liet: Wallfahrtsleute, Wallfahrer⁽¹⁷¹⁾.

Es oder er **wannert** (wandert): Es spukt. **Gewanner**: Spukgeschichte⁽¹⁷²⁾.

170) Kataster I, Nr. 452: „Beim engen Thörlein“ (gegenüber dem „Hexenturm“): „Carl Waldner, Hofschuhmacher; Schuhmacher Johann Baptist Waldner, den 15. 5. 1832.“ Unter den Geschwistern auch eine Theres(e) W., die aber sicher nicht die „schweifende Venus“ verbirgt. — Der Name „Delstraub“ nicht belegt, aber vielleicht ist er identisch mit „Delstrub“ (Döll, Dellstrub), einer unter Nr. 427 „Am Wollwebergraben“ genannten Familie.

171) Gemeint sind zuerst die Wall-Leute aus den Dörfern um Fulda, die zur „Bonifatiuswoche“, am und nach dem 5. Juni, zum Dom und der „Bonifatiusgruft“ zogen (und noch heute ziehen). Die Teilnehmer an den Flurwallfahrten in Fulda selbst wurden m. W. nicht so genannt. Vgl. auch „Wall-Woch“ und „Wallweg“.

172) Vilmar: „Gewanerds, neutr., Gespenst“. Auch „Wanderling (Wänderding)“. „Das Wort Gespenst ist dem Volke gänzlich fremd.“ — Hauck berichtet vom „Roten Löwen“ (Aus stillen Gassen, S. 188): „Es ging um“, es „wannerte“ in dem alten Haus.“ Ders. in dem Gedicht „Novemberabend“, HFF, 2. Aufl., S. 169 f.:

„Ich höörn dee Wannerglock scho' kleng —

D'r Saandmann kemmt! — Schloffd good hidd

Noacht!“

E **Weht**: Menge. „E gaanz Weht“: Eine große Menge⁽¹⁷³⁾.

„**Weiß gehen**“: „Se (sie) gett (geht) weiß“: Auf Weißen Sonntag von denjenigen weißgekleideten Mädchen gebraucht, welche das Jahr vorher zum ersten Male die hl. Kommunion empfangen haben und beim Gottesdienst und bei der darauffolgenden Prozession (auch bei der Fronleichnamsprozession) ihr „Kommunizierkleid“ tragen. (Sie) haben auch auf dem Kopf einen Kranz, welcher das „Uffgesetzt“ (s. o.) heißt. — „Wie alt ist deine Schwester?“ „Sie geht dies Jahr weiß“⁽¹⁷⁴⁾.

Das **Wellerholz**: Wellholz, womit der Kuchen oder Nudelteig gerollt, aufgerollt wird; ein Zylinder, der sich um sich selbst dreht.

Wenk: Wenig.

Wischer: Verweis, Nasenstüber.

Wine-Bar: Sabine Barbara.

„Es **wittert**“: Wittert, ist ist ein Gewitter im Anzug, es blitzt, donnert, wetterleuchtet⁽¹⁷⁵⁾.

Woämbel: Wagen. „En Woämbel vohl Lezemer“ (s. o.): Ein Wagen voll Musikanten⁽¹⁷⁶⁾.

(Schluß folgt)

173) Vilmar: „Wède ... Waede, Wêt ... Haufe, Menge. Im ganzen fuldischen Land ... im übrigen Hessen unbekannt. Heuwede, Schneewede Heuhaufen, Schneehaufen; „eine Weet Leute“; auch metaphorisch: „eine Weet Geld“, „eine Weet Schulden“ ... Vielleicht mit „wehen“ zusammenhängend (Vilmar), vgl. „Schneewächte“ (für Schnee-Anwehung).

174) Schwanck V: „Deshalb wird mit diesem Ausdruck nicht nur der Stand und die Stellung, sondern auch das Lebensalter eines jungen Mädchens bezeichnet.“ (Das Kommunion-Alter zu Schw. Zeit war zwölf Jahre.)

175) Eine andere Wetter-Eintragung Schwanks V: „Es hat Stern: Am Firmament sind Sterne sichtbar.“

176) „En Woimbel Toe“ (ein Wagen voll Ton) wird im „Heiteren Fulda“, a. O. S. 19 als echt Fuldaer Ausdruck angeführt. „Woimbel“ = Analogiebildung zu „hambel, Handvoll“ (-ntf) -mpf, entphan-gan (empfangen), n > m, Noack, a. O. S. 20 f.

Kleines Wörterbuch der Fuldaer Mundart

11) „Idiotica Fuldensia“ (1872) von Adam Joseph Schwanck / Aus dem Nachlaß herausgegeben von Christoph Michel

Z

Zeedelches-Wieh: Wein mit Etiketten (Zetteln).
Die Zick-Zack: Der Weg (die Promenadenwege) auf dem Kalvarienberg¹⁷⁷⁾.

Ein Zöäl: Ein Schweif, Schweiß (?); s. o. „Säu-zöäl“.

Der Zonnerklepper: Der Mann (namens Wehner in der Petersgasse), welcher von den Bäumen die Schwamm-Auswüchse entfernte und durch Klopfen (Klopfer = Klepper) weich und zu Zunder tauglich machte¹⁷⁸⁾.

Die Zonner-Rees: Die Theres, die mit Zunder handelte. Vor der Erfindung der Schwefelhölzer war Zunder, Stahl, Stein und Schwefelfaden in jeder Haushaltung das Material zum Feueranmachen.

Die Zott: Das Ende eines Schlauchs, einer Röhre, obere Ende einer Kanne, aus dem die Flüssigkeit ausgegossen wird.

Zupp: Hündin.

Zwackel: Gabelförmiger Ast. „Eberszwackel“¹⁷⁹⁾.

Zwä Gill, zwo Keh, zwo Oessen (Ochsen).

Zwenner: Zwei Pfennige, Zwei-Heller-Stück.

Zwerch: Quer. **Überzwerg:** Verrückt, narrisch¹⁸⁰⁾.

Zwibbeln: Prügeln. Gezwibbelt: geprügelt.

En Zwick: Ein Blumenstrauß¹⁸¹⁾.

Zwippel: Zwiebel.

Zwippelsploots: (Zwibbelsploz) Zwiebelkuchen¹⁸²⁾.

177) In Schneiders „Führer durch Fulda“ 1929 heißt es S. 92 von der Westseite des Kalvarienbergs hinter dem Frauenberg: „Hier führt eine Anlage in Serpentinwegen, sogenannte ‚Zickzack‘, mit Kirsch- und Tannenbäumen herab.“

Schwank V: „Wegebezeichnung“ und allgemein „bezeichnet eine gebrochene Linie mit abwechselnd aus- und einspringenden Winkeln (Fulda.)“ (auch engl. u. frz. „zig-zag“).

178) Vielleicht der im Kataster II, Nr. 585/6 „Petersgäß“ eingetragene „Feldhüter Egidius Wehner“, der unter dem 1. 4. 1854 als Hausbesitzer genannt ist.

Über anderes „Brennmaterial“, z. B. die Lohkuchen aus gepreßter Gerberlohe, berichtet Hauck, HFF, 2. Aufl., S. 118 ff.

179) Vilmar: „gabelförmiger Ast, zweispitziger Berg, und überhaupt Gabel; sehr üblich im Fuldaer Land ... die Eberszwackel, bekannte Ruine der Burg Ebersberg in der Hohen Rhön, durch ihre zwei hohen Türme weithin ausgezeichnet“ (ähnlich: „Zwiesel“).

180) „Zwerch“ von ahd. „twerah“, mhd. „twerch“. In Fulda ist auch die „Bastardform“ „querch“ (v. quer und twerch) üblich. „En Quercher“, „ich fühl mich querch“, etc.

181) Dazu Vilmar unter „Zwick“: „der Strauß aus Rosmarin, künstlichen (gebackenen) Blumen und Bändern, welchen die Kirmesburschen und die Bräutigame, in neuerer Zeit auch die zu dem Militär gezogenen Burschen am Ausnahmetage tra-

gen ... Möglich, daß dieses Wort nichts anderes ist, als das gemeinhochdeutsche Zweig ...“ — (Ahd. Form: „zwig“).

Bei Hauck, „Aus stillen Gassen“, S. 153, wird speziell von den Rekrutensträußen (Eingrenzung?) berichtet: „Es gab prachttvolle, mit Perlen verzierte Federbüschle, Blumen in allen Farben und die dazugehörigen Bänder. Eine große Kiste voll dieser sogenannten ‚Zwiecke‘ fand sich noch auf dem Speicher des ‚Roten Löwen‘.“

182) Nicht weniger berühmt als Knobelin und Schwartegünter, braucht der „Zwibbelsploaz“ eigentlich keine „Erläuterung“ für den Fuldaer. Aber W. Hauck, „Aus stillen Gassen“, S. 75, hat ihm eine Art „Ehrung“ zukommen lassen, die hier zitiert sei: „In den meisten Familien zog man es ... vor, diesen ‚Zwibbelsploaz‘ selber zu machen. Gebacken wurde er allerdings beim Bäcker, der auch den Weißbrotteig auf das Kuchenblech ‚wellerte‘. Die Auflage, den ‚Schmand‘, aus Speck, Zwiebeln, Kümmel und sonstigen Zutaten bereitet, stellten die Hausfrauen selbst her. Es gab da vorzügliche Rezepte. Ein solcher Zwiebel- oder Speckkuchen, groß wie ein Wagenrad, ergab für eine Familie ein vollkommenes Mittagessen. Eine gute Kartoffelsuppe ging voraus, und der ‚Zwibbelsploaz‘ war Ersatz für alle weiteren Gänge.“

Literaturangaben:

Feldmann, A. (Hrsg.), Heiteres Fulda, Ein Anekdotenbuch, Fulda (Parzeller & Co.) 1961.

Hahn, H., Fulda im Wandel der Zeiten, Sonderdruck aus dem Einwohnerbuch der Stadt Fulda, 1970.

Hauck, W., Huizelfeuerfunken, 1. Auflage Fulda 1926 (= HFF, 1. A.); 2. Auflage (erweitert) Fulda 1953 (= HFF, 2. A.).

Hauck, W., Aus stillen Gassen, Fulda 1958.

Jestaedt, A., Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert, Bd. I, Fulda 1937; Bd. II, Fulda 1940, Bd. III, Fulda 1948 (= 23.–25. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins) (= Kataster I–III).

Kramer, E., und Retzlaff, H., Fulda. Deutscher Kunstverlag, München, 2., verb. Auflage 1962.

Malkmus, G. J., Fuldaer Historienbüchlein, Fulda (Hammer) 1872.

Malkmus, G. J., Fudaer Anekdotenbüchlein, Fulda (Actiendruckerei) 1875.

Noack, F., Die Mundart der Landschaft um Fulda, Marburg 1958 (Deutsche Dialektgeographie Heft XXVII) (= Noack).

Schneider, J., Führer durch Fulda und Umgebung, 6., von G. Schneider bearbeitete Auflage, Fulda (Mayer) 1929.

Vilmar, A. F. C., Idiotikon von Kurhessen, Marburg und Leipzig 1868 (mit Ergänzungsheft v. Pfister) (= Vilmar).

(In mehreren Fällen wurde J. Grimms Deutsches Wörterbuch zur Erklärung benutzt.)

(Schluß)

Konfessionelle Jugendverbände und Nationalsozialismus in Fulda 1933

Kundgebungen gegen den NS-Staat / Von Otto Berge

Die Wahlen vom 12. März 1933 hatten offenkundig gemacht, daß die Fuldaer die bestehende Regierungskoalition aus Nationalsozialisten und Kampffront Schwarz-Weiß-Rot im Deutschen Reich keinesfalls befürworteten. In den Kreistagen von Fulda und Hünfeld sowie auch in der Stadt Fulda hatten sich Rechts-extremisten nicht durchgesetzt; denn sowohl in der Stadt Fulda als auch in den damaligen Landkreisen Fulda und Hünfeld war das Zentrum stärkste Partei, wengleich die Nationalsozialisten mit 23,5 Prozent (Stadt Fulda), 24,2 Prozent (Kreis Fulda) und 33 Prozent (Kreis Hünfeld) starke Stimmenzuwächse verzeichnen konnten.

Die nachfolgenden Ausführungen lenken den Blick auf die Jugend und ihre konfessionellen Organisationen, die im Jahre 1933 um ihre Existenz ringen mußten, um sich den Totalitätsansprüchen des NS-Staates zu entziehen. Im letzten Teil dieses Beitrages werden daher Formulierungen dieser radikalen Totali-

tätsansprüche wiedergegeben, wie sie in der Fuldaer Zeitung oder in den Fuldaer Nachrichten (= NS-Zeitung) mitgeteilt wurden.

Treuebekenntnis der katholischen Jugend

Den Abschluß der Fuldaer Bischofskonferenz am 31. Mai 1933 bildete ein „Treue-Bekenntnis der Jugend vor den Bischöfen“ in der Kirche auf dem Frauenberg, wo sich 2000 Mitglieder der katholischen Jugendbünde aus Fulda und Umgebung eingefunden hatten. In einer „imposanten Kundgebung vor dem Priesterseminar“ forderte Erzbischof Gröber „Treue zum Vaterland und Treue zum katholischen Glauben“. Dies sind die Schlagzeilen eines umfassenden Berichtes der Fuldaer Zeitung (2. 6. 1933).

Hatten sich die katholischen Jugendbünde vormittags auf dem Frauenberg zum Gottesdienst in der

Klosterkirche eingefunden und war dies schon ein „Bekenntnis zur Kirche und ihren Führern, zu ihrer katholischen Weltanschauung“, so erfolgte abends die bereits erwähnte „imposante Kundgebung vor dem Priesterseminar“. Hierüber wird berichtet: „Gegen 9 Uhr setzte sich der lange Zug in Bewegung. An der Spitze marschierte die bündische Jugend in ihrer verschiedenartigen kleidsamen Kluft, die Marienritter mit klingendem Spiel, die St. Georgs-Pfadfinder, in militärisch straffer Haltung, die Sturmschar und die schwarze Schar. Ihnen schlossen sich die Fähnlein der Jungschar in ihrer blauen Kluft an. Es folgten die Gesellenvereine, die Jungmännervereine aus der Stadt, der KKV, die auswärtigen Vereine und schließlich die Jungmädchengruppen, geführt von den schneidig und vornehm auftretenden Jungmädchen der Kreuzritterschaft. Es war ein erhebender Anblick, vom Bahnhof aus die endlos lange Zeile in ein Lichtermeer verschwimmen zu sehen und dabei zu wissen, daß dieser imposante Aufmarsch der Jugend heiligen und gottgewollten Idealen entsprang, daß sich diese Jugend zwanglos, getrieben von einem begeisterungsfreudigen Herzen zu alter, volksverwurzelter katholischer Weltanschauung bekannte. Der Zug marschierte durch die Kurfürstenstraße, die Hindenburg- und Friedrichstraße über den Domplatz zum Priesterseminar, wo er von den auf einer Altane versammelten Bischöfen erwartet wurde.“

Der Platz zwischen dem Gebäude des Generalvikariats und dem Priesterseminar bot in einem einzigen Augenblick ein Bild froh bewegten Lebens, als die Jugend den Bischöfen wieder und immer wieder begeisterte Ovationen darbrachte und die Kongregationsisten spontan das Kongregationslied anstimmten. Nachdem der Aufmarsch beendet war, sang die Menge das Lied »Und wenn wir marschieren, dann leuchtet uns ein Licht, das Dunkel und Wolken strahlend durchbricht«.

Dann trat der Sprecher der Jugend, Junglehrer Gesang, auf der von Bannern und Wimpeln dicht umrahmten Treppe des Generalvikariats vor, um dem deutschen Episkopat Gruß, Huldigung und ein Treuegelöbnis der katholischen Jugend Fuldas zu entbieten. Seine Rede und die Antwort Sr. Excellenz, des Erzbischofs Gröber von Freiburg, der anschließend im Namen der deutschen Bischöfe sprach, wurde durch eine Lautsprecheranlage, die von der Firma Backes bereitwilligst aufgebaut worden war, auf den weiten Domplatz verbreitet, wo sich große Menschenmassen eingefunden hatten, um das einzigartige Schauspiel in Augenschein zu nehmen.

Junglehrer Gesang brachte die Empfindungen der Teilnehmer in folgender packender Ansprache zum Ausdruck:

Es ist geheiligte deutsche Erde, auf der wir hier als katholische Jugend versammelt sind, um dem gesamten deutschen Episkopat unsere Huldigung entgegenzubringen. Wenn wir hier als Jugend des Fuldaer Landes aufmarschiert sind, dann haben wir einen hohen Auftrag zu erfüllen. Wir stehen vor den deutschen Bischöfen als Vertreter der gesamten katholischen Jugend Deutschlands, um vor unseren Oberhirten das Gelöbnis der Treue abzulegen. Vor aller Welt

„KOMM BRUDER, REICH DIE HARTE HAND UND SCHREITE UNSERN SCHRITT!“

DIE NORMANNSTEINER FORDERN ALLE JUNGEN, DIE FREUDE AN EINER STRAFFEN UND FESTEN GEMEINSCHAFT HABEN, ZUM EINTRITT IN IHRE REIHEN AUF / WIR WOLLEN UNS NACH PFADFINDERART ZUAUFRECHTEN, KATHOLISCHEN UND DEUTSCHEN MENSCHEN ERZIEHEN / AUF FÄHRTEN IN HEITEREN UND TRÜBEN TAGEN, AUF EINSAMEN ZELTLAGERN IM WALDE WOLLEN WIR UNSER HEIMLAND KENNEN LERNEN / UNSERE REGELMÄSSIGEN GRUPPENABENDE SOLLEN UNS DEN BLICK FÜR DAS LEBEN UND UNSERE AUFGABEN ÖFFNEN / JEDER FRISCHE FROHE JUNGE, DER ÜBERALL SEINEN MANN STELLT, SOLL UNS WILLKOMMEN SEIN. HEIL !



Dieser Aufruf zum Eintritt in den Jugendverband der Normannsteiner wurde im Jahre 1932 im damaligen Fuldaer Gymnasium (heute Rabanus-Maurus-Gymnasium) angebracht. Viele Schüler dieses Gymnasiums waren Mitglieder der Normannsteiner Jugendgruppe, deren Name sich aus der Gründungsversammlung auf der Burg Normannstein bei Treffurt ableitet. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an das Normannsteiner Kapellchen, das die Normannsteiner zum Gedächtnis an ihre im Zweiten Weltkrieg gefallenen Mitglieder an der Maulkuppe errichteten. Der hier abgebildete Normannsteiner Junge zeigt sich in der damaligen Pfadfinderkluft: grünes Hemd, graue Hose und graue Strümpfe, schwarzes Barett mit Feder, schwarzes Halstuch mit braunem Lederknoten. Auf dem rechten Ärmel sowie am Gürtelschloß befinden sich ein T (griechisch Tau), das die Urform des Kreuzes darstellt. Auch auf der Fahne ist dieses Symbol angebracht.

Bild: Privat / Text: Nach dem Bericht eines Zeitzeugen wiedergegeben von Otto Berge

wollen wir bekennen, daß wir stolz darauf sind, Überbringer dieses Treugelöbnisses sein zu dürfen.“

Über die anschließenden Ausführungen des Erzbischofs Gröber von Freiburg berichtet die Fuldaer Zeitung: „Seine markanten Worte fanden den Weg zu den Herzen der Jugend, die zu ihm emporschaute. Schon nach den ersten Sätzen waren die Massen gepackt. Immer höher gingen die Wogen der Begeisterung, und die Mahnung des Vertreters des deutschen Episkopats, treu den katholischen Organisationen zu bleiben, hat sicher in den Herzen der jungen Männer und Mädchen ernsthaften Beifall gefunden. Aus der Rede des Erzbischofs Gröber seien folgende Sätze zitiert: „Katholische Jugend des Fuldaer Landes! Es ist ein wunderbares Bild, das sich an diesem Abend meinen Augen darbietet, um den Tempel des hl. Bonifatius, eine tausendfache jugendliche Menge, mit der Fackel in der Hand, mit dem deutschen und christlichen Liede auf den Lippen, und mit dem heiligen Liede zu Kirche und Vaterland im Herzen ...

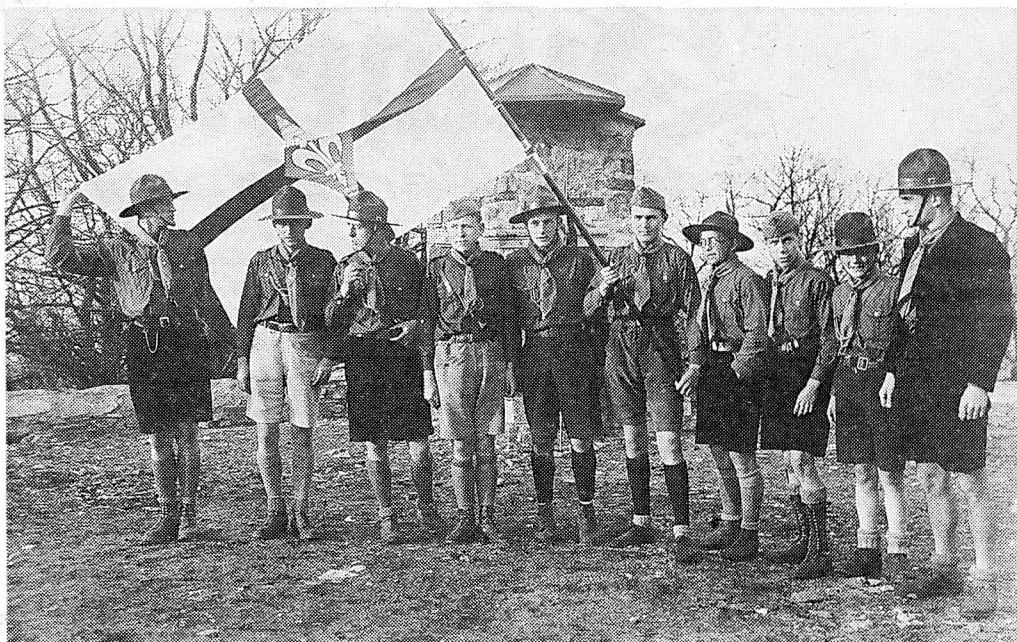
Ihr seid hinaufgegangen zum Frauenberg. Ihr habt dort gebetet zur Gottesmutter für Euch, für das Vaterland und gebetet für die Bischöfe Deutschlands, die in schwerster Zeit in Eure Heimat gekommen sind, um über die Geschicke der katholischen Kirche in diesen Tagen und Monaten zu beraten ... Ihr habt eben durch Euren Sprecher uns, den katholischen Führern, ein Treugelöbniß geschworen. Ihr habt sagen lassen, daß Ihr sein wollt in der Zukunft treu bis in den Tod, deutsch wie Eure Sprache und wie der Boden ist, aus dem dieses prächtige Münster und die Michaelskirche, die zweitälteste Kirche Deutschlands, herauswachsen. Deutsch wollt Ihr sein, wie die Liebe Eures Herzens zu Euren Volksgenossen deutsch ist und bleiben soll ...

In den weiteren Ausführungen machte Erzbischof Gröber eindringlich deutlich, daß Katholischsein und Deutschsein keine Gegensätze sind. Schließlich forderte Gröber die auf dem Domplatz versammelten Jugendlichen dazu auf: „Ihr müßt das sein und bleiben, was Ihr vorhin in Euren begeisterten Liedern gesungen habt. Ihr müßt treu sein den Organisationen, denen Ihr angehört. Es entfaltet sich vor meinen Augen das wunderbare Bild der Repräsentanten des jungen katholischen Deutschland. Wie ist die deutsche katholische Jugend in den vergangenen Jahren gewachsen! Wie wehen überall ihr Banner und Paniere! Diesen Bannern sollt Ihr treu sein bis in den Tod. Denkt daran, was manche der Führer des jungen katholischen Deutschland in der Gegenwart besorgen und befürchten. Sie sagen und sagen es Euch: Die Gefahr für die katholischen Organisationen besteht allerdings von außen, aber mehr noch von innen her.

Und da rufe ich ein Wort in Eure jugendlich begeisterten Seelen hinein, ein Wort unvergänglich bis in den Tod, entnommen dem alten Wappenschild eines adligen Geschlechts. Und das Wort: Ego non degenero! – Ich schlage nicht aus der Art! – Oder willst Du, katholische Jugend der Bonifatiusstadt, katholische Jugend Deutschlands, aus der Art schlagen?“ (Die folgenden Zeilen sind in Fettdruck gehalten, um die Bedeutung ihres Inhalts hervorzuheben.)

„Willst Du fahnenflüchtig werden in schwerer Zeit, um damit nicht bloß Deine Organisationen und Bünde zu verlassen, sondern auch Deinen katholischen Glauben und Deine katholische Kirche zu schädigen? Da erhebe ich als ein Bischof innerhalb des deutschen Landes zusammen mit meinen Mitbrüdern die bischöflichen Hände, um Euch zu segnen, damit Ihr seid und bleibt deutsch, damit Ihr seid und bleibt katholisch, römisch-katholisch, damit Ihr seid und bleibt einig, damit Ihr seid und bleibt treue Christusjugend bis in den Tod. Christus, er sei Eure Kraft, er sei Eure Zukunft! Er ist unser Gott. Und nun bitte ich meine Hochwürdigen Mitbrüder, daß sie ihre Hände erheben mit mir, um Dich, geliebte Jugend Fuldas und seiner Umgebung, zu segnen mit dem Segen des gesamten deutschen Episkopates.“

Nicht nur die Ansprache des Erzbischofs, dessen Worte eindringlich mahnend auf dem Domplatz zu vernehmen waren und der sich in einem Appell an die gesamte katholische Jugend Deutschlands richtete, verdient hier festgehalten zu werden, sondern auch die Reaktionen der auf dem Domplatz versammelten Jugendlichen. Der Bericht fährt fort: „Nachdem Erzbischof Gröber geendigt und den bischöflichen Segen erteilt hatte, stimmte die Menge ergriffen die letzte



Wegen Repressalien der nationalsozialistischen Diktatur gegen die bündische Jugend hatten sich die Normannsteiner der Pfadfinderschaft St. Georg angeschlossen, die im Jahre 1933 durch das Konkordat als katholische Jugendorganisation noch vorläufig geduldet wurde. Das Foto zeigt Normannsteiner aus der Zeit ihrer Pfadfindertätigkeit bei der Versprechungsfeier auf der Milseburg am 7. April 1933 mit dem Banner der Pfadfinderschaft St. Georg.

Bei der 200-Jahr-Feier der Fuldaer Marienschule im Oktober 1933 hatte die Pfadfinderschaft St. Georg (Normannsteiner) mit einem Liedvortrag mitgewirkt, von dem eine Strophe folgenden Text hatte: „Laßt Euch nicht irren, seht Euch nicht um! Laßt klingen die Schwingen und schwirren! – Die vielen sind feige, die vielen sind dumm. – Ihr Weg ist gewunden, ihr Rückgrat ist krumm; laßt ihr Geschrei Euch nicht irren!“ Es versteht sich, daß die Nationalsozialisten von derartigen Zeilen nicht erfreut waren; denn mit „den vielen sind feige, die vielen sind dumm“ usw. fühlten sie sich getroffen (wie dies auch beabsichtigt war). Nach der Feier überfielen starke Gruppen der Hitlerjugend die Pfadfinder hinter dem Paulsturm, die sich mannhaft zur Wehr setzen mußten, um sich zu behaupten.

Bild: privat; Text: Nach dem Bericht eines Zeitzeugen, wiedergegeben von O. Berge

Strophe des Bonifatiusliedes an, und die katholische Jugend beendete die erhebende Feierstunde mit dem Liede „Wann wir schreiten (Seit' an Seit')“, dessen letzte Strophe mit erhobenem Schwurfinger in kurzen, markigen Worten ihren Willen zum Kampf für Gott, Volk und Vaterland zum Ausdruck brachte. Das Lied schloß mit einem brausenden dreifachen Treu-Heil! auf die deutschen Bischöfe und das Deutsche Reich. Mahnend und ernst dröhnte in den Gesang die Hosanna-Glocke vom hohen Domturm. Dann zogen die Reihen in bester Ordnung ab. Noch einmal machte sich die Begeisterung in stürmischen Rufen und lautem Händeklatschen Luft, als Bischof Schreiber von Berlin, der es sich trotz seiner ersten Erkrankung nicht hatte nehmen lassen, nach Fulda zu kommen, sich am Fenster zeigte.“

Romantisch war der Ausklang dieser einzigartigen Sympathie- und Treuekundgebung, die gleichzeitig als eine Bekenntniskundgebung der gesamten katholischen Jugend Deutschlands zum Glauben gewertet werden kann, insbesondere auch deswegen, weil Ludwig Wolker, der Generalpräses der Deutschen Jugendkraft, anwesend war. Der Bericht schließt mit den Worten: „Noch einmal loderte dann helle Glut zum dunklen Nachthimmel empor, als auf dem Domplatz ein kleiner Kreis Zurückgebliebener sich um das Feuer der zusammengeworfenen Fackeln versammelt hatte, erfüllt von den tiefen Eindrücken, die der Abend in jedem katholisch fühlenden Herzen hinterlassen hatte. Generalpräses Wolker, der Führer der Deutschen Jugendkraft, sprach am Feuer Worte der Freude und Mahnung. Den Abschluß bildete das schöne Lied: „Nun Brüder, eine gute Nacht ...“

Forderungen der Bischofskonferenz

Zur Frage der katholischen Jugendverbände hatte die Fuldaer Bischofskonferenz am 31. Mai 1933 einen Beschluß gefaßt, der in der Fuldaer Zeitung vom 22. Juni im Wortlaut wiedergegeben wurde.

In dieser Verlautbarung werden nicht nur die eigenen Grundsätze über die Jugenderziehung mitgeteilt, sondern gleichzeitig die totalen Machtansprüche des NS-Staates entschieden abgelehnt. Eine unüberhörbare Absage an die Jugenderziehung des NS-Staats und gleichzeitig eine Kampfansage an die Hitlerjugend

bedeuten die folgenden Forderungen der Fuldaer Bischofskonferenz: „Eine Staatsauffassung, nach der die gesamte Jugend ausschließlich vom Staat erfaßt und erzogen werden soll, innerhalb und außerhalb der Schule, in interkonfessioneller Gemeinschaft und eigener weltanschaulicher Prägung, lehnt die Kirche als mit der kirchlichen Lehre unvereinbar ab. Die Kirche verlangt vielmehr als Glaubensgemeinschaft, um ihrer Sendung willen, volles Gemeinschaftsrecht für die kirchliche Jugendorganisation und das Erziehungsrecht im Sinne körperlicher, geistiger und beruflicher Erziehung ihrer Mitglieder.“

Die Machthaber des NS-Staates werden unmittelbar anschließend an ihre Versprechungen gemahnt, indem es heißt: „Weil die jetzige Staatsleitung für die Jugendgemeinschaften der Kirche, in Erkenntnis ihrer besonderen Aufgabe und Bedeutung für den Staat, die Freiheit der Organisation und die Erfüllung ihrer Aufgaben zugesagt hat, darf erwartet werden, daß in Konsequenz der formellen Anerkennung der katholischen Jugendorganisationen als nationale Jugendverbände die Lebensmöglichkeit und Freiheit der Betätigung denselben voll erhalten bleibt und staatlicherseits auch eine indirekte Störung und Zerstörung durch unverantwortliche Stellen verhindert werden wird.“

Die drei folgenden Abschnitte der bischöflichen Beschlüsse beginnen jeweils mit „Untragbar für ...“, wodurch nicht nur eine Kritik an den bestehenden Zuständen (und bereits geschehenen Übergriffen des NS-Staates) geübt wird, sondern auch gleichzeitig Forderungen gestellt werden, die die Anerkennung, Selbständigkeit und Gleichberechtigung der katholischen Jugendverbände von seiten des neuen Regimes garantieren sollten. Insbesondere sollte auch eine Diskriminierung der katholischen Verbände oder ihrer Mitglieder von seiten des NS-Staats verhindert werden. Die folgenden Abschnitte der Beschlüsse der Fuldaer Bischofskonferenz, die für 21 Millionen Katholiken des damaligen Deutschen Reiches maßgeblich waren, lauteten:

„Untragbar für das Bewußtsein der katholischen Jugend wie für das Rechtsbewußtsein der deutschen Jugend überhaupt wäre ein Zustand der Rechtsunsicherheit und der Benachteiligung von Mitgliedern kirchlicher Jugendorganisationen in der Schule und im

Arbeitsleben, namentlich auch in den staatlichen Formen des Jugenddienstes, Arbeitsdienstes und Wehrdienstes.

Untragbar für die Ehre der katholischen Jugendorganisationen wäre es, neben bevorrechteten Jugendorganisationen (gemeint ist die Hitlerjugend) als deutsche Jugend minderen Rechts und zweiter Klasse angesehen und behandelt zu werden, auch in den Fragen der Abzeichen, der Aufmärsche und des öffentlichen Lebens.

Untragbar erscheint vor allem auch jeder direkte oder indirekte Gewissenszwang, anderen weltanschaulichen Organisationen (gemeint ist die Hitlerjugend) beizutreten oder zu parteimäßigen Bekenntnissen und Formen gezwungen zu werden, namentlich in der Gemeinschaft der Schule und der Arbeit.

Es muß im besonderen der gegebenen Anerkennung – so heißt es weiter in den Beschlüssen der Bischofskonferenz – der katholischen Organisationen erwartet werden (was gleichzeitig Forderungen bedeuten):

1. daß das mobile und immobile Eigentum der kirchlichen Jugendorganisationen durch den allgemeinen Schutz gewahrt bleibt. Die frühere ordnungsmäßige Gewährung von Beihilfen aus öffentlichen Mitteln bei Erstellung von Jugendheimen und Sportplätzen unserer Vereine kann nicht zum Anlaß genommen werden, das Eigentumsrecht und Hausrecht unserer Vereine aufzuheben oder zu beschränken.

2. Für die Volksschulen wie für die Berufs- und Höheren Schulen muß die Freiheit gleichen Rechtes der kirchlichen Jugendorganisationen gewährleistet werden. Eine einseitige amtliche Werbung in der Schule für eine Jugendorganisation (gemeint: die Hitlerjugend) oder gar ausschließliche Einführung einer Jugendorganisation (= Hitlerjugend) in der Schule muß abgelehnt werden. (Die hier aufgeführten Forderungen wurden in der Fuldaer Zeitung in Fettdruck sowie auch in fettem Sperrdruck mitgeteilt, ein Zeichen dafür, wie wichtig man diese Forderungen von seiten der Bischofskonferenz nahm.)

Weiterhin wird ausgeführt: „... Weil aber die kirchliche Jugendorganisation für die Gemeinschaft der Kirche von lebenswichtiger Bedeutung ist, darum hält die Kirche unverrückbar an ihrem Gemeinschaftsrecht für katholische Jugend fest und sieht in der kirchlichen Jugendorganisation ein Herzstück ihrer Gemeinschaft. Insbesondere müssen folgende Punkte“, so wird gefordert, „für die kirchliche Jugendorganisation auch fortan Geltung haben (das folgende wiederum in Fettdruck):

1. Katholische Jugend, Führerschaft und Gefolgschaft wird in Erkenntnis ihrer kirchlichen wie ihrer nationalen Aufgabe alle Kraft einsetzen, um das Jugendwerk der Kirche in der gegenwärtigen Zeit hochzuhalten, um darin vor allem die religiösen Kräfte zu wecken, die notwendig sind zum Aufbau eines lebendigen Christentums und echten Volkstums.

2. Katholische Jugend wird der bewährten Leitung der Verbände und ihrer vom Episkopat bestellten Führer Gefolgschaft leisten.

3. Damit das Jugendwerk der Kirche selbständig und ungeschwächt fortgeführt werden kann, wird von jedem Verein und von jedem Mitglied freudige Opferbereitschaft erwartet. Die Vereine werden aufgefordert, strengste Ordnung ihrer Geschäfte durchzuführen und die finanziellen Verpflichtungen gegenüber den Verbänden zu erfüllen.

4. Die katholischen Jugendverbände werden bereitwillig sich einstellen in die Gesamtheit der deutschen Jugend und die nationale Aufgabe nach bestem Können erfüllen. Der Jugend unserer kirchlichen Verbände wird mit Nachdruck die Aufgabe gestellt, in (der) Schule und auf dem Arbeitsplatz, in Nachbarschaft und öffentlichem Leben echte Brüdergesinnung gegen alle deutschen Brüder und Schwestern zu zeigen, in gegenseitiger Achtung und Hilfsbereitschaft zu dienen und so mitzubauen an echter deutscher Volksgemeinschaft.“

Treffen der evangelischen Jugend

Vom 17. bis 19. Juni 1933 fand in Fulda das „große Treffen der evangelischen Jugend Kurhessens“ statt, zu dem nach einer Vorankündigung „einige tausend Jugendliche“ erwartet wurden. Als Leitwort zu dieser Großkundgebung war – sicherlich in Anlehnung an die Inschrift am Bonifatiusdenkmal – gewählt worden: „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit“. Unter diesem Leitspruch stand auch die von dem aus Fulda

stammenden Landesjugendpfarrer Walter Schäfer (Kassel) verfaßte „Feier für Sing- und Sprechchor“, die am 18. Juni uraufgeführt wurde und zu der die evangelische Gemeinde zuvor zur Mitwirkung durch Absingen verschiedener Choräle aufgefordert worden war (FZ 10. 6. 1933).

Am 15. Juni 1933 hatte die katholische Bevölkerung Fuldas das Fronleichnamsfest mit einer außergewöhnlichen Beteiligung gefeiert. „Auch wer auf Jahrzehnte der Fuldaer Fronleichnamsprozession zurückschauen kann“, so hieß es in der Fuldaer Zeitung (17. 6. 1933), „wird bestätigen, daß die gestrige Feier des geheimnisvollen Sakramentes der Liebe in Fulda unvergleichlich war. Weiterhin wird berichtet: „Der Weg der Prozession zeigte in diesem Jahre so reichen, kunstvollen Schmuck, sowohl in den breiten Geschäftsstraßen als auch in der Innenstadt, wie er wohl selten beobachtet worden ist ...“

Diese Abschweifung vom Thema sei erlaubt im Hinblick darauf, daß die evangelische Gemeinde die Bevölkerung Fuldas darum bat, den „Girlandenschmuck vom Fronleichnamstag zur Begrüßung der evangelischen Jugend Hessens am kommenden Sonntag an Häusern und in den Straßen zu belassen“; insbesondere „außer dem Häuserschmuck auch die Tannen in den Straßen stehen zu lassen“. Auch die Fuldaer Stadtverwaltung schloß sich in einem Aufruf dieser Bitte an die Bevölkerung (FZ 17. 6. 1933) an. Daß diese Bitte gern erfüllt wurde, wird bestätigt in einem Beitrag der Fuldaer Zeitung (25. 6. 1933), in dem sich die evangelische Jugend Kurhessens „von Herzen dankbar“ erweist.

Somit ergab sich in Fulda die einmalige Situation, daß die evangelische Jugend Kurhessens am 19. Juni 1933 ihren feierlichen Umzug „durch die noch im Fronleichnamschmuck prangende Stadt“ durchführte (FZ 20. 6. 1933).

Verurteilung der Rassenpolitik

Am 19. Juni 1933 fand nach einem Gemeindegottesdienst in der überfüllten Kirche auf dem Heinrich-von-Bibra-Platz eine eindrucksvolle Kundgebung statt, „der Tausende von Jugendlichen und eine große Zahl Fuldaer Einwohner beiwohnten“ (FZ 20. 6. 1933). Im Mittelpunkt dieser Kundgebung stand eine Ansprache des Generalsuperintendenten Fuchs aus Kassel, der u. a. folgendes ausführte:

Es gehe ein Ruf durch das evangelische Land, und besonders an die evangelische Jugend, die noch nicht festgefahren sei auf toten Geleisen. Wache auf, so rufe der evangelischen Jugend am Tage ihres Treffens die Kirche zu. Wache auf, so rufe auch das deutsche Volk, das sich in diesen Tagen auf seine Vergangenheit und vielfach vergessene Größe und auf die Volksgemeinschaft besinne, die durch keine Partei- und eigensüchtigen Interessen mehr zerrissen werden soll. Die evangelische Jugend habe eine Aufgabe an dem Volk zu erfüllen. Das müsse mit vollem Bewußtsein gesagt werden aus der Erkenntnis heraus, daß das Evangelium uns unserem Volke gegenüber verpflichte. Die Verpflichtung bedeute eine hohe Verantwortung. Das Volkstum dürfe nicht verzerrt und erniedrigt werden zur Rassenhetze und zur Verachtung anderer Völker. Es dürfe auch nicht vergötzt werden auf Kosten des ewigen Gottes. Niemals könne ein Volk oder eine Rasse zu einem Maßstab werden, dem auch die sittliche Ordnung des Evangeliums sich unterwerfen müsse.

Daß dieser Irrweg vermieden werde, dazu solle die evangelische Jugend ihr Teil beitragen. Wach auf, junge Gemeinde, so rufe auch Gottes Stimme. Wenn Gott dem Volk seine besondere Hilfe angedeihen lasse, dann möge die Jugend darin seinen besonderen Anruf erkennen. Sie möge auf eine Stimme hören, die als Gottes Wort an sie dringe, und nicht auf viele Stimmen, und ein Bekenntnis ablegen zu dem, der sich der Weg, die Wahrheit und das Leben genannt habe. Man dürfe heute nicht die Kräfte zersplittern, sondern müsse sie sammeln zu dem großen, ersten Kampf gegen die Feinde des Glaubens und für ein Reich der Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe.

Pfarrer Slenczka (Kassel) hielt einen Vortrag über das „Evangelium als die Kraft der deutschen Jugend“.

Die von Superintendent Fuchs erhobenen Forderungen sind eine eindeutige und entschiedene Absage und Verurteilung der Rassenpolitik des Dritten Rei-

ches, der die Befolgung des Evangeliums gegenübergestellt wird. In der gleichen Richtung erging ein von den deutschen Bischöfen verfaßter Hirtenbrief zur Zeitlage (FZ 11. 6. 1933), in dem festgestellt wird, „daß eine Volkseinheit sich nicht nur durch die Bluts- gleichheit, sondern auch durch die Gesinnungsgleichheit verwirklichen läßt und daß bei der Zugehörigkeit zu einem Staatswesen die ausschließliche Betonung der Rasse und des Blutes zu Ungerechtigkeiten führt, die das christliche Gewissen belasten.“

In diesem Zusammenhang sei auch auf einen Beitrag mit dem Titel „Aus dem Blute meiner Ahnen ...“ in der Beilage „Blatt der Jugend“ (Fuldaer Zeitung vom 17. Mai 1933) hingewiesen. Dort wird „eine hochmütige, unwahre Vergötterung der Rasse“ entschieden abgelehnt. Dem „Kult des Blutes, den man den ‚Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts‘ genannt hat“, wird der Kampf angesagt. Der „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“ war nämlich der Titel eines Buches, in dem Alfred Rosenberg, der Chefideologe der NS-Partei, die Rassentheorie des Dritten Reiches verbreitete.

Religion – Fundament des Staates

Daß die sittliche Ordnung in einem Staatswesen sich dem Evangelium unterordnen müsse, wurde bereits von Pfarrer Fuchs betont. Auch die Fuldaer Bischofskonferenz stellt fest: „Sowohl die Volksautorität als auch die Gerechtigkeit, die das Volkswohl begründet, setzen die Religion als notwendiges Fundament voraus“ (FZ 11. 6. 1933).

Daß auch die katholische Jugend derartige Grundsätze vertrat, zeigt sich u. a. in einem Aufruf des Gauleiters der Deutschen Jugendkraft, Dr. Hans-Josef Sauer, der zur Teilnahme am „Fest der Jugend“ aufforderte, das nach einer „Anordnung des Reichsministers des Inneren in ganz Deutschland gefeiert“ werden sollte (FZ 23. Juni 1933). Unmißverständlich heißt es im Aufruf Dr. Sauer, was gleichzeitig eine Absage an den Nationalsozialismus bedeutet: „In der Nacht zum 25. Juni muß in allen Dörfern des Fuldaer Landes das Johanniseuer brennen zum Zeichen, daß die in ihrer Heimat verwurzelte katholische Jugend bereit ist, der Väterart und dem angestammten Glauben treu zu bleiben ...“ Die Mitarbeit „am Neubau eines geeinten Deutschen Reiches“ sollte erfolgen „getreu dem Wahlspruch (der Deutschen Jugendkraft): „Alles für Deutschland – Deutschland für Christus!“ Es war dies eine unabdingbare Voraussetzung und Forderung für die künftige Arbeit der Deutschen Jugendkraft.

Der Totalitätsanspruch der Hitlerjugend

Unter dem Titel „Jugend im neuen Deutschland“ wird in den „Fuldaer Nachrichten“ vom 4. Oktober 1933 darauf hingewiesen, daß „die nationale Revolution nicht zuletzt ein Verdienst der Jugend“ gewesen sei und daß „diese Jugend auch das Recht habe, maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des neuen Reichs zu haben“. Aus diesen im Sinne des Nationalsozialismus aufgestellten Thesen wird gefordert: „Die Jugend aber kann auch verlangen, daß mit den Unterschieden aufgeräumt wird, die früher bestanden. Wir kennen keine verschiedenen Bünde und Verbände, einerlei welcher Art, wir kennen nur eine nationalsozialistische Jugendbewegung. Und das ist die Hitlerjugend und das Jungvolk. Niemand hat mehr das Recht, sich auf irgendwelche Interessen berufend, getrennte Gruppen zu bilden. Darum hat auch die Reichsjugendführung eine Verordnung herausgegeben, nach der allen anderen Jugendverbänden der Dienst in der Art verboten ist, wie ihn die nationalsozialistische Jugendbewegung pflegt.“ Damit ist der Alleinvertretungsanspruch der Hitlerjugend für die Jugend, die diktatorische Totalität einer Partei gegenüber der demokratischen Pluralität verschiedener Gruppen (bzw. Strömungen, Richtungen usw. konfessioneller, politischer Art) entschieden und rücksichtslos gefordert.

Wenn es in dem nächsten Satz heißt: „Wir kennen die Notwendigkeit einer konfessionellen Erziehung, doch gibt sie nicht die Berechtigung, den Zwiespalt, den unser Führer erst geschlossen hat, wieder aufzureißen“, so sei hierzu festgestellt, daß die Nationalsozialisten niemals eine konfessionelle Erziehung anerkannt, sondern alles getan haben, um sie zu unterbinden. Desgleichen muß bezweifelt werden, ob durch

konfessionelle Erziehung „ein Zweispalt aufgerissen“ wird.

Es entspricht indessen der nationalsozialistischen Ideologie, wenn es heißt: „Der Führer sagt, die deutsche Jugend gehört in die Hitlerjugend. Jede Gruppe, die sich dieser Jugendbewegung, der Trägerin des neuen Deutschland, widersetzt, ist als staatsfeindlich zu behandeln.“ Wer also nicht zur Hitlerjugend gehört, wer einem konfessionellen Verband (Bund) angehört, wird somit zum Staatsfeind erklärt. Konsequenz wird dann auch am Schluß dieser „Belehrung“ gefordert: „Mit aller Schärfe werden wir gegen die vorgehen, die glauben, sich uns in den Weg stellen zu können.“ Hierdurch wird eine Bedrohung für jene ausgesprochen, die nicht der Hitlerjugend angehören und die, ihrem Gewissen folgend, in konfessionellen Verbänden Mitglieder sind.

Am 7. Oktober 1933 wird in den „Fuldaer Nachrichten“ wiederum festgestellt: „Es geht nicht an und es steht in direktem Widerspruch zum Willen des Führers, daß neben der HJ (= Hitlerjugend) noch andere Organisationen bestehen. Das junge Deutschland gehört in die Hitlerjugend und in keinen anderen Verband“ (gemeint sind konfessionelle Verbände).

Der Monat Januar 1934 wurde zum „Werbemonat des Deutschen Jungvolks“ erklärt; denn es war das Ziel, möglichst alle Jugendlichen in der Hitlerjugend zu erfassen. Daher wurde der „Werbemonat“ wiederum dazu benutzt, den Totalitätsanspruch der Hitlerjugend entschieden zu proklamieren. So heißt es in der „Fuldaer Beilage“ zur „Kürhessischen Landeszeitung“ (16. Januar 1934) unter der Schlagzeile „Deutscher Junge, wir rufen Dich!“: „Eine der wichtigsten Forderungen des Nationalsozialismus ist die Totalität. Der Totalitätsgedanke erstreckt sich dabei nicht nur auf Staats- und Vereinsleben, an denen nur der erwachsene Deutsche beteiligt ist, vielmehr geht man mit Recht (!) weiter und dehnt den Totalitätsanspruch auch auf die Jugend aus. Es geht nicht an, daß in einem Staat, dessen Träger der Nationalsozialismus ist, die Jugend, d. h. die Zukunft des Staates, in viele Vereine und Gruppen zersplittert dasteht. Mit dem Wahnsinn der politischen Jugendverbände ist aufgeräumt worden. Noch bestehen konfessionelle Jugendvereine.“ Aus den beiden letzten Sätzen kann man folgern, daß demnächst auch mit den konfessionellen Vereinen „aufgeräumt“ wird, d. h. daß sie aufgelöst und verboten werden. Zunächst aber wird noch einmal der Versuch gemacht, die noch Fernstehenden „freiwillig“ oder „unter Druck und Drohung“ zum Eintritt in die Hitlerjugend zu veranlassen.

An Eltern und Erzieher ergeht die Aufforderung, „ihre Kinder von Jugend auf von verantwortungsbewußten Führern im nationalsozialistischen Sinne“ erziehen zu lassen. „Schickt sie (die Jugendlichen) nicht länger zu jenen, die in schändlicher Eigenbrötlei schon einmal die Totengräber der deutschen Einheit waren.“ Eine weitere Belehrung lautet: „Die größten Widersacher dieses Jungenreiches (der Hitlerjugend), das einer deutschen Jugend, einem richtigen deutschen Jungen, das geben kann, wonach seine junge Seele, die noch nicht gestaltet ist, die nach einem Former lechzt, (sich) sehnt, sind jene Unverantwortlichen, die die Jugend von ihrer letzten Bestimmung fernhalten.“ Hingewiesen sei auch auf folgende Formulierung, die alle Jugendlichen abwertet, die noch nicht Mitglieder der Hitlerjugend sind: „Es gibt unter Euch Fernstehenden Spießer, sie sind schon gerade so verkalkt wie die Systembonzen eines verlassenen Regimes, sie sind keine deutschen Jungen, sie haben Hemmungen, Vorurteile, sind verknochert, auf eine alte Vereinsmeierei abgestimmt. Sie können ohne den „erzieherischen“ Einfluß ihrer sogenannten „erfahrenen Führer“ nicht bestehen.“

Ein Druckmittel war auch der Hinweis auf das Ende des Werbemonats, nach dessen Ablauf eine Aufnahme in die Hitlerjugend erschwert würde. Wer also der Hitlerjugend nicht beitrifft, wird verächtlich oder lächerlich gemacht, als nicht-deutscher Junge bezeichnet, abgewertet als verknochert, verkalkt und nicht-jugendgemäß oder als Egoist und Eigenbrötler bezeichnet.

Als höchstes Ziel der Erziehungsarbeit in der Hitlerjugend wird auf einem „Führerappell der Hitlerjugend“ in Kassel herausgestellt: „Die Hitlerjugend hat die große Aufgabe, aus jedem deutschen Jungen einen hundertprozentigen Nationalsozialisten zu machen“ (als Sperrdruck, FZ S. 3, 16. 1. 1934). In demselben Beitrag heißt es: „Wer sich der HJ (= Hitlerjugend) bei

ihrer Arbeit entgegenstellt, der wird vernichtet.“ Zum Totalitätsanspruch der Hitlerjugend gehört also gleichzeitig das Prinzip der Intoleranz gegenüber allen, die nicht zur HJ gehören.

In der „Fuldaer Beilage“ vom 25. Januar 1934 wird von der „Macht des germanischen Blutes“ gesprochen, die der Hitlerjugend allein das Recht gibt, „sich als deutsche Bewegung zu bezeichnen, von Unverantwortlichen bekämpft“. In bezug auf andere Jugendgruppen der bündischen Jugend wird gesagt: „Nur noch verschwindend kleine Reste versuchen noch immer diesem Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Jugend Widerstand entgegenzusetzen.“ Als Blütenlese des NS-Jargons sei auch der Schlußsatz zitiert: „Aber auch sie (die Reste der bündischen Gruppen) wird der ungeheure Sturm der Begeisterung, die Macht des germanischen Blutes beseitigen, und es wird entstehen der Träger des Reichs, die Zukunft der Nation, die deutsche Jugend.“

Angesichts der rücksichtslosen und radikalen Ausschaltungstendenzen mußte man sich auch in Fulda um den Fortbestand der vielseitigen und verdienstvollen katholischen Jugendverbände sorgen. Die Grundsätze, die der Reichsjugendführer vor der zur Sonnenwendfeier (1933) auf der Pferderennbahn in Hannover versammelten Jugend verkündet hatte, waren auch für die Zukunft der katholischen Jugendverbände wenig hoffnungsvoll. Lautstark hatte von Schirach verkündet, daß der Hitlerjugend die alleinige Führerschaft innerhalb der deutschen Jugendbewegung gehöre, ... daß er bei dem Ausbau der Jugendbewegung nicht einen Zentimeter breit vom Wege der nationalen und sozialen Revolution abweichen werde ... Gegenüber den konfessionellen Verbänden werde er seine Haltung von dem Verhalten dieser Vereinigungen abhängig machen und werde sich energisch gegen solche Organisationen wenden, die Gebiete, die der Hitlerjugend gehörten, als ihre Einflußzone betrachteten. Wer sich dem revolutionären Willen der Hitlerjugend entgegenstelle, werde in Zukunft ausgeschaltet. Besonders das Gebiet der Wehrausbildung sei Sache der Hitlerjugend. Er werde einen einheitlichen Plan für die Wehrrüchtigung der gesamten deutschen Jugend aufstellen ...

Bedenklich für den Fortbestand konfessioneller Verbände waren auch die Äußerungen des bayrischen Kultusministers Schemm (FZ 28. 6. 1933), der u. a. ausführte: „Wozu brauchen wir die konfessionellen Jugendverbände? Gott wolle keine Schulterrücken und Geländeübungen. Das sei Sache des Staates. Der Geist der Religion, der Körper dem Staate. Wir werden auch gegen diese Feinde (welche? d. Verf.), wenn es sein muß, mit den geeigneten Mitteln vorgehen und die nationale Revolution sicherzustellen wissen. Damit werden wir auch gleichzeitig die Religion schützen, und bei dem lodernen Feuer wollen wir zu Gott schwören, unser wiedergegebenes Vaterland gegen alle inneren und äußeren Feinde zu schützen.“ Offensichtlich zählte Schemm die konfessionellen Verbände zu den „inneren Feinden des Vaterlandes“. Die von Schemm, einem bayrischen Kultusminister, vorgenommene Trennung von Geist und Körper dürfte nicht nur unverantwortlich, sondern auch primitiv sein, da sie allen pädagogischen Prinzipien von der Einheit „Körper-Geist-Seele“ widerspricht. Schließlich kann der „Körper“ des Menschen dem Staat nicht ohne den „Geist“ dienen. Der Gegensatz zwischen den politischen Anschauungen des Zentrums und des Nationalsozialismus tritt auch hier deutlich zutage, da alle politischen Entscheidungen nach Auffassung des Zentrums nur von der Religion entschieden werden können.

Bei einem Appell der Fuldaer Hitlerjugend am 30. Januar 1934 verkündete der örtliche Hitlerjugendführer wiederum den Totalitätsanspruch, indem er den im Irrgarten angetretenen 600 HJ-Mitgliedern zurief: „Ihr seid die deutsche Jugend, ihr seid der organisierte Wille der Jugend und nicht die, die heute noch glauben, aus irgendwelchen kleinlichen Gründen abseits stehen zu müssen. Und wenn jene sagen: „Wir sind gleichberechtigt! Wir sind genauso viel wie ihr, auch wir erkennen den Führer Adolf Hitler an!“ So schleudern wir dieser Jugend ein Nein, ein entschiedenes Nein entgegen und rufen ihnen zu, daß sie Verräter an der deutschen Jugend sind und daß sie nicht würdig sind, sich deutsche Jugend zu nennen, weil sie das Einigungswerk Baldur von Schirachs zu sabotieren suchen.“

In widerlicher Arroganz wird also die Arbeit aller anderen Jugendverbände – soweit es solche noch gibt – abqualifiziert, und ihre Mitglieder werden in ungeheuerlicher Weise diskriminiert („Verräter“, „nicht würdig“). Unmißverständlich wird die Ausschaltung aller übrigen Jugendgruppen gefordert, denn möglichst bald sollte die Meldung an den Reichsjugendführer lauten: „Das Gebiet Kurhessen ist frei von anderen Jugendverbänden, die gesamte deutsche Jugend ist in der HJ organisiert.“

Artikel 31 des Konkordates

Damals wurde immer wieder der Artikel 31 des Konkordates zitiert, in dem der Fortbestand und die Eigenständigkeit der katholischen Organisationen gesichert werden sollten. Der Artikel 31 lautet:

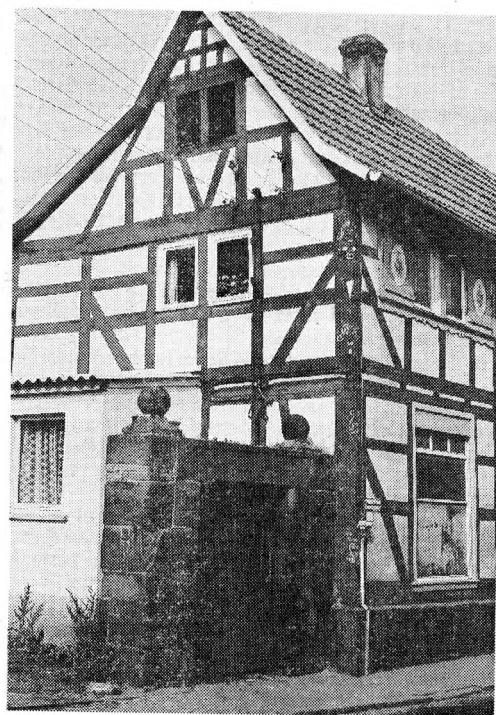
Diejenigen katholischen Organisationen und Verbände, die ausschließlich religiösen, rein kulturellen und karitativen Zwecken dienen und als solche der kirchlichen Behörde unterstellt sind, werden in ihren Einrichtungen und ihrer Tätigkeit geschützt.

Diejenigen katholischen Organisationen, die außer religiösen, kulturellen und karitativen Zwecken auch anderen, darunter auch sozialen und berufsständischen Aufgaben dienen, sollen, unbeschadet einer etwaigen Einordnung in staatliche Verbände, den Schutz des Artikels 31 Absatz 1 genießen, sofern sie Gewähr dafür bieten, ihre Tätigkeit außerhalb jeder politischen Partei zu entfalten.

Die Feststellung der Organisationen und Verbände, die unter die Bestimmungen dieses Artikels fallen, bleibt vereinbarlicher Abmachung zwischen der Reichsregierung und dem deutschen Episkopat vorbehalten.

Insofern das Reich und die Länder sportliche oder andere Jugendorganisationen betreuen, wird Sorge getragen werden, daß deren Mitglieder die Ausübung ihrer kirchlichen Verpflichtungen an Sonn- und Feiertagen ermöglicht wird und sie zu nichts veranlaßt werden, was mit ihren religiösen und sittlichen Überzeugungen und Pflichten nicht vereinbar wäre (FZ 25. 7. 1933).

Fachwerkhaus in Merkers



Am Nordrand der thüringischen Rhön liegt im Werratal zwischen Bad Salzungen und Vacha das Dorf Merkers, das durch sein großes Kaliwerk bekannt geworden ist. Das Dorf erscheint erstmals im Jahre 1308, als der Hersfelder Abt eine Mühle an das nahe gelegene Zisterzienserinnenkloster Frauensee verkaufte. Unser Bild zeigt ein schönes Fachwerkhaus mit steinernem Hoftor in Alt-Merkers.

Bild und Text: E. Sturm

Disziplin gab es weitere 91 Sieger und im Fünfkampf 19 Sieger. Folgende Fuldaer Turner erhielten Preise: im Zwölfkampf: 7. Alfred Köllner 124 Punkte, 19. Constantin Fuchs 115 Punkte, 26. Fritz Füller 111 Punkte, 30. Robert Dannemann 107 Punkte, 37. Emil Urban 105 Punkte, 44. Bruno Köhler 97 Punkte. Im Fünfkampf: 4. Constantin Fuchs 87 Punkte, 6. Fritz Füller 82 Punkte, 7. Robert Dannemann 80 Punkte, 7. Polykarp Schminke 80 Punkte.

Der Festzug

Schon vor dem Kreisturnfest hatten der Kriegerverein Fulda, der Turn- und Fechtclub Fulda, der Katholische Gesellenverein, der St. Josephsverein katholischer Arbeiter, der Katholische Meister- und Männerverein sowie der Männergesangsverein Winfridia in Inseraten zur Teilnahme am Festzug des XV. Kreisturnfestes aufgefordert und ihre Mitglieder zu den Sammelplätzen bestellt. Dieser Festzug unter „heiterem azurblauem Firmament“ stellte, wie die Hersfelder Zeitung am Montag, dem 5. Juli 1909, berichtete, „alle Vorgängerinnen in den Schatten“ und war so prunkvoll, „wie ihn keine Großstadt glänzender zu Wege gebracht hätte“.

Gruppen berittener Herolde und Wappenreiter boten ein Bild bunter Mannigfaltigkeit, schreibt die Fuldaer Zeitung am gleichen Tage. Scharen von Turnern aus allen Gauen des Turnkreises VII marschieren, um die vielen Fahnen vereinigt, in guter Ordnung



Turn- u. Fechtclub Fulda
Antreten zum Festzuge des
XV. Kreisturnfestes Sonntag
den 4. Juli, nachmittags 1 1/2
Uhr am Vereinslokal „Zum
Ritter“.

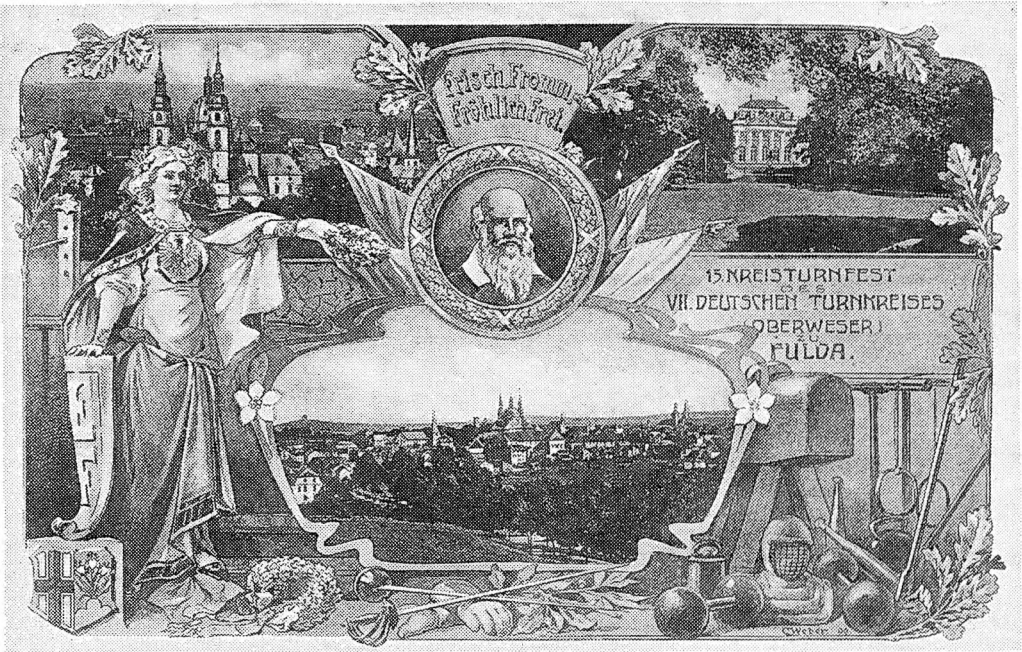
Der Fuldaer Turn- und Fechtclub lädt seine Mitglieder zur Teilnahme am Festzug ein. Über dem Text im Eichenlaubkranz die vier F (Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei). (Inserat in der Fuldaer Zeitung vom 3. Juli 1909.)

Giesel's Sommertheater.
Sonntag den 4. Juli
Fest-Vorstellung:

Frisch Fromm Fröhlich Frei
oder

Unser Doktor!
Großes Original-Volksstück in
4 Akten
von L. Treplow und L. Herrmann.
Einlaß 7 1/2 Uhr. Anf. 8 1/2 Uhr.

Werbung zum Besuch der Festvorstellung „Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei“ in Giesel's Sommertheater (FZ 3. 7. 1909). Kopien: W. Enders, Texte: O. Berge



Festpostkarte des 15. Kreisturnfestes des VII. Deutschen Turnkreises Oberweser zu Fulda 1909. Die Karte zeigt drei Ansichten von Fulda: Blick von Westen auf die Stadt mit Dom und Stadtpfarrkirche (unten Mitte), Blick auf Dom und Michaelskirche (oben links), Blick auf die Orangerie (oben rechts). In der Mitte oben: Über dem Kopf-Bild des Turnvaters Jahn ist das Motto der Turnerschaft zu lesen: Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei. Links auf der Karte eine mächtige Frauenfigur mit dem Reichsadler auf der Brust, die rechte Hand auf einen Schild gestützt, auf dem die vier F angebracht sind. In der ausgestreckten

Linken hält die Frauenfigur, die offensichtlich die „Germania“ darstellen soll, den Lorbeerkrantz für den oder die Sieger bereit. Unten rechts sind Turngeräte (Barren, Pferd, Ringe, Keulen, Gewichte usw.) zu sehen. Hinter der „Germania“ ragt ein Reck heraus. Unten Mitte: Handschuhe und Degen. Unten links: Wappenschild der Stadt Fulda. Zur Ausschmückung sind Eichenlaubblätter, Blumen und Fahnen angebracht. Der Entwurf dieser Festpostkarte stammt von (C?) Weber 09. Im Stile der damaligen Zeit sollte die Gesamtkomposition der Postkarte Fulda als Turnfeststadt charakterisieren. Bild: Enders, Text: Berge

und rechtem Abstand vorüber. Aus den Fenstern wurden die Turner mit freundlichen Zurufen, hier und da auch mit Rosensträußen begrüßt. Aus dem Zuge, in dem mancher graubärtige Veteran der Turnsache neben dem hoffnungsvollen Jüngling schritt, ertönte dann zum Dank ein herzliches „Gut Heil“. Von den malerischen Bildern im Zuge sind vor allem der farbenfrohe Blumenkorso der Autos und die stattliche Anzahl der Radler zu erwähnen, die ihre Stahlrosse reiz- und stimmungsvoll geschmückt hatten und in ihrer Mitte eine vortrefflich modellierte Büste des Turnvaters Jahn mit sich führten. Historisch treu und humorvoll führte der Stammtisch 29/60 des Bürgervereins ein altgermanisches Festgelage im Pfahlbau vor Augen. Aus wuchtigen Trinkhörnern schlürften sie den Met, und da sie nach alter deutscher Weise „immer noch eins tranken“, mußte schon an der „Harmonie“ ein neues Faß aufgelegt werden.

Eine Schar weiß und rot gekleideter Metzgerbur-schen und eine Musikkapelle im Metzgerkostüm bilde-ten den Vortrab für den Festwagen der Fleischer-innung. Auf dem Wagen stand aus Holz geschnitzt das Wappen des Metzgergewerbes, das Lamm mit der Fahne und der Aufschrift „Strebe vorwärts“. Zwölf weiß gekleidete Mädchen umgaben als Schäferinnen das Lamm. Eine schmutzige Schweizerin kutschte ein Gespann von sechs Simmentaler Prachtchsen, und der Meister erschien in „vollem Wuchs“. In der weite-ren Beschreibung der Fuldaer Zeitung folgen der Bäcker-Festwagen der Ceres, der Prunkwagen der Schützen mit Wilhelm Tell und ein solcher der „Uni-on-Brauerei“ mit dem 60 hl fassenden Riesenfaß Gambrinus.

Diese verkürzte Wiedergabe des Festzuges läßt einen großartigen Eindruck von dem „Arrangement“ entstehen. Nach der Ankunft im Schloßgarten hielt Oberbürgermeister Dr. Antoni die Festrede, und nach einem Sängerguß führten 320 Turner Freiübungen vor. An diese schlossen sich Darbietungen der Muster-riegen und Sondervorführungen von Gauen und Ver-einen an.

Der Abend brachte eine prächtige Illumination der Orangerie, des Stadtschlusses und der Terrassen sowie Tanz im Stadtsaal. Unvergessliche Erinnerungen nah-men die vielen Gäste von diesen Tagen mit nach Hause. (Fortsetzung folgt)

An der Schloßkapelle in Römershag



Das an der Großen Sinn oberhalb von Bad Brückenaue gelegene Wasserschloß Römershag kam 1692 von den Freiherren von der Tann an die Fürstbiste Fulda unter Abt Plazidus von Droste. An den Renaissancebau fügte Fürstbist Adolph von Dalberg 1729 einen barocken Erweiterungsbauteil mit der Hauskapelle St. Benediktus an, die später mit Ölbildern des Fuldaer Hofmalers Joh. Andreas Herrlein ausgeschmückt wurde. Das Schloß dient heute als Altersheim. Bild und Text: E. Sturm

Kreisturnfeste in Fulda

II) Das XV. Kreisturnfest im Jahre 1909 in Fulda / Von Dr. Wendelin Enders

Es waren 23 Jahre vergangen, bis im Jahre 1909 wieder ein Kreisturnfest nach Fulda vergeben wurde. An der Spitze des Turnkreises stand noch Ahlborn (Göttingen), und als Kreisturnwart fungierte der noch vielen bekannte Fuldaer Studienrat Adolf Schnädter. Die Zahl der Kreisvereine hatte sich auf 356 mit rund 20000 Mitgliedern erhöht.

In Fulda hatte sich als zweiter Turnverein der „Turn- und Fechtklub 1888 Fulda“ gebildet. Er richtete mit der Turngemeinde Fulda mit „kühnem turnerischen Wagemut und in harmonischer Eintracht“ das XV. Kreisturnfest vom 3. bis 5. Juli 1909 aus. Welche Mühen für die Vorbereitungen des Festes aufgewendet wurden, kann man aus der Mitwirkung bekannter Persönlichkeiten im Ehrenausschuß und im Hauptausschuß entnehmen (siehe Seite 104 und 105 der Festschrift „XV. Kreisturnfest des VII. Deutschen Turnkreises Oberweser“). Außerdem kommt die gewissenhafte Vorbereitung in der Bildung von acht Unterausschüssen zum Ausdruck: Preßausschuß, Finanzausschuß, Turn- und Spielausschuß, Festordnungsausschuß, Bauausschuß, Empfangs- und Wohnungsausschuß, Vergnügungs- und Wirtschaftsausschuß, Beleuchtungsausschuß.

Die Fuldaer Zeitung würdigte in einem Leitartikel vom 3. Juli 1909 die Leistungen der „Jünger Jahns“, denen „in alter Begeisterung die Herzen der Fuldaer Bürgerschaft entgegenschlagen“. Aus dem Oberweserkreis waren 2000 Gäste willkommen, und „300

Jünglinge und Männer kämpfen um den schlichten Eichenkranz“. Die Stadt war prächtig geschmückt, und am Bahnhof, am Kurfürsten, am alten Rathaus und in der Löherstraße standen Ehrenpforten mit den vier großen F für frisch, fromm, fröhlich, frei. Mit klingendem Spiel, Fahnen und turnerischem Frohsinn empfingen die Fuldaer Vereine ihre Gäste.

Die Begrüßungsfeier

Zur Begrüßungsfeier am Samstag, dem 3. Juli 1909, in der Orangerie waren die „weiten und stattlichen Festräume“ bis auf den letzten Platz gefüllt. Nach dem Fanfarenmarsch des Artillerie-Trompeterkorps entbot Oberbürgermeister Dr. Antoni der „stattlichen Korona“ den Willkommensgruß der Stadt. Anschließend ging die Festleitung an den Kreisturnrat über. Kreisvorsitzender Ahlborn gedachte zunächst des Kreisturnwarts Jaeneke, der beim Kreisturnfest 1886 in Fulda den turnerischen Teil geleitet hatte und 1891 auf dem Weg zu einer Turnfahrt verstorben war. Ihm zum Gedenken hatte er an seinem Grab einen Kranz niedergelegt. Ahlborn dankte allen, die zur Gestaltung des Festes beigetragen hatten, und widmete den hiesigen Turnvereinen, dem Festausschuß, den städtischen Behörden und den Bürgern Fuldas ein dreifaches begeistertes „Gut Heil“.

Die Fuldaer Männergesangsvereine hatten sich auch in den Dienst der Turner gestellt und umrahmten den Festkommers mit Liedvorträgen. Zuerst trugen die Sänger des „Fulda-Rhönbundes“ das Lied „Zu Germaniens Preis“ von Kern vor. Dann folgte die „Winfridia“ mit „Im Walde“ von Schäffer und ein „Wörtlein“ von Keuerleber. „Die Chöre saßen und kamen blitzblank heraus“, wie die Fuldaer Zeitung berichtet, „den Gästen zur Freud, den Sängern zur Ehr.“

Darauf wurden den Zuschauern turnerische Vorführungen geboten. Die Turngemeinde erschien mit Fahnen- und Stabschwingen ihrer Zöglingstruppe, die eine andere Riege mit der „schönen Kunst der elektrisch beleuchteten Keulen“ ablöste. Der Turn- und Fechtklub „producierte“ sich mit Reck-, Barren- und Kürturnen, wonach die Altersriege mit Stabübungen folgte. Für die fremden Turner war es ein Genuß zu sehen, „wie exakt und gleichmäßige die Übungen klappten“. In froher Stimmung mit Wander- und Turnerliedern endete die Begrüßungsfeier weit nach Mitternacht.

Das Wettturnen

Früh am Sonntag wurden die Turner durch Weckrufe und Böllerschüsse zum Wettturnen geweckt, das schon um sechs Uhr begann. Zum Sechskampf stellten sich auf dem Festplatz im Schloßgarten 170 Turner den Kampfrichtern. In 14 Riegen wurde mit vorzüglichen Leistungen um den Eichenkranz des Siegers gekämpft. Der Sechskampf bestand aus den volkstümlichen Übungen Weitspringen, 100-m-Lauf und Steinstoßen sowie den Geräteübungen an Reck, Barren und Pferd (siehe Vorgaben aus der Festschrift 1909).

Zum ersten Male wurden auf einem Turnfest des VII. Turnkreises als Geräteübung zu wertende Freübungen auf einem Podium vorgeführt. Die Fuldaer Turner schnitten mit beachtlichen Ergebnissen ehrenvoll in der Spitze ab. Im Steinstoßen erzielte Constantin Fuchs von der Fuldaer Turngemeinde 6,20 Meter, was den dritten Platz bedeutete, und im 100-m-Lauf war der gleiche Athlet mit 11½ Sekunden gar Erster.

XV. Kreisturnfest des VII. deutschen Turnkreises (Oberweser) im Schlosspark zu Fulda.

Samstag den 3. Juli 1909

Empfang der Gäste am Bahnhof.
Abends 8 Uhr: **Begrüßungsfeier** im grossen Stadtsaal, Uebergabe der Festleitung an den Kreisturnrat.

Sonntag den 4. Juli 1909

Früh 5 Uhr: Grosses Wecken. 6½ Uhr: Beginn des Wettturnens (Sechskampf), 10½ Uhr: Frühkonzert im Schlosspark (Doppelkonzert).

Nachmittags 2 Uhr: Aufstellung des Festzuges in der Heinrichstrasse, 2½ Uhr: Abmarsch desselben. Nach Ankunft im Schlosspark: Festrede, allgem. Freitübungen, Riegenturnen, Musterriegen, grosses **Militär-Doppelkonzert**.

Abends 8 Uhr: **Festball** im Stadtsaal, **Tanzvergnügen** auf dem Podium im Schlosspark, **Pyramiden und Illumination des Schlossparkes**.

Montag den 5. Juli 1909

Früh 6 Uhr: Beginn des Wettturnens (Fünfkampf), 10½ Uhr: Konzert.

Nachmittags 2 Uhr: Konzert, turnerische Auführungen, Volks- und Kinderbelustigungen, **Illumination des Schlossparkes**.

Abends 6 Uhr: Verkündigung der Sieger. **Tanz** auf dem Podium im Schlosspark, abends 8 Uhr: **Festball** im Stadtsaal.

Dienstag den 6. Juli 1909

Turnfahrten.

Der Festausschuß.

Eintrittspreise: Zum Kommerz am Samstag den 3. Juli 50 Pfg., zum Wettturnen und Frühkonzert am Sonntag den 4. sowie am Montag den 5. Juli je 30 Pfg., — nachmittags u. abends den 4. Juli je 60 Pfg., nachmittags am Montag den 5. Juli 50 Pfg., abends 30 Pfg. Zu den Festbällen am Sonntag den 4. und Montag den 5. Juli für Herren 1 Mark, Damen 50 Pfg.

Dauerkarten, gültig für Kommerz und die beiden Festtage, 2 Mark. — **Tageskarten,** gültig Sonntag oder Montag 1 Mark. **Dauer- und Tageskarten** sind im Vorverkauf zu haben bei: **Römhild, Wehalla, Brust, Friedrichstrasse, Hempel, Marktstrasse, H. Hornung, Hinterburg, C. Hehn, Bahnhofstrasse, Warmuth, Schweinemarkt, Herbert, Löherstrasse, R. Bamberg, Gemüsemarkt, Holzheim, Marktstrasse, Buchhändler Reinhardt, Buchhandlung Pöpper, O. Hartmann, Hof-Friseur, Zigarrengeschäft Zirkelbach, Karlstr. 11.**

Festkarten für Mitglieder und Zöglinge der beiden Turnvereine sind für die Turngemeinde bei Herrn **Hornung, Hinterburg,** für den Turn- und Fechtklub bei Herrn **Holzheim, Marktstrasse,** zu haben. Preis für Mitglieder 1.50 Mk., für Zöglinge 50 Pfg. Festkarten der Mitglieder sind gültig für sämtliche Veranstaltungen.

NB. Karten für die Festzugteilnehmer werden durch die Vereinsvorstände ausgegeben.

Festprogramm des XV. Kreisturnfestes des VII. deutschen Turnkreises (Oberweser) im Schlosspark zu Fulda im Jahre 1909 (FZ 2. 7. 1909).

Im Weitsprung errang Ludwig Herwig von der Melssunger Turngemeinde den ersten Platz.

Am Montag, dem 5. Juli, traten 70 Wettturner zum Fünfkampf an. Gespannt warteten alle auf die Siegerehrung am Nachmittag. Die städtische Zahl der Ehren Damen stand mit der Turnleitung vor der Flora. Lautlose Stille herrschte, ehe der erste Sieger verkündet wurde, und laute „Gut Heil“-Rufe schwirrten durch die Luft. Erster Kreisturnsieger im Zwölfkampf wurde mit 146 Punkten Siebel, Hann. Münden. In dieser

XV. Kreisturnfest.

Die Mitglieder der nachstehenden Vereine versammeln sich zur Teilnahme an dem Festzuge des Kreisturnfestes nachmittags um 2 Uhr. Um vollständige Beteiligung wird gebeten.

Kath. Gefellenverein
(Sammelplatz Ob. Nikolausstr.)

St. Josephsverein kath. Arbeiter
(Sammelplatz Viehmarkt)

Kath. Meißner- u. Männerverein
(Sammelplatz Viehmarkt).

Männergesangsverein Winfridia
(Sammelplatz Harmonie 1½ Uhr)

Aufforderung zur Teilnahme am Festzug. Nicht nur Turnvereine, sondern auch andere Vereine nahmen teil (FZ 3. 7. 1909).

Wochen sicherte. In besonders schweren Fällen konnte eine außerordentliche Unterstützung gewährt werden, oder die Unfallkasse der Deutschen Turnerschaft sprang helfend ein. Diese soziale Errungenschaft hat sich in den letzten Jahren ihres Bestehens sehr segensreich für die Unfallverletzten erwiesen. Ferner behandelte der Kreisturntag die Revision des Kreisgrundgesetzes und den Aufruf der Deutschen Turnerschaft für eine Nationalsammlung zur Errichtung von Turnstätten und der Bonner Turnbauschule.

Abends fand der Festkommers in der „Harmonie“ statt, und der Fuldaer Turnlehrer Jaeneke entbot allen

Gästen den Willkommensgruß. Dann begrüßte Oberbürgermeister Rang die 500 Turner und Turnfreunde, die anschließend mit turnerischen Kraftübungen aufwarteten und plastische Gruppen stellten. Landrat von Trott und Regierungspräsident Magdeburg ließen schriftliche Grußworte verlesen. Zum Schluß der Festveranstaltung, an der auch die Kreisvertreter zu Wort gekommen waren, sammelten sie freiwillige Beiträge für die neue Unterstützungskasse und für den Turnhallenbau in Rotenburg/Fulda.

Der Sonntag begann mit Sitzungen, Empfang weiterer Turner, Frühschoppen und Konzerten. Nachmit-

tags stellten sich 350 Turner, 100 waren allein aus Kassel gekommen, nach Gauen geordnet zum Festzug am Paulustor auf. Sie marschierten durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt zum Festplatz im Schloßgarten, wo sie von den „Festjungfrauen“ begrüßt wurden. Hier hielt der Oberbürgermeister die Festrede, worauf die Turner mit Freiübungen, Kürturnen und Vorführungen der Musterriegen ihr Können zeigten. Es entwickelte sich ein lebhaftes Festtreiben; der Kaisersaal, die geräumigen Orangeriesäle und der Schloßgarten waren von Schaulustigen überfüllt, die abends die „durch elektrisches Licht magisch beleuch-

An die Bewohner Fulda's.

Am 24., 25. und 26. Juli d. J. wird in den Mauern unserer Stadt das VII. Kreisturnfest d. s. VII. deutschen Turnkreises (Oberweser) abgehalten, und erwarten wir an diesen Tagen die Vertreter von ca. 80 Turnvereinen -- 1000--5000 Turner -- als Gäste.

Mehrere Festausschüsse sind bereits in Thätigkeit und treffen die umfassendsten Vorbereitungen nicht nur zum würdigen Empfang der zu erwartenden Gäste, sondern sind auch bemüht, das Fest zu einem großartigen Volksfeste zu gestalten.

Von Sr. Königl. Hoheit dem Landgrafen von Hessen wurde uns als Festplatz der Schloßgarten für diese Tage zur Verfügung gestellt. Schon Sonntag, den 18. Juli, Nachmittags und Mittwoch, den 21. Juli Abends, an letzterem Tage bei elektrischer Beleuchtung des Schloßgartens, werden zur Vorfeier Concerte stattfinden.

An den Hauptfesttagen: Sonntag, den 25. und Montag, den 26. Juli, Nachmittags im Anschluß an die Turnübungen resp. Verkündigung der Sieger, großes Volksfest auf dem festlich decorirten Festplatze.

Durch Errichtung von 6 Restaurationen ist für leibliche Verpflegung; durch Aufstellung von Carroufells, Schau- und Schießbuden u. für Erheiterung und Unterhaltung bestens gesorgt.

An beiden Tagen Nachmittags und Abends Concerte von zwei Musikkapellen -- Abends elektrische Beleuchtung, Illumination -- Tanz in dem Orangeriesaale und auf dem Festplatze.

Näheres in untenstehender Fest-Ordnung.

Von Seiten der Fest-Ausschüsse wird alles aufgefotet, um den eintreffenden Gästen einen Empfang zu bereiten, der unserer Stadt zur Ehre gereicht, und um ihnen den Aufenthalt in unserer Mitte so angenehm wie nur möglich zu machen.

Wir wenden uns vertrauensvoll an die Bewohner Fulda's mit der Bitte, auch ihrerseits durch Decorirung der Straßen besonders derjenigen Straßen, welche der Festzug passieren wird; durch freundliche Aufnahme der Gäste und durch recht zahlreiche Theilnahme an den Festlichkeiten zur Verschönerung des Festes beitragen zu wollen; damit der alte wohlverdiente Ruf der Gastfreihait und Gemüthlichkeit der Bewohner unserer Stadt sich auf's Neue bestätigt, und unsere Gäste Fulda in freundlicher Erinnerung behalten werden.

Fulda, im Juni 1886.

Der Fest-Ausschuß:

Trott, Landrath; F. Rang, Oberbürgermeister; Theodor Arnd, Stadtrath; Dr. Bergmann, Realprogymnasialdirektor; F. E. Berta, Fabrikant; Dr. Flügel, Seminarlehrer; Julius Fuchselcher, Fabrikant; Dr. Goebel, Gymnasialdirektor; Hoffmann, Königl. Baurath; Joseph Hohmann, Stadtrath; J. Jacobson, Fabrikant; Jäckel, Stadtkretär; Dr. Kley, Kreisrath; Köhler, Kreisrath; Franz Kramer, Möbel-Händler; H. J. Mahr, Stadtrath; Aug. Müller, Stadtrath; Carl Müller, Fabrik-Besitzer; Reuß, Ausschuß-Vorsitzer; Dr. Schneider, Dirigent des Landkrankenhauses; Franz Carl Bellinger, Vorsitzender des Bau-, Det. und Wirthsch.-Ausschusses; S. Büttner, Vorsitzender des Empfangs- und Ordn.-Ausschusses; Philipp Siebert, Vorsitzender des Wohn.-Ausschusses; Eugen Wolf, Vorsitzender des Finanz-Ausschusses.

Der Vorstand der Turngemeinde:

J. F. Hammer, Vorsitzender; F. Jaeneke, Turnwart; Franz Schwerzel, Schriftwart; Franz Weinbörner, Kassenwart; Ch. Vieblein, Zeugwart; O. Schwarz, Stellvertreter des Vorsitzenden; C. Hübner, Stellvertreter des Turnwart.

Fest-Ordnung zum Kreisturnfest in Fulda:

Sonntag, den 18. Juli, Nachmittags: Concert im Schloßgarten.

Mittwoch, den 21. Juli, Abends: Concert und elektrische Beleuchtung des Schloßgartens.

Samstag, den 24. Juli: Empfang der ankommenden Abgeordneten. -- Nachmittags 4 Uhr Kreisturntag in der Harmonie, im Anschluß daran Sitzung der Preisrichter und des Kreisausschusses und Abends 8 Uhr Commers in der Harmonie.

Sonntag, den 25. Juli: Morgens 6 Uhr Bedruf. -- 9 Uhr zweite Sitzung der Preisrichter und des Kreisausschusses. -- Bis 10 Uhr Empfang der ankommenden Turner, sowie weitere Ausgabe von Festkarten in der Turnhalle. -- Von 11 Uhr an Frühschoppen und Concert auf dem Festplatz (Orangerie und Schloßgarten), ein zweites Concert zu gleicher Zeit vor dem Bürgerverein. -- Mittags 2 1/2 Uhr Aufstellung zum Festzug nach Gauen vor dem Paulusthor, Abmarsch präcis 3 Uhr. (Der Festzug bewegt sich durch die Lindenallee, Friedrichstraße, Marktstraße, Buttermarkt, Karlstraße, Zöberstraße und zurück durch die Kanalstraße, Mühlenstraße, Königsstraße, Wilhelmstraße, Kastanienallee, nach dem Haupteingange zum Schloßgarten, woselbst derselbe von den Festjungfrauen begrüßt wird.) -- Nach Ankunft auf dem Festplatze Begrüßung der Turner und Uebergabe des Festplatzes. Hiernach allgemeine Freiübungen, eine halbe Stunde Pause, Vorführen der Musterriegen, Kürturnen. -- Volksbelustigungen. -- Von 4 Uhr ab Doppel-Concert auf dem Festplatze. Abends Doppel-Concert und Tanz in der Orangerie und auf dem Festplatze. -- Schluß präcis 12 Uhr.

Montag, den 26. Juli: Morgens 6 Uhr Bedruf. -- 7 Uhr Beginn des Wett-Turnens, nach dessen Beendigung dritte Sitzung der Preisrichter und des Kreisausschusses. Während des Wett-Turnens und Mittags findet auf dem Festplatze Doppel-Concert statt. -- Nachmittags 4 Uhr Verkündigung der Sieger. -- Abends Doppel-Concert und Tanz in der Orangerie und auf dem Festplatze.

Dienstag, den 27. Juli finden zwei Ausflüge statt: Für die am Nachmittage und Abende Abreisenden nächste Umgebung Fulda's (Petersberg, Kaufsberg, Leipzigerhof.) -- Für die länger Verweilenden Ausflug in die Rhön (Kleinsassen, Milseburg).

Der Fest-Ausschuß.

Buchenblätter

Beilage der Fuldaer Zeitung für Heimatfreunde

Nummer 24

Mittwoch, 20. Oktober 1993

66. Jahrgang

Kreisturnfeste in Fulda

III)

Das dritte Kreisturnfest in Fulda / Von Dr. Wendelin Enders

Das 20. Kreisturnfest im Jahre 1927 in der Stadt Fulda hatte einige wichtige Fortschritte und Erneuerungen gegenüber früheren Veranstaltungen zu verzeichnen. Die Zahl der Vereine im Turnkreis VII war mit knapp 40 000 Mitgliedern auf 580 gestiegen. Mädchen und Frauen spielten schon mit 5476 Mitgliedern eine gewichtige Rolle im Turnbetrieb. Unser Turngau Oberfulda-Werra-Rhön lag mit 72 Vereinen und rund 4000 Mitgliedern im Mittelfeld aller Turnkreisaue. Entsprechend den gewachsenen Mitgliederzahlen beliefen sich die Meldungen für das Wettturnen auf über 900 und übertrafen die bisherigen Vorstellungen. Allein 89 Kampfrichter wurden für diesen Einsatz mobil gemacht.

Die traditionellen Wettkampfsarten der Turner waren inzwischen durch neue Disziplinen erweitert worden. Schwimmen, Fechten und Ballspiele traten in den Vordergrund und beanspruchten zusätzlich neben den Frauen und den Jugendlichen einen Platz im obersten Kreisorgan. So hatte die Kreisleitung ein neues Gesicht bekommen mit einem Kreisturnwart für Frauen, einem Kreisspielfwart, einem Kreissechtwart, einem Kreisschwimmwart und einem Kreisjugendwart. Das Frauenturnen konnte nicht ohne Schwierigkeiten in das Fuldaer Festprogramm aufgenommen werden, denn der Magistrat hatte ein „Schau- und Werbeturnen von weiblichen Personen“ im Schloßgarten nicht

erlaubt. Der Festausschuß mußte erhebliche Mühen aufwenden, damit das Verbot wieder rückgängig gemacht wurde und die Frauen zu Keulenübungen antreten konnten.

Erwähnenswert ist auch, daß zu diesem Zeitpunkt im Turnkreis schon über 800 Sportabzeichen erworben wurden, und zwar zwei in Gold, 51 in Silber und 760 in Bronze (aus: Geschichtliches über den VII. Turnkreis).

Lange im voraus begannen die Vorbereitungen für das 20. Kreisturnfest in Fulda. Der Kreisturnausschuß und die Gauoberturnwart befaßten sich schon zu Beginn des Jahres 1927 in Göttingen und in Fulda (in der „Krone“) mit Fragen des Vereinsturnens, der Art der Wettkämpfe und der feierlichen Gestaltung der Siegerehrung. Kontakte wurden mit den Fuldaer Turnvereinen aufgenommen und auf einer Zusammenkunft in der „Windmühle“ unter Schnädters Leitung die Zeiteinteilung und die Durchführung der Wettkämpfe besprochen. Das „Kreisblatt“, offizielles Organ des Turnkreises VII, schaltete sich auch in die Werbung für das Fuldaer Fest ein, brachte Bilder von der Festspielstadt, teilte die Wettbewerbe der Männer und Frauen mit und berichtete von den bevorstehenden Wasserwettkämpfen, dem Wettfechten und Freiringen sowie den Werbespielen in Faust- und Schlagball.

In Fulda selbst war wieder mit bekannten und honorigen Bürgern ein Festausschuß gebildet worden, der aus dem Ehrenausschuß, dem Hauptausschuß und neun Unterausschüssen bestand. Der Wohnungsausschuß richtete in einem Inserat in der Fuldaer Zeitung die dringende Bitte an die Mitglieder der Vereine, „Frei-Quartiere“ für die vielen auswärtigen Turngäste zur Verfügung zu stellen. Der Finanzausschuß veröffentlichte für die verschiedenen Veranstaltungen die Eintrittspreise, die zwischen 50 Pfennig und zwei Mark lagen.

Die Stadt Fulda hatte für die Kreisturntage ein „würdiges Gewand“ angelegt. Ehrenpforten, Tannenbäume, Blumengirlanden und Fahnenwimpel schmückten Häuser, Straßen und Plätze. Schon am Freitag, dem 8. Juli, wurde mit Musik das Kreisbanner eingeholt und vor der Hauptwache vom Kreisvertreter der Feststadt übergeben. Abends zog ein Fackelzug mit 800 Turnern durch die Stadt, überbrachte in der Kanalstraße dem Turnveteranen Lieblein Glückwünsche zum 80. Geburtstag, jubelte in der Petersberger Straße dem Kreisvorstand und an der Hauptwache dem Ehrenkreisvorsitzenden Ahlborn zu.

Die turnerischen Wettkämpfe begannen am Samstag früh im Schloßgarten, mußten aber wegen des schlechten Wetters teilweise in überdachte Räume verlegt werden. Der aufgeweichte und nasse Boden beeinträchtigte die Leistungen. Mit lebhaftem Interesse verfolgte die Zuschauer das volkstümliche Turnen im Irrgarten.

Die Abendveranstaltungen begannen mit einem Presseempfang im „Bürgerverein“, auf dem der Kreispressewart auf das damals noch heftig diskutierte Thema über die grundsätzlichen Unterschiede zwischen Turnen und Sport einging. Derweilen „lustwandelte eine zahlreiche Menschenmenge in dem mit buntfarbigen Lämpchen illuminierten Schloßgarten oder vergnügte sich auf dem Juxplatz“. Drinnen in den überfüllten Stadtsälen begann mit der Kapelle der „Freiwilligen Sanitätskolonne“ der Begrüßungsabend.

Festfolge:

Freitag den 8. Juli:

Nachmittags: Alterswettturnen.
Abends 7 Uhr: Empfang der Turner im Schloßgarten, Konzert, Fackelzug, Feierliche Uebergabe des Kreisbanners an die Feststadt.

Samstag den 9. Juli:

Vorm. 8 Uhr: Beginn des Jwölz-, Zehn- u. Sechskampfes
Ab 8 Uhr: Volkstümliche Mehr- und Einzelkämpfe für Männer.
10 Uhr: Wettkämpfe der Frauen.
Nachmittags: Fortsetzung der Wettkämpfe.
Don 4 Uhr ab: Konzert im Schloßgarten.
Abends 8 Uhr: Großes Konzert, Illumination und bengalische Beleuchtung des Schloßes ufm.
Abends 8.30 Uhr: Begrüßungsfeier im Stadtfaal.

Sonntag den 10. Juli:

Früh 6 Uhr: Wecken.
Don 7 Uhr ab: Fortsetzung der volkstümlichen Mehr- und Einzelkämpfe.
Don 8—12 Uhr: Vereinswettturnen und Gaumusterriegen.
Ab 10.30 Uhr: Schwimm-Wettkämpfe.
Ab 12 Uhr: Ringen.
Ab 11 Uhr: Konzert im Schloßgarten.
Ab 2 Uhr: Großer Fackelzug (Herolde, Festwagen ufm.)
Nach Eintreffen des Festzuges: Maifreierübungen, Kreismetierkämpfe, Turnspiele.
4 Uhr: Volksstänze.
5 Uhr: Maifreierführungen der Turnerinnen.
6 Uhr: Feierliche Siegereverkundigung.
Abends 8 Uhr: Konzert im Schloßgarten, großes Feuerwerk, Illumination, Turn. Aufführungen
Festball in den Stadtsälen.

Montag den 11. Juli:

Vormittags: Turnfahrten nach Rhön und Vogelsberg.
Nachm. 2.30 Uhr: Kinder- Fackelzug im Schloßgarten und Volksbelustigung
7 Uhr: Konzert im Schloßgarten.
8 Uhr: Schlußfeier mit Tanz in den Stadtsälen.

Programm für das 20. Kreisturnfest des VII. deutschen Turnkreises (Oberweser) vom 8. bis 11. Juli 1927 in Fulda.

Texte: O. Berge, Kopien: W. Enders



Festschrift

für das

20. Kreisturnfest

des

7. deutschen Turnkreises

(Oberweser)

am 8., 9., 10. und 11. Juli 1927

zu Fulda

Herausgegeben vom Presse-Ausschuß



Druck der Fuldaer Zeitungsdruckerei, Fulda

Titelseite der Festschrift zum 20. Kreisturnfest in Fulda im Jahre 1927.

Deutschlands Geschichte gestellt. Dann folgten Vorführungen der Damenabteilung der Turngemeinde mit bunt beleuchteten Keulen. Diese Vorführungen fanden viel Anklang, als sie im Takte der Volksweisen „In einem kühlen Grunde“ und „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“ vortrefflich das sich bald schwermütig, bald lustig drehende Mühlenrad nachahmten. Die Damen des Turn- und Fechtklubs erfreuten durch graziös ausgeführte Hüpf- und Anmutsübungen auf der Schwebekante, und die Damen der Turngemeinde stellten reizende Brunnengruppen, die sehr gefielen und viel Applaus ernteten. Die Pausen zwischen den einzelnen Darbietungen wurden mit gemeinsam gesungenen Liedern, Musikstücken und Ansprachen ausgefüllt. Die Qualität des harmonischen Abends entsprach den Erwartungen.

Am Sonntagvormittag rief um sechs Uhr bereits schmetterndes Trompetensignal zu neuen Taten. Nach dem Gedächtnisgottesdienst für die Gefallenen im Hohen Dom und in der evangelischen Kirche begannen bei schönstem Sonnenschein die volkstümlichen Mehr- und Einzelkämpfe, denen sich das Vereinswettturnen und das Turnen der Gaumusterriegen anschlossen. Insgesamt waren 53 Gau- und Vereinsriegen vertreten, die an Geräten, bei Freiübungen und mit Gymnastik ihr Können zeigten.

Die Übungen selbst sowie der Auf- und Abmarsch waren genau festgelegt. Dies galt auch für die Siegerehrung, wo die Gauoberturnwarte die Kränze an der Tribüne holten und unter „öffentlicher Namensnennung“ an die jeweiligen drei ersten Sieger verteilten. Niemand durfte den Kranz jetzt schon aufsetzen, sondern mußte ihn in der rechten Hand halten. Dann sang der Massenchor, und der Kreisvertreter hielt eine Ansprache. Nun verkündete der Kreisoberturnwart die ersten Sieger und setzte ihnen die Kränze auf. Hierauf forderte er alle übrigen Sieger auf, die Kränze aufzusetzen. Dabei loderten Flammen an verschiedenen Stellen auf, und Böllerschüsse ertönten. Alle sangen dann die drei Verse des Deutschlandliedes, und der Kreisoberturnwart beendete mit einem „Gut Heil“ die Feier. Turner und Turnerinnen machten nun kehrt und marschierten geordnet aus dem Platz. Aus diesem feierlichen und disziplinierten Ablauf kann man ermesnen, welche Bedeutung damals den Turnübungen und den Siegern zukam.

Zum Festzug am Sonntag, dem 10. Juli (verkürzt nach der Fuldaer Zeitung), „umlagerten Zehntausende von Zuschauern die Straßen, und Hunderte erwartungsvolle Augen blickten aus Türen und Fenstern“. Mit Paukenschlag und Trompetenton bog der Zug vom Viehmarkt her in die Schloßstraße ein. Voran majestätisch zu Pferde vier Herolde in malerischer historischer Tracht. Hinter ihnen die Sanitätärkapelle und Vertreter ländlicher Reitervereine „auf derben schwerknochigen Bauerngäulen“. Dann ein Turner, das weiße Gaubanner schwenkend, und blumenbekränzte Kutschwagen mit Ehrengästen. Ganz in Weiß trat die Fechtergruppe auf, dahinter prachtvoll dekorierte Autos des Schützenvereins und des Skiklubs. Den Reigen der Festwagen eröffnete die Kriegerkameradschaft, auf deren Wagen schilde- und speerbewaffnete Germanen standen. Einen sehr guten Eindruck

An die Mitglieder der hiesigen Turnvereine
Turngemeinde 1848 e. V. Turn- u. Fechtclub 1888 e. V.

Stetse Turnabtreter und Turnschweffere!

Zu dem 20. Aprilfesten feien uns noch eine große Anzahl

Frei-Quartiere

für unsere Turngäste.

Wir sind gezwungen, an die Mitglieder der beiden hiesigen Turnvereine nochmals mit der bringenden Bitte anzusprechen, uns noch Plätze zu unterstellen. Sollen Sie uns jede Unterbringungsmöglichkeit zur Verfügung und werden Sie noch für Frei-Quartiere in Ihrem Bekanntenkreis. Quartieranmeldungen erbitten wir umgehend an den Vorstehen des Wohnungsausschusses, Ferd. Schab, Hauptstr. 47, Telefon 462.

Der Wohnungsausschuss:
Ferd. Schab, 1. Vorstehen.

machte die Gruppe des Vorstädtischen Bürgervereins (sog. Türkenbund), der mit einer in Rot-Gelb prangenden Musikkapelle und einem Festwagen vertreten war, auf dem in den gleichen Farben gekleidete Türken den Sultan im Festzelt umgaben. Es folgten, vierspannig vom Bock gefahren und mit Bierfässern beladen, der Wagen der Union-Brauerei und der Gewerbeverein mit Handwerksmeistern in alter Tracht.

Der Tennisklub „Grün-Weiß“ führte einen riesigen Tennisschläger auf seinem mit den Vereinsfarben geschmückten Auto mit sich. Mit echtem Volldampf fuhr der Marineverein ein Torpedoboot durch die Straßen, viel bewundert und viel beklatscht. Auf dem tannengeschmückten Wagen der Auerhahn-Brauerei thronte Gambrinus, und dann kamen die Wagen der beiden Geflügelzuchtvereine und der Brieftaubenvereingung, deren Züchter aus der viel Heiterkeit erregenden Arche Noah ab und zu Brieftauben fliegen ließen.

Diese Ausführungen zeigen, mit welcher Begeisterung die Vereine den Festzug der Turner mitgestalteten und welche Phantasie sie walten ließen. Der Festzug war ein Ereignis, das die Menschen begeisterte und das im Mittelpunkt des Stadtgeschehens stand.

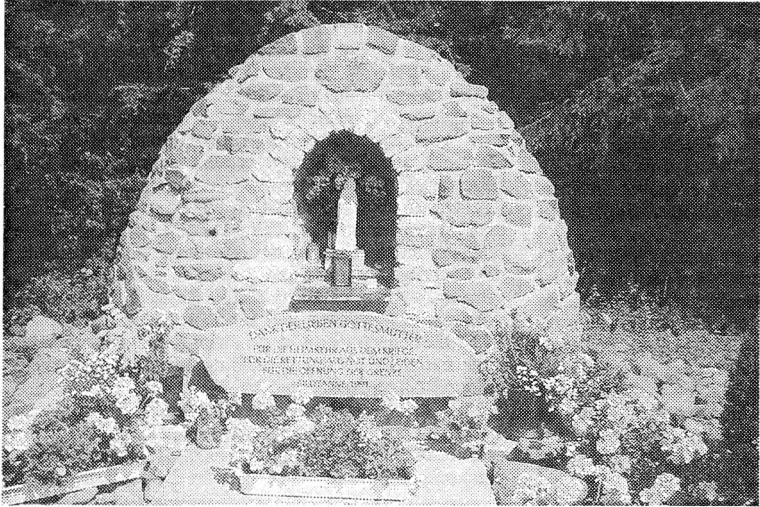
Das abendliche Konzert im Schloßgarten, das große Feuerwerk und die Illumination bildeten mit dem Festball in den Stadtsälen das gesellschaftliche Ereignis des Jahres 1927.

Die Turnfahrten am Montag waren so gewählt, daß sie Gelegenheit gaben, die Eigenarten der Rhön und des Vogelsberges kennenzulernen. Die An- und Abfahrt war mit der Bahn organisiert und führte zu den „schönsten Punkten beider Gebirge“.

1. Turnfahrt: Fulda – Milseburg – Wasserkuppe – Rotes Moor – Kaskadenschlucht – Gersfeld.
2. Turnfahrt: Fulda – Gersfeld – Kippelbach – Kreuzberg – Oberweißenbrunn – Gersfeld.
3. Turnfahrt: Fulda – Lauterbach – Schloß Eisenbach – Bad Salzschlirf.

Der Verlauf des dritten Kreisturnfestes in Fulda schloß sich würdig den beiden vorhergehenden an. Die Teilnehmer hatten Außergewöhnliches gesehen, einmalige Eindrücke gewonnen, als Zuschauer oder Aktive vielfältige Turnleistungen erlebt und kehrten voller schöner Erinnerungen in ihre Heimat zurück.

Denkmal zur Grenzöffnung



Zwischen Gotthards und Ketten wurde an der ehemaligen Grenze diese würdevoll gestaltete Mariengrotte errichtet, die mit reichem Blumenschmuck versehen ist. Die Inschrift lautet:
DANK DER LIEBEN GOTTESMUTTER (im Halbbogen)
FÜR DIE HEIMKEHR AUS DEM KRIEGE, FÜR DIE RETTUNG AUS NOT UND LEIDEN, FÜR DIE ÖFFNUNG DER GRENZE.
BILDTANNE 1991

Text und Bild: O. Berge

Heimatliteratur

Festschrift 1175 Jahre Geisa. Herausgegeben von der Stadtverwaltung Geisa. Bearbeitet von Wilhelm Ritz u. a. Fulda 1992.

Geisa/Rhön. Ein Führer durch Stadt und Umgebung. Herausgegeben von der Stadtverwaltung. Bearbeitet von Wilhelm Ritz u. a. Fulda 1992.

Das Rhönstädtchen Geisa im Ulstertal – seit der Wende 1989 wieder ohne Schwierigkeiten erreichbar – hat im Jahre 1992 seine 1175-Jahr-Feier begangen. Die Siedlung ist natürlich älter, wird aber erstmals urkundlich für die Jahre 814–817 genannt. Damals tauschte der Fuldaer Abt Ratgar von Kaiser Ludwig dem Frommen Besitzungen in Vacha, Geisa und Spahl gegen einen Ort Ibbstat am Rhein (wohl wüst bei Worms) ein. Die Urkunde ist zwar nicht erhalten, doch hat der Fuldaer Mönch Eberhard ihren Inhalt in seiner fuldischen Urkundensammlung um das Jahr 1160 wiedergegeben.



Dem aus Geisa stammenden bedeutenden Naturwissenschaftler Athanasius Kircher wurde in Geisa ein Denkmal gesetzt. Bild: O. Berge

Bei der 1150-Jahr-Feier im Jahre 1967 wurden zwei Festschriften gedruckt, eine im Westen (Faber, Hahn) und eine im Osten (G. Möller, Kleber, Henning, H. und W. Ritz). Die letztere litt unter der SED-Zensur sowie finanziellen und technischen Schwierigkeiten, der ersteren fehlte notwendigerweise der lokale und aktuelle Bezug. In der schön gestalteten neuen Festschrift sollen – laut Vorwort – die Gedanken der beiden früheren Festschriften zusammengeführt, überarbeitet und erweitert werden, was den Verfassern gut gelungen ist. So lesen wir von der Vegetation des Ulstertales, den geschützten Pflanzen, Objekten und Gebieten, von der Ur- und Frühgeschichte und der ersten urkundlichen Erwähnung. Wir erfahren von der Befestigung und Stadtwerdung Geisas, von Reformen, Bauernkrieg und Dreißigjährigem Krieg, von der Säkularisation und der Zeit im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, von der Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg bis zur Wende des Jahres 1989. Die katholische Pfarrei, die evangelische Gemeinde und ihre Gotteshäuser werden behandelt wie auch die jüdische Gemeinde mit ihrer Synagoge. Weitere Themen sind das Geisaer Zentgericht, das Notgeld von 1921 und das Stadtappen. Als bedeutende Persönlichkeiten werden der Jesuitengelehrte Athanasius Kircher, der Pädagoge Paul Geheeb sowie die Botaniker Adalbert Geheeb und Moritz Goldschmidt vorgestellt. Es folgen eine Geschichte des Schulwesens mit der Lateinschule, die Geschichte des Gesundheitswesens und des Sports. Aus dem Kulturleben werden besonders das Wirken des Rhönklub-Zweigvereins, das Geisaer Museum und das Fastnachtsbrauchtum hervorgehoben. Weitere Schilderungen gelten den Großbränden von 1858, 1883 und 1926 sowie dem Wolkenbruch von 1913.

Es fehlt nicht ein kritischer Beitrag über „Verpafte Gelegenheiten und unglückliche Entscheidungen“, dem ein Ausblick über „Neue Aufgaben und Chancen“ der Stadt Geisa angeschlossen ist. Ein Anhang bringt noch ein Gedicht über die „Nixe der Ulster“ von Goethe sowie Proben aus dem Schaffen der Rhöndichter Josef Magnus Wehner und August Herbart, des Sagensammlers Ludwig Wucke, des Dichterpfarrers Ludwig Nüdling und des Franziskanerbruders Donatus Pfannmüller, der dem Ulsterstädtchen in seinem „Hinkelshagen“ ein Denkmal gesetzt hat. Schnurren und Anekdoten sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließen die reich bebilderte Festschrift.

Für den Gast, der sich rascher orientieren will sowie Stadtrundgänge und Wanderungen sucht, ist gleichzeitig in ähnlicher Aufmachung ein „Stadtführer Geisa“ mit zahlreichen Farbfotos herausgekommen. Nach einer chronologischen Zeittafel werden alle Sehenswürdigkeiten, Wanderziele, öffentliche Einrichtungen und Persönlichkeiten kurz behandelt. Außerdem ist ein Stadtplan beigegeben. Erwin Sturm

teten Flächen“ bestaunen konnten und sich daran erfreuten.

Am Montag, dem 26. Juli, begannen bereits um sieben Uhr die Turnwettkämpfe. Der Landgraf von Hessen hatte dafür den Festplatz im Schloßgarten zur Verfügung gestellt. „Ihr Königliche Hoheit“ die Landgräfin von Hessen beehrte ihn mit ihrem Besuch.

Wie stark die Kasseler Turner waren, geht daraus hervor, daß sie die fünf ersten Plätze belegten. Auch die Fuldaer Turner schnitten nicht schlecht ab; Konrad Gundlach gewann den 8., O. Mohr den 16. und Träger den 18. Preis. Dazu erhielten die Fuldaer Rimbach und der Schüler des Realgymnasiums, G. Klages, je eine Anerkennung.

Der Kreisvertreter äußerte sich im Kreisblatt Nr. 5, September 1886, sehr lobend über den Verlauf des Festes. Er schreibt in verkürzter Wiedergabe:

„Das Kreisturnfest in Fulda, getragen von dem liebenswürdigen Empfang der Quartiergeber und dem freundlichen Entgegenkommen der Behörden und Einwohnerschaft, die Theilnahme, welche dieselben bei unseren Übungen für das Turnwesen bekundet haben, der herrliche Turnplatz werden jedem Theilnehmer noch lange eine schöne Erinnerung sein.

Vor allen Dingen ließen aber auch die turnerischen Vorführungen, die Freiübungen, die trefflichen Leistungen der acht Musterriegen, das Kürturnen und das Wettturnen einen Fortschritt im Turnbetrieb erkennen und gaben Zeugnis davon ab, daß in den Vereinen tüchtig geturnt worden war.

Den Behörden und der Einwohnerschaft von Fulda aber, nicht minder den Fuldaer Turngenossen, für deren überaus treffliche Einrichtung und Ausrichtung des Festes, deshalb auch an dieser Stelle unsern Dank ...

Wie in der Geschichte der Turngemeinde zu Fulda, Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens, von F. Jaeneke 1889 berichtet wird, lagen die Einnahmen und Ausgaben des Festes knapp unter 6000 Mark. Der Überschuß von 119,34 Mark wurde zur Hälfte mit der Kreiskasse geteilt.

Trotz des geringen Gewinns veranstaltete die Turngemeinde Fulda am 6. Oktober einen Kommerz zur Erinnerung an das wohlgelungene Kreisturnfest. Jeder Festdame wurde zur Erinnerung an dasselbe eine Augenblicks-Photographie mit zugehörigem Begleitschreiben überreicht. Herr F. C. Bellinger wurde in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustande-

VII. Kreisturnfest.

Laut Verordnung des landgräflichen Hofmarschallamts dürfen Hunde in den Schloßgarten nicht mitgebracht werden. Dies bitten wir auch für die Festtage, den 25. und 26. Juli c. zu beobachten. Ebenso werden auch die Kinderwägelchen nicht zugelassen. Die Schonung der Rasenplätze, Blumen und Sträucher sind dem Schutze des verehrlichen Publikums empfohlen.

Der Festausschuss.

Bitte des Festausschusses, die Anweisungen des landgräflichen Hofmarschallamtes zur Schonung des Schloßgartens zu befolgen. 1886 waren Schloß und Schloßpark noch im Besitz der Landgrafen von Hessen (Fuld. Kreisblatt vom 24. Juli 1886).

kommen des Festes zum Ehrenmitglied ernannt und ihm ein kunstvoll angefertigtes Diplom überreicht. Dies war aber noch nicht genug des Dankes, denn am 31. Oktober fand ein Tanzkränzchen statt, zu dem „Extra-Einladungen an die Damen Fuldas ergingen, die das Fest verherrlichen halfen“. (Wird fortgesetzt)

Anmerkung: In dieser Beschreibung wird vielfach bei Worten und Zitaten die alte Schreibweise beibehalten.

Literatur

Geschichtliches über den 7. Deutschen Turnkreis, Materialien zur NISH, Bd. 4, Mecke Druck und Verlag 1991.

Geschichte der Turngemeinde Fulda, 1889, von F. Jaeneke, J. L. Uth's Hofdruckerei.

Festschrift des XV. Kreisturnfestes des VII. Deutschen Turnkreises, 3. bis 6. Juli 1909, Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei Fulda.

Festschrift für das 20. Kreisturnfest des 7. Turnkreises (Oberweser) 1927, ebenda Fuldaer Zeitung, Ausgaben während der Festtage.

Oestreich-Orgel in Bigge rekonstruiert

Die Buchenblätter haben schon einige Male über die berühmte Orgelbauerfamilie Oestreich aus Oberbimbach und Bachrain bei Fulda berichtet, die zu den bedeutenden deutschen Orgelbauersippen der Barock- und Nachbarockzeit zählt. 14 Orgelbauer namens Oestreich in fünf Generationen haben das Bild der hiesigen „Orgellandschaft“ nachdrücklich geprägt. Ihre Schleifladen-Instrumente mit dem typischen nachbarocken Klang und den sehenswerten Gehäuseprospekten sind meisterhafte Kunstwerke. Nicht nur im Fuldaer Land, sondern auch in Westfalen haben die Oestreichs gewirkt. So steht z. B. in der Erlöserkirche zu Detmold eines der größten und schönsten Werke des Markus Oestreich aus dem Jahre 1793, das zum großen Teil erhalten ist. Markus Oestreich war wohl der bedeutendste Meister dieser Sippe.

Für die katholische Pfarrkirche St. Martinus in Bigge (Oldorf-Bigge bei Brilon) hatte Markus Oestreich im Jahre 1783 eine Orgel erbaut, deren schöne breite Orgelfassade – ähnlich wie in Großenlütder und Lauterbach – erhalten ist, während leider das Pfeifenwerk nicht mehr vorhanden ist: Der größte Teil der Pfeifen und Windladen wurde durch Kriegseinwirkungen 1945 zerstört, der Rest konnte bei einem Orgelum- und -neubau 1953 nicht mehr verwendet werden. Das sehenswerte Gehäuse jedoch wurde gerettet. Da man aber bei diesen Orgelarbeiten des Jahres 1953 elektropneumatische Windladen und Zinkpfeifen verwendete, die klanglich und materialmäßig nicht befriedigten, wurde 1990 hinter der alten schönen Oestreich-Fassade nun auf mechanischen Schleifladen ein neues Pfeifenwerk (aus Zinn und edlen Hölzern) erstellt mit 29 Stimmen in zwei Manualwerken und Pedal, die weitgehend in ihrem Klangaufbau eine Rekonstruktion der alten Oestreich-Orgel sind. Erbauer ist die Firma Fischer & Krämer. Nun besitzt Bigge klanglich und architektonisch wieder ein bedeutendes Orgelinstrument, das sich sehen und hören lassen kann. Kürzlich wurde deshalb an dieser Orgel auch eine Schallplatte bzw. eine CD mit Orgelmusik aus Barock und Romantik aufgenommen. Gottfried Rehm

Karl-Alexander-Brunnen in Dermbach



In der Ortsmitte von Dermbach in der thüringischen Rhön steht und läuft noch der Karl-Alexander-Brunnen. Sein Name erinnert an den früheren Landesherren Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, zu dessen 25jährigem Regierungsjubiläum der Brunnen aufgestellt wurde. Der in Kielbögen mit Krabben und einem Kreuzdach mit Kugel auslaufende Brunnenstock und die vierseitige Einfassung des Brunnentrogs sind mit neugotischem Blendwerk verziert. Eine Inschrift lautet: EISENGIESSEREI G. KUHN STUTTGART-BERG 1878. Das stattliche Fachwerkhaus im Hintergrund gehörte einst der Familie Dittmar, die für die Dermbacher Korkindustrie und die Stiftung des dortigen Krankenhauses große Bedeutung hatte und mit der bekannten Fuldaer Familie Wein-Schmitt verwandt ist. E. Sturm

! Für's Kreisturnfest!

Tarlatans, Mulle, Creps, Cachmirs, Krausen, Stehbündchen, Spitzen, Bänder, Kornblumen & Aehren.

Fahnenstoffe
empfiehlt in allen Farben zu sehr billigen Preisen
Leopold Eschwege.

Kreisturnfest.

Alle Arten Bouquets

in bekannter geschmackvoller Ausführung sowie abgeschnittene Rosen und Nelkenblumen in reicher Auswahl empfiehlt die Handelsgärtnerei von Joseph Angeli.

Zum Kreisturnfest wurden die Fuldaer Fabrikanten und Arbeitgeber höflichst gebeten, „am Montag, dem 26. d. M., ihre Fabriken usw. zu schließen“ (Fuld. Kreisblatt vom 24. Juli 1886). Zahlreiche Geschäfte hielten besondere Angebote bereit und inserierten in den Zeitungen insbesondere Fahnenstoffe, aber auch alle Arten von ausgesuchten Stoffen, Spitzen, Bänder usw. Die Gärtner F. Ries und Joseph Angeli boten für die Damen „alle Arten von Bouquets“ an sowie Rosen und Nelkensträuße in reicher Auswahl.

Kopien und Texte: O. Berge

Kurhessischer Beamteneid 1830 bis 1866

Von Gottfried R e h m

In den Eidesformeln bei der Vereidigung von Beamten spiegelt sich das jeweilige Staatsverständnis wider. Das soll hier einmal für die Jahre 1830 bis 1866 in Kurhessen aufgezeigt werden (Quelle: Hessisches Staatsarchiv Marburg, 100/2964).

Nach dem Wiener Kongreß war in den deutschen Staaten die fürstliche Souveränität wiederhergestellt worden; doch der Ruf nach Freiheit verstummte nicht mehr. Nach den politischen Unruhen des Jahres 1830 konnte dem hessischen Kurfürsten eine Verfassung abgerungen werden als Anfang eines konstitutionellen Rechtsstaates. Das zeigte sich unter anderem auch in der Eidesformel der Beamten, wo der Name des Fürsten gar nicht mehr erwähnt wurde. Doch solche Wortlaute wurden bald von den Behörden ausdrücklich gerügt als „unpassende, die Person des Landesherren ganz unbezeichnet lassende Formen“.

Durch den hessischen Minister Hassenpflug kam dann sogar wieder ein Rückschlag in Richtung auf eine monarchistische Vorherrschaft; er selbst entwarf 1838 eine neue Formulierung für die Vereidigung der Beamten, bei der die Reihenfolge des Treueschwurs beachtlich ist: zuerst wird der Landesfürst genannt, dann das Land und dann erst die Verfassung. Die damalige Eidesformel lautete: „Ich gelobe und schwöre, Seiner Königlichen Hoheit dem Kurprinzen und Mitregenten stets treu, hold, gehorsam und gewärtig zu seyn; Alles was zu Höchstderen oder des Landes Schaden gereichen würde, abzuwenden, vielmehr Höchstderen und des Landes Bestes zu befördern zu suchen, insonderheit die Verfassung zu beachten und aufrecht zu erhalten.“

Nach der Revolution von 1848 wurde auch in Kurhessen eine neue Verfassung eingeführt, die die monarchische Gewalt reduzierte und die Bürgerrechte stärkte; Hassenpflug mußte deshalb als Minister gehen. Das neue Staatsverständnis spiegelt sich nun deutlich im Wortlaut des Diensteides, der ein Treueschwur auf die Verfassung ist:

„Ich gelobe und schwöre, daß ich unter Beobachtung und Aufrechterhaltung der Landesverfassung nach Maßgabe der Gesetze und rechtsgültigen Normen das mir übertragene Amt mit gewissenhafter Treue verwalten will. So wahr mit Gott helfe!“

Nach dem Scheitern der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt 1849 wurde in den deutschen Ländern wieder die frühere reaktionäre Regierungspolitik betrieben; Verfassungsrechte wurden beschnitten. In Kurhessen kam Hassenpflug als Minister wieder, der nun sogar Ständeauflösung, Notverordnungen und Kriegsrecht einsetzte. Die Formulierung für die Vereidigung der Beamten lautete nun:

„Ich gelobe und schwöre zu Gott dem Allmächtigen,

Seiner Königlichen Hoheit dem Kurfürsten, meinem allergnädigsten Landesfürsten und Herrn und Allerhöchstderen rechtmäßigen Nachfolgern in der Regierung, treu und gehorsam zu seyn, die Landesverfassung zu beobachten, den Landesgesetzen zu gehorchen und aufrecht zu erhalten und allen meinen Berufspflichten nach Vorschrift der Dienstanweisung treu und pünktlich nachzukommen, auch mich in allen meinen dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen so zu benehmen, wie es einem treuen Staatsdiener . . . eignet und gebührt, so wahr mit Gott helfe durch Jesus Christum unseren Herrn. Amen.“

Nach dem Kriege von 1866 annektierte Preußen u. a. auch Kurhessen. Am 13. Juli 1866, noch während des Krieges, wurde den erstaunten kurhessischen Behörden eröffnet, daß vorläufig „mit Zustimmung des [preussischen] Herrn Administrators die dermalige Occupation des Landes keine Veranlassung biete, bei vorkommenden Verpflichtungen von der üblichen Formel abzuweichen“; also sollten zunächst noch die Beamten auf den hessischen Kurfürsten vereidigt werden. Doch das änderte sich sehr bald. Am 1. Dezember 1866 wurde die Eidesformel so festgelegt: „Ich, N. N., schwöre zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich meiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem allergnädigsten Herrn, treu und gehorsam sein und alle mir, vermöge meines Amtes als . . . obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und Gewissen genau erfüllen will, so wahr mir Gott helfe.“

Ein wesentlich umfangreicherer Wortlaut des Diensteides von 1866 ist für kurhessische Volksschullehrer in der Schulchronik von Kirchheim festgehalten. Hier lautet die Formel: „Ich, N. N., schwöre bei Gott, dem Allwissenden und Heiligen, daß, nachdem ich zum Lehrer an der Schule zu N. N. berufen und bestellt bin, ich sowohl in diesem als auch in jedem anderen Amt, zu welchem ich im Künftigen berufen werden möchte, Seiner Kurfürstlichen Majestät Wilhelm I., meinem allergnädigsten König und Herrn und dem königlichen Hause treu und gehorsam sein, das Wohl des Vaterlandes in meinem Wirkungskreis nach Kräften fördern, alle meine Amtspflichten nach den bestehenden und noch zu erlassenden Befehlen und Anordnungen des Staates und der von ihm geordneten Obrigkeit gewissenhaft erfüllen; auch die Verfassung gewissenhaft beobachten; die mir anvertraute Jugend zu gottesfürchtigen, guten und verständigen Menschen zu erziehen; mit Ernst und Eifer bemüht zu sein, auch selbst ein christliches und erbauliches Leben führen will, wie es einem rechtschaffenen Lehrer geziemt. Alles, so wahr mir Gott helfe durch Jesus Christus.“

Schließlich hieß es in der letzten Strophe:
Wir alle aus dem zerstampften Gut

Ein neues Vaterland zimmern! ...
Du, deutsche Jugend, am deutschen Rhein,
Bau auf, was das Schicksal zerschlagen!"

Der Rheinlandabend fand in Fulda ein lebhaftes Echo, zumal er mit „dem rührigen Ausschuss für Bild- und Filmvorträge“ gemeinsam veranstaltet worden war. Es war eine Versammlung von Angehörigen aller Konfessionen und aller Parteien, die den großen Stadtsaal füllte. „Auch die Vertreter der geistlichen und weltlichen Behörden fehlten nicht bei dieser imposanten Sympathiekundgebung für unser schwer heimge-suchtes Rheinland.“ „Rheinland in Not!“ und „Heimat und Vaterland“ waren die Leitmotive dieser Veranstaltung. „Unsere Brüder und Schwestern am Rhein sind die Geiseln für ganz Deutschland; ungleich schwerer als die anderen deutschen Stämme haben die Rheinländer unter den Folgen des Krieges und des Vertrages von Versailles zu leiden“, stellte der Vorsitzende Statz fest (FZ 21. 3. 1922). Daher habe sich die Landsmannschaft Rheinland um ihr Banner geschart, „um auch in Fulda herzliches Mitempfinden für des Rheinlands Not und Drangsal zu wecken und das Vertrauen der Rheinländer zu stärken.“ Der Ehrenvorsitzende der Landsmannschaft Rheinland in Fulda, Telegraphendirektor Maly, der bald einem „Rufe in seinen neuen Wirkungskreis in Köln“ folgen sollte, veranschaulichte das wahre Leben „am deutschesten Strom, dem Rhein, wie es gewesen ist“, indem er in einem Lichtbildervortrag „die Zuhörer die ganze Romantik des sagenumwobenen und rebegesegneten, mit Burgen und Schlössern gekrönten Vaters Rhein mit seinen blühenden Städten und malerischen Dörfern miterleben ließ“.

Weiter heißt es zu dieser Veranstaltung: „Waren die Versammelten diesem Vortrag mit ungetrübtem Genuß gefolgt, so wurden Geist und Gemüt von innigster Anteilnahme erfüllt, als sich der Film „Des Rheinlandes Not“ abrollte und klar vor Augen geführt wurde, daß am Rhein nicht Friede ist, sondern Kriegszustand, wie wir ihn nicht schlimmer gespürt haben“ (FZ 21. 3. 1920).

Protest der Bischofskonferenz

Die Fuldaer Bischofskonferenz im August 1922 hat, „wie selbstverständlich, an der gegenwärtigen entsetzlichen Situation unseres deutschen Vaterlandes nicht achtlos vorübergehen können. Sie hat sich schlüssig gemacht, gegen die in einseitiger Auffassung gegnerischerseits immerfort wiederholte ungerechte Behauptung, daß Deutschland am Kriege schuldig (im Original gesperrter Druck) sei und gegen die furchtbaren Konsequenzen, die die französische Regierung aus solcher Schuldigerklärung glaubt ziehen zu dürfen, vor dem Heiligen Stuhl, dem Hort der Völkerveröhnung, feierlich Protest zu erheben.“

Die Bischofskonferenz gibt damit derselben unerschütterlichen Überzeugung Ausdruck, der sie 1914 in ihrem gemeinsamen Hirtenschreiben Zeugnis gegeben hat: „Wir (d. h. das deutsche Volk) sind unschuldig am Ausbruch des Krieges; er ist uns aufgezwungen worden, das können wir vor Gott und vor der Welt bezeugen.“

Weiterhin befaßte sich die Bischofskonferenz erneut mit der Lage des besetzten Gebietes (Rheinland), wo einer zivilisierten Bevölkerung im Herzen Europas dauernd die Schmach angetan wird, von zahllosen Angehörigen unkultivierter afrikanischer Volksstämme militärisch überwacht zu werden und wo die gewaltigen Scharen mohammedanischer und heidnischer Soldaten aus französischen Kolonien einer christlichen, vorwiegend katholischen Bevölkerung zum größten Ärgernis und zu großen sittlichen Gefahren für die Jugend gereichen“ (FZ 31. 8. 1922).

Weitere Aktivitäten des Rheinlandvereins

Der Fuldaer Landesbibliothek wurde von seiten der Landsmannschaft Rheinland „fortlaufend der Rheinische Beobachter überwiesen, eine Wochenschrift, die dazu bestimmt ist, das unbesetzte Deutschland über die Ereignisse in der Westmark zu unterrichten und es innerlich mit ihr verbunden zu halten“. Diese Zeitschrift wurde im Lesesaal ausgelegt, um sie möglichst zahlreichen Lesern zur Verfügung zu stellen. Auch das in Essen erschienene, von ersten rheinischen Gelehrten herausgegebene Werk „Die Geschichte des Rheinlandes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, eine Publikation, die aus vaterländischem Empfinden

Werbung für den Besuch eines Rheinland-Abends am 19. März 1922 (nicht 1921/Druckfehler) in der Fuldaer Zeitung vom 17. März 1922. Die Bürger-schaft von Fulda und Um-ggebung wurde zu dieser Veranstaltung „erge-benst“ in den großen Stadtsaal eingeladen mit dem Aufruf: „Fuldaer! Es gilt, Herzen zu erwärmen und zu gewinnen; es gilt zu zeigen, daß wir mit un-seren schwerbedrängten Brüdern und Schwestern am Rhein mitfühlen; es gilt, sie zu stützen und zu stärken in ihrem schwe-ren Kampfe um die Erhal-tung des deutschen Rheins.“ (Siehe Inserat!) Kopie und Text: O. Berge

geboren, sich an alle deutsche Herzen wendet“, wurde der Landesbibliothek durch die Landsmannschaft überwiesen (FZ 13. 7. 1922).

Der Beitrag „Der tausendjährige deutsche Rhein“ in der Fuldaer Zeitung vom 24. Januar 1923 bietet einen Überblick über die Geschichte des Rheinlandes von 923 bis 1923 und giftelt in der Feststellung: „Das Kernstück aber, das Tal des Rheins, ist in seinem Wesen deutsch geblieben bis auf den heutigen Tag.“ Schließlich heißt es: „Rhein und Deutschland gehören zusammen, wie die Seele zum Körper gehört. Und wie man die Seele nicht vom Körper lösen kann, ohne diesen dem Verfall zu überliefern, so wird man auch das deutsche Rheinland nicht vom deutschen Reiche trennen können, ohne die Einheit des Reiches auf das äußerste zu gefährden. Wir wollen die Einheit des deutschen Reiches und deshalb wollen wir den deutschen Rhein.“

Am 5. Februar wurde im Großen Stadtsaal und seinen Nebenräumen die Ausstellung „Rheinlandnot“ von Oberbürgermeister Dr. Antoni eröffnet (FZ 23. 1. und 7. 2. 1923). Als Zweck der Ausstellung bezeichnete es Dr. Antoni, „alle Kreise des deutschen Volkes mit dem Wesen und der Eigenart und auch der gegenwärtigen Not des Rheinlandes und auch des rheinischen Volkes bekannt zu machen“. Insbesondere wurde auf die Plakate, Aufrufe und Zeitschriften der rheinischen Sonderbündler hingewiesen, deren Ziel die Loslösung vom deutschen Staat, eine Annäherung an Frankreich bzw. eine Sonderstellung als „Rheinische Republik“ war. In Fulda wollte man von derartigen Bestrebungen nichts wissen. Wie Reichspräsident, Reichsregierung und Reichstag trat man in Fulda für die Zusammengehörigkeit ein, also für die Einheit von Reich und Rheinland. Weder der Rheinlandverein noch andere Fuldaer Institutionen befürworteten separatistische Bestrebungen im Rheinland.

In einem Beitrag „Die Rheinlande und die deutsche Nation“ stellte der erste Vorsitzende der Landsmannschaft „Rheinland“, Amtsgerichtsrat a. D. Statz, die wirtschaftliche, historische und kulturelle Bedeutung des Rheinlandes innerhalb Deutschlands heraus (FZ 12. 11. 1922). Statz betonte, daß gerade am Rhein „die Tradition des Reichsgedankens“ stark verwurzelt war, daß mit den Geschicken Preußens und Deutschlands die der Rheinlande untrennbar verknüpft sind. Ihre starken Kräfte kann Deutschland nicht entbehren, wenn es geistig und wirtschaftlich gesunden soll.“ Statz ließ seinen Beitrag ausklingen, indem er das Vaterlandsgefühl aller Deutschen ansprach: „Wie vor hundert Jahren ist der Rhein wieder das Symbol für Deutschlands Freiheit und für die Selbständigkeit deutscher Kultur geworden. Über die Augen geht ein Leuchten und eine stille Trauer, wenn man von den Rheintälern spricht, vom Niederwald, Koblenz, dem

Rheinland - Abend!

Bild-, Film- und Liedervorträge

am Sonntag, den 19. März 1921, abends 8 Uhr (pünktlich)
im grossen Stadtsaal.

1. Begrüßungsansprache
2. „Wie bist du herrlich, deutscher Rhein“ (Hofmann'scher Männerchor)
3. „Sehnsucht nach dem Rhein“ (Gedicht)
4. Eine Rheinreise von Mainz bis Köln (Lichtbildervortrag)
5. „Das Mädchen am Rhein“ Hofmann'scher Männerchor)
6. „Rheintreu“ (Gedicht)
7. Des Rheinlandes Not (Filmvorführung)
8. „Sie sollen ihn nicht haben“ (Schlusschor)

Eintrittspreis im Vorverkauf 3— Mark, Abendkasse 4— Mark.
Vorverkauf: Keinhardsche Buchhandlung, Zigarrenhandlg. A. Zirkenbach,
Hofbräuer O. Hartmann, Vereinslokal Hauptwache.

Die Bürgerschaft von Fulda und Umgebung wird zu dieser Ver-anstaltung ergebenst eingeladen.

Fuldaer! Es gilt Herzen zu erwärmen und zu gewinnen; es gilt zu zeigen, dass wir mit unseren schwerbedrängten Brüdern und Schwestern am Rhein mitfühlen; es gilt sie zu stützen und zu stärken in ihrem schweren Kampfe um die Erhaltung des deutschen Rheins.

Landsmannschaft Rheinland.

Drachenfels, Bonn, Köln und all den übrigen mit der deutschen Kultur und der deutschen Geschichte untrennbar verbundenen Stätten. Denn jeder fühlt: Am Rhein schlägt Deutschlands Herz. Am Rhein liegt die Hoffnung seiner nationalen Freiheit und Unabhängigkeit (FZ 12. 11. 1922).

Schließlich gibt ein Jahresbericht Rechenschaft über die Tätigkeit des Vereins (FZ 13. 1. 1923). Danach fanden 1922 die Monatsversammlungen am zweiten Mittwoch eines jeden Monats regelmäßig sowie zwei Sommerfeste statt. „Ihre vaterländischen Aufgaben“, so wird weiterhin berichtet, „erfüllte die Landsmannschaft durch Veranstaltung zweier Aufklärungs-feste, der Rheinlandabende am 19. März und 29. Oktober, durch Veröffentlichung vieler Berichte und Aufsätze in der Fuldaer Zeitung sowie durch eine eifrige Werbetätigkeit zum Abonnement auf die Wochenschrift „Rheinischer Beobachter“. ... „Dieses vorzüglich redigierte Blatt ist als das Band zu betrachten, das den Rheinländer im unbesetzten Gebiet mit den Leiden seiner Heimat verbindet, die wichtigste deutsche Zeitschrift, die den Kampf für den deutschen Rhein und das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes führt.“

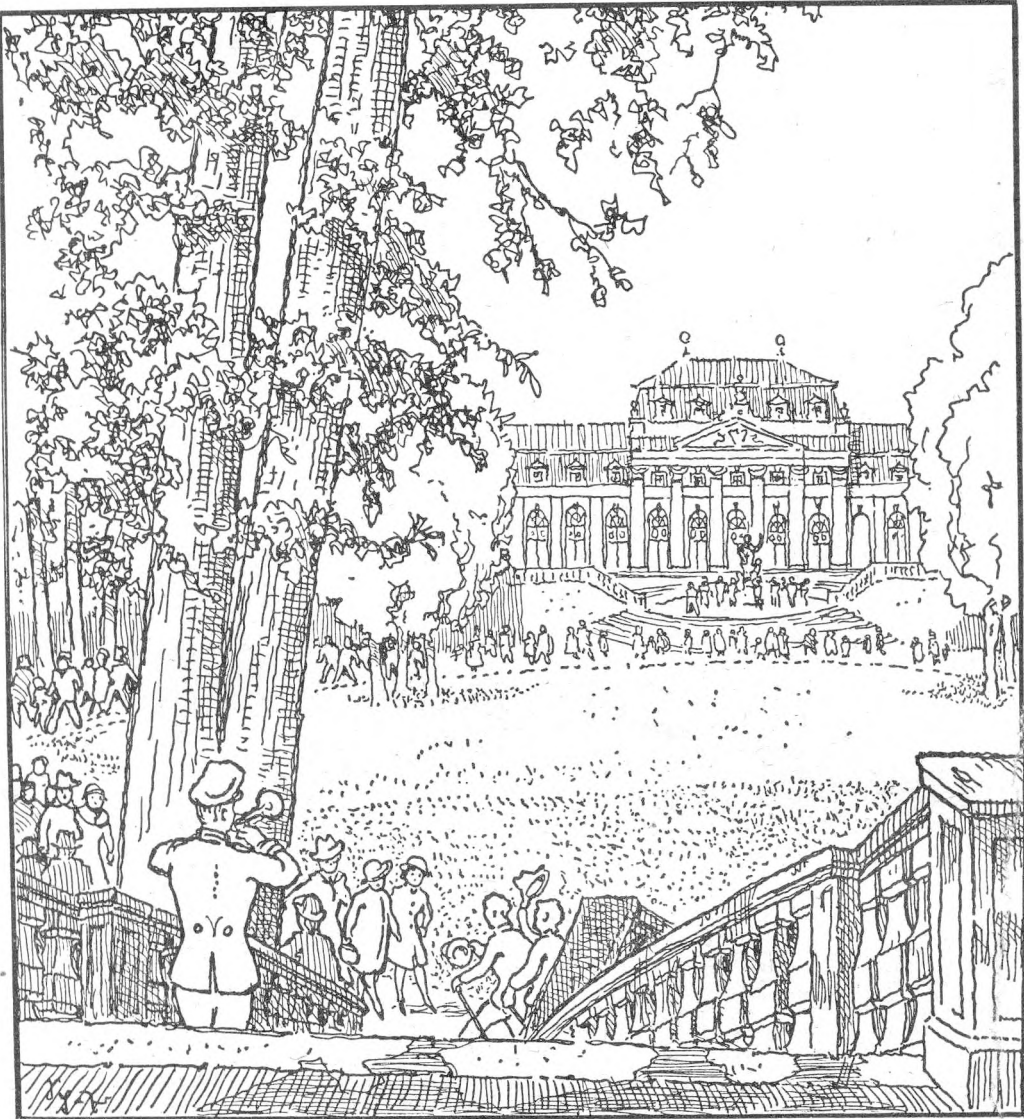
Ferner wird berichtet: „In weiterer Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten beteiligte sich die Landsmannschaft an zwei Veranstaltungen und Kundgebungen des Reichsverbandes der Rheinländer in Berlin und hatte Gelegenheit, auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit für das Rheinland wirksam zu werden. Kurz vor Weihnachten betätigte sich das auf ihre imperialistischen Absichten beruhende Streben der feindlichen Macht am Rhein (= Frankreich), durch die reichlichsten Gaben an Arme unsere heimische Wohlfahrtspflege zu übertrumpfen. Sofort wurde dagegen auf von den Oberpräsidenten der Provinzen erfolgte Anregung hin eine Sammlung „Rheinlandhilfe“ veranstaltet, die hier (also in Fulda) in wenigen Stunden eine erhebliche Summe ergab durch bereitwillige Gaben von Vereinsmitgliedern und hervorragenden Mitbürgern.“ Der Jahresbericht endet mit dem Dank an die Spender und mit dem Aufruf: „Laßt uns alle zusammenstehen, aufwärts- und vorwärtstreben.“

Nach der Besetzung des Ruhrgebietes im Januar 1923 wurden Sammlungen für die Rheinlandhilfe zur Rhein- und Ruhrhilfe erweitert. Aufrufe zu Spenden für die Rhein- und Ruhrhilfe finden sich in vielen Ausgaben der Fuldaer Zeitung. Derartige Spenden werden als „Deutsches Volksoffer“ deklariert.

Anmerkungen

1 Ferdinand Friedensburg: Die Weimarer Republik. Hanno-ver und Frankfurt 1957, S. 75.

Verantwortlich: Dr. Otto Berge



Die lebensnahe Darstellung eines sonntäglichen Promenadenkonzerts im Schloßgarten um 1928. Man beachte die gegenläufigen Kreise der „Peripatetiker“. Das Reichswehr-Musikkorps unter der bewährten

Stabführung von Musikmeister Hewers spielt, um die Floravase gruppiert, „Die Post im Walde“. Das Echo ist im Vordergrund versteckt. Zu Fuldaer Miniaturen
Zeichnung: K. Schäfer

Leinweberei und Leinenhandel im 19. Jahrhundert

Von Paul Schlitzer

Die Leinweberei war bis ins 19. Jahrhundert hinein eine der Hauptidealwerksquellen des Fuldaer Landes. Die fast ausschließlich als Hausindustrie betriebene Weberei kam zum Erliegen, als durch die mechanische Herstellung ein Wandel in der Marktlage herbeigeführt wurde¹). Aber schon lange vorher waren immer wieder Schwierigkeiten im Hochstift aufgetaucht, weil die Weber die gesetzlich festgelegten Bestimmungen über die Qualität des Leinens mißachteten. Schon im Jahre 1511 mußte der Fürstabt eine Verfügung gegen nichtzünftige Weber erlassen, die sich nicht an die vorgeschriebene Breite der Ware gehalten hatten²). Das Land, so hieß es in dieser Verfügung, habe bisher aus der Leinweberei einen nicht geringen Nutzen gezogen. Wenn man aber die vorgeschriebene Breite nicht einhalte und die Ware schmaler liefere, so werde der Kaufmann betrogen. Der Fürstabt be-

stimmt deshalb, daß „bei Strafe des Verlustes des verpönten Tuches“ zwei Drittel der verfallenen Ware der Obrigkeit, in deren Amtsbezirk die Zuwiderhandlung geschehen sei, zustände. Von dem restlichen Drittel sollte der Amtmann oder auch Amtsknecht die Hälfte erhalten, die andere Hälfte sollten die zünftigen Leinweber im Gerichtsbezirk bekommen.

Die fuldischen Maße waren durch ein Eisen bestimmt, das die Regierung der Leinweberzunft gegeben hatte³). Auch für die Wollweber, die in der Stadt Fulda schon im Mittelalter eine große Rolle gespielt haben, war die gleiche Breite für die von ihnen hergestellte Ware vorgeschrieben. Maßgebend für diese Bestimmungen war allein die Sorge um den Absatz. Die Leinweberzunft wachte darüber, daß die Vorschriften von ihren Handwerkern auch eingehalten wurden. Aber sie hatte oft nicht den richtigen Überblick über jene Weber, die nicht der Zunft angehörten und ihre Ware entweder selbst vertrieben oder von Händlern absetzen ließen. Statistiken aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts weisen aus, daß die Zahl der Leinweber bedeutend größer war als die in den Zünften zusammengeschlossenen Meister. Ein Blick in die Berichte einzelner Ämter ist aufschlußreich⁴).

Im Jahre 1803 gab es im Centoberamt Johannesberg 130 Leinwebermeister mit 22 Gesellen, aber keine Zünfte. Im Amtsbezirk Eiterfeld waren indessen 125 Leinweber in der Zunft zusammengeschlossen. Hünfeld-Stadt hatte 67 Meister, und im Oberamt Mackenzell — hier war die Leinweberei besonders stark vertreten — gehörten 390 Meister der Zunft an. In Motten gab es überhaupt keine Zünfte, dagegen hatten die Amtsbezirke Haselstein 106, Geisa 149 und Großenlöder 228 zünftige Leinwebermeister. Die 143 Meister in Herbstein gehörten keiner Zunft an. 1803 verzeichnete das Centoberamt Fulda 612 zünftige Leinweber, dazu 158 Meister, „die beim Amt noch nicht vorgeführt sind“.

Diese Zahlen erweisen, daß die Zünfte zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum noch die Möglichkeit besaßen, das Handwerk zu überwachen und, wenn nötig, mit Strafmaßnahmen gegen unzüftige Leinweber vorzugehen. Ob es damals zu Ausschreitungen gegen die Unzüftigen, die sogenannten „Bönhasen“, gekommen ist, ist in den Akten nicht erwähnt.

Die Leinweberei war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eine typische Hausindustrie in den bauerlichen Familien. Man stellte zunächst den Eigenbedarf sicher, doch waren die kleineren Grundbesitzer, die sogenannten Hüttner, darauf angewiesen, sich durch Weben den Lebensunterhalt zu sichern. Leinenhändler kauften die Ware auf und vertrieben sie im In- und Ausland. Auch aus dem Hüttnerstand sind Leinenhändler hervorgegangen, die zum Teil trotz ihrer Geschäftserfolge ihre Landwirtschaft weiterbetrieben. In Notzeiten war eine solche Verbindung recht nützlich⁵).

Nach der Säkularisation des Hochstifts befaßte sich die neue Regierung bald mit der Frage, ob bei den Leinwebern die Zunftverfassung zum Vorteil der Leinenfabrikation aufgehoben werden könne. Auch sollte untersucht werden, ob den unzüftigen Meistern das Weben mit der Einschränkung, keinen Lehrlingen zu halten, zu gestatten sei. Die gutachtlichen Äußerungen der Behörden zu diesem Fragenkomplex waren bemerkenswert. Besonders ausführlich äußerte sich der Geheime Rat und Stadtpolizeidirektor Karg, indem er gleichzeitig einen „unmaßgeblichen Vorschlag zur Verbesserung des Leinenhandels“ vorlegte.

Karg legte dar, daß der Flachsba u zu den vorzüglichsten Landeserzeugnissen gehöre. Der Verkauf der Leinenwaren sei einer der ergiebigsten Gewerbeze uge. „Schier ein jeder Bauer hat seinen Webstuhl, der sowie das Spinnrad in den Monaten, in welchen der raue Winter der Erde Schoos verschließt, allen Hausgenossen reichlich Beschäftigung verschafft.“ Karg wies darauf hin, daß seit langem das Fuldaer Leinen in Westfalen und in Holland vertrieben würde. Auch die Tatsache, daß betrügerischerweise im „Ausland“ hergestelltes Leinen als fuldisches ausgegeben würde, fand Erwähnung. Gegen solche Machenschaften hatte schon Heinrich von Bibra sich wenden müssen, was anscheinend ohne durchschlagende Wirkung blieb⁶). Karg betonte in seinem Gutachten, die Fuldaer Weber seien sehr in Verruf gebracht

1) Das Thema „Fuldische Leinweberei“ wurde ausführlich von Hannes Rieder (Pseudonym für Dr. Josef-Hans Sauer) in den Buchenblättern 1935 und 1936 behandelt. Auf diese Abhandlungen sei ausdrücklich verwiesen. Mein Beitrag bringt lediglich einige Ergänzungen, die auf den Akten des Marburger Staatsarchivs beruhen.

2) Josef Kartels: Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Fulda. Fulda, Geschbl. 1902, 120.

3) J. Hohmann: Das Zunftwesen der Stadt Fulda. 1909. Seite 102 ff.

4) Staatsarchiv Marburg Bestand CXIII/6. Nr. 98 d.

5) Der Urgroßvater des Verfassers war Leinenhändler und Landwirt. Das Leinen wurde von Großenlöder mit 3 bis 4 Fuhrwerken nach Frankfurt gebracht und von dort mit dem Schiff nach Rotterdam befördert. Bei einem Schiffsunglück büßte mein Urgroßvater sämtliche Ware ein, was einen Verlust von über 4000 Gulden bedeutete, für die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine große Summe. Ohne den Rückhalt durch die Landwirtschaft hätte das Geschäft nicht mehr aufgebaut werden können.

6) Eine Leinen-Handelskommission sollte die Ursachen für den Rückgang des fuldischen Leinenhandels untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung machen. Das Resultat war die Landesverordnung vom 24. März 1772, wodurch eine staatliche Kontrolle für die Herstellung und den Handel eingeführt wurde. Jede Verfälschung des Leinengewebes war verboten. Veredelte Beschauer hatten die Ware auf Länge, Breite und Güte zu prüfen und sie an beiden Enden mit einem Stempel zu versehen, der neben dem Hochstiftswappen die Buchstaben F. L. F. trug. Ursula Ried: Die Wirtschaftspolitik Heinrichs von Bibra, S. 95.

worden. Sie müßten so weit gehen, ihr Vaterland zu verleugnen, um ihren Absatz zu sichern. Der Gutachter äußerte sich auch zu der Frage, wie das darniederliegende Gewerbe wieder in Gang gebracht werden könne. Er macht darauf aufmerksam, daß die Tücher vor allem durch die übliche Bleichart ganz und gar verdorben würden. Auf den Bleichen sehe man nur noch Kalkbüten. Die eingekalkten Tücher erhielten zwar durch den Zusatz eines fremden Körpers ein dichteres und festes Aussehen, durch die Kalkweise eine geschwindere und glänzendere Bleiche, würden aber hiervon so mürrbe, daß sie nach kurzem Gebrauch „ganz durchlöchert zerfallen und unbrauchbar werden“. Das hielt Karg für offenbaren Betrug⁷⁾. Bisher, so sagte Karg, sei wenig gegen solche Manipulationen unternommen worden, obschon es seit Jahren viele Beschwerden gäbe. Die betrügerisch gefertigten Tücher wichen auch im Ellenmaß voneinander ab, ein Vorwurf, der besonders schwer wog.

Karg ging in seinem Gutachten auch auf den Handel ein, der durch Gesellschaftsteilnehmer oder auch durch einzelne Leinenhändler getätigt wurde, die die Tücher im Fuldaer Land aufkauften und ballenweise absetzten. Nur wenige, meinte Karg, besäßen den Kredit und das Vermögen, um den Handel im großen betreiben zu können. Der Kleinhandel, der die Ware stückweise absetze, überwiege.

Karg machte nun auf einen Übelstand aufmerksam, der ihm besonders wichtig erschien, weil er sich für den Staat nachteilig auswirke. „Zieht man in Betracht“, so heißt es in dem Gutachten, „daß diese Leinenhändler jahrelang im Ausland umherstreifen, sich zu einer müßigen und vagabunden Lebensart gewöhnen, ihre häuslichen Geschäfte und Verhältnisse an den Nagel hängen, sich dem Spiel und anderen Lüderlichkeiten oftmals ergeben, ihr Geld verzehren, ihre Handlungsteilnehmer oder Gläubiger hintergehen und sie um das Ihrige bringen, nicht selten Weib und Kind zu Hause schmachten und im Elende lassen und dann, wenn sie selbst entblößt und hilflos im Auslande sich nicht weiter fortbringen können, mit leeren Händen und Krankheiten zurückkehren und am Ende dem Staat lästig werden. Zieht man in Betracht, daß diese Leute, wie ehemals Christoph Columbus Gefährten die Kinderpocken

in Deutschland die unter dem hiesigen Landvolke unbekannt gewesene Lustseuche verbreitet haben, welche um so gefährlicher und nachtheiliger als bey demselben die Hilfe seltener und noch seltener die gehörige Heilungsmittel angewendet werden, so wird man sich von dem Nachtheil für Handel und Sittlichkeit, den das allzu häufige Gängeln im Ausland hervorbringt, leicht überzeugen können“.

Hat nun Karg die Wahrheit gesagt oder hat er von Einzelfällen auf den allgemeinen Zustand geschlossen? Es scheint, daß er bewußt übertrieben hat, um eine schnelle Reformierung des Gewerbebezweiges zu erreichen. Karg machte dazu auch Vorschläge. Zunächst müßte, so legte er dar, auf die richtige Einhaltung der durch Landesverordnung erlassenen Bestimmungen geachtet werden. Garnhändler und Aufkäufer dürften nicht mehr betrügerischerweise das Garn verkürzen oder verfälschen. Niemand sollte mehr gestattet sein, als Leinenhändler ins Ausland zu gehen, ohne daß er sich beim Arzt gemeldet hätte. Es sei ratsam, meinte Karg, mehrere Depots anzulegen, wo jeder seine gefertigte Leinwand gegen bare Zahlung abgeben könne, um nicht selbst die Ware im Ausland zu „verhausieren“. Es sollte nicht gestattet werden, Leinentücher außer Landes zu bringen, bevor sie auf ihre Güte untersucht seien. Zu wünschen wäre, daß „zur Aufmunterung“ der Leinweber die Damastfabrik wiederhergestellt würde⁸⁾. Auch sollte man außer feinem Damast Segeltücher und dergleichen herstellen. Da die Weberei im ganzen Lande betrieben werde, habe man eine sehr gute Auswahl an Arbeitern, und die Fabrik könnte mit großem Vorteil arbeiten.

Für die künftige Behandlung des Leinens machte Karg auch einige Vorschläge. So regte er an, daß sie schädliche und betrügerische Einkalkung der Tücher verboten und eine besondere Bleiche eingeführt werden müsse. Der Anfang sollte mit der Fuldaer und Hünfelder Bleiche gemacht werden, die die größten im Lande waren. Neue chemische Erfindungen über eine zweckmäßigere Bleichung seien, so meinte Karg, noch nicht allgemein bekannt und hätten in den Versuchen noch nicht ihre Anwendbarkeit bewährt. Es sei deshalb ratsam, bei der bisherigen gewöhnlichen Bleichart zu

bleiben und diese zu verbessern. Hierzu sei nichts weiter als weiches Wasser notwendig, das man durch Überleiten von einem Behälter in den anderen leicht erhalten könne.

Auch Finanzrath Carl von Schlereth, ein verdienter Verwaltungsfachmann, äußerte sich zu der Frage, wie die Leinenweberei und der Handel wieder auf eine gesunde Grundlage gestellt werden könnten. Schlereth setzte sich für die Aufhebung der Zunft ein, die „mit ihrem Pfschereigeschrei dem Beschäftigungstrieb manchen geschickten, aber unzüftigen Landmannes, für welchen der Webstuhl eine ganz zweckmäßige Winterbeschäftigung ist, im Wege stehen“. Das Recht, Lehrlinge anzunehmen, sollte nicht ausschließlich den Meistern vorbehalten sein. Es müßte verordnet werden, daß die einzelnen Leinenfabrikate, die vorher durch Sachverständige begutachtet worden seien, den herrschaftlichen Stempel erhielten.

Die Geheime Konferenz-Kommission hatte schon am 24. Dezember 1803 vorgeschlagen, eine Anstalt zu errichten, wo alles zu exportierende Leinen genau untersucht werden sollte. „Dieses könnte, auch“, so heißt es im Abschlußbericht, „vielleicht Veranlassung geben, um diejenigen hiesigen Unterthanen, welche nicht so vermögend wären, einen eigenen Leinenhandel zu treiben, eine Gelegenheit zum Absatz der von ihnen verfertigten Leinenwaren zu verschaffen, ohne daß sie sich genöthigt sähen, solche an Aufkäufer um einen zu niedrigen Preis zu überlassen oder solche selbst im Ausland verhausieren zu müssen, woher sie öfter weit ärmer zurückkommen als sie wirklich hingegangen sind.“

(Schluß folgt)

7) Schon Heinrich von Bibra hatte verboten, daß Gips, Kalk und andere ätzende Chemikalien als Bleichmittel benutzt würden. Ried: a. a. O. S. 95.

8) Am 16. April 1803 war eine Bekanntmachung erlassen worden, daß Wilhelm-Friedrich von Nassau-Oranien entschlossen sei, die ehemalige Linnen-Damast-Fabrik an „gehörig befähigte Privatleute zu privilegieren“. In dem halben Jahr von der Bekanntmachung bis zu Kargs Bericht war aber nichts geschehen.

Leinweberei und Leinenhandel im 19. Jahrhundert

2 (Schluß)

Von Paul Schlitzer

Amtmann Weber in Weyhers zeichnete in seinem Bericht an die Geheime Konferenz-Kommission ein betrübliches Bild der Lage des Leinenhandels. „Der Bauer oder der Landmann mit seinen Kindern ist bloß für den Ackerbau und seine Landökonomie da, sobald er sich außer seiner Sphäre macht und Handlung treibt, die er nicht versteht, und wozu er auch zu kurz-sichtig ist, so ist er in Gefahr, zu Grund zu gehen.“ Jeder wolle auf leichte Art reich werden, meinte Weber. Der Handel mit Leinen sei aber auch, wenn er von Unkundigen geführt werde, der nächste Weg zur Armut. Hierzu könne er Beispiele anführen. „Die Menge der Handelsleuthe, die sich damit abgeben, macht es, daß alles schlecht gesponnene, schlecht gewebte und mit betrügerischer Kunst gebleichte Leinen seinen Käufer findet.“ Die Leinenverkäufer und ihre Söhne würden im Ausland in Wohlleben und Schwelgerei verfallen, stellte Weber fest. Manche Söhne hätten sich nach England und Amerika abgesetzt und ihre Eltern in Not zurückgelassen.

Die Verwaltung mußte zu einem Ergebnis kommen, das Flachsbaue, Weberei und Handel wieder auf eine gesunde Grundlage stellte. Finanzrat Schlereth hat sich besonders für die Errichtung eines Lager- und Stempelhauses eingesetzt. Doch gab es seitens der Geheimratskollegiums zahlreiche Bedenken. „Wenn es richtig ist, daß im Lande jährlich 200 000 Stück Leinwand fabriziert werden und nicht nur drei Tage in der Woche oder 156 im Jahre, wie der Vorschlag ist, sondern allenfalls nach Abzug der Sonn- und Feiertage auch jährlich 300 Tage gestempelt werden sollte, so müßten doch täglich 666 Stücke Leinwand beim Lagerhaus abgegeben, jedes einzelne Stück auf seine Qualität untersucht, dann die Länge und Breite ausgemessen, mit dem Stempel derjenigen Klasse, zu der es nach seiner Güte gehört, versehen und an den Eigenthümer zurückgegeben werden. In jeder Viertelstunde müßten 16 Stück Leinwand so behandelt werden.“ Dazu sei natürlich Personal erforderlich, und überdies könne man nicht verhindern, daß der Landmann trotz Verbotes seine Leinwand auch ohne Stempel absetzen werde. Es könne auch nicht ausgeschlossen werden, daß ausländische Handlungshäuser ihre Leinenwaren nach Fulda zur Stempelung bringen, um ihnen mehr Kredit zu verschaffen.

Bei den Bemühungen um die Verbesserung des Leinenhandels befand man sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in einer schwierigen Position. Alles entsprach nicht mehr den Forderungen der Zeit, nicht allein der Handel. Auch beim Flachsbaue zeigten sich Mängel,

wie aus einem Bericht des Amtsmanns Landvogt in Haselstein hervorgeht. Der Flachsbaue sei häufiger, heißt es hier, doch die Äcker könnten nicht hinreichend gedüngt werden. Um mehr Leinen zu erzielen, lasse man den Flachs überreif werden; dadurch werde der Bast spröde und verliere seine Haltbarkeit. Der größte Teil selbst des guten Flachses werde durch das Rosten im Wasser verdorben. Die Behälter, in denen der Flachs eingelegt werde, seien oft unreinlich, wodurch sich Schlamm und Kot häufig anhängen, der den Flachs dann so beize, daß er zerreiße. Beim Herausnehmen aus der Roste werde der Flachs nicht hinlänglich aus- und abgewaschen. Die Aufbereitung auf Wiesen oder Äckern geschehe oft klumpenweise, wodurch der zu dicht aufeinanderliegende und anklebende Bast vor den einzeln ausgebreiteten Halmen früher roste und endlich in Fäulnis übergehe. Bei der Dörrung im Backofen werde durch die zu starke Hitze der Bast zu sehr gedörrt und spröde gemacht. Endlich komme noch eine ungeschickte Behandlung beim Schwingen hinzu⁹⁾.

Diese schlechte Behandlung des Flachses, die sicherlich nicht allein aufs Oberamt Haselstein beschränkt war, scheint eines der Grundübel des ganzen Wirtschaftszweiges im Fuldaer Land gewesen zu sein. Die Qualität der Ware konnte nicht allein durch behördliches Eingreifen bei der Fertigung und beim Absatz gesichert werden. Doch vernehmen wir nichts über eine grundlegende Änderung beim Flachsbaue und bei der Flachsverarbeitung. Auch über den Leinenhandel konnte man in diesen Jahren zu keinem Entschluß kommen. Es gab nämlich auch positive Stimmen, die zur Ehrenrettung für die Händler wurden. So berichtete 1805 Oberamtmann Rang in Neuhoß, daß in seinem Bezirk der Leinenhandel im besten Betrieb sei. Der Flachsbaue könne nicht stärker betrieben werden, ohne daß man den Anbau von Brodfrucht vernachlässigen müsse. Beim Weben würde viel bessere Arbeit als vor zwanzig Jahren geleistet. Der Leinenhandel sei keineswegs im

Verfall. Peter Sorg aus Mittelkalbach habe beispielsweise 20 Leinweber, die für ihn arbeiteten.

Die turbulenten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, vor allem die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre, engten die Absatzmärkte ein und gaben den Anstoß zum Niedergang des Leinenhandels.

Als das Hochstift Fulda zu seinem überwiegenden Teil an Kurhessen kam, war der Rückgang des Handels schon allgemein¹⁰⁾. Es wurde indessen noch weiter Flachs angebaut und Leinen hergestellt, obschon der Erlös immer geringer wurde. Der soziale Status der Leinweber sank, und erst als Kurhessen dem Deutschen Zollverein beitrug, kam es zu einer Neubelebung des Gewerbebezuges. Es handelte sich freilich nur um eine Scheinblüte. Den Todesstoß erhielt die alte Hausindustrie durch die fabrikmäßig betriebene Maschinenweberei und vor allem durch den Siegeszug der englischen Baumwolle¹¹⁾.

Der Wandel vollzog sich freilich nicht abrupt, es war ein langsamer Verfall, in den die Leinweberei gezogen wurde. Die Leinenhändler sind noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dem Handel nachgegangen, wobei ihnen sicherlich zugute kam, daß sie eine Kundschaft aufsuchen konnten, die schon seit Generationen Abnehmerin des „Fuldaer Leinens“ war. Manche Leinenhändler konnten ihr Geschäft nur aufrechterhalten, indem sie auch Woll- und Baumwollserzeugnisse in ihre Warenliste aufnahmen.

9) Über die Flachs Zubereitung siehe Hack „Traute Heimat meiner Lieben“, Fulda 1927. Auszugsweise: Buchenblätter 1936 S. 1 f.

10) Hierzu Karl Schäfer: Die wirtschaftliche Entwicklung des Hochstifts Fulda unter Kurhessen. Hess. Jahrb. für Landesgeschichte. Band 2, 1952, Seite 151 ff.

11) Hannes Rieder: Die Anfänge der Fuldaer Baumwollindustrie. Buchenblätter 1935.

Marktstraße-Häuser aus der Barockzeit

In der Iller- oder Töpfergasse hielten ehemals die Töpfer ihre Waren feil

Die Marktstraße, in der die beiden nebenstehend wiedergegebenen Häuser gelegen sind, hieß früher Töpfer- oder auch Illergasse. Der Name rührt daher, daß hier ehemals die Töpfer wohnten bezw. ihre Waren feilhielten. Das Haus auf unserer Zeichnung links, das heute dem Inhaber der Feinkosthandlung Alfred Wolf gehört, fällt durch seinen reizvoll geschwungenen Giebel auf. Der Baustil läßt erkennen, daß es in der frühen Barockzeit errichtet worden ist. Die Steine für den Bau des massiven Hauses sollen aus dem Abbruchmaterial der alten Stiftskirche, der Vorläuferin unseres Barockdomes (erbaut 1704—1712) stammen.

Um 1675 besaß der Bürger Hermann Wolfmar das Hausgrundstück. Um 1700 war das Anwesen, das nach dem Beschreib- und Schatzungsbuch der hochfürstlichen Residenzstadt Fulda aus dem Jahre 1708 aus Vorder- und Hinterhaus, Hof, Stallung und gutem Keller bestand und mit einem Steuereinschätzungswert von 16 Gulden taxiert war, Eigentum des Johann Adam Mott junior. Ihm folgte, wie wir dem Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert, herausgegeben von A. Jestaedt, entnehmen, als Besitzer Cammerath Georg Wilhelm



Kruff. Nächster Eigentümer war Hofrat Schaub. Von ihm ging das Anwesen an die Witwe des Amtsvogts Wankel über. Nach dieser erwarb es der Bierwirt Philipp Gutberlet, der offenbar hier eine

Wirtschaft betrieb. In der Folgezeit gelangte das Hausgrundstück in jüdische Hände. Im Jahre 1822 erstand es der Jude Meier Eppstein, der es an seinen Sohn Daniel Eppstein weiter vererbte. Als nächster Eigentümer folgt sein Nefee Nathan Weilburg. Von ihm erwarb es in den sechziger Jahren der Vater des heutigen Eigentümers, wodurch das Anwesen wieder in arische Hände zurückkam. Der neue Eigentümer richtete in dem Hause ein Kolonialwarengeschäft ein.

Das rechts anstoßende Haus, das heute Eigentum des Kaufmanns Bernhard Quink ist, erhielt seine heutige Gestalt durch einen Neubau im Jahre 1739, nach welchem es mit 14 Gulden Steuereinschätzungswert veranschlagt wurde. Um 1700 gehörte das Anwesen Peter Keller. Sein Befignachfolger war Burkhardt Kramer, der den Neubau des Hauses in dem heutigen Barockstil vornehmen ließ. Als nächster Eigentümer folgte Cammerath Pauli. Weitere Eigentümer waren im Laufe der Zeit Amtsvogt Möller, Konsistorialrat Höhn, Hofrat Eckert, Rentmeister Ignaz Schwanck, Obergerichtsrat Wegner und Aktuar Gößmann. Im Jahre 1853 erwarb Bäckermeister Johannes Köhler das Anwesen, um hier eine Bäckerei zu errichten. Der nächste Eigentümer war Bäckermeister Giesel. Von ihm erwarb es im Jahre 1896 der Vater des heutigen Besitzers.

Das schmale Zitronenmannsgäßchen, das von der Marktstraße nach der Mittelfstraße hinüberführt, verdankt seinen Namen der Tatsache, daß hier früher italienische Händler ihren Stand hatten, an dem sie Süßfrüchte, vor allem Zitronen und Maronen, feilboten.

Melchior Adam Weikard (1742–1803)

Fuldas bedeutendster Vertreter der Aufklärungsepoche vor 250 Jahren geboren / Von Franz-Ulrich J e s t ä d t

„Heute früh fuhr er ab. Seine Nachbarn haben mich versichert, es sey ein rührender Anblick gewesen, sein Haus mit armen siechen Leuten umringt zu sehen, die ihn noch einmal sehen und segnen wollten; denn, nicht zufrieden, daß er ihnen alle Recepte umsonst verschrieb und sie auch in ihren erbärmlichsten Hütten besuchte, so bezahlte er ihnen auch noch die Arzenei, schickte ihnen Essen und schenkte ihnen Geld. Als Weikard bey dem Schlosse vorbeifuhr, legte sich der Fürst mit halbem Leibe zum Fenster heraus und schickte ihm noch durch freundschaftliches Winken und Bewegung der Hände das letzte Lebewohl nach.“¹ Auf solch beeindruckende Art wird im Jahre 1784 der „philosophische Arzt“ Melchior Adam Weikard aus Fulda verabschiedet, wo er seit 14 Jahren in den Diensten des Fürstbischöfs gestanden hat. Doch nicht nur dem Hofe galten Weikards medizinische Bemühungen, wie die Abschiedsszene verdeutlicht: Patienten aus armen und ärmsten Schichten wurden von ihm gleichermaßen behandelt. Und dies war bittere Notwendigkeit. Noch im Jahre 1806 weiß der Arzt und Chronist Joseph Schneider von den Vorstadt-Gemeinden, besonders der Tränke und dem Eichsfeld, zu berichten: „Das Elend, welches bei diesen armen Leuten herrscht, wenn sie von Krankheiten heimgesucht werden oder die Mutter niederkommt, kennt nur der sie besuchende Arzt und Pfarrer, und es ist kaum zu beschreiben.“² Schneider benennt in der Folge seinen Kollegen Weikard als denjenigen der „älteren fuldischen Aerzte“, der damit begonnen habe, „über allgemeine Krankheiten Beobachtungen zu sammeln und solche der Nachwelt zu hinterlassen.“³ Tatsächlich hat sich Weikard, der später als reiner Hof- und Modearzt verschrien war, in verschiedenen Schriften mit Krankheit und Nöten, mit Eigenheiten und Mentalität der breiten Bevölkerung vor allem seiner fuldischen Heimat auseinandergesetzt.⁴

Wer nun war dieser philosophisch „abgehobene“, höfisch versierte und dennoch stets dem niederen Volke zugetane Arzt und Aufklärer Melchior Adam Weikard? Geboren wurde Weikard am 28. April 1742 – also vor 250 Jahren – in der damals fuldischen Ortschaft Römershag bei Brückenau.⁵ Ab 1753 besuchte er das Hammelburger Gymnasium und studierte von 1758 bis 1764 in Würzburg Medizin. Daraufhin stellte ihn der Fuldaer Fürstbischof Heinrich von Bibra in dem 1747 angelegten Kur- und Badeort Brückenau als Amts- und Brunnenarzt an, bevor er ihn 1770 als Leibarzt nach Fulda berief. 1784 folgte Weikard einem vielbeachteten Ruf nach St. Petersburg als Hofarzt der Zarin Katharina II. Nach fünf Jahren, in denen er auch an der von Potemkin meisterhaft inszenierten Krimreise der Kaiserin teilnahm, verließ Weikard Rußland und übte selbständige ärztliche Tätigkeiten in Mainz, Wien, Mannheim und – ab 1794 – in Heilbronn aus. Er starb am 25. Juli 1803, nachdem er noch im Jahre seines Todes wieder nach Fulda an die Spitze des dortigen Medizinalkollegiums berufen worden war.

Weikards frühes, mehrfach aufgelegtes Werk „Der philosophische Arzt“, vierbändig in den Jahren 1775 bis 1777 erschienen, begründete seinen schriftstellerischen Ruf. Es war richtungweisend für eine Reihe von populärphilosophischen Schriften, in denen er einen Mittelweg zwischen leichter Modellektüre und neuartig psychologisierender, teilweise sogar in Ansätzen materialistischer Anschauungsweise auf dem Gebiet der Medizin beschritt. Hier wie auch in seinen Autobiographien, frühen Kalenderbeiträgen und Gelegenheitschriften nahm Weikard stets den Standpunkt des konsequenten Aufklärers ein, der jegliche religiöse und weltliche Konvention in Frage stellte und so auch zwangsläufig mit der Zensur in Konflikt geraten mußte. Heinrich von Bibra sah sich veranlaßt, im Jahre 1775 zu dekretieren: „Der Verfall guter Sitten und der Religion ist die unmittelbare Ursache des gewissen Umsturzes eines Staats. (...) Daß alle nur immer gegen die Religion, gute Sitten, und Grundregeln des Staats gerade oder auch in verblümter und heimlicher Weise anstoßende oder auch nur zweydeutige Bücher, Druck- oder andere Schriften, worunter das von auswärt in hiesige Lande eingeschleppte höchstanstößige Werk unter dem Titel (eines) philo-



Dr. Melchior Adam Weikard (1742–1803). In Fulda wurde eine Straße nach ihm benannt. Bild: Jestädt

sophischen Arztes insbesondere, auch Bilder und Kupferstiche, die eine Art öffentliches Aergernis an sich tragen, in Zukunft bey 50 Reichsthaler Straf gegen die Verbreiter und Leser derselben gänzlich verboten seyn sollen.“⁶ Immerhin jedoch, so erinnert sich ein Reisender des 18. Jahrhunderts bei seinem Besuch in Fulda, habe „Weikard hier seinen philosophischen Arzt geschrieben und Schutz gefunden“, und schon aus dieser Tatsache meint der Besucher darauf schließen zu können, daß er sich in einem fortschrittlichen, von einem aufgeklärten Regenten beherrschten Landstrich aufhalte. Doch ein ortsansässiger Mönch korrigiert den Eindruck des Reisenden unverzüglich: „Ich weiß nicht, ... wie wir Fuldaer sobald in den Ruf der Aufgeklärtheit gekommen sind. Unser Fürstbischof ist nichts weniger als aufgeklärt, vielmehr ist er ein strenger Anhänger der römischen Kurie, und ein Eiferer für päpstliche Hierarchie. Zwar schützte er Weikarden, aber nur, damit ihn dieser vor dem Tode schützen möge.“⁷ Nicht zuletzt die ärztliche Kunst also war es, die Weikard einen gewissen Freiraum für seine schriftstellerische Tätigkeit schuf, ohne ihn allerdings gänzlich vor Repressalien seitens der Obrigkeit bewahren zu können.

Sein wechselhaftes Leben hat Weikard in drei(!) Autobiographien beschrieben, von denen die „Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kaiserl. Russischen Etatsrath M.A. Weikard“ – erschienen ein Jahr vor seinem Tod – die ausführlichste war.⁸ Etwa 550 Seiten belegen eindrucksvoll, daß der „medizinische Avanturier“⁹ seiner Umwelt einiges mitzuteilen hatte. In der für Weikard typischen subjektiven Herangehensweise, die ihm zeitlebens literarische Streitereien bescherte, schildert er das oberdeutsch-katholische Unterrichtswesen am Beispiel des Hammelburger Gymnasiums und der Würzburger Universität¹⁰, seine Erfahrungen als Kur- und Amtsarzt auf dem platten Lande sowie als fürstlicher Leibarzt bei Hofe, seine Erlebnisse im fernen Rußland¹¹, als Zeitzeuge der revolutionären Mainzer Republik¹² und des nachjosephinischen Wien teils als reisender, teils als niedergelassener Arzt. Weikards zahlreiche Lebensstationen und Wirkungsfelder sicherten das öffentliche Interesse an seiner Person und den Absatz seiner Schriften. Den Zeitgenossen war er somit kein Unbekannter. Goethe rezitiert aus seinen Schriften, Lichtenberg und Hamann berichten über die Lektüre seiner Werke, Jean Paul erwähnt ihn in seinem „Titan“, und der junge Justinus Kerner schildert die ärztliche Behandlung durch Weikard.¹³

Was blieb von diesem Ruhm? Es sei hier – zumindest in Ansätzen – die Rezeptionsgeschichte von Weikards Leben und Werk skizziert. Die zeitgenössi-

schen und kurz nach seinem Tod erschienenen biographischen Nachschlagewerke¹⁴ behandeln Weikard noch ausführlich – gemäß seiner Bedeutung zu Lebzeiten. Auf diese Weise läßt sich immerhin ein weitgehend vollständiges Verzeichnis seiner Schriften zusammenstellen, und mitunter werden auch Weikards Lebensumstände näher beleuchtet. So geht etwa Hirsching auf die Entstehungsgeschichte seiner körperlichen Mißbildung ein und liefert eine recht bildhafte Beurteilung der Persönlichkeit Weikards: „Als ein Mann von nicht gemeinen Talenten, der über die Vorurtheile seiner Erziehung sich emporarbeitete und unter den schwierigsten Umständen sich allein bildete, muß er selbst in den Augen derer, die seine Sonderbarkeiten, vorzüglich aber seine Geradheit und Freymüthigkeit tadeln, mit welcher er über andere eben so wie über sich selbst urtheilte, als ein seltenes Phänomen erscheinen.“¹⁵ Doch treffende Wertungen wie diese speisen sich meist aus persönlicher Bekanntschaft mit Weikard. Nachdem die Lebenszeugnisse seiner Zeitgenossen und der sich unmittelbar daran anschließenden Generation¹⁶ versiegen, gerät Weikard zunehmend in Vergessenheit. Einige biographische Skizzen um die Jahrhundertwende¹⁷ bringen kaum Neues. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts taucht der Name Weikards nur sporadisch und meist in der medizinischen Fachliteratur auf.¹⁸

Eine Wendung hin zu einem neuerlich entstehenden Interesse an Leben und Werk Weikards leitet in der Nachkriegszeit vor allem die lokale Geschichtsschreibung ein. Hier ist es besonders der Brückenaauer Historiker Kaspar Gartenhof, der Weikard in seinen landeskundlichen Arbeiten über seinen Heimatort behandelt und im Jahre 1952 die erste größere biographische Studie über ihn vorlegt.¹⁹ Ihm folgt der Fuldaer Otto M. Schmitt 1970 mit seinem Buch über den „Arzt, Philosophen und Aufklärer Weikard“.²⁰ Dieses noch heute lieferbare Werk folgt weitgehend den Autobiographien, ergänzt sie jedoch durch etliche Dokumente und Bildmaterial. Bemerkenswerterweise wurde Weikard auch in der Philosophiegeschichtsschreibung der DDR berücksichtigt, insbesondere als früher Vertreter materialistischer Grundideen.²¹

In jüngster Zeit nun wurden fast gleichzeitig zwei weitere Arbeiten vorgelegt: der lebhaft dokumentarische Roman des Fuldaers Helmut Kopetzky zu Weikards russischen Jahren im Dienste der Zarin sowie ein in Fulda verlegter kommentierter Nachdruck der autobiographischen Schriften von 1784 und 1802.²² In Erwartung des unmittelbar vor seinem Erscheinen stehenden Artikels über Weikard in einem namhaften Literaturlexikon²³ sowie eines Nachdruckes seiner wichtigsten Badeschrift anlässlich der vom 29. April bis 31. Mai in Bad Brückenau stattfindenden Geburtsausstellung kann festgestellt werden: Das „Nachleben“ der bedeutendsten Persönlichkeit der Aufklärung in Fulda scheint gesichert.

Anmerkungen:

- Journal von und für Deutschland 1784 (Jg. 1). Januar bis Junius (Bd. 1), S. 155f. Dieses Journal wurde später von Sigismund von Bibra redigiert, der durchaus der Verfasser des zitierten Artikels sein könnte.
- Joseph Schneider: Versuch einer Topographie der Residenzstadt Fulda und ihrer zunächst liegenden Gegend. Fulda: Müller 1806, S. 25.
- Ebd. S. 133f.
- Einen ersten Eindruck davon kann man sich verschaffen durch Lektüre seiner „Fragmente aus dem Fulder Lande“ aus dem Jahre 1782, die gekürzt wiedergegeben sind in: Joseph Hans Sauer (Hrsg.): Die Rhön. Grenzland im Herzen Deutschlands. 3. Aufl. Fulda 1967, S. 142–147. Die ersten beiden Auflagen dieses Buches erschienen 1958 und 1960, eine Neuauflage ist geplant.
- Der folgende kurze biographische Abriss orientiert sich an dem Artikel zu Weikard, der demnachst in Band 12 des von Walther Killy herausgegebenen Literaturlexikons im Bertelsmann-Verlag erscheinen wird, im übrigen – wie die folgende skizzenhafte Rezeptionsgeschichte zeigt – seit langem die erste lexikalische Erfassung Weikards.
- Das Edikt ist auszugsweise faksimiliert bei Helmut Kopetzky: Katharina die Große. Eine Deutsche auf dem Zarenthron. Lergisch Gladbach 1988, S. 46f.
- (Peter Adolph Winkopp ?): Faustin, oder das philosophische Jahrhundert. Zweites Bändchen. O.O. (Zürich) 1785, S. 98f. Der mutmaßliche Verfasser dieser fiktiven Reisebeschreibung ist mit einiger Sicherheit der ältere Bruder

des Fuldaer Benediktiners Andreas Chrysostomus Winkopp, der im Jahre 1780 als zweiter Bibliothekar der Landesbibliothek Assistent von P.Boehm wurde. Beide Winkopps stammen aus Erfurt.

- 8 Die erste Biographie des Doktors M.A.Weikard aus dem Jahre 1784, die bis zu Weikards Weggang aus Fulda reicht, wurde 1988 zusammen mit Auszügen aus den weitaus umfangreicheren Denkwürdigkeiten in Form eines kommentierten Faksimile-Druckes von mir herausgegeben. Manches hier Gesagte ist im Anhang dieser Ausgabe genauer belegt.
- 9 So Weikards Standeskollege Albrecht Rengger in seiner anonym herausgegebenen Schrift: Briefe über jetzt lebende Ärzte, von einem reisenden Arzt aus der Schweiz. O.O. 1794, S. 76.
- 10 Vgl. dazu die Würzburger Mainpost vom 7.2.89: Roland Flade: Wo haben Sie studiert? In Würzburg, sagte ich mit gebrochener Stimme.
- 11 Dazu vor allem Kopetzky, a.a.O. sowie: Heinz E. Müller-Dietz: Ärzte im Rußland des achtzehnten Jahrhunderts. Eßlingen/Neckar 1973, bes. S. 92–102.
- 12 Vgl. dazu meinen Artikel: Zeitzeuge der Mainzer Republik, Mainzer Zeitung vom 28.3.89.
- 13 Die Belege finden sich im Anhang des oben genannten Nachdruckes.
- 14 Hamberger/Meusel: Das gelehrte Teutschland, 5. Aufl., Bd. VIII (1800), X (1803), XI (1805); sowie: Gradmann: Das gelehrte Schwaben (1802), S.746 ff.
- 15 Hirsching: Historisch-literarisches Handbuch, Bd. 16,1 (1813)
- 16 Ausführlicher erwähnt wird Weikard in den Autobiographien und Reiseberichten von Friedrich von Mattisson, Carl Julius Weber, Justinus Kerner und natürlich von dem Fuldaer Heinrich König. Genauere Belege im Anhang des oben genannten Nachdruckes.
- 17 So etwa Hirschs „Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten“, (zuerst 1884-1888), 2. Aufl. (1934), 5. Bd., S. 881, wo sich die nicht gesicherte Information findet, Weikard sei in Mainz Leibarzt des „Fürstbischofs“ Dalberg gewesen (Fürstbischof war zu dieser Zeit Erthal!); sodann die „Allgemeine Deutsche Biographie“, Bd. 41 (1896), S. 485: Hier ist so ziemlich alles falsch, vom Geburtsdatum bis zu der Annahme, Weikard sei später nochmals in St. Petersburg als Leibarzt (der er in Rußland nie war!) in die Dienste von Zar Paul I. getreten.
- 18 Vgl. etwa: T.Kirchhoff: Deutsche Irrenärzte. 1. Bd. Berlin 1921, S. 17–19, wo Weikard als Vorläufer der bedeutenden deutschen Irrenärzte bezeichnet wird; ferner die Dissertation: L.Stern: Der Arzt Weikard und die Geschichte des Bades Brückenau. Würzburg 1927, die allerdings nicht sonderlich ergiebig ist.
- 19 In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 4 (1952), S. 176–206.
- 20 Otto M.Schmitt: Melchior Adam Weikard. Arzt, Philosoph und Aufklärer. Fulda 1970.
- 21 Hier ist vor allem zu erwähnen: Otto Finger: Von der Materialität der Seele. Berlin (DDR) 1961, bes. S. 52–68.
- 22 Vgl. oben Anm. 6 und 8
- 23 Vgl. oben Anm. 5; ein ebenfalls neuerer, weitestgehend biographischer Abriß findet sich in: Medizinhistorisches Journal 14 (1979), S. 137–141.

Mißernte und Teuerung in den Jahren 1770/71 in Fulda

Von Norbert Honegger, Poppenhausen

Lange hielt sich in Fulda die mündliche Tradition von der zu Beginn der 70er Jahre des 18. Jahrh. hier herrschenden Teuerung und Hungersnot. Doch war Fulda damals nicht allein betroffen; ganz Deutschland hatte unter den Folgen einer durch die Ungunst der Witterung verursachten Mißernte zu leiden. Schon zu Anfang des Jahres 1770 berichteten die Zeitungen von den Auswirkungen jahreszeitlicher Witterschwankungen. Starke Regenfälle, angeschwollene Flüsse, gepaart mit Sturm, hatten am Niederrhein die Dämme zerbrochen und das Land unter Wasser gesetzt. Im März kam es in Hamburg zu einem so starken Kälteeinbruch, daß die Kanäle und die Älster zufroren.

Vierorts hatte der langanhaltende Winter die Saaten vernichtet. Der Sommer zeichnete sich, abgesehen von einigen Hitzeperioden, durch andauernde Niederschläge und kühle Temperaturen aus. In Bayern erflachte man im ganzen Land durch Gebete und Prozessionen ein Ende des Regens. Der Bodensee war seit 1644 niemals zu einer solchen Höhe wie jetzt angestiegen. Weiden und Felder waren überflutet oder in Morast verwandelt.

Im Juli befürchtete man allenthalben Mißwuchs und Teuerung. Die darauf einsetzenden Getreideaufkäufe führten zu Ausfuhrsperrn mehrerer Länder, was 1771 zu reichspolitischen Verwicklungen führte, als man nämlich Bayern vorwarf, durch seine gegen Regensburg angeordnete Getreidesperre die Versorgung der Reichstagsabgeordneten zu gefährden.

Auch kam es zu einem Preisanstieg, der sich besonders auf die ärmere Bevölkerung auswirkte. Betroffen war vor allem das Rheingebiet, wo die Not die Men-

schen wider ihren Willen zu Dieben und Straßenräubern machte. Aber auch in Fulda war ein beträchtlicher Preisauftrieb zu verzeichnen, der im Jahre 1771 seinen Höhepunkt erreichen sollte. Am 1. Juni 1765, als dem Tag der Einführung des 20-Guldenfußes, hatte man den Preis für einen Malter Korn auf 6 fl. und den für einen Malter Weizen auf 8 fl. festgesetzt. Diese Preise blieben in der Folgezeit fast konstant. So kostete in den Jahren 1768 und 1769 ein Malter Korn 5–7 fl., ein Malter Weizen 8 fl.; 1770: Korn 10–12 fl., Weizen 10–12 fl., 1771: Korn 13–15 fl., Weizen 15–16 fl. 1772: Korn 12–13 fl., Weizen 13–14 fl.

In Anbetracht dieser Tatsachen ergriff die Fuldaer Obrigkeit geeignete Maßnahmen. Man war bemüht, das Getreide im eigenen Land zu behalten und seine Zweckentfremdung zu verhindern. Außerdem tätigte man unter dem Druck der Ereignisse Getreidekäufe in noch nicht einer Ausfuhrsperr unterliegenden Gegenden.

Jetzt rächten sich die nach dem 1769 erfolgten Wechsel im Hofkammerdirektorium (C. B. Welle war am 14. Sept. zum Direktor der Landesobereinnahme ernannt worden, sein Nachfolger als Hofkammerdirektor wurde am 15. Dez. der Hofrat und Landadvokat Christian Fritze) betriebenen Getreideverkäufe. Was man damals an in- u. ausländische Juden verkauft hatte, mußte man jetzt wieder für teures Geld in Bremen, Sachsen, im Erfurtischen und in der Wetterau ankaufen (s. Chronik der Familie Welle). Hierzu war eigens eine Landes-Ökonomie-Deputation im September eingesetzt worden.

Auch das Vizedomamt suchte die Not zu steuern. So erließ es am 14. Sept. 1770 einen Aufruf, mit Geld

oder Korneinlagen einer Gesellschaft beizutreten, die einen Ankauf von Korn u. a. vornehmen wollte, um im Höhepunkt der Teuerung das Getreide an diejenigen zu verkaufen, die aus Mangel an Kapital sich keinen Vorrat anlegen konnten (Wbl. 38/1770). Im Mai 1771 erteilte das Vizedomamt „zur Steuerung der allgemeinen Not“ jedermann die Erlaubnis mit Mehl zu handeln, Brot zu backen und es zu verkaufen (Wbl. 19/1771). Trotzdem nahm die Not weiter zu. Häufig war für Geld kein Getreide zu haben, so daß dem Bettler Brot mehr als Münzen galt.

Immer mehr Hungernde kamen von außerhalb in das Fuldaer Land, um hier ihre Nahrung zu finden. Oft erlagen sie dem Hunger oder den jetzt auftretenden Krankheiten. So machte sich im Herbst 1770 eine Krankheit bemerkbar, die seit dem 16. Jahrh. in Deutschland bekannt war und vor allem im Gefolge von Hungersnöten die ärmere Landbevölkerung betraf. 1597 hatte ein Professorenkollegium der Marburger Universität sich über diese damals in Hessen herrschende Kriebelkrankheit äußern müssen. Auf ihre Beobachtungen und Folgerungen bezog man sich mehrmals in dem jetzt erneut aufflammenden Streit über die Ursachen der Erkrankung. Schon lange kannte man in Frankreich eine vorwiegend zum Brand (ignis sacer, Antoniusfeuer) der Gliedmaßen führende Epidemie, als deren Ursache im Laufe des 17. und 18. Jahrh. zunehmend der Genuß mit Mutterkorn (Sklerotien) des Schlauchpilzes *Claviceps purpurea* verunreinigten Getreides angesehen wurde. So war ein Teil der Ärzte geneigt, die auch als Kornzapfen bezeichneten und sich hauptsächlich beim Roggen findenden Auswüchse der Getreideähren als verursachendes Prinzip der Kriebelkrankheit anzuerkennen. Ihnen hielt man mit Recht den Unterschied zwischen der in Frankreich auftretenden gangränösen (Ergotismus gangränosus) und der in Deutschland fast ausschließlich zu beobachtenden konvulsiven Form (Ergotismus convulsivus) entgegen. Auch wurde immer wieder betont, daß in den vorausgegangenen Jahren gleich viel oder sogar mehr Mutterkorn im Roggen sich vorgefunden habe, ohne daß die Krankheit aufgetreten sei.

War man sich auch nicht über die Gründe der Kriebelkrankheit einig, so doch über die Schwere der Erkrankung und die Einheitlichkeit ihrer Symptomatik. Meistens kamen dem Arzt die Patienten erst einige Zeit nach Ausbruch der Epidemie zu Gesicht, so daß sich ihm das Vollbild der Erkrankung darbot. Neben Mißempfindungen im Bereich der Extremitäten, wie Kältegefühl, Brennen und Kribbeln (Kriebelkrankheit!), klagten die Patienten über Durchfälle, Heißhunger, kolikartige Leibschmerzen und über häufig stundenlang anhaltende Krämpfe (daher auch als „Krampfsucht“ bezeichnet) der Arme und Beine. Epileptische Anfälle und akute Psychosen kamen hinzu.

M. A. Weikard berichtet nur mit wenigen Worten in den Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen 1771 über die Fuldaer Epidemie. Ausführlicher ist die Schilderung in den Litterae annuae der Jesuiten. Danach waren hier viele Menschen nach dem Genuß des

Fuldischer Besitz in Dittlofsroda



An der Westgrenze des Altkreises Hammelburg liegt an einem nördlichen Nebenbach der Fränkischen Saale das alte Pfarrdorf Dittlofsroda. Dortige Besitzungen des Klosters Fulda werden in einem Güterverzeichnis um das Jahr 1000 genannt, der ersten urkundlichen Erwähnung des Ortes. Er wurde von Historikern öfters mit dem erst 1151 erwähnten Dittlofrod im Altkreis Hünfeld verwechselt, dessen Name ebenfalls auf die Rodung eines Ditlfs (Dietwolf = Wolf aus dem Volk) zurückgeht. Später stand Dittlofsroda unter der Herrschaft der Herrn von Thüngen, die auch das evangelische Bekenntnis einführten. Die östlich angrenzende Pfarrei Wartmannsroth gehörte bis 1802 zum Hochstift Fulda und ist bis heute katholisch.

E. Sturm

Mißstände im fuldischen Feuerlöschwesen

Von Paul Schlitzer

Den Feuersbrünsten, die noch vor hundert Jahren ganze Ortsteile in Schutt und Asche legten, standen die Bewohner meist hilflos gegenüber. An einem straff organisierten Feuerlöschwesen mangelte es. Mit Feuereimern, die von Hand zu Hand gereicht wurden und die das Wasser aus Brunnen, Flüssen und Löschteichen heranzubringen, ließ sich ein Großbrand nicht wirkungsvoll bekämpfen. Da waren schon die Handspritzen ein großer Fortschritt. Sie waren im 18. Jahrhundert in manchen fuldischen Ämtern eingeführt worden. Die Residenzstadt **Fulda** hatte 1775 zwei große Feuerspritzen auf Rädern, zwei Tragspritzen, drei Handspritzen und 66 Feuereimer, wobei freilich zu beachten ist, daß in den meisten Häusern noch Eimer aus Leder vorhanden waren. Die Forderung, die Konstantin von Buttlar in seiner Verordnung vom 15. Mai 1720 gestellt hatte, war aber bei weitem nicht erfüllt¹⁾. Auch die Feuerordnung des Fürstbischofs Amand von Buseck aus dem Jahre 1756 konnte nicht mit einem Schlage die Mißstände im fuldischen Feuerlöschwesen beseitigen. Es scheint fast so, daß die Behörden in den Ämtern und Gemeinden der Feuerbekämpfung nicht den notwendigen Ernst beimaßen. Das zeigte sich vor allem auf dem Lande, wo man sich vielfach mit den unsinnigsten Methoden bei Großbränden behalf. So wird davon berichtet, daß brennende Häuser mit Misthaken niedergeworfen wurden, um ein Übergreifen des Feuers auf Nachbargelände zu verhindern.

Es gab natürlich viel Elend nach Brandkatastrophen, aber meistens bewährte sich auch der Geist der Gemeinschaft. Durch Brandkollekten wurde der völligen Verelendung gesteuert.

Im Hochstift Fulda gab es keine Brandversicherung, die den Geschädigten hätte beibringen können. Die Möglichkeit, mit auswärtigen Versicherungsunternehmen Verträge abzuschließen, wurde nicht allgemein wahrgenommen. Da war es schon ein bedeutsamer Fortschritt, daß der Oranier Wilhelm Friedrich im Jahre 1805 die Errichtung einer Brandversicherungsanstalt für das Fürstentum Fulda anordnete. Im Vorwort zu dieser Verordnung hieß es ausdrücklich, daß die Brände ganze Familien, ja Ortschaften ins tiefste Elend stürzten. Zur Sicherheit jeden Hauseigentümers und auch der Hypothekengläubiger sollte die neue Einrichtung dienen. Außerdem wollte man erreichen, daß Sammler für Brandgeschädigte nicht mehr das ganze Land durchzögen und Mißbräuche oder Betrügereien begingen. Es waren schon gute Gründe, die hier ins Feld geführt wurden, doch das Übel war damit nicht an der Wurzel gefaßt: Die Brandbekämpfung blieb nach wie vor unzulänglich.

Heinrich von Bibra hatte bereits ernsthaft die Verbesserung der Löscheinrichtungen angestrebt. In den Antworten auf eine Umfrage an sämtliche Ämter vom Jahre 1775 kamen geradezu haarsträubende Zustände ans Licht. Das Centoberamt Fulda berichtete am 8. Februar 1775, daß außer in **Welkers** und **Kerzell**,

wo man fünf lederne Eimer habe, keine besonderen Löschgerätschaften vorhanden seien²⁾. Die Leute bedienten sich bei Bränden zumeist der Scheuerleitern und der Misthaken. Es sei, so hieß es in dem Bericht, nicht tunlich, für das ganze Amt eine Feuerspritze anzuschaffen, da die Ortschaften weit auseinanderlägen und eine Spritze nicht rechtzeitig an die Brandstelle geschafft werden könne. Die kleinen hölzernen Handspritzen würden bei Bränden in den Dörfern gute Wirkung tun.

Im ganzen Amt **Geisa** gab es 1775 überhaupt keine Feuerspritze. „Sie kostet viel Geld, und die Leute sind zu arm“, berichtete der Amtmann. Mit 446 Eimern, 44 Leitern und 33 Feuerhaken könne man notdürftig die Brände bekämpfen. Auch das Amt **Hammelburg** hatte zu dieser Zeit keine Feuerspritze, dagegen 491 lederne Eimer, 23 Feuerhaken und 25 Leitern. Besser zum Feuerschutz gerüstet war hingegen das Amt **Herbststein**; in der Stadt allein hatte man 164 Eimer, acht hölzerne Handspritzen und eine große Spritze, die von vier Männern zur Brandstelle getragen wurde. Die Stadt **Hünfeld** besaß damals vier große Leitern, vier Haken und 85 lederne Eimer. Elf Handspritzen befanden sich im Rathaus und vier in der Stadt. Im Bericht an die Regierung hieß es, die Anschaffung einer großen Feuerspritze sei nicht vorrangig, da die Schuldenlast der Stadt erst getilgt werden müsse. Im Propsteigebiet **Petersberg** hatte jeder Hausbesitzer lederne Eimer, dagegen vermißte man Feuerleitern und Haken, „weilen keine Gemeinde so viel Ein-

nahme hat, woher solche angeschafft werden können, auch keinen Platz haben, wo solche vor dem Verderben zu bewahren ohnbeschädigt aufbehalten würden; im Nothfall muß jeder Bauer seine Scheunenleiter herholen“.

Amtsverweser Bernhard Rüttger in **Großenlüder** gab überhaupt keine Zahlen über die Löschgeräte bekannt, sondern machte nur den Vorschlag, daß von Hochzeitspaaren und von den als Bauern oder Hintersiedler sich niederlassenden Bewohnern Geld zur Anschaffung einer Feuer- oder mehrerer Handspritzen erhoben werden solle, weil den Leuten doch — so hieß es in dem Bericht Rüttgers — an einer guten „Feuerordnung“ gelegen sein müsse. Mit solchen fast absurd zu nennenden Mitteln versuchte man selbst von Amts wegen die Notwendigkeit eines Feuerschutzes zu umgehen, für den doch eine ganze Gemeinde aufkommen mußte.

Nachdem sich aus fast allen Berichten der Ämter erhebliche Mängel im Feuerschutz herausgestellt hatten, griff am 18. Dezember 1775 die fuldische Regierung ein. Es wurde bestimmt, daß jedes Amt eine Feuerspritze haben müsse, „wodurch den erheblichen Feuerschäden ein nachdrucksamer Einhalt auf dem blattenden Lande geschehen möge“. Der Spritzenmacher **Dübel** hatte eine Feuerspritze angefertigt, die auf einem Wagen montiert war. Mit Schlauch sollte diese Spritze 200 fl. kosten. Die fuldische Regierung ermunterte einzelne Ämter, darunter auch **Großenlüder**, den Anfang mit Anschaffung der neuen Spritze zu machen. Die Kosten seien nach Kontributionsfuß zu erheben, auch die kontributionsfreien Häuser seien in diese Abgabe einzubeziehen, da sie bei Bränden den gleichen Vorteil von der Feuerspritze hätten. Heinrich von Bibra bestätigte am 28. Dezember 1775 ausdrücklich die Anordnung der Regierung.

Es wurde nun etwas besser auf dem Gebiete des Feuerschutzes, aber er entsprach noch lange nicht den Anforderungen, die hätten gestellt werden müssen. Im September 1776 waren acht Spritzen an Orte geliefert worden, die einen großen Mangel an geeigneten Geräten hatten. **Großenlüder** gehörte dazu und auch **Salzschlirf**. Die Stadt **Hünfeld** schaffte sich 1779 für 400 fl. eine fahrende Feuerspritze an.

Insgesamt vollzog sich die Verbesserung des Feuerlöschwesens nur sehr schleppend; man scheute die Anschaffungskosten. Die allgemeine Interesslosigkeit für die Belange des Feuerlöschwesens war für die Ämter und Gemeinden ein Hemmschuh. Es bleibt für uns unverständlich, daß im 18. Jahrhundert nicht mehr getan wurde, obwohl die vielen Brandkatastrophen eigentlich dazu aufforderten. Was sich zwischen 1775 und 1803 getan hatte, erfahren wir aus

Alter Ziehbrunnen



Nur noch selten sieht man im **Fuldaer** und **Hünfelder** Land das Gehäuse eines alten Ziehbrunnens. Unser Bild zeigt ein solches Gehäuse bei der **Faustmühle** an der Straße von **Eiterfeld** nach **Körnbach**. Foto: E. Sturm

1) Johannes Fleischer: Feuerschutzvorschriften im alten Fulda. Buchenblätter 1934, und „Aus der Entstehungsgeschichte der Fuldaer Feuerwehr“, Buchenblätter 1935.

2) Staatsarchiv Marburg, Bestand 98 d, XLIX/1.

den Berichten der Ämter, wozu sie von der oranischen Regierung aufgefordert worden waren.

Im Amt Geisa gab es 1803 zwei „ganz gut brauchbare“ Feuerspritzen, die je zur Hälfte von der Stadt und den Amtsortschaften angeschafft worden waren. Feuerhaken und Leitern hatten alle Ortschaften. Im Amt **Johannesberg** waren keine Spritzen vorhanden. Eine Anschaffung hielt man nicht für nötig, da im Notfall die Spritzen aus der Stadt Fulda zur Verfügung stünden. Im Amt **Blankenau** war ebenfalls keine Feuerspritze vorhanden. Es wurde in dem Bericht betont, daß sich die Einwohner erst zu einer Anschaffung verstehen würden, wenn die herrschaftlichen Gebäude dazu beitrügen. In **Hainzell** gab es nicht einmal Feuerhaken und Feuerleitern. „Die Hainzeller Nachbarn hegen den lächerlichen Gedanken, daß sie solcher gar nicht bedürftigen, da es in ihrem Dorfe bei Menschen Gedenken nicht gebrannt habe“. Feuerspritzen gab es allerdings in **Großenlöder** und **Herbstein**, die zur Brandbekämpfung im Amt Blankenau eingesetzt wurden. In **Salmünster** hatte man 1803 eine unbrauchbare Feuerspritze, dagegen waren im Orte 60 Feuereimer, Feuerleitern und -haken vorhanden. „Die Einwohner des Amtes Salmünster sollen auch sehr gut im Feuer seyn. Indessen fehlt ihnen hierbei einer bestimmte Ordnung, wonach jedem sein Platz zugewiesen seyn muß, welchen er bei dem Brand einzunehmen hat“, heißt es im Bericht des Amtmanns. Hier war ein Thema angesprochen, das dann später die Feuerwehren verwirklichen sollten.

Neuhof meldete 1803, daß eine gute Feuer-

spritze vorhanden sei, die im Schloß aufbewahrt werde. Der Schmied Peter Bolz fungierte als ständiger Aufseher. Aus der Amtskostenrechnung würden ihm jährlich 2 fl. ausgezahlt. Er müsse bei jedem Brand unentgeltlich die Spritze und ihre Mannschaft dirigieren. Zehn Nachbarn aus Neustadt waren dazu bestimmt, bei Ausbruch eines Brandes sofort bei der Spritze zu erscheinen. Der Posthalter war verpflichtet, die Spritze zu bespannen, was ihm von der Fronfuhr abgezogen wurde. Neuhof war zu dieser Zeit geradezu vorbildlich mit Einrichtungen zur Brandbekämpfung versehen. Stolz meldete der Amtmann, daß es in sämtlichen Ortschaften Feuerhaken und -leitern gebe, außerdem habe jeder Untertan einen ledernen Eimer.

Aus den Berichten an die Regierung geht hervor, daß es 1803 noch **strohgedeckte Häuser** in der Rhön und im Vogelsberg gab, freilich nur vereinzelt. Es wurde bestimmt, daß alle Dächer mit Ziegeln bedeckt werden müßten. Bei Nichtbefolgung wurde mit Strafe gedroht.

Das alles sind nur einzelne Fakten in der Entwicklung des Feuerlöschwesens im Fuldaer Raum. 1864 wurde in der Stadt Fulda eine **Freiwillige Feuerwehr** organisiert. 1887 die **Pflichtfeuerwehr** eingeführt. 1904 wurde die aktive Feuerwehr ins Leben gerufen. Auf dem Lande behalf man sich länger mit den alten unzulänglichen Einrichtungen. Die Kreisbehörde drang auf eine straffere, stets einsatzfähige Organisation in der Brandbekämpfung. So entstanden vor dem ersten Weltkrieg die freiwilligen Feuerwehren, die in den letzten Jahrzehnten Hervorragendes geleistet haben.

Mit Schneeschuhen in die Küche

Landbriefträger waren die ersten Skiläufer in der Rhön / Von Eugen Detig

Bei rechtem Winterwetter eilen heute die Skifans aus allen Teilen des Landes zu den Skipisten in der Rhön, um auf ihren vielgeliebten Brettern zu Tal zu wedeln. In den Anfangsjahren vor rund 80 Jahren benutzten die ersten Schneeschuhläufer im heimischen Raum ihre Bretter weniger zu Slalom und pfeilschnellen Abfahrten als vielmehr zur Erleichterung der Fortbewegung im oft knietiefen Schnee. Insbesondere Landbriefträger waren die ersten Besitzer von „Schneeschuhen“, wie sie damals entsprechend ihrem Verwendungszweck genannt wurden. 1894 erhielt jedes größere Postamt ein Paar Schneeschuhe zur Probe. Die Fuldaer Zeitung berichtete am 21. 12. des gleichen Jahres: „Auch von seiten des Fuldaer Postamtes wurden vor einigen Tagen Versuche im Schneeschuhlaufen angestellt, welche jedoch, da es an einer praktischen Anleitung fehlte, noch kein Resultat ergaben.“ Dagegen wurde in **Poppenhausen** bereits die Postzustellung auf Skiern mit Erfolg praktiziert.

Von einem Erlebnis eines Rhöner Briefträgers berichtete ebenfalls die Fuldaer Zeitung in einer ihrer Ausgaben des Jahres 1894: „Da er glaubte, die Kunst des Schneelaufens vollends zu beherrschen, aber die Tücken der neuen Fortbewegungsmaschine noch nicht kannte, überließ er sich eines Tages, von einer Anhöhe dienstbeflissen einem Hofe zueilend, im freudigen Gefühl seiner bereits erlangten Geschicklichkeit dem wilden Spiel des Skis. Mit der Schnelligkeit eines Courirzuges sauste er, ohne die Bremsstöcke an-

wenden zu können, durch die lose angelehnte Hinterthür des Hauses in die Küche, wo er auf eine nicht ganz liebenswürdige Weise empfangen wurde, wobei sogar der Rührlöffel eine gewisse Rolle gespielt haben soll. Für alle Schneeschuhläufer ergibt sich aus dem angeführten Erlebnis die Lehre, ihren Schneerössern die Zügel nicht schießen zu lassen, um nicht eine solche unangenehme Begegnung herbeizuführen.“

Um 1900: Landbriefträger Damian Niebling, Poppenhausen, mit Schneeschuhen auf Postzustelldienst. Über die damals noch unbebauten Lüttertalwiesen macht sich der Postbote, den Brieffransen umgehängt, auf in Richtung Ebersberg. Im Hintergrund das Wahrzeichen Poppenhausens, die Pfarrkirche St. Georg.



Musikalische Chronik der Stadt Fulda

Von Paul Rübsam

Vorwort zur Zeittafel

Fulda besitzt bis heute noch keine umfassende Gesamtdarstellung seiner Musikgeschichte. Dabei wissen wir aus der karolingischen Zeit, wie sehr im alten Kloster des Buchenlandes die Künste gepflegt wurden, vor allem der gregorianische Choral. Fulda war nicht nur eine Mal-, sondern auch als Singschule der Benediktiner nördlich der Alpen bekannt.

Die vorliegende Zeittafel gibt dem Interessierten die Möglichkeit, Quellen zur Beschäftigung mit Einzelfragen aufzuspüren, um später eine umfassende Darstellung zur Chronik der Musik in Fulda zu geben.

744—1300 Zeitalter der Gregorianik

744 Gründung des Benediktinerklosters Fulda durch Sturmius. Zwei Mönche werden von ihm zum Stammkloster Monte Cassino/Neapel beordert. Dort erleben sie die ersten Eindrücke zum Studium des gregorianischen Chorals.

747 Sturmius reist selbst zum Stammkloster im Interesse der Gregorianik.

779 Tod des Abtes Sturm, der den Grundstein zur Gesangsschule in Fulda legt.

680—754 Bonifatius erweist sich als Hüter der Gregorianik.

768—814 Karl der Große unterstützt die kirchenmusikalischen Bestrebungen des Apostels der Deutschen. Fulda macht er 774 zum Reichskloster. Der Kaiser besucht selbst die Klosterschule. Er läßt sich die Heldenlieder der Germanen vorsingen und unterstützt tatkräftig die Bestrebungen im Choralgesang, nicht nur im Ost-, sondern auch im Westfränkischen Reich.

Das Kloster Fulda steht unter dem Einfluß angelsächsischer Mönche. Es wird zum Mittelpunkt des Abendlandes in der Niederschrift alt-hochdeutscher Dichtungen, die später vertont werden (Hildebrandslied, Heliand, Wessobrunner Gebet, Merseburger Zaubersprüche).

Bonifatius stellt Richtlinien für die Pflege des römischen Kirchengesanges auf.

756 Tod des hl. Bonifatius.

784—842 Rabanus Maurus, Abt des Klosters Fulda (822—842), schreibt „Institutione clericorum“ (lat. Fassung) über die Kirchenmusik seiner Zeit. Rabanus Maurus schreibt Hymnen nach Melodien der Mailändischen Kirche. Weltberühmt: „Veni creator spiritus“ (Komm, Schöpfer Geist).

860 Otfried von Weissenburg übersetzt lateinische Kirchenlieder gegen den Willen der Geistlichkeit ins Deutsche.

808—849 Walafrid Strabo, Schüler von Rabanus Maurus in der Zeit von 826 bis 829, später Abt der Reichenau/Bodensee, berichtet über die erste Mehrstimmigkeit und über die instrumentale Begleitung der kirchlichen Gesänge, ebenso über den Gebrauch der Orgel im Gottesdienst.

865† Mönch Johannes von Fulda komponiert die ersten Kirchengesänge im Buchenlande. Er ist ebenfalls ein Schüler von Rabanus Maurus.

Die Schüler des Rabanus Maurus verbreiten die 16 Hymnen für die Festtage des Kirchenjahres im Ost- und Westfränkischen Reich. Ältester Weihnachtshymnus „Gratuletur omnis caro“ (Alles Fleisch soll triumphieren) stammt von Rabanus Maurus. Die Melodie, vermutlich aus Reims, ist erstmalig im 9. Jahrhundert in der „Bamberger Enchiriadis“ aufgezeichnet. Der Weihnachtshymnus ist zugleich erste Quelle für die Mehrstimmigkeit. Oktav, Quinte und Quarte werden als Zusammenklänge angesehen.

Die Entwicklung zur klassischen Vokalpolyphonie (1300—1550)

1440—1506 Adam von Fulda wird in der Musikgeschichte der I. Niederländischen Schule zugeordnet. Er ist Komponist und Musikschriftsteller, Anhänger Martin Luthers, stirbt in Wittenberg.

16 Kompositionen sind von ihm bekannt. (Kirchenmusikalisches Jahrbuch von Riemann 1902.) Seine Motette „O vera lux et gloria“ ist im Mittelalter weit verbreitet. Die Hymnen des Rabanus Maurus benutzt er als cantus firmus im Tenor des vierstimmigen Satzes. Beispiel „Veni creator spiritus“ (Sammlung: Mösel Verlag).

Dissertation von Wilh. Ehmann, Kirchenmusikdirektor in Herford, über „Adam von Fulda“.

Adam von Fulda gilt auch als Verfasser eines musiktheoretischen Traktats, lebte um 1490 an einem süddeutschen Fürstenhof. In Passau, Würzburg und Augsburg sind Spuren seines Wirkens festzustellen. Mit der Kunst der Kontrapunktik ist er im vokalen und instrumentalen Bereich wohlvertraut.

Gediegene, in der Mehrzahl Hymnen oder Antiphonmelodien Adams sind in der Berliner und Leipziger Bibliothek (Jahrbuch 1897) zu finden.

Musik des Mittelalters

Kostbarkeiten der Landesbibliothek zu Fulda (gegr. 1778) sind musikalische Handschriften aus den Restbeständen der Fuldaer Klosterbibliothek.

Fulda spielt in der Entwicklung der Notenschrift eine bedeutende Rolle, denn der Abt des Klosters wird 956 Primas aller Benediktineräbte in Germanien und Gallien.

Die Mönche von Fulda haben eine große Verantwortung in der Fixierung der Gradualien, Antiphonen, Responsorien und Hymnen.

Ältestes Beispiel aus ambrosianischer Zeit sind die „Lamentationen des Jeremias“, bestehend aus Lektionen der Karwoche, teils in Neumenschrift mit Verwendung hebräischer Zählbuchstaben. (Handschrift Aa, fof. 67.)

Georg Witzel (Reformkatholik) 1501 Der Dialog bei Georg Witzel; Dissertation: Dr. Paul Ludwig Sauer, Fulda. Die liturgischen Bestrebungen des Georg Witzel; von Prof. Dr. Ludwig Pralle, Fulda.

Wohnung in Fulda. 1540—1554 1524 vom Priesterstand entbunden, wurde 1525 ev. Pfarrer in Niemeck/Wittenberg.

Erste Ausgabe eines kath. Gesangbuches in deutscher Sprache. Sein bekanntestes Lied: „Da Jesus an dem Kreuze stand“.

Georg Witzel wirkt beim Herzog von Sachsen in Dresden. Seine einigenden Schriften werden dort verboten. Rückkehr nach Fulda und Aussöhnung mit dem Fürstbistum von Henneberg.

G. Witzel stirbt als Domprediger in Mainz. Joh. Seb. Bach benutzt seine Passionsweise in einem Orgelchoralvorspiel.

Johann Kymeus, ursprünglich Franziskaner, geboren in Fulda, stirbt 1552 als Superintendent in Kassel, bekannt als Kirchenlieddichter „Klagelied von Adams Fall“.

Athanasius Kircher, Univer- 1602—1680 salgelehrter des 17. Jahrhunderts. Bedeutendstes Werk: Akustik; Musurgia universalis (Buchenblätter 1967). Wertvollster Teil: Instrumentenkunde — Vorliebe für altgriechische Musik, entdeckt die Melodie zur ersten pythischen Ode von Pindar.

Kirchers Musikanschauung ist in einer Schrift „Musica poetica“ niedergelegt.

A. Kircher ist aus dem Jesuitenkolleg 1571 in Fulda, das unter Fürstbist Balthasar von Dernbach seine Blütezeit erlebt, hervorgegangen.

Jesuitenpater Friedrich von Spee 1612 kommt nach Fulda. Er gibt 1649 seine „Trutznachtigall“ heraus. Sein Liederbuch wird von beiden christlichen Konfessionen benutzt. Es wird vermutet, daß er auch die schönen Melodien geschaffen hat.

Das Generalbaßzeitalter

Aus dem Generalbaßzeitalter des 1682—1750 16. und 17. Jahrhunderts ist Valentin Rathgeber (aus dem Rhöndorf Oberelsbach) zu nennen, dessen F-Dur-Messe mit Instrumentalbegleitung des fürstbischlichen Hoforchesters im Dom zu Fulda aufgeführt wird. (Notenmaterial in der Bibliothek des Priesterseminars.)

Im Benediktinerkloster wird die 1747—1789 Musik besonders gepflegt. Chordirektor ist Fructuosus Roeder.

Als Komponist wird der Benediktiner August Erthel genannt. Er gilt als Verfasser des Gesangbuches „Der singende Christ“, das von Heinrich von Bibra 1778 1778 herausgegeben wird.

Als Professor der Musik an der 1745—1822 Adolphinischen Universität in Fulda ist der Benediktinerpater Odo Staab zu nennen. Von seinen Kompositionen sind in der Landesbibliothek eine Kan-

Musikalische Chronik Fuldas

(Schluß von der vorhergehenden Seite)

tate „Der Triumph“ und eine Messe in C-Dur vorhanden. Ferner schreibt er die Passionskantate „Tod Jesu“. Als Musiktheoretiker verfaßt er eine Schrift über den Generalbaß. Udo Staab ist der Sohn 1779 des I. Konzertmeisters Caspar S t a a b der fürstäbtl. Hofkapelle. 1704—1776

Als Stadtkantoren sind zu nennen: 1738—1812 Balthasar Z a h n und seine Söhne Johann Adam und Sebastian.

Bedeutender Klarinettist des Hoforchesters ist Andreas H e n k e l, 1739—1825 Vater des bekannten Michael 1780—1851 Henkel.

1802 Mit der Säkularisation (Pariser Vertrag) endet die 1000jährige Herrschaft der Fuldaer Äbte. Die Klosterarchive werden durch die staatliche Übernahme teils vernichtet.

Unter op. 3 sind neun Messen von Valentin Rathgeber im Jahre 1725 dem Fuldaer Abt Constantin von Buttlar gewidmet. Die Verbundenheit mit Fulda wird damit dokumentiert.

Mutige Jungbauern im Fuldaer Land

Sie organisierten in der Nazizeit (1938) einen Schulstreik an der Landwirtschaftsschule

Von Anton Heller, Hilders

In Hessen herrscht seit geraumer Zeit ein heftiger Kampf um die „Rahmenrichtlinien“ für die Grund- und Hauptschulen, weil der Kultusminister nicht von seiner parteiideologisch geprägten Beeinflussung der Schulkinder abgehen will, sich aber die Eltern, denen nach der Hessischen Verfassung das Erstrecht auf Erziehung zusteht, gegen doktrinaire, die Eltern verunglimpfende und herabsetzende Parolen für ihre Kinder wehren. Die „Partei“ sucht die Eltern einzuschüchtern, sie als „rückständig“ madig zu machen und erklärt die Mitgliedschaft zu der Elternvereinigung als parteiausschließend.

Da darf vielleicht ein Ereignis, zugleich als geschichtlicher Beitrag zur Geschichte des Fuldaer Landes, geschildert werden, das bis jetzt öffentlich nicht bekannt ist, dessen Hauptzeuge ich aber auf Grund meiner damaligen Dienststellung an der Landwirtschaftsschule und Wirtschaftsberatungsstelle Fulda, insbesondere aber als Schriftgutverwalter war:

In den letzten Februartagen des Jahres 1938 traten bis auf ganz wenige Ausnahmen die 57 Schüler der Oberstufe und ein großer Teil der 49 Schüler der Unterstufe der Landwirtschaftsschule Fulda in einen Schulstreik, weil sie sich die Aufoktroierung von Gedankengut eines Lehrers nicht gefallen ließen.

Der Schulleiter, Landwirtschaftsrat Herbert Krüger, war kurz vorher mehrfach erkrankt gewesen und wurde, als er gerade wieder seine Tätigkeit aufnehmen wollte, von diesem Ereignis überrascht und war fassungslos.

Kreisleiter Ehser war wütend, daß dies in seinem Bereich geschehen konnte, sprach von Auflösung der Schule, Deportierung der Landjugend usw. Den Schülern, vor allem zwei aus der Oberklasse und einem aus der Unterklasse, in Orten nahe bei Fulda wohnhaft, wurde angelastet, daß sie den Streik planmäßig vorbereitet, mit Meldern und Beobachtungsposten geleitet und durchgeführt hätten.

In einem Gespräch mit dem damaligen Kreisbauernführer Feuerborn setzte es Direktor Krüger durch, daß in einer gemeinsamen Versammlung mit den Schülereltern und den Schülern die Vorgänge aufzuklären seien; Feuerborn stimmte zu, so daß unverzüglich die Einladung an die Eltern erging.

Am nächsten Tag nutzte ich, der ich ja auch von der Sache noch keine Ahnung hatte, die Rückfahrt nach dienstlicher Beratungsarbeit im Bereich „Hohe Rhön“ aus, zu nächstlicher Stunde einen Vater eines der „Hauptträdelsführer“ aufzusuchen. Er war sehr besorgt, auch um die Zukunft seines eigenen Hofes, denn es lief bereits im Kreis Fulda ein Verfahren zur „Abmeierung“ des Besitzers eines großen Hofes wegen „Bauernunfähigkeit“, in das nach damaligem Brauch auch die gesamte Familie und die Hofsbesitzer eingeschlossen werden sollten. (In einem etwa zehnteiligen Gutachten von LR Krüger, von mir getippt, wurde dieser Plan zu einer Hofenteignung zunichte gemacht!) Von dem herbeigerufenen Sohn, der zunächst sehr zurückhaltend wirkte und sich auch dem Vater gegenüber noch nicht richtig ausgesprochen hatte, erfuhr ich dann die Einzelheiten. Danach bat ich den Vater dringend, bei der für den nächsten Tag angesetzten Versammlung als Sprecher der Eltern zu fungieren, was er nur zögernd („Es wird ja doch zwecklos sein!“) zusagte.

Am nächsten Tag war nun die „große Gerichtssitzung“ im Saal des Bürgervereins Fulda (später Europahaus, dann Amerikahaus, heute steht da das Kaufhaus Kerber). Der Saal war mit den Schülern und den Vätern von Dietgeshof-Tann, Wüstensachsen, Gersfeld-Sandberg über Kauppen-Hauswurz bis Reinhardt und all den

dazwischenliegenden Ortschaften des Landkreises Fulda gefüllt.

Auf dem Weg zu dieser Versammlung, zu der ich als Protokollführer bestimmt worden war, äußerte LR Krüger noch seine Besorgnis über Verlauf und Folgen, worauf ich ihm sagte, daß es wahrscheinlich eine Überraschung geben werde.

NSDAP-Kreisleiter Ehser eröffnete die Sitzung, sprach von „Schande“ im Kreis Fulda, die er strengstens ahnden würde, und übertrug dann „Kreisbauernführer“ Feuerborn die Verhandlung, die dieser, das muß gesagt werden, ruhig und sachlich ermöglichte.

Es meldete sich der Vater des „Anstifters“: „Zu den auch von uns nicht gebilligten Vorkommnissen müssen doch auch die Schüler gehört werden, wie es dazu kommen konnte. Also los, Junge, sage es vollständig und frei heraus, was sich vorher ereignet hat!“

„Weil der Direktor Krüger erkrankt war, wurde der Unterricht im Fach ‚Deutsches Bauerntum‘ von Hilfslehrer ... erteilt. Dieser hat dann gesagt, daß nach jetziger Anschauung ein Bauer ein Mädchen nicht heiraten dürfe, wenn er nicht genau wüßte, daß er von ihr auch gesunde Kinder bekommen würde. Deshalb müßten wir dies vorher ausprobieren.“ (Zwischenrufe empörter Väter: „Hört, hört!“) „Dem habe ich als Klassensprecher widersprochen, weil es unmoralisch und entehrend für die Mädchen sei. Der Lehrer beharrte aber auf seiner These, und so habe ich ihn gefragt, ob er denn bei seiner Frau auch so verfahren sei. Er hat dies bejaht, worauf ihm aus der Klasse ‚Pfui!‘ und Gelächter entgegenschallte. Als Klassensprecher habe ich dann vom stellvertretenden Schulleiter verlangt, daß Lehrer ... den Unterricht ‚Deutsches Bauerntum‘ nicht mehr geben dürfe. Dies hat er strikt abgelehnt und von ‚Disziplinlosigkeit‘ und ähnlichen Dingen gesprochen. Darauf habe ich ihm gesagt, daß wir dann eben diesen Teil des Unterrichts nicht mehr mitmachen würden. Da hat er mir mit ‚Hinausschmiß‘ gedroht, und so hat sich dann die ganze Geschichte entwickelt.“

Der Vater: „Herr Kreisbauernführer Feuerborn, lassen Sie bitte feststellen, ob mein Sohn hier uneingeschränkt die Wahrheit gesagt hat!“ – Feuerborn tat dies durch Befragung der beiden Lehrer, und diese mußten die Aussage bestätigen.

Feuerborn zu dem Schüler: „Warum haben Sie die Sache nicht dem Schuldirektor unterbreitet?“

„Der war ja krank und nicht da!“

„Und warum nicht mit mir als Kreisbauernführer?“

„Da hatte ich nach dem Vorhergegangenen kein Vertrauen mehr!“

Der Vater: „Ich selbst habe vor 38 Jahren die Landwirtschaftsschule besucht, ebenso meine älteren Söhne. Wir wollten tüchtige Bauern und Landwirte werden, wozu uns die Schule mit dem Unterricht und der Beratung half. So konnten wir auch jetzt in der ‚Erzeugungsschlacht‘ zur Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes gerade im Kreis Fulda überdurchschnittliche Leistungen gegenüber Kurhessen erbringen. Im gleichen Sinne erstreben wir die Ausbildung unserer Kinder und wollen weiterhin mit der Landwirtschaftsschule zusammenarbeiten. Unmoral ist bis jetzt an der Landwirtschaftsschule Fulda in den 47 Jahren ihres Bestehens noch nicht gelehrt worden. Dies lehnen wir als gesetzliche Vertreter unserer Kinder auch für die Zukunft ab und stellen uns, nachdem wir jetzt alles wissen, voll hinter sie, auch wenn sie in der Durchführung des Streiks, der sich ja nicht gegen die Schule, sondern gegen eine verkehrte Lehranschauung richtete, jugendlich übereilt gehandelt haben. Hierfür allein mögen sie disziplinarisch belangt werden. – Oder meinen Sie, Herr Kreisbauernführer, daß ein solcher ‚Unterricht‘ im Sinne unseres verehrten Führers ist?“

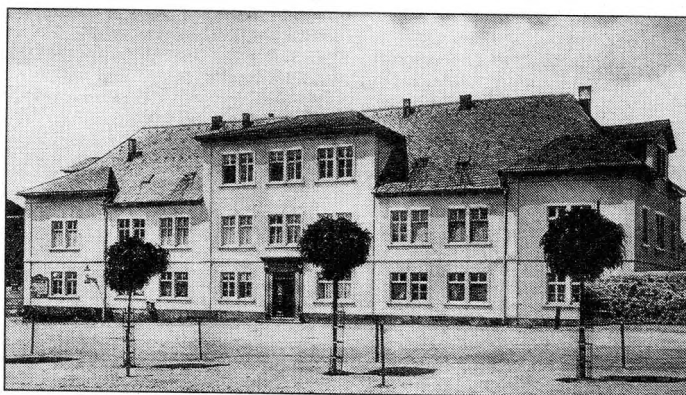
Feuerborn verneinte diese Frage. Kreisleiter Ehser, dem die „Schau“ gestohlen worden war, meinte kurz zu Feuerborn und Krüger: „Na, das Weitere können Sie ja erledigen, habe sonst noch zu tun“, und verließ den Saal.

Es wurde zwischen Feuerborn, Krüger und den Vätern vereinbart, daß die an dem Streik drei Hauptschuldigen „disziplinarisch“ nicht mehr am Unterricht teilnehmen dürften, daß aber der Unterricht sofort voll wiederaufgenommen würde. Der Aktenvermerk sei so zu halten, daß es sich um gegenseitige „Mißverständnisse“ gehandelt habe; an die Landesbauernschaft Kurhessen in Kassel sei überhaupt keine Meldung zu machen (disziplinarische Vorgesetzte über Landwirtschaftsschule und Kreisbauernschaft). Bericht an die Presse müsse in jedem Fall unterbleiben.

„Na hast Du eben Angst gehabt?“

I) Ein Winfriedschüler erinnert sich an seine Lehrer vor 50 und mehr Jahren / Von Dr. Paul Görlich

Im März 2003 sind fünfzig Jahre vergangen, seit wir an der Aufbauschule zu Fulda unser Abitur ablegten. Gern denkt ein Siebzjähriger an die Schulzeit zurück, die er dort verbringen durfte, erinnert sich an die Lehrer, die ihn ertragen mussten und er sie – und von denen einige wahre Originale waren, die in unserer Erinnerung weiterleben werden, auch wenn sie schon lange aus dieser Welt geschieden sind. Von ihnen soll hier die Rede sein.



Die 1868 am Heinrich-von-Bibra-Platz errichtete Oberrealschule war nach 1945 Domizil der Winfriedschule. An ihrer Stelle entstand später das Fuldaer Hallenbad. Foto: Archiv Bu

Schwieriger Anfang

Der Zweite Weltkrieg hatte in Deutschland Veränderungen geschaffen, wie sie niemand für möglich gehalten hätte. Ein besiegt Land, vom Feind besetzt, von Trümmern übersät, durch den Willen der Sieger amputiert, sollte Massen von deutschen Aussiedlern aufnehmen, wobei Städter aufs Land, Landbewohner in die Städte, Katholiken in protestantisches Gebiet und umgekehrt „umgesiedelt“ wurden.

Lehrer aus den verschiedensten Gegenden des ehemaligen Deutschen Reiches und Schüler aus den unterschiedlichsten Landstrichen schickten sich an, ohne Bücher, ohne Hefte, ohne Schreibmaterial, in kaum heizbaren beziehungsweise beheizten Klassenzimmern in verschiedenen Gebäuden so etwas wie Bildung zu vermitteln beziehungsweise zu konsumieren.

Die Aufbauschule war damals in verschiedenen Gebäuden untergebracht, so im alten Domgymnasium und in der Bibraschule gegenüber. Direktor war damals der spätere Professor Dr. Ernst Wenz, ein gütiger, freundlicher Herr mit Fliege, dem so ganz die steife Art anderer Schulleiter abging, was ihn fraglos sympathisch machte und auszeichnete.

Das Lehrerkollegium war so bunt zusammengewürfelt wie die Schülerschaft, damals ausschließlich Jungen. Da waren unter anderem heimatvertriebene Lehrer aus dem Sudetenland, aus Schlesien und den anderen Ostgebieten, die an der Winfriedschule – nach schwerer Ar-

beit in der Landwirtschaft, in der Forstwirtschaft oder sonstwo – ihre erste bescheidene Anstellung erhielten.

Die Schüler kamen aus Fulda und dem unmittelbaren Umland, aber auch aus der Rhön, den Kreisen Hünfeld, Lauterbach und Schlüchtern. Andere stammten aus weiter entfernten Gegenden und waren im Konvikt untergebracht. Die Fahrschüler mussten täglich stundenlang mit der Bahn oder dem Bus fahren, um zur Schule zu gelangen. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen – so fuhren nur wenige und daher total überfüllte Züge – mussten die Fahrschüler schon gewaltige Strapazen auf sich nehmen, zumal ja bei manchen Schülern noch ein Kilometer langer Fußmarsch morgens und mittags und bei jedem Wetter hinzukam.

Wie eingangs schon angedeutet, herrschte an Schreibmaterial totaler Mangel, von Schulbüchern ganz zu schweigen. In den Geschäften leere Schaufenster, zum Teil mit Brettern vernagelt, da die Scheiben geborsten waren und noch kein Ersatz beschafft werden konnte, symbolisierten die trostlose Lage. Wenn einmal Bleistifte, Tinte, ein Kasten Wasserfarben in einem Fachgeschäft ausgemacht werden konnte, dann waren diese begehrten Artikel nur mit der Ersatzwährung – Speck, Butter, Ami-Zigaretten und dergleichen zu ergattern. Tinte gab es übrigens nur, wenn ein Tintenfass mitgebracht werden konnte, denn sie

wurde nur aus größeren Flaschen abgegeben. Bleistifte wurden bis zum absolut letzten Spitzchen in allen erdenklichen Formen von „Verlängerungsprothesen“ genutzt, wobei das Spitzchen einer Zelebration glich.

Da man auch nicht an Schreibhefte herankam – für Klassenarbeiten in den Hauptfächern wurden, von der Schule kontingentiert, welche zum sparsamsten Gebrauch beschafft –, wurden Zeitungsblätter beschrieben. Aber Zeitungen waren ja auch Mangelware: Eine Zeitung erschien nur dreimal pro Woche und morgendliches Anstellen bei jedem Wetter an der Geschäftsstelle der „Fuldaer Zeitung“ am Peterstor war vor der Währungsreform (20. Juni 1948) gang und gäbe. Damals wurde hier die „Volkszeitung“ von Heinrich Kierzek gedruckt, ehe die „FZ“ wiedererstehen konnte. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich im Biologieunterricht bei Frau Hendus ein Schneeglöckchen mit grüner Tinte auf einen Zeitungsrand zeichnete, das infolge der schlechten Papierqualität zu einem gewaltigen Flussdelta entartete.

Im Winter mussten die Klassenräume ja beheizt werden – welch ein Dilemma! Da man 1946 von einer funktionierenden Zentralheizung noch weit entfernt war, befanden sich in den Klassenzimmern so genannte Kannonenöfen, deren Ofenrohre durch ein Loch im Fenster ins Freie geleitet wurden. Da wir Fahrschüler schon sehr

früh in Fulda waren, mussten wir auf Geheiß, besser „auf Befehl“ des Hausmeisters das Brennmaterial in die Klassenzimmer schleppen helfen – feuchtes Anmachholz und Braunkohlenbriketts, auch mal Steinkohle. Dass man mit feuchtem Holz kein Feuer anmachen kann, weiß jeder. Die Folge war eine starke Rauchentwicklung in der ersten Schulstunde, kalte Räume und erst in der zweiten Hälfte des Vormittags konnte man von einem einigermaßen warmen Klassenzimmer sprechen. Der Hausmeister ging mit uns Schülern äußerst autoritär um, was wir beim Schulleiter Dr. Wenz so wohlthuend vermissten – und manchmal gab es rüde Beschimpfungen und sogar Schläge.

Im Domgymnasium waren wir nicht unbedingt willkommen. Gäste, was verständlich war, da diese Schule ihre Räume gerne allein genutzt hätte. Eine kleine Episode aus jener Zeit ist vielleicht erwähnenswert. Unsere Klasse hielt sich vor Unterrichtsbeginn im Flur des ersten Obergeschosses vor dem Chemie-/Physiksaal auf und war ziemlich laut. Da sah ich plötzlich die imposante Erscheinung des Direktors des Domgymnasiums, Professor Dr. Ranft, vom zweiten Obergeschoss herunter kommen und rief meinen Klassenkameraden zu: „Achtung, die Eminenz kommt!“ Das muss der Direx gehört haben und fragte nun in die Schülerrunde kurz und im Ton des prüfenden Hausherrn: „Wer war das?“ Kleinfant meldete ich mich und war bass erstaunt und erleichtert zugleich, als er murmelte: „Recht, mein Sohn!“ Autorität hat eben vielfältige Ausdrucksformen! Und Professor Ranft – er lehrte noch zusätzlich an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Fulda und hatte den zweifachen Doktor – war ohne Frage eine beeindruckende Persönlichkeit, die dem Domgymnasium den unverkennbaren Stempel aufdrückte.

- Fortsetzung folgt -

Redaktion:
Heribert Kramm,
Telefon (06 61) 7 56 59

„Na hast Du eben Angst gehabt?“ (27.9.2006)

II) Ein Winfriedschüler erinnert sich an seine Lehrer / Von Dr. Paul Görlich

Bei Konietzny

Ich erinnere mich noch genau an das erste Zusammentreffen mit ihm im Schuljahr 1946/47 in unserem Klassenraum in der Bibraschule. Konietzny hatte bei den Schülern den Spitznamen „Koks“, wurde auch liebevoll „Graf Koks von der Rennbahn“ genannt und zwar wohl deshalb, weil er immer gemächlichen Schrittes zur Schule kam, die Hose wie eine „Hochwasserhose“ trug, nie ohne seine obligatorische Weste zu sehen war, auf der die Kette seiner Taschenuhr im weiten Bogen herunterhing und in der linken Westentasche verschwand. Diese Uhr hatte eine eminent wichtige pädagogische Funktion, wie wir noch sehen werden. Stand er vor der Klasse, dann dies immer etwas breitbeinig, das rechte Bein dabei heftig schlenkernd, beide Hände zur Faust geballt, auf seiner mächtigen und dunkelroten Nase eine dunkle Hornbrille, deren Bügel nur mit wenigen Millimetern an den Ohren gehalten wurden – ein seiltänzerischer Akt, den eben nur der „Koks“ beherrschte. Sein Haupt zierte nur noch schütteres Haar, sein grimmiger Gesichtsausdruck hat wohl nur selten einem Lachen Platz gemacht – so präsentierte sich unser Geschichtslehrer. Auf dem Stundenplan stand als erste Stunde Geschichte. Bang fragten wir uns, was wir wohl zu erwarten haben werden. Nach dem Läuten betrat Konietzny mit festem Schritt das Klassenzimmer, pflanzte sich mit geballten Fäusten wie oben angedeutet vor uns auf, musterte uns und sagte: „Grüß Gott, setzt euch!“ Absolute Ruhe während des Unterrichts war ihm sehr wichtig, und er schritt sofort ein, wenn etwa geschwätzt oder gelacht wurde. Hatte er einen Schüler beim Schwätzen ertappt, schrie er ihn sogleich laut an: „Schnauze halten, sag' ich!“, wobei er „sag“ kurz wie „sack“ aussprach. Da passierte es einmal im Winter in der Bibraschule, dass zu Beginn der Unterrichtsstunde noch einmal der Pausengong ertönte,

aber sogleich wieder verstummte. Darauf fragte Konietzny gereizt in die Klasse: „Wer benimmt sich denn da wie ein Rind?“ Wir mussten natürlich über einen solchen Vergleich laut lachen. Aber Konietzny reagierte sofort. Er ging von Schüler zu Schüler, riss ihn am Ohr, wobei er Schmähungen ausstieß, etwa: „du Rüpel, ich schmeiß dich raus!“ Nach etwa vier bis fünf Schülern ermüdete seine pädagogische Aktivität, und er ließ von uns ab. Als wir in der Folgezeit von unserem Schulgebäude am Heinrich-von-Bibra-Platz noch immer zum Physik-beziehungsweise Chemieunterricht in das Domgymnasium gehen mussten, ließen wir uns auf dem Rückweg viel Zeit, hatten wir doch in der folgenden Stunde Geschichte bei Konietzny. Dieser stand dann schon an der Haustür und erwartete uns mit funkelnden Augen. Er hielt uns dann oft eine Gardinenpredigt, die aber absolut nichts brachte. Er war auch der einzige Lehrer, der am Ende einer Unterrichtsstunde die Frage stellte: „Na, wie war heute die Stimmung?“ Unsere Antworten mussten dann in eine Note münden, etwa Zwei minus oder Drei plus und so weiter. Wich sie stark von seinen Vorstellungen ab, dann pflegte er zu sagen: „Na, Jungs, ihr seid noch zu unreif.“

wichtigkeiten beschränkte, wie wir gleich sehen werden. In der nächsten Geschichtsstunde musste dann ein Schüler in fließendem Vortrag das „Durchgenommene“ vortragen, wobei es in erster Linie auf den fließenden Vortrag, weniger auf den Inhalt ankam. Das sah dann so aus. Konietzny betrat das Klassenzimmer, sogleich standen wir auf, und Konietzny begrüßte uns wie üblich mit: „Grüß Gott Jungs, setzt uich!“ Dann kramte er sein Notenbuch auf umständliche Weise aus seiner stets dünnen Aktentasche, schlug dieses pädagogische Machtmittel auf und sagte: „Trage mir vor“. Dann erst folgte der Name des zu Prüfenden. Konietzny setzte sich nun an das Lehrerpult, um am aufgeschlagenen Geschichtsbuch die Richtigkeit des Vortrages zu überprüfen, was er hin und wieder mit „richtig, richtig“ kommentierte. Wir hatten natürlich schnell herausgefunden, dass man aus dem am Rücken des Vordermannes angelehnten Lehrbuch ebenso gut ablesen konnte wie Konietzny am Lehrerpult. Freilich, ein bisschen geschickt musste man dabei schon vorgehen, denn Konietzny konnte von dem erhöhten Lehrerpult aus in die Klasse blicken und solche „Täuschungen“ sofort erkennen und auch ahnden.

Fortsetzung folgt

Geschichte

Sein Geschichtsunterricht vollzog sich folgendermaßen: Konietzny setzte sich an das Katheder, schlug das Lehrbuch auf und las dann vor, mehr oder minder verständlich, verschluckte ganze Silben, andere hingegen betonte er über Gebühr, kurzum es war ein „Genuss“. Zwischendurch schaute er häufig auf die Taschenuhr, die er umständlich aus der Westentasche nestelte, um sie dann ebenso hingebungsvoll wieder in selbiger verschwinden zu lassen. Während des Vorlesens wackelte er beständig mit den Beinen. Gelegentlich „ergänzte“ er auch etwas aus dem Gehirn“, wie er zu sagen pflegte, was sich aber nur auf einige Un-

„Na da hast Du eben Angst gehabt?“

III. Ein Winfriedschüler erinnert sich an seine Lehrer / Von Dr. Paul Görlich

So erging es einmal meinem Klassenkameraden E., der nicht gelernt hatte und befürchtete, dran genommen zu werden, zumal Konietzny sehr unberechenbar war, was die Reihenfolge der zu prüfenden Schüler betraf. Da kam der eine zweimal hintereinander dran, der andere überhaupt nicht. Nur Gott weiß, welche pädagogische Überlegung dem zugrunde lag. Um nun einer solchen Katastrophe zuvorzukommen, ging E. zu Beginn der Stunde nach vorn zu Konietzny und erklärte mit ganz leiser Stimme, dass er stark erkältet sei und deshalb nicht vortragen könne. Konietzny musterte ihn, ahnte möglicherweise den wahren Sachverhalt und sagte zu ihm: „Na, das macht nichts, ich komme zu deiner Bank, dann brauchst du dich nicht so anzustrengen.“ E. fiel das Herz in die Hose. Koks, so auf ihn aufmerksam gemacht, kam zu ihm, das offene Notenbuch in der einen Hand, den Bleistift in der anderen und merkte sogleich, das E. nicht heiser war, sondern nichts gelernt hatte. Sofort entlud sich ein gewaltiges Gewitter: „Du elender Verbrecher, du hast nicht gelernt (= gelärnt), du hast mich getäuscht (= getoischt)“. Konietzny notierte eine Fünf, die sich dann wohl auch im Zeugnis wiederfand. Wenn Koks so hemmungslos schimpfte, dass er im wahrsten Sinn des Wortes geradezu „schäumte“, dann kam es nicht selten vor, dass er sich nach Beendigung der Kanonade herumdrehte und sogleich in verbindlichem Ton fragte: „Na, hast du eben Angst gehabt?“ Das war eben Konietzny!

rene Otto Siener hatte in Straßburg und München Geschichte, Deutsch und Latein studiert und später noch an der Universität in Greifswald die Facultas für Französisch erworben.

Er diktierte uns im Geschichtsunterricht Geschichtszahlen in Gruppen von zehn bis 15 Stück, die wir dann auswendig lernen mussten und die in der nächsten Stunde abgehört wurden. Er nannte das historische Ereignis, zeigte dann auf einen Schüler, der wie aus der Pistole geschossen die Zahl parat haben musste. War er dazu nicht in der Lage, traf ihn das Schimpfwort „Schafskopp“. Witze hat Siener im Unterricht nie gemacht, auch wurde nie vom Thema abgeschweift. Konzentrierter und für die Schüler auch anstrengender Unterricht war sein Markenzeichen. Seinen Unterricht etwa zu stören, wäre undenkbar gewesen. Im Lateinunterricht wurde bei ihm so zielstrebig gearbeitet und so das Fundament für die Lektüre gelegt.

Kehren wir zu den vielen, vielen Erlebnissen von bleibendem „Wert“ zurück. In Mathematik traktierte mich von Anfang an ein Studienrat namens Alois Slotosch. 1886 in Klodnitz/Oberschlesien geboren, studierte er in

Breslau und Straßburg Mathematik, Physik und Chemie. Obwohl er ein humanistisches Gymnasium mit Griechisch, Latein und Hebräisch besucht hatte, hatte er dennoch Naturwissenschaften studiert. Der kahlköpfige, vornehme Herr bot einen anstrengenden Unterricht in Mathematik, verlangte ständiges Mitdenken, was er auch in den gefürchteten Mathe-Arbeiten geschickt einzubauen verstand. Mathematische Gesetze pflegte er abzufragen wie das Evangelium. Konnte ein Schüler den Lehrsatz eines Mathematikers nichts aufsagen oder war ihm der Name entfallen, holte Slotosch tief Luft mit einem unüberhörbaren Ansauger: „Wie lautet der Mann?“ wusste er nach dieser geharnischten Frage immer noch nicht Bescheid, pflegte Slotosch lakonisch zu sagen. „Setz dich hin, du bist zu tumm“. Einem Mitschüler, Bauernsohn aus der Rhön, sagte er einmal, als er „mathematisch zu denken nicht in der Lage war“, „Mathematik ist eben nur etwas für feine Leute“. Ob er dabei an die Herkunft des Mitschülers dachte, ist denkbar. Ob er allerdings auch daran dachte, dass er selbst ein Bauernsohn war, mag bezweifelt werden. ○

Siener und Slotosch

In Geschichte und später auch in Latein hatten wir den Studienrat Otto Siener, im Ersten Weltkrieg Hauptmann und in seiner ganzen Haltung ein Offizier vom Scheitel bis zur Sohle. Der Geschichtsunterricht wurde von Siener im freien Vortrag gestaltet – ich sah ihn nie mit einem Geschichtslehrbuch in der Hand den Klassenraum betreten. Der 1886 in Arzheim in der Pfalz gebo-

Nachrichten aus Fulda in Minnesota/USA

Von Frau Elisabeth A. Ginsberg, Silver Spring/USA

Aus den Vereinigten Staaten bekam die Schriftleitung der Buchenblätter vor einigen Wochen einen Brief von Frau Elisabeth Ginsberg aus Silver Spring/USA, der Angaben über einen der Orte in den Vereinigten Staaten enthält, die den Namen Fulda tragen. Der erste, der vor Jahrzehnten auf die Orte Fulda in den USA hinwies, war der verstorbene Fuldaer Oberstudienrat Fiedler. Jetzt hat sich Frau Ginsberg die Mühe gemacht und für uns Näheres über einen der amerikanischen Orte ermittelt, die nach Fulda benannt sind. Es handelt sich um Fulda im Staate Minnesota. Frau Ginsberg schickte uns auch eine ganze Anzahl Fotos von diesem amerikanischen Fulda sowie Festschriften von dem Jubiläum der lutherischen St.-Pauls-Kirche (1886–1961) und der katholischen St.-Gabriel-Kirche.

In dem Brief von Frau Ginsberg heißt es:

Sehr geehrte Herren!

Am 24. Juni 1972 erschien ein Artikel in den Buchenblättern (Nr. 13, Seite 52) über die verschiedenen Orte mit dem Namen Fulda in den Vereinigten Staaten. Die gewünschte Verbindung zwischen dem deutschen Fulda und den amerikanischen Orten mit dem Namen Fulda kam damals aber nicht zustande.

Ich habe mich nun im letzten Jahr brieflich an den Bürgermeister der kleinen Stadt Fulda, Landkreis Murray im Staate Minnesota, gewandt und um Informationen über dieses amerikanische Fulda gebeten. Die Frau des Bürgermeisters, Frau Dorothy Suedbeck, schrieb mir einen sehr netten Brief und zeigte sich interessiert. In der Zwischenzeit sammelte sie historische Einzelheiten, Namen und Daten und übersandte auch zwei Heftchen mit der Geschichte der katholischen Kirche St. Gabriel sowie der evangelischen Kirche St. Paul. Nach ihren Angaben wurde Fulda am 21. November 1881 offiziell gegründet, und der damalige Missionar, Pfarrer Charles Koeberl, benannte die neue Siedlung nach der alten Stadt Fulda in Deutschland. Pfarrer Koeberl war ein Deutscher.

Anbei ist eine Übersetzung des Briefes von Frau Suedbeck sowie die Büchlein über die Geschichte der Kirchen in Fulda. Weiterhin lege ich 5 Postkarten mit Ansichten der drei Kirchen, der Schule und des Sees bei. Ich selber kenne weder Frau Suedbeck noch das Städtchen Fulda in Minnesota; die einzige Verbindung ist unsere Korrespondenz. Frau Suedbeck ist eine Lehrerin an der Grundschule in Fulda und Mutter von zwei Söhnen. Der älteste Sohn, Michael (16 Jahre), nimmt am 22. März 1977 an einem Flug nach Deutschland teil und hofft (wenn auch nur kurz) nach Fulda zu kommen, wenn die Reisepläne es erlauben.

Ich würde mich freuen, wenn mein Brief der erste Schritt zu einer freundlichen Verbindung zwischen den zwei Fuldas werden würde.

Mit freundlichen Grüßen
Elisabeth A. Ginsberg

*
ELIZABETH A. GINSBERG
10719 St. Margaret's Way
Silver Spring, Md. 20902
USA

1. Februar 1977

Übersetzung eines Briefes von Frau Dorothy Suedbeck

Einzelheiten, Daten und Namen:

FULDA, Landkreis Murray im Staate Minnesota, Postleitzahl 56131.

Einwohner: 1226.

Zeitung: „Fulda Free Press“.

Kirchen: First Presbyterian Church. – St. Paul's Lutheran Church mit Schule (85 Schüler, 3 Lehrer). – St. Gabriel's Catholic Church.

Geschäfte: 1 kleines Hotel, 1 Möbelgeschäft, 1 Drogerie, 2 Lebensmittelgeschäfte, 2 Eisenwarengeschäfte (Werkzeuge usw.), 1 Bank, 1 Bäckerei, 1 Kino, 1 Herrenbekleidungsgeschäft.

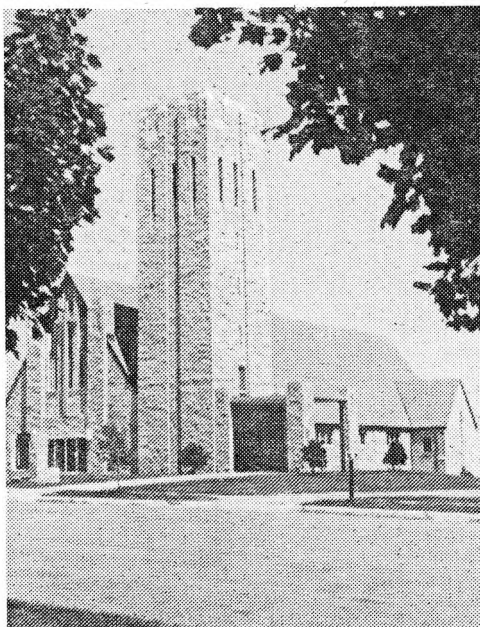
Keine Industrie.

Um 1878 brachte Erzbischof John Ireland die ersten Siedler in die Gegend um (das spätere) Fulda. Viele von ihnen waren irischer Abstammung. Der erste Priester war ein Deutscher, Pfarrer Charles Koeberl. Er war ursprünglich der zuständige Pfarrer für die neue Kolonie (Ansiedlung) von Avoca und später dann Missionspfarrer für die Umgebung, einschließlich Fulda. Pfarrer Koeberl fragte Erzbischof Ireland, ob er die neue Siedlung nach der alten Stadt Fulda in Deutschland benennen dürfe, weil ihn das Land so sehr an seine Heimat erinnerte. Der Erzbischof gab die Erlaubnis dazu. Damals bestand die neue Ansiedlung aus etwa 11 Häusern.

Das erste kleine Geschäft wurde im Mai 1879 von J. T. Smith erbaut, um die Eisenbahn zu beliefern. Im nächsten Jahr baute Mr. Smith ein zweites Geschäft. Dieses war zweistöckig. Das Geschäft führte alles, was die Siedler benötigten: Kolonialwaren, Werkzeuge, Maschinen; Mr. Smith erbaute auch eine Mühle.

Im Jahre 1881 erbaute W. H. Johnson ein anderes Lebensmittelgeschäft. Außerdem beschäftigte er zwischen 10 bis 15 Mann, die mähten und das Gras als Heu versandten.

C. A. Brandt baute ein weiteres Lebensmittelgeschäft. (Anmerkung: Ein „Lebensmittelgeschäft“ im



Die lutherische St.-Pauls-Kirche in Fulda, Minnesota/USA.

Westen Amerikas führte zu damaliger Zeit alles, was die Siedler brauchten: Stoffe für die Frauen, Zucker, Mehl, Zwirn, Tabak, Nägel, Werkzeuge, Stacheldraht für die Einzäunung der Weiden, Saatgut usw. Auch Maschinen, Öfen, Pflüge, Schuhe, Salz, Kaffee, Schultafeln, Griffel, Sägen, Gurken, Kochtöpfe usw.)

Die Brüder Stevenson bauten die erste Drogerie.

L. C. Colman begann das erste Holz- und Backsteingeschäft.

B. W. Woolstencroft war der Herausgeber der Zeitung „The Murray County Republican“. Diese Zeitung nahm ihren Anfang als „The Farmer“ (der Bauer) unter A. F. Ingalls.

Bald entstand auch ein Möbelgeschäft (Schreinerei), eine Schuhmacherei und eine Sattlerei. Die Schreinerei gehörte B. B. Thompson, Schuhmacher und Sattler waren Joel White und Sohn.

Mr. Goudy baute das erste Hotel „Fulda-Haus“.

Mansion House Hotel wurde erbaut von Oscar Lattin. Union House Hotel wurde erbaut von einem Mann namens Williams und geleitet von W. G. Hogan.

W. Davis war ein Grundstücksmakler; er verkaufte auch Farmmaschinen und Nähmaschinen.

Fulda erweiterte sich schnell. 1879 hielt nur täglich ein Zug dort, 1880 waren es schon vier Züge, die täglich dort anhielten.

Am 21. November 1881 wurde Fulda offiziell gegründet als ein Dorf im Landkreis Murray.

W. Davis, B. W. Woolstencroft und John G. Burke wurden berufen und organisierten die erste Wahl unter den Bürgern. Am 1. Dezember 1881 fand die erste Wahl statt.

W. Davis war der erste Bürgermeister; J. E. Walling, S. J. Ross und Neri Taylor wurden gewählt. Clinton Wilson: Finanzen; H. P. Lewis: Schriftführer; H. C. Bennett: Richter; G. G. Naddow: Schutzmann; Oscar Latten: Straßenbau.

1894 wurde die Wasserleitung gelegt und ein Elektrizitätswerk erbaut.

Am 27. Februar 1885 wurde der Bau der First Presbyterian Church durch Pfarrer Charles Thayer begonnen. 1882 legte Pfarrer W. Kuel den Grundstein für die katholische Kirche. Sie wurde 1885 fertiggestellt, als Pfarrer Conway die Gemeinde betreute. Der erste Pfarrer, der auch in Fulda wohnte, war Pfarrer Matthew Boresch, berufen durch Bischof Joseph B. Cotton 1895. Pfarrer Boresch erbaute 1900 die St.-Gabriels-Schule. Die Schule wurde von den Schwestern von St. Joseph (von der Stadt St. Paul, Minnesota) geleitet. Die Schule bestand bis 1972 und wurde dann aus Mangel an Lehrschwestern und Geld geschlossen.

Am 20. November 1910 brannte die katholische Kirche St. Gabriel vollständig ab. Pfarrer John Bartholome begann die neue Kirche sobald als möglich. Die Einweihung erfolgte am 30. November 1911.

Die folgenden Priester wirkten in der katholischen Pfarrei St. Gabriel: George Jaegen 1918–1927, John Meyer 1927–1955, Paul Hadopp 1955–1961, Thomas Duane 1961–1966, Edward Scheuring 1966–1974, Donald Olson seit 1974.

Die erste Schule wurde 1879 ca. 1 1/2 km nördlich von Fulda gebaut. Als Fulda dann ein Dorf wurde, wurde die Schule ins Dorf verlegt. Miß Kenety war die erste Lehrerin 1882. Im Jahre danach wurde eine neue

Fulda in Minnesota

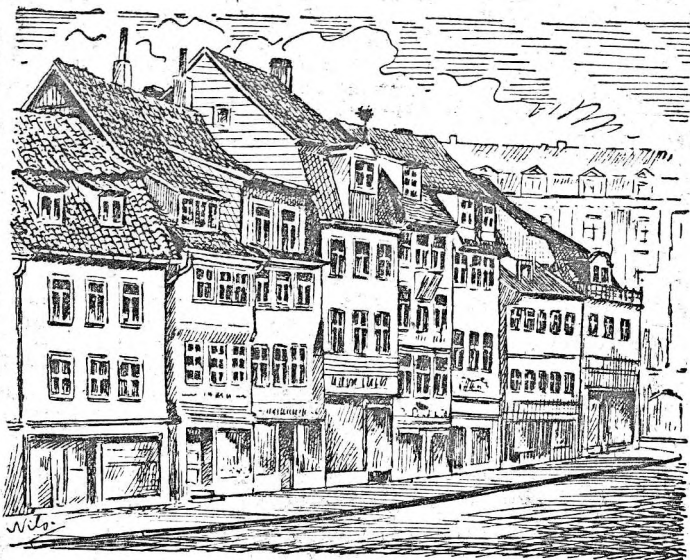
(Schluß von vorhergehender Seite)

Schule gebaut mit vier Schulräumen. 1897 wurde die höhere Schule (14- bis 18jährige) begonnen. 1912 wurde ein feuerfestes Gebäude gebaut. 1939 kam eine Turnhalle dazu. Diese Schule diente der Gemeinde bis 1954, als eine neue Schule gebaut wurde. Das alte Gebäude wurde als Grundschule benutzt, d. h. Kindergarten bis zum 6. Schuljahr. 1970 wurde ein Flügel angebaut, wo das 1. und 2. Schuljahr sowie die Musikabteilung ihre Klassenräume haben.

Die jetzige Schule wird von ca. 900 Schülern besucht. Die Schule hat 56 Lehrer, 6 Köche, 4 Männer, die die Schule in Ordnung halten, 3 Sekretärinnen. 13 Busse bringen die Schüler von den umliegenden Farmen in die Schule.

„Nächst dem Storch“

Das reizvolle Gewirr der Dächer gibt diesem alten Häuserblock sein Gepräge



Zeichnung: Jan Nils

Es wird wohl manchen einheimischen Besucher geben, der auf den ersten Blick nicht sagen kann, aus welchem Teil Jülicas dieses Motiv stammt, das der Zeichner in nebenstehendem Bilde festgehalten hat. Und doch ist schon jeder Jülicher unzählige Male an dieser Häuserreihe vorbeigelaufen. Aber wir finden in der Hitze des Alltags ja kaum Zeit, auf die Besonderheiten unserer Umgebung zu achten. Das kommt uns so recht zu Bewußtsein, falls wir einmal an einem schönen Sommertag in aller Frühe, wenn die Straßen noch menschenleer sind, unsere Stadt durchwandern und, ohne daß uns der flutende Verkehr ablenkt, in aller Ruhe unsere Blicke an den Häusern entlang schweifen lassen. Da fällt so manches auf, was uns bisher verborgen blieb. Hier ist es ein hübscher Giebel, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, dort der eigentümliche Stil eines Hauses, an einer anderen Stelle wieder fesselt unseren Blick das reizvolle Bild sich kreuzender und überschneidender Dachlinien eines alttümlichen Häuserkomplexes.

Auch unserem heutigen Stadtbild aus der Karlstraße gibt dieses pittoreske Gewirr der ineinander verschachtelten Dächer sein besonderes Gepräge. Nicht immer trug die Karlstraße — so genannt nach Karl von Dalberg, Großherzog von Frankfurt, zu dessen Gebiet in den Jahren 1810—1813 das Fürstentum Jülich gehörte — ihren heutigen Namen. Früher hieß sie Krämergasse, wohl weil sich hier eine Anzahl von Kramläden verschiedener Art befand. In dem Beschreib- und Schatzungsbuch der Hochfürstlichen Residenzstadt Jülich aus dem Jahre 1708 wird das in unserer Zeichnung wiedergegebenen Viertel als „Nächst dem Storch“ bezeichnet. In anderen Urkunden heißt dieser Straßenzug auch: „Nächst dem Kayser Kump“. Der „goldene Storch“ — heute Haus Nr. 44/46 Mittelstraße — war früher ein bekanntes

Jülicher Gasthaus. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war Johann Peter Hinkelbein Wirt am goldenen Storch, den vor ihm Amtsvoigt Simon und Johann Adam Scheer besessen hatten. Im Jahre 1799 machen die Erben des verstorbenen Bürgermeisters Peter Hinkelbein bekannt, daß sie Gebäude und Acker, die zum goldenen Storch gehören, verkaufen wollen. Drei Jahre später wird das Haus wiederum zum Verkauf ausgeschrieben. Als Kaufpreis werden 3500 Gulden geboten. Um diese Zeit wurde der Wirtschaftsbetrieb im goldenen Storch eingestellt. Nächster Besitzer des Anwesens war Herr von Egloffstein, dem Kaufmann Johannes Höck als Eigentümer folgte. Als spätere Besitzer finden wir in dem Kataster: Gebrüder Wiesbaden, Joseph Wiesbaden Kaufmann Konrad Reinhard (1850), Kaufmann Johann Alfred Reinhard (1875). Heute ist das ehemalige Gasthaus „Zum goldenen Storch“ im Besitz des Kaufmanns Julius Zwenger.

Das Haus Karlstraße Nr. 12,

gegenüber dem Gasthaus „Zur Windmühle“, in dem sich heute die Fahrradhandlung Keller befindet, war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Eigentum des bekannt-

ten Jülicher Hofmalers Emanuel Wohlhaupt. Nachdem es damals im Besitz von Christian Jost und Conrad Hartung gewesen war, erwarb es der Kaufmann Franz Tognola, „das Schwarze Krämers“ genannt. Von ihm ging das Eigentum am 23. Februar 1841 auf den Kaufmann Johann Joseph Arnd über, nach dessen Tod das Haus in den Besitz der Ehefrau des Hauptmanns a. D. Bäumler, Josephine, geb. Arnd, und des Karl Anton Arnd kam (13. 2. 1871). Das links anstoßende

Haus, Karlstraße Nr. 14,

gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Bürger Johann Keil. Ihm folgten als Eigentümer Franz Riedling, Valentin Leitschuh, Schuhmacher Thomas Eberth, Peter Dangel, Thomas Dangel, Kaminsieger Ludwig Schmidt (21. 8. 1851) und Handelsmann David Müller (2. 10. 1851). Das

Haus Karlstraße Nr. 16

war um das Jahr 1700 dem Bürger Johann Riedling jun. zu eigen. Im Laufe der folgenden Jahre waren Eigentümer: Heinrich Schwarz, Franz Schend, Kaspar Dideri, Niklas Stein Michel Walder, Kollektor Vogel, Joseph Reuß, Wilhelm Reh, Katharina Reh (1. 6. 1844).

Bei dem

Haus Karlstraße Nr. 18

erscheinen im Laufe der letzten 200 Jahre in den Schatzungsbüchern und Katastern die Namen: Niklas Korbs, Joseph Bachel, Johannes Leh, Johann Georg Hoele jun., Johann Jörg Hoele sen., Wittib, Andreas Möller, Johann Adam Möller, Ignaz Kramer, Kaufmann Johann Joseph Arnd (1825), Kupferschmied Wilhelm Wenzel (1828), Wilhelm Biackel und Peter Hufnagel zu zwei bzw. ein Drittel, und Schneider Franz Becker (27. 12. 1847).

Das

Haus Karlstraße Nr. 20

stand zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Eigentum des Bürgers Gabriel Reisch. Besitznachfolger waren in der Folgezeit Johann Wingenfeld, Eberhard Becker, Johannes Iller, Niklas Köbig, Niklas Kayser, Schneider Caspar Egel (1762), Gertrud und Maria Egel (1807), Schreiner

Näheres über Fulda in Indiana (USA)

Von Elizabeth A. Ginsberg, Silver Spring

Im Anschluß an meinen Beitrag über Fulda – **Minnesota** (siehe Buchenblätter vom 23. 7. 1977) möchte ich Ihnen heute über Fulda im Staate **Indiana** berichten.

Durch die freundliche Vermittlung von Dr. Norbert Krapf, Professor für englische und amerikanische Literatur an der Long Island University in New York, sowie des Direktors der Abbey Press (Abtei-Druckerei) in St. Meinrad/Indiana, setzte sich Frau Rita Kunkler aus Fulda/Indiana mit mir in Verbindung. Sie übersandte mit ihrem Brief auch eine Festschrift zum 120jährigen Bestehen des Städtchens Fulda sowie ein neues Büchlein über die Pfarrei St. Bonifatius.

Wie aus diesen Unterlagen hervorgeht, waren zwei Männer für die Gründung Fuldas in Indiana verantwortlich: **Milton Jackson** (1804–1886) und **Pfarrer Joseph Kundek** (1810–1857). 1829 kaufte Milton Jackson über 1000 acres Land in Harrison Township/Indiana. Nach und nach siedelten sich besonders deutsche katholische Einwanderer am Rande seines Besitzes in der Nähe der Straße von Troy nach Jasper an, und die Siedlung wurde als **Jacksontown** bekannt. Mr. Jackson beschloß, sein Einkommen zu verbessern, Bauplätze zu verkaufen und eine kleine Stadt zu gründen. Die Gegend, die an Mr. Jacksons Besitz grenzte, war meist von Deutschen besiedelt worden. Von 1830–1850 wanderten mehr als 150 000 Deutsche nach Amerika aus. Zuerst lebten die meisten dieser Einwanderer in den Staaten Pennsylvania und Ohio. Um 1836 zogen viele Deutsche nach Indiana in die Nähe von Jasper und Evansville. Die deutschen Familien legten den letzten Teil der ziemlich beschwerlichen Reise auf einem Dampfboot auf dem Ohio-Fluß zurück und landeten in Troy. Von da ging es überland nach Jasper, ca. 50 km entfernt.

Im Jahre 1845 engagierte Mr. Jackson die **Gebrüder Schiller** (oder Schüler) als Landmesser. Diese Brüder kamen angeblich aus Fulda/Hessen. Konkrete Angaben über die Geburtsdaten und Vornamen dieser Männer konnte ich nicht ermitteln. Die Brüder erfüllten Mr. Jacksons Auftrag, vermaßen das Land und fertigten den Plan für das „neue Fulda“ an. Fulda bestand aus 76 Bauplätzen auf beiden Seiten der Main Street (Hauptstraße und Vine Street (Rankenstraße)). Der Stadtplan wurde pflichtgemäß auf dem zuständigen Amt in Rockport/Indiana eingetragen.

Am 3. Dezember 1845 kaufte Henry J. Davis den ersten Bauplatz in Fulda, und zwar Nr. 15. Bei dieser Angelegenheit wurde der Name Fulda zum erstenmal erwähnt. Man nimmt an, daß die Gebrüder Schiller diesen Namen in Erinnerung an ihre Heimatstadt wählten und auch um deutsche Einwanderer, besonders aus Hessen, auf die neue Ansiedlung aufmerksam zu machen.

Im Frühjahr 1846 wurden weitere 63 Bauplätze vermessen, und zwar auf beiden Seiten der Weststraße. Der Anfang für Fulda in Indiana war gemacht.

Für das Seelenheil der deutschen Katholiken im südlichen Indiana sorgte **Pfarrer Joseph Kundek**. Geboren am 10. August 1810 in Kroatien (Jugoslawien), wurde Joseph Kundek am 18. August 1833 zum Priester geweiht. Nachdem er fünf Jahre lang in seinem Heimatland gewirkt hatte, erfaßte ihn der Missionseifer. Im Jahre 1838 segelte er nach Amerika. Im September des gleichen Jahres übernahm **Pfarrer Kundek** die Seelsorge für 80 katholische Familien in Jasper. Außerdem betreute er auch die vielen Katholiken, die verstreut zwischen Jasper und Troy wohnten. Während **Pfarrer Kundek** seine Schäflein in dieser wilden und hügeligen Gegend betreute, kam ihm der Gedanke, neue Ansiedlungen zu gründen und so den katholischen Glauben zu verbreiten und zu festigen und zu bewahren.

Im Jahre 1840 gründete er das Dorf **Ferdinand**, 1843 das Dorf **Celestine**, und 1847 die Pfarrei **St. Bonifatius** in Fulda/Indiana. Am 5. Juni 1847 feierte **Pfarrer Kundek** die erste hl. Messe in Fulda. Eine Kirche war damals noch nicht vorhanden, und so wurde die Messe im Hause von **Casper Hum** gehalten. Bald danach wurde dann eine bescheidene 15x10 m große Blockhauskirche gebaut.

Pfarrer Kundek bemühte sich auch um den Zustrom neuer deutscher katholischer Einwanderer und veröf-

fentlichte Inserate in den damaligen deutschen Zeitungen, so z. B. in der Stadt Cincinnati im Staate Ohio.

1851 wurde **Pfarrer Kundek** zum Generalvikar der Diözese von Vincennes (Indiana) ernannt und begleitete den Bischof **Maurice de St. Palais** nach Rom. Während seines Europaaufenthaltes warb er Missionare für Amerika und war erfolgreich. Insgesamt 18 Priester folgten seinem Ruf. In der Schweiz besprach er mit dem Abt von Einsiedeln die Gründung eines Missionshauses im südlichen Indiana. Nach langen Überlegungen schickte der Abt vier Mönche nach Amerika, und am Festtag des hl. Benedikt, am 21. März 1854, zogen die Mönche in ihr Kloster in St. Meinrad/Indiana ein.

Nachdem **Pfarrer Kundek** eine weitere Pfarrei in Maria Hilf gegründet hatte, war er körperlich und geistig erschöpft und starb am 4. Dezember 1857. **Pfarrer Kundek** hinterließ ein reiches Erntefeld. Sein Wirken hatte Früchte getragen. Die vier Pfarreien, die er gegründet hatte, umfaßten mehr als 1000 katholische Familien.

Pfarrer Kundek scheint den Namen Fulda vorgeschlagen zu haben. Wahrscheinlich erwähnte er ihn gegenüber den Gebrüdern **Schueler** (Schiller) und diese unterbreiteten es ihrem Arbeitgeber, Mr. **Jackson**. Es ist sicher, daß **Pfarrer Kundek** und Mr. **Jackson** gut miteinander bekannt waren, obwohl Mr. **Jackson** nicht katholisch war, wie der private **Jackson-Friedhof** in Fulda beweist.

Am 26. Sept. 1846 verkauften Mr. **Jackson** und seine Frau **Jane** die folgenden Bauplätze in Fulda an den Bischof von Vincennes: Nr. 4, 5, 6, 57, 58, 74, 75, 76. Preis: 1 Dollar. **Pfarrer Kundek** war anwesend. Auf diesem Baugelände befinden sich heute die katholische Kirche St. Bonifatius, das Pfarrhaus, Schwesternhaus, eine Schule und der Friedhof.

Pfarrer Kundeks Nachfolger war **Henry Peters**, geboren 1827 in Hagen/Deutschland. Dieser junge Priester betreute die Pfarrei Fulda von 1852–1853, erbaute das erste Block-Pfarrhaus, führte gewissenhaft Buch über Taufen und Todesfälle, erweiterte die Kirche und errichtete die erste Schule. Seine Pfarrkinder vermiften ihn sehr, als er ein Jahr später Fulda verließ.

Die Schule, die **Pfarrer Peters** erbaute, war ein rundes Blockhaus mit einem Fenster. Anstelle von Glascheiben benutzte man geöltes Papier. Der Fußboden war Lehm. Als Schulbänke (ohne Rückenlehne) dienten gespaltene Baumstämme. Die Kinder hatten Schiefertafeln und Griffel, da Papier und Bleistifte knapp und teuer waren. Das Schulhaus bestand aus einer Klasse, und alle Kinder wurden zusammen unterrichtet.

Nach **Pfarrer Peters** und bis in die Gegenwart übernahmen die Benediktinermönche von St. Meinrad/Indiana die Seelsorge in Fulda und in den umliegenden Dörfern.

1860 wurden Pläne für eine neue Kirche vorgelegt. Mr. **Jackson** stiftete die Bruchsteine für den Sockel. Durch die Versetzung des damaligen Pfarrers und die Wirren des Bürgerkrieges, als viele Männer eingezogen wurden, konnten die Baupläne nicht verwirklicht werden.

Unter **Pfarrer Wolfgang Schlumpf** OSB wurde der Ziegelsteinrohbau der Kirche 1865 errichtet. Am St. Bonifatiusfest 1866 weihte Prior **Martin Marty** OSB die Kirche ein.

In den darauffolgenden Jahren verputzte man die Wände und die Decke. Ein neues Pfarrhaus, diesmal aus Ziegelsteinen, wurde am 5. Juni 1877 vollendet. Drei neue Altäre wurden aufgestellt. Der Abt **Martin Marty** erwarb 2 Gemälde: eins stellt den Tod des hl. Bonifatius dar, das andere die Grundsteinlegung zur Kirche in Fulda/Deutschland.

1879 übernahmen drei Benediktinerschwestern aus Ferdinand die Schule in Fulda, und ein zweites Schulhaus wurde erbaut.

Nicht nur die Kirche St. Bonifatius wuchs, auch das Dorf Fulda vergrößerte sich. Handelsleute und Handwerker siedelten sich an. **Bernhard Schneider** war der Eigentümer des Gasthauses „Hotel Fulda Exchange“. Außerdem verkaufte er Hüte, Kappen, Schuhe, Stiefel, Stoffe, Zwirn usw. Sein Hotel schenkte Bier und Schnaps aus. Er führte das Postamt in Fulda und besaß zwei Mietställe.

Josef Zogelmann (geb. 1833 in Bayern) war der Schmied in Fulda, **Georg Böhm** (geb. 1826 in Deutschland) war ein Kaufmann.

Ferdinand Lindauer und seine Söhne **Karl** und **Hubert** betrieben die Mühle „Fulda Stern“. Der erste Doktor in Fulda war Dr. **Augustus Hermann** aus Weilburg/Deutschland. **Josef Haller** und **Henry Simon** waren Schuhmacher; **Josef Rupprecht** ein Wagner, der auch Wiegebettchen anfertigte. **John Riehl** – Schneider. **Bernhard Sergesketter & Sohn** – Zimmermann, Schreiner und Sargeanfertigung. **John Popp** besaß eine Sargfabrik an der Ecke von West & Washington Street. Andere Geschäftsleute waren **John Birkel**, **William Hammond**, **William Keller**, **A. Eply**, **Josef Widman** und **Charles Jackson**. **Nicholas Fischer** hatte einen Laden, Gasthaus und Ausschank.

Es erscheint fast unmöglich, daß ein Dorf von der Größe Fuldas (ca. 150 Personen 1845) so viele Geschäfte, Handwerker und Wirtschaften unterhalten konnte. Man muß jedoch bedenken, daß viele Einwanderer auf dem Wege nach Jasper oder Troy durch Fulda kamen, dort übernachteten, neue Vorräte einkauften und so zum Geschäftsleben von Fulda beitrugen.

Von 1890–1965 wirkten acht Priester in Fulda, alle Benediktiner. **Pfarrer Matthew Preske** OSB übernahm die Pfarrei 1957 und begann sofort mit der sehr notwendigen und ausführlichen Renovierung von Kirche, Pfarrhaus und Schwesternhaus. Während seiner Europareise 1959 verbrachte **Pfarrer Preske** auch einige Zeit in Fulda/Deutschland. Er war besonders beeindruckt, daß Fulda nur wenige Kilometer von der Zonengrenze entfernt war. Wahrscheinlich besuchte er auch die amerikanischen Soldaten, die in Fulda stationiert waren. Er erwähnte, „daß in Fulda die Macht der freien Welt bereit steht, um eine Invasion des Angreifers abzuweisen“.

Unter **Pfarrer Edwin Miller** OSB feierte Fulda/Indiana 1965 das 100jährige Jubiläum der Pfarrei St. Bonifatius und das 120jährige Bestehen der Gemeinde Fulda.

1973 kam **Pfarrer Alan McIntosh** OSB nach Fulda; und unter seiner Führung wurden weitere Renovierungen an der Kirche ausgeführt. Am 17. Oktober 1976 zelebrierte Erzbischof **Biskup** die feierliche Messe zur Vollendung der Erneuerungsarbeiten in der schönen St. Bonifatiuskirche.

Heute umfaßt die Pfarrei 484 Personen, von denen 120 in 39 Haushalten in Fulda wohnen. 1973 wurde die alte Schule in Fulda geschlossen, als die Schulen zusammengelegt wurden. Vorschulkinder sowie 1. bis 6. Schuljahr besuchen nun die Schule in St. Meinrad/Indiana; die Schüler vom 7. bis 12. Schuljahr fahren zur Heritage Hills Hochschule in Lincoln City, Indiana.

Jedes Jahr, am ersten Sonntag im August, veranstalten die Einwohner von Fulda ein Picknick und am letzten Sonntag im Oktober einen gemütlichen Abend. Jeder nimmt regen Anteil am Leben der Pfarrei, wie die verschiedenen Vereine, Clubs und Organisationen in Fulda beweisen.

Alle Namen, Daten und Einzelheiten, die ich hier angebe, sind der Festschrift „The History of the Parish and the Town of Fulda“ von **Gerald E. Gudorf** entnommen.

Das Hochschulgebäude am Domplatz

Berichtigung und Nachtrag

Die Buchstaben **LA** auf dem Grundstein sind in „Lapis anguli“ aufzulösen. In der Inschrift auf der Sonnenuhr heißt „pro tempore superior“: „seinerzeit Superior“ (Oberer des Klosters). In der Übersetzung des Hexameters auf der Sonnenuhr muß es heißen: Es dreht sich kreisend die Zeit und zieht alles mit sich. Zur Literatur wäre noch nachzutragen: Hessenland 4 (1890) S. 320 (Zwenger: Zur Geschichte der Fuldaer Landesbibliothek).

Oberschlesierkundgebungen in Fulda

I)

Ein Rückblick auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg / Von Otto B e r g e

Zur Einführung

Die im Versailler Vertrag nach dem Ersten Weltkrieg vorgesehenen Abtretungen deutscher Gebiete wurden zumeist ohne Befragung der betroffenen Bevölkerung durchgeführt. Zu den Ausnahmen gehörten u. a. Oberschlesien, das zwar ursprünglich auch ohne Abstimmung an Polen abgetreten werden sollte.¹ Die deutsche Delegation auf der Friedenskonferenz erreichte es jedoch, daß in Oberschlesien eine Abstimmung zugelassen wurde.² Da den Polen eine Abstimmung in Oberschlesien nur wenig Erfolg versprach, versuchten sie vollendete Tatsachen zu schaffen, indem sie bald nach Unterzeichnung des Vertrags unter Führung Korfantsy einen Aufstand machten, der von deutschen Freiwilligeninformationen niedergeschlagen wurde.³ Eine interalliierte Militärkommission verurteilte zwar das Vorgehen der Polen, trat aber gleichzeitig für eine Amnestie der Aufständischen ein, die nun ihre aufrührerische Tätigkeit im Lande fortsetzen konnten. Die Übernahme der vollziehenden Gewalt durch die Abstimmungskommission, in welcher der französische General Le Rond den Vorsitz führte, sorgte für eine Wende, da die Sympathien des Generals für die Polen ganz offensichtlich waren.

Der Historiker Ferdinand Friedensburg stellt hierzu fest: „Le Rond sah sich als Sachwalter der polnischen Interessen an, so daß er auch mit den italienischen und englischen Kommissionsmitgliedern immer wieder in ernste Auseinandersetzungen geriet. Nicht zuletzt infolge seiner Polen ermutigenden Haltung kam es am 20. August 1920 im Anschluß an deutsche Gewalttaten, bei denen das polnische Abstimmungsbüro und einige polnische Geschäfte und Druckereien gestürmt und die dann von französischem Militär unterdrückt worden waren, zu einem zweiten großzügigen Putsch der polnischen Formationen ...“ Schließlich vereinbarten die deutschen Parteien mit Korfanty, den vorherigen Rechtszustand wiederherzustellen, wobei eine aus Deutschen und Polen paritätisch zusammengesetzte Abstimmungspolizei gebildet und die Ablieferung aller Waffen verabredet wurde.

Trotzdem kam es immer wieder zu Übergriffen von beiden Seiten. Nach der Abstimmung am 20. März 1921 brachte Korfanty wiederum größere Teile des Landes in seine Gewalt, so daß die interalliierte Kommission den Belagerungszustand verhängen mußte. Deutsche Freiwilligenverbände erstürmten den Annaberg, um den Vormarsch der Polen zu stoppen. Schließlich gelang es den Besatzungstruppen, die Ordnung wiederherzustellen.

Erst am 20. Oktober 1921 entschied der Völkerbundsrat, Oberschlesien zu teilen. Dabei wurde das einheitliche Industriegebiet auseinandergerissen.

Viele Oberschlesier hatten ihre Heimat während dieser unsicheren Zeiten verlassen und in anderen Provinzen Deutschlands Zuflucht gesucht. Auch in Fulda und Umgebung waren zahlreiche Oberschlesier untergekommen bzw. ansässig geworden.

In dem folgenden Beitrag werden die Reaktionen der Fuldaer Bevölkerung auf die Ereignisse in Oberschlesien dargestellt. Dabei wird vorwiegend auf den Lokalteil der Fuldaer Zeitung zurückgegriffen. Als Illustrationen sind u. a. einige Inserate eingefügt.

Es sei noch vermerkt, daß in den damaligen politischen Auseinandersetzungen oft auch gehässige Bemerkungen geäußert wurden, was in manchen Zitaten zum Ausdruck kommt. Diese schmerzlichen Erfahrungen aus der Geschichte sollten Lehren für die Zukunft sein. Schließlich sei auch darauf hingewiesen, daß durch Gewaltanwendung Frieden und Verständigung zwischen den Völkern dauerhaft nicht geschaffen werden können.

Bezirksverband heimattreuer Oberschlesier

Bereits im Jahre 1920 bestand in Fulda eine „Bezirksleitung der vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier“. Aus der Fuldaer Zeitung vom 8. Oktober 1920 sind Einzelheiten über die bevorstehende Volksabstimmung in Oberschlesien zu erfahren. Die Bezirksleitung teilte folgendes mit: „Die Vorbereitung der Eisenbahnzüge, mit denen die abstimmungsberechtigten Oberschlesier in die Heimat befördert wer-



*Oberschlesier-Treuemotiv auf einer Postkarte. Ein
oberschlesischer Bergmann sagt zu seiner Frau, die er
liebevoll anschaut: „So treu wie dir bleib ich Deutsch-
land!“*
Kopie aus dem Stadtarchiv Fulda

den sollen, hat noch nicht beendet werden können, weil die Meldung der in den einzelnen Orten wohnenden Abstimmungsberechtigten noch nicht vollständig ist. Als letzter Nennungstermin ist der 15. Oktober bestimmt. Da binnen kurzem mit der Abstimmung zu rechnen ist, ergeht an alle Oberschlesier, welche dem Verband heimatlicher Oberschlesier noch nicht angehören, der letzte Ruf, sich bei demselben sofort anzumelden. Für diejenigen Oberschlesier, welche ihren Wohnsitz in den Kreisen Fulda, Alsfeld, Gelnhausen, Gersfeld, Hersfeld, Hünfeld, Lauterbach und Schlüchtern haben, ist die Geschäftsstelle der Bezirksgruppe der vereinigten Verbände heimatlicher Oberschlesier in Fulda, Mittelstraße 8, zuständig. Allen Abstimmungsberechtigten wird freie Fahrt, Verpflegung und Unterkunft gewährt. Besondere Anfragen werden von der Bezirksgruppe bereitwilligst erteilt.“

Wohltätigkeitsveranstaltung im Stadtsaal

Zur Unterstützung der außerhalb Oberschlesiens wohnenden abstimmungsberechtigten und minderbemittelten Oberschlesier veranstaltete die Fuldaer Bezirksgruppe am 20. Oktober 1920 im großen Stadtaal in Fulda eine „große Wohltätigkeitsaufführung“, betitelt „Perdita“ oder „Das Rosenfest“. Es war dies ein Drama in drei Akten mit ausschließlicher Verwendung Schubertscher Musik, verbunden mit Gesang, Rosenreigen und Zigeunertänzen „unter gütiger Mitwirkung von fünfzig jungen Damen aus Fulda, welche sich aus vaterländischem Interesse in den Dienst der guten Sache gestellt“ hatten. Dirigent des Orchesters war Obermusikmeister Sandow von der Fuldaer Garnison, Chor- und Sologesänge waren von Frau Andrea-Schmücke und die Tänze und Reigen von dem bekannten Fuldaer Tanzlehrer Oskar Hartmann einstudiert worden. Lobend genannt wurden auch Paul Löwer (Klavierbegleitung) und Landschaftsgärtner Freißlich (Ausschmückung des Saales). Insgesamt wurde diese Wohltätigkeitsaufführung von Postsekretär Lukaschick, dem „rastlosen Vorsitzenden des Oberschlesier-Vereins“ und „Seele der ganzen Veran-

Zuldaer Zeitung

Umflicher Anzeiger für den Kreis und die Stadt Fulda.

Nr. 22.	Verantwortlich für den nachstehenden Text: Karl Schütte, für die Zeichnung: Dr. Hermann G. Gubser Hoflieferant an den Kaiserlichen Hof in Wien Verantwortlich für die Druckerei: Gubser & Co.	Freitag, 28. Januar 1921.	Bezugspreis: Monatlich 5,00 Mk. oder vierteljährlich 14,00 Mk. Im voraus bezahlt 1,00 Mk. oder vierteljährlich 3,00 Mk. Lieferungsort: Wien, 1. Bezirk, 1. Stock, 1. Stock, 1. Stock Lieferungsort: Wien, 1. Bezirk, 1. Stock, 1. Stock	48. Jahrg.
---------	--	---------------------------	--	------------

Oberschlesier!

Das Vaterland fragt dich:

Hast du deinen Stimm-Antrag eingereicht?

Wenn nicht, wende dich sofort an die nächste Ortsgruppe der **Vereinigten Verbände heimatstreuer Oberschlesier.**

Vierspaltig erscheint auf der Titelseite der Fuldaer Zeitung vom 28. Januar 1921 die Aufforderung an die Oberschlesier, ihre Stimmanteile einzureichen.

staltung“, als „großer Erfolg für die vaterländische Sache“ bezeichnet; denn „um ihren Teil an der Rettung des oberschlesischen Landes beizutragen, die für Deutschland eine Lebensfrage ist, hatten sich die Fuldaer Bürger in erfreulich großer Zahl“ zu dieser Veranstaltung eingefunden (Fuldaer Zeitung vom 20. 10. 1920).

Aufruf der Industrie- und Handelskammern

Die Vereinigten Handelskammern Frankfurt und Hanau, zu deren Geschäftsbereich damals auch der Fuldaer Handelskammerbezirk gehörte, riefen auf Veranlassung der Handelskammer in Breslau zu einer Sammlung in ihrem Bezirk auf, deren Ertrag Propagandazwecken sowie einem Reservefonds in Oberschlesien zur Verfügung stehen sollte. Ein derartiger Fonds war dringend nötig, da die deutsche Reichsregierung hierfür keine Mittel aufwenden durfte und nur private Initiative eingreifen konnte. Bereits am 4. Februar 1921 war in der Fuldaer Zeitung zu lesen: „Die Sammlung, welche bei den hiesigen Firmen . . . eingeleitet worden ist, hat schon namhafte Beträge, die in die Tausende gehen, ergeben.“ Bereits am 12. Februar konnte eine weitere Liste mit einem ansehnlichen Spendenaufkommen in der Fuldaer Zeitung veröffentlicht werden.

Vorbereitungen zur Abstimmung

In der Folgezeit kam es also darauf an, möglichst viele abstimmungsberechtigte Oberschlesier zu veranlassen, sich zur Abstimmung anzumelden und die erforderlichen Formalitäten zur Eintragung in die Stimmlisten zu bewerkstelligen (Ausweis mit Paßbild usw.). Auch die Meldetermine wurden wiederholt in der Fuldaer Zeitung mitgeteilt (FZ 22., 28. Januar 1921), wobei die Frist zur Abgabe zunächst auf den 27. Januar, dann auf den 3. Februar festgesetzt war. In der Fuldaer Zeitung vom 28. Januar 1921 wurde auf der ersten Seite in der ganzen Breite an die Eintragung in die Stimmliste gemahnt: Oberschlesier! Das Vaterland fragt Dich: Hast Du Deinen Stimm-Antrag eingereicht? Wenn nicht, wende Dich sofort an die nächste Ortsgruppe der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier. Auch im Textteil wurde noch einmal darauf hingewiesen und informiert (an zwei verschiedenen Stellen: Titelseite und Lokales). Es galt auch, Befürchtungen in bezug auf Wahlterror entgegenzu-

Oberschlesier!

Nur noch wenige Tage,
dann ist die Frist zur Eintragung
in die Stimmliste unwiederbringlich
verstrichen.

Wendet euch sofort

an die nächste Ortsgruppe der
Vereinigten Verbände

heimattreuer Oberschlesier.

Aufruf an die Oberschlesier, sich in die Abstimmungsliste eintragen zu lassen (Fuldaer Zeitung vom 29. Januar 1921). Ein weiterer Aufruf erschien am 31. Januar in der Fuldaer Zeitung mit dem Text: Oberschlesier! Wer seinen Stimm-Antrag nicht so rechtzeitig bei der Ortsgruppe der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier einreicht, daß er bis zum 3. Februar bei dem paritätischen Gemeindeausschuß in Oberschlesien vorliegt, versündigt sich am Vaterlande!

Fuldaer Zeitung

Amflicher Anzeiger für den Kreis und die Stadt Fulda.

Nr. 23.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Karl Schürer, für die Druckerei: Dr. Georg Meißner, Fulda. Druckerei: Dr. Georg Meißner, Fulda. Druckerei: Dr. Georg Meißner, Fulda.

Samstag, 29. Januar 1921.

Belegpreis: monatlich 3,00 Mk. ohne Zustellgebühr. Im Jahre 36 Mk. und 3,15 Mk. Einzelhefte. Die Kleinverleger (Einzelhefte) 60 Mk. u. 10% Zuschlag. Die Kleinverleger (Einzelhefte) 1,80 Mk. u. 10% Zuschlag. Der Abnehmer (Einzelhefte) 1,80 Mk. u. 10% Zuschlag.

48. Jahrg.

Frage jeden Oberschlesier, den du kennst,

ob er seine vaterländische Pflicht erfüllt und seinen Stimm-Antrag vollzogen hat.

Sonst muß er sich sofort an die nächste Ortsgruppe der
Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier
wenden.

Aufforderung an die Einheimischen, die Oberschlesier an ihre Abstimmungspflicht zu erinnern. Der Aufruf erscheint vierspaltig auf der Titelseite der Fuldaer Zeitung vom 29. Januar 1921.

treten. So wurde am 28. Januar mitgeteilt: „... Infolge der Veröffentlichung der oberschlesischen Terrornote scheint sich ferner namhafte Kreise eine große Besorgnis vor der Reise zur Abstimmung bemächtigt zu haben. Diese Besorgnis ist nicht begründet. Das Abstimmungsrecht ist gewährleistet und wird ungehindert ausgeübt werden können.“

In der Fuldaer Zeitung vom 29. Januar erscheint auf der Titelseite vierspaltig über die ganze Breite der Zeitung die Ermahnung: Frage jeden Oberschlesier, den Du kennst, ob er seine vaterländische Pflicht erfüllt und seinen Stimm-Antrag vollzogen hat. Sonst muß er sich sofort an die nächste Ortsgruppe der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier wenden. In einem Beitrag, ebenfalls auf der Titelseite, wird als ein letzter Aufruf ausgesprochen: Oberschlesier, vergeßt Eure Pflicht nicht! Um Gerüchten über Abstimmungsterror entgegenzutreten und die abstimmungswilligen Oberschlesier zu beruhigen, wurde mitgeteilt:

„Neuerdings stimmen alle Berichte überein, daß die Abstimmungskommission mit verstärktem Nachdruck allen Ausschreitungen entgegentritt. Die Grenze gegen Polen wird durch alliierte Truppen überwacht, die durch Engländer und Italiener noch weiter verstärkt werden sollen. Je näher der Abstimmungstag rückt, desto enger wird der Abschluß der Grenze sein und um so vollständiger auch die Verhinderung jeder Möglichkeit eines störenden Eingriffes von außen. Es wäre ganz falsch, wenn im Reich der Eindruck entstanden sein sollte, als riskiere man Leib und Leben, wenn man nach Oberschlesien gehe ...“ (FZ 29. 1. 1921).

Sonderzüge zur Abstimmung

Die Oberschlesierfahrten in Sonderzügen waren Ereignisse, die in der Fuldaer Zeitung besonders hervorgehoben wurden. So heißt es in der Ausgabe vom 10. 3. 1921: „Gestern nachmittag um viertelfünf traf der erste Zug hier ein, der die Abstimmungsberechtigten heimwärts führt. Reich geschmückt war er und so lang, daß er die Länge des Bahnsteigs überragte.“

Mollig mochte es drinnen sein, da Zug- und Schiebesmaschine und ein Heizwagen in der Mitte Wärme spendeten. Festlich sah er aus, und heitere Gesichter schauten aus jedem Fenster. Festlich geschmückt war auch unser Bahnsteig. Tannenbäume, Kränze und Fähnchen und das Spiel eines Trompeterkorps begrüßten die Heimattreuen. Aus dem Zuge vernahmen wir das Wort: „Wir wollen denen daheim schon Mut machen!“ Das ist das rechte Wort! Denn die bodenständige Bevölkerung Oberschlesiens ist unter dem Schrecken, den die Knüppelbande Korfantys (!) verbreitet hat, mancherorts bis zur Gleichgültigkeit gelähmt. Sie verlangt nur nach friedlicher Ruhe, nach Befreiung von der Drangsaliierung, um still aufzubauen. Möchten die Heimattreuen ihnen den Sonnenschein bringen, der die dicken Lügennebel Korfantys zerreißt und den Ärmsten wieder einen frohen Ausblick in die Zukunft möglich macht. — Herr Lukaschik und seine Helfer und Helferinnen leiteten ihre Schützlinge zu den Fahrtgenossen ...“

Der letzte Sonderzug nach Oberschlesien wurde in der Fuldaer Zeitung vom 16. März 1921 folgendermaßen angekündigt: „Morgen, Donnerstag nachm. 1 Uhr 9 Min., rollt der letzte Sonderzug, welcher 46 Ober-

schlesier aus Fulda und Umgebung aufnimmt, nach dem Abstimmungsgebiet vom Fuldaer Bahnhof ab. Nach den bis jetzt eingetroffenen Nachrichten wurden die Abstimmler auf allen Haltestationen mit unermäßigem Jubel empfangen und mit Erfrischungen bewirtet. Den Damen wurden Blumensträuße überreicht. Eine ganz besondere Ehrung ist den Heimattreuen in Erfurt, Dresden und Görlitz zuteil geworden. Die Spitzen der Behörden, Gesangsvereine, Musikkapellen, Schulkinder und Tausende von Menschen haben sich zur Begrüßung auf den Bahnhöfen eingefunden. Leider kann den Heimattreuen bei ihrer Ankunft in ihrer Heimat ein solcher Empfang nicht bereitet werden, da die interalliierte Kommission jeden festlichen Empfang untersagt hat. Alle errichteten Erfrischungsstationen im Abstimmungsgebiet sind von den Franzosen aufgehoben worden. Die einlaufenden Sonderzüge müssen vor dem Passieren der Grenze ihres Schmuckes beraubt werden. Zu den Bahnhöfen haben nur die einzelnen Kommissionen Zutritt. Draußen vor den Bahnhöfen stehen Hunderte von Menschen, auf deren Gesichtern Freude und Zuversicht zu lesen ist: Oberschlesien ist deutsch und bleibt deutsch!“

Zur Fahrt nach Oberschlesien berichtete die Fuldaer Zeitung am 18. März 1921: „Tag und Nacht ist emsig gearbeitet worden, damit die Reise nach Oberschlesien reibungslos vonstatten gehen kann. Es ist keine Kleinigkeit, mehrere hunderttausend Menschen binnen weniger Tage nach einem bestimmten Gebiet zu bringen. Die Arbeit ist restlos erfüllt: der letzte Abstimmungszug passierte gestern nachmittag 1.09 Uhr den Bahnhof Fulda. 46 Oberschlesier aus Fulda und Umgebung hat er aufgenommen, um sie mit ihren Landsleuten nach der Heimat zu bringen. Unermeßlicher Jubel herrschte beim Einlaufen des geschmückten Sonderzuges. Fröhliche Weisen, frohe Gesichter und feste Zuversicht! Gefühle gemischten Inhalts erfüllten unsere Herzen beim Anblick solch erhebender und ergreifender Bilder. Sie geben Zeugnis äußerer und

Rettet Oberschlesien!

Sonntag, den 13. Februar 1921, nachmittags 2½ Uhr, auf dem Sportplatz der städtischen Bleiche

großes

Fussballwettspiel

Sportfreunde Mannheim (1. Mannschaft)

gegen

Turngemeinde 48 Fulda (1. Mannschaft).

Eintritt 3.— Mark.

Der Reinertrag wird ungekürzt der Oberschlesier-spende zugeführt.

245

Unter dem Leitmotiv „Rettet Oberschlesien“ veranstaltete die Turngemeinde 48 Fulda ein Fußballwettspiel auf der städtischen Bleiche. Der Reinertrag wurde an die Oberschlesierspende abgeführt. Inserat in der Fuldaer Zeitung vom 12. Februar 1921.

innerer Größe und deutscher Kraft. Jetzt entspinnt sich ein hartes Ringen um deutsche Gaue. Korfanty und seine Abstimmungsbande (!) scheuen keine Mittel, unseren Sieg zu untergraben: Mord, Bestechung und Lügenmärchen. Auch in Fulda schwirren unhaltbare Gerüchte umher, von Eisenbahnunfällen und Überfällen, die von gewissenlosen und leichtsinnigen Schwätzern verbreitet werden und jeder Wahrheit bar sind. Doch wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt. Einig und geschlossen gehen wir in den Endkampf zum Sieg!“

Glockengeläute am Abstimmungstag

Ebenfalls am 18. März 1921 wurde vom bischöflichen Generalvikariat mitgeteilt, daß am oberschlesischen Abstimmungstag, also am 20. März 1921, „in allen Kirchen der Diözese der hohen Bedeutung des Tages für die wirtschaftlichen und religiösen Interessen des Vaterlandes gedacht werden soll und mittags 12 Uhr durch besondere Glockengeläute die Aufforderung der Gläubigen erneuert werden soll, durch stille Zurückgezogenheit und eifriges Gebet mitzuwirken, daß der höchste Lenker der menschlichen Geschichte die oberschlesische Abstimmung zu einem für Deutschland günstigen Ausgang führe“ (FZ 18. 3. 21).

Ergebnis der Abstimmung

Am 23. März berichtete die Fuldaer Zeitung über das Gesamtergebnis der Abstimmung, bekanntgegeben durch die Interalliierte Kommission. Danach hatten 716400 (= 60,3 Prozent) für Deutschland und 471406 (= 39,7 Prozent) für Polen gestimmt, so daß im allgemeinen das Verhältnis 60:40 zugrunde gelegt wurde. In dreizehn Kreisen des Abstimmungsgebietes war eine Mehrheit zugunsten Deutschlands zu verzeichnen, nämlich:

Lobschütz	99,6 Prozent
Kreuzburg	96,4 Prozent
Ober-Glogau	88 Prozent
Oppeln	76 Prozent
Kosel	76 Prozent
Königshütte	75 Prozent
Ratibor	71 Prozent
Rosenberg	68 Prozent
Gleiwitz	65 Prozent
Kattowitz	57 Prozent
Lublinitz	53 Prozent
Hindenburg	52 Prozent
Beuthen	50,2 Prozent

Dagegen:

Groß-Strelitz	49,2 Prozent
Tarnowitz	39 Prozent
Rybnik	37 Prozent
Pleß	29 Prozent

Als Kommentar zu diesem Abstimmungsergebnis wird festgestellt: „Während also nur drei Kreise eine polnische Mehrheit von über 60 Prozent aufweisen, haben wir neun Kreise mit mehr als 60 Prozent deutschen Stimmen und sechs Kreise, in denen mehr als drei Viertel Stimmen für Deutschland abgegeben sind, während kein einziger Kreis eine polnische Dreiviertelmehrheit aufweisen kann.“ Von den 17 Kreisen war also in 13 eine Mehrheit für Deutschland und in 4 Kreisen eine Mehrheit für Polen vorhanden.

Das Plebiszitkommissariat erließ einen Aufruf an die Oberschlesier, in dem es hieß: „Die Abstimmung hat eine überwiegende Mehrheit der deutschen Stimmen ergeben. Die deutsche Mehrheit beträgt über eine viertel Million. Die Heimat ist gesichert. Der Sieg ist unser...“

Die hohe Abstimmungsbeteiligung von 97,5 Prozent deutet darauf hin, daß alle Abstimmungsberechtigten wußten, worauf es ankam. Es besteht auch kein Zweifel darüber, daß die heimattreuen Oberschlesier aus dem Reich wesentlich zu diesem Abstimmungsergebnis beigetragen haben. Während Friedensburg (Seite 33/34) 1181277 abgegebene Stimmen anführt, hatte die Fuldaer Zeitung vom 19. März 1921 von zirka 1150000 Oberschlesiern gesprochen, die zur Abstimmung schreiten würden. Davon waren 960000 in Oberschlesien ansässig, während zirka 192000 aus dem Reich zur Teilnahme an der Abstimmung erwartet wurden.

Bedeutung der Abstimmung

Auf die Bedeutung der Abstimmung hatte Reichspräsident Ebert in einem Aufruf bereits zwei Tage zuvor hingewiesen (FZ vom 19. März 1921) und dabei

Die Bezeichnung „Großer Fuldaer Blumentag“ erklärt sich aus dem Verlauf dieses Tages, an dem während des Konzertes im Schlosspark, ausgeführt von der Fuldaer Reichwehrkapelle, von Sammlerinnen Blumen (Johannisblumen) verkauft und auch Spenden entgegengenommen wurden. Der Blumentag erbrachte in der Stadt Fulda Spenden von insgesamt 8486 Mark (FZ 18. 2. 1921) und im Landkreis 16689 Mark, wo „vorzugsweise Lehrer und sämtliche Landjäger gesammelt“ hatten (FZ 23. 2. 1921).

Bereits am 9. Februar wurde von der Fuldaer Zeitung auf die Bedeutung der Abstimmung in Oberschlesien hingewiesen. Bezeichnend für die Situation und den politischen Stil der damaligen Zeit ist es, wenn es heißt: „Wir haben einen Friedensvertrag, aber keinen Frieden; wir haben Jammerzustände, aber keinen Friedenszustand... Wir sehen klar, daß der Vernichtungswille unserer Feinde unverändert fortbesteht; daß ihr Vernichtungswerk auf geraden und krummen Wegen mit List und Hinterlist und mit allen Mitteln fortgesetzt werden soll...“ Der Aufruf klingt aus mit der Aufforderung: „Treue den Heimattreuen, die nun entscheiden werden, ob Oberschlesien bei dem Mutterlande Deutschland bleibt, das ihm eine wahre Mutter seit über 800 Jahren gewesen ist und seinem Volke außer den Segnungen des Christentums unzählige Kulturgüter gebracht hat. Den treuen Herzen wahre Herzens-treue – auch am Opfertag in Fulda...“

FZ 11. u. 12. Febr. 1921
Kopien und Texte: Berge

die jahrhundertelange Verbindung Oberschlesiens mit Deutschland hervorgehoben. „Oberschlesien und Deutschland“, so betonte der Reichspräsident, „sind unlösbar miteinander verbunden.“ An die Oberschlesier gewandt, endete der Aufruf: „Die Stunde der Entscheidung ist da. Das deutsche Volk und die deutsche Regierung hoffen und vertrauen auf Euch. Denkt an Eure Zukunft, denkt an Euch und Eure Kinder und stimmt für ein deutsches Oberschlesien!“

Nach der Abstimmung erließ Reichspräsident Ebert wiederum einen Aufruf, in dem auch der Anteil der heimattreuen Oberschlesier am Abstimmungsergebnis gewürdigt wird. In dem Aufruf hieß es: „Die deutsche Sache in Oberschlesien hat einen entscheidenden Sieg errungen. Er ist dem einmütigen Einstehen des gesamten deutschen Volkes zu danken. Die eingeseessene Bevölkerung hielt ungeachtet aller gegenwärtigen Versuche, sie dem deutschen Gedanken zu entfremden, in ihrer überwiegenden Mehrheit treu zum Vaterlande. Die stimmberechtigten Oberschlesier aus dem Reich und Ausland haben, erfüllt von der Liebe zur Heimat, die Entbehrungen und Mühen nicht gescheut und sind, allen Einschüchterungsversuchen

Grosser Fuldaer Blumentag

für die

Grenzspende Oberschlesien.

Sonntag, den 13. Februar 1921, von 11 Uhr ab beginnend, grosses Promenadenkonzert im Schlosspark, ausgeführt von der hiesigen Reichwehrkapelle.

Oberschlesiens Verlust, wäre Deutschlands Vernichtung!

Deutsche Brüder und Schwestern, beweiset am heutigen Tage, dass in Euren Herzen treu deutsche Gesinnung wohnt, beweiset, dass in Euren Adern deutsches Blut fließt, beweiset, dass ihr keine Sklaven unser unerbittlichen Feinde werden wollt, sondern freie deutsche Bürger. Der Wille unserer Feinde geht nur einzig und allein darauf hinaus, unser ganzes Wirtschaftsleben gänzlich zu vernichten, daher der unendliche Kampf um die Diamantkrone unseres Vaterlandes

Oberschlesien.

Die heimattreuen Oberschlesier sind dazu berufen, die Diamantkrone dem Reiche zu erhalten; das kann aber nur geschehen, wenn jeder Deutsche sich in den Dienst der deutschen Sache stellt, und die Heimattreuen durch Spenden unterstützt, um ihnen die Fahrt nach Oberschlesien zu ermöglichen.

Vergessen wir nicht, dass die Heimattreuen den Ausschlag bei der Abstimmung geben.

Um all die hunderttausende Abstimmungsberechtigten nach Oberschlesien zu befördern, gehört Geld und abermals Geld. Die riesigen sich auf viele Millionen belaufenden Unkosten müssen durch freiwillige Gaben aufgebracht werden, da die Regierung nicht einen Heller zu diesem Zweck hergeben darf, weil ihr die Hände gebunden sind.

Also lieber deutscher Bruder und liebe Schwester, wollt ihr Deutsche sein und bleiben, so vergesst am Sonntag nicht Eure Opferpflicht fürs Vaterland.

Oberschlesien ist und muss deutsch bleiben!

Die heimattreuen Oberschlesier.

Sonntag, den 13. Februar, nachmittags 2 1/2 Uhr auf dem Sportplatz der Stadt, Bieleke

grosses Fussball-Wettspiel,
Sportfreunde Mannheim gegen Turgemeinde 48 Fulda,
zu Gunsten der heimattreuen Oberschlesier.

Lied der Treue

Hörst du den rollenden Rädergesang
über dem glitzernden Schienenstrang
tage-, nächte- und wochenlang,
ferne – noch halb verschwommen?
aber – sie kommen...

Hörst du den alten, geliebten Klang,
lange entbehrten Heimatgesang?
Hörst du den pochenden Herzensgang?
Hast du das Lied von der Treue vernommen?
Bruder! – sie kommen!

(Fuldaer Zeitung 18. 3. 1921)

Diese schlichten Zeilen, die sicherlich kein hochwertiges dichterisches Erzeugnis darstellen, wirken in ihrer Innerlichkeit und auf dem Hintergrund der damaligen politischen Situation insbesondere auf den emotionalen Bereich der von der Abstimmung betroffenen Menschen. Die Genugtuung und die Gewissheit, daß die heimattreuen Oberschlesier zur Abstimmung kommen und ihre oberschlesischen Landsleute in der Heimat nicht im Stich lassen, steigert sich jeweils am Strophende in der Feststellung: „aber – sie kommen“ und „Bruder! – sie kommen!“

zum Trotz, vollzählig nach Oberschlesien geeilt, um ihrer Pflicht gegen Heimat und Vaterland zu genügen. Mit der größten Opferwilligkeit haben alle Schichten der Bevölkerung durch die Grenzspende zu den Mitteln beigetragen, um auch den Ärmsten die Reise nach Oberschlesien zu ermöglichen. . . .“ In Hinblick auf derartige Feststellungen verdienen auch die Fuldaer Aktivitäten der heimattreuen Oberschlesier sowie die Reaktionen und Mitarbeit der Bevölkerung besondere Beachtung.

Empfang in der Reichshauptstadt

Wie die Tätigkeit der Verbände der heimattreuen Oberschlesier damals in Deutschland anerkannt und gewürdigt wurde, geht ferner aus einem Bericht über die Begrüßung in Berlin hervor, wo „der erste Heimkehrerzug aus dem Abstimmungsgebiet am Montagabend ankam. Unter den Klängen des Liedes „Lobe den Herrn“ rollte der Zug unter großem Jubel in die Halle. Oberbürgermeister Boes richtete Worte herzlichen Willkommens an die Heimkehrenden. Reichskanzler Fehrenbach begrüßte die Heimkehrer und sagte: Nach sorgenvollen Tagen ist nun endlich wieder Freude eingekehrt. Oberschlesien hat das gehalten, was wir von ihm erhofft, und es hat den Beweis geliefert, daß das deutsche Volk mit seinem Glauben an Oberschlesien recht behalten hat. Sie haben willig die Anstrengungen und Mühen der Fahrt auf sich genommen, um in der Heimat für Deutschland einzutreten. Sie haben ihre Freunde und Verwandten wiedergesehen. Sie haben auf den Ihnen teuren Gräbern gebetet, und Sie haben aus den heiligen Brunnen der Heimat wieder getrunken. Sie haben das Bekenntnis Ihres Deutschtums abgelegt. Nur der ist in tiefster Seele treu, der seine Heimat liebt wie Du! Mühselig war die Fahrt. Greise und werdende Mütter haben sich ihr unterzogen, aber nicht umsonst! Sie haben es getan, damit ihr Vaterland, damit Oberschlesien mit dem Reich verbunden bleibt. Jetzt gilt es, von neuem aufzubauen. Das deutsche Oberschlesien, Glück auf!“

Abgeschlossen wird dieser Bericht mit dem Hinweis: „Die Ansprache des Reichskanzlers löste nach einigen Augenblicken tiefer Ergriffenheit freudigen Widerhall aus. Nach einem dreifachen Hoch auf den Reichskanzler stimmten die Tausende auf dem Bahnsteig „Deutschland, Deutschland über alles“ an.“

(FZ 23. 3. 1920)

Eine gewaltige Kundgebung Resolution der Fuldaer Bürger

„Eine gewaltige Kundgebung, an der die Mehrheit der Bewohner Fuldas beteiligt war, fand gestern vormittag“, so berichtet die Fuldaer Zeitung am 11. 4. 1921, „für die Erhaltung des ungeteilten Oberschlesien bei Deutschland statt. Begünstigt vom schönsten Frühlingswetter sammelten sich kurz nach 11 Uhr in der Bahnhofstraße fast alle hiesigen Vereine und Ortsgruppen, die Schüler der höheren Lehranstalten, Bürger aller Parteien und zogen unter den Klängen von fünf Musikkorps über den Kaiserplatz (heute Universitätsplatz), durch den Steinweg, Buttermarkt, Karlstraße, Königstraße, Wilhelmstraße, Kastanienallee zur Hauptwache vor dem Stadtschloß. Der Zug, der von der Feuerwehr eröffnet wurde und in musterhafter Ordnung seinen Weg genommen hatte, wurde vor der Hauptwache schon von Tausenden erwartet, so daß nach seinem Eintreffen 10000 bis 12000 Personen den Bonifatiusplatz, (die) Schloßterrasse, die Eingänge der Friedrichstraße und Schloßstraße füllten. Die im Zug vertretenen 20 Fahndeputierten hatten auf der Terrasse der Hauptwache Aufstellung genommen. Oberbürgermeister Dr. Antoni richtete von der Treppe der Hauptwache aus das Wort an die Versammelten. Er legte dar, daß auf Grund wirtschaftlicher, kultureller und nationaler Beziehungen Deutschland nicht Oberschlesien und Oberschlesien nicht Deutschland entbehren könne. Deshalb forderte er von der Entente und von der ganzen Welt: Oberschlesien ungeteilt für Deutschland. Zum Schluß seiner Ausführungen schlug er folgende Entschließung zur Annahme vor:

Tausende von Einwohnern der Stadt Fulda, aus allen Ständen und Parteien mit den Heimatstreuen in machtvoller Kundgebung für den Bestand Oberschlesiens versammelt, fordern auf Grund des Abstimmungsergebnisses sowie auf Grund des vertraglichen, natürlichen, geschichtlichen und moralischen Rechts, daß Oberschlesien ungeteilt bei Deutschland verbleibt. Sie ersuchen die Regierung, unverzüglich die

Nimmer darfs geschehen, daß man trotz der entscheidenden Volksab- stimmung uns Oberschlesien entreißt.

Bürger jeder Parteirichtung, aller Vereine und Vereinigungen sind entschlossen

**Sonntag, den 10. April, mittags 12 Uhr,
vor dem Schlosse**

ihren Widerspruch gegen jede Verletzung vertragsmäßiger Rechte kundzugeben. Sammelort: Bahnhofstraße von 11 Uhr ab. Zug über Buttrmarkt vor die Hauptwache. Um allgemeine Beteiligung — der Vereine mit Fahne und Musik — bitten

Die Heimatstreuen.

Aufruf zur Protestkundgebung am 10. April 1921 vor dem Schloß (vgl. Textteil „Eine gewaltige Kundgebung“). Außerdem fordern zahlreiche Vereine, Verbände usw. in Kleinanzeigen im Anzeigenteil ihre Mitglieder zur Teilnahme auf (Fuldaer Zeitung vom 8. April 1921).

erforderlichen Maßnahmen zur Durchführung dieses Willens zu treffen.

Ein vieltausendstimmiges „Ja!“ ertönte auf die Frage, ob die Versammelten mit dieser Entschließung einverstanden seien. Die Entschließung wurde, unterzeichnet von Dr. Antoni für die Einwohner der Stadt Fulda, vom Postsekretär Lukaschik für die heimatstreuen Oberschlesier, an den Reichskanzler in Berlin abgesandt. Postsekretär Lukaschik sprach allen Teilnehmern herzlichen Dank aus und brachte ein stürmisch aufgenommenes Hoch auf das deutsche Vaterland aus. Anschließend sangen die Versammelten entblößten Hauptes: Deutschland über alles.

Zum Schluß forderte Schulrat a. D. Brandenburger, der trotz seiner hohen Jahre unermüdlich an der Aufklärung über Ostfragen im Sinne des Deutschtums tätig ist, zu einem Hoch auf den Oberbürgermeister auf, das ein lautes Echo fand. Unter dem Gesang der zweiten Strophe des Deutschlandliedes löste sich die gewaltige Versammlung auf. Ähnliche Versammlungen mit dem gleichen Ziel der Kundgebung für ein ungeteiltes deutsches Oberschlesien haben gestern in zahlreichen deutschen Städten stattgefunden.“

Gerechtigkeit für Oberschlesien Resolution der Fuldaer Parteien

Fünf Wochen nach dieser Fuldaer Kundgebung der Fuldaer Bürgerschaft erfolgte wiederum eine Resolution an den Reichskanzler. Diesmal ging die Initiative von sämtlichen Fuldaer Parteien aus. Die gemeinsame Erklärung der Parteien wurde in der Fuldaer Zeitung vom 19. Mai 1921 unter der Überschrift „Gerechtigkeit für Oberschlesien“ veröffentlicht und lautet:

„Das ungeheuerliche Vorgehen der Polen in Oberschlesien, insbesondere ihr Versuch, Teile Oberschlesiens, deren Bevölkerung sich bei der Abstimmung für das Verbleiben bei Deutschland ausgesprochen hat, gewaltsam von Deutschland zu trennen und dem polnischen Staat anzugliedern, veranlaßte Vertreter der politischen Parteien Fuldas zu einer gemeinsamen Handlung. Sie haben an den deutschen Reichskanzler folgende Depesche gesandt: „Fulda, den 18. Mai 1921. Das deutsche Volk hat durch die Annahme des Ultimatums in der Reparationsfrage seinen Willen kundgegeben, die ihm durch den Versailler Friedensvertrag auferlegten Forderungen zu erfüllen. Das deutsche Volk fordert dagegen, daß auch die Entente-mächte ihm gegenüber sich streng an den Friedensvertrag halten. Oberschlesien hat durch seine Abstimmung den Willen der überwiegenden Zahl seiner Bevölkerung kundgegeben, bei Deutschland zu bleiben. Trotzdem versuchen die Polen — erwiesenermaßen unter Duldung französischer Militärs —, diesen Abstimmungswillen zunichte zu machen. Der gesetzliche Zustand muß durch tatkräftiges Eingreifen der interalliierten Kommission sobald als möglich wieder hergestellt werden. Korfantys Gewaltpolitik muß endlich aufhören. Einmütig legt die gesamte Bevölkerung Fuldas in Stadt und Land entschiedenste Verwahrung

ein gegen die polnischen Gewalttätigkeiten. Sie fordert volle Gerechtigkeit für Oberschlesien, das entsprechend dem Abstimmungsergebnis ungeteilt bei Deutschland verbleiben muß.“

Für die Deutsche Demokr. Partei: gez. Dr. Büttner
Für die Deutsch-Nationale Volkspartei: Rosenthal
Für die Deutsche Volkspartei: Maly
Für die Sozialdemokr. Partei Deutschlands: Mihm
Für die Unabhäng. Soz. Partei Deutschlands: Haase
Für die Zentrumsparthei: Dr. Marx.“

Weitere Aktivitäten veranstalteten Oberschlesier und Einheimische in Fulda auch im Verlauf der folgenden Monate, z. B. Sammlungen, Flüchtlingsfürsorge, Aufnahme von Ferienkindern. Schließlich wurde 1922 eine Ortsgruppe heimatstreuer Oberschlesier gegründet. Darüber mehr in der Fortsetzung.

Anmerkungen

- 1 Ferdinand Friedensburg, Die Weimarer Republik, Hannover und Frankfurt/M. 1957, S. 32.
- 2 Bruno Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. IV, Stuttgart 1959, S. 101.
- 3 Walter Tormin, Die Weimarer Republik (Edition Zeitgeschichte), 7. Aufl., Hannover 1973, S. 115. — Friedensburg, S. 33; auch das folgende Zitat.

Orgelbauer Johann Georg Faust

Über den Orgelbauer Johann Georg Faust aus Rasdorf ist nicht viel bekannt. Er hat zwischen 1821 und 1839 kleinere Orgelarbeiten durchgeführt, hauptsächlich in Nordhessen. Wo er den Orgelbauerberuf erlernt hat, ist nicht bekannt.

Faust schreibt über sich im Jahre 1829: „Ich habe mich nun bereits als gehörig gelernter Orgelmacher (seit) 15 bis 20 Jahren mit Verfertigung von neuen Orgeln sowohl als auch mit Ausbesserungen im In- wie im Auslande beschäftigt.“

Allerdings sind Orgelneubauten durch ihn bisher nicht bekannt geworden.

Erstmalig erfahren wir von einer Orgelreparatur durch ihn im Jahre 1821 in der evangelischen Kirche zu Ottrau bei Ziegenhain. Dort reparierte er auch 1827, und 1828 stimmte er die dortige Orgel. 1823 arbeitete er an der Orgel in Neustadt (Kreis Kirchhain). Darüber erhielt er folgendes Zeugnis (altertümliche Schreibweise beibehalten):

„Daß der Orgelmacher Johann Georg Faust von Rasdorf im Großherzogthum Fulda die hiesige Orgel, ein Werk von zwey Claviren, Pedal und Posaune, reparirt und rein gestimmt habe, solches wird demselben mit Bezeugung unserer vollkommenen Zufriedenheit nicht allein hiermit attestirt, sondern derselbe zugleich auch von uns zu jenen Arbeiten allen bestens empfohlen.

Neustadt Kreis Kirchhain, am 14. August 1823.

Der Pfarrer Scheld

Der Knabenlehrer und Organist J. Jac. Zinser“

In den folgenden Jahren finden wir ihn bei verschiedenen Reparatur- und Stimmarbeiten in Nordhessen, so in Breitenbach, Dillich, Görszhain, Hatterode, Holzburg, Löhlbach, Marburg (Kugelkirche, kleine Reparaturen 1844 und 1848), Momburg, Niederlein, Riebeltsdorf, Schröck, Schwarzenborn, Sindelsfeld, Spieskappel und Weissenborn.

Anscheinend hatte er auch die Orgel seiner Heimatgemeinde Rasdorf in Pflege. 1825 kaufte er die Orgel der alten Rasdorfer Michaelskirche, reparierte sie und verkaufte sie 1838 weiter nach Gräfen bei Frankenberg a. d. Eder (der Gehäuseprospekt steht heute in Heimbach bei Ziegenhain).

1825 waren in Kurhessen sechs „Kreisorgelbauer“ ernannt worden, die die Orgeln ihres Kreises ausschließlich in Pflege haben sollten. So bewarb sich auch Johann Georg Faust 1829 bei der Regierung um die Kreisorgelbauer-Stelle im damaligen Kreis Hünfeld. In seinem Bewerbungsschreiben gibt er an, die Orgelreparaturen im Kreis seien bisher oft von „verschiedenen Individuen“ unsachgemäß ausgeführt worden. Er könne für gute Arbeiten garantieren, denn sie seien „immer zur Zufriedenheit der betreffenden Herren Pfarrer und Organisten ausgefallen“, und er legt das Zeugnis seiner Orgelreparatur in Neustadt (Kreis Kirchhain) vor. Allerdings wurde dann kein Kreisorgelbauer in Hünfeld ernannt (im Kreis Fulda ebenfalls nicht). Zu bemerken ist noch, daß die Bischöfliche Behörde in Fulda, die von der Regierung wegen dieser Sache befragt worden war, Faust als einen „seither ganz unbekannten“ Orgelbauer bezeichnete.

Gottfried Rehm

Oberschlesier-Kundgebungen in Fulda

II

Ein Rückblick auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg / Von Otto Berge

Hilfswerk für Oberschlesien

Am 21. Mai 1921 publizierte die Fuldaer Zeitung einen Aufruf für das Hilfswerk Oberschlesien. Diesmal ging es nicht darum, den außerhalb ihres Heimatgebietes sich aufhaltenden Oberschlesiern zu helfen, sondern es galt, die in ihrer Heimat verbliebenen Landsleute zu unterstützen. Der Hilferuf kam aus Breslau und wurde, wie die Unterschriften des Wohlfahrtsausschusses auswiesen, von weiten Kreisen der Bevölkerung unterstützt. Der Aufruf, der ein erschütterndes Bild von der Lage in Oberschlesien zeichnete, lautete:

„Die Not der deutschdenkenden Leute in Oberschlesien ist außerordentlich groß und wächst infolge der Untätigkeit der Franzosen gegenüber den raubenden Polen von Tag zu Tag. Das lehren uns die täglichen Schreckenberichte der Zeitungen. Tausende der Ärmsten sind nach Mittel- und Niederschlesien geflüchtet. Darunter sind Mütter und Kinder, deren Ernährer von den Polen verschleppt worden sind. Andere harren trotz der sich wiederholenden verbrecherischen Anschläge auf Hab und Gut noch wacker aus, viele in bereits völlig ausgeraubten Anwesen. Allen sucht die amtliche Fürsorge für Oberschlesien beizuspringen. Sie vermag nur dann die größte Not, Hunger und Nacktheit zu lindern, wenn ihr ganz Deutschland opfernd mit Geld, Kleidung und Lebensmitteln an die Seite tritt.“

Ein dringender Aufruf zur Hilfe ist von der Hauptgeschäftsstelle der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier in Breslau an das deutsche Volk gerichtet worden. „Spendet Lebensmittel für die Notleidenden an unsere Ortsgruppe. Gebt Geld auf Konto „Oberschlesierhilfe“ ... usw.“

Der Aufruf schließt mit der Bitte: „Die Fuldaer Bezirksgruppe heimattreuer Oberschlesier tritt dem Breslauer Hilferufe bei und ersucht jeden, nach Kräften zur Milderung der Not beizutragen ... Laßt den Notruf aus Oberschlesien nicht erfolglos verhallen. Gebt gern, soviel Ihr könnt.“

Unterzeichnet ist der Aufruf von Bischof Damian Joseph Schmitt, Superintendent Ruhl, Provinzialrabbiner Dr. Cahn sowie von Landrat v. Gagner und Oberbürgermeister Dr. Antoni (Fulda). Es folgen: Vaterländischer Frauenverein und Rotes Kreuz (Abtissin Freiin von Hammerstein), Katholischer Frauenbund (Fanny Schmitt), Evangelischer Frauenbund (Stiftsdame von Holleben), Israelitischer Frauenbund (Frau Birnbaum), Diözesan-Caritas-Verband (Msgr. Prof. Dr. Thielemann). Es folgen die Unterschriften der Landräte Dr. Wichens (Gersfeld), Ludwig (Hünfeld), Berta (i. V., Schlüchtern), Delius (Gelnhausen), v. Gilsa (i. V., Hersfeld) und Kreisdirektor Dr. Werner und Dr. Stammler (Alsfeld). Den Abschluß der Unterschriften bildet Postsekretär Lukaschik als Vorsitzender der Bezirksgruppe Fulda der vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier.

Zwei Tage später, am 23. Mai 1921, wird der Aufruf um Hilfe für Oberschlesien in der Fuldaer Zeitung in abgewandelter Form wiederholt, da in Oberschlesien „Not und Gefahr aufs äußerste gestiegen“ sind. So wird berichtet: „Die polnische Schreckensherrschaft unter französischer Duldung dauert an. Und heute wird wieder bestätigt, daß die Polen ihre Truppen dauernd verstärken. Die ober-schlesischen Städte sind umzingelt. Die telefonische Verbindung reicht nur noch bis Gleiwitz. Kattowitz ist nicht mehr erreichbar. Die Lebensmittelnot ist aufs höchste gestiegen. In Gleiwitz fehlen die Kartoffeln vollständig; Fleisch ist kaum noch zu haben. Die gesamten Lebensmittel reichen in Gleiwitz höchstens noch bis Mitte der nächsten Woche. Kattowitz ist von Lebensmitteln bereits so sehr entblößt, daß sein Fall nur die Frage weniger Tage sein kann. Es gilt, möglichst rasch Geld und Lebensmittel auf dem bekannt gegebenen Wege zu überweisen ...“

Einen Monat später, am 24. Juni 1921, wurde der Aufruf vom 23. Mai wiederholt. Dabei wird über die „Oberschlesienhilfe“ informiert, deren Hauptgeschäftsstelle sich in Breslau befand und „die als Hilfswerk gedacht (war) für alle unglücklichen Menschen, die durch die polnischen Greueltaten in wirtschaftliche Not geraten“ waren. Auch über den Verteilungs-

modus wurden Einzelheiten mitgeteilt. Desgleichen wurde der Inhalt der Lebensmittelpakete, deren Verpackung die Aufschrift „Gott schütze Oberschlesien“ trug, den Lesern bekanntgemacht. „Bei der Ausgabe“ der Pakete, so wird berichtet, „wird der Grundsatz verfolgt, daß in erster Linie die von den Aufständischen befreiten Gegenden bedacht werden.“

Oberschlesier-Hilfstag

Der 3. Juli 1921, ein Sonntag, wurde für „ganz Deutschland und Deutsch-Österreich (als) ein allgemeiner Oberschlesier-Hilfstag“ erklärt (FZ 28. 6. 1921). In allen Kirchen fanden Bittgottesdienste und Kollekten statt. Ferner wurden in allen Städten Blumentage, d. h. Sammlungen, durchgeführt, „um die entsetzliche Not der schuldlos in Armut geratenen deutschgesinnten Oberschlesier lindern zu helfen“. In ganz Deutschland wurde der Oberschlesier-Hilfstag als allgemeiner Opfertag für Oberschlesien betrachtet, bei dem Reichspräsident Ebert beispielhaft vorangegangen war, indem er eine viertel Million Mark zur Verfügung stellte (FZ 4. 7. 1921). In der Stadt Fulda erbrachte der Blumentag 8207 Mark für das Oberschlesier-Hilfswerk, wobei dieses gute Ergebnisse auf die „rührige Tätigkeit der Sammlerinnen zurückzuführen“ war (FZ 6. 7. 1921).

Ortsgruppe „Heimattreue Oberschlesier“

Die heimattreuen Oberschlesier in Fulda veranstalteten am 19. März 1922 im Gasthof „Alte Post“ zur Erinnerung an die Volksabstimmung in Oberschlesien vor einem Jahr eine Gedenkfeier, die verbunden war mit einer Protestkundgebung gegen den Genfer Schiedsspruch.¹ An dieser Veranstaltung beteiligten sich auch viele Nicht-Oberschlesier.

Nachdem der Bezirksleiter, Oberpostsekretär Lukaschik, einen Rückblick auf die im Jahre 1921 erfolgte Abstimmung und die „tieftraurigen Zustände in der Heimat“ erläutert sowie auf die Folgen der Abtretung des an Polen zugewiesenen Teiles (von Oberschlesien) hingewiesen hatte, wurde erneut die nachfolgende Resolution einstimmig angenommen:²

„Die heute aus der Stadt Fulda und Umgebung zur einjährigen Wiederkehr der ober-schlesischen Volksabstimmung in Fulda versammelten Heimattreuen, unter Beteiligung von vielen Nicht-Oberschlesiern, erheben erneut und schärfstens Protest gegen den Genfer Schiedsspruch, da derselbe wiederum dem Ergebnis der Volksabstimmung nach dem Friedensvertrage entspricht. Oberschlesien ist eine anerkannte politische, geographische, wirtschaftliche und kulturelle Einheit. Eine Zerreißung dieses Gebiets muß für das dort wohnende Volk unabsehbare Folgen zeitigen. Oberschlesien ist nur durch deutsche Kultur und deutsche Arbeit, deutschen Fleiß zu dem heutigen wirtschaftlichen Aufschwung gekommen; durch die Zerreißung dieses Gebietes sind schwere Gefahren für die dortige Bevölkerung zu befürchten. Unseren Brüdern und Schwestern in den geraubten Gebieten geloben wir, daß wir ihnen stets treu zur Seite stehen und nicht ruhen werden, bis der Genfer Schandpruch vernichtet und die geraubte Heimat dem Mutterlande zurückgegeben ist.“

Nach der Annahme der Resolution wurde eine Ortsgruppe der Vereinigung der Oberschlesier beschlossen und ein Vorstand gewählt.³ Vorsitzender Lukaschik, Schriftführer Matussek, Kassierer Menzel. Um die Mitglieder über die Verhältnisse in der Heimat zu unterrichten, wurde ihnen das Vereinsorgan „Oberschlesische Warte“ frei zugestellt. Ferner wurden die Flüchtlingsfürsorge und die Unterbringung schlesischer Ferienkinder besprochen. „Von den Anwesenden“, so wird berichtet, „haben sich bereits viele bereit erklärt, ober-schlesische Ferienkinder aufzunehmen.“ Auch an die übrige Bevölkerung wurde appelliert, diesem Beispiel zu folgen.

Musik, Gedichtvorträge und Gesang umrahmten die Veranstaltung, die mit einem „gemütlichen Teil“ ausklang. Namentlich genannt wurden Gedichtvorträge durch Michalsky und Gutmann sowie Liedervorträge durch das Gesangsquartett Marmetschke.

Aufruf!

Oberschlesier und Schlesier!

Durch ein grausames Diktat trotz unseres Treuebekenntnisses, trotz unseres unerschütterlichen Anspruchs auf Oberschlesien haben wir einen Teil unserer Heimat verloren.

Wir Heimattreuen im Reich geloben unseren Brüdern und Schwestern in den geraubten Gebieten unverbrüchliche Treue. Wir leben es als unsere Lebensaufgabe an, nicht zu ruhen und zu rasten, bis das Ziel ihrer Befreiung erreicht ist. Hoffen wir, daß der Dienst an der Heimat, den zu leisten unsere höchste Pflicht ist, rechte Früchte für unser Vaterland tragen wird. Hoffen wir, daß uns die Arbeit der kommenden Jahre weiter bringt.

Der heimattreue Gedanke wächst, unsere Arbeit hat unseren Landsleuten reichen Segen gebracht.

Niemals werden wir, niemals können wir unser teures Oberschlesien vergessen, niemals werden wir es aufgeben.

Glück auf unserer lieben Heimat!

Um die Heimat dauernd zu pflegen und unseren Landsleuten mit Rat und Tat in ihrer schweren Bedrängnis beizustehen, sowie die Bande, die uns mit der Heimat verknüpft, zu festigen und so dem deutschen Gedanken Rückhalt und Stärke zu geben, wollen wir uns alle, die fern von der Heimat weilen, fest und innig zusammenschließen. In allen Städten des Reiches sowie im Auslande haben sich bereits Ortsgruppen der vereinigten Verbände heimattreuer Ober-schlesier (Schlesiervereine) gebildet und so darf Fulda nicht zurückbleiben.

Zwecks Gründung einer Ortsgruppe in Fulda

ergeht hiermit an alle sich in Fulda und Umgebung aufhaltenden Schlesier (Männer und Frauen) die folgende Bitte, sich zu der am 4. März (Samstag) abends 8 Uhr stattfindenden Versammlung im Gasthof „Zur alten Post“ einzufinden zu wollen. Diejenigen, welche an der Teilnahme verhindert und Mitglied werden wollen, sind gebeten, ihre Beitritts-erklärung an den Unterzeichneten einzufinden. Mitglied unserer Vereinigung kann auch jeder Nichtschlesier werden, der unsere Bestrebungen zu unterstützen gewillt ist. Körperlich schwache Mitglieder sind ebenfalls willkommen.

Mit treudeutschem und landesmännlichem Gruß!

M. Lukaschik, Oberpostsekretär,
Vorsitzender der Bezirksgruppe Fulda d. v. O. S. h. O.

Dieser Aufruf zur Gründung einer Ortsgruppe der Oberschlesier geht aus vom Treuebekenntnis zur Heimat Oberschlesien. Die Abtretung schlesischer Landesteile an Polen wird als „grausames Diktat“ trotz „unseres unerschütterlichen Anspruchs auf Oberschlesien“ bezeichnet. Es wird von „unverbrüchlicher Treue“ zu den „Brüdern und Schwestern in den geraubten Gebieten“ gesprochen. Als „Lebensaufgabe“ wird herausgestellt, „nicht zu ruhen und zu rasten, bis das Ziel der Befreiung erreicht ist“. Wie ein Schwur klingt die Ermahnung: „Niemals werden wir, niemals können wir unser teures Oberschlesien vergessen, niemals werden wir es aufgeben.“

Schließlich wird als Ziel der Vereinsgründung herausgestellt: „Um die Liebe zur Heimat dauernd zu pflegen und unseren Landsleuten mit Rat und Tat in ihrer schweren Bedrängnis beizustehen sowie die Bande, die uns mit der Heimat verknüpft, zu festigen und so dem deutschen Gedanken Rückhalt und Stärke zu geben, wollen wir uns alle, die fern von der Heimat weilen, fest und innig zusammenschließen ...“ (Fuldaer Zeitung, 3. 3. 1922).

Anmerkungen

- 1 Fuldaer Zeitung 18. 3. 1922
- 2 Fuldaer Zeitung 22. 3. 1922
- 3 Fuldaer Zeitung 22. 3. 1922

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Plauderei über Mundart und Fremdwort

Von Wilhelm Hauck (†)

In einer Manuskriptenmappe fanden wir noch eine Plauderei des schon viele Jahre verstorbenen, aber bei allen, die ihn kannten, unvergessenen Fuldaer Heimatschriftstellers Wilhelm Hauck, der auch ein hervorragender Kenner der Fuldaer Mundart war. Er sandte uns diesen Beitrag am 21. Februar 1957 zu:

Unsere Fuldaer Mundart ist auch reichlich mit Fremdwörtern gespickt. Man muß nun wohl unterscheiden zwischen Fremdwörtern, die in ihrer richtigen Bedeutung in die Volkssprache übergegangen sind, zwischen solchen, die zwar richtig sind, aber falsch angewandt werden, und endlich solchen, die gelegentliche Entgleisungen sind, nach dem alten Spruch „Fremdwörter sind Glückssache“.

Bekannt ist die Anekdote von dem alten Fuldaer Arzt, der die Fremdwörter auf seine Art bekämpfte. Eine Fuldaerin klagte ihm in der Sprechstunde: „Ach, Herr Doktor, ich honn immer so starke Konvulsionen in mim Koop...“ Der Arzt fühlte den Puls, sah sich die Zunge der Patientin an und gab dann den Rat: „Da gehen Sie in die nächst' Hypothek on lassese sich vom Revisor Rhinzerosöl gaa – es steht hier auf

dem Konzept...“ Der Provisor wird dann jedenfalls das Rezept nach Vorschrift gemacht haben.

In einer Fuldaer Familie saß man bei Tisch; es klingelte, und das neue Mädchen vom Lande meldete der Herrschaft: „D'm Nehr Korn sin Laufjong stett duisse on will dee Mapp mit d'n Schurnäler hol...“ Die Frau des Hauses verbesserte: „M'r säert Schurnale on net Schurnäler...“ Das veranlaßte wiederum die Tochter, die die Töchterschule besuchte, ihrerseits zu einer Richtigstellung: „Richtig müßte man Jeurneaux sagen, Mutter!“ Die Marie vom Land meinte ungeduldig: „No mögese geheiß, beese monn, gannse mir dee Modehäfter här!“ Womit wohl das beste Wort gefunden worden war.

In einer Fuldaer Wirtschaft (es war die Windmühle, der Besitzer hieß damals Böhnisch) machten sich die jungen Leute ein besonderes Vergnügen daraus, Fremdwörter möglichst verkehrt anzuwenden oder zu verdrehen. Die Wirtin war aber für jedes Fremdwort sehr empfänglich. Sie hatte sich bald den ganzen Fremdwortschatz der übermütigen Gäste angeeignet. Denen bereitete es nun ein diebisches Vergnügen, wenn die Wirtin einen fremden Gast mit einem eleganten

„au reservoir“ verabschiedete. Oder wenn sie die Herren in vorgerückter Stunde ermahnte: „Es ist Zeit, meine Herren, um sich in Morphiums Arme zu begeben!“ Der alte Schlafgott Morpheus wird diese Späße ja nicht weiter übelgenommen haben, da er ja, dem Namen nach, mit dem Morphem stammverwandt ist.

Der eingangs erwähnte Fuldaer Arzt war durch seine Derbheit weit bekannt. Von ihm stammt auch das berühmte Telefongespräch über das Mittel gegen die Cholera. Diesen originellen Arzt besuchte einmal ein adliges Fräulein, das sehr stolz auf seine nachweisbaren 16 adeligen Ahnen war. Der Arzt begrüßte die Patientin in seiner Sprechstunde: „Guten Tag, Fräulein – wo tut's denn weh?“ Das Fräulein richtete sich kerzengerade auf: „Herr Doktor, ich bin Baronesse!“ – Der Arzt wiegte bedenklich sein Haupt: „Tscha – da kann ich Ihre net gehelf, das ist ein weit verbreitetes Übel, von dem ich Sie leider nicht befreien kann... Der Nächste bitte!“ –

Übel ist es einem Kaufmann mit dem Wort „Poussieren“ ergangen. Er riet seinem jugendlichen Ladengehilfen: „See derfe sich net so bokkig benähm. See messe dee Kundschaft ewengk puossier...“, womit ein freundliches, zuvorkommendes Wesen bezeichnet werden sollte. Einige Tage danach gab es großen Krach in dem Laden. Der Chef nahm sich den jungen Mann vor: „Boas mache See mir fier Sache! Das Fräulein

lein... hat sich vorderhind beschwert – See hättere en Kuß wollt gaa in mim Loade... Boas soll doas heiß?“ Der hoffnungsvolle junge Mann verteidigte sich: „Boas doas heiß soll – See honn doch sälber gesoert, ich wearn zo stief – ich sellt mit d'r Kundschaft poussier... Bee m'r sch macht, eß falsch!“ Der junge Fuldaer kannte Poussieren nur in der landläufigen Auffassung und wollte der Anwendung möglichst nahe kommen.

Eine Fuldaerin beklagte sich über den Sohn eines Nachbarn: „Ich honn mich über d'r Jong so alteriert, das gidd emo en Schwitje komm ie to“; alteriert hat in der Mundart ähnliche Bedeutung wie eschoffiert – aufgeregt, erhitzt. Ein „Schwitje“ macht Schwitte – er macht mehr von sich, als in Wirklichkeit an ihm ist.

Ein Möbelstück kann mundartlich „verschameriert“ sein, wenn die Politur verkratzt ist, aber auch ein Mensch kann in doppelter Hinsicht verschameriert sein, körperlich durch irgendein Gebrechen oder im übertragenen Sinne, wenn ein Flecken auf seiner Ehre haftet: „Är eß sinner Laddig verschameriert!“ –

Wer Gesten mit den Händen macht, „facht in d'r Luft rem mit sinne Häng“ Flattieren ist dagegen soviel wie Schmeicheln, um den Bart gehen.

Ein Stoff, der in verschiedenen Farbtönen schillert, „schattiert“ oder „schangschiert“; das

letzte richtig von changer – wechseln. Jedes Fuldaer Mädchen wußte auch, daß das „Schangschieren“ zu den Grundbegriffen in der Tanzstunde zählte. Ähnlich wie schameriert wird mundartlich auch „lädiert“ gebraucht; bei dem ersten Wort denkt man mehr an eine beschädigte Oberfläche; ist jedoch etwas abgebrochen, dann ist es eine „Lädierung“. Auf den alten Fuldaer Jahrmärkten nahmen die lädierten Geschirre einen breiten Raum ein. Es gab da „Kasserollerche“, „Potschamberche“, Nippfigürchen und dergleichen billig zu kaufen. „Ramponiert“ ist jedoch wieder stärker als lädiert; auch eine Gesundheit kann ramponiert sein.

Das „Schawellche“ war in Altfulda soviel wie ein Fußbänkchen; dagegen gehörte das „Waschlavor“ (franz. lavoir) als Waschschüssel ins Schlafzimmer. Die Krabatsche, die Klopffleische, ist heute als Erziehungsmittel für die Jugend „ausrangschiert“.

Von unserem Stadtsaal wurde einmal behauptet, er habe eine „miserable Aklimatik“; es war eine Neubildung für Akustik. – Dabei blieb es offen, ob diese Aklimatik etwas mit dem Gehör oder mit dem Geruch zu tun hatte.

Ein Fuldaer Mädchen, das alle Verehrer abwies, erklärte: „Ich honn net dee Temperatur zom Heiroade!“ Als sich das Temperament später einstellte, war die Temperatur der Verehrer leider auf dem Nullpunkt angekommen. Ein

Mädchen soll deshalb in der Auswahl ihrer Verehrer „net so diffissil sei – sonst hot's zolätzt kai Schangse meeh!“ Das ist nur eine ganz kleine Blütenlese von Fremdwörtern in der Fuldaer Mundart, die für heute genügen soll.

Unsere Mundartecke

Net allei

(Fuldaer Mundart)

Bann en Fulder druisse in d'r Främd, en Landsmann trefft dän e' net känn, fragte als Prob, so eß 's moa gewäse: „Bee wärsch dā, bammer äbbes äse?“

Verstette dār enner en eüt in „

Posteckhaus nahe der Fuldaer Pfarrkirche

Von Ernst Zeier

Mittwoch, 8. Juli 1992

In dem Plan der Hochfürstlichen Residenzstadt Fulda von 1727 ist in einem offenen Häuserviereck nahe der Stadtpfarrkirche die Lagebezeichnung Posteckhaus eingetragen. Es handelt sich um die Gebäude zwischen der Schmittgasse (heute Friedrichstraße) im Westen, dem Platz neben der Kirche, der damals Uffm Pfarrkirchhof hieß, dem Am Stein Wege im Osten (heute Nonnengasse) und dem noch nicht benannten schmalen Gäßchen im Süden, das heute Schmiedsgasse heißt.

Der Name Posteckhaus legt die Vermutung nahe, hier könnte einmal das Postamt gelegen haben. Diese Vermutung trifft aber nicht zu, denn das Postamt der Thurn-und-Taxischen Reichspost befand sich im 18. Jahrhundert im späteren Hotel Kurfürst, und zwar links von der Toreinfahrt. Der Name Posteckhaus muß also einen anderen Ursprung haben.

In den Katasterbüchern der Stadt Fulda aus den Jahren 1708, 1740 und 1854/60 sind die in Frage kommenden Häuser aufgeführt: auf den Parzellen 99 bis 104 an der Straße am Stein Wege, 104 bis 108 gegenüber der Pfarrkirche und 108 bis 114 an der Schmittgasse. Ferner sind in den Katastern auch die jeweiligen Hausbesitzer verzeichnet. Unter ihnen taucht der Name Post wiederholt auf.

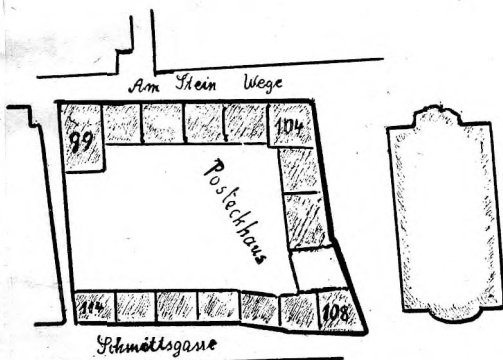
Von den Gebäuden auf der Parzelle 103 kaufte Hofrat Christian Post zunächst nur die Scheuer. Das zugehörige Haus samt Hof erwarb er 1762 hinzu. Ferner gehörte ihm schon 1727 das unbebaute Grundstück Parzelle 107 und das Haus auf Parzelle 108. Dieses Haus wird 1740 im Besitz eines Ignaz Post angegeben, der aber den Hof an den Hofrat Post abgab. Als nächster Besitzer des Eckhauses Parzelle 108 wird ein Heinrich Post genannt. Es dürfte sich um nahe Verwandte des Hofrats handeln.

Auch das Eckhaus auf Parzelle 104 gehörte 1708 dem Hofrat Post, für das er auch 1762 noch im Kataster genannt wird. Es handelt sich um ein zweiflügeliges Wohnhaus mit Durchfahrt, Anbau, Stallbau, Färberei, Holzremise und Hof. Auch die nächste Parzelle 105 gehörte Hofrat Post.

Christian Post war Beamter in der hochfürstlichen Hofhaltung. Als solcher trug er den Titel Hofrat. Als 1713 das Postamt Fulda infolge der wachsenden Aufgaben vergrößert wurde, wandte sich der Fürst Thurn und Taxis als Kaiserlicher Generalpostmeister an Fürstabt Amand von Buseck mit der Bitte, ihm für das Amt des Postmeisters (Postdirektor) eine geeignete Persönlichkeit zu vermitteln. Der Fürstbischof benannte seinen Hofrat Post. Ein hohes Amt scheint Post aber nicht innegehabt zu haben, denn in dem Antwortschreiben des Fürstabts vom 13. Juli 1713 bezeichnete er ihn als Schreiber.

Wie hoch das Einkommen Posts als Postmeister war, ließ sich nicht feststellen. Jedoch ist in den Akten im Zentralarchiv in Regensburg das Gehalt seines Nachfolgers, des Geheimen Rats Haynold, der also auch aus den Diensten des Fürstabts kam, angegeben. Es betrug jährlich 900 fl. (Gulden) zuzüglich 500 fl. Mietgeld. Das Gehalt von Post dürfte in dieser Höhe gelegen haben.

Das Postamt Fulda hatte des öfteren Differenzen bei den Abrechnungen der Einnahmen und Ausgaben mit dem Postamt in Würzburg. Deshalb reiste Post wiederholt nach Würzburg. Dort lernte er seine Frau kennen. Post heiratete 1745. Da seine Frau keine



Skizze vom Posteckhaus – Ausschnittzeichnung vom Stadtplan von 1727.
E. Zeier

Bürgerstochter aus Fulda war, kaufte ihr Mann für sie das Bürgerrecht für 8½ fl., wie in den Einnahmen der Stadt Fulda unter „Einnahmen Bürgergelder“ verzeichnet ist. Post ist dabei als Postamtsverwalter eingetragen.

Von seinen Besuchen in Würzburg brachte Post auch seinen Postsekretär Johann Wilhelm Seyffert mit, der gleichzeitig das Bürgerrecht in Fulda erwarb.

Die Bezeichnung Posteckhaus läßt sich nun erklären. Weil die beiden Eckhäuser an der Nonnengasse und der Friedrichstraße samt den angrenzenden Häusern im Besitz des Hofrats Post waren, die Familie Post darin wohnte und der Hofrat zudem noch Postmeister war, nannten die Fuldaer den Gebäudekomplex an der Pfarrkirche Posteckhaus. Das Bild des ganzen Häuservierecks wird ergänzt durch die Angabe der dortigen, wiederholt wechselnden Hausbesitzer. Es waren u. a. in der Friedrichstraße drei Hofräte, ein Kammerrat, ein Senator, der Hofkoch, der Hofschreiner, auch ein Italiener besaß ein Haus. In der Nonnengasse waren es zwei Kammerräte, ein Amtswundarzt, ein Obrist, ein Hofsekretär und der Domorganist. In dem Eckhaus auf der Parzelle 99 lud eine Weinstube, das Kapellchen genannt, zum Umtrunk ein.

Quellen:

Zentralarchiv des Fürsten Thurn und Taxis, Regensburg
Hessisches Staatsarchiv Marburg
Stadtarchiv Fulda
A. Jestädt, Kataster der Stadt Fulda
Geometrischer Grundriß über die Hochfürstl. Residenz Stadt Fulda vom 14. Februar 1727

Postverbindungen im Kreis Gersfeld

Von Gottfried R e h m

Das Landratsamt Gersfeld beantragte im Jahre 1879 bei der Regierung in Kassel, statt einer einmaligen eine zweimalige Personenpostverbindung täglich zwischen Gersfeld und Fulda einzurichten. Das wurde am 25. Mai 1879 abgelehnt mit folgender Begründung: „Durch die gewünschte Einrichtung würde ein jährlicher Kostenaufwand von etwa 4500 Mark veranlaßt werden. Mit diesen Kosten würde dann der geringe Nutzen, welcher durch die fragliche Erweiterung der Postverbindung für den Handel und Verkehr der dortigen Gegend zu erzielen wäre, in keinem auch nur annähernd richtigen Verhältnisse stehen.“

Im Jahre 1883 kommt dann auch Poppenhausen mit ins Spiel. Die Gemeinde Poppenhausen schrieb damals folgendes an die Regierung (Staatsarchiv Marburg 180 Gersf/437): „Der Ort Poppenhausen entbehrt zur Zeit noch einer Reisegelegenheit sowohl nach und von der nächsten Eisenbahnstation Fulda, wie nach und von der Kreisstadt Gersfeld.“ Deshalb beantragte Poppenhausen, daß „die Personenpost zwischen Gersfeld und Fulda, welche jetzt auf der Strecke über Hettenhausen – Weyhers – Lütter kursoriert, künftig über Poppenhausen – Weyhers – Lütter geleitet werde“ (damals bestand anscheinend zwischen Gersfeld und Fulda auch noch eine Direktverbindung für Postsachen, wie im folgenden angedeutet).

Die Oberpostdirektion befürwortete den Antrag der Gemeinde Poppenhausen und schlug weiter folgendes vor: „Der Reiseverkehr des Ortes Hettenhausen und des nur 1 km davon entfernten Dorfes Schmalnau würde durch das zwischen Gersfeld und Fulda auf direktem Wege über Hettenhausen und Lütter (nicht über Weyhers) verkehrende Privatpersonenfahrwerk des Posthalters Gutmann in Gersfeld, welches zur Postsachenbeförderung mitbenutzt wird, in ausreichender Weise vermittelt.“ Weiter schlug die Oberpostdirektion vor, eine Botenpost zwischen Hettenhausen und Weyhers einzurichten. Die Gemeinden Hettenhausen, Schmalnau und die Stadt Gersfeld wandten sich jedoch gegen diese Pläne.

Trotzdem entschied die Oberpostdirektion am 8. Juni 1883, daß „die Personenpost zwischen Fulda und Gersfeld, welche gegenwärtig ihren Weg über Hettenhausen und Weyhers nimmt, vom 16. 6. ab über Poppenhausen und Weyhers geleitet wird. Vom gleichen Tag an wird als Ersatz für die hierdurch in Wegfall kommende Versendungsgelegenheit nach und von Hettenhausen eine Botenpost zwischen Weyhers und Hettenhausen (im Anschluß an die Personenpost von Fulda nach Gersfeld) eingerichtet, welche zur Beförderung von Postsendungen jeder Art dient.“

Durch den Bau der Eisenbahn Fulda – Gersfeld wurden dann diese Postlinien hinfällig.

Protest gegen die Ausweisung der Franziskaner aus dem Kloster Frauenberg 1875

Von Erwin Sturm

Das Franziskanerkloster auf dem Frauenberg in Fulda hat in diesem Jahr die 100-Jahr-Feier der Wiedergründung der Thüringischen Ordensprovinz von der hl. Elisabeth begangen. Die erste „Thuringia“ war in der Reformation untergegangen, die zweite nach der Säkularisation. Nur die Klöster Fulda und Salmünster konnten fortbestehen. 1855 wurde wieder eine Kustodie (Vorstufe der Provinz) eingerichtet. Durch ein Schreiben des Ordensgenerals Aloysius von Parma vom 20. April 1894 wurde die Kustodie zur Provinz erhoben und die „Thuringia“ wiedergegründet. Erster Provinzial wurde der bisherige Kustos und spätere Ordensgeneral P. Dionysius Schuler. Große Verdienste um die Erhebung zur Provinz hatte auch der aus Kath. Willenroth bei Bad Soden-Salmünster stammende spätere Ordensgeneral P. Aloysius Lauer, der damals als Generalprokurator in Rom wirkte.

Aus Anlaß des Jubiläums dürfte es von Interesse sein, ein Protestschreiben von P. Aloysius Lauer gegen die Ausweisung der Franziskaner im preußischen Kulturkampf wiederzugeben, das er als Kustos der Kustodie am Vorabend der Vertreibung verfaßt hat (frühere Schreibweise beibehalten). Lauer schreibt:

Protest

Nach Verfügung der Königlichen Regierung zu Casel gelangt das Gesetz vom 31. Mai 1875 auch an mir und meinen Brüdern zur Ausführung. Wir werden am 20. Oktober aus den Räumen, in denen wir so lange unter Anerkennung der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, wie der ganzen Bevölkerung, Tag und Nacht gebetet und gewirkt haben, ausgewiesen und gezwungen, entweder unserem Berufe oder dem Vaterlande zu entsagen. Wir wählen das Letztere. Doch bevor wir der in der äußeren Form der Gesetzlichkeit herantretenden Vergewaltigung weichen, erachte ich es für meine Pflicht, die einzige weltliche Waffe der Schwachen zu gebrauchen und vor Gott, dem Richter auch der Mächtigen der Erde, und der gesamten wahrhaft civilisierten Welt für mich und im Namen des mir untergebenen Convents laut zu protestieren.

Im Namen des Rechts

Ich protestiere gegen die Ausweisung, zunächst im Namen des Rechts. Ordensleute, der Apostel der Deutschen und der hl. Sturm mit seinen Gefährten, waren es, welche vor mehr als einem Jahrtausend diesen Boden urbar machten, diese Stadt und dieses Haus erbauten.

Glieder unseres Ordens haben hier mit nur einmaliger Unterbrechung sechs Jahrhunderte hindurch ihres Amtes gewaltet und vor dritthalbhundert Jahren hat der damalige Landesherr, Fürstbischoff Bernard Schenk v. Schweinsberg, diesen Frauenberg den Franziskanern unter dem feierlichen Versprechen verbrieft, daß sie ihn nur alsdann zu verlassen hätten, wenn er oder sein Rechtsnachfolger ihnen eine ebenso zweckentsprechende Wohnung eingeräumt. Obgleich wir diese auch für den Rechtsnachfolger verbindliche Verpflichtung den Königlichen Behörden unrücklich nachgewiesen, obgleich selbst jenes Maigesetz der Erfüllung unseres Anspruchs nicht entgegensteht, werden wir jetzt von dem Frauenberge vertrieben,

ohne daß Obdach oder Entschädigung uns gewährt wird. Ist dieses ein Act derjenigen Testamentsvollstreckung unseres großen Blutzengen, des hl. Bonifatius, welche den Fuldaern vor wenigen Jahren in Aussicht gestellt wurde?

Im Namen des Glaubens

Ich protestiere aber auch im Namen des Glaubens, des heiligen römisch-katholischen Glaubens. Christus, unser Herr, hat die Beobachtung unserer Gelübde empfohlen, seine Jünger haben sie geübt, der hl. Paulus hat ihren Werth vertheidigt. Von dem ersten Jahrhunderte des Christenthums an gab es opfermüthige, entsagende Männer und Frauen, welche diese Gelübde ablegten, und als die Kirche aus den Katakomben emporstieg, da vereinigte sie dieselben in Klöstern, deren Bestehen und segensreiche Wirksamkeit sie als einen leuchtenden Erweis der Heiligkeit unserer Religion, als ein wesentliches Merkmal ihrer Wahrheit und Göttlichkeit ansieht. Was immer von Gott geoffenbart ist und bis zu den Zeiten der Apostel hinaufreicht, das ist dem Katholiken wesentlich; und der Kirche, nicht Andersgläubigen und Gottesleugnern, steht die Entscheidung über das Maß unseres Glaubens, unserer kirchlichen Rechte und darüber zu, welche religiösen Institutionen für ihre Glieder als wesentliche oder entbehrliche aufzufassen.

Im Namen der Freiheit

Ich protestiere sodann im Namen der Freiheit. Es gibt kein theureres Gut des Menschen, als die Möglichkeit, über sich selber zu bestimmen, soweit Gottes und der Nächsten Rechte nicht verletzt werden, „als die Freiheit“, und keine Freiheit ist ihm wichtiger, als die religiöse, die Gewissensfreiheit.

Ohne von Jemandem beeinflusst zu sein, haben wir aus Liebe zu Gott uns unseren Beruf erwählt und wollten „in dieser von uns beliebten Fassung“ selig werden. Niemand kann sich dadurch verletzt fühlen, als höchstens ein „Liberaler“, als ein Mensch, der wohl sich eine ungezügelte Freiheit, aber keinem Andersdenkenden auch nur die geringste Selbstbestimmung gestattet. Und diese Gewissensfreiheit wird uns nicht gegönnt zu einer Zeit, in der nach großen äußeren Siegen feierlich der Ausbau der inneren Freiheit dem jungen Reiche verheißen wurde.

Im Namen der Wahrheit

Ich protestiere ferner im Namen der Wahrheit. Wo ist auch nur versucht worden, den unserem Orden gemachten Vorwurf der Reichsfeindlichkeit durch Thatsachen und Beweise zu begründen? Warum sollen wir, die wir uns dem Gebete und der Seelsorge gewidmet haben, dem Wohle des Vaterlandes nachtheiliger sein, als die Menschen, welche das Volk systematisch ausbeuten, als die Gesellschaften, welche politische Zwecke unter unbekannten auswärtigen Obern verfolgen, deren Mitglieder blinden Gehorsam eidlich angeloben müssen, obgleich die letzten Zwecke ihrer Leiter ihnen verborgen sind? Und wie läßt sich das mit der Wahrheit vereinigen, daß man die mit dem Leben unserer Kirche innigst verwachsenen Institute vernichtet, daß man die dogmatisch feststehende Jurisdic-



P. Aloysius Lauer OFM trat 1850 bei den Fuldaer Franziskanern ein und wurde 1875 Provinzial der Thüringischen Kustodie. Als solcher mußte er den preußischen Kulturkampf und die Räumung des Klosters miterleben. 1897 wurde er Generalminister des wiedervereinigten Franziskanerordens und war der erste Deutsche unter den 106 Nachfolgern des hl. Franz von Assisi. Er starb 1901.

Das Porträt im Generalratszimmer des Klosters Frauenberg wurde im Jahre 1953 von Kunstmaler Josef Hunstiger (1889–1960), dem Bruder des Fuldaer Domkapitulars Wilhelm Hunstiger (gest. 1963), geschaffen.

Bilder und Texte: E. Sturm

tion des heiligen Vaters über alle Katholiken in Preußen ausschließt, während man gleichzeitig versichert, daß die katholische Religion selbst nicht verletzt werden sollte?

Im Namen der Menschlichkeit

Zuletzt bin ich vernöthigt, im Namen der Menschlichkeit zu protestieren. Ich will nicht fragen, ob es menschlich sei, uns unsere Existenz und Wirklichkeit hier abzuschneiden, indem man uns verbietet, als Ordensgeistliche thätig zu sein, und doch auch unter Hinweis auf die früheren Maigesetze nicht gestattet, als Weltpriester zu wirken; ob es human sei, unbescholtene, in der Seelsorge ergraute Männer ohne jegliches Vermögen auf das traurige Recht des Unterstützungswohnsitzes zu beschränken oder zur Auswanderung zu nöthigen; das aber dürfte unter Culturvölkern unerhört sein, daß man die Schlüssel des Hauses forderte, in dem, wie protokollarisch bekannt war, ein seit Monaten kranker Pater lag, dem, nach Aussage des Arztes, selbst eine Zimmerveränderung lebensgefährlich werden mußte.

Mit diesem Proteste, den ich bei Allem, was den Menschen heilig ist, erhebe, scheiden wir. So sehr es uns auch schmerzt, unser Vaterland, den geheiligten Boden Fulda's unter solchen Umständen verlassen zu müssen, so ist uns doch der Abschied durch die Wahrnehmung erleichtert, daß Deutschland mehr und mehr aufhört, „deutsch“ zu sein. Möge Gott dieses arme Deutschland, für welches wir auch in der Ferne beten werden, vor dem ihm drohenden Verderben bewahren, möge Er die Urheber seines Unglücks noch rechtzeitig zu der Erkenntnis führen, daß allein die Befolgung der Grundsätze des Christenthums wahre Staatsweisheit ist.

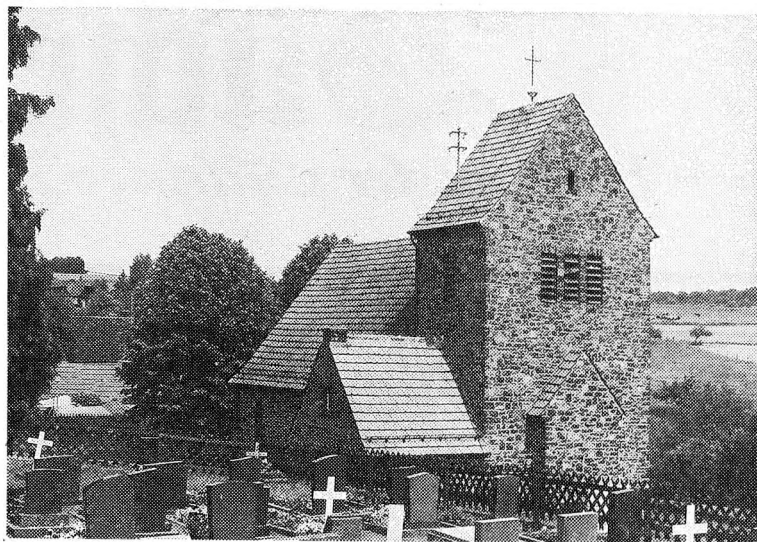
Kloster Frauenberg bei Fulda, am Feste des hl. Petrus von Alcantara, den 19. Oct. 1875. P. Aloysius Lauer.

Ordensgeneral P. Aloysius Lauer OFM

Pater Aloysius Lauer wurde am 28. 9. 1833 als Sohn der Eheleute Joh. Georg Lauer, Bauer zu Willenroth, und Maria Margaretha geb. Noll aus Marborn in Kath. Willenroth (heute Pfarrei Romsthal bei Salmünster) geboren und am folgenden Tag in der alten Filialkirche von Soden auf den Namen Christopherus getauft. Die Katholiken des „Huttischen Grundes“ gehörten damals noch zur Klosterpfarre der Franziskaner in Salmünster. Die Pfarrei Soden wurde 1888, die Pfarrei Romsthal erst 1893 abgetrennt. Lauer besuchte das Kurfürstliche Gymnasium in Fulda und trat am 13. 12. 1850 im Alter von siebzehn Jahren ins Franziskanerkloster auf dem Frauenberg in Fulda ein. Er erhielt dabei den Ordensnamen Aloysius. Im Fuldaer Priesterseminar besuchte er die theologischen Vorlesungen und wurde schon mit 23 Jahren am 17. 5. 1856 durch den Fuldaer Bischof Christoph Florentius Koett zum Priester geweiht. Aufgrund seiner hervorragenden Fähigkeiten wurde er zum Lektor (Lehrer) der Theologie bestimmt. Schon 1859 wurde er Guardian (Wächter) des Klosters Frauenberg und 1867 Kustos (Hüter, Schützer, Aufseher) der Thüringischen Kustodie (Vorstufe einer Provinz). Auch war er Militärseelsorger in Fulda.

1871 begann der preußische Kulturkampf gegen die katholische Kirche und ihre Orden. Die Kustodie zählte damals 30 Patres, 14 Kleriker (Studenten), 28 Laienbrüder und 2 Novizen (Neulinge, Anwärter). Diese waren auf die Klöster Fulda-Frauenberg, Salmünster, Marienthal/Rheingau, Stetten/Hohenzollern

Die Romsthaler Filialkirche St. Elisabeth in Kath. Willenroth wurde 1933 – 1934 im Heimatdorf des Ordensgenerals der Franziskaner erbaut. Eine Inschrifttafel weist sie als „P.-Aloysius-Lauer-Gedächtniskirche“ aus. Vorher fand der Gottesdienst im Schulsaal statt. Zur Zeit des P. Aloysius mußten die Bewohner noch zum Sonntagsgottesdienst nach Romsthal gehen. – „Wilrode“ erscheint urkundlich erstmals im Jahre 1339, als der Fuldaer Fürst Heinrich von Hohenberg das Dorf an die Herren von Hutten verpfändete.



und Ottbergen bei Hildesheim verteilt. Am 20. 10. 1875 mußten die Klöster Fulda-Frauenberg und Salmünster geräumt werden. Am Vorabend der Räumung schrieb P. Lauer den vorher abgedruckten Protest nieder. Einige Ordensmitglieder konnten in Fulda und Umgebung, in Salmünster, Marienthal und Mainz bleiben. Die meisten zogen nach Belgien, Holland, in die Schweiz, nach Tirol und ins Hl. Land. Eine Gruppe ging nach Nordamerika und gründete in Paterson (24 km nordwestlich von New York) ein neues Kloster, aus dem sich später eine neue Provinz entwickeln sollte. Dort befinden sich heute noch vierzehn Gemälde des Fuldaer Hofmalers Joh. Andreas Herrlein aus dem Refektorium des Klosters Frauenberg, die damals mitgenommen wurden.

P. Lauer ging zunächst nach Maastricht in Holland. 1876 erfolgte eine Neugründung auf dem St.-Michaelsberg bei Epinal an der Mosel, die aber schon 1880 wieder aufgelöst wurde. 1877 besuchte P. Lauer das neue Kloster in Paterson, das inzwischen schon neue Niederlassungen in Groghan und Mohawk-Hills gegründet hatte. 1878 wurde Paterson die Residenz der Kustodie, bis sie nach dem Kulturkampf 1887 wieder nach Fulda verlegt wurde. 1881 wurde P. Lauer als Generaldefinitur nach Rom berufen, wo er im historischen Kloster Aracoeli wohnte, das später dem italienischen Nationaldenkmal weichen mußte. Von Rom aus visitierte er die Provinzen in Holland, Belgien, Irland, Bayern, Sachsen sowie die englische und thüringische Kustodie.

In Preußen ging inzwischen der Kulturkampf seinem Ende entgegen. Der Staat hatte das Kloster Frauenberg der Stadt Fulda zum Kauf angeboten, die es für 20000 Reichsmark erwarb. Der Orden hat es später für den gleichen Betrag zurückgekauft. 1879 konnte die Klosterkirche unter großer Freude der Bevölkerung wiedereröffnet werden. 1883 zog der erste Pater wieder in das Kloster ein, 1886 folgte der Konvent.

1890 wurden die Klöster Bornhofen und Sigmaringen-Gorheim gegründet. 1894 wurde die thüringische Kustodie zur Provinz erhoben und 1895 ein Kolleg in Watersleyde (Diözese Roermond) errichtet.

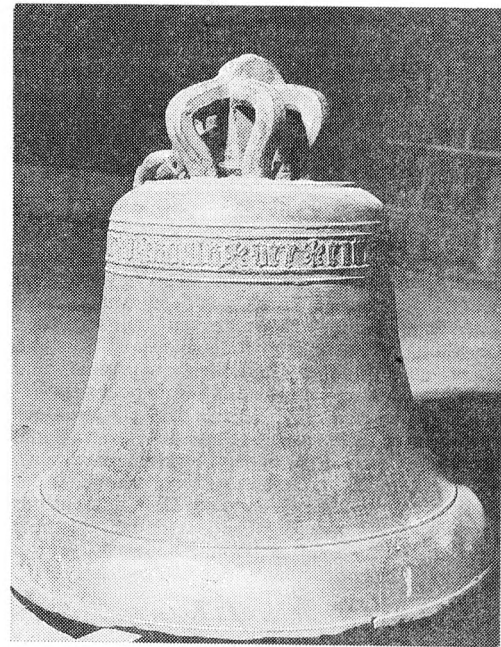
P. Lauer war in Rom von 1889 bis 1895 Generalprokurator für die Ordenszweige der Rekollekten und Diskalzeaten (Alkantariner) und gleichzeitig 1890–92 Präsident des neuen römischen Studienkollegs der Franziskaner San Antonio. 1895 ging er in seine Heimatprovinz zurück, wurde aber im gleichen Jahr in die Kommission zur Vorbereitung der Vereinigung der vier Zweige des Ordens (Observanten, Reformaten, Diskalzeaten und Rekollekten) berufen, die dann 1897 durch Papst Leo XIII. verkündet wurde. P. Aloysius Lauer wurde zum ersten Generalminister des wiedervereinten Ordens bestimmt. Er war der erste deutsche Ordensgeneral unter den 106 Nachfolgern des hl. Franz von Assisi.

Mit großer Klugheit und Gerechtigkeit, Festigkeit und Milde sowie tiefer Frömmigkeit stand P. Lauer dem Franziskanerorden vor, suchte die neue Einheit zu festigen, hob Klosterzucht und wissenschaftliche Studien, legte zahlreiche kleinere Provinzen zusammen und verteidigte den Orden gegen Angriffe. Das zehrte an seinen Kräften. Zu seiner Gesundung wollte er seine Heimatprovinz aufsuchen, kam aber nur bis

zum südlichsten Kloster in Sigmaringen-Gorheim, wo er am 21. 8. 1901 starb. Sein Grab fand er in der Totengruft unter dem Hauptaltar des Klosters Frauenberg. Sein Grabmal schmückt ein kleines Bronzerelief des Bildhauers Schädler in Sigmaringen. Es zeigt den Ordensvater Franziskus sowie Papst Leo XIII., der P. Lauer die Einigungsurkunde überreicht, was allerdings in dieser Form nicht geschehen und nur symbolisch gemeint ist. Ein kleines Lebensbild mit dem Titel „Unbeirrbar und treu“ hat P. Dr. Antonius Wallenstein OFM herausgegeben (Wiesbaden 1954).

(wird fortgesetzt)

Alte Glocke in Eiterfeld-Leibolz



Unser Bild zeigt eine schöne, alte Glocke mit gotischer Minuskelinschrift aus dem 15. Jahrhundert. Sie stammt aus einem unbekannten Ort in den ehemaligen deutschen Ostgebieten und lagerte am Ende des Zweiten Weltkriegs im „Glockenfriedhof“ von Hamburg. Von dort wurde sie an die Filialkirche in Leibolz abgegeben. Nach der Anschaffung eines neuen Geläutes wurde die inzwischen gesprungene Glocke in den Eiterfelder Bauhof gebracht. Sie soll als Denkmalglocke wieder in Leibolz aufgestellt werden. Die für die Ave- oder Angelusglocken des 15. Jahrhunderts typische Inschrift lautet: o rex glorie veni cum pace o könig der ernen kom mit (Frieden). Die Glocken sollten zum Gebet wider die Türkengefahr läuten (vgl. Buchenblätter 1993, Seite 65).

Bild und Text: Erwin Sturm

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Jesus! Maria! Joseph! Franziskus!



Zum frommen Andenken

an den hochwürdigsten

Generalminister des Franziskanerordens

P. Aloysius Lauer.

Der Verewigte wurde geboren am 28. September 1833 zu Kath. Willenroth bei Salmünster in der Diözese Fulda und trat in den Orden des heil. Franziskus am 13. Dezember 1850. Nachdem er der Reihe nach fast sämtliche Ordensämter bekleidet, ernannte ihn der hl. Vater am 4. Oktober 1897 zum Generalminister des ganzen Franziskanerordens. Gott allein weiss, wie viel der Verstorbene zum Wohle des Ordens gearbeitet hat. Von seiner unermüdeten und angestrengten Tätigkeit aufgegeben, begab er sich anfangs August des Jahres 1901 in seine heimathliche Provinz der hl. Elisabeth von Thüringen, um daselbst seine Gesundheit wieder herzustellen. Fast dem Tode nahe, kam er bei seinen Mitbrüdern im Kloster Gorheim bei Sigmaringen an, wo er schon nach einigen Tagen, versehen mit den hl. Sakramenten und gestärkt durch den wiederholten Segen des hl. Vaters am 21. August eines heiligmässigen Todes starb.

Seine sterbliche Hülle wurde in das Mutterkloster auf dem Frauenberge bei Fulda überbracht und in der Gruft daselbst, inmitten seiner Mitbrüder beigesetzt.

R. I. P.

Totenbildchen für den 1901 im Alter von 67 Jahren verstorbenen ersten deutschen Ordensgeneral des Franziskanerordens P. Aloysius Lauer aus Kath. Willenroth bei Bad Soden-Salmünster.

Protest gegen Ausweisung

II)

Ordensgeneral P. Dionysius Schuler OFM / Von Erwin Sturm

Der Nachfolger von Ordensgeneral Lauer war wiederum ein Deutscher und stammte ebenfalls aus der Thüringischen Franziskanerprovinz. P. Dionysius Schuler wurde am 22. 4. 1854 als Sohn eines Schmieds in Schlatt bei Hechingen geboren und auf den Namen Augustinus getauft. Die Bekanntschaft mit dem Franziskanerorden kam durch das benachbarte Kloster Stetten bei Hechingen. Dort hatten sich die Franziskaner erst 1869 im ehemaligen Dominikanerinnenkloster Gnadenal niedergelassen. Nach den Gymnasialjahren in Sigmaringen wurde er im Jahre 1871 im Kloster Fulda-Frauenberg als Frater Dionysius eingekleidet (der hl. Dionysius war der Kirchenpatron seiner Heimatgemeinde). 1875 mußte Schuler die Vertreibung aus dem Kloster Frauenberg im Kulturkampf erleben. Er kam nach St. Trond in Belgien, wo er seine philosophisch-theologischen Studien vollendete und 1878 durch den Weihbischof von Mecheln zum Priester geweiht wurde. Von 1879 bis 81 wirkte er in der Neugründung Epinal a. d. Mosel, 1881 in der kurzen Niederlassung Bergholzzell bei Gebweiler im Elsaß. Von 1881 bis 93 wirkte er im neuen Kloster Paterson bei New York, wo er nacheinander mehrere Ordensämter bekleidete. Nach dem Französischen lernte er nun auch das Englische wie seine deutsche Muttersprache zu beherrschen. In Rom kam später das Italienische dazu, während an der Kurie damals Latein offizielle Umgangssprache war.

1893 wurde P. Schuler die Leitung der Kustodie anvertraut, und er kehrte aus Amerika nach Fulda zurück. Hier übernahm er auch die Aufgaben des Dompredigers und Militärseelsorgers. 1894 wurde die Kustodie in eine Provinz umgewandelt, und P. Schuler wurde erster Provinzialminister. Es war die dritte Thüringische Provinz von der hl. Elisabeth, nachdem die beiden ersten durch die Reformation und die Säkularisation untergegangen waren. Schuler verwaltete dieses Amt bis zum Jahre 1903, in dem er nach dem Tod von P. Lauer unerwartet zum Generalminister des Ordens gewählt wurde. Als solcher bemühte er sich um die Festigung der unter seinem Vorgänger erreichten Union, um die Ausbreitung des Ordens und die Heidenmission und um die Förderung der Studien und des klösterlichen Lebens. Er unternahm zahlreiche Visitationsreisen, baute das Studienkolleg San Antonio in Rom weiter aus, gründete das Franziskanerkolleg in Löwen/Belgien, das Archivum Franciscanum Historicum in Rom und ordnete die Herausgabe der Werke des großen Franziskanertheologen Alexander von Hales († 1145) an. Er geriet dann in Auseinandersetzungen mit den anderen beiden franziskanischen Orden (Konventualen oder „schwarze Franziskaner“ und Kapuziner) und um die von seinem Vorgänger durchgeführte Zusammenlegung von Provinzen der sog. Reformaten in Italien, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Mit Hilfe einer Änderung der Ordensstatuten, welche die Amtsdauer des Ordensgenerals von zwölf auf sechs Jahre reduzierte (1954 wieder rückgängig gemacht), wurde P. Schuler von Papst Pius X. seines Amtes enthoben unter gleichzeitiger Ernennung zum Titular-Erzbischof von Nazianz. Die Bischofsweihe erfolgte am 5. November 1911 durch Kardinal-Staatssekretär Merry del Val in der römischen Franziskanerkirche S. Antonio.

P. Schuler kehrte nun auf den Fuldaer Frauenberg zurück und hielt dort am 19. November, dem Fest der hl. Elisabeth von Thüringen, sein erstes Pontifikalamt. Als dauernden Wohnsitz wählte er das Kloster Gorheim bei Sigmaringen. Er half in der Seelsorge aus, hielt Exerzitien und bei festlichen Gelegenheiten Pontifikalamt, übernahm in der Regel die Priesterweihe der Thüringischen Provinz und unternahm Firmungsreisen in den Bistümern Köln, Limburg, Trier und Freiburg. Auch führte er eine ausgedehnte Korrespondenz. Er starb am 7. September 1926 im Kloster Gorheim und wurde dort vor dem Marienaltar der Klosterkirche beigesetzt. Ein Lebensbild des Verstorbenen von P. Gallus Haselbeck OFM erschien im Druck (Fulda 1956).

Im Generalatzsitzzimmer des Klosters Frauenberg wird das Andenken an die beiden deutschen Ordensgeneräle aus der Thüringischen Provinz durch zwei Ölporträts festgehalten, die der Kunstmaler Josef Hunstiger



P. Dionysius Schuler OFM trat 1871 bei den Fuldaer Franziskanern ein, wurde 1893 Provinzial der thüringischen Provinz und war von 1903 bis 1911 Ordensgeneral in Rom, dann Titular-Erzbischof von Nazianz. Gemälde von Josef Hunstiger aus dem Jahre 1953.
Bild und Text: E. Sturm

(1889–1960), Bruder des Fuldaer Domkapitulars Wilhelm Hunstiger († 1963), nach zeitgenössischen Fotos schuf.

Nach einer Pause von fast einhundert Jahren hat der Franziskanerorden im Augenblick wieder einen deutschen Ordensgeneral. Es ist seit 1991 P. Dr. Hermann Schalück aus der Sächsischen Provinz (Sitz in Werl). Er weilte zum 100jährigen Jubiläum der Thüringischen Provinz im Mai in Fulda und sprach auch im Bonifatiushaus über die franziskanische Spiritualität.

Zum Jubiläum wurde in der „Thuringia Franciscana“ (Neue Folge 49. Jahr, Heft 1, 1994) die Festschrift „100 Jahre Wiedererrichtung der Thuringia“ (Fulda 1994) herausgegeben.

Hessisch- und Preußisch-Radmühl



Dieses alte, gußeiserne Dorfschild haben die Einwohner des Vogelsbergdorfes Radmühl, heute Ortsteil der Gemeinde Freiensteinau, aufgehoben und mitten im Ort an einem früheren „Grenzgasthaus“ aufgehängt. Das Fließchen Salz trennte dereinst die eng zusammenliegenden Dörfer Hessisch-Radmühl und Preußisch-Radmühl (letzteres rechts der Salz), wo am Dorfeingang dieses heute historische Schild stand.

Im Zuge der Gebietsreform 1972 kam das sogenannte Preußisch-Radmühl vom Kreis Gelnhausen zum Vogelsbergkreis; beide Orte vereinten sich zu Freiensteinau-Radmühl. Text und Foto: Georg Eurich

Proteste und Resolutionen aus Fulda 1920

Kundgebungen zur wirtschaftlichen und politischen Lage / Mitgeteilt von Otto B e r g e

Die auf den Ersten Weltkrieg folgenden Friedensjahre stellten sich bald als eine ausgesprochen wirtschaftliche Notzeit heraus. Lebensmittel und andere Bedarfsgüter waren knapp. Die Preise schnellten in unerschwingliche Höhen. Außerdem herrschte Wohnungsnot, die auch in Fulda durch Zuzug zahlreicher Vertriebener und Flüchtlinge, z. B. aus Elsaß-Lothringen, Oberschlesien, aus dem Rheinland und 1923 aus dem Ruhrgebiet, noch verstärkt wurde. Die Proteste und Resolutionen spiegeln die allgemeine wirtschaftliche Not wider und sind sozusagen Aufschreie der notleidenden Bevölkerung, die sich sowohl an die Regierung als auch an die Landbevölkerung mit der Bitte um Abhilfe wendet. Kommunale Körperschaften, Parteien, Gewerkschaften und Vereine sind die Organisatoren der Protestkundgebungen und machen sich zu autorisierten Sprechern der Anliegen der Fuldaer Bevölkerung. Die hier folgenden Dokumente bedürfen keiner weiteren Interpretation, da sie ohnehin die Nöte der Bevölkerung klar herausstellen.

Am 25. Juni 1920 stimmte die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Fulda einer Entschließung einstimmig zu, die an den Kreisausschuß, an den Regierungspräsidenten und an den Minister für Ernährung und Landwirtschaft gesandt wurde. Die Resolution lautete:

„Die Stadtverordneten-Versammlung legt ausdrückliche Verwahrung gegen die übertriebenen hohen Viehpreise ein und ersucht deren sofortige Ermäßigung derart, daß ein Verkaufspreis von 4,50 M. ermöglicht wird. Sie verlangt ferner die Zuteilung gleichmäßiger Fleischmengen an alle Städte und verwahrt sich gegen die bisherige Beschränkung der Stadt Fulda auf 100 Gramm für den Kopf und Woche gegenüber einer Zuteilung von 250 Gramm in anderen Städten. Sie verwahrt sich weiter gegen die Preissteigerung aller übrigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse“ (FZ 26. 6. 1920).

Ebenfalls in der FZ-Ausgabe vom 26. Juni 1920 veröffentlichten Magistrat, Polizeiverwaltung und Preisprüfungsstelle für den Kreis Fulda eine „Warnung“ für diejenigen, die zu hohe Preise für Obst forderten. In dem Aufruf „Landwirte, Selbstversorger helft! Der Versorgungsberechtigte in Stadt und Land darbt!“ forderte Landrat v. Doernberg die Landwirte auf, freiwillig Brotgetreide abzuliefern und dadurch die Versorgungslage der Bevölkerung zu verbessern.

Am 30. Juni 1920 veranstalteten die christlichen Gewerkschaften Fuldas im Großen Stadtsaal eine Protestversammlung, die sich entschieden gegen die Teuerung richtete. Nachdem die Gewerkschaftssekretäre Steinbeck und Schmitt sowie Stadtrat Laux über die Gründe der allgemeinen Teuerung bzw. die Wohnungsnot und deren Behebung in Fulda gesprochen hatten, wurde folgende Entschließung gefaßt: „Die heute, am 30. Juni 1920, im Stadtsaal versammelte Bevölkerung von Fulda protestiert entschieden gegen die immer weiterschreitende Verteuerung aller Lebensmittel, insbesondere Fleisch, Kartoffeln, Brot usw. und sonstiger Bedarfsartikel. Sie fordert die Regierung, Kreis- und Stadtbehörden auf, unverzüglich Maßnahmen für einen Preisabbau zu ergreifen. Jeder Wucher und jede Preistreiberei beim Erzeuger und Handel muß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf das rücksichtsloseste bekämpft und schwer bestraft werden. Die Versammlung erwartet, daß die schon festgesetzten und von der Regierung genehmig-

ten unhaltbaren Preise für Fleisch und Kartoffeln geändert werden. Um der täglich weiterschreitenden Wohnungsnot zu steuern, sind gesetzgeberische Maßnahmen erforderlich, die geeignet sind, die wucherische Ausbeutung des deutschen Volkes durch die Baustoffhersteller und Syndikate zu verhindern. Die Bewirtschaftung der Kohlen und Baustoffe muß nach gemeinwirtschaftlichen und der Volksgesamtheit zugute kommenden Gesichtspunkten geregelt werden. Insbesondere muß jede Boden- und Grundstücksspekulation durch restlose Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses verhindert werden. Von unseren Vertretern im Reichs- und Landtag sowie in den Kommunalbehörden erwarten wir, daß sie diese Forderungen mit aller Energie vertreten und so rasch wie möglich zur Durchführung zu bringen versuchen.“

Zu einer wichtigen Besprechung über die Teuerung und die Ernährungsschwierigkeiten versammelten sich Vertreter der kommunalen Körperschaften, d. h. des Kreisausschusses, Kreistages, Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, sowie Vertreter der Kartelle der Angestellten und Gewerkschaften am 2. Juli 1920 unter dem Vorsitz von Landrat v. Doernberg im Sitzungssaal der Stadtverordneten. Daß diese Versammlung einen außergewöhnlichen Charakter hatte, zeigt sich schon darin, daß die Sitzung fast zwölf Stunden lang dauerte. Oberbürgermeister Dr. Antoni, der im Urlaub weilte, erschien ebenfalls zu dieser Versammlung.

Eingehend wurden die mit der schwierigen Ernährungslage zusammenhängenden Fragen besprochen, insbesondere die Mehl-, Fleisch- und Kartoffelversorgung. Da der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau auf die dringende Vorstellung der städtischen Körperschaften (vom 25. Juni) persönlich nach Berlin gereist war, um die Forderungen der Fuldaer Resolution beim Ministerium durchzusetzen, beschloß die Versammlung, an den Oberpräsidenten ein Telegramm nach Berlin zu senden, um dessen Vorstellungen noch mehr zu unterstützen. Das Telegramm hatte folgenden Inhalt: „Die heute versammelten Vertreter der Stadt und des Kreises Fulda fordern einen sofortigen Abbau der Preise für Lebensmittel und Bedarfsartikel und insbesondere diejenigen, die die Landwirtschaft zu ihrer Produktion bedarf. Gegen die Wiedereinführung der Frühduschprämie wird energisch Protest eingelegt.“

Ferner wurde eine Resolution des Stadtverordneten Mihm angenommen, die in Form von Plakaten überall in den Dörfern veröffentlicht wurde; denn ihr Aufruf richtete sich als dringende Bitte und Ermahnung an die Landbevölkerung. Diese Resolution lautete: „Die am 2. Juli 1920 versammelten Vertreter der Kreisbehörden und städtischen Körperschaften sowie die Vertreter der Landwirtschaft, der Gewerkschaften und des Beamtenbundes sind der Ansicht, daß mit Rücksicht auf den vorhandenen Viehbestand die Milchablieferung auf mindestens 9000 Liter möglich ist. In letzter Stunde dringender Not appellieren die Versammelten an das Pflicht- und Ehrgefühl der Landwirte und ihrer Frauen. Sie bitten dringend, mit aller Energie dahin zu wirken, daß die Milch restlos an die Molkereien abgeliefert und jedem Hamsterer und Schleichändler rücksichtslos die Tür gewiesen wird. Nach einwandfreier Statistik sind 2½ Millionen deutscher Kinder dem Untergang geweiht. Ungefähr sechs Millionen deut-

scher Kinder sind als ernstlich gefährdet zu betrachten. Helft, ehe es zu spät ist!“ (FZ 3. 7. 1920).

Zur „Beratschlagung der Fleischpreise“ wurde eine Kommission gebildet, der folgende Mitglieder angehörten: Schüler, Jonas, Kohl, Sunkel, Frz. Kramer, Krönung und Steinbeck.

Eine Protestversammlung hatten die freien Gewerkschaften am 26. Juni 1920 in den Stadtsaal einberufen, an der von seiten der Behörden Landrat v. Doernberg und Stadtrat Arnd teilnahmen, um zu der schwierigen Versorgungslage und zur Wohnungsnot und Teuerung Stellung zu nehmen und mitzuteilen, welche Maßnahmen von den kommunalen Körperschaften in Stadt und Kreis bisher unternommen worden waren. So hatte die Stadt Fulda „geharnischte Proteste an die Regierungsstellen gerichtet, die für die Heraussetzung der Grundpreise zuständig“ waren. „Bezüglich der Verbesserung des Brotes ist der Appell des Landrats an die Selbstversorger durch den Magistrat angeregt worden. Die städtischen Mitglieder der Preisprüfungskommission haben weiterhin gegen eine Heraussetzung des Milchpreises protestiert mit dem Erfolg, daß der Kreis Fulda in dem Regierungsbezirk Kassel der einzige ist, in dem der Milchpreis noch nicht hinaufgesetzt worden ist.“

Außerdem erklärte sich Landrat v. Doernberg bereit, den Vertretern der Arbeiterschaft Einblick zu geben in alle Dienststellen, die für die Lebensmittelversorgung in Betracht kamen. Ohnedies saßen in allen diesbezüglichen Kommissionen Arbeitervorteiler; denn die Verwaltung habe nichts zu verheimlichen, teilte Landrat v. Doernberg mit. Folgende Entschließung wurde gefaßt, „die beweist“, so betonte die Fuldaer Zeitung in ihrer Berichterstattung am 26. Juni 1920, „daß es sich um eine Kundgebung der unabhängigen sozialdemokratischen Partei handelte“:

„Die heute am 25. Juni im Stadt-Saal versammelten Arbeiter, Angestellten und Bürger Fuldas legen hiermit schärfsten Protest ein gegen die von der Regierung genehmigten Wucherpreise für die notwendigsten Lebensmittel. Bei der außerordentlichen Teuerung und Arbeitslosigkeit ist es der breiten Masse, den Lohn- und Gehaltsempfängern, nicht möglich, sich auch nur die allernotwendigsten Lebensmittel zu beschaffen. Der zehnprozentige Steuerabzug, welcher ab heute in Kraft tritt, wird bei den enormen Preisen für Brot, Fleisch, Kartoffeln usw. die breite Volksmasse noch weiter verelenden. Die Versammlung verlangt, daß bezüglich des Preisabbaus unverzüglich Schritte unternommen werden. Wir fordern schärfste Bekämpfung des unerhörten Wucher- und Schiebertums. Ferner wird verlangt, daß das Einkommensteuergesetz, welches die breite Volksmasse der Lohn- und Gehaltsempfänger am härtesten trifft, da deren Verdienst jederzeit kontrollierbar ist, umgehend aufgehoben wird. Das Proletariat ist gewillt, von allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch zu machen, wenn die brutale Maßnahme, wie sie der Preisaufschlag und der Steuerabzug darstellt, nicht beseitigt wird.“

Die Fuldaer Zeitung weist ferner darauf hin, daß es sich bei dieser Kundgebung, die der von den Mehrheitssozialisten (Sozialdemokraten) geleiteten Regierung die „Genehmigung von Wucherpreisen“ vorwarf, um eine Versammlung der unabhängigen sozialdemokratischen Partei (später Kommunisten) handelte.

Wegen der Lebensmittelnot wandte sich auch der Bischof von Fulda an die Bevölkerung, „in dem er in scharfen Worten den hab- und geldgierigen, wucherischen, herzlosen und selbstsüchtigen Geist brandmarkt, von dem fast alle Schichten und Klassen des Volkes erfaßt sind“. Im Hinblick auf die Lebensmittelnot wurden die Landwirte gebeten, „von Mehl- und Getreidebeständen, soweit es möglich ist, freiwillig abzugeben. Besonders weist das Sendschreiben auf die Not der Kinder hin und gedenkt der Hilfsaktion des Heiligen Vaters für die hungernden Kinder. Das Hirtenwort, ein ergreifender Aufruf zur Betätigung christlicher Nächstenliebe“, so urteilt die Fuldaer Zeitung (15. 7. 1920), wurde am Sonntag von allen Kanzeln verlesen.

Protest gegen Versailles

Im Jahre 1919 war es wiederholt in Fulda zu Kundgebungen gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages gekommen. Einmütig wurden von allen Parteien Resolutionen gebilligt, die der Reichsregierung übergeben wurden und an die Siegermächte gerichtet waren¹. Im Jahre 1920 kam es zu einer weiteren derartigen Kundgebung². Diesmal waren es nicht die Parteien der Fuldaer Stadtverordnetenversammlung, sondern katholische Vereine und die christliche Gewerkschaft, die gegen die harten Bedingungen des Versailler Vertrages mahnend ihre Stimme erhoben. Unter der Schlagzeile „Ein Notschrei“ wird am 13. Dezember 1920 in der Fuldaer Zeitung mitgeteilt: „Ein Bild seltener Einigkeit und Geschlossenheit bot die gestern nachmittag in der Harmonie³ tagende Versammlung der Diözesan- und Bezirksvorstände sowie der Delegierten der katholischen Arbeiter-, Gesellen- und Jünglingsvereine und des christlichen Gewerkschaftskartells Fulda.“

Nach einem ausführlichen Referat über das deutsche Wirtschafts- und Finanzelend und dessen Ursachen und Wirkungen wurde die Frage gestellt: „Wie und wann kommen wir aus diesem Elend heraus?“ Damit war die schwierige wirtschaftliche und politische Situation gemeint, wie sie in Deutschland nach dem Versailler Vertrag entstanden war. Die Antwort auf die zuvor gestellte Frage lautete: „Das einzige Mittel, das uns zur Verfügung steht, um aus diesem Elend herauszukommen, nämlich Ruhe und Ordnung, angestrengteste Arbeit und äußerster Sparsamkeit, wird nichts nützen, wenn nicht zugleich eine Milderung des Friedensvertrages eintritt; deshalb wurde einstimmig folgender Entschluß angenommen“ (Sperrdruck im Original):

„Das deutsche Volk befindet sich in einer unbeschreiblichen großen Not. Fürchterlich sind die Wirkungen der ihm infolge eines verlorenen Krieges aufgezwungenen Bestimmungen des Versailler Vertrages. Sie sind dazu angetan, das deutsche Volk geradezu zur Verzweiflung zu bringen.“

Im einzelnen wird insbesondere auf folgende Mißstände hingewiesen:

„Es nimmt zu der Mangel an allem, was unbedingt notwendig ist zum Lebensunterhalt. Die Teuerung ist ungeheuerlich groß. Die Arbeitslosigkeit wächst immer mehr. Das deutsche Geld ist fast wertlos geworden. Und doch müssen wir aus dem Ausland so viel Ware einführen, daß damit etwa 15 Millionen Menschen beschäftigt und ernährt werden können. Die Grundlage für unsere Warenproduktion ist uns genommen worden durch den Verlust unserer Kolonien, die uns auferlegte Kohlenablieferung und die Wegnahme der Saargruben. Die Fortnahme fast aller unserer Schiffe und eines großen Teils unseres Eisenbahnmateriails haben unser Verkehrs- und Transportwesen schwer gelähmt. Deutschlands Wirtschaft ist zusammengebrochen. Sie kann nicht wieder aufgerichtet werden, weil es uns an Rohstoffen aller Art, besonders an Kohlen, Eisen und Baumwolle fehlt. Hunger und Kälte, Not und Elend sind die täglichen Gäste weiterer Kreise der deutschen Bevölkerung. Solange auf die Erfüllung der fürchterlichen Bedingungen des Versailler Vertrages bestanden wird, kann es nicht besser werden. Alles droht vielmehr unterzugehen: Sitte, Ordnung, Staat und Volk. Eine Milderung der Bestimmungen des Versailler Vertrages ist daher unbedingt erforderlich“ (Sperrdruck im Original).

Daß es sich bei diesen Forderungen nicht nur um das tägliche Sattwerden der Menschen und um ausrei-

chendes Brennmaterial für den Winter handelte, sondern auch um die Stabilisierung der in Deutschland noch sehr jungen Demokratie sowie um die Abwehr des Radikalismus, geht aus den weiteren weitblickenden Ausführungen hervor. Manches von dem, was hier gesagt wird, hat sich leider zum Schaden des deutschen Volkes sowie auch Europas bewahrheitet, wenngleich noch einige Jahre vergingen. Der Aufruf der Fuldaer Vereine und Gewerkschaften an die „Gesinnungsgenossen des Auslandes“ fährt daher mit folgenden vorausschauenden Worten fort, wobei die Bitte, „Erleichterung zu schaffen“, eindringlich wiederholt wird: „Die ganze europäische Kultur und Zivilisation ist gefährdet durch den Radikalismus von rechts und links. Ja, sie steht geradezu auf dem Spiel. Fällt aber die Demokratie in Deutschland, dann gibt es in Europa keinen Halt mehr. Die Folgen wären Willkür und Diktatur, Bürgerkriege ohne Zahl mit grauenhafteren Erscheinungen, als sie der Weltkrieg brachte. Es gilt daher, die Weltgeltung der zivilisierten Völker zu retten, ihre Kultur und Sitte vor dem völligen Untergange zu bewahren.“

Eindrucksvoll sind auch die letzten Sätze dieser Resolution, in der es heißt: „Die in Fulda versammelten Diözesan- und Bezirkspräsidien, Vorstandsmitglieder und Vertrauensleute der katholischen Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereine und die Vertreter der christlichen Gewerkschaften des Bezirks Fulda mit zusammen über 16 000 Mitgliedern wenden sich daher vornehmlich an ihre Brüder und Gesinnungsgenossen, aber auch an alle menschlich denkenden Männer und Frauen des Auslandes um Hilfe. Wer den Völkerfrieden und die Völkerversöhnung will, wer will, daß die europäische Kultur und Sitte weiterhin bestehen bleibt, der muß helfen, das deutsche Volk zu retten. Sein Untergang wäre der Untergang der Zivilisation. Seine Rettung bedeutet die Rettung der europäischen Kultur und Sitte.“

Diese Entschließung vom 12. Dezember 1920 sollte durch „geeignete Vermittlung an die in Betracht kommenden Stellen des Auslandes weitergeleitet werden“. Ferner wurde geplant, in nächster Zeit in einer öffentlichen Versammlung im Stadtsaal die in dieser Resolution geäußerten Gedanken „weitesten Kreisen darzulegen“.

Anmerkungen:

- 1 Otto Berge, Fulda protestierte gegen Versailles, Kundgebungen und Resolutionen (1919). Buchenblätter 1989, S. 36.
- 2 Fuldaer Zeitung 13. 12. 1920
- 3 Die „Harmonie“ war eine Gastwirtschaft mit großem Saal; heute ist in diesem Gebäude die Firma Parzeller (Fuldaer Zeitung) untergebracht.

Holzschnitzschule Poppenhausen

In den Buchenblättern Nr. 33/1990 wurde über die Holzschnitzschule Poppenhausen berichtet; dazu folgt hier eine Ergänzung¹.

Im Jahre 1854 richtete der Amtmann des Amtes Weyhers eine Bittschrift an die Regierung in Würzburg, um Hilfeleistungen für den Amtsbezirk zu erbitten. Der Direktor des „Polytechnischen Vereins“ Würzburg reiste daraufhin nach Weyhers und fand als Ort für eine Holzschnitzschule das Dorf Poppenhausen günstig. In der Gaststätte Detig (heute Hohmann) konnten entsprechende Räume gefunden werden, und eine Holzschnitzschule im Besitz des „Polytechnischen Vereins“ wurde hier eröffnet. Josef Wehl aus Neustadt wurde zum Direktor bestellt, auch sein Bruder Jakob arbeitete als Lehrer mit. Das jährliche Gehalt von 400 Gulden wurde aus Kreismitteln zur Verfügung gestellt. Bald traten hier 16 Lehrlinge ein.

Die Kassen- und Buchführung sowie „die Handhabung der Disziplin“ wurden vom Vereinskomitee einem Lehrer übertragen. Als Produkte stellte man hauptsächlich Holzspielwaren und Heiligenfiguren her. Holz und Werkzeuge wurden vom Polytechnischen Verein Würzburg gestellt, der auch den Vertrieb der Waren übernahm.

Zunächst gab es zahlreiche Aufträge, so daß der Polytechnische Verein das Haus Detig käuflich erwarb, was durch ein Darlehen finanziert wurde. – Doch bereits 1861 kam eine Absatzkrise; das Haus mußte versteigert werden, und die Schule wurde 1861 nach Bischofsheim verlegt.

- 1 Näheres zu diesem Thema: „Die Holzschnitzschule zu Poppenhausen“ von Willy Rübsam in den Buchenblättern Nr. 1–3/1957.

Quellen zur Ortsgeschichte im Staatsarchiv

Wer sich intensiver mit heimatgeschichtlichen Themen, vor allem mit der Geschichte seines Heimatortes befaßt, dem wird bald die Literatur (z. B. Hofemann, Lübeck, Reimer, Sturm pp.) nicht mehr genügen, und er wird den Wunsch haben, die primären Quellen kennenzulernen.

Die schriftliche Überlieferung in Form von Urkunden, Akten, Rechnungen und Katastern wird bekanntlich in öffentlichen und privaten Archiven verwahrt. Für unseren Raum, der zum früheren Hochstift Fulda gehörte, befindet sich die Hauptmasse des Schriftgutes der Reichsabtei im Hessischen Staatsarchiv in Marburg, wohin sie 1872 nach Auflösung des damaligen fuldischen Landesarchivs gelangte. Bis in die jüngere Zeit sind diese Archivalien sehr ungenügend erschlossen gewesen und konnten deshalb nur mit Schwierigkeiten benutzt werden. Aus Historikerkreisen, vor allem aber vom Fuldaer Geschichtsverein, wurde deshalb schon oft eine Neuverzeichnung des Stiftsarchivs gefordert. Nach mancherlei Schwierigkeiten – vor allem personeller Art – konnte endlich 1954 damit begonnen werden. Die Arbeiten ruhten aber bald wieder, weil sich der Bearbeiter, der heutige Staatsarchivdirektor Dr. Philipp, dienstlich veränderte und erst zehn Jahre später seine Arbeit fortsetzen konnte. In rascher Folge erschienen dann die Produkte dieser Tätigkeit: die Repertorienbände der Reichsabtei Fulda. Es sind dies Aktenverzeichnisse, auch „Findbücher“ genannt. Sie werden von der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck veröffentlicht und kosten zwischen 7,- und 20,- DM.

Diese Repertorien erschließen folgende Bestände:

Nr. 90 Reichssachen (Regierungs- und Hoheitsachen, Fürststäbe, Hofverwaltung, Landesverwaltung, Landtage und Ritterschaft, Reichs- und Kreissachen, auswärtige Angelegenheiten, Verkehr mit anderen Reichsständen und auswärtigen Staaten);

Nr. 91 Weltliche Regierung (Hoheitssachen und Verwaltung, Rechtswesen, Finanzwesen, Polizei und Landeswohlfahrt, Handel und

Von Willy K i e f e r

Gewerbe, Landwirtschaft, Forst, Jagd, Fischerei, Verkehrswege und Bauten);

Nr. 92 Geistliche Regierung (Weihbischöfe, geistl. Gerichtsbarkeit, Konfessionsverhältnisse, Pfarrer und Pfarreien, Orden, Propsteien und Kollegiatstifter, Kirchenbauten, Hospitäler und Stiftungen, Schulen);

Nr. 93 Militaria (Militär und Kriegswesen);

Nr. 94 Ämterrepositor (nach Ämtern und Orten geordneter Schriftwechsel);

Nr. 95 Adel und Lehenhof (Hoheitsrechte zwischen Hochstift und Ritterschaft, Steuern, Kriegsleistungen, Prozesse, Schriftverkehr mit Adelsfamilien, Lehen des ritterschaftlichen Adels);

Nr. 96 Stiftskapitel (Kapitel, Fürststäbe, kapitularische Verwaltung, Verhältnis zu Auswärtigen).

In allen Bänden sind Archivalien verzeichnet, die sich auf örtliche Vorkommnisse beziehen; für Heimatforscher sind die Bestände 94 und 95 am ergiebigsten.

Durch veröffentlichte Repertorienbände ist ferner der umfangreiche Bestand „4 S Salbücher“ (d. s. Güterverzeichnisse) erschlossen. Die meisten Salbücher und andersartige Güterverzeichnisse sind jedoch im Bestand „Kataster I“ zu finden, für den leider bisher kein Findbuch veröffentlicht wurde. Da damit auch in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist, konnten durch das Entgegenkommen des Staatsarchivs die unseren Raum betreffenden Eintragungen aus dem Original abgeschrieben und u. a. der Hess. Landesbibliothek in Fulda und dem Fuldaer Stadtarchiv zur Verfügung gestellt werden. Auch das gemeindeweise geordnete Repertorium des nicht minder umfangreichen Bestandes an „Rechnungen II – III“ der verschiedensten Behörden des Fuldaer Landes ist abgelistet worden und liegt bei den genannten Stellen zu jedermanns Einsicht vor.

Alle diese Bestände beginnen in der Regel erst mit

der Neuzeit, also nach 1500. Vor dieser Zeit besteht die schriftliche Überlieferung fast ausschließlich aus Urkunden (oder Kopieren). Die Verzeichnisse der Fuldaer Urkundenbestände lagen bisher nur im Original in Marburg vor. Die wichtigsten sind nun gleichfalls abgelistet. Sie erschließen

RIa Reichsabtei (von 751 bis Mitte des 19. Jh.). Bis zum Jahre 800 sind die Urkunden im „Urkundenbuch des Klosters Fulda“, 1. Bd., bearb. v. E. E. Stengel, veröffentlicht;

RII Klöster, Propsteien, Stifter;

RIII Hospitaler zu Fulda (Siechmeisteramt, Spitalamt), Kirchen des Stifts, Stiftungen;

RIV Seminar und Universität zu Fulda;

RV Gerichte zu Fulda;

RVI Ritterschaft;

RVII Stadt Fulda und fuldische Orte.

Bei den genannten Stellen liegt nun auch die oft benutzte „Viehbedeliste“ von 1510 in Ablichtung auf und beim Stadtarchiv Fulda die Türkensteuerregister von 1605 über alle Ämter des Hochstifts. Diese Register stellen eine wichtige Quelle für die Familienforschung dar.

Dieser Hinweis kann nur einen Überblick über die wichtigsten Archivbestände der ehemaligen Reichsabtei Fulda geben. Er soll den Forschenden ihre Arbeit erleichtern, weil sie sich nun schon hier über das in Marburg Vorhandene informieren und so manche Reise nach Marburg ersparen können. Interessierende Unterlagen können also hier ausgewählt und entweder beim Staatsarchiv zur Versendung an die Fuldaer Landesbibliothek bzw. das Fuldaer Stadtarchiv bestellt oder auch vor einem Besuch in Marburg zur Vorlage im Benutzersaal bestellt werden, was für beide Seiten vorteilhaft ist.

An dieser Stelle soll Herrn Archivdirektor Dr. Philipp dafür gedankt werden, daß er durch sein persönliches Engagement die Möglichkeiten zur Geschichtsforschung im Fuldaer Land wesentlich verbesserte und darüber hinaus den Wünschen der Heimatfreunde immer viel Verständnis entgegenbringt.

Rund um das alte Heertor

Die hochfürstliche Hofschmiede und der ehemalige „Altenhof“

Das Gebäude (Ecke Schloßstraße—Rhamnusstraße), das wir in nebenstehender Zeichnung wiedergeben, hat eine recht interessante Vergangenheit und steht samt seiner näheren Umgebung in enger Beziehung zu baugeschichtlichen Entwicklungen, die sich hier im Laufe der Jahrhunderte vollzogen. Bei einem Vergleich der Ansicht des alten Heertores in unten abgedruckter Skizze, die R. Emanuel Deutsch nach einem Prosamerstich aus dem Jahre 1550 zeichnete, und die ein unbekannter Meister C. S. auf die Platte



Das Heertor 1550/nach Prosamer

schnitt, mit dem heutigen Bild müssen wir leider feststellen, daß dieser einzige Rest eines alten Fuldaer Stadtores einer argen Verschandelung zum Opfer gefallen ist.

Betrifft man die heutige „Schloßgarage“, so gewahrt man im Inneren ein mächtiges Tor von 3,40 m tiefer Weite und 4,30 m Höhe, das in einer ungewöhnlich starken Mauer sitzt. Hier haben wir noch den Torbogen des alten Heertores vor uns, worauf G. Iller in seiner Abhandlung „Das Fuldaer Heertor“ in Fulda. Geschbl. 1909 erstmals aufmerksam machte.

Im Mittelalter gelangte man auf dem „alten“, Fuhrmannsweg“ über den „Rinnweg“ durchs Heertor zum nördlichen Stadtbezirk. In unmittelbarer Nähe dieses Tores befand sich der schon ums Jahr 1288 erwähnte Heertorhof, ein landwirtschaftlicher Gutshof an der Waides außerhalb der Stadtmauer, der im 16. Jahrhundert bereits verschwunden war. Hinter dem Tor hatte man rechter Hand die alte Abtsburg, das spätere Schloß als Residenz der fuldischen Fürstbischöfe. Linker Hand vom Tore aus war unter der Regierung des Fürstbischöfes Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg (1623—33) eine völlige Neugestaltung des Stadtbildes erfolgt.

Hören wir darüber den Bericht des Chronisten Gangolf Hartung: „Immo 1626 hatt Johann Bernhard Schenk, apt zu Fulda, etliche heußer hinter der Canzelen (Sie stand an der Stelle des heutigen Hotels zum Kurfürsten, d. V.) abbrechen lassen, undt vill garten auch lassen weathun, die baum lassen abhawwen und halt den ganzen Heizenplan (Der alte Hizeplan vor dem heutigen Verkehrsvereins-Haus, d. V.) abbrechen lassen, undt dahin anfangen lassen ein nohnen Kloster (Benediktinerinnen-Kloster) zu bauen...“

Des weiteren erfahren wir dann von den Schwierigkeiten, die sich infolge des Krieges beim Bau ergaben, wie kaum nach Beginn der Maurerarbeiten die Steinmehnen entlassen werden mußten usw.

Zwischen der am 24. März 1626 erfolgten Grundsteinlegung bis zu der Eröffnung des Klosters ad St. Mariam am 5. Januar 1631 waren fünf Jahre ins Land gegangen.

Den Bauplatz, den der Abt käuflich aus Mitteln seiner Privatschatulle erworben hatte, bildete ein geräumiges Biedel, das aus dem bestehenden Stadtkern herausgeschnitten wurde. Dieses große Biedel zerfällt in zwei kleinere, von denen das erstere vom Benediktinerinnen-Kloster ad St. Mariam eingenommen wird. Auf dem zweiten, weit kleineren viereckigen Bauplatz errichtete man die Wohnung für den hochfürstlich fuldischen Kanzler. (Es ist dies das heutige „Kollegiengebäude“, das im 18. Jahrhundert durch den Herrn von Altenstein völlig umgebaut wurde; daher auch der Name Altensteinsches Haus.) Waren damit die ursprünglichen Straßenzüge Christophelgasse—Hizeplan (heutige Schulstraße)—Heertor und Steinweg—Heertor unterbrochen, so wurde ums Jahr 1717 auch eine Verlegung des Heertores selbst und damit der alten Befestigung des Rinnweges entlang dem Schloßneubau vorgenommen.

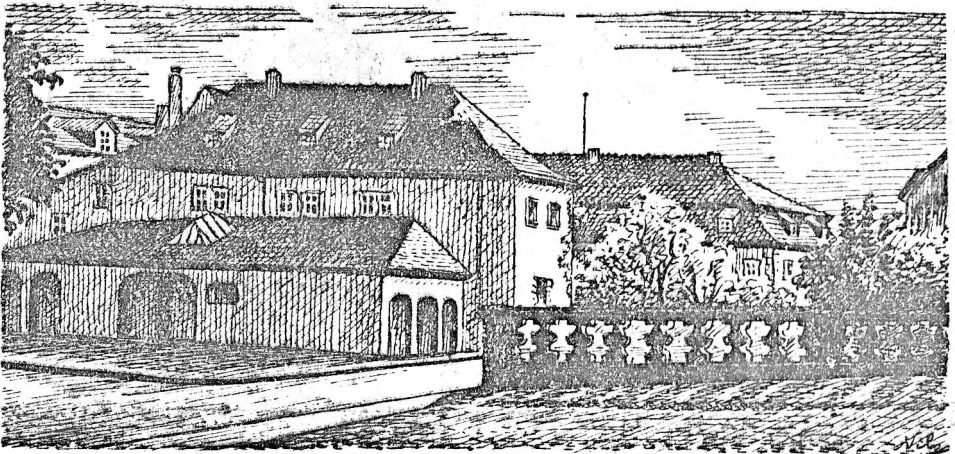
Der mittelalterliche Bau des Heertores war eine einfache Bastion ohne Turmanlage im Verbands der Stadtringmauer, die bekanntlich unter der Regierungszeit des Abtes Marquardt (1150—1165) errichtet wurde. Der Stadtgraben lag vor der Mauer bzw. der Bastion und konnte auf einer Brücke überschritten werden. 1631 ließ Johann Bernhard Schenk zu Schweinsberg „hinter der Canzelen uff dem Heertor das heußen lassen abbrechen und ein geweltn undt ein zugbrucken lassen dahin machen“, d. h. einen Neubau der ganzen Befestigungsanlage vornehmen, wie uns G. Hartung berichtet.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts der fürstliche Gutshof—„Altenhof“ genannt—, der auf dem Gelände der heutigen Wilhelmstraße im Anschluß an die „Tränke“ stand, nach der ehemaligen fürstl. Reitbahn östlich vom Schloß verlegt wurde. Im Zuge des Neubaus dieses Gutshofes wurde ums Jahr 1717 auch der Umbau des alten Heertores vorgenommen, das nunmehr zur fürstlichen Hofschmiede umgestaltet wurde. Dabei wurde der alte Bau nach dem Schlosse zu „vorgekuppelt“ und eine neue Toranlage zwischen diesem und dem neuen Schlosse geschaffen, wie aus dem geometrischen Grundriß von Conrad Kircher aus

ern mit Fruchtböden, Kellereibauten und das große Gartenhaus mit Nebengebäuden am Hofküchengarten) aufrichten ließ, trat damit eine bedeutende Vergrößerung des fürstl. Wirtschaftshofes ein. Nach der späteren Umleitung des Durchgangs von Leipzig nach Frankfurt auf die Route Paulustor—Schmiedegasse wurde der als lästig empfundene Durchgang durch den neugebildeten fürstl. Gutshof völlig gedrosselt, so daß das buttlarische Heertor vom Jahre 1717 fast ganz außer Betrieb gesetzt werden konnte. An seine Stelle trat nunmehr ein starkes, zweiflügeliges Gittertor, das zwischen dem damaligen Jagdzeughaus (Oberschule für Jungen) und dem fürstl. Gartenhaus (Wöbelhaus Kammandel) neu errichtet wurde. Da die heutige Schloßstraße als Teil des fürstl. Gutshofes Grundeigentum des Regenten bzw. seiner Verwaltung war, so entrichtete die Stadt Fulda an diese eine jährliche Anerkennungsgeld von drei Gulden oder 5 Mark als Entgelt für die Ueberlassung der Straßennutzung.

Ums Jahr 1803—in fürstlich oranischer Zeit also—bewohnte Hofschmied A. Uth die Hofschmiede mit seiner liebesköpfigen Familie, während im anschließenden fürstlichen Altenhof die Familien des Stallmeisters B. Heiligt, des Kassierers G. G. und des Sattelfleischs Sattler mit zusammen 15 Personen zu Hause waren. Im Hause 518 des Altenhofs wohnten der Wagnermeister A. Uth und Mathias Nahn. Im fürstlichen Schloß, das mit seinen Nebengebäuden die Hausnummer 517 führte, hatten ihre Wohnung der Burgvogt W. A. G. n. e. r, der Kassierer M. U. l. l. e. r, der Konditor S. C. h. m. i. t. t., der Silberdiener C. o. r. n. e. l. i. u. s., der Lakai W. i. t. t. z. e. i. l., die Haushälterin S. t. r. a. u. b. i. n. g. e. r sowie neun Knechte und Mägde, insgesamt 22 Personen. Zur gleichen Hausnummer gehörten die Hofgärtnerei, wo der Hofgärtner H. e. i. n. r. i. c. h. w. o. h. n. t. e. (Wöbelhaus Kammandel) und die anstößenden Gebäulichkeiten, in denen der Hofkellerei-Büttner M. U. l. l. e. r seine Wohnung hatte.

Bei der Veräußerung des gesamten Komplexes der Schloßstraße (Hofgärtnerei—Hofkellerei usw.) von Seiten der fürstlich oranischen Regierung erwarb u. a. der Hofschmied A. Uth das Eigentum an der Hof-



Heutige Ansicht des Heertores

Zeichnung: Jan Nils

dem Jahre 1727—in meinem Kataster veröffentlicht—hervorgeht.

Dieser umfangreiche Steinbau des neuen Heertores diente noch zur Zeit der landwirtschaftlichen Nutzung des anliegenden Altenhofes dem öffentlichen Verkehr. Den Gutshof selbst hatte man—wohl aus Sicherheitsgründen—with einer Mauer gegen die Straße hin abgeschlossen. Als dann Adolf von Dalberg (1726—1737) die großen Bauten in der heutigen Schloßstraße (Heu-

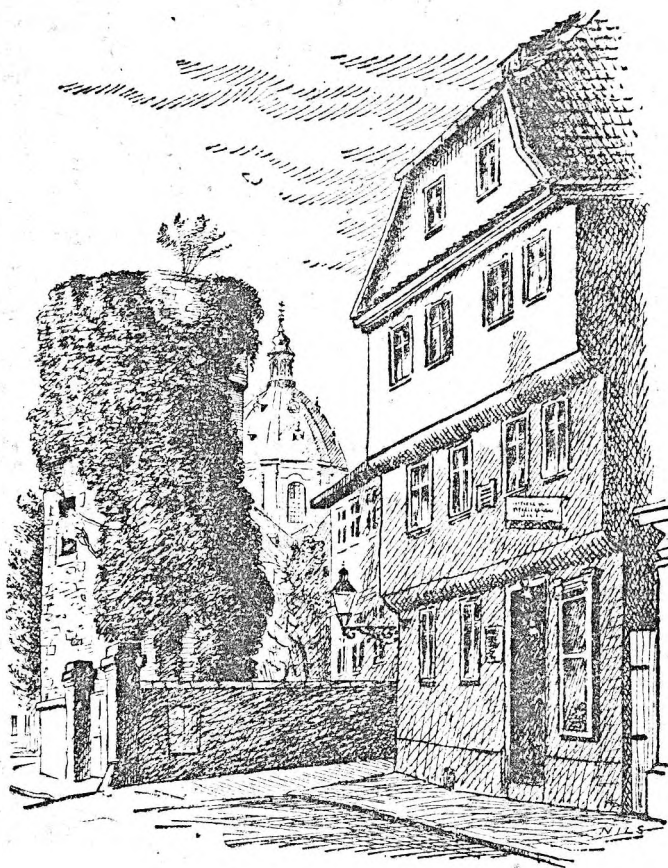
schmiede. Hofschmied Christoph Uth kam laut Vertrag vom 3. Februar 1826 in den Besitz des Anwesens. Sein Nachfolger war Josef Uth, der die Hofschmiede im Altenhof, bestehend aus Schmiede, Werkstätte, Hinterbau, Kuhstall, Schweineställe nebst Platz vor und neben dem Hause und Garten dahinter mit Auflassung vom 15. November 1857 erhielt (Parzellen D. 912, 420, 421 und 419). Nach dem Jahre 1827 trug das Haus die Nummer 15. Jsd.

Rund um den alten Fuldaer Hexenturm

Rechts Geburtshaus des berühmten Physikers und Nobelpreisträgers Ferdinand Braun

Das reizvolle Fuldaer Stadt-Motiv, das wir heute im Bilde bringen, stammt aus der Kanalstraße. Das Gebäude rechts, heute Kanalstraße 1, ist das Geburtshaus des berühmten Physikers und Nobelpreisträgers Ferdinand Braun, der hier am 6. Juni 1850 das Licht der Welt erblickte. Eine an dem Hause angebrachte Tafel weist auf diese Tatsache hin. Universitätsprofessor Ferdinand Braun, der am 20. 4. 1918 als Kriegsinternierter in New York starb und dessen Asche in dem Grabe seiner Eltern auf dem mittleren Friedhof in Fulda beigesetzt ist, ist bekanntlich der Erfinder der sogenannten „Braunschen Röhre“, auf der das Fernsehen beruht. Er konstruierte auch einen nach ihm benannten Elektromotor und versuchte als erster elektrische Wellen nur in bestimmter Richtung zu senden. Braun war vor dem Weltkrieg nacheinander Professor für Physik

in Marburg, Straßburg, Tübingen und seit 1895 wieder in Straßburg. Das Haus Kanalstraße 1, ehemals ein gotischer Fachwerkbau, später barockisiert und verputzt, gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem Fuldaer Bürger Joes Stüber. Es stand damals mit einem Steuerartwert von 12 Gulden zu Buche. Später ging das Anwesen auf Katharina Margaretha Büttner, die Witwe des Johannes Büttner jun., über. Nachfolger im Besitz des Hausgrundstückes war Senator Wilhelm Hillenbrand; ihm folgte als Besitzer Senator Schild. Nach ihm waren Domvikar Schild und Kellermeister Schild je zur Hälfte Eigentümer des Anwesens. Dann gelangte das



Zeichnung: Jan Nils

Grundstück in den Besitz von Burkhard Schild, dem 1831 Wilhelm Knips als Eigentümer folgte. Im Jahre 1847 fällt das Anwesen in jüdische Hände. Die Namen Simon Lion, Eppstein und Löser erscheinen vorübergehend in dem Kataster. Im Jahre 1851 erwirbt Mehger Matthias Komp das Anwesen. 1867 geht das Eigentum an dem Grundstück auf den Mehger Adam Schulteis über. Im 1890 finden wir Büttnermeister Eduard Mat als Besitzer des Anwesens, später Büttnermeister Franz Mai. Nachdem das Besitztum in der Folgezeit der Familie Klette gehört hatte, ging es später durch Kauf an Friedhofsaufseher Jakob Prei-

fer über, der mehr als 25 Jahre Eigentümer war. Seit 1935 gehört das Haus Kanalstraße 1 dem Dachdeckermeister Hermann Bender.

Der alte Turm, den wir links auf unserer Zeichnung sehen, ist der Hexenturm; früher wurde er auch Jungfernturm oder Frauenturm genannt. Sein Name rührt daher, daß er früher als Gefängnis für Mädchen und Frauen diente, während andere Türme, wie z. B. der Spierlingsturm (später entsetzt Spillings- bzw. Schillingsturm genannt) östlich vom Heertor als Gefängnis für Männer bestimmt war. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ließ der berühmte Herenrichter Balthasar Ruß seine unglücklichen Opfer in dem Hexenturm einsperren. In den Heren- oder Frauenturm knüpfen sich verschiedene Spitzgeschichten. So soll z. B. ein Ritter, der zusammen mit seinem Knecht den Propst von Blankenau ermordete, hier allnächtlich seinen Raub mit seinem Spiegegenossen zählen, wobei die beiden jedesmal in Streit geraten, da sie sich über ihren Anteil an dem Blutgeld nicht einigen können. Nach einer anderen Ueberslieferung hatte in dem Turm in grauer Vorzeit das „heimliche peinliche Gericht“ seinen Sitz. In den oberen Räumen des Turmes soll jene schreckliche „Eierne Jungfrau“ gestanden haben, die denjenigen, der sie nach dem Urteil küssen mußte, umarmte und ihm dabei die aus ihrer Brust springenden Dolche ins Herz drückte. Allnächtlich um die Geisterstunde umkreist nach der Sage ein Schwarm unheimlicher Gespenster den Turm.

Früher befand sich neben dem Hexenturm, der, wie das Profanersche Stadtbild vom Jahre 1550 zeigt, ehemals eine schlanke Turmspitze trug, das sogenannte Frauentörlein, das den meistbenutzten Zugang der Unterstadt zur Stiftskirche darstellte. Das Frauentörlein wurde zusammen mit der hier vorbeiführenden Stadtmauer im Jahre 1845 niedergelegt, während die anderen Tore schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochen worden waren.

Es wäre wünschenswert, wenn das Haus Kanalstraße 1 nach dem Kriege wieder sein altes Fachwerkgewand erhalten würde. Auch könnte der Turm später vielleicht einmal in seiner früheren Gestalt, über die uns eine aus dem Nachlaß der verstorbenen Fulterin Josefine Frau stammende Zeichnung genauen Aufschluß gibt, wieder hergestellt werden.

Dr. A.

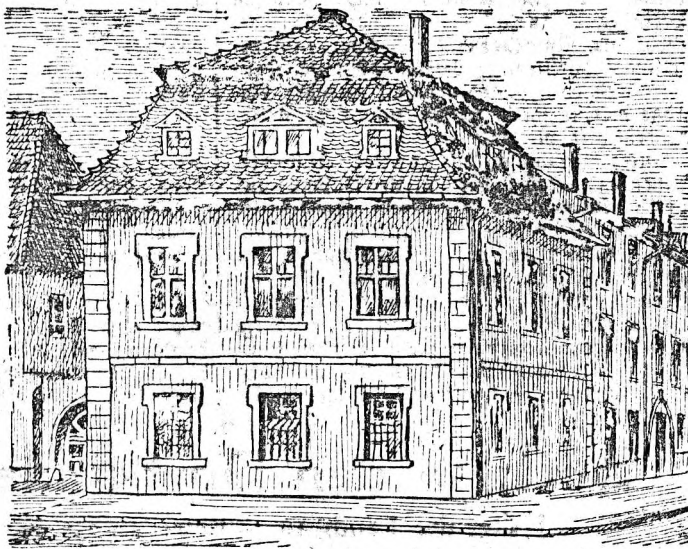
Rund um den Heinrich-von-Bibra-Platz

Eine historische Lokalplauderei

Der mittelalterliche Wanderer, der von Nordosten her der Residenzstadt zustrebte, gelangte auf dem uralten Fuhrmannsweg — nach Durchquerung der tief eingeschnittenen Schlucht des Galgengrabens, vorbei an Hochgericht und Herrenkuppel (heutiger Gasthof „Waldschlößchen“) — zur Stadt. War er ein Bauersmann aus der Umgebung, der geschäftlich in der Schmiedegasse zu tun hatte, so schlug er den Rinneweg oder Röhrenweg ein, der ihn am Blutgericht entlang — die Zent genannt — durchs Heertor beim Fürstlichen Schloß (heute Hofschmiede Aulth) ins Stadtgebiet brachte. Führt ihn dagegen seine Geschäfte zum Sonnabendsmarkt (Buttermarkt), so wandte er sich der Nikolaushöhle zu, an der das von der Familie Scheer neu begründete Nikolaushospital mit der alten Kapelle lag, und erreichte nach Passieren der städtischen „Ziegelhütte vorm Petersthor“ und des Räschenstors das äußere und innere Peterstor und damit das Stadttinnere.

Nach Verlegung der Durchgangsstraße Leipzig — Frankfurt ging die neue Führung über den bekannten Wirtschaftshof zur „Kalten Herberg“ (Leipzigerthor), an „Wierzehnheiligen“ vorüber nach dem „Heiligenräschen“ vor dem domptierlichen Friedhof und erreichte das Stifts- bzw. Stadtgebiet beim Nicolai- bzw. Paulustor an der Fürstl. Residenz. Dadurch war das Gelände der alten Straße vor dem Heertor dem öffentl. Verkehr entzogen, so daß es neuen Aufgaben dienen konnte.

Mit dem im Jahre 1713 begonnenen Neubau des Schlosses mit dem Marstall und den anschließenden Remisen, der Winterreitbahn (1740) und dem Jagdzeughaus (der heutigen Oberschule für Jungen) entstand ein neues Wirtschaftszentrum, das durch die Verlegung des hochfürstlichen Alleenhofs vom Platz vor der im Jahre 1702 neu errichteten Domdechanei (zwischen Tränke und Wilhelmstraße) nach dem Gelände der ehemaligen Sommerreitbahn eine erhebliche Vergrößerung erfuhr. Damit war in unmittelbarem Anschluß an die Residenz ein Wirtschaftshof geschaffen, der alles enthielt, was zur rationellen Bewirtschaftung eines fürstlichen Gutshofes damaliger Zeit gehörte.



In den oben bezeichneten Häuser- und Hofkomplex war nach Süden zu das Biered des Hofküchengartens parallel zur Remisenfront (heutige Schloßstraße) und in Anlehnung an die Sommerreitbahn (heutige Rhabanusstraße) hineingestellt worden. Dieser Hofküchengarten — als Obst- und Gemüsegarten genutzt — war in den Abmessungen 90 auf 140 m mit einer starken Mauer umwehrt. Die vier Ecken waren als runde turmhähnliche Gartenhäuschen ausgebildet. Eine kreuzförmige Wegeanlage, in deren Mitte ein großer Brunnen stand, gab die Beeteinteilung. Entlang der Mauer lief um die gesamte Anlage ein großer breiter Weg, der teilweise mit architektonischen Bauten geziert war. Obstbäume in großer Zahl umsäumten die Wegeanlagen.

Fürst Adolf von Dalberg (1726 bis 1737) ließ auf der östlichen Schmalseite des Hofküchengartens mächtige Futtersepeicher errichten, die dann später in den Besitz des Peter Arnd gekommen sind, der darin eine groß angelegte Spirituosen-Fabrik eröffnete. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts baute die Witwe des Hofkammerers Arnd diese Gebäulichkeiten unter Vergrößerung der Fenster und Neuanlagen von Treppen und Türeingängen zu Wohnungen aus (heutige Schloßstraße, Haus 10, 12 und 14).

Das reizvolle Echaus an der Ecke der heutigen Schloß- und Lindenstraße (letztere hieß ehemals „Weg nach der Fürstl. Residenz“, später „Seufzerallee“) mit der typischen Barockfassade, das in obenstehender Federzeichnung dargestellt ist, war ehemals als Gartenhaus die Wohnung des Fürstl. Hofgärtners. (Seit 1936 gehört das Anwesen der Fa. Möbelhaus Adolf Kammandel, Lindenstraße Nr. 2.) Mit dem gegenüberliegenden Jagdzeug-

haus war das Haus durch ein Tor verbunden, so daß der auf dem Gelände der heutigen Rhabanusstraße (bis zur Reichsbank) gelegene Alleenhof zusammen mit der heutigen Schloßstraße bis zum Heertor (Hofschmiede Aulth) einen nach allen Seiten abgeschlossenen Hofraum bildete.

Im Schnittpunkt des von Osten her den heutigen Platz quer durchschneidenden „Rinneweges“ und des „Weges zur Fürstl. Residenz“ (Lindenstraße) stand mittl. vor der Hofküchengartenmauer das alt. Blutgericht, die Zent genannt. Der große Acker davor zu 47 Beeten mit 12¹/₂ Morgen gehörte um 1708 zum Jesuitenkolleg. Dann erwarb ihn die Hochfürstl. Rentkammer (um 1740), wodurch er bei der Säkularisation in die Domänenverwaltung des kurhessischen Staates gelangte. Mit der Auflösung vom 20. 7. 1875 erwarb ihn die Stadt Fulda. In dem Fußpfad, der den Acker Richtung Schloßstraße — Waischel durchschneidet, lagen die Holzröhren der Schloßwasserleitung, weshalb er Röhrenweg hieß.

Im hochfürstlichen Jagdzeughaus taten Horazer Einwohner Frondienste als Entgelt für die Ueberlassung der Grundstücke im Eichwäldchen (am heutigen Kalvarienberg).

In Anlehnung an diesen Bau entstand auf dem Gelände des ehemaligen Irngartens unter der Regierung des Fürststables Heinrich VIII. von Bibra — dem zu Ehren der Heinrich-von-Bibra-Platz wie auch die Heinrichstraße ihre Namen tragen — die rühmlichst bekannte Porzellan-Fabrik, nachdem die dort früher gelegene Fabrikserie dem Abbruch anheim gefallen war. Heute erhebt sich dort das große Finanz- und Zollamtsgelände.

Der östlich der Porzellan-Fabrik gelegene Häuserkomplex war zur Zeit der Fürstställe die Heubudenkaserne. Heubuden hießen die Leibhusaren des Fürsten. Der Raum vor der Kaserne diente als Exerzierplatz der Truppe. Daher hieß die gesamte Flur bis zur Nikolausstraße „das Kasernefeld“. In kurhessischer Zeit waren die Gebäulichkeiten die „Wohnung des Herrn Platzmajors vor dem Heertor“. Der noch heute sichtbare Ausleger am Haus Nr. 7 gibt Kunde von der alten Heubude. Der Wiegler wohnte im unteren Stockwerk. In den umfangreichen Ställen war zeitweise ein kurhessisches Landgestüt untergebracht. In dem kleinen Gebäude hinter der Kaserne betrieb ein Bildbreihändler sein Geschäft.

Am äußersten Ende des Irngartens, wo dieser an die Schloßgartenmauer anstößt — also auf dem Gartengelände des heutigen Offizierskasinos — befand sich der große Wasserbehälter, von dem aus die gesamte Trinkwasserversorgung des Schlosses ausging. Gespeist wurde das Bassin von einer Quelle am Waischel, deren Wasser durch eine Holzröhrenleitung dem Wasserbehälter zugeführt wurde.

Rund um die Buttlarstraße

Von Karl Schäfer / Hannover

II)

Einer der Genesenden, der kgl. bayrische Unteroffizier Andres Weinbeer, strandete gleich in der Buttlarstraße bei uns oder vielmehr bei meiner zu Besuch weilenden Cousine Berta aus dem Siegerland. Damit hatten sich zwei Originale fürs Leben gefunden. Andres berichtete zwischen Bratkartoffeln ingrimmig von seiner Verwundung. Von den österreichischen Waffenbrüdern, die das bayerische Korps in den Karpaten heraushauen mußte und die sie stereotyp mit den Worten begrüßten: „S'is aber recht, daß'r kumen seid, mir ham'n eich grad braucht.“ Bei dieser Gelegenheit hatte ihm der böse Feind wieder einmal einen Einbruch verpasst.

Zwanzig Jahre danach besuchte ich die beiden in München. Berta hatte den Siegerländer Dialekt abgelegt und sprach bayrisch so gut wie kein Bayer, und der grimmige Kriegsmann Andres gehorchte ihren Befehlen.

Während wir ein freies Leben voller Wonne führten, ging bei den Erwachsenen die Arbeit für das tägliche Brot im immer gleichen Takt. Zur Beherrschung der Zeit erfand der faustische Mensch die Uhr. Mein Vater besaß eine „Zwiebel“, an einer Silberkette in der Westentasche steckend, Vorbild das Nürnbergsch Ei des Peter Henlein, der Schlüssel zum Aufziehen war in einem Seitenfach des Portemonnaies verwahrt, und somit hatte alles seine Ordnung. Da er die „Zwiebel“ mitführte, hätte mir noch die Pendeluhr in der guten Stube die Zeit sagen können, aber die wollte nicht immer.

Aber da waren noch andere verlässlichere Uhren, so der Professor Fleck von der Oberrealschule und sein Schwiegersohn, der Rechtsanwalt Büttner. Vom Erkerfenster unserer Wohnung in der Buttlarstraße sah ich den Professor Fleck von oder zu seinen Penaten in der Niesiger Straße wandeln, stämmig, rotes joviales Gesicht, mit eisgrauer Schifferkrause, barköpfig, Schillerkragen, blaulüsternes Jäckchen, die bloßen Füße reformerisch in Ledersandalen. Er erschien regelmäßig auf die Minute; zur Bestimmung der Tageszeit war aber die Kenntnis des Stundenplanes erforderlich.

Da war Rechtsanwalt Büttner die bequemere Uhr, die keiner Umrechnung bedurfte und nie vor- oder nachging. Er ging und kam zu und von seiner Praxis in der Nonnengasse, aufrecht mit soldatischem Schritt, barhäuptig, den Spazierstock mittig gefaßt und waagrecht hin und her bewegend wie eine Pleuelstange, „das Gäßlein auf und ab“. Der Vater kam täglich um

13 Uhr zum Mittagessen, gönnte sich anschließend eine halbe Stunde Siesta, die langen Beine auf dem Dreiviertelsofa zusammengeklappt, und las jahrelang in dem einzigen Karl-May-Band aus unserer „Hausbibliothek“ eine halbe Seite, dann fiel das Buch zu Boden, der Kneifer von der Nase, und er schnarchte. Die Mutter mit ihrer kühleren Beziehung zur Belletristik nannte den Karl May das Wildtierbuch; auf dem Einband war ein grimmer Jaguar abgebildet.

Anno 1919, als die Streiks in Mode kamen, hielten es sogar die Beamten für unerlässlich, auf solche Weise für ihre unveräußerlichen Rechte zu kämpfen. Also beschlossen auch die Beamten des Eisenbahnausbesserungswerks, anderentags in den Streik zu treten, was ihnen kraft Gesetzes verboten war. Als einziger war mein immer noch königstreuer Vater gegen den Ausstand, wurde niedergeschrien und blieb am anderen Morgen im Bett. Ein Bote kam vom Werk mit dem Bescheid, er habe sofort zum Dienst zu erscheinen, anderenfalls fristlose Entlassung. Der Vater ging wütend ab und kam abends noch wütender nach Hause. Seine Kollegen, die Revoluzzer, waren allesamt pünktlich zum Dienst erschienen, vermutlich von ihren Frauen gescheucht.

Die Urlandschaft der Rhön war ein prägendes Erlebnis dieser jungen Jahre. Wenn die „Rhönquetsch“, von Langenbieber kommend, fauchend und pfeifend den Bieberstein erklimmte, stellte sich ein Problem, das ich in der ersten Zeit nicht lösen konnte. Hoch oben auf dem Berge das Schloß drehte sich vor dem erstaunten Blick von allen Seiten, war einmal weit weg, dann wieder ganz nah, so nah schließlich, daß man an dem Wagenfenster ganz hoch schauen mußte, und rückte wieder in die Ferne. Ich glaubte eine Zeitlang, Berg und Schloß drehten sich um die Bahn, ein verzeihlicher Irrtum, befand doch Herr Ptolemäus schon vor bald zweitausend Jahren nach dem Augenschein, daß die Sonne sich um die Erde drehe. Um nun das Maß vollzumachen, erschien der Bieberstein auf einmal am gegenüberliegenden Wagenfenster, so daß ich mich schier zerreißen mußte.

Im reiferen pickwickschen Alter hätte man wohl über dieses Phänomen das Gutachten einer fiktiven Fuldaer geographischen Gesellschaft eingeholt; die Spinner von heute können kein Erstgeburtsrecht beanspruchen. Als ich später die Landkarte lesen lernte, wurde mir bewußt, daß die „Quetsch“ in tollen Schleifen halb um den Bieberstein herum auf engem Raum aus der Ebene hoch in die vordere Rhön aufstieg, bevor sie nach einem gellenden Pfiff im Milseburgtun-

nel verschwand. Dann die Milseburg: vorbei an den Bubenbader Steinen über die Kniebreche zur Höhe, wo sich der Blick in eine schier unermessliche Weite bot, an manchen Tagen ragten auch nur aus einem brodelnden weißen Wolkenmeer einige basaltene Kuppen, und aus der Tiefe klangen die Glocken von Kleinsassen wie die Glocken Vinetas vom Meeresgrund. Das war der Tag des Herrn.

Die Jahre vergingen, der Knabe wurde Jüngling und entdeckte die klassische Musik. Eugen Mehler gründete nach seinem Musikstudium ein Symphonieorchester von Amateuren und gab damit Konzerte im Stadtsaal, die – wenigstens für meine nicht verwöhnten Ohren – musikalische Leckerbissen waren. Die Eroica tröstete noch lange Zeit über Deutschlands Not und Erniedrigung hinweg. Als die Hörner, Geigen und Pauken zum Furioso anschwellen, flog eine Manschette, Röllchen genannt, von Eugen Mehlers Handgelenk, schloß durch den Taktstock und segelte hoch durch den Saal. Aber das störte niemand.

Die Jahre vergingen. Die Buttlarstraße, einst unangefochtenes Fußballfeld, wurde Zug um Zug durch schleichende Motorisierung zweckentfremdet. Die Kinder- und Knabenzeit verblaßte vor dem sogenannten Ernst des Lebens, geriet nach und nach ganz in Vergessenheit und wurde erst Jahrzehnte später gegen Ende der Lebensreise wieder gegenwärtig.

Die Kapelle auf der Milseburg brannte ab, der Herr mochte einen Neubau für dringend erforderlich befunden haben. Das Staatshochbauamt Fulda stellte meinen mecklenburgischen Kollegen Regierungsbauführer Karl Heinz Günther für die Planung und Bauleitung des Ersatzbaues ab. Das Gestein des Berges gab 830 m über Normalnull den Baustoff für die Außenmauern, die Balken wurden nicht durch das Sägegatter gefahren, sondern nach alter Väter Art gebeilt. So entstand ein schlichter, uriger, mit dem Berg, der ihn trug, innig verbundener Bau, der sich – wie sein Vorgänger sturmgeschützt – hinter die Krone der Kuppe duckte.

Mein Kollege nahm mich mit, wir turnten in dem halbfertigen Bau herum, besprachen das zu Veranlassende mit den Handwerkern und fielen gegen Abend als verlaufene Scholaren bei dem Bauherrn, dem Pfarrer und Epikuräer Nüdling, zu Kleinsassen ein. Seine beiden jugendlichen blonden Nichten standen freundlich lächelnd in der Tür und trugen das köstliche Mahl auf. Der joviale Gastgeber stieg ab und zu in den Keller hinab und leicht schnaufend wieder herauf, eine neue Flasche in der wohlgepolsterten Hand. Von unserem sicher lichtvollen Diskurs habe ich kein Wort mehr in Erinnerung, die jungfrischen Nichten beherrschten den Abend.

Erst lange nach Mitternacht fanden wir es für schicklich, den verehrten Seelenhirten von unserer Gegenwart zu befreien. Ich schwang mich weinselig auf den Gepäckträger von Günthers Fahrrad, der Kollege trat ächzend auf die Pedalen, die Nichten winkten lachend zum Abschied – mögen sie uns wenigstens halb so passabel gefunden haben wie wir sie –, und wir tauchten in den nachtdunklen schweigenden Forst um die Fohlenweide. Verließen den Tann vor Armenhof, wo uns ein heiserer Hofhund an rasselnder Kette wegen nächtlicher Ruhestörung ans Leder wollte. Doch in Margretenhaun dämmerte es bereits, die ersten Frühaufsteher regten sich, den Ort durchzog ein würziger Duft von Holzrauch und Kathreiners Malzkaffee. Aus der weiten Hauneniederung schoben wir den gemeinsamen Drahtesel noch einmal bergauf zum Petersberg, allwo die Hähne den Morgenruf anstimmten, hinter uns ging über der Milseburg die Sonne auf, ihre ersten Strahlen stiegen mit uns den Berg hinan und vergoldeten tief unten vor uns die Spitzen der Fuldaer Kirchtürme. Wir rollten in Schußfahrt zu Tal ins Städele hinein, das damals noch keine sonderlichen Wucherungen aufwies. Die fetten Felder der Domäne Ziehers trennten noch weit und breit Stadt und Petersberg, der Aschenberg war noch unverstelltes Ackerland.

Das war der letzte Sommer in der Stadt, in der ich einmal jung und glücklich war.



Blick in die Buttlarstraße (stadteinwärts) im Jahre 1912. Links das Herz-Jesu-Krankenhaus, damals unschön Krüppelheim genannt. Rechts das Haus Vogel im Bau. Im Hintergrund die Ziegelei. Bild: Stadtarchiv Fulda

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Schule in früherer Zeit

Von Gottfried Rehm

Das mittelalterliche Bildungswesen lag in den Händen der Kirche, später auch in städtischer Verwaltung. Die frühen Schulen dienten hauptsächlich der sittlichen und religiösen Bildung der Jugend. Ob es im Mittelalter in den Rhönstädtchen Pfarr- oder Stadtschulen gegeben hat, ist unklar.

Einige Rittergeschlechter in der Rhön hatten als Stifter von Kirche und Schule früher das Patronat mit dem Recht der Stellenbesetzung inne. Somit mussten sie auch Pfarrer und Schulmeister besolden und die Baulast für Kirche und Schule tragen, was allerdings durch Abgaben und Frondienste der Untertanen abgedeckt wurde. Nach der Einführung der Reformation in den ritterschaftlichen Gebieten wurde dort besonderer Wert auf die Bildung der Kinder gelegt, vor allem in religiöser Hinsicht. Lehrmittel waren damals die Bibel und Luthers Katechismus.

Nach den Wirren des 17. Jahrhunderts ordneten die Rhöner Herren in ihren Ortschaften die Situation von Kirche und Schule neu und führten Schul- und Kirchenordnungen ein; so wurden zum Beispiel in Tann und Gersfeld Kantoreien gegründet, die im Gottesdienst chorisch mitzuwirken hatten. Dazu gehörten die Schulkinder, die Lehrer und einige andere Erwachsene, die als Chor-Adjunkten bezeichnet wurden. Leiter war ein Lehrer mit dem Titel Kantor; zu seinen Aufgaben gehörten neben dem Unterricht: „Muß der Cantor bey jedesmaligen öffentlichen Gottesdienst, Sonn- und Feyertagen, Copulationen (Hochzeiten), Bätstunden, Kindtaufen, wo er auch das Taufwasser herbey bringt, den Gesang mit der Orgel dirigieren, außer bey Leichen; und in den freitäglichen Fasten-Kirchen führt er die Gesänge ohne Orgel.“

1781 heißt es über die Aufgaben eines „Schulmeisters“:

„Muß er jährlich 14 Tag nach Michaeli (29. September) biß Ostern jeden Wercktag zweimal Schul halten und zwar früh morgens von 7 biß 11 und nachmittags, ausgenommen mittwochs und samstags, wo der Nachmittag frey ist.“ Während des Sommers war der Schulunterricht eingeschränkt, damit die Kinder in der Landwirtschaft mithelfen konnten. Die Ferien richteten sich nach den örtlichen Erntezeiten; die Feriendauer wurde von der Kanzel bekannt gegeben.

Die Lehrer auf dem Lande hatten bis ins 19. Jahrhundert

noch keine besondere Ausbildung: „Man pflegte Bürger, Landleute und Handwerker als Schulmeister anzunehmen, so wie sie aus den gemeinen Schulen hervorgegangen waren, wenn sie nur lesen, den Katechismus hersagen und etwas schreiben konnten.“ (Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden staatliche Lehrerseminare eingerichtet, Lehrentwicklungsseminare erst im 20. Jahrhundert.)

Als Erziehungsziel galt damals, die Kinder „zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen“.

Neben Religion, Rechnen, Schreiben und Lesen wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den bayerischen Schulen Handarbeits- und Werkunterricht (die „Industrieschule“) eingeführt; auch sollten Schulgärten angelegt werden. Die Mädchen wurden nun auch in Stricken, Spinnen und Nähen unterrichtet und die Knaben in der Herstellung von Körben, Sieben und Rechen. Die hergestellten Gegenstände und die herangezogenen Pflanzen sollten verkauft werden.

Nach dem bayerischen Schulgesetz begann die Schulpflicht mit dem sechsten Lebensjahr und dauerte sieben Jahre. Unterrichtsfächer waren: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen (hauptsächlich Kirchenlieder) und „gemeinnützige Kenntnisse“. In den Zeugnissen wurde unter anderem auch „Geistesgaben, Fleiß und sittliches Betragen“ bewertet. Im Sommer waren gewöhnlich 20 und im Winter 28 Wochenstunden Unterricht. Nach sieben Jahren Volksschule waren dann noch vier Jahre „Sonntagsschule“ zur Fortbildung einmal in der Woche verpflichtend; die Unterrichtsfächer der Sonntagsschule waren die gleichen wie die der Volksschule. (Später wurde die Sonntagsschule durch die Fortbildungs- beziehungsweise durch die Berufsschule ersetzt.)

Die Lehrer bezogen ihr Einkommen aus Zahlungen für den Schul- und für den Kirchendienst. 1823 erhielt ein Tanner Lehrer zum Beispiel aus der Gemeindekasse 53 Gulden, aus der Kirchenkasse 20, aus einer Stiftungskasse 16 und aus der „Localschul-Kasse“ 28 Gulden. (Mit einem Gulden konnte eine Familie damals ungefähr für einen Tag ihren Lebensunterhalt bestreiten; ein Gulden hatte 48 Kreuzer.) Dann erhielten die Lehrer auch „Naturalien“: freie Wohnung, ein Garten mit „Gemüsländ“ und eine Wiese, dann jährlich etwa acht Malter Korn,



Schule im 19. Jahrhundert, Gemälde von Wilhelm Schütze 1814.

Foto: Archiv FZ

sieben Klafter Brennholz, etwa 100 Wellen Reisig und „Weiderechte“: Jeder Lehrer durfte eine Kuh und ein Schwein unentgeltlich auf der Gemeindewiese grasen lassen.

Dazu kamen noch „Accidentien“ (Gebühren): Zum Beispiel standen dem Tanner Kantor bei Hochzeiten zwei Maß Bier und „vier Wecke“ zu; bei Kindtaufen ehelicher Kinder zehn Kreuzer, ferner zwei Maß Bier und zwei Wecke; bei Taufen unehelicher Kinder zehn Kreuzer „und weiter nichts“; bei „stillen Lei-

Allgemeine
O r d n u n g
für die
niedern Schulen
des
Bistums und Fürstentums
F u l d.



Bedruckt bei Johann Jakob Stahel, Hochfürstl. Hof- und
Universitätsbuchdrucker.

1 7 8 1.

In einem Dekret vom 2. April 1781 legte Fürstbischof Heinrich von Bibra eine „Allgemeine Schulordnung für die niedrigen Schulen des Bistums und Fürstentums Fuld“ vor, die für die damalige Zeit als vorbildlich galt.

Repro: FZ

chen“ (Beerdigung ohne Gesang) 20 Kreuzer, bei „Kantoreileichen“ (Beerdigungen mit Chorgesang) 40 Kreuzer; an „Neujahrs-Geschenken von den Kindern“ kamen etwa zwei Gulden zusammen. – Die Nebendienste des Organisten brachten an „Accidentien“ 38 Gulden 46 Kreuzer ein, nämlich bei Hochzeiten 20 Kreuzer, zwei Maß Bier und „vier Wecke“; bei Taufen vier Maß Bier und zwei Wecke; als Chormitglied erhielten die Lehrer noch einen bestimmten Betrag bei Trauungen, bei „Kantorleichen“ und beim Neujahrssingen. Das Neujahrssingen wurde aber 1814 von der Regierung als Bettelei verboten.

Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Sachbezüge und „Accidentien“ durch entsprechende geldliche Vergütung ersetzt.

Seit 1830 vergeblicher Kampf um eine katholische Universität in Fulda

Von Dr. August Weber †

Der 1967 verstorbene Oberschulrat a. D. Dr. August Weber, der vor allem in seiner Heimat Fulda und Hünfeld als Historiker bekannt war, hatte vor seinem Tod ein Buch über die Geschichte der Stadt Fulda begonnen, das er aber nicht mehr vollenden konnte. In seinem Nachlaß wurde jetzt die 1955 verfaßte Untersuchung über den Kampf um eine katholische Universität gefunden, die wahrscheinlich ein Kapitel des Buches werden sollte. Wegen der Aktualität der Universitätsfrage legen wir sie hier vor.

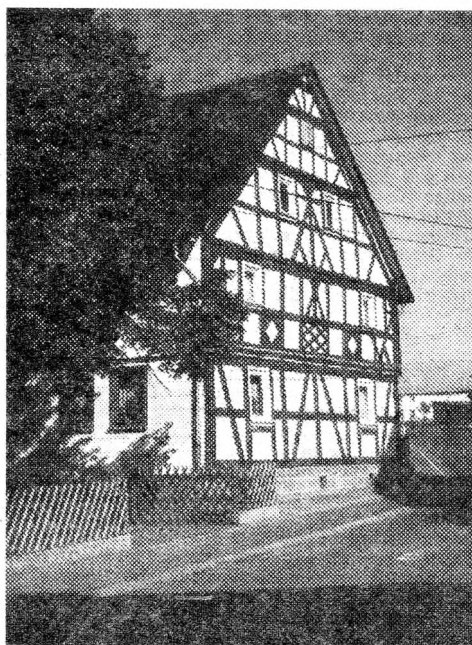
Der Untergang der katholischen Adelsrepublik Fulda und ihre Mediatisierung in einem protestantischen Staat hatten dem Fuldaer Stift schwere Wunden geschlagen. Darüber hinaus war durch die Säkularisation auch der übrige katholische Volksteil in Deutschland empfindlich getroffen worden. Die Katholiken in Kurhessen befanden sich in einer aussichtslosen Minderheit und mußten es hinnehmen, daß in die führenden Stellungen im Fuldaer Raum Protestanten eingesetzt wurden. Auch im Schulwesen hatten das Lyzeum und das Gymnasium ihren katholischen Charakter verloren und protestantische Direktoren erhalten. Man kann wohl den neuen Direktoren keinen Vorwurf der Intoleranz machen. Sowohl Prof. Meissner, der früher Professor für Ästhetik und klassische Literatur in Prag war, wie auch Rektor Gierig, ein gelehrter Philologe, dessen Ausgaben von Ovid besonders geschätzt waren, waren mit Sorgfalt ausgesuchte Männer, die es auch bald verstanden, sich in Fulda Ansehen zu verschaffen. Aber dem katholischen Volksteil waren die Spitzenstellungen und damit die Gelegenheiten, sich auszuwirken, genommen.

Wie in Fulda erging es auch den übrigen katholischen Landesteilen, die in dem protestantischen Königreich Preußen aufgegangen waren, vor allem im Rheinland. Auch hier wurden die katholischen Beamten aus den führenden Stellungen verdrängt und durch altpreußische Protestanten ersetzt.

Nachdem der erste Schock dieser politischen Umwälzung überwunden war und der katholische Volksteil die ihn gefährdende Entwicklung überschauen konnte, mußte es zu Gegenbewegungen aus diesem Kreise kommen, wenn er noch irgendwie Lebenskraft besaß. Mit diesen gesellschaftlich und religiös bedingten Kämpfen verband sich noch eine andere Begegnung, die aus den politischen Idealen ihre Nahrung bekam. Es war der Kampf um das Ideal der Freiheit gegen die absolutistische Entwicklung des Staates, die in Frankreich durch das absolute

Königtum, die Jakobiner-Republik und die Napoleonische Militärmonarchie in gleicher Weise und strenger Stufenfolge begründet worden war, in Preußen auf dem militärisch geführten Junkerstaat beruhte und in Hegel ihren klassischen Vertreter fand. Die Idee der Staatsallmacht wurde von dem liberalen Bürgertum leidenschaftlich bekämpft, um so stärker, je reaktionärer die deutschen Bundesstaaten seit den Karlsbader Be-

Schönes Fachwerkhaus



Wer von Weidenau her nach Reichlos im Vogelsbergkreis kommt, den empfängt linkerhand dieses schön gepflegte Fachwerkhaus, dem eine stattliche Linde und eine Kastanie Gesellschaft leisten. Die Brüstungsfelder des Obergeschosses zeigen Rauten- und Schräggitterornamente. Eine Hausinschrift auf der Schwelle kündigt von den Sorgen eines Bauherrn damals und heute: Wer will bauen an Gassen und Straßen der muß einen Jeden Können Reden lassen. Dem einen ist zu groß dem andern zu klein. Darum ist es nicht gut Bauherr zu sein. Der Herr Behüte und Beschütze dieses Haus und alle die da gehen ein und aus. Erneuert im Jahre 1969.

E. Sturm

schlüssen auftraten. Mit dieser freiheitlichen Bewegung verband sich der katholische Volksteil, der um seine religiösen Rechte in der politischen Arena kämpfte und daher bald „der politische Katholizismus“ genannt wurde.

Im Kampf gegen den Leviathan-Staat wurde die Freiheit der Kirche ebenso ein Anliegen wie die bürgerliche Freiheit oder die Freiheit der Arbeit. Der Begründer und Führer dieser Bewegung wurde der Abbé de Lamennais, seit 1817 bekannt durch eine vierbändige Untersuchung „Essai sur l'indifférence en matière de religion“ (4 Bd. 1817 bis 1823). Er nahm die Freiheitsforderung der großen Revolution für die Kirche in Anspruch. Er erklärte: Das Christentum schütze die politische Freiheit, und die Freiheit werde das Christentum schützen, wenn die Kirche nur aufhöre, für die Vorrechte des Adels und die Ansprüche der absoluten Monarchie einzutreten. In der von ihm gegründeten Zeitschrift „l'Avenir“ forderte er im Namen der Ideen von 1789 die Freiheit der Kirche vom Staat, die Gewissensfreiheit für den religiösen Menschen, die Unterrichtsfreiheit für die katholischen Orden im Rahmen der allgemeinen Lehrfreiheit, die Presse- und Vereinsfreiheit für die katholische Volksbewegung im Rahmen der staatsbürgerlichen Freiheit für alle. Aus Saint Simons Schrift „Neues Christentum“ entnahm er seine Anregungen für eine christliche Sozialreform. Seine Schriften, die in glänzender Sprache geschrieben waren, fanden einen großen Widerhall auch in den Kreisen, die der katholischen Kirche fernstanden, und strahlten auch auf Deutschland aus. Ludwig Börne übersetzte sein Buch „Paroles d'un Croyant“ (Paris 1833) bereits im folgenden Jahr ins Deutsche: Worte eines Gläubigen (Hamburg 1834).

In der belgischen Revolution von 1830 traten die Katholiken zusammen mit den Liberalen für die Loslösung von den Niederlanden ein und organisierten sich nach der Bildung des belgischen Staates in einer besonderen Partei. Sie verbanden sich hier mit der Nationalbewegung der Flamen, während die liberale Bourgeoisie französisch sprach und dem Flämischen die Gleichberechtigung versagte. Sogar in Gent sollte die Universität französisch sein. Da schuf die katholische Partei mit der katholischen Universität Löwen eine Institution, die bald die anderen Universitäten übertraf und von großer Bedeutung wurde. Sie wirkte sich auch sehr stark auf Deutschland aus wie auch auf Irland. Der literarische Wortführer der katholischen Flamen war der Schriftsteller Hendrik Conscience, dessen bekannter historischer Roman „Der Löwe von Flandern“ 1838 erschien. Das Buch begeisterte die katholische Jugend Deutschlands noch vor

50 Jahren und stand in jeder Borromäus-Bücherei.

In Preußen kam es zur ersten Kraftprobe in dem sogenannten Kölner Kirchenstreit. Der Kölner Erzbischof Clemens August von Droste-Fischer war dagegen aufgetreten, daß der preußische Staat die Erziehung der Kinder in der Religion des Vaters verlangte. Die protestantischen Beamten, die in das Rheinland kamen, suchten sich gern unter den einheimischen begüterten katholischen Mädchen ihre Frauen. So kam es, daß deren Kinder protestantisch werden mußten. Der Erzbischof verbot nun die Einsegnung dieser kirchlich nicht statthaften Ehen. Der Streit verschärfte sich durch das Einschreiten des Erzbischofs gegen die sogenannten Hermesianer: Der katholische Dogmatiker Hermes von der Universität Bonn war durch seine Hinneigung zu Kant von der Kirchenlehre abgewichen. Seine Schüler hatten mehrere Lehrstühle an der Universität besetzt. Nachdem nun der Papst durch das päpstliche Breve „Dum acerbissimas“ die Lehre von Hermes förmlich verworfen hatte, hatte der Erzbischof Droste den katholischen Theologen verboten, bei den Hermesianern zu hören.

Darin erblickte der preußische Kultusminister eine rebellische Amtsanmaßung des Erzbischofs. Er ließ ihn 1837 in Köln verhaften, nach der Festung Minden bringen und dort ohne Prozeß und Urteil jahrelang festhalten. Dieser Schritt rief eine Flut von Streitschriften hervor und versetzte das katholische Deutschland in größte Aufregung. Die weitaus bedeutendste Kampfschrift für die Kirche schrieb Josef Görres unter dem Titel „Athanasius“. Sie war eine flammende Anklage gegen die Beeinträchtigung der kirchlichen Freiheit durch die Staatsgewalt. Mit derselben Leidenschaft, mit der Görres einst der Sprecher der Nation gewesen war, trat er nun als Verteidiger der Kirche auf.

Durch diesen Kirchenstreit war ein anderes Problem in dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat aufgebrochen, das dringend der Lösung bedurfte: die Frage nach der Stellung der Universitäten. Infolge der Säkularisation hatte die katholische Kirche eine Reihe von Universitäten verloren, an denen die katholischen Führer herangebildet wurden. Die Universitäten Fulda, Erfurt, Mainz, Würzburg, Köln, Eichstätt, Paderborn und Salzburg waren entweder ganz aufgehoben worden oder hatten ihren katholischen Charakter verloren. In Köln trat man nach 1815 dafür ein, daß an Stelle der aufgelösten, fast 500 Jahre alten Universität von Köln (gegründet 1338) vom preußischen Staat eine katholische Universität aufgebaut werden müsse. Bereits 1814 hatte Anzillon bei einem Aufenthalt des Kronprinzen den Gedanken einer katholischen Universität gehabt. „Es sei eine solche bei dem schlechten Zustand der übrigen katholischen Universitäten ein wahres Bedürfnis für ganz Deutschland, und es sei des edlen christlichen Geistes der letzten Zeit würdig, wenn der König von Preußen gerade eine solche Universität stiftete“ (Sulpiz Boisseree, Biogr. I 1861 S. 213 f., zitiert nach Richter, Fuld. Gesch. 1921 S. 55 Anm. 3). Die Diskussion, die sich darüber entwickelte, hatte zur Folge, daß die preußische Regierung diese katholische Universität nicht nur nicht einrichtete, sondern die neue rheinische Universität überhaupt nicht nach Köln, sondern nach Bonn verlegte, wo sie 1818 gegründet wurde. Die Regierung befürchtete einen zu großen klerikalen Einfluß auf die Hochschule, wenn sie in Köln wiederaufleben würde.

Die Frage einer katholischen Universität hatte Fulda bereits 1830 mit dem kurhessischen Staate geführt. Dieser hatte am 30. 12. 1830 mit Nassau einen Vertrag geschlossen, demzufolge er in Marburg eine gemeinsame katholische theologische Fakultät eröffnen wollte. Erst nach Ausbildung und Prüfung an dieser Universität sollten die Kandidaten die Ausbildung „im Praktischen der Seelsorge“ in Fulda erhalten. Am 19. Mai 1831 wurde tatsächlich diese Fakultät in Marburg eröffnet. Bisher waren die katholischen Theologen in dem Fuldaer Seminar ausgebildet worden, dessen Bestand nunmehr gefährdet war.

Daher wandten sich der Bischof Rieger wie das Fuldaer Domkapitel leidenschaftlich gegen diese Fakultät in Marburg. In einem Schreiben an Geheimrat Rieß in Kassel vom 25. Juni 1831 führt der Fuldaer Bischof aus, daß Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg bei der Organisation einer Hochschule für das Großherzogtum Frankfurt die Fuldaer theologische Lehranstalt zur theologischen Fakultät des Großherzogtums bestimmt habe; nur die politischen Ereignisse von 1813 hätten die Ausführung des Planes verhindert. Der Magistrat und der Bürgerausschuß der Stadt Fulda richteten eine Petition an die kurhessische Ständeversammlung und sprachen den Wunsch aus, daß die nun einmal in Marburg begründete Fakultät „nach Fulda verlegt, unter die Aufsicht der geistlichen Behörden allda gestellt und mit dem bereits im Priesterseminar bestehenden Lehranstalten lediglich in Verbindung gesetzt werde“. Auf Wunsch des Ministeriums erschienen 1831 die beiden Domkapitulare Pfaff und Hohmann in Kassel, und die kurhessische Regierung erklärte sich tatsächlich bereit, mitzuwirken, um die katholisch-theologische Fakultät nach Fulda zu verlegen und damit die in Fulda schon bestehende theologische Lehranstalt zu einer Universitätsfakultät zu erheben, falls auch der Bischof von Limburg und die herzoglich-nassauische Regierung damit einverstanden sein würden. Leider versagte sich Nassau diesem Wunsch. Da Bischof Rieger am 30. Juli

1831 gestorben war, wandte sich das Fuldaer Domkapitel am 8. August mit einer entsprechenden Anfrage an den Bischof von Limburg, erhielt aber von ihm keine Antwort. 1832 brachte das kurhessische Ministerium eine Vorlage an die Ständeversammlung, die katholisch-theologische Fakultät der Landesuniversität Marburg zwar beizubehalten, jedoch nach Fulda zu verlegen und mit dem „dortigen Klerikalseminar in angemessene Verbindung zu bringen“. Man wollte zugleich versuchen, die herzoglich-nassauische Regierung zu bewegen, die für Marburg verabredete Gemeinschaft auf Fulda zu übertragen. Leider ging Nassau auf dieses Ersuchen nicht ein, sondern trat in folgenden Jahren (1833) von seinem Vertrag mit Kurhessen ganz zurück.

So ging eine große Gelegenheit für die Schaffung eines Fundaments für eine neue Universität in Fulda verloren. Mit Recht bemerkt hierzu Richter: „Wäre man in Limburg und Wiesbaden dem erwähnten Vorschlag beigetreten, so würde die von den beiden Staaten Kurhessen und Nassau gemeinsam zu unterhaltende katholisch-theologische Lehranstalt zu Fulda in der Folgezeit vielleicht eine besondere Bedeutung gewonnen haben: Es hätte sich in Anlehnung an dieselbe die um die Mitte des 19. Jahrhunderts hervortretende Idee einer vollständigen katholischen Universität wohl leichter verwirklichen lassen“ (Fuld. Gesch. XV, 1921, S. 53).

(Fortsetzung folgt)

„Eine Oestreich-Orgel in Kassel“

Von G. R e h m

In Heft 35/1966 der Buchenblätter lautete die Überschrift eines Aufsatzes „Eine Oestreich-Orgel in Kassel“. Inzwischen konnte ich weitere Einzelheiten über dieses Instrument ermitteln, das aus der Werkstatt eines einheimischen Meisters stammt. Die sehr wechselvolle Geschichte dieser Orgel ist es wert, einmal mitgeteilt zu werden.

Johann Georg, der älteste Sohn des berühmten Orgelbauers Johann Markus Oestreich, erbaute zwischen 1815 und 1820 eine Orgel mit acht Registern ohne Pedal für die Kirche in Lingelbach bei Alsfeld. Auf der Innenseite der rechten oberen Seitenwand des Gehäuses (von vorn gesehen) findet sich, mit Bleistift geschrieben, der Vermerk: „Johann Georg Oestreich gemacht / Orgelbauer zu Ober-Bimbach aus dem Krossherzogtum Fulda“. Da das ehemalige Fürstbistum Fulda von 1815 bis 1820 ein kurhessisches Großherzogtum war, dürfte damit die Entstehungszeit der Orgel geklärt sein. Die Disposition der Orgel war: Prinzipal 2', Gedackt 8', Octave 4', Gedackt 4' Salicet 4', Quinte 1 1/3', Octave 1' und Mixtur. (Diese und die folgenden Angaben verdanke ich Pfarrer Gerhard Suhre, Weimar bei Kassel.) Daß die Orgel für Lingelbach gebaut wurde, ergibt sich aus einer Inschrift auf der Innenseite des Windkanals, wo der Hersfelder Orgelbauer Georg Friedrich Wagner 1865 niedergeschrieben hatte: „Diese Orgel stand früher in Lingelbach (am Herzberg) ...“

Die Maße des Orgelwerkes: Das Gehäuse ist 1,60 m breit, dazu kommen an den Seiten geschnitzte Akanthusornamente („Ohren“) von je 0,20 m Breite, in die Engelsköpfe eingearbeitet sind. Die Höhe des Gehäuses beträgt 2,60 m, die Tiefe 0,90 m, einschließlich des Spielschranks. (Heute ist die Orgel durch ein hinten angefügtes Pedalwerk tiefer.) Im Prospekt stehen die Pfeifen des Prinzipals 2'. Im Unterteil des Gehäuses lagen schräg zwei Keilbälge, die von der Seite betätigt wurden.

Der Klaviaturnumfang reicht von C bis c3; die Untertasten sind schwarz, die Obertasten hell. Pfarrer Suhre schreibt über das Instrument: „Der Klang der erhaltenen alten Pfeifen war recht gut. Das Metall der Pfeifen ist stark bleihaltig und entsprechend weich ...“. Diese Orgel stand bis 1865 in Lingelbach; in diesem Jahre baute Wagner dort eine neue, größere Orgel.

Von 1865 bis 1874 war die Orgel Johann Georg Oestreichs in Hersfelder Privatbesitz. Georg Friedrich Wagner hat in seinem neuen Windkanal notiert: „... im Jahre 1865 nahm der Unterzeichnete (sie) auf eine neue große Orgel retour, machte die Bälge und die Mechanik neu, Gedackt 8' und Flöte 8' neu und verkaufte dieselbe an Kaufmann Zickendraht, damals zu Hersfeld. Derselbe verkaufte sie hierher, wo ich sie im Jahre 1874 aufstellte.“ Für den Privatgebrauch des Kaufmanns Zickendraht war die

Klanggestalt also umgebaut worden. Pfarrer Suhre schreibt dazu: „Es müßte heißen Gedackt 16', denn das Gedackt 8' war ja vorhanden. Zugefügt wurden aber 2 1/2 Oktaven eines Holzgedackt ab bis als 16'-Register. Die neue Flöte 8' war voll ausgebaut, in der großen Oktave gedeckt. Das Salicet 4' wurde um eine Oktave höher gerückt und als Salicet 8' bezeichnet, von C — g mit Flöte 8' verführt.“ Quinte, Oktävlein und Mixtur wurden anscheinend wegen der neuen Register entfernt. Die Klanggestalt lautete also jetzt: Bordun 16, Flöte 8, Gedackt 8, Salicet 8, Oktav 4, Gedacktflöte 4, Prinzipal 2.

Im Jahre 1874 wurde das Instrument wieder verkauft und kam sehr wahrscheinlich auf den Gutshof Tann bei Hersfeld. Der Vermerk Wagners, „verkaufte sie hierher, wo ich sie 1874 aufstellte“, ist wohl so zu deuten, wie Pfarrer Suhre vermutet. Hier stand die Orgel ein Vierteljahrhundert.

Etwa um 1900 wurde sie dann in die Kirche Tann bei Hersfeld verkauft oder gestiftet. Sie war aber in einem schlechten Zustand. Hier hat sie Pfarrer Suhre bei Vertretungen während des Krieges kenneengelernt. Er schreibt darüber: „Sie war kaum spielbar. Auf dem Pfeifenwerk lagen ganze Stücke vom alten Deckenputz ...“. Um das Werk zu erhalten, nahm es Gerhard Suhre 1942 mit Erlaubnis des Landeskirchenamtes zur Reparatur zu sich, reinigte es gründlich und behandelte es mit Holzschutzmitteln. Er machte Gedackt 8', Prinzipal und Gedacktflöte 4' wieder spielbar. Andere Register zu ergänzen und zu reparieren war im Krieg nicht möglich. Es wurde noch ein elektrisches Gebläse eingebaut. So war das historische Instrument bis nach dem Krieg in guter Pflege. 1946 wurde es einstweilen bei der Orgelfirma Ott in Göttingen eingelagert, dort blieb es drei Jahre.

Unsere Oestreich-Orgel kam 1949 in die evangelische Kirche zu Kassel-Rothenditmold. Hierfür erstellte Ott wieder die ursprüngliche Disposition Oestreichs, lediglich statt des Salicets wurde ein Terzian gebaut. Ferner wurde ein Pedalwerk mit 4 Registern ohne Koppel neu hinzugefügt; die Pfeifen des neuen Pedalwerks wurden in einer hinter dem alten Instrument angebauten Gehäuse-Erweiterung untergebracht; die seitlich überstehenden Teile des neuen Pedalgehäuses erhielten Gitteröffnungen.

Von 1950 bis 1965 betreute W. Bosch, Kassel, das Instrument. 1965 wurde in Rothenditmold eine größere Orgel beschafft, das Oestreich-Werk stand erneut zum Verkauf.

So kam im Jahre 1965 diese Orgel nach Schöneberg bei Hofgeismar, wo sie von der Fa. Euler aufgestellt worden ist. Damit das Werk auf die Empore paßte, mußte das Oberteil des Pedalgehäuses gekürzt werden; die langen Baßpfeifen wurden gekürzt. Pfarrer Suhre schreibt: „Nun steht sie dort recht gut, sie ist ein Schmuckstück für den Raum und tut einen guten Dienst.“

Seit 1830 vergeblicher Kampf um eine katholische Universität in Fulda

Von Dr. August Weber †

2)

Inzwischen hatte sich die katholische Führungsschicht in Deutschland allmählich in größerem Umfange mit der Frage einer katholischen Universität beschäftigt. Die Verweigerung einer solchen in Köln, die Verlegung der Kölner Universität nach Bonn, die Verstaatlichung der katholischen Universitäten in Bayern hatten die Lösung dieser Frage dringender gemacht. So tauchte die Idee einer freien katholischen Universität für Deutschland auf und spielte in der Geschichte der katholischen Bewegung von 1848 bis zum Kulturkampf eine bedeutende Rolle. Sie wurde vor allem von der Romantik unterstützt, während der deutsche Idealismus ihr Gegner werden mußte und die Verbindung des deutschen Liberalismus mit den aus dem Preußentum strömenden Kräften auch die von Natur aus gegebene Unterstützung der Liberalen diese katholische Idee verhinderte.

Unter den Laien war der Führer der Bewegung der Freiburger Professor Dr. Franz Josef Buss. Er hatte die zunehmende Liberalisierung auch auf der Universität in Freiburg erfahren und wandte sich in einer Schrift über den „Unterschied der katholischen und protestantischen Universitäten Deutschlands“ (Herder, Freiburg) 1846 an die Öffentlichkeit. Er beklagte sich darüber, daß die katholische Mehrheit der deutschen Nation (damals gehörte noch Österreich zum Deutschen Bund! d. Red.) hinsichtlich der Universitäten so viel schlechter gestellt sei als die protestantische Minderheit, daß man aber trotzdem darauf ausgehe, auch die wenigen, noch übriggebliebenen katholischen Universitäten durch Berufung protestantischer Professoren wie durch zweckwidrige Verwendung der Fonds ihres katholischen Charakters zu entkleiden. Als rechtlich noch katholisch betrachtete Buss die Universitäten Wien, Prag, Graz, München, Würzburg und Freiburg. „Seht“, ruft er aus, „ihr Protestanten deutscher Nation habt für 17 Millionen 16 Universitäten, und wir Katholiken haben für 20 Millionen nur 6. So viele haben wir von den 32 Universitäten, die im Jahre 1792 noch Deutschland zierten, verloren, größtenteils durch euch verloren. Es ist ein gräßlicher Hohn uns Katholiken Mangel in Intelligenz vorzuwerfen, wie ihr's so gern und wohlfeil tut, und doch von den paar Universitäten, die uns blieben, noch eine wieder wegzukippen“ (zit. nach Richter, Fulda. Gesch. 1921 S. 53/54). Er forderte die Wiederherstellung des schon in der Stiftung ausgesprochenen katholischen Charakters der Universität Freiburg.

Als nach der Revolution von 1848 die staatliche Allmacht verschwand und die geistigen Bewegungen sich freier entfalten konnten, hoffte Buss, der als Abgeordneter in die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche gewählt worden war, daß nun auch die Stunde zur Lösung dieser Frage gekommen sei. Auf der Bi-

schöfskonferenz im Herbst des Jahres 1848 in Würzburg entwickelte er seine Gedanken zur Gründung einer katholischen Universität und stellte den Antrag, zunächst für die katholische Restauration der noch übrigen 6 katholischen Universitäten zu sorgen, dann aber auch die Gründung einer ausschließlich unter dem deutschen Episkopat stehenden freien katholischen Universität zu beschließen und die hierzu notwendigen Schritte zu unternehmen. Dieser Plan wurde einstimmig angenommen, wenn auch von einer Seite Bedenken erhoben wurden, ob er bei der gegenwärtigen politischen Lage ausführbar sei. Mit Recht bemerkte Buss später über die Situation von 1848, daß der Mensch gerade in dieser Lage „für Außerordentliches mehr gesinnt sei, und ich glaube noch jetzt, daß, wenn man sofort bei der widerwartigen katholischen Begeisterung die Sammlungen für die katholische Universität eröffnet hätte, die Anstalt schon in Wirksamkeit stünde“. (Die Reform der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel, die Gründung einer freien katholischen Universität deutscher Nation. Hurter, Schaffhausen 1852 S. 501 f., zitiert nach Richter S. 55). Buss dachte sich die Anlage der Universität nach dem Vorbild von Löwen, wo der belgische Episkopat auf Grund der eben erlangten Unterrichtsfreiheit eine freie Universität zunächst in Mecheln eröffnet hatte, wenn auch zunächst in kleinem Umfange mit zwei Fakultäten, 13 Professoren und 86 Studenten. Im folgenden Jahr aber war sie schon mit 5 Fakultäten nach Löwen verlegt worden und hatte bald alle staatlichen Universitäten Belgiens an Zahl der Studierenden überflügelt, obwohl sie nur auf freiwillige Beiträge der Gläubigen gegründet war.

Als geeignete Stätte für die Verwirklichung dieses Planes wurde an erster Stelle die Stadt Fulda genannt. Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß in Belgien die Voraussetzungen für eine freie katholische Universität bedeutend günstiger waren als in Deutschland. Die gesellschaftliche Struktur, das prädominierende katholische Gedankengut, die Verbindung der Katholiken mit der völkischen Bewegung der Flamen, die schnelle Lösung der belgischen Frage bildeten einen günstigen Nährboden für diese Institution in Belgien, während viele politische Momente in Deutschland dagegen sprachen.

Leider war zur Zeit der Würzburger Bischofskonferenz der Fuldaer Bischof Leonhard Pfaff nicht mehr am Leben. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen, die er in den Zeiten des Umbruchs in Fulda gesammelt hatte, hätte er wertvolle Anregungen geben können. Sein Nachfolger Christoph Florentius Kött besaß noch nicht die päpstliche Präkonisation und die bischöflichen Weihen. Er hatte zwar an den Verhandlungen der Bischofskonferenz, aber nicht an den Abstimmungen teilgenommen. Mit ihm hatte — als sein Begleiter — der Kapitelsyndikus Jakob Schell in Würzburg die Versammlung besucht. Beide berichteten von dem Plan einer unabhängigen katholischen Universität in Fulda. Das Domkapitel griff diesen Plan begeistert auf und schrieb bereits am 14. Dezember 1848 ein längeres Memorandum an den Hofrat und Abgeordneten Buss. Es bat ihn, er möchte durch die Realisierung dieses Planes „ein zweiter Bonifatius der Stadt Fulda werden“, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß hierdurch Fulda wieder seinen alten Glanz und Ruhm erlangen werde und das Sprichwort wieder Geltung erlange: ex soli solis nostra salus, omnis gloria, omnis autoritas et divitiae. Die Gebäude des Ful-

daer Priesterseminars zusammen mit dem früheren Domdechaneigebäude, welches käuflich sei, könnten der Universität geeignete Unterkunft gewähren.

Schon nach wenigen Tagen, am 20. Dezember, antwortete von Frankfurt aus Buss auf diese Anregung. Er wies darauf hin, daß die Gründung einer rein katholischen Universität unter dem Episkopat Deutschlands ein dringendes Bedürfnis sei und sofort in Angriff genommen werden müsse. Die Mittel hierzu seien von 25 Millionen Katholiken leicht aufzubringen, die Lehrkräfte ständen bereit. Die neuen Grundrechte der Verfassung, die noch vor dem neuen Jahr verkündet würden, räumten allen das Recht ein, Schulen zu errichten. Zur Propagierung der Idee müßten katholische Vereine in ganz Deutschland errichtet werden. Es müßte ferner ein Schreiben an die Mitglieder des Ausschusses zur Vorbereitung des Würzburger Planes gerichtet werden. Die Stadtgemeinde Fulda solle Angebote über die Ausstattung der Universität machen. Buss wies darauf hin, daß andere Städte, namentlich auch rheinische, bereit seien, sehr bedeutende Opfer zu bringen, wozu sie bei ihrem Reichtum auch im Stande wären.

Die Fuldaer Stadtverwaltung erklärte sich bereit, das erforderliche Universitätsgebäude auf städtische Kosten zu beschaffen, und teilte diesen Beschluß den Mitgliedern des Ausschusses, darunter den Abgeordneten Dr. Döllinger und Dr. Buss, mit. Auch das Domkapitel wandte sich mit den Anträgen an die gleichen Stellen. Die Antworten, die eingingen, zeigten jedoch, daß man zwar einmütig den Plan einer katholischen freien Universität in Deutschland billigte, daß man aber mehrere Städte für diese Universität vorschlug. Unter anderem forderte Münster als die ehemalige katholische Universität des Westfalenlandes diese Universität für sich. Es tauchten auch Vorschläge für zwei Universitäten auf, eine für Nord-, eine für Mittel- und Süddeutschland.

Neben den Bischöfen hatten sich auch die katholischen Vereine für eine katholische Universität eingesetzt. Vor allem traten dafür die Piusvereine ein. Papst Pius IX., ein Freund der Ideen von Lamennais, hatte im Kirchenstaat eine Reformpolitik begonnen, die im Juni 1846 mit dem Erlass einer politischen Amnestie anfang und im nächsten Jahr zu Verfassungsreformen führte. Das Vorgehen des Papstes hatte große Begeisterung nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa erweckt. Deshalb nannten sich die nun in Deutschland entstehenden Vereine zur Entfaltung des katholischen Lebens nach diesem Reformpapst.

Diese katholisch-demokratische Bewegung in Italien wurde leider 1848 von den radikalen kirchenfeindlichen Republikanern verdrängt, die schließlich in Rom selbst die Macht an sich rissen und den Papst zur Flucht zwangen. In Deutschland war zunächst in Mainz ein „Piusverein“ für religiöse Freiheit gegründet worden, der binnen weniger Monate allenthalben in katholischen Gegenden Widerhall und Nachahmung fand. Immer wieder vertraten diese Vereine durch Petitionen an die Reichsversammlung in Frankfurt die kirchenpolitischen Interessen des katholischen Volksteils. Zu den Hauptaufgaben des katholischen Vereines gehörten statutenmäßig „die Freiheit des Unterrichts und der Erziehung zu erringen und zu sichern, für die geistliche und sittliche Bildung des Volkes zu wirken“. Deshalb beschäftigten sich diese Vereine auch bald mit der Frage einer katholischen Universität. Der Gründer des Piusvereins in Mainz, Domkapitular Lennig, richtete ein

Nikolaus Lotichius

(Schluß von vorhergehender Seite)

einem eingehauenen lateinischen Kreuz bezeichnet. Ludwig E. Grimm hat die Begräbnisstätte auf einer Radierung aufgenommen, als er die Grabplatte Grimmscher Vorfahren des 18. Jahrhunderts, die die Lotichiusche umgaben, festhielt, und Dr. Ph. Lotich hat sie in seinen Aufzeichnungen beschrieben.

Die Schrift des Steinauer Reformators zeigt den zeitüblichen Duktus, sein kleines Papiersiegel, die bei uns oft gebräuchliche fünfblättrige Rose in einem Schild, darüber die Initialen N. L., das ganze korboval umrandet.

Rundschreiben an die Einzelvereine, in dem er auf die Bedeutung einer katholischen Universität hinwies. „Gibt es“, so schrieb Lenning, „irgend- ein größeres unabweisliches Bedürfnis, so ist es das der Errichtung einer freien katholischen Universität.“ Man hoffte, daß „nach erlangter Freiheit der Wissenschaft und der Assoziation der Errichtung einer freien katholischen Universität kein äußerliches Hindernis mehr im Wege“ stehe. Damit sei aber auch die moralische Pflicht für den katholischen Volksteil verbunden, mit allen Mitteln dafür einzutreten.

In Fulda war ein Piusverein am 22. Dezember 1848 im Hause des Kaufmanns Johann Hohmann unter der Ägide des Domkapitulars Dr. G. Malkmus gegründet worden. Im Februar 1849 wandte sich dieser Piusverein wie schon vorher das Domkapitel und der Stadtrat an sämtliche Mitglieder der in Würzburg für die

Errichtung einer katholischen Universität gebildeten Kommission. Er wies in seinem Schreiben darauf hin, daß Fulda im Herzen Deutschlands gelegen sei. Es sei Sitz eines Bischofs, eines Priester- und Lehrerseminars und eines gut dotierten Gymnasiums und habe viele leerstehende Gebäude, die die Bürgerschaft erwerben und zur Verfügung stellen wolle. Es wurde natürlich auf die historische Bedeutung Fuldas im Bildungswesen, von Rabanus Maurus angefangen bis zur Universität von 1734 bis 1802 hingewiesen, die mit kaiserlichen und päpstlichen Privilegien versehen war und nicht aufgehoben, sondern nur zeitweilig suspendiert worden sei. Aus den Antworten der Bischöfe von Würzburg, Eichstätt, Limburg und Münster geht hervor, daß man nur zögernd an das Projekt heranging, daß man vor allem nicht über den Ort der geplanten Universität einig war. Es waren ja auch noch andere Universitäten aufgehoben worden, mitten in ka-

tholischen Provinzen, die eine ganz andere Bedeutung hatten als das zu einem Provinzialstädtchen degradierte Fulda mit seinen kaum 10 000 Einwohnern.

So hatte der frische Wind, der seit den Märztagen in den deutschen Landen wehte, auch den katholischen Volksteil erfaßt und allenthalben wieder Hoffnung auf eine Verfassung und die darin verankerten Freiheitsrechte geweckt. War doch z. B. in Kurhessen nach einer Verordnung von 1830 sogar eine Provinzialsynode nur mit Genehmigung der Regierungen der zur Oberrheinischen Kirchenprovinz vereinigten Staaten erlaubt. Die Diözesansynoden durften nur mit Genehmigung des Landesherrn und nur im Beisein landesherrlicher Kommissare abgehalten werden. Der Sieg der Reaktion in den folgenden Jahren hatte viele aufkeimende Hoffnungen zurückgedrängt, wenn auch nicht erstickt.

(Fortsetzung folgt)

Seit 1830 vergeblicher Kampf um eine katholische Universität in Fulda

3)

Von Dr. August Weber †

Immer wieder tauchte in den nächsten Jahren die Frage nach einer katholischen Universität auf. Aber der Vorschlag, sie nach Fulda zu verlegen, verstummte immer mehr zugunsten anderer Städte, die politisch günstiger gestellt waren und auch kulturell wie wirtschaftlich Fulda überlegen waren. So beschäftigte man sich dauernd in den Generalversammlungen des Piusvereins mit diesem Plan. 1849 befaßte sich ein Antrag auf der zweiten Generalversammlung in Breslau „über Errichtung einer katholischen Universität, eventuell über Wiederherstellung früherer katholischer Universitäten zu ihrem ursprünglichem Zwecke“ mit dieser Frage, man kam aber über allgemeine theoretische Erwägungen nicht hinaus. Der Ausschuß für den Unterrichtszweck wurde deshalb zunächst beauftragt, bis zur nächsten Generalversammlung die Fonds zu ermitteln und genaue Unterlagen über das Vermögen der Schul- und Unterrichtsanstalten zu bringen. Man dachte hierbei besonders an Jesuitenstudienfonds. Genauere Unterlagen über die Ausgaben und Geldquellen der katholischen Universität in Löwen ließen die Erwartung aufkommen, daß das Unternehmen in Deutschland sich mindestens ebensogut entwickeln könne.

Auf der dritten Generalversammlung des Piusvereins in Regensburg in demselben Jahre setzte sich Jakob Schell, Domkapitelsassessor von Fulda, mit großem Eifer für Fulda ein. Er wies auf das zu Ende des 16. Jahrhunderts hier gegründete päpstliche Seminar hin, das Deutschland gleich der berühmten Klosterschule „mit dem Licht und den Früchten des katholischen Glaubens und der Wissenschaft erfüllt“ habe. Die heutige Lage verlange dringend, „gleich dem steinernen Dom in Köln einen Dom der Wissenschaft zu erbauen“. Die gelehrtesten Bauleute müßten zu diesem Dom berufen werden. Die Mittel zu dieser Universität könnten bis zum 1100jährigen Jubiläum des Märtyrertodes des hl. Bonifatius am 5. Juni 1855 auf die leichteste Art beschafft werden. Fulda sei früher in Deutschland, Gallien, Italien und England berühmt gewesen, aber durch die politischen Ereignisse verarmt.

Der sechsgliedrige Ausschuß für den Unterrichtszweck, dem auch Schell angehörte, nahm aber diesen Antrag nicht an, sondern überwies die ganze Frage dem Episkopat. Den Provinzialvereinen sollte empfohlen werden, geeignete Universitätsstädte vorzuschlagen. In der Debatte spielte die Ortsfrage keine Rolle mehr. Von Bedeutung waren die Bedenken des Stiftspropstes Prof. Döllinger aus München, der als Abgeordneter in der Paulskirche an den Verfassungskämpfen beteiligt war. Er hielt den Plan einer katholischen Universität für die nächsten 15 Jahre in Deutschland für unausführbar. In Belgien seien die Verhältnisse günstiger gewesen. Man müsse zunächst an die Volksschulen und Gymnasien denken. Den katholischen Professoren müßte man auch zunächst eine freie Konkurrenz an den Universitäten ermöglichen. Der Plan müsse schon an dem gänzlichen Mangel an Mitteln scheitern. Wenn diesen Argumenten auch von mancher Seite, natürlich auch von Schell widersprochen wurde, so wirkten diese Einwände doch verzögernd, und man einigte sich auf eine lahme Resolution, welche die Angelegenheit dem Episkopat Deutschlands überließ, „im Falle er die Errichtung einer solchen Hochschule für notwendig erachte“.

Schell ließ jedoch nicht locker und wiederholte seinen Antrag auf der 4. Generalversammlung in Linz. Als neues Moment führte er an, daß die Akademie in Fulda als Bildungsanstalt nament-

lich für Missionare Deutschlands mit Lehrstellen des Kirchenrechts, der Geschichte und der Dogmatik wiederhergestellt werden solle. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt. Fulda wurde jedoch an erster Stelle als Tagungsort des Piusvereins für das Jahr 1851 vorgesehen.

Jakob Schell berichtete auch dem Papst von dem Plan einer katholischen Universität und eines Seminars für die Missionare Deutschlands. Er erhielt hierfür die volle Zustimmung des Papstes (13. August 1851) sowie eine Spende von 2000 Franken zur Errichtung eines Missionsseminars.

Die 5. Generalversammlung, die aber aus politischen und anderen Gründen nicht in Fulda stattfinden konnte, wurde nach Mainz verlegt. Wieder setzte sich Assessor Schell für Fulda ein.

Inzwischen hatte aber der Bischof von Münster in einer „Relation über die Studienanstalten in Münster“ 1851 an die Bischöfe auf Münster hingewiesen. Dort könne eine von der Einwirkung der Staatsgewalt unabhängige katholische Universität mit den geringsten Mitteln hergestellt werden. Er wies darauf hin, daß die 1773 gestiftete und mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien ausgestattete Universität Münster bis 1818 bestanden habe. Wenn 1818 die juristische und medizinische Fakultät vom König aufgehoben wurde, so blieb doch eine medizinisch-chirurgische Lehranstalt bis 1848 bestehen. Diese Fakultät könnte mit geringen Mitteln wieder eingerichtet werden. Auch die juristische Fakultät könnte wiederaufleben, wenn hier auch die Tradition unterbrochen sei. Die theologische und philosophische Fakultät, letztere mit einem philologisch-pädagogischem Seminar, seien noch gut besetzt und im ungeschmälernten Besitz sämtlicher Stiftungsfonds der alten Universität und aller Privilegien und hätte eine höhere Besucherzahl als mehrere deutsche Hochschulen mit 4 Fakultäten. Die Universität Münster war im Jahre 1818 zugunsten der neugegründeten Hochschule Bonn unter Aufhebung der juristischen und medizinischen Fakultäten auf die Stufe einer „Akademie“ herabgedrückt worden. Von da ab gab es also nur noch die theologische und philosophische Fakultät. Erst im Jahre 1902 erhielt die Akademie Münster wieder Universitätscharakter. Der Bischof wies noch auf den katholischen Charakter der Stadt Münster mit 20 000 Einwohnern und des ganzen Münsterlandes hin.

Der Vorschlag des Bischofs von Münster war sachlich gut begründet und zog staatsrechtlich die Folgerung aus der oktroyierten Verfassung, die den anerkannten Kirchen zugestand, daß sie ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten und im Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds bleiben. (Dieser Artikel wurde im preußischen Kulturkampf am 18. Juni 1875 aufgehoben.)

Infolge dieser vom Bischof von Münster mit Erfolg und Geschick inszenierten Propaganda trat auch der Fuldaer Bischof Kött von dem Anliegen einer Universität in Fulda zurück. In einem Schreiben an den Papst berichtete er von diesem Plan. Er wolle „memor inopiae nostrae“ der Stadt Münster den Erfolg nicht streitig machen und stellte die Entscheidung hierüber dem Urteil des Hl. Stuhles anheim. Er bat aber, daß in Fulda das Missionsseminar ins Leben gerufen werden möge, wenn die Wahl für eine katholische Universität auf einen anderen Ort falle.

Die Bedenken gegen eine neue katholische Universität hatten sich vermehrt, so daß auch Buss, der Initiator und eifrigste Vertreter dieser

Idee, auf der nächsten Generalversammlung sie hinter die andere Forderung zurückstellte, die bestehenden katholischen Universitäten Münster, Paderborn, Breslau, Fulda, Würzburg, München, Freiburg, Salzburg, Graz, Wien, Prag, Olmütz und Innsbruck wiederzugewinnen. Die 6. Generalversammlung in Münster (1852) und die 7. in Wien (1853) beschäftigten sich mit diesen Gedanken. Die 8. Generalversammlung, die nach dreijähriger Pause in Linz stattfand, schlug die Wiederherstellung der Universität Salzburg vor, wofür sich auch die 9. Generalversammlung in Salzburg (1857) einsetzte. In den nächsten Jahren wurde aber die Angelegenheit anscheinend nicht weiter verfolgt.

Neuen Aufschwung erhielt sie erst wieder auf der Generalversammlung in Aachen (1862) durch die aufrüttelnde Rede des belgischen Universitätsprofessors Johannes Möller. Er entwarf ein glanzvolles Bild von der äußeren Entwicklung, dem inneren Geist und der weitreichenden Wirksamkeit der freien katholischen Universität in Löwen und rief den deutschen Katholiken zu, nachdem sie schon so lange darüber geschrieben und gesprochen hätten, sollten sie endlich die Hand ans Werk legen. Die Versammlung beschloß, die Gründung einer katholischen Universität erneut zu beraten, für die Geldmittel zu sorgen, einen Ausschuß zu gründen und mit den Regierungen Fühlung aufzunehmen, um eine für die neue Hochschule geeignete Stadt zu finden. Die Begeisterung für den Plan war so groß, daß schon während der Beratung reichliche Geldmittel gespendet wurden. Nach 4 Monaten war die Summe bereits auf 20 429 Taler angewachsen. Es wurde auch ein Programm entworfen und den Bischöfen zur Meinungsäußerung zugestellt. Hier wurde nicht nur verlangt, daß alle Wissenschaften in völliger Harmonie mit der göttlichen Offenbarung gelehrt werden, sondern auch, daß diese Universität die Aufgabe einer wahrhaft katholischen Erziehung ins Auge fasse und darum sogleich mit Anstalten für die „moralische Erhaltung der Studierenden“ ausgerüstet werde. Die Erziehungsschulen der englischen Kollegen wie auch die Universität von Löwen schwebten hierbei dem Ausschuß vor Augen.

Als Universitätsstadt wurde besonders Salzburg oder Fulda ins Auge gefaßt. Bischof Kött warb eifrig für das Projekt Fulda und erinnerte daran, daß auch das Oberhaupt der Kirche diesen Plan gebilligt habe. Es erhoben sich aber auch wieder warnende Stimmen, die befürchteten, daß um den Preis dieser einen katholischen Universität in Deutschland die übrigen deutschen Universitäten um so mehr entchristlicht würden. Schwierig erschien es vor allem, die Anerkennung der Regierungen zu erlangen. Auf Wunsch des Komitees übertrug der Papst dem Kardinal Geissel von Köln die Leitung des geplanten Unternehmens. Bischof Ketteler von Mainz und Martin von Paderborn sollten ihm als Ratgeber und Gehilfen zur Seite stehen.

(Schluß folgt)

Seit 1830 vergeblicher Kampf um eine katholische Universität in Fulda

4) Schluß

Von Dr. August Weber †

Auf der 15. Generalversammlung der katholischen Vereine zu Frankfurt (1863) wurde kein neuer Beschluß gefaßt, weil die Ernennung des Erzbischofs dem Komitee „die Initiative durchaus aus der Hand genommen“ habe. Man rechnete anscheinend schon nicht mehr mit einer Verwirklichung des Planes, und es war schon ein Antrag eingebracht worden, einen Teil der Zinsen des für die Universität aufgebrachten Kapitals für „Honorierung tüchtiger Privatdozenten“ zu verwenden. Es wurden jedoch Diözesankomitees gebildet, um Mittel für die geplante Universitätsgründung zu schaffen. Leiter des Diözesankomitees von Fulda wurde Prinz Karl von Isenburg, der Schwager des Leiters des Zentralkomitees, Fürst Karl zu Löwenstein. Weitere Mitglieder wurden Domkapitular Dr. Malkmus, Obergerichtsanwalt Freys und Dr. Reinerding, Professor der Dogmatik am Priesterseminar. Die 15. Generalversammlung der katholischen Vereine in Frankfurt im Jahre 1863 wurde für die katholischen Studenten mit den deutschen Hochschulen dadurch von Bedeutung, daß der 20jährige stud. phil. Georg Freiherr von Hertling auf den Sinn und die Aufgaben der katholischen Korporationen in hinreißenden Worten hinwies und die katholische Jugend zur Gründung weiterer Studentenvereine aufforderte. „Möge unser Ruf dringen zu unseren Kommilitonen, den katholischen Studenten Deutschlands! Mögen sie nicht länger fernbleiben vom großen Geisterkampf und, um vereint den Sieg zu erringen, zu Vereinen sich zusammenschlagen!“ Dieser Appell fand in einer aufgeschlossenen Zeit lebhaften Widerhall, und schon kurze Zeit darauf wurden in Freiburg, Münster und Würzburg katholische Korporationen gegründet, die sich 1865 zum Verband der katholischen Studentenvereine zusammenschlossen.

Auf der 16. Generalversammlung in Würzburg (1864) und der 17. in Trier (1865) erwärmte man sich wieder für den Plan einer katholischen Universität, angeregt vor allem durch eine aufrüttelnde Rede des Regens Moufang von Mainz. Aber man kam auch jetzt zu keinen greifbaren Ergebnissen.

Außer den äußeren Schwierigkeiten, die dem Plan entgegenstanden, daß keine deutsche Regierung sich bereitgefunden hatte, eine freie, d.h. vom Staat unabhängige, den kirchlichen Führern unterstellte Universität anzuerkennen, gab es auch im katholischen Lager geteilte Meinungen über diese Frage. Man befürchtete eine Abwanderung katholischer Professoren von den deutschen Universitäten an diese Hochschulen und als Folge davon einen weiteren Rückgang des christlichen Geistes an diesen. Vor allem aus dem Tübinger Kreis wurde von der theologischen Fakultät im Namen der freien Wissen-

schaft gegen den Plan einer freien katholischen Universität Stellung genommen, der zu einer Pressefehde zwischen zwei theologischen Schulen führte. Diese Spannungen beeinträchtigten einen weiteren Fortgang in dieser Frage.

Da kam 1866 das Fuldaer Diözesankomitee mit einem neuen Vorschlag, dessen geistiger Vater Reinerding war. Reinerding, Zögling des Germanicums in Rom, dann 8 Jahre Gymnasiallehrer in Vechta, seit 1851 Professor der Theologie an dem Priesterseminar zu Fulda, entwickelte den Plan einer zweijährigen philosophischen Lehranstalt mit einem Konvikt für die Studierenden. Solange sich der Errichtung einer katholischen Universität so große Schwierigkeiten entgegenstellten, sollte man als Ersatz wenigstens diese philosophische Lehranstalt einrichten. Er forderte für eine „Regenerierung der Wissenschaft ein gründliches und daher gesondertes Studium der Philosophie“. Im ersten Jahr sollten täglich zwei Stunden Naturwissenschaften, eine Stunde Logik und empirische Psychologie und ½stündige Repetition gegeben werden, im zweiten Jahr verlangte er zwei Stunden Metaphysik, zwei Stunden Moralphilosophie und Demonstratio Christiana.

Gegen diesen Plan wandte sich vor allem der alte Vorkämpfer für eine katholische Universität, Hofrat von Buß. Er befürchtete durch diese Teillösung, daß das alte Ideal aufgegeben werde. Auch wandte er ein, daß in allen Gebieten der Wissenschaften, besonders in Rechts- und Staatswissenschaften und in der „gegenwärtigen falschen ökonomischen Wissenschaft“ sich ein unchristlicher Geist eingenistet habe, der bekämpft werden müsse. Außerdem enthalte der Plan nicht einmal das volle Programm einer philosophischen Fakultät, wie die naturwissenschaftlichen und historischen Fächer. Durch eine solche Schule könne man den ganzen Bau der im Gegensatz zum Christentum seit 3 Jahrhunderten aus dem Geleise geworfenen akademischen Kultur nicht umgestalten oder die Zuhörer befähigen, diese Reformen selbst durchzuführen.

Auch Regens Moufang sprach sich gegen das Fuldaer Projekt aus. Das Zentralkomitee dürfe von dem Programm einer vollständigen Universität nicht abweichen, da die Aachener Generalversammlung diese im Auge gehabt habe. Ihm stimmten die übrigen Komiteemitglieder zu. Somit war dieser Plan begraben. Der deutsche Bruderkrieg von 1866 hatte zur Folge, daß sich die österreichischen Bischöfe, die bisher wie die deutschen Oberhirten sich für eine katholische Universität eingesetzt hatten, nunmehr zurückzogen und später die Idee einer Universität von Salzburg unterstützten.

Ein neues Projekt, die Errichtung einer katholischen Universität in Luxemburg, das ein neutrales Land geworden war und durch den Abzug der preußischen Garnison auch die notwendigen Räume zur Verfügung stellen konnte, wurde auf der 18. Generalversammlung in Innsbruck 1867 lebhaft besprochen und auch auf der ersten Bischofskonferenz in Fulda im Oktober 1867 eingehend erörtert, fand aber wegen der „drohenden allgemeinen Weltlage“ nicht ihre volle Unterstützung.

Noch einmal wurde der Plan Reinerdings, wenn auch in etwas geänderter Form, im Jahre 1868 von der bischöflichen Kommission zur Errichtung einer katholischen Universität hervorgeholt. Die philosophische Fakultät sollte außer der Philosophie umfassen: Geschichte, Naturwissenschaften, Philologie und Sprachkunde. Neben Bamberg wurde wiederum Fulda für diese Fakultät vorgeschlagen. Reinerding bot das aus kirchlichen Mitteln angekaufte ehemalige

Domdechaneigebäude in Fulda der katholischen Universität zur freien Benutzung an. Auf dem Katholikentag in Bamberg im Herbst 1868 schlug man für die geplante Schmaluniversität in erster Linie Bamberg, an zweiter Stelle Fulda und an dritter Stelle Luxemburg vor.

Bamberg schied jedoch aus, weil die bayrische Regierung eine freie Universität nicht zuließ. Der Plan Luxemburg trat zurück, weil man wegen der erhofften Anerkennung eine Universität im Bundesbereich wünschte. Preußen hatte eine freie katholische Universität noch nicht abgelehnt. Eine persönliche Fühlungnahme des Erzbischofs von Köln mit dem König und dem Ministerpräsidenten Bismarck fand „aus politischen Gründen wohlwollende Aufnahme“ (Pfülf, Ketteler II S. 387).

Das Zentralkomitee entschied sich in einer Sondersitzung am 24. August 1869 einstimmig für Fulda. Den Ausschlag gab die Stellungnahme des Regens Moufang von Mainz, der Fulda gerade als kleiner Stadt den Vorzug gab. Auch England habe seine großen Studienanstalten nicht in den Zentralpunkten des politischen und wirtschaftlichen Lebens angelegt. Seine eigene Stadt Mainz lehnte er aus dem gleichen Grunde ab. Auch die Lage am linken Rheinufer und der Charakter als Festungsstadt, der Wohnungsmangel, das geringe Entgegenkommen der Staats- und Stadtbehörden, die freie Lebensaufassung der Mainzer Bevölkerung sprachen gegen eine katholische Erziehungsanstalt in dieser Stadt.

Auf der 2. Fuldaer Bischofskonferenz vom 1. bis 6. September 1869 beschäftigte man sich, nachdem man die Fragen des Vatikanischen Konzils behandelt hatte, an den beiden Sitzungen des 3. September abermals mit der Universitätsfrage. Erzbischof Melchers gab in seinem Hauptreferat einen Überblick über das Erreichte. Bischof Dr. von Hefele von Rottenburg, als langjähriger Universitätsprofessor der geeignete Fachmann, sprach ausführlich über den Aufbau des Instituts. Man beschloß vorläufig nur die Errichtung einer philosophischen Akademie im Anschluß an eine bestehende theologische Fakultät und gab Fulda den Vorzug gegenüber Luxemburg, Bamberg und Eichstädt.

Unmittelbar nach dieser Bischofskonferenz fand zu Düsseldorf die 20. Generalversammlung der katholischen Vereine statt. Erzbischof Melchers trug die soeben in Fulda gefaßten Beschlüsse vor und erinnerte an die Begeisterung vor sieben Jahren in Aachen. Man habe nun endlich, nach sieben Jahren des Schwankens und reiflicher Überlegung auf Antrag des Laienkomitees sich für eine freie katholische Universität in beschränktem Umfange in Fulda entschieden. Dieser Vortrag fand begeisterte Aufnahme.

Bereits im Oktober erschien der von der bischöflichen Kommission in Fulda beschlossene, von Ketteler verfaßte „Aufruf des Bischöflichen Komitees zur Gründung einer katholischen Universität an die Katholiken Deutschlands, betreffend die Gründung einer katholischen Akademie zu Fulda“. Es waren nach diesem Aufruf nicht nur alle philosophischen Fächer vorgesehen, sondern als dringend notwendig — bezeichnend für den Einbruch der Naturwissenschaften — wurde auch ein auf der Höhe des echten wissenschaftlichen Fortschrittes stehendes Studium der Naturwissenschaften verlangt. Eine dritte Aufgabe erblickte man in der Pflege einer guten historischen Wissenschaft. Dieses Fach müsse man mit einem guten Seminar verbinden. Man war sich klar, daß hier große Versäumnisse gutzumachen waren. Fehlte es doch

fast gänzlich an katholischen Historikern in Deutschland. Auch die grundlegenden Disziplinen der Nationalökonomie und der Rechtswissenschaft sollten hier gelehrt werden. Sie seien dem Historiker, Philosophen und dem Theologen teils unersetzlich, teils nützlich und bildeten die Fundamente für die Juristen und Nationalökonomien. Auch Sprachstudien zur Erziehung klassischer Bildung waren vorgesehen.

Der Vergleich dieses Programms mit dem Plan des Missionsseminars von Jakob Schell und der Enge des Reinerdinger-Projekts zeigt, daß hier nun endlich ein umfassender Plan vorgelegt wurde, der wohl geeignet war, vielen katholischen Studenten der verschiedensten Fachrichtungen eine Grundlage zu ihrem Fachstudium neben einer Allgemeinbildung zu geben, katholischen Wissenschaftlern aber ein Sprungbrett zu den deutschen Universitäten bieten konnte, falls sie hier nicht bleiben wollten.

Im Auftrag des Bischofs Kött übersandte der Fuldaer Seminarregens Komp an Erzbischof Melcher einen Situationsplan über die Domdechanei, die seit der Säkularisation in Privathänden war, 1854 von Bischof Kött aufgekauft und von diesem 1868 dem Bischöflichen Stuhl für kirchliche Zwecke übereignet worden war. Auch ein Vertrag zwischen dem Bischöflichen Stuhl und dem vom Papst zu ernennenden Kommissar der katholischen Akademie über die Benutzung der Räume war schon im Entwurf ausgearbeitet.

Auf die Hoffnung, daß diese Akademie, wenn auch als eine vom Staat völlig unabhängige, nur der Kirche unterstellte Anstalt, vom Staat in gewisser Hinsicht anerkannt werde, senkte sich wie ein Mehltau die Antwort der preußischen Regierung auf das Immediatgesuch des Erzbischofs Melcher (26. 12. 1869), daß ihr die Gründung einer katholischen Universität unerwünscht sei; es sei nicht damit zu rechnen, daß sie jemals die Rechte einer staatlichen Universität erreichen werde. Die preußische Regierung stellte aber trotzdem dem Erzbischof anheim, sie als eine Privatanstalt ins Leben zu rufen. Man konnte

also damit rechnen, daß Preußen nichts gegen die Errichtung einer privaten katholischen Akademie in Fulda unternehmen werde. So stand man endlich vor der Lösung der Frage und konnte damit rechnen, daß in Fulda die freie katholische Universität im begrenzten Umfang errichtet werde.

Da traten zwei Ereignisse ein, die das Interesse der katholischen Bevölkerung an dieser Frage erkalten ließen und in andere Bahnen lenkte: das Vatikanische Konzil mit den hierdurch ausgelösten inneren Unruhen in der katholischen Führerschicht und der Deutsch-Französische Krieg sowie die Gründung des Deutschen Reiches, die alle Kräfte der Nation fesselte und andere Fragen zweitrangig machte.

Noch war der Plan der Gründung einer katholischen Akademie aber nicht aufgegeben. Im Frühjahr 1871 (25. 4.) wandte sich das Laienkomitee an die bischöfliche Kommission und drängte auf die Gründung der Universität. Es schlug vor, am Tage des 25jährigen Papstjubiläums die Gründung urkundlich auszusprechen und ihr den Namen „Universitas Plana“ zu geben. Erzbischof Melchers entgegnete bereits am 12. Mai, daß man zwar an dem Beschluß einer katholischen Universität festhalte, daß aber der rechte Zeitpunkt zur Ausführung noch nicht gekommen sei. Der vorgeschlagene Titel wurde abgelehnt. Wenn die Universität nach einem großen katholischen Führer genannt werden sollte, dann käme hierfür nur der Schutzheilige von Fulda und Apostel der Deutschen in Frage.

Auch auf der 21. Generalversammlung der katholischen Vereine in Mainz sprach man noch von dem Plan einer katholischen Universität, wenn auch ohne weitere praktische Ergebnisse. Aber die feste Zuversicht einer baldigen Lösung erfüllte noch immer die Versammlung. Als jedoch der Kulturkampf gerade in Preußen mit aller Heftigkeit entbrannte, mußte auch der Plan einer freien katholischen, nur der Kirche unterstehenden Universität begraben werden. Man hatte zu lange gezögert.

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

Von Elizabeth A. Ginsberg

In früheren Beiträgen berichtete ich über katholische Amerika-Emigranten aus dem Fuldaer Land, die sich im 19. Jahrhundert in der deutschen Siedlung Fulda im Staate Ohio/USA angesiedelt hatten (siehe Buchenblätter vom 22. Mai 1979, 7. Juli 1979, 25. Juli 1980 und 15. Juli 1981). Diese Auswanderer verließen ihre Heimat in Rhön und Vogelsberg in den Jahren 1830 bis 1850. Nur vereinzelt sind sie in den offiziellen Listen des Fuldaer Landes erfaßt. Die nachfolgenden Ausführungen sollen eine Ergänzung dieser Listen sein. Dabei verzeichne ich nur die erste Generation dieser Auswanderer, nicht aber deren Kinder, von denen fast alle in den Vereinigten Staaten geboren wurden.

Als wichtigste Quelle stand mir das umfangreiche alte Pfarrbuch der Pfarrei St. Mary in Fulda/Ohio zur Verfügung. Es ist zum größten Teil in Deutsch und dazu in „deutscher“ Schrift geschrieben. Nach der einheitlichen Schreibweise zu urteilen, ist das Buch um 1860 von e i n e r Hand angelegt worden. Pfarrer Damian Joseph Demetrius Klüber (1837–1883) war sehr wahrscheinlich der Autor dieses Buches. Er stammte aus Fulda/Hessen und betreute die Pfarrei in Fulda/Ohio von 1860 bis zu seinem Tode im Jahre 1883. Danach wurde das Buch von anderer Hand für kurze Zeit weitergeführt. Pfarrer Klübers Neffe und Nachfolger, Pfarrer Eduard L. Fladung, leitete die Pfarrei von 1884 bis 1889.

Die aufgeführten Namen der Auswanderer erscheinen in loser alphabetischer Reihenfolge wie im Pfarrbuch. Bei manchen ist das Geburtsdorf in Rhön oder Vogelsberg bekannt durch die freundliche und unermüdliche Mitarbeit von Herrn Karl Jestädt, Petersberg, und durch meine Nachforschungen in den USA. Bei anderen Siedlern war der Geburtsort bisher nicht festzuhalten. Es ist durchaus möglich, daß der eine oder andere Emigrant nicht aus der Fuldaer Gegend stammte, doch haben die Namen einen so „fölschen Klang“, daß ich sie trotzdem erwähne.

Meine Aufzeichnungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Namen stellen jedoch den größten Teil der frühen Pfarrkinder von St. Mary in Fulda/Ohio dar. Personen, die den Namen nach offensichtlich nicht aus dem Fuldaer Land stammten, zum Beispiel irische katholische Einwanderer und solche,

deren Geburtsdaten nicht eingetragen sind, habe ich weggelassen.

Während diese zwischen 1800 und 1840 geborene und in Fulda/Ohio angesiedelte Auswanderergeneration ungefähr 200 Erwachsene, etwa 100 Ehepaare, umfaßte, erhöhte sich die Zahl der Angehörigen in der folgenden Generation durch Geburten ganz bedeutend. Über 540 Kinder kamen (laut Pfarrbuch) in diesen Familien zur Welt. Unverheiratete oder allein stehende Personen sind im Pfarrbuch nicht aufgeführt, es sei denn, es handelte sich um verwitwete Eheleute. Die Familie war der Grundbaustein der Pfarrei St. Mary.

Bei den eingetragenen Kindern steht oft dabei, ob sie später geheiratet, in das religiöse Leben (Orden) eingetreten oder verstorben sind. Die Pfarrei St. Mary brachte über dreißig Ordensschwwestern und sechs Priester hervor. Die Familiennamen dieser geistlichen Töchter und Söhne gibt es auch heute noch im Fuldaer Land: Block, Gerst, Hartmann, Heil, Hohmann, Krack, Kress, Kullmann, Nau, Noll, Ruppel, Schäfer, Schneider, Schöppner und Wehner.

Auch die Vornamen sind die gleichen wie die um diese Zeit im Fuldaer Land gebräuchlichen Namen: Agnes, Anna, Barbara, Blandina, Carolina, Elisabeth, Eva, Franziska, Gertrud, Katharina, Margaretha, Mathilda, Philomena, Regina und Rosa. An männlichen Vornamen lesen wir: Adam, Andreas, Ansgar, Anton, August, Ferdinand, Franz, Georg, Heinrich, Jakob, Johann, Joseph, Leonard, Michael, Melchior, Nikolaus und Philip.

Als Pfarrer Klüber im Jahre 1860 das Pfarrbuch von St. Mary anlegte, bediente er sich teilweise der „deutschen“ Schrift, während die Notierungen für Opfergelder (Kirche, Schule, Pfarrhaus, Glocke, neue Kirche) in englischer Sprache und „lateinischer“ Schrift ausgeführt sind. Die Messe, Predigt, Kirchenlieder, Christenlehre und andere kirchliche Funktionen werden wohl noch bis zum Ersten Weltkrieg in deutscher Sprache gehalten worden sein.

Aus den Opferlisten und dem Geschichtsbuch ist zu ersehen, daß die Pfarreimitglieder ihren Seelenhirten beim Bau der Kirche tatkräftig unterstützten, nicht nur mit Geldbeträgen, sondern auch mit Dienstleistungen beim Heranfahren der Baustoffe, beim Backsteinbren-



Goldenes Ciborium, das von dem Fuldaer Bischof Joseph Damian Schmitt der Pfarrei St. Mary in Fulda/Ohio im Jahre 1937 gestiftet wurde (s. Text).

nen und bei den Schreinerarbeiten. Die Baukosten für die Backsteinkirche von 1853 betrugen rund 2800 Dollar und wurden sämtlich durch die Pfarreimitglieder finanziert. Später wurden für die Pfarrschule (1863), das Pfarrhaus (1869) und die neue Kirche (1874) wiederum Gelder aus der Pfarrei gespendet.

Das Pfarrbuch enthält auch eine Inventarliste in Englisch. Die Bestandsaufnahme umfaßt Meßgewänder, Altartücher, Meßbücher, Kerzenständer, Ewiges Licht, Fahnen, „Himmel“, Kreuzweg, Statuen, Osterkerzenständer, Ciborium, Kelche, Taufbecken und andere Gegenstände.

Im Jahre 1937 sandte Bischof Joseph Damian von Fulda/Deutschland ein goldenes Ciborium an die Pfarrei St. Mary in Fulda/Ohio. Die Widmung lautete wie folgt:

„Ecclesiae Parochiali loci Fuldensis in Statu Ohioensis a Fuldensibus Germanis Anno 1837 conditi recurrente Foundationis anno Centenario d. d. Ecclesiae Episcopalis Fuldensis.“

Das Datum 1837 erinnert an den Anfang der Besiedlung durch katholische Einwanderer im Bezirk Enoch Township, in dem Fulda/Ohio liegt. Die Verbindung der beiden Fuldas im Jahre 1937 kam zustande, als Frau Dr. K. Trutz (vermutlich aus dem deutschen Fulda) damals ihre Schwester im Ursulinerinnen-Kloster in Caldwell/Ohio besuchte.

Aus dem Jahre 1900 ist eine Gottesdienstordnung „während der Mission“ vorhanden (in Deutsch):

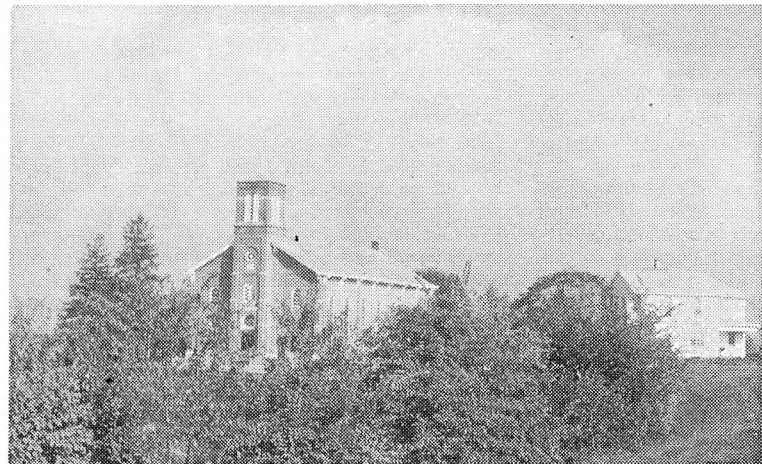
„Die h. Messen sind täglich um 8 Uhr, ½9 Uhr und 9 Uhr. Die Predigten sind morgens nach der H. Messe und abends um 5 Uhr.“

Pfarrkirche St. Mary in Fulda/Ohio.

Fotos: Dolores Snider, Caldwell/Ohio

Texte:

Elizabeth A. Ginsberg



Standeslehren sind am Montag um 2 Uhr für die Kinder,

Dienstag morgens für die Männer,
Mittwoch morgens für die Jünglinge
Donnerstag für die Frauen,
Freitag für die Jungfrauen.

Beichten für die Kinder Dienstag Nachmittag, für die Erwachsenen von Donnerstag an.

Missionsgegenstände werden jeden Morgen und Abend nach der Predigt geweiht. Dieselben werden in der Kapelle verkauft.

Ablässe, welche während der Missionszeit gewonnen werden, können bloss für die armen Seelen gewonnen werden.“

Die Mission fand vom 13. bis 24. Mai 1900 statt. Der Pfarrer berichtete, daß 736 Erwachsene die hl. Kommunion empfangen, 162 Kinder zur Beichte gingen und 362 Personen das Skapular erhielten. In zwei Fällen wurden Ehen nachträglich legitimiert. Die Beteiligung an der Mission war gut, im ganzen gesehen eine erfolgreiche Mission, wie es im Pfarrbuch steht.

Die Fuldaer Auswanderer erbauten ihre Kirche in Fulda/Ohio zu Ehren der Gottesmutter unter dem Titel der „Unbefleckten Empfängnis“ und verehrten sie als ihre Patronin. Das Fest des hl. Bonifatius am 5. Juni wurde als Feiertag begangen, und eine Statue des Kirchenpatrons wird im Pfarrbuch erwähnt. So verpflanzte die Rhöner und Vogelsberger ihren „Frauenberg“ in die Wildnis von Ohio und befahlen sich dem Schutz Mariens und des hl. Bonifatius, des Glaubensvaters.

Die Entwicklung der Pfarrei St. Mary in Fulda/Ohio habe ich ausführlich in meinem Beitrag vom 22. Mai 1979 beschrieben.

Als Quellen benutzte ich neben dem Pfarrbuch auch das Geschichtsbuch des Kreises Noble/Ohio, die Gräberliste der Pfarrei St. Mary, das Jestädt-Ahnenbuch und einige Schiffslisten. Bei allen Quellen muß mit Ungenauigkeit, Druckfehlern, unlesbaren Wörtern oder Zahlen und inkorrekten Angaben gerechnet werden. Ich habe mich bemüht, alle Daten zu prüfen und so genau wie möglich anzugeben.

Vielleicht gibt dieser Bericht dem einen oder anderen Heimatforscher im Fuldaer Land Anlaß dazu, die Rhöner und Vogelsberger Auswanderer in alten Büchern ihrer Heimatorte zu finden, damit sie dort nicht ganz vergessen sind.

Die Namen der Auswanderer folgen (rechts):

Quellen:

Pfarrbuch von St. Mary the Immaculate Conception Church, Fulda/Ohio 1860–1883

History of Noble County/Ohio. L. H. Watkins & Co, Chicago, 1887

Gräberliste des Friedhofs St. Mary, Fulda/Ohio, ca. 1980

Jestädt-Ahnenbuch von Joann Schoppner Cummings, Marietta/Ohio, 1980

Schiffslisten

vom 6. Juli 1835, Bremen–Baltimore, Schiff „Ulysses“

vom 9. Juli 1836, Cuxhaven–Philadelphia, Schiff „Plato“

vom 26. Juli 1846, ohne Schiffsangabe oder Hafen

vom 22. Juni 1853, Bremen–Baltimore, Schiff „Admiral“

Werbung für Auswanderer



F u l d a.
Für Auswanderer.
„Die Hoffnung“.
Concessionierte deutsche Bureau für
Auswanderer nach Amerika
von
J. M. Bielefeld in Mannheim.

Regelmäßige Fahrten vermittelt gekupfelter Dreimaster erster Klasse, sogenannter Paketbote nach

New-York und New-Orleans

über Rotterdam und London.

Zur näheren Erkundigung, sowie zum Abschluß von Ueberfahrts-Verträgen, beliebe man sich an Unterzeichneten zu wenden.

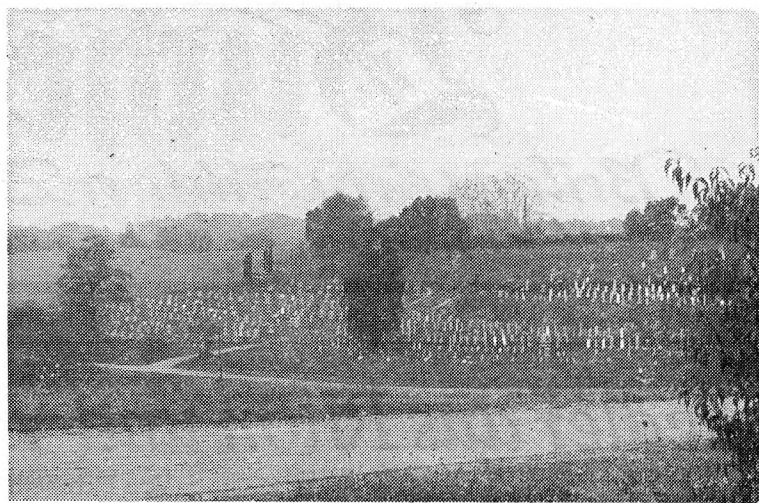
Fulda, den 1. May 1849.

J. Jacobson, Agent.

Derartige Inserate finden sich in zahlreichen Ausgaben des Wochenblatts für die Provinz Fulda.

Kopie und Text: O. Berge

Friedhof der Kirche St. Mary in Fulda/Ohio.



1. Arnold, Johann B., geb. 21. März 1834, Schreiner aus Oberrode, gest. 1899 Fulda/O., Ehefrau Regina (Ebert), geb. 31. Jan. 1837, aus Oberrode, gest. 1914 Fulda/Ohio.

Die Passagierliste des Schiffes „Admiral“ vom 22. Juni 1853 verzeichnete Johann Arnold als Passagier No. 142. Das Schiff verkehrte auf der Linie Bremen–Baltimore.

Die Eltern hatten später sieben Söhne; der Vater betrieb 1886 zusammen mit C. G. Ellermann ein Geschäft in Fulda/Ohio, in dem es alles gab, was die Siedler brauchten.

2. Block, Johannes, Sr., geb. 1813, aus Istergiesel, gest. 19. Okt. 1881 Fulda/O., Ehefrau Elisabeth, geb. 1813, gest. 30. Dez. 1884 Fulda/Ohio.

Johannes Block landete 1836 in Philadelphia/Pennsylvania, von dort ging er nach Pittsburgh/Pennsylvania und später nach Noble County/Ohio. Er war der erste Schmied in der Gegend, genannt Crooked Tree, in Jackson Township, Noble County. Sechs Kinder.

3. Block, Melchior, geb. 1810, aus Istergiesel, gest. 21. Juni 1887 Fulda/Ohio, Ehefrau Gertrud, geb. 1814, gest. 1901 Fulda/Ohio.

Melchior Block ist in der Passagierliste des Schiffes „Plato“ von Cuxhaven nach Philadelphia vermerkt, wo er am 9. Juli 1836 ankam. Eine weibliche Person, 22 Jahre alt, wird in der Schiffsliste in der gleichen Reihe angegeben. Es dürfte sich um seine Frau Gertrud gehandelt haben. Melchior Block war 25 Jahre alt und von Beruf Bauer. Im Jahre 1840 war er einer der ersten deutschen katholischen Siedler in der Gegend um das spätere Fulda. Sieben Kinder wurden in dieser Ehe geboren.

(In derselben Schiffsliste sind Auswanderer von Unterimbach, Oberrode, Schletzenhausen, Kleinluder, Großluder, Oberkalbach, Giesel und Fulda erwähnt.)

4. Brähler, Johann Adam, geb. 19. Nov. 1810, gest. 20. M(?) 1873 Fulda/Ohio, Ehefrau Maria Agnes (Spangenberg), geb. 25. M(?) 1801, gest. 29. Aug. 1871 Fulda/Ohio.

Die Auswanderung erfolgte 1837, wahrscheinlicher Ankunftshafen Baltimore/Maryland. Am 10. August des gleichen Jahres wurden Johann Adam Brähler und Maria Agnes Spangenberg in der St.-James-Kirche, Wheeling/Westvirginia, getraut. Trauzeugen waren Johann Heil und Joseph Hartmann. Das Pfarrbuch von St. Mary, Fulda/Ohio, verzeichnet sieben Kinder. 1845 kam Brähler nach Fulda/Ohio. Er war Zimmermann und besaß 80 acres Land, die er bearbeitete. Wie das Geschichtsbuch des Kreises Noble berichtet, war er ein frommer Katholik und schenkte der Pfarrei St. Mary das Gelände, wo 1854 die erste kleine Kirche erbaut wurde.

5. Bosold, Johann, geb. 1. Jan. 1820, Ehefrau Elisabeth, geb. 25. Dez. 1825. Neun Kinder. Im Herbst 1865 zog Johann Bosold nach Rock Island/Illinois, etwa 1000 km westlich von Fulda/Ohio.

Hinter nüchternen Zahlen und wenigen Worten verbirgt sich oft das Schicksal der beteiligten Menschen. Die Eheleute Bosold hatten die Auswanderung, die beschwerliche Überfahrt auf dem Segelschiff, die ebenso schwierige Reise von der Ostküste der Vereinigten Staaten ins Landesinnere bis nach Ohio hinter sich. Dort verdienten sie 20 Jahre lang ihren Lebensunterhalt, wahrscheinlich als Farmer. Das erste Kind kam 1847 zur Welt. Weitere Kinder folgten in regel-

mäßigen Abständen, bis im Januar 1865 das letzte Kind geboren wurde. Die Mutter war fast 40 Jahre alt und hatte außer dem Säugling noch zwei Kleinkinder zu versorgen. Die größeren Kinder halfen sicher bei den Arbeiten in Haus und Feld. Johann Bosold verkaufte sein Hab und Gut, wahrscheinlich nach der Ernte, und zog im Herbst 1865 in die Stadt Rock Island. Es ist möglich, daß die Familie die lange Strecke dorthin mit der Eisenbahn in einigen Tagen zurücklegen konnte. (Hier sei an einem Beispiel erläutert, wie der kurze Bericht über eine Familie erweitert werden kann. Es würde jedoch zu weit führen, alle Personen in dieser Liste auf ähnliche Weise zu erwähnen.)

6. Bosold, Georg, geb. 23. Nov. 1823, gest. 24. Juli 1870, Ehefrau Augusta (Hohmann), geb. 26. Okt. 1839, gest. 1902 Fulda/Ohio. Fünf Kinder.

7. Bischof, Joseph, geb. 4. März 1834, Ehefrau Barbara (Kraft), geb. 17. Aug. 1839. Fünf Kinder. 1869 zog die Familie nach Harrietsville/Ohio, einer Siedlung in der Nähe von Fulda.

8. Brähler, John, geb. 14. Aug. 1837 in Wheeling/Westvirginia, gest. 1896 Fulda/O., Ehefrau Elisabeth (Schaub), geb. 9. Feb. 1841, gest. 1917 Fulda/Ohio.

Dieser Mann sei hier besonders erwähnt, da er eine führende Rolle bei der Gründung und Weiterentwicklung von Fulda/Ohio spielte. Sein Vater (Nr. 4) schenkte das Land für die erste Kirche, und John Brähler verkaufte die ersten Bauplätze in Fulda/Ohio. Die Originalvermessung vom 5. Juni 1861 (Bonifatius-tag!) umfaßte 6 acres und 93 square rods. Es ist im Geschichtsbuch des Kreises Noble vermerkt, daß die neue Siedlung „Fulda“ genannt wurde in Erinnerung an die Stadt Fulda in Deutschland und weil das Hügel-land dort so sehr an die Heimat in Rhön und Vogelsberg erinnerte. Vielleicht haben John und sein Vater den Namen Fulda vorgeschlagen.

John Brähler bekleidete zwölf Jahre lang die Ämter des Magistrats (= Friedensrichter) und des Postmeisters in Fulda/Ohio. Er war aktiv in seiner Pfarrei und Gemeinde. John und Elisabeth Brähler waren die Eltern von zwölf Kindern.

9. Burkhard, Theobald, geb. 20. Okt. 1818, Ehefrau Catharina Eva, geb. 12. Sept. 1823. Sieben Kinder. 1869 zog die Familie nach Harrietsville/Ohio.

10. Deller, Laurentius, geb. 1811, gest. 14. Dez. 1884 Fulda/Ohio, Ehefrau Rosalia, geb. 1810, gest. 13. Jan. 1886 Fulda/Ohio. Keine Kinder. Das Pfarrbuch berichtet, daß Laurentius Deller wohlhabend war, jedoch nur wenig zum Unterhalt der Pfarrei beitrug. Die Witwe Rosalia schenkte der Pfarrei nach dem Tode ihres Mannes 300 Dollar „für die Kirche“.

11. Dümmerling, August, Sr., geb. 28. August 1810, gest. 1896 Fulda/Ohio, Ehefrau Elisabeth (Block), geb. 29. Sept. 1810, gest. 19. März 1886 Fulda/Ohio. August Dümmerling landete in Philadelphia/Pennsylvania und erreichte Enoch Township, Kreis Noble/Ohio, im Jahre 1839/40. Die Eltern hatten sieben Kinder. Die Söhne Johannes und August waren später prominente Farmer in Fulda/Ohio.

(wird fortgesetzt)

Das Inhaltsverzeichnis der Buchenblätter, 66. Jg. (1993), kann im Sekretariat der FZ-Redaktion abgeholt werden. Auf Wunsch senden wir es den Interessenten zu.

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

12. Deichmüller (Diegmüller), Johann, geb. 24. Jan. 1822, Ehefrau Louisa (Giesler), geb. 7. März 1828. Neun Kinder. Johann Deichmüller war der erste Schuhmacher in Fulda/Ohio. Im Jahre 1869 zog er in den benachbarten Kreis Washington.

13. Ebert, Franz, aus Oberrode, geb. 19. Mai 1809, gest. 29. März 1883 Fulda/Ohio, Ehefrau Maria Anna (Block) aus Istergiesel, geb. 20. Jan. 1810, gest. 1. Sept. 1890 Fulda/Ohio. Über Franz Ebert ist verhältnismäßig viel bekannt (BuBl. vom 25. Juli 1980).

Die Zwillinge Franz und Sebastian Ebert wurden am 19. Mai 1809 in Oberrode geboren. Die Mutter hieß Anna Barbara Ebert, der Vater ist nicht genannt. 1834 heiratete Franz Ebert die Maria Anna Block aus Istergiesel. Das erste Kind kam am 25. April 1835 zur Welt. Im nächsten Jahr wanderte die Familie nach Amerika aus. Die Passagierliste des Schiffes „Plato“ vom 9. Juli 1836, das auf der Linie Cuxhaven–Philadelphia verkehrte, verzeichnet Franz Ebert, 24 Jahre alt, als Passagier. Eine weibliche Person, 24 Jahre alt, ohne Namensangabe, und ein Kind unter einem Jahr, begleiteten ihn. Franz Ebert war Bauer.

Das Geschichtsbuch des Kreises Noble berichtet, daß Franz Ebert im Jahre 1840 von Philadelphia nach Enoch Township in die Nähe von Middleburg kam. Mit ihm reisten August Dümmerling (Nr. 11) und Melchior Block (Nr. 3). Beide waren mit ihm verwandt. Maria Anna Block war die Schwester des Melchior Block, und August Dümmerling hatte Elisabeth Block geheiratet. Auch Johannes Block (Nr. 2) gehörte zu dieser Familie aus Istergiesel.

14. Ebert, Joseph, geb. 20. März 1814, Ehefrau Sophia, geb. 15. Mai 1807, gest. 26. Juni 1872 Fulda/Ohio. Nach dem Tode seiner Frau zog Joseph Ebert im Jahre 1873 in den Staat Tennessee, wo er später starb, möglicherweise bei den Familien seiner zwei Töchter.

15. Ebert, Peter, geb. 1800, gest. 1856 Fulda/Ohio, Ehefrau Katharina (Schäfer), geb. 14. Apr. 1808, gest. 24. Aug. 1884 Fulda/Ohio. Vier Kinder.

16. Ellermann (Ehlermann), Christian Gustav, geb. ca. 1845 in Deutschland, Ehefrau Maria Eva (Hohmann), geb. 23. Sept. 1852 Fulda/Ohio.

Ellermann kam 1866 von Deutschland nach Miltonsburg, Kreis Monroe/Ohio. Dort arbeitete er in einem Geschäft, wobei ihm seine Lehrjahre in Deutschland gut zustatten kamen. Im Jahre 1868 zog er nach Fulda/Ohio und trat in das Geschäft des John S. Hohmann (Nr. 23) ein, das er später aufkaufte. Er erwarb auch das Tabaklagerhaus des John S. Hohmann und handelte erfolgreich mit Tabak, den viele der Fulda-Farmer anbauten.

Nach einem verheerenden Brand im Mai 1886, der das Lagerhaus total zerstörte und 10000 Dollar Schaden anrichtete, baute Ellermann neu auf. Er besaß einen geräumigen Laden, ein elegantes Wohnhaus und 75 acres Land. Pro Jahr verpackte er zwischen 200 und 300 Ballen Tabak und handelte über 80000 Pfund Wolle. Ellermann, seine Frau Maria Eva und seine sechs Kinder gehörten zur Pfarrei St. Mary. Eva Maria Hohmann war die Tochter des John S. Hohmann (Nr.

23) und die Enkelin des Johann Hohmann (Nr. 22) aus Mittelkalbach.

17. Fuchs, Friedrich, geb. 1837, gest. 1926 Fulda/Ohio, Ehefrau Sybilla (Singer), geb. 1841, gest. 1928 Fulda/Ohio. Acht Kinder.

18. Fischer, Franz, geb. 27. Juli 1828, gest. 28. Nov. 1873, Fulda/Ohio, Ehefrau Margaretha (Happ), geb. 10. Okt. 1838, gest. 1897 Fulda/Ohio.

Franz Fischer kaufte den ersten Bauplatz in Fulda/Ohio und erbaute das erste Haus. Er betrieb eine Wirtschaft und braute auch mehrere Jahre lang Bier. Seine Witwe führte die Wirtschaft weiter. Acht Kinder.

19. Gerst, Johann Damian, geb. 6. Nov. 1804, gest. 1894 Fulda/Ohio, Ehefrau Kunigunde Maria, geb. 2. Apr. 1807, gest. 1895 Fulda/Ohio.

In den Akten der St.-James-Kirche, Wheeling/West-virginia ist die Heirat eines „John Gast“ und Kunigunde am 13. Okt. 1836 vermerkt. Trauzeugen waren Peter Ebert und John Hill (Johann Heil). Drei Kinder.

20. Gerst, Kaspar, geb. 10. Dez. 1843, gest. 18. Juli 1903 Fulda/Ohio, Sohn des Johann Gerst, Sr. (Nr. 21), Priester aus Fulda/Ohio.

21. Gerst, Johannes, Sr., geb. 1802, gest. 1. Nov. 1885 Fulda/Ohio, Ehefrau Katharina (Kress), geb. 1808, gest. 19. Dez. 1864 Fulda/Ohio. Vier Kinder.

22. Hohmann, Johannes, aus Mittelkalbach, geb. ca. 1785, gest. nach 1850, Ehefrau Anna Maria, geb. ca. 1786, gest. 1862 Fulda/Ohio.

Johann Hohmann, 50 Jahre alt, kam am 6. Juli 1835 auf dem Schiff „Ulysses“ als Passagier No. 48 in Baltimore/Maryland an, zusammen mit seiner Frau Anna Maria, 49 Jahre alt und Passagier No. 49, und mit dem 10jährigen Sohn Johann Sebastian, Passagier No. 50. Seinen Beruf gab Johann Hohmann als „Schafhirt“ an. Von Baltimore aus zog die Familie nach Wheeling/West Virginia, um dort das Geld für den Kauf von Land zu verdienen. 1837 erreichte Johann Hohmann Enoch Township im Kreis Noble.

Durch seinen Umgang mit Schafen war er wohl mit den einheimischen Heilkräutern der Rhön vertraut und wußte sie auch für die Menschen anzuwenden. Das Geschichtsbuch des Kreises Noble berichtet, daß Hohmann auch etwas von Medizin verstand und mehrere Jahre lang in der deutschen Siedlung Fulda „praktizierte“. Es wird sich hier nicht um komplizierte Operationen gehandelt haben, sondern Hohmann wird wohl den Siedlern bei den in der Landwirtschaft üblichen Verletzungen, wie Wunden, Brüchen, Insektenstichen, Ausschlägen, Schlangenbissen usw., geholfen haben. Man muß sich die dünn besiedelte und abgelegene Wildnis um Fulda/Ohio im Jahre 1840 vorstellen, um zu verstehen, daß die Kenntnisse des „Doktor Hohmann“, wie er genannt wurde, dort notwendig und willkommen waren.

„Doktor Hohmann“ schrieb Briefe in seine Heimat, in denen er von den Vorteilen des neuen Landes berichtete, und veranlaßte dadurch andere Rhöner zur Auswanderung. Seine Söhne Moritz (geb. 23. Sept. 1810), Magnus und Joseph (geb. 11. April 1818) siedelten sich ebenfalls in der Nähe von Fulda/Ohio an (wird fortgesetzt).

E. A. Ginsberg

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

Fortsetzung / Von Elizabeth A. Ginsberg

23. Hohmann, Johann Sebastian, aus Mittelkalbach, geb. 20. Jan. 1825, gest. möglicherweise in Kansas, Ehefrau Mathilda (Archer), geb. 2. Feb. 1826. Zehn Kinder.

Johann Sebastian Hohmann war als Passagier No. 50 auf dem Schiff „Ulysses“ von Bremen nach Baltimore/Maryland eingetragen. Die Ankunft erfolgte am 6. Juli 1835. Johann Sebastian war zehn Jahre alt. Mit seinen Eltern (Nr. 22) zog er nach Wheeling/West Virginia und kam 1837 nach Fulda/Ohio. Um 1844 heiratete er Mathilda Archer, die aus einer alteingesessenen und weitverzweigten Pionierfamilie stammte. Er war der erste Postamtsvorsteher in Fulda/Ohio und verkaufte 1861 mehrere Bauplätze in der aufstrebenden Siedlung. Im Jahre 1855 besaß er ein Geschäft in Partnerschaft mit H. W. Heiddlesheimer. Später leitete Hohmann das Geschäft allein. Er handelte hauptsächlich mit Vieh und Tabak. Während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861–1865) hatte er einen jährlichen Umsatz von 50000 Dollar. 1876 machte er mit 146000 Dollar Schulden Bankrott, was auch vielen anderen Beteiligten hohe Verluste verursachte. Daraufhin zog er in den Westen Amerikas, wahrscheinlich nach Kansas.

24. Hohmann, Moritz (Maurice), Sr., aus Mittelkalbach, geb. 23. Sept. 1810, gest. 27. Nov. 1879(?), Ehefrau Katharina, geb. 14. Aug. 1806.

Dieser älteste Sohn des „Doktor Hohmann“ erreichte Fulda/Ohio 1845, wie das Geschichtsbuch des Kreises Noble berichtet. Er war einer der ersten deutschen Lehrer in dieser Siedlung. Die Eltern Hohmann hatten vier Kinder.

25. Hohmann, Joseph, aus Mittelkalbach, geb. 11. April 1818, gest. 1911 Fulda/Ohio, Ehefrau Anna Barbara (Lorey), geb. 10. Aug. 1821, gest. 17. Apr. 1873 Fulda/Ohio.

Sohn des „Doktor Hohmann“. Joseph Hohmann und Anna Barbara Lorey heirateten am 2. Sept. 1841 in der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia. Trauzeugen waren Magnus Hohmann, sein Bruder, und Joseph Günther. Sechs Kinder. Der Vater heiratete am 27. Okt. 1879 die Witwe Maria Lorei. Ein Kind.

26. Hohmann, Magnus, aus Mittelkalbach. Das Geschichtsbuch des Kreises Noble berichtet, daß Magnus mit seinem Vater und seinen Brüdern Johann S. und Joseph nach Fulda/Ohio kam. Weitere Einzelheiten sind nicht bekannt, er ist im Pfarrbuch nicht registriert. Wahrscheinlich siedelte er sich in Kentucky an.

27. Happ, Ferdinand, geb. Nov. 1814, gest. 17. April 1867 Fulda/Ohio, Ehefrau Margaretha (Jahn), geb. 20. Nov. 1804, gest. 2. Nov. 1883 Fulda/O. Eheschließung am 8. Jan. 1838 in der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia. Trauzeugen: Johann Kress und Johann Gerst. Zwei Kinder.

28. Happ, Heinrich, geb. 1811, gest. 1891 Fulda/Ohio, Ehefrau Anna Franziska (Jahn), geb. 1813, gest. 1890 Fulda/Ohio. Heinrich und Anna Franziska gaben sich ebenfalls am 8. Jan. 1838 in der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia, das Jawort. Trauzeugen: Adam Betz und Peter Ebert (Nr. 15). Sieben Kinder.

Happ-Familien gehörten zu den ersten Siedlern im späteren Fulda und waren mit vielen anderen Auswandererfamilien aus Rhön und Vogelsberg verwandt.

29. Hall, Johann, geb. 9. Mai 1798, gest. 28. Jan. 1882 Fulda/Ohio, Ehefrau Katharina, geb. 1812, gest. 1890. Keine Kinder.

30. Herbst, Andreas, geb. 1795, gest. 28. Mai 1874 Fulda/Ohio, Ehefrau Beata, geb. 26. Feb. 1809, gest. 21. Feb. 1888 Fulda/Ohio. Zwei Kinder.

31. Heil, Johann Damian, aus Mittelkalbach, geb. 13. Aug. 1810, gest. 4. April 1880 Fulda/Ohio. Ehefrau Ottilia (Schöppner) aus Mittelkalbach, geb. 1. Feb. 1810, gest. 8. Juli 1888 Fulda/Ohio.

Johann Damian Heil (Passagier Nr. 39) und Ottilia Schöppner (Passagier Nr. 28) kamen am 6. Juli 1835 auf dem Schiff „Ulysses“ in Baltimore/Maryland an. Die Passagierliste verzeichnet 131 Personen, darunter 41 aus den Dörfern des Fuldaer Landes wie Mittelkalbach, Giesel, Kiliansberg, Heubach, Klesberg bei Ulmbach, Büchenberg, Kerzell, Mittelrode, Rommerz und Neuglashütten.

Ottilia war die Tochter des Johann Schöppner (Nr. 72) aus Mittelkalbach. Am 17. Dez. 1835 heirateten Johann Damian Heil und „Odillea Schöppnerin“ in der St.-James-Kirche in Wheeling/West-Virginia. Der dortige Pfarrer Horner war der deutschen Sprache nicht mächtig und schrieb den Namen „Odillea Schöppnerin“ so nieder, wie er es aus dem Munde der Mittelkalbacherin hörte. Treuzeugen waren Joseph Jäger und Johann Hohmann (Nr. 22). Sieben Kinder wurden im Laufe der Zeit geboren.

Diese Heil-Familie und auch die Schöppners blieben vorerst in Wheeling und arbeiteten dort z. B. in Glashütten, um Geld für den Kauf von Land zu verdienen. Im Jahre 1838 zogen sie nach Noble County/Ohio. Johann Damian Heil kaufte 40 acres Land in Enoch Township und ging zurück nach West-Virginia, um das Geld für weitere 40 acres zu erarbeiten. Später verkaufte er diese Ländereien und erwarb erneut 80 acres, wahrscheinlich besseres Land, wo er lange Jahre auch wohnte. Er starb im Alter von 70 Jahren (s. BuBl. vom 15. Juli 1981) und ist zusammen mit seiner Frau Ottilia auf dem Friedhof zu Fulda/Ohio begraben.

32. Heil, Johannes, Sr., aus Mittelkalbach, geb. 13. Dez. 1803, gest. 28. Juli 1878. Ehefrau Maria Barbara (Seifert), geb. 5. April 1808, gest. 1891 Fulda/O.

Dieser Johannes Heil ist als Passagier Nr. 41 in der Liste des Schiffes „Ulysses“ verzeichnet. Anfahrt von Bremen, Ankunft in Baltimore/Maryland am 6. Juli 1835. Zwei weibliche Personen, Barbara, 27 Jahre (Nr. 42), und Gertrude, vier Jahre (Nr. 43), beide aus Mittelkalbach, sind darunter vermerkt. Das Buch der Kirche St. James in Wheeling/West-Virginia notiert die Heirat von Johannes Heil und Maria Barbara Seifert am 17. Aug. 1835, also knapp sechs Wochen nach der Landung in Baltimore. Der Transport von der Hafenstadt Baltimore bis nach Wheeling über unzählige Bergrücken, durch Täler und Flüsse wird mehrere Wochen in Anspruch genommen haben. Auf modernen Straßen beträgt die Entfernung heute zwischen diesen Städten mehr als 500 km (ca. 300 Meilen). Die Auswanderer konnten, wenn sie etwas Geld hatten, ein Ochsen- oder Pferdegespann mieten, das wenigstens ihr Hab und Gut und vielleicht die Kleinkinder weitertransportierte. Die meisten Auswanderer werden jedoch mit Sack und Pack auf dem Rücken zu Fuß die lange, anstrengende und ansteigende Strecke von Herberge zu Herberge gegangen sein. Wer die amerikanische Sommerhitze in dieser Gegend kennt, gewinnt um so mehr Respekt für die Auswanderer, die nach Verlassen der Heimat und nach Ozeanüberquerung neue Hürden in Form von extremer Witterung, finsternen Wäldern, wilden Tieren und weiten Entfernungen zu überwinden hatten.

Johannes und Maria Barbara hatten fünf weitere Kinder. Die Eltern unterstützten den Bau der ersten Kirche in Fulda/Ohio (1853) und spendeten auch für das Pfarrhaus (1869) und die neue Kirche (1874), die heute noch steht, ein Zeichen des Glaubens und der Opferbereitschaft der Rhöner Siedler.

33. Hoffmann, Anna Barbara, geb. 16. Aug. 1817, Witwe des Heinrich Hoffmann. Fünf Kinder.

34. Horn, Joseph, geb. 13. Okt. 1826. Gertrud, geb. 28. Dez. 1828. Sechs Kinder. Im Jahre 1865 verkaufte er sein Land und zog nach Miltonsburg/Monroe County/Ohio.

35. Hohmann, Ignatz, geb. 22. Feb. 1836. Ehefrau Regina, geb. 2. Feb. 1834, gest. 10. April 1865. Zwei Kinder. Zweite Eheschließung im Jahre 1866: Ehefrau (ebenfalls) Regina, zwei Kinder. 1868 zog die Familie in den benachbarten Kreis Washington.

36. Hartmann, Adam, geb. 3. Juni 1823, gest. 1892, Ehefrau Maria (Brähler), geb. 1839. Zehn Kinder. Die Großmutter, Margarete Hartmann, geb. April 1791, lebte mit der Familie. Sie starb am 11. Juni 1869.

37. Jäger, Johann, geb. 2. Juli 1800, gest. 6. Okt. 1869 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Margaretha, geb. 15. Aug. 1799, gest. 18. Feb. 1880 Fulda/Ohio. Keine Kinder. Johann Jäger war einer der ersten deutschen katholischen Siedler, die um 1840 nach Fulda/Ohio kamen.

(wird fortgesetzt)

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

Fortsetzung der Auswandererliste / Von Elizabeth A. Ginsberg

38. Jöckel, Sylvester, aus Hosenfeld, geb. Nov. 1835, gest. 1922 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria (Kullmann), geb. 11. Mai 1838, gest. 25. Febr. 1885 Fulda/Ohio. Elf Kinder. Nach dem Tode seiner Frau heiratete Sylvester wieder im Jahre 1886. Er ist für das Jahr 1853 in der Auswandererliste des Fuldaer Landes verzeichnet (S. BuBl. vom 28. März 1969).

39. Jestädt, Florian (Valerian), aus Malkes, geb. 13. April 1835, gest. 1919 Fulda/Ohio. Maria (Ebert), geb. 1838, gest. 1918, Fulda/Ohio. Neun Kinder. Diese Familie habe ich ausführlich beschrieben (s. BuBl. vom 25. Juli 1980).

40. Jestädt, Franz, aus Malkes, geb. 29. Okt. 1840, gest. 1931. Regina (Ebert), geb. 12. Febr. 1843. Elf Kinder (s. BuBl. vom 25. Juli 1980).

41. Kullmann, Nikolaus, geb. 1806, gest. 1883 Fulda/Ohio. Ehefrau Catharina (Röhrig?), geb. 10. April 1805, gest. 1884 Fulda/Ohio. Die Eheschließung erfolgte am 10. Aug. 1837 in der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia. Die Familie erreichte Fulda/Ohio um 1840. Zwei Kinder und ein Adoptivkind.

42. Kress, Johannes, geb. 22. Dez. 1813. Ehefrau Anna Barbara (Heil), geb. 1. Jan. 1805. Die Akten der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia, verzeichnen die Ehe am 13. Okt. 1836. Der Pfarrer beherrschte die deutsche Sprache anscheinend nicht und schrieb die Namen als „John Kress/Barbara Hyle“. Vier Kinder. Der älteste Sohn wurde Priester, und Johann Kress zog 1868 zu ihm.

43. Kress, Johannes Bl(asius?), geb. Juni 1811, gest. 1883 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Catharina, geb. Dez. 1808, gest. 23. Jan. 1887 Fulda/Ohio. Zwei Kinder.

44. Kress, Heinrich, geb. 19. Juli 1821. Ehefrau Catharina, geb. 6. Juni 1822. Sechs Kinder. Im Herbst 1865 zog die Familie nach Indiana.

45. Kullmann, Peter, geb. 1825, gest. 1888 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria Anna (Kullmann), geb. 1837, gest. 1892 Fulda/Ohio. Elf Kinder.

46. Krack, Johannes, Sr., aus Niederkalbach, geb. 4. Dez. 1811, gest. 19. Jan. 1865 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Barbara (Mathes) aus Weidenau, geb. 20. Juni 1812, gest. Fulda/Ohio.

Die Eheschließung fand am 21. April 1836 in Niederkalbach statt. Die Krack-Vorfahren gehen zurück bis etwa 1730. Karl Jestädt, Petersberg, hat sich ausführlich mit Nachforschungen bezüglich dieser Familie beschäftigt und auch den Stammhof in Niederkalbach aufgesucht. Der heutige Besitzer ist August Krack, Waldstraße 14.

Johannes Krack und Anna Barbara wanderten am 4. April 1837 aus (Liste der Auswanderer, Pfarrei Niederkalbach). Wahrscheinlich verbrachten auch sie einige Jahre in Wheeling/West-Virginia. Ab 1842 sind in den Akten der Kirche zu Fulda/Ohio sieben Kinder verzeichnet. Eine Tochter trat in den Ordensstand ein.

47. Kram, Joseph, Sr., geb. 1813, gest. 1896 Fulda/Ohio. Ehefrau Elisabeth, geb. 1815, gest. 1897 Fulda/Ohio.

Laut Schiffsliste vom 26. Juni 1846 war Joseph Kram ein 33 Jahre alter Weber. Mit ihm kamen sein Bruder Franz, 26 Jahre alt, und die Schwester Elisabeth, 24 Jahre alt. Der Name des Schiffes ist nicht bekannt. Die Auswanderer werden wohl die übliche Route über Wheeling/West-Virginia gegangen sein. Das erste Kind ist am 31. März 1848 im Pfarrbuch von Fulda/Ohio registriert. Zwei weitere Kinder folgten.

48. Kram, Franz, Sr., geb. 1818, gest. 16. Sept. 1866 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria Anna, gest. 1863 in Columbus/Ohio. Sieben Kinder. Im Mai 1865 heiratete Franz Kram die Anna Maria Seifert. Ein Kind. Der Vater starb einige Monate nach der Geburt seines jüngsten Sohnes.

Karl Jestädt, Petersberg, hat versucht, die Brüder Kram und die Schwester Elisabeth in den Pfarreien des Fuldaer Landes zu finden, jedoch ohne Erfolg. Es gibt den „Krome“-Hof in Harmerz, doch kommen diese Krams nicht von dort. Eine andere Spur führt nach Dietershausen, jedoch erhielt ich dafür keine Bestätigung oder Unterlagen. Wer weiß, wo die Geschwister Kram geboren waren? Bitte melden.

49. Kraft, Conrad, Sr., geb. 5. Mai 1817. Ehefrau Clara, geb. 18. Febr. 1816, gest. 1894 Fulda/Ohio. Acht Kinder. Zwei Töchter wählten den Ordensstand. Con-

rad Kraft gehörte zu den frühen Siedlern in Fulda/Ohio.

Martina Kraft (1795–1846) wird in der Gräberliste des Friedhofs zu Fulda/Ohio verzeichnet. Vielleicht war sie die Mutter des Conrad.

50. Kress, Anton, Sr., geb. 1815, gest. 20. Juni 1883 Fulda/Ohio. Ehefrau Eva (Wehner), geb. 1811, gest. 9. Okt. 1884 Fulda/Ohio. Sechs Kinder.

51. Kress, Johann Valentin, geb. 22. Dez. 1816. Ehefrau Margarethe, geb. 24. Juni 1813.

Das Kirchenbuch von St. James, Wheeling/West-Virginia, verzeichnet eine Eheschließung am 13. Okt. 1836 zwischen „John Kress und Margareta Klotz“, Trauzeugen waren Conrad Goldbach und Johann Schöppner. Drei Kinder. Die Familie zog im Frühjahr 1869 in den benachbarten Kreis Washington.

52. Klüber, Augusta, aus Fulda/Deutschland, ausgewandert 1861, Schwester des Pfarrers Damian Joseph Klüber, Pfarrhaushälterin in Fulda/Ohio.

Augusta Klüber ist im Pfarrbuch von St. Mary nicht registriert, da sie als unverheiratete Frau keine Familie hatte. Es sind jedoch zwei Geldbeträge von „Klüber, Augusta, Miss.“ eingeschrieben. Augusta Klüber spendete 100 Dollar für die neue Kirche im Jahre 1874.

53. Klüber, Eduard, aus Fulda/Deutschland, geb. 28. Okt. 1832, gest. 27. Okt. 1863 Fulda/Ohio. Ehefrau Eva (Ebert), geb. 27. Nov. 1838, gest. 1910 Fulda/Ohio.

Eduard Klüber war der ältere Bruder von Pfarrer Klüber. Er arbeitete als Lehrer in Fulda/Ohio. Durch seinen frühen Tod standen die Witwe und zwei kleine Kinder allein da. Ein Mädchen starb im gleichen Jahr. Das Leid der Familie war groß.

54. Lorei, Faustinus, aus Giesel, geb. 5. Febr. 1805, gest. 14. Mai 1869 Fulda/Ohio, Ehefrau Elisabeth (Betz), geb. 1804, gest. 3. Febr. 1869 Fulda/Ohio. Drei Kinder.

Lorei, Wendel, geb. 25. Dez. 1834 in Wheeling/West-Virginia. Ehefrau Catharina (Schneider), geb. 1840. Sieben Kinder.

Obwohl Wendel Lorei zur ersten Generation der in Amerika geborenen Kinder der Rhöner Auswanderer gehört, möchte ich ihn kurz erwähnen, um an einem Beispiel die verwandtschaftliche Verbundenheit der verschiedenen Familien untereinander zu zeigen. Wendel Lorei war der Sohn des Faust Lorei (Nr. 54) aus Giesel. Die Ehefrau Catharina geb. Schneider war die Tochter des Philip Schneider (Nr. 80), ebenfalls aus Giesel.

In ähnlicher Weise waren die Heils, Schöppners und Hohmanns aus Mittelkalbach miteinander verwandt; auch die Eberts aus Oberrode, Jestädts aus Malkes, Blocks aus Istergiesel und andere wählten Personen als Ehepartner, bei denen Herkunft, Sprache, Religion und Gebräuche dieselben waren.

56. Müller, Johann Joseph, geb. 17. Juni 1799, gest. 1885 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria Anna, geb. 26. März 1804. Keine Kinder.

57. Müller, Heinrich Joseph, geb. 14. Febr. 1818, gest. 1905 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria Margarete (Staubach), geb. 28. M.(?) 1818, gest. 18. Juli 1859.

Eine Eheschließung zwischen „Joseph Miller und Margaret Stobach“ wurde am 5. Jan. 1840 von Pfarrer Horner in der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia, verzeichnet. Trauzeugen waren Georg Müller und Joseph Günther. Acht Kinder wurden geboren.

Nach dem Tode der Mutter im Jahre 1859 heiratete der Vater die Maria Jöckel im folgenden Jahr. Fünf weitere Kinder kamen zur Welt.

Im Pfarrbuch St. Mary ist folgende Bemerkung eingetragen: „Er ist eines der besten Mitglieder und unterstützt die verschiedenen Bauvorhaben (der Pfarrei)“. Als Beispiel seien hier die Beträge aufgeführt:

für die 1. Kirche 1853	70 Dollar
für die 1. Schule	10 Dollar
für die 2. Schule 1863	25 Dollar
für die neue Orgel 1868	13 Dollar
für die 2. Glocke 1873	100 Dollar
für die neue Kirche 1873	900 Dollar

Heinrich Joseph Müller gehörte zu der Siedlergruppe, die um 1840 in Fulda/Ohio ankam.

(wird fortgesetzt)

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

Fortsetzung

58. Müller, Georg, aus Giesel, geb. 13. Okt. 1800, gest. 16. Febr. 1879 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Barbara, geb. 24. Febr. 1808, gest. 25. Jan. 1884 Fulda/Ohio.

Gemäß Bürgerschaftsantrag des Georg Müller vom Juni 1840 kam er 1836 von Bremen nach Philadelphia. Als Geburtsort ist Giesel angegeben. Von Beruf war er Steinmetz. Zwei Kinder.

59. Müller, Johannes, aus Istergiesel, geb. Febr. 1801, gest. 2. Juli 1883. Ehefrau Katharina, geb. 9. Jan. 1802, gest. 29. Sept. 1873 Fulda/Ohio.

Johannes Müller beantragte die amerikanische Bürgerschaft im Jahre 1840. Geburtsort: Istergiesel. Er kam von Bremen nach Philadelphia, Ankunft Juli 1836; von dort ging er direkt nach Wheeling/West-Virginia und wohnte in dieser Siedlung, als er seinen Antrag stellte. Er war Arbeiter. Eine Eheschließung mit Anna Katharina Brotzmann (?) ist am 14. Sept. 1836 in der St. James-Kirche verzeichnet. Ein Kind.

60. Müller, Joseph Heinrich, geb. 10. Aug. 1831. Ehefrau Elisabeth, geb. 1837, gest. 1. Febr. 188(?). Acht Kinder. Der Vater zog 1890 nach Harrietsville/Ohio in der Nähe von Fulda.

61. Michel, Joseph, Sr., geb. 1802, gest. 7. Jan. 1881 Fulda/Ohio. Ehefrau Cunigunda, geb. 1810, gest. 2. Jan. 1881 Fulda/Ohio. Sechs Kinder.

Joseph Michel kam 1842 von Wheeling/West-Virginia nach Fulda/Ohio. Er kaufte 40 acres Land und erwarb später noch 105 acres dazu.

62. Muth, Franz, geb. 24. Okt. 1819. Ehefrau Margaretha (Kaiser). Acht Kinder. Der Vater des Franz lebte in diesem Haushalt. Im Jahre 1869 zog die Familie nach Harrietsville.

63. Müller, Philip, geb. 12. Juni 1828, gest. 1900 Fulda/Ohio. Ehefrau Ottilia (Krack). Zwölf Kinder.

64. Mohler, Amand, geb. 4. März 1826, gest. 25. Okt. 1893 Fulda/Ohio. Ehefrau Barbara, geb. 18. Mai 1829, gest. 1910 Fulda/Ohio. Sieben Kinder.

65. Noll, Johann, Sr., geb. 1827. Ehefrau Barbara, geb. 1814. Ein Sohn.

Ein Johann Noll wird als der erste Schmied in Fulda/Ohio angegeben. Die Familie zog später in den Kreis Perry/Ohio.

66. Noll, Peter, geb. 28. Okt. 1822, gest. 1894 Fulda/Ohio. Ehefrau Margaretha, geb. 23. Febr. 1830, gest. 1915 Fulda/Ohio. Elf Kinder. Der Großvater, Anselm Noll, geb. 1799, wohnte in diesem Haushalt. Er starb 1865 in Fulda/Ohio.

67. Nau, Paul. Ehefrau Anna Katharina. Vier Kinder. Im Jahre 1887 zog er nach Minnesota. Das Pfarrbuch St. Mary bezeichnet ihn als wohlhabend, jedoch sind die Beiträge zur Pfarrei eher gering.

68. Nau, Joseph, geb. 14. Juli 1825. Ehefrau Martina, geb. 26. April 1828. Sieben Kinder.

69. Nau, Heinrich, geb. 11. Sept. 1837, gest. 1907 Fulda/Ohio. Ehefrau Elisabeth (Block), geb. 8. Mai 1841, gest. 1915 Fulda/Ohio. Zwölf Kinder.

70. Rausch, Aloysius, geb. 1817, gest. 11. März 1877 Fulda/Ohio. Ehefrau nicht vermerkt. Fünf Kinder.

71. Ruppel, Peter, geb. 31. Dez. 1824, gest. 1891 Fulda/Ohio. Ehefrau Margarethe, geb. 23. Dez. 1822, gest. 1900 Fulda/Ohio. Zwölf Kinder.

72. Schöppner, Johann, aus Mittelkalbach, geb. 8. März 1787, gest. 29. Jan. 1875 Fulda/Ohio. Ehefrau Katharina (Heil), gest. 1835 auf See während der Überfahrt.

Der Vater des Johann Schöppner, Christopherus Schöppner, stammte aus Buchenrod und ehelichte die Gertrud Maul von Mittelkalbach. Johann, der Sohn, wurde dort geboren. Am 30. Mai 1809 heiratete er Katharina Heil. Im Jahre 1835 wanderte Johann Schöppner, 47 Jahre alt, mit seiner Familie nach Amerika aus. Die „Ulysses“ kam am 6. Juli 1835 von Bremen her in Baltimore/Maryland an. Die Passagierliste verzeichnet Johann Schöppner (Nr. 27), seine älteste Tochter Ottilia, 25 Jahre alt (Nr. 28), Tochter Eva, 14 Jahre (Nr. 30), Sohn Peter, 24 Jahre (Nr. 29), und Tochter Maria Elisabeth, neun Jahre (Nr. 31). (Das Archiv in Marburg weist sieben Kinder auf.) Die Schöppner-Nachkommen in Amerika erzählen, daß die Mutter Katharina mit ihrem neugeborenen Kind auf hoher See starb. Sie ist in der Schiffsliste nicht vermerkt (s. BuBl. vom 15. Juli 1981).

73. Schöppner, Leonard, aus Mittelkalbach, geb. 18. Febr. 1822, gest. 29. Juli 1898 Fulda/Ohio. Elisabeth (Müller), geb. 9. Febr. 1827, gest. 1890 Fulda/Ohio.

Leonard Schöppner, Johann Hohmann (Nr. 22) und „Velte“ (Valentin) Weber, der letztere aus Oberkalbach, siedelten sich um 1837 im Kreis Noble/Ohio an. Hohmann und Weber brachten ihre Familien mit. Leonard, 15 Jahre alt, war von seinem Vater (Nr. 72) von Wheeling/West-Virginia geschickt worden, um das erworbene Land in Ohio in Besitz zu nehmen. Der Vater, Johann Schöppner, kam im gleichen Jahr und baute mit Hilfe der Nachbarn eine Blockhütte, in die er 1838 seine Familie bringen konnte.

Leonard Schöppner übernahm im Jahre 1845 das Land seines Vaters und heiratete die Elisabeth Müller, Tochter des Peter Müller (nicht im Pfarrbuch von St. Mary, Fulda/Ohio, registriert). Im Laufe der Zeit vergrößerte Leonard seine Farm auf 260 acres. Die harte Arbeit, die mit der Rodung und Fruchtbarmachung dieser Äcker verbunden war, mögen alte Rhönbauern wohl ermessen. Die Eltern Schöppner hatten zwölf Kinder.

Valentin Weber stammte aus Oberkalbach. Er war protestantischen Glaubens und ist daher im Pfarrbuch nicht aufgeführt.

74. Schaadt, Jakob, Sr., geb. 10. Nov. 1810. Ehefrau Maria Anna (Hartman), geb. 1816. Sechs Kinder. Im Jahre 1865 zog die Familie in den benachbarten Kreis Washington.

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

(Fortsetzung der Auswandererliste)

75. Schaadt, Nikolaus, geb. 2. Febr. 1816, gest. 1897 Fulda/Ohio. Ehefrau Carolina (Seling), geb. 25. März 1822, gest. 1883 Fulda/Ohio. Neun Kinder.

76. Schaadt, Michael, geb. 1822, gest. 1912 Fulda/Ohio. Ehefrau Elisabeth (Schöppner), geb. 1825, gest. 19. Dez. 1876. Acht Kinder.

77. Seling, Johann, geb. 23. Jan. 1829, gest. 1891 Fulda/Ohio. Ehefrau Margarethe, geb. 27. Juli 1827, gest. 1912 Fulda/Ohio. Zehn Kinder. Der Großvater Valentin Seling (1791–1871) wohnte bei der Familie.

78. Singer, Georg, geb. 25. Febr. 1832. Ehefrau Mary, geb. 1829. Vier Kinder. Im Jahre 1864 zog er nach Athens County/Ohio.

79. Schaub, Joseph, geb. 12. März 1801, gest. 17. Dez. 1866 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Maria, geb. 21. Nov. 1801, gest. 25. Mai 1877 Fulda/Ohio. Im Pfarrbuch sind keine Kinder verzeichnet, weil diese möglicherweise schon erwachsen waren und daher nicht mehr im Hause der Eltern wohnten. Eine Tochter Elisabeth heiratete im Jahre 1859 den John Brähler (Nr. 8).

80. Schneider, Philip, aus Giesel, geb. 1806, gest. 188(?) Fulda/Ohio. Erste Ehefrau Elisabeth (Müller). In den Akten der St.-James-Kirche, Wheeling/West-Virginia, ist die Eheschließung zwischen Philip Schneider und Elisabeth Müller am 2. Okt. 1833 registriert. Sechs Kinder. Im Jahre 1840 zog Philip Schneider von Wheeling nach Noble County. Zweite Ehefrau Eva (Schöppner), Ehe 1843. Vier Kinder.

Wie die anderen Siedler, so begann auch Philip Schneider seine Farm der Wildnis zu entringen. Später besaß er einen schönen Hof mit stattlichen Gebäuden und blühenden Obstgärten.

81. Steuernagel, Johannes, geb. 29. Sept. 1811, gest. 1883 Fulda/Ohio. Ehefrau Anna Eva, geb. 1811. Fünf Kinder. Elizabeth A. Ginsberg

Nachricht für Auswanderer nach Nordamerika.

Special-Agentur der Postschiffe zwischen Havre und New-York.

Die Postschiffe der Linie zwischen Havre und New-York unterhalten den wöchentlichen Dienst ununterbrochen während des ganzen Jahres, und sind sowohl wegen der Sicherheit, mit der auf die Abfahrt zu zählen ist, als auch wegen ihrer bequemen inneren Einrichtung, da sie zum Transporte von Reisenden ursprünglich gebaut sind, dem Publikum besonders zu empfehlen.

Von Mannheim und allen unterhalb liegenden Rheinhäfen aus werden die bei mir eingeschriebenen Passagiere von einem meiner Conducteurs bis Havre begleitet, der ihnen überall, wo es nöthig seyn sollte, mit Rath und That an die Hand gegen wird.

Die Reise geht entweder über Rotterdam per Dampfboot nach Havre, oder mit dem Dampfboot bis Köln, und von da per Eisenbahn bis Havre. Die Ueberfahrtszeit von Mannheim oder Mainz bis New-York kann durchschnittlich auf 30 bis 35 Tage angenommen werden.

Gegen Zahlung einer kleinen Affekuranz: Prämie wird das Reisegepäck von den rheinischen Häfen aus bis Havre und auf Verlangen bis New-York versichert. Mainz im August 1848.

Washington Finlay,

Spezial-Agent der Postschiffe zwischen Havre und New-York.

Nähere Auskunft ertheilt mein Agent der Herr Florian Pult in Fulda.

Mit derartigen Inseraten wurde im „Wochenblatt für die Provinz Fulda“ für die Überfahrt nach Nordame-

rika geworben. Auch in Fulda gab es einige Agenturen. Kopie und Text: O. Berge

Siedler aus Rhön und Vogelsberg in Fulda/Ohio

Von Elizabeth A. Ginsberg

Fortsetzung der Auswandererliste

82. Schneider, Johannes, geb. 15. Aug. 1817, gest. 19. April 187(?) Fulda/Ohio. Ehefrau Barbara (Ebert), geb. 25. April 1835, gest. Okt. 188(?). Im Frühjahr 1881 zog die Witwe nach Pittsburgh/Pennsylvania, wahrscheinlich zu einem ihrer neun Kinder.

83. Schäfer, Johann Adam, geb. 5. April 1838, gest. 1904 Fulda/Ohio. Ehefrau Elisabeth (Herbst), geb. 18. Nov. 1838. Zehn Kinder.

84. Singer, Jakob, geb. 15. Nov. 1804, gest. 22. April 1887. Ehefrau Magdalena, geb. Juni 1815, gest. 1896. Sieben Kinder.

85. Seifert, Johann, geb. 10. März 1814. Ehefrau Maria Anna, geb. 1815. Sechs Kinder.

86. Singer, Joseph, geb. 1829, gest. 29. Januar 1876 Fulda/Ohio. Ehefrau Maria, geb. 20. Okt. 1838, gest. 1898 Fulda/Ohio. Sieben Kinder. Im Frühjahr 1881 zog die Witwe nach Pittsburgh/Pennsylvania.

87. Schmitt, Aloys, geb. 1833. Ehefrau Rosina, geb. 1835, gest. 1903 Fulda/Ohio. Sieben Kinder.

88. Schmitt, Ambrosius, geb. 1830, gest. 1908 Fulda/Ohio (Friedhofsliste).

89. Schneider, Sebastian, geb. 12. August 1830. Erste Ehefrau Carolina (Block), gest. 6. Aug. 1862. Drei Kinder. Zweite Ehefrau Johanna (Nau), geb. 9. April 1843, Heirat im Januar 1863. Vier Kinder. Im Frühjahr 1869 zog die Familie in den benachbarten Kreis Washington.

90. Schenk, Joseph, geb. 1836. Ehefrau Catharina, geb. 1840. Vier Kinder. Im Jahre 1869 zog die Familie in den Kreis Washington/Ohio.

91. Schäfer, Johann Adam, aus Istergiesel, geb. 16. Sept. 1793, gest. 27. Aug. 1877. Ehefrau Elisabeth, geb. 1795, gest. 5. Juni 1872 Fulda/Ohio. Fünf Kinder (?), möglicherweise 1836 ausgewandert.

92. Sorg, Nikolaus, geb. 14. Jan. 1823, gest. 6. April 1887 Fulda/Ohio. Ehefrau Catharina, geb. 30. Aug. 1824, gest. 4. Juni 1879. Sechs Kinder. Im Nov. 1881 heiratete der Vater wieder in Pittsburgh/Pennsylvania. Nikolaus und Catharina: aus Mittelkalbach.

93. Sorg, Michael, geb. 1825, gest. 1879 Fulda/Ohio (Friedhofsliste).

94. Singer, Jakob, geb. 15. Okt. 1834. Ehefrau Margaretha, geb. 1837, gest. 14. Sept. 1882 Fulda/Ohio. Elf Kinder. Im Jahre 1886 heiratete der Vater die Katharina Kuhlmann, geb. 29. Aug. 1850. Ein Kind.

95. Schäfer, Johann Ludwig, geb. 20. April 1827, gest. 19. Aug. 1871 Fulda/Ohio. Ehefrau Flora, geb. 4. Mai 1833, gest. 1912 Fulda/Ohio. Acht Kinder.

96. Schütz, Valentin, geb. 21. Dez. 1822, gest. 1888 Fulda/Ohio, Ottilia (Gerst), geb. 6. Dez. 1838. Elf Kinder.

97. Schäfer, Rochus, geb. 15. Aug. 1815. Ehefrau Sophia, geb. 25. April 1830. Sechs Kinder. Im Jahre 1871 zog die Familie nach Marietta/Ohio.

98. Vogel, Valentin, geb. (?). Ehefrau Bertha, geb. 1827, gest. Fulda/Ohio. Sechs Kinder.

99. Vogelsberger, Johann, geb. 1832. Ehefrau Eva (Gerst), geb. 12. März 1841. Zwei Kinder. Im Jahre 1865 zog die Familie nach Youngstown/Ohio.

Die Eltern des Johann Vogelsberger sind im Pfarrbuch von St. Mary verzeichnet: Peter Vogelsberger, geb. 1786, und Elisabeth, geb. 1796.

100. Wehner, Johann, geb. 18. Jan. 1800, gest. 1. März 1882 Fulda/Ohio. Ehefrau Margaretha, geb. 10. Okt. 1809, gest. 16. Jan. 1886 Fulda/Ohio. Sechs Kinder, ein Adoptivkind.

101. Wild, Georg, geb. 1823, gest. 30. Mai 1869 Fulda/Ohio. Ehefrau Barbara, geb. 1830, gest. 1895 Fulda/Ohio. Sechs Kinder.

102. Ziegler, Bartholomaeus, geb. Sept. 1812. Ehefrau Anna, geb. Jan. 1814, gest. 19. Juli 1871, Fulda/Ohio. Sechs Kinder. Im Herbst 1871 zog der Witwer nach Indiana.

Hier seien noch einige Namen aus der Gräberliste der Pfarrei St. Mary, Fulda/Ohio, erwähnt, die nicht in der obigen Aufstellung erscheinen:

Gass, Heinrich 1824–1884

Hansen, Maria Magdalena 1820–1880

Hansen, Karl Joseph 1816–1892

Happ, Johann Georg 1834–1901

Helfenbein, Elisabeth 1844–1879

Heppner, Georg 1817–1886

Huffmann, Anna Barbara 1807–1897

Mantel, Joseph 1814–1892

Mehler, Barbara 1829–1910

Mehler, Heinrich (?) 1826–1883

Raab, Kilian 1836

Ritterbeck, F. Joseph 1792–1872

Ritterbeck, Louis 1819–1902

Weisent, Frederica 1830–1890

Weisent, John 1894–1911

Weisent, Rosa Leonore 1833–1863

Weiterhin möchte ich eine kurze Beobachtung in bezug auf die Namen der Fulda-Siedler einflechten. Bei der ersten Auswanderergeneration (ca. 1800–1840) blieben die deutschen Vor- und Nachnamen bestehen. Die Eltern aus dieser Generation benutzten noch die altherkömmlichen Vornamen für ihre Kinder, z. B. Johann Damian Heil (Nr. 31) und seine Frau Ottilia, geb. Schöppner, aus Mittelkalbach ließen ihre Kinder auf die Namen Katharina, Leonard, Eva, Johannes, Anna Barbara usw. taufen.

In der zweiten Generation, die zum größten Teil schon in Amerika zur Welt kam, änderten sich hier und da die Vornamen und auch die Nachnamen ein wenig. Aus Maria Anna wird Mary Ann, aus Katharina Catherine, aus Johannes John, aus Georg George. Bei den Nachnamen verschwinden die Pünktchen über den Umlauten: Dümmerling wird zu Dimmerling, Schöppner zu Schoppner, Jäger zu Yager.

Im Laufe der Zeit wandelten sich einige der Fuldaer Familiennamen, bis sie nicht mehr als deutsche Namen zu erkennen sind.

Block/Blake

Bischof/Bishop
Fuchs/Fox
Happ/Hupp
Heil/Hill
Jöckel/Yeagle
Jestädt/Estadt
Kullmann/Coleman
Krack/Crock
Kram/Crum
Lorei/Loray/Lori
Müller/Miller
Nau/Now
Saling/Seling
Schaub/Shaub
Schneider/Snyder
Wehner/Warner
Zwick/Wick

Mit einigen Rhöner und Vogelsberger Namen, die klangvoll von der Zunge rollen, beschließe ich dieses Kapitel: Ambrosius Schmitt, Rosalia Deller, Aloysius Rausch, Kilian Raab und Elisabeth Heil.

Gruß an die Milseburg

Die Rhön ist schön! Sie ruft uns oft.
Dann kommen wir in Scharen.
Die Milseburg ist unser Ziel,
Dort wollen wir uns laben.

Der Wirt tischt auf manch feine Speis',
Auch Sauerkraut und Würstchen.
Mit Rhönwurz und mit Bier und Wein
Löscht er so manches Dürstchen.

Die Aussicht ist gar herrlich hier,
Man schaut gern in die Weite,
Besonders nach dem Osten hin;
Und trifft auch fromme Leute.

Die beten still in der Kapell'
Erlehen Gottes Segen,
Daß schützen möge sie der Herr
Auf allen ihren Wegen.

Elizabeth A. Ginsberg, 1992

Stadtkommandant residierte im Hause

Vom Federkiel zur Lochkartenanlage — Aus der Geschichte eines Fuldaer Barockgebäudes

Fulda (B). Am Kopfende der Friedrichstraße Unterm Heilig Kreuz steht eines der Barockgebäude Fuldas mit der interessantesten Vorgeschichte. Heute hat die Städtische Sparkasse und Landesleihbank ihren Sitz darin, einst war es Residenz hoher Beamter der Fürststäbte von Fulda und des Generalmajors und Stadtkommandanten. Seit das Barockgebäude eine sorgfältig in der barocken Farbgebung restaurierte Fassade erhalten hat, ist es wieder stärker in den Blickpunkt fremder Besucher der Stadt als eines der barocken Kleinodien Fuldas gerückt. Das Haus hat einen bewegten Abschnitt Fuldaer Geschichte miterlebt, jene Zeiten, als Fulda noch Hauptstadt eines eigenen Staates war. Noch vor gut 100 Jahren stand ein Schilderhäuschen vor der Friedrichstraße. Damals war ein Posten des Generalmajors und Kommandanten der Stadt vor die heutige Sparkassenhauptzweigstelle abkommandiert. Aus alten Unterlagen der Sparkasse geht hervor, daß mit Anbruch der Nacht die Wache aufzuziehen hatte, die hier bis zum Anbruch des Tages postiert blieb. Später wurde dann die zusätzliche Sicherung des Gebäudes abgelehnt, weil doch die Hauptwache so nahe war.

Wurde einst noch mit dem Federkiel der Hofbeamten in dem Barockgebäude geschrieben, so werden heute die immer länger werdenden Zahlenkolonnen mit einer modernen Lochkartenanlage registriert. In ihrem Geschäftsbericht für das Jahr 1966 hat die Städtische Sparkasse und Landesleihbank einmal einen genauen Überblick über die Geschichte des Hauses gegeben.

1708 wurde in einem alten Lagerbuch der Stadt Fulda vermerkt: „Unterm Heilig Creutz.“ Herr Cantzlers Vogelius von Schildecks Haus, Hof und Stallung ad fünfzehn Gülden, modo: Herr Cantzler Wagner, modo: Herr Hoffrath Zwenger. Herr Vogelius von Schildecks Bauplatz ad zwei Gülden, modo: Herr Cantzler Wagner, modo: Herr Hoffrath Zwenger. Wegen Neubau zusammen taxiert zu zwey und

zwanzig Gülden, modo: Niclas Straub, Hoffkoch; modo: Rathaus und Stadtcollect.

Wohnung des Obermarschalls

Nach weiteren Unterlagen der Sparkasse sind die Grundstücke im Flurbuch der Stadt 1727 bezeichnet als: „hochfürstliches Haus und Garten, welches Herr Obermarschall bewohnen.“

Im Jahre 1740 ist im Steuerkataster auf Seite 257 die Anmerkung zu finden: Frau Cantzlerin von Wagner, Haus, Hoff, Stallung pag, 10, modo: Herr Hoffrath Zwenger, modo: Niclas Straub, modo: das ander oder neue Rathaus. Wie die Städtische Sparkasse dazu feststellte, erwarb Hoffrath Zwenger von Frau Cantzlerin von Wagner den gesamten Komplex. Nach der Beseitigung des alten Hauses wurde unter Mitverwendung des Gartens als Bauplatz das

heutige barocke Gebäude erstellt. Am 24. Dezember 1779 fand eine Versteigerung statt. Dabei wurde das Anwesen dem Hoffkoch Nikolaus Straub zugeschlagen. Der sogenannte Kaufschilling betrug 5500 Gulden.

Zwei Jahre später, 1780, wurde die städtische Verwaltungsstelle ermächtigt, Einspruch gegen den Eigentumsübergang anzumelden. Zur Begründung wurde angegeben, daß das Anwesen öffentlichen Diensten nutzbar gemacht werden müsse. Auch wurde dem Hoffkoch Straub die Berechtigung abgestritten, Grund und Boden zu erwerben, da er in Fulda kein Bürgerrecht besitze.

Als Rathaus eingeräumt

Ein „Donations-Contract inter vivos“ legte schließlich fest, daß Johann Kayser dem Magistrat 5500 Gulden Obligationen zu übergeben hatte. Damit war die Bedingung verknüpft, daß damit das ehemals Hoffrath Zwengersche Haus erkaufte und als Rathaus eingeräumt und benutzt werden sollte.

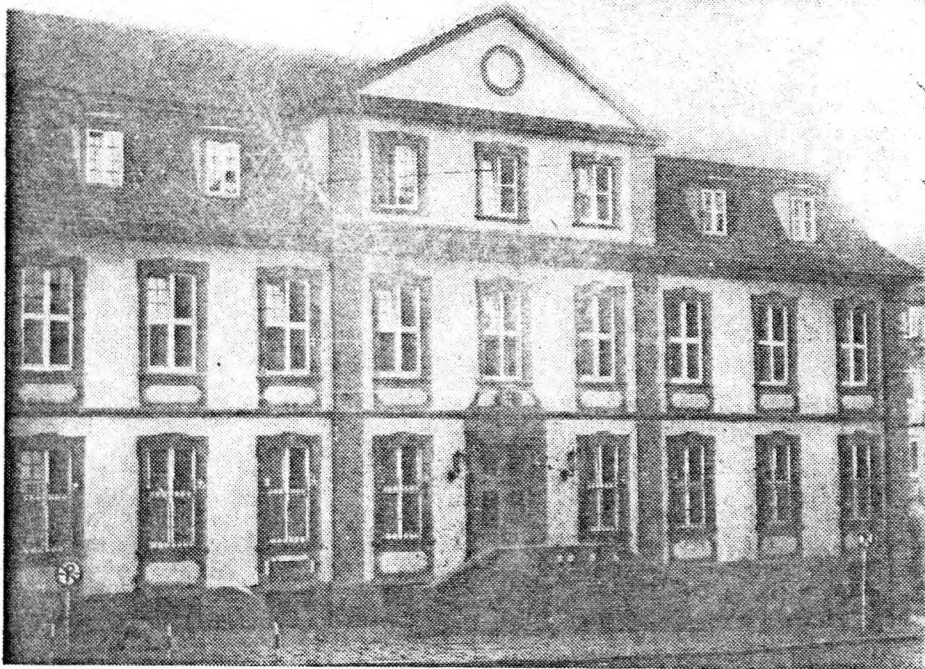
Noch bis zum Jahre 1816 befanden sich im Rathausgebäude die Amtsstuben des Magistrats und im unteren Stockwerk neben der Wohnung des Senators Kayser das Billietiramt. In den Jahren 1816/17 wurde das ganze Haus gründlich restauriert.

Die Direktion der Armenanstalten in Fulda faßte im Jahre 1824 den Beschluß, zur Hebung des Sparsinns der Bürger eine Städtische Sparkasse einzurichten. „Der Geschäftsbetrieb wurde, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis auf den heutigen Tag in diesem Haus abgewickelt“, berichtete die Städtische Sparkasse und Landesleihbank dazu.

Eine Aufstockung war vorgesehen

Die barocke Gliederung und Schönheit des Hauses hätte sicher gelitten, wenn im Jahre 1877 tatsächlich ein drittes Stockwerk auf das Haus aufgesetzt worden wäre. 1877 war jedenfalls nach den Unterlagen der Kasse in den zuständigen Gremien vorübergehend ernsthaft erwogen worden, im Zuge notwendiger Reparaturen und baulicher Erweiterungen gleichzeitig auch ein drittes Stockwerk auf dem „neuen Rathaus zu errichten, das der schönen Friedrichstraße präsiert“. Damals waren für die Arbeiten auch schon 15 000 Mark bewilligt worden.

Aber die Aufstockung unterblieb dann glücklicherweise. Im Jahre 1914 ging das gesamte Anwesen in das alleinige Eigentum der Städtischen Sparkasse über. Viele der Tausende von Besuchern, die in dem Barockgebäude am Kopfende der Friedrichstraße ein und aus gehen, dürften kaum noch ahnen, daß das Barockgebäude auch in seinem Inneren noch eine Kostbarkeit bietet. Die barocken Deckenmalereien im Direktorzimmer der Sparkasse erregen bei Besuchern, die bis hierher vorstößen, immer wieder lebhaftes Bewunderung.



Seit seiner kürzlichen Restaurierung in der originalen barocken Farbgebung steht das Barockgebäude am Kopfende der Friedrichstraße wieder stärker im Brennpunkt des Interesses auswärtiger Besucher der Barockstadt. Aufnahme: Weber

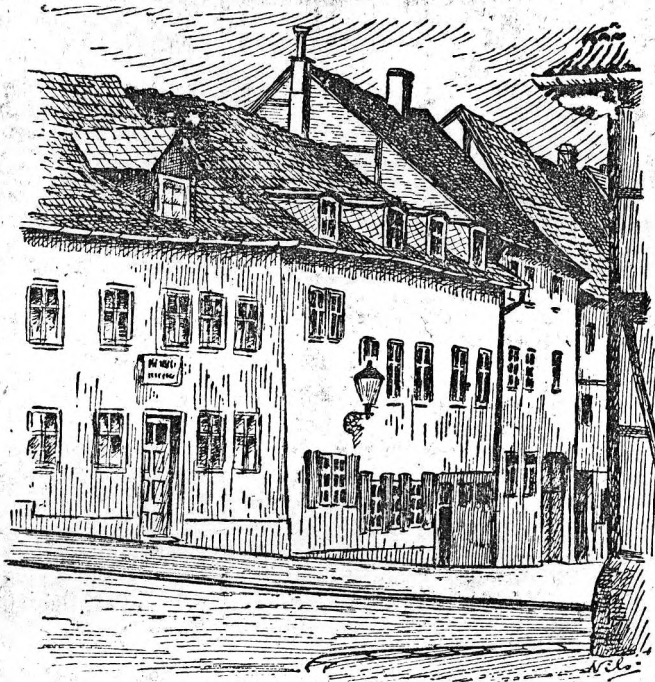
Stammhaus der Sippe Knips

Haus Nr. 40 in der Florengasse - Ein viertel Jahrtausend im Besitz der Familie

Im oberen Teil der Florengasse, zwischen Dalberg- und Künzeller Straße, stehen beiderseits noch einige einfache und bescheidene Bürgerhäuser, bei denen man, wenn ihre Bewohner nicht die Vorhänge vor ihre Fenster gezogen haben, bequem in die gemütlichen niederen Stuben sehen kann. Diese Häuser sind teilweise sehr alt. Sie stammen aus der Zeit, als der größte Teil der Angehörigen der Judäer Metzgerzunft diese obere Florengasse bewohnte, und das war mehrere Jahrhunderte lang.

Ganz früher, ehe dieser äußere Teil der Florengasse als Wohnviertel hergerichtet worden war, saßen die Metzger nach Auskunft der alten Verkaufsurkunden und Stadtgerichtsprotokolle in der Mittelftraße. Auch noch in späteren Jahren wohnten dort viele Metzger, wie aus dem Judäischen Kataster zu ersehen ist. Mittelpunkt dieses ältesten Metzgerviertels war der Gasthof zum Ochsen (Kircher-Rudwig), der ja auch schon durch seinen Namen auf die Tätigkeit der Nachbarn hingewiesen haben mag. Die in der Umgebung der Pfarrkirche befindlichen Fleischbänke waren somit in nächster Nachbarschaft ihrer Inhaber gelegen.

In der oberen Florengasse standen zuerst Ställe und Scheuern, so wie es heute noch z. B. vor den Stadttoren der alten Städte der Mark Brandenburg anzutreffen ist. Ähnlich war es in der Petersgasse, ja sogar einige Metzger hatten Besitzungen am äußeren Ende der Löhrergasse. Die Metzger hatten in diesen Vorstädten ihr Vieh füttern, sie betrieben auch, wie aus den alten Grundbüchern hervorgeht, Ackerbau und besaßen in der Nähe dieser Straßen Ländereien. Allmählich erbauten sie sich aber auch kleinere Wohnhäuser bei ihren Stallungen und Scheunen, die bald die Straßensfront veränderten. Doch zeigt der Stadtplan von 1727 immer noch mehrere Scheunen zwischen den Häusern, ja noch heute sind solche hier vorhanden.



Viele der Häuser der oberen Florengasse blieben manche Generation in derselben Familie. Zu diesen gehört das heute mit der Nummer 40 bezeichnete Stammhaus der Familie Knips, das über ein viertel Jahrtausend in deren Besitz war.

Der älteste bekannte Vnherr der Familie Knips, der Metzgermeister Hans Knips, in den Rechnungen des St. Leonhardspitals wird er 1499 bereits genannt, wohnte allerdings noch in der Mittelftraße, damals Judengasse genannt. Die Stadtgerichtsprotokolle vermerken, daß er 1514 mit Elise seiner Frau ein Haus hinter der Judenschule besitzt. Noch 1667 wird ein Metzgermeister Johannes Knips „ober der Judengassen, neben dem alten Schulhaus in der Judengassen“ genannt.

Bereits im Beeregister 1571 werden in der Florengasse Ratsherr und Metzger Barthel Knips, Berlet Knipsen Witwe und Johannes Knips (senior) genannt. Im Register des Seelgeräts 1573 (Staatsarchiv Marburg) wird von den Metzgern Barthel Knips und Ciriak Ruppel gesagt, sie wohnten in dem Seelgerät lehnspflichtigen Häusern der Florengasse. In seinem Judäischen Kataster stellte nun Vermessungsrat Jestaedt fest, daß die Grundstücke 673a und b, heute 37 und 39, dem Seelgerät zinspflichtig waren.

Es wird also eines der beiden dem Barthel Knips gehört haben. Im Jahre 1586 verkauft Ciriak Ruppel eine Behausung in der Florengasse zwischen Barthel Knips und Elise Böz Scheuer gelegen an Kilian Herman. Ruppel und Knips wohnten also tatsächlich nebeneinander.

Das Haus des Johannes (Hans) Knips senior ist dagegen völlig sicher zu bestimmen. Nachdem er bereits 1571 Inhaber ist, wird in den Uffigistregistern von 1585 bei einem Verkauf des Nachbarhauses sein Name genannt. Es wird hier gesagt, daß „Endres Reiß sein Haus in der Florengasse an Hans Knipsen und oben an die Pfortten stoßend gelegen an Margreth, Hans Schwarz seel. Wittib“ verkauft. Diese verkauft es 1586 weiter an Peter Schwarz. Wenn dieses Haus also einerseits an das Thörlein, andererseits an Hans Knips grenzte, so muß letzterer im zweiten Haus vor dem Vortor gewohnt haben. Diese Annahme wird nochmals bestätigt durch den Verkaufsvertrag von 1616, als es Hans Knips senior für 300 fl. an seinen Sohn Hans Knips den älteren verkauft. Hierbei wird gesagt, es liege in der Florengasse in Nähe des Vortores zwischen Hans Koch und Werner Kunz. Da sich das Haus nunmehr weiter in der Familie vererbt, konnte auch in der Spezifikation von 1727 festgestellt werden, daß es mit der Nummer 696 bezeichnet, das vorletzte Haus auf der rechten Seite der Florengasse vor dem Törlein war, heute Nr. 40. Im Jahre 1739 wurde noch ein Haus außerhalb des Vortores angefügt, Nr. 44, so daß sich dann, als das Vortor abgebrochen wurde, das Knips Stammhaus als drittes Haus von der oberen rechten Straßenseite aus fand. Das dazwischenliegende Haus 42 gehörte früher jeweils zwei Besitzern.

Metzgermeister Hans Knips der ältere überließ Haus Nr. 40 seinem jüngsten Sohne, dem Metzgermeister Valentin Knips, der im Schornsteinregister von 1675 auch als Inhaber bezeichnet wird. Er starb 1676 und hinterließ das Haus seinem erst zehnjährigen Sohne, dem späteren Metzgermeister Abraham Knips. Dieser verkauft dann, als er alt geworden war, am 21. 6. 1735 „das Haus in der Florengassen zwischen Ignaz Weismüller (Nr. 42) und den beiden Brüdern Ruppel (Nr. 38) an seinen Sohn Christoph Knips für 500 fl.“ Das Haus der beiden Brüder Ruppel wird 1708 als Philipp Ruppels Erben, 1727 als Andreas Ruppels und 1740 als Andreas Ruppels Erben gehörig bezeichnet. Als Christoph Knips um 1760 gestorben war, verkauft bald danach seine Witwe das alte Stammhaus an Barthel Schäffer. Sie zieht

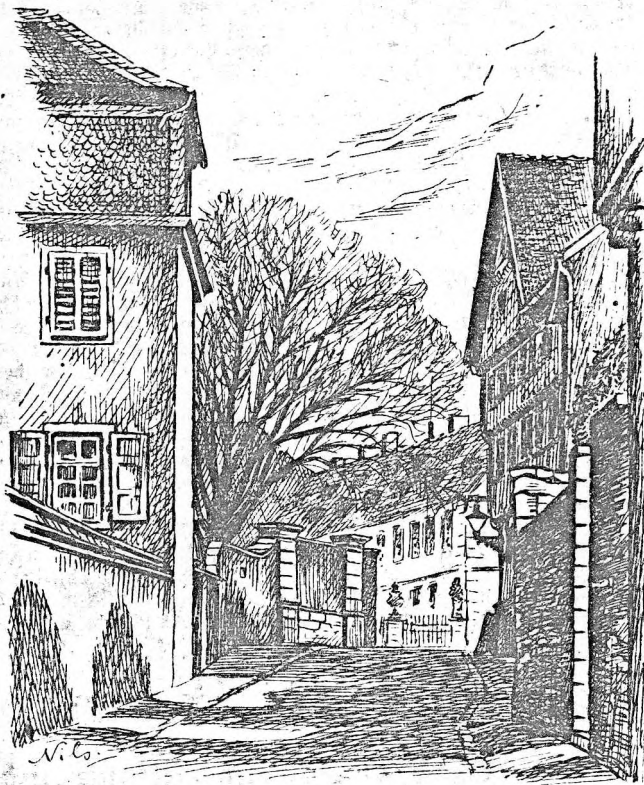
Stand hier die alte Königspfalz?

Ein reizvoller Blick von der Habsburger Gasse auf das Fuldaer Stadtschloß

Wenn wir, von der Kanalstraße kommend, am Herrenturm in die Habsburgergasse einbiegen, so bietet sich uns das reizvolle Motiv, das wir in nebenstehender Zeichnung wiedergegeben finden. Aus dem Hintergrunde grüßt der imposante Bau des Stadtschlosses, während links ein Flügel des Wallensteinstiftes und rechts der Spitzgiebel eines alten Fuldaer Bürgerhauses das Bild einrahmt. Mancher wird sich vielleicht schon verwundert gefragt haben, wie eigentlich Fulda zu einer „Habsburgergasse“ kommt. Ihm sei gesagt, daß der heutige Name eine Verbalhornisierung darstellt. Früher hieß die Gasse nämlich „Haysberggasse“, und zwar nach einem Rittergeschlecht Haysberg, das hier eine Remnais besaß. Ende des vierzehnten Jahrhunderts wird die Gasse zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Am 13. 11. 1389 nämlich läuft der Bürger Dikel Gefinde mit seiner Frau

Gele von den Brüdern Conrad, Grant und Eberhard Morle, gen. Beheim, eine steinerne Remnais an der Stadtmauer zu Fulda in der „Haysberggasse“. Die alte Fuldaer Stadtmauer führte bekanntlich vom Herrenturm in gerader Linie nach der heutigen Hauptwache.

Der vornehm-schlichte Barockbau des Wallensteinstiftes, der links in unser Bild hineinragt, wurde 1732 von Freiherr Ernst Johann Philipp von Buseck, dem Bruder des späteren Fürstbischöfs, erbaut. Von 1802 bis zu seinem Tode im Jahre 1814 bewohnte ihn der durch die Säkularisation entthronte letzte Fürstbischof Adalbert von Harstall. Im Jahre 1813 hatte



Orig.-Zeichnung Niels

Blücher in dem Gebäude sein Quartier. Seit 1833 ist der Bau Eigentum des Freiadlichen Stiftes Wallenstein, das 1759 von Maria Amalie, verwitwete Frein von Schlich genannt Görz, geborene von Wallenstein, gestiftet wurde und dessen Sitz vor der Ueberjiedlung nach Fulda der niederhessische Ort Homberg gewesen war.

Eine bemerkenswerte Geschichte hat auch das dem Wallensteinstift gegenüberliegende Haus rechts auf unserem Bilde (heute Haus Bonifatiusplatz Nr. 5). Es gehörte zu Anfang des 18. Jahrhunderts einem Herrn von Basteim und ging später in den Besitz des Cammerats Blum über. Nach ihm war ein Herr von Bach Eigentümer.

Dann erwarb es Assessor Haud. Nächster Eigentümer war Oberjäger Haud. In der Folgezeit finden wir als Eigentümerin die Witwe des Hauptmanns von Roth. Sie war eine Tochter des Hofammerrats Adam Philipp Haud. Frau von Roth war nach zeitgenössischem Urteil die schönste Frau Fuldas. Von ihrer Schönheit soll sogar Napoleon begeistert gewesen sein, als er Frau von Roth gelegentlich eines Hoffestes in Fulda kennenlernte. Tragisch ist leider das weitere Lebensschicksal dieser gefeierten Frau. Sie fiel nämlich nach dem Tode ihres Gatten, der aus dem spanischen Feldzug nicht mehr zurückkehrte, in geistige Umnachtung, die sie bis zu ihrem Lebensende nicht mehr verließ. Frau von Roth starb hochbetagt in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Erwähnt sei noch, daß bei der Erneuerung der Fassade des Hauses Bonifatiusplatz 5, die der heutige Eigentümer Spenglermeister Herrmann im Frühjahr 1927 vornehmen ließ, eine Anzahl gutgeprägter Kupfermünzen aus den Jahren 1756 bis 1758 gefunden wurde. Bei früheren Umbauarbeiten waren unter alten Tapeten wertvolle Gobelins zum Vorschein gekommen, die aus dem Nachlaß des Großvaters der Frau von Roth, eines Herrn von Göttha, der in Weiskirchen ein Schloßchen besaß, stammen sollen. Ein andermal fand man bei Verlegung einer Wand interessante eiserne Platten, die mit hübschen figürlichen Darstellungen verziert waren.

Auf dem heutigen Bonifatiusplatz gegenüber dem Stadtschloß soll nach Meinung maßgebender Fuldaer Heimatforscher die alte Königspfalz gestanden haben, die vermutlich bereits unter Otto I. oder Otto II. in Fulda erbaut wurde. Hier nahmen die deutschen Kaiser Wohnung, wenn sie nach Fulda kamen. Mancher Träger einer deutschen Königskrone hat in Fulda Hof gehalten. König Konrad I. liegt bekanntlich im hiesigen Dom begraben. Vor allem die staufischen Kaiser weilten seit dem 12. Jahrhundert mit Vorliebe in unserer Stadt.

Es ist also eine von dem Odem einer reichen, geschichtsreichen Vergangenheit umwehte Stätte, die unser Zeichner in obigem Bilde festgehalten hat.

Dr. A.

Straßengebühren für Postkutschen

Gebühren für die Benutzung von Straßen, zum Beispiel von Autobahnen, zu verlangen, ist keine Erfindung unserer Zeit. Schon die Thurn-und-Taxische Reichspost hatte Schwierigkeiten, ihre Postkutsche frei auf den Landesstraßen, damals Chausseen genannt, verkehren zu lassen. Immer wieder versuchten die Regierungen der Staaten, durch die Postkurse führten, sich durch Gebühren eine Einnahmequelle für ihre Staatskassen zu verschaffen. Das ging zu Lasten der Thurn- und Taxisschen Post, die für die Beförderung von Personen Fahrgeld und für Pakete und Briefe Porto verlangen mußte. Eine weitere Belastung durch Straßengebühren war daher unerwünscht.

Nun hatte der Graf von Hanau im Jahre 1774 für die Postkutschen, die auf dem Postkurs Fulda – Frankfurt verkehrten, eine Gebühr für die Benutzung der Hanauer Chausseen eingeführt. Daraufhin belegte die Fuldische Chaussee-Commission als die für das Fürstbistum Fulda zuständige Straßenbehörde die Postkutschen ebenfalls mit einer Straßengebühr. Sie sollte auf den Poststationen Salmünster und Schlüchtern erhoben werden. Die Posthalter dieser Stationen berichteten darüber an das Oberpostamt in Frankfurt. Von ihm wurde der in Fulda tätige Postverwalter Post beauftragt, energischen Protest beim Fürstbischöflichen Cabinet einzulegen.

Wie sich die Post und der Fürstbischof in dieser Frage einigten, erfahren wir aus einer Akte im Zentralarchiv der Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg. Sie trägt den Aktenvermerk „Welchermaßen die Hochfürstliche Fuldische Chausseengelder denen Passagieren auferlegt“. Diese in der Ausdrucksweise des 18. Jahrhunderts verfaßte Akte ist für den heutigen Leser nur schwer verständlich. Sie lautet, in unser heutiges Deutsch übertragen, unter möglichster Beibehaltung des alten Stils folgendermaßen:

„Gnädigster Fürst und Herr“

Ich sollte Euer Hochfürstlichen Durchlaucht untertänigst anzeigen, daß Ihre Hochfürstlichen Gnaden zu Fulda auf Grund von Berichten der Posthalter zu Schlüchtern und Salmünster dem Beispiel der übrigen Reichs-Stände haben nachfolgen wollen, von den zwischen Frankfurt und Fulda ab- und zugehenden Postwagen Chaussee-Gebühren zu erheben zu lassen. Auf diese Zumutung habe ich durch den Herrn Hofrat und Postverwalter Post an die dortige Chaussee-Commission Vorhaltungen ergehen lassen: Wenn man auf diese Abgaben auf die Postwagen, deren Unterhaltung Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Kasse ohnehin so viele tausend Gulden schon gekostet haben, beharren

sollte, würde es notwendig werden, entweder das Porto für die Passagiere und die Pakete zu erhöhen oder den Postwagen ganz einzustellen.

Diese Vorhaltungen haben auch den gewünschten Effect gehabt. Das beweist die soeben erhaltene und in Copia beigefügte Postische Nachricht. Ich werde nicht verfehlen, den Posthaltern in Salmünster und Schlüchtern die deswёgen nötigen Unterweisungen auszufertigen. Auch werde ich den Hofrat Post ersuchen, sich diese mündlich zugesicherte Freiheit von der Chaussee-Commission in Forma probandi schriftlich zu erbitten. Sobald dieses erfolgt ist, werde ich bei der Regierung in Hanau vorstellig werden, ob die Chaussee-Gebühren in diesem Lande nicht auch von jedem Passagier nach Vorgang erhoben werden könne.

Ich ersterbe in tiefstem Respekt
Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Frankfurt, den 14ten Dezember 1774

untertänigst treu gehorsamster
Diener C. M. Grund

Copia des Schreibens des Hofrates und Postverwalters Post an mich, Grund, Fulda, den 13. Dezember 1774.

Nun ist die Sache des Chaussee-Wesens entschieden, ehe eine günstigere Resolution aus dem Cabinet erschienen war. Wie mir versichert wurde, ließ mir heute die Regierung und Chaussee-Commission sagen, daß von den Postwagen in Zukunft gar nichts mehr bezahlt werden solle. Dagegen sollten alle darauf befindlichen ausländischen Passagiere angehalten werden, von jeder Chaussee-Station 2 h (= Heller) zu entrichten. Das beträgt also von jeder Person von Fulda bis Salmünster 6 h. Damit können wir wie auch die Passagiere zufrieden sein. Ich habe es schriftlich verlangt, zweifle aber doch daran, ob ich es bekommen werde. Geschieht es noch, so schicke ich es nach. Euer Gnaden habe die Geneigtheit und gebe die Weisung nach Salmünster und Schlüchtern, wer Chausseegeld im Fuldischen zu entrichten hat. Die Einheimischen sind ausgenommen. Allein die Fremden haben jedesmal 2 h zu bezahlen. Vor allem aber sei darauf zu achten, daß keine Unterschleife durch Fremde oder solche Personen, die sich als fuldische ausgeben, geschieht.“

Damit war zwar die Chausseegebühr abgeschafft, die Hochfürstliche Kasse behielt aber dennoch ihre Einnahmequelle.

Ernst Zeier

Tintenrezept 1830 für Kirchenbücher

Aus alten Akten, zitiert von Helmut L u d w i g , Ransbach

Manche alten Kirchenbücher sind inzwischen unleserlich geworden, weil die Tinte der Eintragungen zuviel Eisen-Vitriol enthielt oder der verwendete Essig beim Ansetzen der Tinte zu scharf war und die Tinte dadurch das Papier zersetzte. Beim Durcharbeiten alter Kirchenbücher kam jetzt ein altes Tintenrezept zutage, das 1831 gedruckt erschien, aber bereits vierzig Jahre vor der Drucklegung des Rezeptes erfolgreich in Gebrauch war.

Seit 1790 verwendete der damalige Pfarrer und spätere Kirchenrat Dr. Vilmar das alte Tintenrezept, das er im Jahr 1830 in Eschwege drucken ließ und zum Gebrauch für Kirchenbucheinträge nachdrücklich empfahl. Der Buchhändler und Buchbinder Friedrich Carl Hoffmann aus Eschwege erhielt das Recht zum Abdruck des alten Geheimrezeptes, das am 1. Juli 1830 gedruckt erschien und im Taufbuch der Kirchengemeinde R a n s b a c h / Kreis Hersfeld, das auf allerhöchste Verordnung vom 28. Dezember 1829 hin neu angelegt wurde, auf der ersten Seite eingeklebt wurde. Auf vergilbtem Papier ist zur Herstellung jener „Dinte“ folgendes festgehalten:

Einige Worte über die Vortheile einer guten, haltbaren schwarzen Dinte und die wesentlichen Nachteile einer unweckmäßig zubereiteten Dinte (wie solche sehr häufig zum Verkaufe vorkommt), bei dem Gebrauche dieses Kirchenbuches.

Es ist gewiß von großer Wichtigkeit, daß Urkunden mit einer Dinte geschrieben werden, welche sich noch nach mehreren Jahrhunderten conservirt und den schädlichen Einwirkungen der Zeit widersteht. Um Einiges dazu beizutragen, daß dieser Zweck bei gegenwärtigem Kirchenbuche erreicht werde, so hat mit der Herr Kirchenrath Dr. Vilmar zu Eschwege nachstehendes probate Recept, dessen er sich seit 40 Jahren bedient hat, gütigst mitgetheilt, nachdem solches zuvor auch von dem Herrn Apotheker Gumpert zu Eschwege (bei welchem diese Dinte in bester Güte das Maaß à 20 g Gr. vorräthig zu haben ist), geprüft und sehr gut befunden wurde.

Recept einer guten, schwarzen Dinte.

6 Loth ausgesuchte Galläpfel (Gall. alepp.) zu möglichst feinem Pulver gestoßen und 3 Loth Eisen-Vitriol werden mit einem halben Maaß Schnee- oder Regenwasser in ein steinernes oder gläsernes Gefäß gethan, und man läßt solche auf einem warmem Ofen oder nahe am Feuer wenigstens vierzehn Tage wohl ausziehen. Während dieser Zeit muß das Gefäß alle Tage zwei Mal wohl umgeschüttelt werden. Alsdann werden 3 Loth klein gestoßenen arabischen Gummis hinzugehan. Um das Schimmeln zu verhüten, thut man 10 Stück Gewürznägelin hinzu.

Es ist nothwendig, sich der besten und ausgesuchtesten Galläpfel ec. zu bedienen, das zum Ansetzen der Dinte nöthige Regenwasser nicht unter der Dachtraufe, sondern unter freiem Himmel einzufangen und das Dintengefäß mit einem leichten Stopfen zu versehen, um die darin befindliche Dinte vor eindringendem Staube möglichst zu schützen. Auch ist es rathsam,

sich gläserner, oder noch besser: sich hölzerner Dintenfässer zu bedienen, da bleierne oder schwarz glasurte Dintenfässer die Dinte zersetzen. Obschon das, zu diesem Kirchenbuche verwendete, von Kurfürstlichem Konsistorium geprüfte und genehmigte Papier der Beckerschen Papiermühle vor Cassel von möglichster Güte verfertigt wurde (im Preise das Rieß zu 2 Rthlr. 12 g Gr.), so würde das Durchschlagen oder das Verbleichen der Dinte dennoch veranlaßt werden können: 1) durch die Aufbewahrung der Kirchenbücher an feuchtem Orte,

2) durch die Anwendung einer größeren Quantität Eisen-Vitriol oder auch von scharfem Essig bei dem Ansetzen der Dinte,

3) durch den Mangel an der gehörigen Quantität Galläpfel und arabischem Gummi, welches der Dinte die gehörige Consistenz entziehen würde.

Das Schlimmste hierbei ist, daß die nachtheiligen Folgen einer solchen Vernachlässigung nicht sogleich, sondern erst nach Verlauf von zehn und mehreren Jahren sich zeigen, dadurch: daß entweder die Dinte ganz verbleicht und die Schrift unleserlich wird, oder daß die Schrift die gelbröthliche Farbe annimmt, oder daß die Dinte

nach und nach das Papier zerfrißt und durchschlägt. Dieses wird durch den Gebrauch der, auf oben erwähnte Weise zubereiteten Dinte vermieden werden. Dem Durchschlagen der Dinte wird augenblicklich abgeholfen, wenn man etwas feine Kreide in die Dinte schabt und solche sich setzen läßt.

Möge die Absicht edler Männer, durch Mittheilung dieser, auf reife Erfahrung gegründeten Ansichten, die Brauchbarkeit dieses Kirchenbuches noch für ferne Jahrhunderte in Segen zu erhalten, erreicht werden!

Eschwege, den 1. Juli 1830

Friedrich Carl Hoffmann, Buchhändler und Buchbinder

Diesem Originalrezept bleibt allenfalls nachzutragen, daß das bis zum Jahr 1907 in Gebrauch befindliche Kirchenbuch noch heute sauber, in der Schrift nahezu unverblaßt und ohne Durchschlagen der Schriftzeichen auf der Papierrückseite leserlich ist, so daß sich das Tintenrezept, auf Grund dessen die ersten Einträge im genannten Kirchen-Taufbuch heute nun schon beinahe eineinhalb Jahrhunderte zurückliegen, bewährt haben dürfte. Das Taufbuch umfaßt 259 Seiten und ein ausführliches Inhaltsregister.

Traum und Wahrheit

Ein Traum weckte Erinnerungen an die Kinderzeit — Von Maria K n a c k e

Manchmal schon habe ich mich darüber etwas gewundert, daß ich verhältnismäßig selten von meiner Kinder- oder Jugendzeit träume.

Vergangene Nacht aber erwachte ich durch ein kleines knarrendes Geräusch, hörte meinen Eheherrn leise schnarchen und bin dann wohl gleich wieder eingeschlafen.

Da sah ich meine längst verstorbene Mutter — eine helle, blauegetupfte Hausschürze hatte sie umgebunden — vor ihrem geöffneten Wäscheschrank hantieren. Beide Türen des Schrankes standen weit offen. Ich sah mich selbst als kleines Mädchen neben Mutter stehen, das hellbraune Haar gescheitelt, zu zwei glatten Zöpfen geflochten und mit einem kleinen Band zusammengebunden, so daß sie auf dem Rücken ein kleines Dreieck bildeten. Der Schrank schien mir bis zur Stubendecke hinauf zu reichen. Mutter und mich sah ich nur von hinten vor dem mit Wäsche vollgepackten Schrankfächern, und ich begann sofort zu buchstabieren, zu lesen: „Geblüht im Sommerwinde . . .“ Ja!! Und da bin ich aufgewacht und wußte, daß das kleine knarrende Geräusch von vorher so geklungen hatte, genauso, wie wenn Mutter daheim eben diesen Wäscheschrank öffnete. Ich wußte es erstaunlicherweise auch gleich, wie jener Spruch weiter lautete, den ich als Kind so oft gelesen hatte, vor diesem Schrank stehend. Seit Jahrzehnten ist er mir weder eingefallen, noch habe ich ihn irgendwo gelesen.

Jedes der hellen Bretter, auf denen fein säuberlich die Bett- und Leibwäsche, die Tisch- und Küchenwäsche sortiert aufgestapelt lagen, hatte an der vorderen schmalen Kante eine etwa 10 cm breite, gezackte und handgestickte Borte angeheftet bekommen, auf welcher in großer, roter Kreuzstichschrift zu lesen war:

„Geblüht im Sommerwinde,
gebleicht auf grüner Au',
liegt weiß sie nun im Spinde
als Stolz der deutschen Frau.“

Zum Malen deutlich sah ich die roten Buchstaben und zugleich auch die elterliche Wohnung, so wie sie war in meiner Kinderzeit.

Als ich das Lesen lernte, war der erste Weltkrieg gerade vorbei, sinnierte ich, und Anfang der zwanziger Jahre waren also die deutschen Wohnungen noch voller Sinnsprüche! In jedem Zimmer gab es solche. An der Wand hinter meinem Bett — auch dann noch, als ich längst dem Kinderbett entwachsen war — prangte in einer 5 cm breiten, hellroten Leineneinfassung auf weißem Grund, in roter Kreuzstichschrift ausgeführt, der Spruch: „Gottes Güte und Treue wird jeden Morgen neu.“ Wahrscheinlich deswegen, daß die Wände von Kinderhänden nicht allzusehr verschmutzt werden sollten, reichte dieser Wandbehang vom Kopf- bis zum Fußende des Bettes.

Aus dem gleichen Grunde war an der Wand hinter dem kleinen Tisch, auf dem eine weiße emaillierte Schüssel mit blauem Rand und ein ebensolcher Wasserkrug die Waschelegenheit bildete, ein Vorhang angebracht mit der Aufschrift: „Frisches Wasser gibt frischen Mut.“

In der Küche war für die, die darin nichts Besseres zu tun hatten, auch für Lesestoff an den Wänden in reichem Maße gesorgt. Hinter dem Kohleherd, der noch ein Wasserschiff an einer Seite besaß, sinnigerweise „die Blase“ genannt, hielt ein rot-weißer Wandschoner den Spruch parat: „Eigner Herd ist Goldes wert.“

Vom Überhandtuch herunter leuchtete die Aufschrift: „Ordnungssinn und Reinlichkeit — die besten Stützen der Häuslichkeit.“ Wenn selbiges sich in der Wäsche befand, hing natürlich ein anderes da. Ich erinnere mich lächelnd, daß ich eine Handarbeit darauf bewunderte, die in „Plattstich und Langbetten“ ausgeführt war und einen in Schauspielerpose sich präsentierenden Trompeter mit Schlapphut und Schlapptiefeln darstellte. Seiner Trompete entsprang die in kunstvollen Schnörkeln gestickte Schrift: „Behüt' dich Gott . . .“

Das Sofakissen, welches auch in rotem Kreuzstich die Aufschrift trug „Nur ein Viertelstündchen“, war nur zu Vaters Gebrauch bestimmt! Es war auch mit einer breiten leuchtend roten „Frisur“ verziert. Vater drehte es jeweils um, wenn er sein Gesicht darauf legte!

Von der Aussteuer meiner Großmutter existierte Bettwäsche in Mutters Haushalt, die, weil sie bunt und „altmodisch“ war, wir Kinder aus Sparsamkeitsgründen zum Gebrauch auf den Betten hatten, permanent in wellenförmigen Linien „Mit Gott — Mit Gott — Mit Gott“ eingewebt trug, wer weiß wieviel hundertmal an einem einzigen Bettbezug. Gehäkelte Paradekisseneinsätze verkündeten fest gestärkt und gut gebügelt von den Elternbetten herunter die guten Wünsche „Erwache froh“ und „Ruhe sanft.“

All diese für uns jetzt etwas wunderlichen Sprüche haben die Frauen damals noch Jahr um Jahr gewaschen, auf dem Rasen gebleicht, gestärkt und gebügelt. Und das alles ohne elektrischen Strom und seine große Hilfe.

Es fällt mir auch ein, wie sie das alles bügeln mußten, mit welch primitiven Streich- und Kohlebügeleisen! Alle Kinder mußten außer Reichweite gehen, wenn Mutter das „Kohleplätteisen“ mit ausgestrecktem Arm hin und her durchs Zimmer geschwungen hat, um es besser anzuziehen.

Die großen Wäschestücke wurden bei uns durch die hölzerne Mangel gedreht, die ein großes Schwungrad und zwei Walzen hatte. Die gut zusammengelegte Wäsche wurde von Mutter zwischen die beiden Holzwalzen eingelegt, die Brüder mußten abwechselnd das große Rad drehen, um die Walzen zu bewegen, und wir Mädchen mußten die Wäschestücke gut geglättet auf der anderen Seite herausnehmen und fein säuberlich wieder in den Wäschekorb zurücklegen.

Und wie viele Tage und Stunden ihres Lebens gebrauchten unsere Mütter in den meist großen Haushaltungen für das Waschen, Bleichen und Bügeln, bis der „Stolz der deutschen Frau“ wieder in den dazugehörigen Extrawäscheschränken verpackt und geordnet war!

Damasthandtücher aus der Aussteuer meiner Großmutter fanden sich im Wäscheschrank meiner Mutter noch, als wir nach ihrem Tode den Haushalt auflösten. Sie waren neu, ungebraucht. In jedes ist ein großer, geflügelter Schutzel eingewebt, der über einem ebenfalls eingewebten Spruchband schwebt mit „Gott schütze dich“.

Diese alten, großen, steifen Handtücher befinden sich nun im Haushalt meiner Tochter, die sie in ihrem Wäschefach aus Ehrfurcht vor ihrem Alter gut verwahrt — nicht so sehr sicherlich des Schutzelns wegen.

Ich habe den Geruch der Wäsche nach Wind und Wiese noch heute sehr gerne. Frische Bettwäsche genieße ich mit besonderem Behagen noch immer.

Dem Umstand, daß meine Betten in jener Nacht „frisch bezogen“ waren, verdanke ich wahrscheinlich den kleinen Traum mit dem Blick in die Vergangenheit.

Umweltverschmutzung in Fulda vor 150 Jahren

Von Bernhard Loeher

Das Wort „Umwelt“, zugleich alle damit verbundenen Wortneuschöpfungen, sind aus dem Leben des modernen Menschen und seinem Sprachschatz nicht mehr wegzudenken. Der Begriff selbst mag neu sein, der damit bezeichnete Sachverhalt ist es keineswegs. Blättern wir dazu ein wenig in der Geschichte unserer Stadt:

In den Anfangstagen des Monats Juli 1822 machte sich in der Gegend um die Stadtpfarrkirche, Altes Rathaus, Döppen-, Schmitts- und Judengasse ein pestartiger Gestank bemerkbar. Etwa um die gleiche Zeit drang von der Petersgasse her ein übler Geruch über die Schlachthausgegend bis zum Wollenwebersgraben und sogar bis zum Abtstor vor.

Darüber erbotene Bürger richteten deshalb eine Eingabe an den Kurfürstlichen Stadt-Magistrat zu Fulda und baten um baldige Abschaffung der Ursachen.

Am 22. Juli 1822 trat der Stadtmagistrat, bestehend aus dem Rat und Stadtvorstand Joseph Kepler, Stadtsecretarius Daniel Mackenrodt sowie den Ratsschöffen Meyer, Reuss, Koch, Lorey, Wankel und Henning, zur Beratung zusammen.

Als Ergebnis der Sitzung verzeichnet das Protokoll u. a.: „Die Ratsschöffen machten den Vortrag, daß von jeher Gerber und Lichterfabrikanten ihre Werkstätte in den Vorstädten und vor der Stadt hätten aufschlagen müssen. Durch die Kriegezeiten sey es jedoch übersehen worden, daß der Lichterfabrikant Leonard Ripp, sowie der Loeher Weis ihre Werkstätten im Innern der Stadt aufgeschlagen hätten. Da aber gegenwärtig der Fabrikant Ripp mit seinen großen Vorräthen von altem Fett nicht nur des Rathauses, sondern der ganzen Nachbarschaft wegen und bey Feuer ausbruch gefährlich sey, indem gleich an dem Ripp'schen Hause in einem hölzernen Gebäude auch der Conditorsofen des Johann Schneider sich befände und durch die Fabrication des öfters ganz stinkenden Talgs zu Lichtern beinahe täglich die ganze Stadtgegend um die Pfarrkirche mit pestartigem Gestank angefüllt würde. — Ripp dagegen einen großen Garten habe, wo seine Lichterfabrik recht wohl gut angelegt werden könne — so müßten sie antragen, daß die nöthigen Einschreitungen gemacht würden, damit nicht sowohl Ripp als auch der Loeher Weis, welcher ebenfalls die Stadt verpöste und verunsäubere, angehalten würden, ihre Fabriken wieder außer der Stadt zu verlegen, wo sie hingehörten und nach den älteren Einrichtungen auch nur bestehen dürften.“

In dieser Sitzung wurde auch über eine andere Eingabe wegen Verschmutzung und Gestank beraten. Hier ging es um die Abwendung des Gestanks vom Schlachthaus. „Die Ratsschöffen trugen vor, daß ein ebenso pestartiger Gestank durch den Ausfluß der Färberey des Mangers Schmitt in der Petersgasse durch die ganze Stadt bis an den Wollenwebersgraben und selbst von da bis an das Abtstor verbreitet würde; und sie müßten desfalls darauf antragen, daß die

hohe Regierung um die Verwendung gebeten werden möge, dem Färber Schmitt aufzugeben, sich in seinem Garten einen Sammelbehälter für den Ausfluß aus seiner Färberey einzurichten, und den gesammelten Unrath zur Nachtzeit auf die Felder fahren zu lassen.“

Zu einem Beschluß kam man aber nicht. Zwischen Stadtmagistrat und kurfürstl. Polizey-Com-

mission begann aber in der Frage der Zuständigkeit ein reger Schriftwechsel. Anfang September 1822 beauftragte die Fuldaer Polizey-Commission den Medizinalrath und Stadtphysikus Joseph Schneider, wegen des üblen Geruchs und der Unsauberkeiten ein Gutachten zu erstellen. Stadtphysikus Schneider berichtet in einem sehr ausführlichen Gutachten unter dem 16. September 1822 u. a.:

„Um die mir gemachte Auflage genau erfüllen zu können, begab ich mich zuerst in die Werkstätten und ließ mir alles zeigen.

A. Der Lichterfabrikant Ripp führte mich in seiner mir früher schon bekannten Wohnung herum und zeigte mir seine dormalige Einrichtung; dabey machte er folgende Bemerkungen: Daß lediglich nur vom Schmelzen des Talgs in seiner Fabrik und in der Nachbarschaft ein übler Geruch verbreitet werde, und zwar bloß zur Sommerzeit. Dieses Schmelzen geschehe der Unannehmlichkeit wegen lediglich zur Nachtzeit, von 10 Uhr abends bis gegen 4 Uhr morgens. — Dabei rieche nur ein geringer Teil des Fettes, jener nämlich, dem von den Metzgern unrechtmäßig und aus Gewinnsucht durch allerley dem reinen Unschlitt untermengte fremde Fettbrocken zugesetzt werden, aus welchen sich Fäulnis und Gestank viel mehr und geschwinde entwickeln. Der fremde Talg, den er gegenwärtig aus der Schweiz beziehe, sey schon beim Hierherkommen geschmolzen und durchaus nicht riechend. Eine Theilung seiner Fabrik oder irgend eine Abänderung seiner gegenwärtigen Einrichtung sey ihm übrigens unmöglich.

B. Loehermeister Weis resp. dessen Ehefrau erklärte: Daß ihre Gerberey-Werkstätte nicht im Hause sey, wo ihnen das dazu unumgängliche nöthige Wasser fehle, sondern in der Lochersgasse sey; sie richteten die gegerbten, trockenen Häute nur im Hause zum Verkaufe zu, was auch andere in der Stadt wohnende Locher und Lederhändler thäten. Wenn also ein unangenehmer Geruch hierdurch entstehen sollte, so könne sich dieser nicht weit außer dem Hause verbreiten und er rühre von dem Tran der Kalbsfelle her; diese werden, sobald sie aus der Gerberey im Hause ankommen, mit Salfett oder Tran eingeschmiert, auf den Boden gehängt und sobald sie angetrocknet im Keller zum Verkauf aufbewahrt, vor der Abgabe derselben an den Käufer aber nochmals abgetrânt. Auf diese Art riecht also Boden, Kramladen, Wohnstube und Keller nach Tran der Kalbfelle und nach Gerben auch der übrigen bereiteten Tierfelle. Sie erbot sich, um den Hauptgrund des Tranes für ihre Nachbarn abzuwenden, die erste Bearbeitung der Kalbfelle noch in der Lochersgasse vornehmen zu lassen; allein das Abtränen in dem Hause sey eine unabwendbare Sache.

Daß der üble Geruch während des Schmelzens besonders noch stinkenden Talgs, des Fischtranes selbst, auch jener der Bearbeitung trocknenden Tierhäute, sehr ungesund und die mit diesen faulflüchtigen Ausdünstungen verpestete Luft dem nächsten Nachbarn sehr nachtheilig sey, ist nicht zu bezweifeln und bey Physikern und Aerzten ausgemachte Thatsache.

Tralles (...) beschuldigt bey Untersuchung der Ungesundheit einiger Gegenden von Warschau mit Recht auch den unerträglichen Geruch des siedenden Talgs bey Lichterfabrikanten und Seifensiedern, und der berühmte van Schwieten sah diese Hantierungen für die schädlichsten in volkreichen Städten an. Daher ist auch von den ältesten Zeiten in Paris (...) befohlen worden, das Fett der Tiere in großer Menge nirgends anderwärts als außer der Stadt und

Schnappschuß in Herbstein



Mit jugendlichem Schwung und feinem Humor erzählt Pfarrer i. R. Hermann Josef Narz einer Gruppe von Gästen des Kolping-Ferierdorfs Herbstein von der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten des alten, ehemals fuldischen Bergstädtchens im Vogelsberg. Pfarrer Narz wurde 1893 in Herbstein geboren, war Pfarrer in Büdingen, Steinheim/Main (St. Nikolaus) und Obermörlen und verlebte heute seinen Ruhestand in seiner Heimatstadt. Er ist der Hauptverfasser des 1962 erschienenen Buches „700 Jahre Stadtrecht Herbstein“. Seine historischen Forschungen und seine Kirchenführungen haben den heute 82-jährigen jung erhalten. Über der Gruppe erkennen wir das früher an der Stadtmauer angebrachte Wappen des Fuldaer Fürstbistums Adolph von Dalberg (1726—37). Eine Seltenheit ist das Schriftband darunter mit seinem Wahlspruch: CANDO RE ET AMORE (Für Reinheit und Liebe).

Foto: E. Sturm

in einem entsprechenden Orte, wo der davon entstehende Gestank niemand zur Last fallen möge, abzusiedeln. Und der berühmte alte medizinische Rechtspfleger Paul Zachias (...) dringt besonders auf die Beseitigung der mit Unschlitt gefüllten Kessel wegen den nachtheiligen Folgen ihres abscheulichen Geruches . . .

Die unreinen Handwerker, sagt Ramazzini — (Abhandlung der Krankheiten der Künstler und Handwerker . . .) und hierunter versteht er: Gerber, Ölbereiter, Käsemacher, Seifensieder und Lichterzieher — sind nicht allein besonders denen schädlich, die sie treiben, sondern der Gestank und der widrige Einfluß der Materien, die bearbeitet werden, verbreitet sich auch auf die benachbarten Menschen und ist allemal bei ansteckenden Krankheiten von den Ärzten als eine Ursache derselben angesehen worden. Viele Ärzte haben daher geraten, diesen Handwerkern in den Städten keinen Platz zu gönnen, sondern ihnen, wie ehemals in Rom, außer der Stadt an einem womöglich wasserreichen Orte ihr Werkstätten anzuweisen . . .

Durch ein Regulativrescript des Generaldirectoril an sämtliche Kammern und an das Berliner Directorium wegen der bössartigen und der Gesundheit schädlichen Ausdünstungen erzeugenden Professionen — Berlin, den 5. 4. 1976 — wurde festgesetzt, daß die Anlagen der Weißgerber, der Lohgerber, Cordumacher, Leimkoher, Lichterzieher, Darmsaitenfabrikanten, da die Ausdünstung der animalischen Materien, die sie verbreiten, nicht nur für die Nachbarn einen üblen Geruch verbreiten, sondern auch ihrer Gesundheit äußerst nachtheilig werden:

1. nur an fließendem Wasser, und zwar am Abfluß desselben, auch nur in einer Gegend, wo der freie Zug der Luft nicht nur durch enge Bebauung gehindert ist, etabliert werden sollen.

2. Bei den von dieser Gattung bereits stehenden Anlagen die Handwerker anhalten, bei Strafe von 5 R. Thr. im Übertretungsfalle, im zweiten Contraventionsfalle aber von 10 R. Thr., und bei Vermeidung der Schließung ihres Gewerbes an solchen Orten die zu verarbeitenden Materialien, so lange sie noch einen bösen cadaverischen Geruch verbreiten, nicht in ihren Waschbänken und Höfen, auf Straßen und freye Plätze zu bringen und daselbst aufhängen dürfen.

Diejenigen, deren Anlagen nicht am fließenden Wasser belegen sind, müssen in ihren Wohnungen tiefe Senkgruben zur Aufnahme und Verschließung der Unreinigkeit anlegen und bei R. Thr. Strafe weder die Abgänge noch die Jauche nach der Straße abführen.

3. Häuser, in welchen Eigenthümer und Miether die erwähnten Arten von Gewerben jetzt betreiben, und die nicht nach den Erfordernissen zu 1. zu beschaffen sind, sollen, wenn sie zum Verkauf kommen, und von dem Käufer selbst oder vermittelst Vermietung drei Jahre nacheinander zu einem anderen Behuf benutzt werden, zu dergleichen Gewerben nicht wieder eingerichtet und gebraucht werden. Da indessen durch die Bestimmung 3. der beabsichtigte Zweck, dergleichen für die Gesundheit nachtheiligen Anlagen aus den bewohnten Gegenden der Städte zu entfernen, nur sehr langsam erreicht werden würde, so ward in dem Circular des kgl. Generaldirectoriums vom 21. Aug. 1798 die Bestimmung dahin ausgedehnt, daß die mit den Erfordernissen zu 1. nicht versehenen Häuser, worin bereits Gerbereien, Darmsaitenfabriken und ähnliche mit schädlichen Ausdünstungen verknüpfte Gewerbe vorhanden sind, wenn solche zum Verkauf kommen, nicht weiter an dergleichen Gewerbe treibende. Bürger veräußert, sondern diese von dem Kauf ausgeschlossen werden sollten.

In Fulda war man früher dafür mehr als jetzt besorgt, indem man außer den Toren der Stadt eine eigene Straße angelegt hat, um alle faulichen Gerüche, Ausdünstungen usw. von der Stadt zu entfernen.

Aus dieser Vorlage wird sich nun Kurf. Polizey-Commission über die Schädlichkeit der Lichterfabrik des Leonard Ripp und der Gerberei des Loehers Weis hinreichend überzeugen können, zugleich aber auch darin das Mittel zur Abhülfe finden.

Meine unmaßgebliche Meinung, wie diesem Nachtheile für die menschliche Gesundheit abzuhelfen sei, wäre übrigens für diese zwei Specialfälle folgende: Der Lichterfabrikant Ripp besitzt ein Wohnhaus hier in der Stadt bereits 16 Jahre, der Lohgerber Weis über 6 Jahre, und beide treiben bis hierher ihr Gewerbe ungestört und zwar ersterer noch mit großem Beyfall und lobenswürdigem Fleiße; eine Translocation der Werkstätte ist demnach ohne Rechtsstreit nicht wohl thunlich; ich glaube daher, daß es am ersprieslichsten seyn möge, man halte beide Handwerker strenge an ihre eigenen Worte

und Angaben zur Abwendung der geschriebenen Klagen.

I. Dem Lichterfabrikanten Ripp muß nämlich die Auflage gemacht werden:

a) bei nahthafter Strafe nicht mehr, und zwar besonders in warmer Jahreszeit, vor der gewöhnlichen Zeit des Schlafengehens und nach jener des Aufstehens der Bewohner den Talg zu schmelzen, und selbst auch stinkendes Fett am Tage zu gießen.

b) Fremden Talg durchaus nicht mehr in stinkendem Zustande anzunehmen, auch den einheimischen stinkenden Talg von unseren Schlächtern zurückzuweisen und nicht zu verarbeiten.

c) Zugleich in seinem Vorrathe darauf zu sehen, daß sich derselbe nicht zu sehr anhäufe, und durch langes Liegen überliechend und schädlich werde.

d) Die Klage, welche Ripp gegen die Metzger führt, muß sogleich dadurch gehoben werden, daß den sämtlichen Schlächtern ebenfalls bei harter Strafe befohlen werde, beim Verkaufe ganz reines Unschlitt zu liefern, welches von allen fremden und zwar besonders Fleischtheilen befreit sein muß; auch könnte dabei noch die Auflage gemacht werden, daß die Verkäufer des Unschlitts dasselbe nicht bis zum Verkaufe zu lange liegen lassen und schon stinkend abgeben dürften.

II. Der Loehmeister Weis jun. wäre aber unter Strafsbedrohung anzuhalten, sämtliche Häute nicht mehr in seinem Hause; sondern in seiner Werkstätte in der Loehergasse zu tranen und zu trocknen und dann erst zum Verkaufe fertig hier in der Stadt in seinem Keller oder Werkstätte aufzubewahren. Bey diesem Handwerker findet aber noch ein polizeiwidriges Benehmen statt, woraus sich wahrscheinlich die Klage des Gestankes eher als auf obiges Tranen gründen mag und welches vorzüglich bei diesem sowie auch bei anderen Loehern stattfindet:

Derselbe kauft nämlich frische Kälber-, Kuh- und Ochsenhäute und läßt sie in seinem Hausflur oder im Hofe zusammengelegt auf einem Haufen liegen und auch noch mehrere zusammenkommen, um sie auf einem Schubkarren in die Werkstätte in der Loehergasse auf einmal führen zu können. Diese frischen Häute gehen nun bei warmer Witterung in eine pestilenzialische stinkende Fäulnis mit wimmelnden Maden über, sind oft selbst schon, wenn sie von den Verkäufern gebracht werden, unerträglich stinkend, und eben diese sind es auch, welche die Luft während ihres Durchzuges durch das Haus und für die ganze Nachbarschaft verpestet und ungesund machen. Ein solches Verfahren muß demselben künftig streng und bey harter Strafe verbotnen werden.“

Salv. melior
Schneider

Der Ratsvorstand Kepler ließ nun das Schneiders Gutachten an die Ratsschöffen zur „gutächtlichen Äußerung und Meinung“ weiterleiten. Die Angesprochenen gaben einzeln zu Protokoll:

✱

„Da mir weder die Veranlassung zu diesem Fürschreiten noch der Fortgang der Sache erinnern ist, so kann ich auch keine zweckmäßige Äußerung ertheilen; nur so viel muß ich flüchtig bemerken, daß Herr Medicinalrath Schneider mehr den Doctoren der Regierung als den Schützer gegen Gesundheits-Schädlichkeit darstellt, denn die vorgeschlagene Beseitigung des Übels ist zumal bei den Metzgern unerreichbar.“

Fulda, den 20. Okt. 1822

(Meyer)

✱

„Ob das Lichter-Ziehen und Leder-Zubereiten der Gesundheit schädlich sein soll, kann und muß ich Sachverständigen überlassen; übrigens dürfte man nach meinen Ansichten mehr die Gewerbe zu befördern suchen als solchen ausgesuchte Hindernisse entgegenstellen.“

Fulda, den 20. Okt. 1822

(Grauel)

✱

„Vorstehende Gegenstände will ich nach meinem Dafürhalten denen Sachverständigen lediglich überlassen.“

✱

„Kann nunmehr die Sache der Verfügung K. Polizey-Direction als kompetenter Behörde überlassen werden.“

(Henning)

„Mit Herrn Henning einverstanden.“

(Lorey)

✱

„Nach meinem Dafürhalten dürfte die Meinung des Herrn Henning die richtige seyn.“

(Follenius)

✱

„Wer den üblen Geruch von der Rippischen Lichterfabrik und der Gerberei des Weis, so wie ich und die Nachbarschaft empfindet, wird nicht in Abrede stellen, daß dieser pestartige Geruch der Gesundheit nachtheilig ist; ich bin daher der Meinung, daß, da sich diese Inkonvenienz nunmehr ohne prozessuralische Notwendigkeiten nicht wohl mehr abändern lassen, nach dem Vorschlag des Herrn Medicinalrath Schneider möchte zu verfahren seyn.“

Fulda, 29. Okt. 1822

(Koch)

✱

„Mit dem Herrn Assessor Henning einverstanden.“

(Wankel)

✱

Diese Abstimmungserklärungen der Ratsschöffen wurden an die Kurfürstliche Polizey-Commission Fulda weitergeleitet mit dem Wunsche, daß Abhilfe geschaffen werde. „Wie und auf welche Weise die Abhilfe geschehe, kann uns nicht kümmern, wenn nur dadurch zugleich das für das Communalinteresse schädliche oder gefährliche Aufbewahren vieler Brennstoffe in der Nähe des städtischen Hauses verhütet und die Abhilfe selbst . . . sich bewähren und von Dauer sein wird.“

✱

Inzwischen war der Fabrikant Christian Schmitt*) aus Langenschwarz wegen Anlegung einer Färberei in der Stadtmitte vorstellig geworden. Er bekam die Auflage, die Ableitung des Farbausflusses so einzurichten, daß weder die Straße polizeiwidrig verunreinigt werde noch der Gesundheit nachtheilige Stoffe in das Abflußwasser einlaufen könnten. Schmitt erbot sich sogar, das in der Winterszeit entstehende Eis zu beseitigen.

Da die Fabrikation von Talglichtern in der Stadtmitte wegen des üblen Geruches auch weiterhin sehr umstritten war, fragte die Kurfürstliche Regierung zu Fulda im April 1823 die Regierungen von Kassel und Hanau, wie die Ausübung dieses Gewerbes dort behandelt würde. Aus den Antwortschreiben geht hervor, daß die Fabrikation der Talglichter von jeher ganz uneingeschränkt mitten in diesen beiden Städten gestattet wurde und besonders in Hanau seit Jahren bedeutende Lichterfabriken bestünden. Beschwerden der Nachbarn wegen des üblen Geruches seien nicht eingetreten; auch Beschränkungen oder andere polizeiliche Anordnungen seien veranlaßt worden. Nur das Auslassen verdorbenen Fettes, insbesondere zur Tageszeit, sei untersagt.

Der Streitfall weitete sich aus. Der „Schwarze Peter“ wurde von der Polizey-Commission zur Stadtverwaltung geschoben. Auch das „Verursacher-Prinzip“ wurde in die Auseinandersetzung gebracht. Jedoch wollte keine Seite zum Bau von Abflußgräben einen Beitrag leisten. Einer der Gewerbetreibenden äußerte sogar: „Ich will lieber in einer Stadt in eine blaue Pfütze treten, als einem müßiggehenden arbeitsfähigen Menschen in einem blühenden Park begegnen.“

Der Schriftwechsel führte, wohl auch aus finanziellen Gründen, zu keiner nennenswerten

*) Christian Schmitt beschäftigte in den Kreisen Fulda, Hünfeld und Hersfeld (nicht Gersfeld) zahlreiche Heimarbeiter als Spinner und Weber und war einer der ersten, der die Baumwollspinnerei im Fuldaer Raum begann, wo seither vor allem die Leinwandspinnerei üblich war. Er wurde zum Kurhessischen Kommerzienrat ernannt. Da seine beiden Söhne die Unternehmerfähigkeit des Vaters anscheinend nicht geerbt hatten, ging der Betrieb in den 50er Jahren ein. (D. Red.)

Umweltverschmutzung vor 150 Jahren

(Schluß von vorhergehender Seite)

Abstellung der Mißstände. So blieb — wen wundert es — alles beim alten. Von den Schäden, die diese Abwässer in den Bächen und damit dem Fuldafluß der Pflanzen- und Tierwelt zufügten, war zu jener Zeit noch keine Rede.

150 Jahre später hat die Möglichkeit einer biologischen Katastrophe weltweiten Ausmaßes das Bewußtsein der Menschen verändert. Die Gefahren unserer technischen Zivilisation stehen uns täglich vor Augen.

Wie aber werden wir uns verhalten?
(Quelle: Stadtarchiv-Akte XIII. D. a. 22 —
Nr. 38/1822)

Be gespoahrt weädd!

„Källe“, seät dr Ludwig zum Lepold: „Bes jetzt senn ich joa mit mimm Gääld rächt gut uiskomme. Äwer boß ich neulich für doas verbeinnt Heizöle moßt bezoahl..., ich weiß net meh, bo hih!“ Meint dr Lepold: „Doa moßte dich drheng mach‘, des dih Frauh halt ä wenk spoarsamer weädd. Bos mih Frauh eß, hot em Sommer ohnehih gemeint, deß dih net so vill Hoffoacht mit de Kleider mößt drih!“ — „Doß well ich probier!“ meint dr Ludwig.

Noach so värzeh Doak träffe sich de zweh wier, on dr Lepold frägt: „No, hot’s gewerkt mit dinner Frauh on dr Spoarsamkeit?“ Dr Ludwig: „On beh’s gewerkt hot; D’s Rauche hot se mir schoh abgewöhnt, on zum Schoafskoop donnerschtigs beim Ongerweätt däff ich au net meh komm!“

Anton Heller

Erinnerung an ein Altfulder Original

Von Anton Heller

In meinen Fuldaer Jahren wurde ich nicht nur mit dem Lokaldichter Wilhelm Hauck und dem so feinsinnigen Konrektor Rudolf Happ bekannt, sondern bei einer Dombesichtigung auch mit einem seltsamen Kauz. Über seine Kenntnisse in der Ausdeutung des Barocks und all der Figuren und Bilder in den Kuppeln, Nischen, Seitenaltären usw. konnte man nur staunen, und so fragte ich ihn hinterher aus.

Er war damals schon recht betagt, stammte aus irgendeinem Ort in der Zentralrhön, nannte ihn mir aber nicht und brach mein Fragen mit einem bestimmten „Heiß, aber frag nicht weiter, Jong, ich sag' dir's doch net“ ab. Er kannte aber die Rhön in allen Ecken und Enden, war mit allen Abweichungen im Rhöner Dialekt vertraut, wußte, daß um Tann das Feld nicht „ge-eecht“, sondern „geäht“ wurde, daß man im oberen Ulstertal nicht mit dem „Woah“ fuhr, sondern mit dem „Weöh“ (also auch dort die Testfrage mit dem „Woambel Doah“ nicht möglich war), wußte um das Dalherdaer „Braucht d'r niest wu Hüzzer Wuh?“; ebenso, daß es in Ried keine Schul, sondern halt nur die „School“ gab. Er machte die „Huhnrer Schruh“ genauso nach wie die Neuenberg-Halmbacher mit ihrem „genau nisch“, wie auch die „Böschemer“ mit ihrem „Klösterle“ (Gefängnis) und der „Böschemer Eiseboh“.

Nach Fulda war er erst später gekommen. Seine Kenntnisse über Kunst und besonders Kirchenkunst hatte er sich langsam selbst erarbeitet, aber sie waren allumfassend, und ich verdanke ihm manche Anregung.

Vor allem aber war er auch ein Feinschmecker. Er wußte, wo man die Martinsgans am knusprigsten aß, wo es in Fulda die besten „Solperknoche“ und die wohlschmeckendsten Torten gab. Eines Tages lud er mich ein: „Komm mit, beim Bamberger gitt's hütt prima Sauerbroate!“

„Vom Gull? — Frikadelle honn ich doa schon ä moal gässe!“

„De senn goar nüscht gäiche so en rechdiche Sauerbroate. Doa spekuliern ich öhmer, on vür korzem hot hār wier ä zwähnjährig Fohle geschloaicht, bohs Bāi gebroche hätt. On doadervoh der Sauerbroate moßte unbedingt versücht!“

Er hatte wirklich recht, und so bin ich etliche Male, später auch mit anderen (darunter dem Öleploaz-Karnevalisten!) zum Sauerbratenessen „beim Bamberger“ gewesen.

Am schönsten war es aber doch mit „Philipp“ (so will ich ihn einmal nennen), denn beim Verdauungsschluck taute er so richtig auf und erzählte seine Schnurren, daß sich die kleine Runde vor Lachen bog. So erfuhr ich manches vom „Huhnrer Leps“, was erst später in den „Buchenblättern“ erschien, ebenso das „Ühr Härrn, bänn ühr wollt Duwe äß“, das dann aber an einen anderen Ort verlegt wurde. Eine der schönsten Geschichten von ihm ist aber m. W. noch nicht in den Buchenblättern erschienen, so daß ich sie dem „Philipp“ möglichst wortgetreu nachzuerzählen versuche:

„Soll ichn au noch schlächt lääb?“

Vürm äarschte Krieg, ä Ziet, boh mer wörklich von „der gute, olle Ziet“ konn geschwat, woar ziet-wies bei der Stadt Foll au ä sogenannt „Armenpflgerin“ bestahld. Ze dunh hätt se joa kaum äbbes, äwer en schöne Doak wollt se doch ämoahl nohh ühren Oarme guck. En dr „Angel“ moßte doazu em engste Hüseh zwuh ganz steckele Drappe nuff, on rabberzu bleeb se mette off dr Drapp ä wenk hähnke, moaicht also, em net öngerstälzöwerscht nabzefalle, grod noch en grosse Schritt off der Owerärn, deß dos gaanz Hüsehe schoodert.

Dann geeng se zum „Trähnrer Hoafe“ on moaicht ühren Besuch bei der dortige „Oarme“. Be se ens Huis kemmt, schnüffelde se gleich: „ch, ch, ch! Das riecht aber gut! Ch, ch, ch, das riecht doch nach Hasenbraten?“

„Joa“, seät de Frau. „Ich honn widder änner ge-deppst!“

„Haben Sie da mehrere?“

„Ville sogoar, en gaanze Stall vohl. Ons Futter, de Strähnzele em Goatte, Groas on Klee weißt joa iwerroal, bänn au de Wiese on Acker net mir senn.“

„Da essen Sie also Hasenbraten öfters?“

„Joa, so änner odder au zweh konn ich jede Woch middem Knettel en de Ahnk (Genick) gehau!“

„Hm, wenn Sie jede Woche so einen schönen großen Hasen essen können, scheinen Sie ja gar nicht schlecht zu leben?“

Doadruhf de Stadtoarm mit vollster Entrüstung: „Schecht doas net, deß ichn oarm senn? Soll ichn au noch schlächt lääb?“

Net allei

(Fuldaer Mundart)

Bann en Fulder druisse in d'r Främd,
en Landsmann trefft dän e' net kännt,
frägte als Prob, so eß 's moa gewäse:
„Bee wärsch dä, bammer äbbes äse?“

Verstetts där anner on särt „joa“,
dann eß gewieß känn Zweifel doa,
doß alle zwä sich derfe Fulder nänn;
dänn bär konn so en Spruch gekänn?

Zwä, bo sen so bekaant gewoarde,
im Urlaub, drobe hoch im Noarde,
honn a vom Ässe glich geschwätzt,
on drem zusomme sich gesätzt.

Där ei' hatt virhär schoa beim Wert,
e' „Vejelche“ bestellt, är särt;
on woart druff, doß 's a ball kemmt;
där anner sich e Kottlät nemmt.

Als dann doas „Vejelche“ gebroicht,
hott där anner e' Gesecht gemoicht:
Dänn es woar e Gänsje, deck on fätt,
boas hätt gescheckt fier e Quartätt.

Doch onser Landsmann woar allei',
doa är leeß Frau on Keng derhei;
drifft so zim Mässer on d'r Goabel,
on läckt genesserisch sin Schnoabel.

Dr anner Fulder wollt 's net glai,
doß änner freßt e' Gans allei:
on weil där Frässer sich guckt em,
froagte verwonnert dän doarem:

„Noa soä mir blos, zum Sabberlott,
weßte dee Gans allei dä schrott?“
„O nä!“ krette zur Antwoart froh:
„E Schessel Klerrs krenn ich derzo!“

Buchenblätter

Beilage der Fuldaer Zeitung für Heimatfreunde

Nummer 11

Samstag, 16. Juni 1973

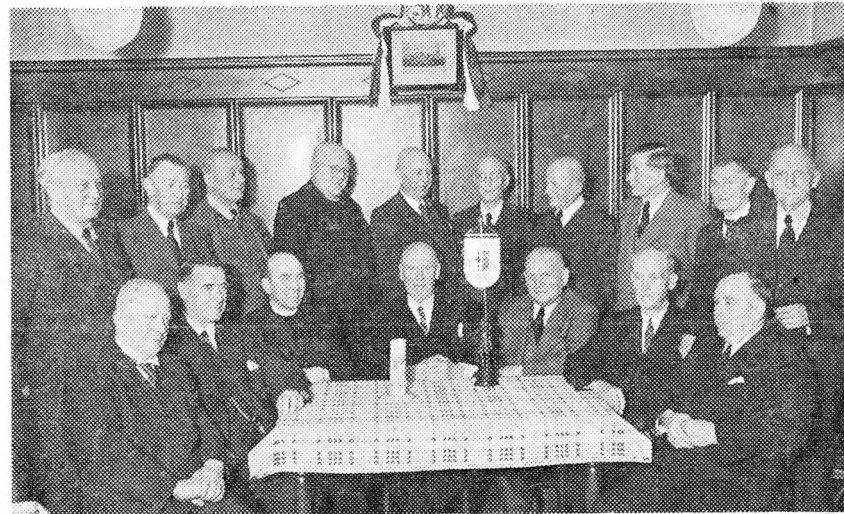
46. Jahrgang

Vom Fuldaer BC im „Goldenen Stern“

Ein alter Fuldaer Stammtisch und sein Stammlokal / Vor Erwin Sturm

Vor einigen Wochen fiel am alten Fuldaer „Schweinemarkt“ das Gebäude des Gasthauses „Zum Goldenen Stern“ den Räumbaggern und der Spitzhacke zum Opfer. Wiederum ist ein Stück Alt-Fulda dahingegangen, wenn auch der „Stern“ nicht zu den ausgesprochen alten, wohl aber zu den bekanntesten Gasthäusern der Stadt gehörte. Der Abbruch weckte in mir Erinnerungen an einen alten Fuldaer Stammtisch, dem mein Vater angehörte und in dem er sich — wie ich als Junge damals merken konnte — sehr wohl fühlte. Der Name des Stammtischs BC (d. h. Bratwurst-Club) hatte zwar einen etwas materialistisch-kulinarischen Charakter, und in einem der BC-Lieder fungierte als Refrain der urfuldische Schlachtruf „Be wär'sch, bemmer äbbes äße?“. Doch hatte der BC neben seiner geselligen auch eine gewisse kulturelle, kirchliche und politische Bedeutung, zumal seine Mitglieder meist auch im Fuldaer Bürgerverein, im KKV (Katholischer Kaufmännischer Verein), in der Marianischen Männer- und Junggesellen-Sodalität und in der aus der Kulturkampfzeit stammenden Männergesellschaft MN (Monte Novo, d. h. Neuenberg) engagiert waren.

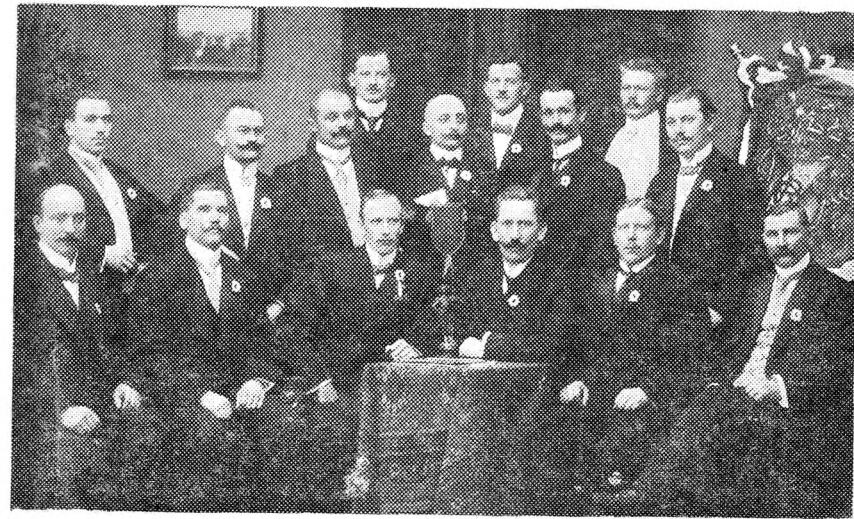
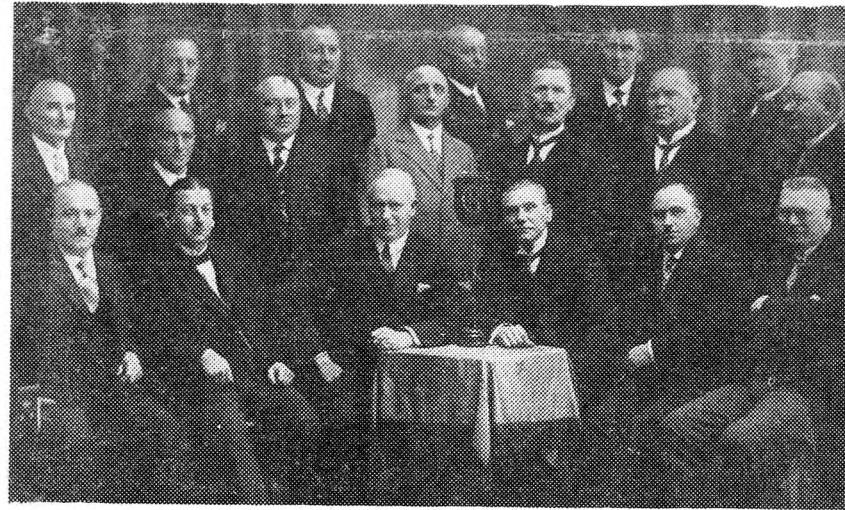
Die letzte Aufnahme des BC beim 50jährigen Stiftungsfest im „Goldenen Stern“: Sitzend von links: Johannes Koch, Josef Schäfer, Stadtkaplan Richard Huth, Karl Emmerling, Franz Meister, Johann Gläser und Hermann Veldung. Stehend von links: Richard Zepf, Gregor Vogt, Wilhelm Trapp, Dechant Karl Medler, Joseph Kircher, Willigis Schlitt, Johannes Kind, Walter Klemm, Heinrich Schneider und August Sturm.



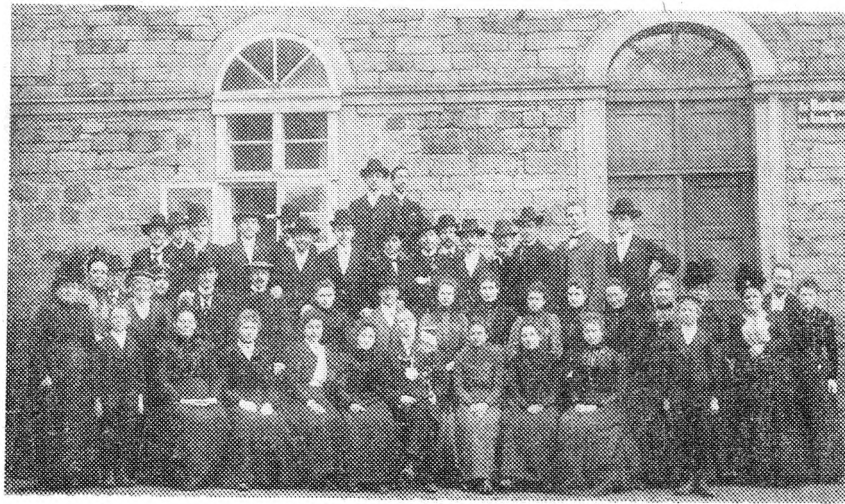
Vorläufer des BC war der KH, der sich nach der „Kalten Herberge“ benannte, dem heutigen Leipziger Hof in Lehnert, wo man sich an den Sonntagnachmittagen traf. Im Jahre 1900 schritten die jungen Leute im Alter von etwa zwanzig Jahren zur Gründung der „Stammtischgesellschaft BC“, und am 9. und 10. November 1901 wurde das erste Stiftungsfest begangen. Stammlokal war das Gasthaus „Zum Goldenen Stern“ am Schweinemarkt. Vorsitzender war lange Zeit bis zu seinem Wegzug aus Fulda (1933) Karl Emmerling, dann mein Vater Joseph Sturm bis zu seinem Tod (1950) und zuletzt Franz Meister, der heute noch im Alter von über neunzig Jahren in der Ohmstraße lebt und dem ich die meisten Angaben verdanke. Die Fotos stellte Fräulein Karola Emmerling zur Verfügung.

Der wöchentliche Stammtischabend war ursprünglich am Samstag, später dann am Donnerstag. Von diesem Abend kam mein Vater meistens gut gelaunt und mit einer Zigarre, die er sich sonst selten leistete, zurück. Im Abstand von ungefähr vier Wochen war ein Bratwurstessen, das ein Geburtstagskind stiftete. Die Frauen wurden zur Weihnachtsfeier und zum Stiftungsfest zugezogen. Dem Programm des 25jährigen Stiftungsfestes am 7. und 8. November 1925 ist zu entnehmen, daß am Vorabend des Festsonntags im Gasthaus „Zum Goldenen Stern“ ein Festkommers stattfand mit Festmarsch, Jubel-Ouvertüre, Festrede, Vorträgen und gemeinsamen Liedern. Für die musikalische Umrahmung sorgte Albert

Die Mitglieder des BC beim 25jährigen Stiftungsfest im Jahre 1925. Vorderste Reihe von links: Johannes Löhr, Julius Warmuth, Karl Emmerling, Ignaz Müller, Hermann Veldung, Otto Schneemann. Mittlere Reihe: Heinrich Schneider, Richard Günther, Franz Enders, Joseph Sturm, Wilhelm Wittich, Albert Richter, Polykarp Reuß. Hintere Reihe: Joseph Kind, Richard Zepf, Josef Kircher, Josef Schäfer und Johannes Koch.



Die BC-Mitglieder vor dem ersten Weltkrieg. Sitzend von links: Richard Günther, Ignaz Müller, Karl Emmerling, Wilhelm Wittich, Johannes Koch und Heinrich Schneider. Stehend von links: Hermann Veldung, Franz Haas, Wilhelm Trapp, Michael Kind, Joseph Sturm, Johannes Kind, Johann Gläser, Otto Schneemann und Gregor Vogt. Auf dem Tisch steht ein Fahmenträger mit Tischwimpel und aufgesticktem Emblem BCF (Bratwurst-Club Fulda). Das Bild wurde von der Fotografin Gretel Mollenhauer gemacht.



Aufnahme vom ersten Stiftungsfest der Stammtisch-Gesellschaft BC im November 1901 vor der bekannten früheren Gastwirtschaft Bachmühle in Künzell-Bachrain. In der Mitte der langjährige Vorsitzende Karl Emmerling. Dritter von links (etwas verdeckt) der bekannte Professor Dr. h. c. Joseph Vonderau.



Das inzwischen abgerissene Gasthaus „Zum Goldenen Stern“ am alten Fuldaer Schweinemarkt war über fünfzig Jahrelang Treffpunkt des Stammtisches BC.

Wittich, der auch einen eigenen BC-Marsch komponiert hatte. Wittich war übrigens evangelisch und ein Zeichen dafür, daß man konfessionell großzügig dachte. Am Sonntag war nach dem Kirchengang ein musikalischer Frühschoppen mit den Damen im Stammlokal. Mittags traf man sich an der Langen Brücke und spazierte nach Haimbach, wo in der Gastwirtschaft Möller gemütliches Beisammensein mit Musik, Theateraufführungen und Tanz stattfand. Trotz der sorgenvollen Zeit nach der Inflation verstand man zu feiern. In einer ähnlich sorgenvollen Lage nach der Währungsreform beging man am 15. November 1950 — wenige Tage nach dem Tod meines Vaters — das 50jährige Stiftungsfest. Auf einem Foto von dieser Zusammenkunft sind auch zwei Geistliche zu sehen: der 1963 verstorbene Dechant Medler von Hünfeld, der als Fuldaer Stadtkaplan eine Art „geistlicher Beirat“ des Vereins war und diesem auch später noch die Treue hielt, besonders dann, wenn es „äbbes Gutes un e wenig vill“ zu essen gab. Als zweiter Geistlicher sitzt auf dem Foto der heutige Stadtpfarrer Richard Huth, der damals als junger Stadtkaplan den alten Herren geistlichen Beistand leistete. Auch dem späteren Pfarrer von Dietershausen, Alfons Scholz, war als Stadtkaplan diese Ehre beschieden. Weitere manchmal als Gäste zugezogene Geistliche waren Domkapitular Wohlgemuth und der bekannte Pfarrer Karl Lippert (gestorben 1955) von Großkrotzenburg, der einen Bruder im Verein hatte.

Die Mitglieder des BC kamen in der Regel aus dem bürgerlichen Mittelstand und waren als Kaufleute, Handwerksmeister oder Angestellte durchweg bekannte Persönlichkeiten. Manche davon dürften heute noch vielen in Fulda bekannt sein. Aus Gesprächen mit Überlebenden, Angehörigen und durch Fotos lassen sich folgende Mitglieder zusammenstellen, von denen ein Teil schon bei der Gründung dabei war, andere erst später dazukamen. Ich bitte um Verzeihung, wenn die Berufsangaben vielleicht nicht immer ganz korrekt sind: Führender Kopf war lange Zeit Karl Emmerring, kaufmännischer Direktor bei der Valentin Mehler AG, der dann von 1933 bis nach dem zweiten Weltkrieg von Fulda abwesend war. Als Hausherr des Stammlokals gehörte Metzgermeister und Gastwirt Hermann Veldung zum Club. Ebenfalls ein bekannter Metzgermeister war Johannes Koch vom Gemüsemarkt. Zimmermeister Otto Schneemann betrieb das heute noch bestehende Sägewerk an der Künzeller Straße. Heinrich Schneider arbeitete als Speditionskaufmann bei der Firma

Feuerstein, Franz Haas als Bankkaufmann bei der Reichsbank und Joseph Sturm als Druckereikaufmann bei der Fuldaer Actiendruckerei (heute Parzeller & Co.). Sein Bruder August Sturm war Schreinermeister. Sekretäre bei der Reichsbahn waren Wilhelm Wittich und Wilhelm Trapp. Der heute noch lebende Josef Kind war Schuhkaufmann am Steinweg und hatte das Geschäft in der Löherstraße von seinem schon 1913 verstorbenen Bruder und Schuhmachermeister Michael Kind übernommen. Ebenfalls im BC war ein dritter Bruder Johannes Kind, Eisenhandelskaufmann und zuletzt bei der Fuldaer Stadtverwaltung tätig. (Alle waren Brüder des bekannten, 1957 verstorbenen Pfarrers Georg Kind von Flieden.) Johannes Löhr war Bäckermeister und Besitzer des bekannten Cafés in der Marktstraße. Der heute im hohen Alter von neunzig Jahren noch lebende Franz Meister betrieb in der Ohmstraße und in Frankfurt einen Großhandel mit Häuten und

Fellen. Der Schuhmachermeister Richard Günther besaß ein Schuhgeschäft am Steinweg. Als Kaufleute waren Ignaz Müller beim Emailierwerk Bellingier, Johann Gläser bei der Wachwarenfabrik Gies und Gregor Vogt bei den Lack- und Farbwerken Rhodius beschäftigt. Josef Schäfer betrieb in der Petersberger Straße einen Baustoff- und Fliesenhandel (heute Rhönstraße). Er war der letzte Schriftführer und Kassierer. Der Kaufmann Josef Kircher war Besitzer der Brückenmühle bei Hünfeld. Justizinspektoren am Finanzamt waren die Mitglieder Karl Henkel und Willigis Schlitt. Am bekanntesten durch seinen Beruf dürfte wohl der Dentist (Zahnarzt) Richard Zepf am Buttermarkt gewesen sein. Er stammte aus Württemberg und trug bei Feiern mit Hingabe das heimatliche Lied „Preisend mit viel schönen Reden“ vor, wovon meine Mutter immer mit Begeisterung erzählte. Franz Enders war Direktor der Deutschen Bank und mußte wegen einer gewagten Äußerung beim Zusammensein mit BC-Freunden während der NS-Zeit mit seiner Familie Fulda verlassen und nach Olpe i. W. übersiedeln. Julius Warmuth war Kaufmann bei der Valentin Mehler AG, und der heute noch lebende Walter Klemm im Geschäft seines Schwiegervaters Otto Schneemann. Polykarp Reuß führte ein weitbekanntes Geschäft für Kirchenbedarf am Luckenberg. August Müller war Malermeister, und Albert Richter, ein Bruder des bekannten Theologieprofessors Gregor Richter, war als Kaufmann in der Wollgarnfabrik tätig. Ebenfalls als Kaufmann arbeitete Conrad Schäfer in der Schuhstoff-Fabrik des damaligen Fuldaer Reichstagsabgeordneten Richard Müller.

Vorübergehend gehörte zum BC der später nach Berlin verzogene Architekt Joseph Wehner, Bruder des Pfarrers Hugo Wehner von Kranlucken. Ebenso der aus Asch im Sudetenland stammende Kaufmann Richard Lippert, der in der Mechanischen Baumwollweberei an der Langen Brücke tätig war. Er führte später ein Textilgeschäft in Franzensbad und war der Bruder des bekannten Großkrotzenburger Pfarrers Karl Lippert. Nach dem zweiten Weltkrieg zählte auch der bekannte Fuldaer Rektor Franz Heinrich zum BC.

Ob diese Aufzählung vollständig ist? Jedenfalls zeigen die Berufe einen guten Querschnitt durch das Fuldaer Wirtschaftsleben, und auch Verwandtschaften mit dem Klerus sind nicht gering. Natürlich waren nicht alle Genannten gleichzeitig im BC, und auf den anlässlich von Stiftungsfesten gemachten Fotos sind in der Regel nur sechzehn bis achtzehn Mitglieder zu sehen.

Vom ersten Stiftungsfest im Jahre 1901 existiert ein Foto, das vor dem bekannten früheren Ausflugslokal Bachmühle in Bachrain gemacht wurde. Es zeigt die jungen Leute mit ihren Damen und auch einigen Müttern sowie dem späteren Professor Dr. h. c. Joseph Vonderau, damals Lehrer an der Fuldaer Domschule.

Nach dem 50jährigen Stiftungsfest, das man am Sonntag, dem 12. November 1950, mit einem Gottesdienst in der Marienkapelle des Domes, anschließendem Frühschoppen im „Stern“ sowie Festabend im Stammlokal beging, wurde es stiller um den BC. Das aufkommende „Wirtschaftswunder“ ließ wohl wenig Zeit für Stammtischabende. Die Alten starben allmählich, und die Jungen hatten andere Sorgen. Nun ist auch das Stammlokal, der „Stern“, in Trümmer gesunken...

Vom Güterverkehr der Gersfelder Rhönbahn

Von Dr. Lutz Münzer

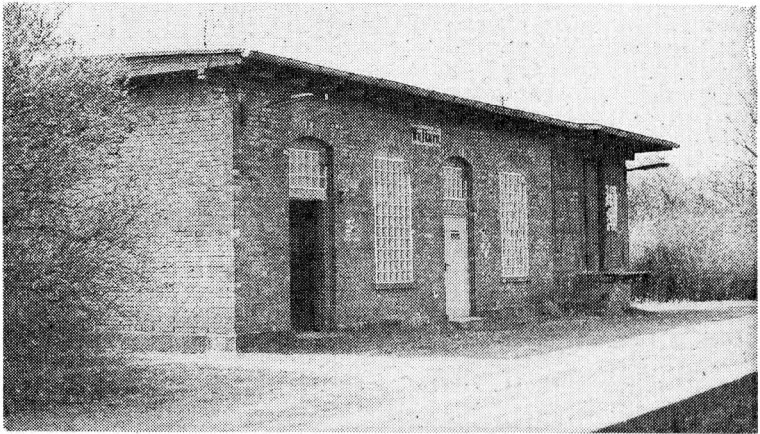
Die Gersfelder Rhönbahn wurde nicht nur für Touristen erbaut, sondern es gab einst hier auch regen Güterverkehr. Oberhalb von Welkers werden jedoch seit Mitte 1991 nur noch im Bahnhof Gersfeld Güterwagen abgefertigt. Die von keinem ernstzunehmenden Verkehrsfachmann bestrittene Daseinsberechtigung der Rhönbahn nach Gersfeld beruht heute in erster Linie auf dem wachstumsträchtigen Personenverkehr.

Hatte dieser, und zwar insbesondere der Fremdenverkehr, den letzten unmittelbaren Anstoß zum Bau der Strecke gegeben, so darf dennoch nicht übersehen werden, daß sie auch für die Güterbeförderung jahrzehntelang eine unverzichtbare Rolle gespielt hat. Bisher kaum beachtete Akten der in ihren ersten Jahrzehnten für die Linie zuständigen Eisenbahndirektion Frankfurt gestatten einen Einblick in diesen Aufgabenbereich der Gersfelder Nebenbahn.

In Erwartung geringen Frachtaufkommens erhielt die Strecke Gersfeld – Fulda nur sehr einfach ausgestattete Stationen für den Güterverkehr. Mit der Betriebsaufnahme 1888 wurden in Bronnzell, Lütter, Schmalnau, Hettenhausen und Gersfeld Abfertigungsstellen für die Wagenladungen und den Großviehtransport eröffnet. Diese Stationen und zusätzlich die Haltepunkte Eichenzell und Welkers waren außerdem für den Stückgut- und Kleinviehverkehr zugelassen.

Die Bemessung der Einrichtungen für die Stückgutabfertigung erwies sich als ausreichend. Bis zur Aufgabe dieses Verkehrsbereiches unterlagen die kleinen Stückguthallen kaum Veränderungen. Das heißt aber nicht, daß hier nichts zu befördern gewesen wäre. So weist der Bericht des Kreisausschusses Fulda für das Jahr 1911 mit Daten aus den Jahren 1901 und 1911 recht beachtliche Werte für die drei im Landkreis gelegenen Stückgutstationen auf (die anderen befanden sich im damaligen Landkreis Gersfeld):

Während das Empfangsgebäude von Eichenzell um 1980 abgebrochen wurde, blieb das mit ihm nahezu identische Bauwerk in Welkers erhalten. Nur wenige dieser kleinen ländlichen Güterbahnhöfe unterlagen trotz längst eingetretenem Verlust der ursprünglichen Funktion so geringen baulichen Veränderungen (Aufnahmen: Münzer).



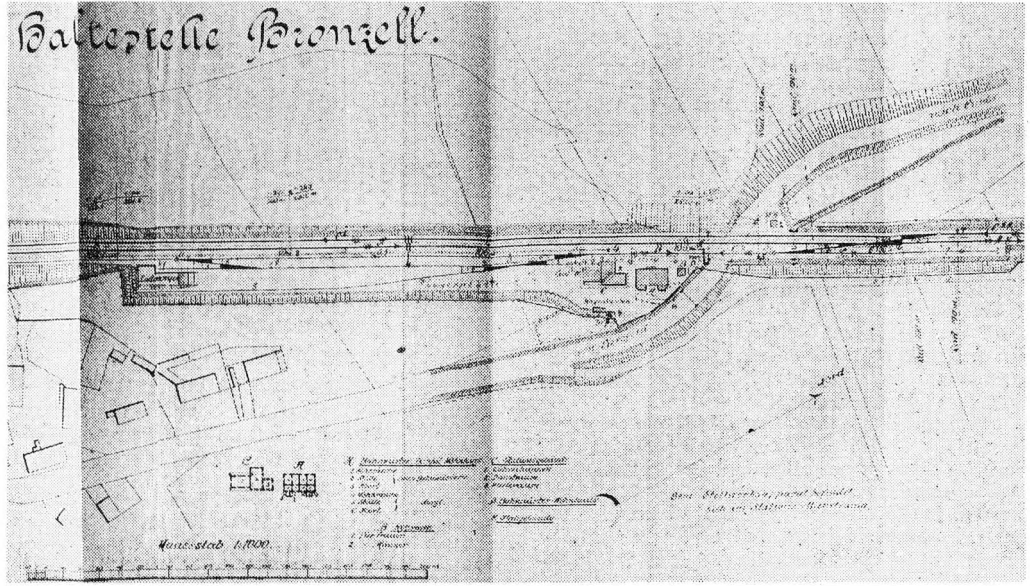
Stückgut- und Kleinviehverkehr 1901 und 1911

		Stückgut (t)	Kleinvieh (Stück)
Bronnzell	1901	252	46
	1911	248	21
Eichenzell	1901	323	11
	1911	266	16
Welkers	1901	36	13
	1911	108	50

Leider läßt sich nicht erklären, worauf der Rückgang im Aufkommen der Stationen Bronnzell und Eichenzell zwischen 1901 und 1911 beruhte – vielleicht auf dem Beginn des Lkw-Verkehrs? 1917 wurde die Stückgutabfertigung Welkers kriegsbedingt zwischenzeitlich geschlossen. 1955 endete der Stückgutverkehr auf den Haltepunkten Welkers und Eichenzell definitiv.

Zum Teil schon bald nach der Streckeneröffnung genügten die Freiladegleise nicht mehr dem wachsenden Wagenladungsaukommen. In Bronnzell nahmen die Papierfabrik Winter und die Domäne Johannesberg die Anlagen derart in Anspruch, daß häufig hierfür bestimmte Waggon in Fulda zurückgehalten werden mußten, da in Bronnzell die Gleislänge nicht ausreichte. Im Oktober 1895, während der Zuckerrübenerte, betrug das Aufkommen der Papierfabrik 96, das der Domäne 40 Wagen. 15 Wagen paßten auf das Gleis, bis zu 19 waren gelegentlich an einem Tag abzufertigen! Mit Schreiben vom 3. Dezember 1897 monierte die Provinzregierung in Kassel bei der Eisenbahndirektion die Engpässe. Bereits im nächsten Jahr wurde durch Anlage eines weiteren Gleises Abhilfe geschaffen. Es lag bis 1967. Um einen vorübergehenden Boom hat es sich Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts übrigens nicht gehandelt. Dies geht daraus hervor, daß 1908 – 09 die Pflasterung der damals durch den Umschlag von 22000 t/Jahr stark beanspruchten Ladestraße erfolgte. Was wurde in dem noch weitab vom Fuldaer Stadtgebiet gelegenen Dorfbahnhof be- und entladen? An erster Stelle stand 1908 wie schon 1895 die Papierfabrik mit 15600 t, darunter 8924 t Holz, 2552 t Cellulose, 1058 t Schwefelkies, 400 t Kalkstein im Empfang. 2000 t Holz verlor die Forstverwaltung, 900 t bezog oder versandte die Domäne Johannesberg, eine Kohlenhandlung bekam 300 t (Best. 605,2; Nr. 24).

Kapazitätsprobleme ergaben sich unmittelbar nach der Streckeneröffnung in Lütter (Best. 605,2; Nr. 59). Für 3600 Mark mußten das Ladegleis 1890 verlängert und zwei Weichen verschoben werden. Im Juli 1913 wandte sich ein Fuhrunternehmer aus Weyhers an die Direktion mit dem Ansinnen, eine Rampe zu errichten, da er im nächsten Jahr beabsichtigte, größere Mengen an Eichenholz zu verladen. Dies wäre seiner Ansicht nach bei den vorhandenen Verhältnissen aus Sicherheitsgründen kaum vertretbar gewesen, und die nächste geeignete Rampe in Schmalnau lag – im Zeitalter des Fuhrwerkverkehrs – zu weit entfernt. Das zuständige Betriebsamt in Fulda stimmte der Eingabe sofort zu. Aber der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhinderte den von der Direktion schon genehmigten Bau von Rampe und Rampengleis. Nach dem Krieg sollte die Angelegenheit, deren Kosten 1913 auf 26000 Mark veranschlagt worden waren, endlich zur Ausführung gelangen. Im März 1922



So sah die Haltestelle Bronnzell – noch mit einem „n“ geschrieben – Ende des vorigen Jahrhunderts aus. Abgesehen davon, daß die niveaugleiche Kreuzung der Bahn mit der Straße Gersfeld – Fulda schon früher verschwand, blieb die Station bis zu ihrem Abbruch in den achtziger Jahren fast unverändert (Staatsarchiv Marburg, Bestand 605,2; Nr. 24; Aufnahme: Münzer).

betrug der Preis hierfür schon 85000 Mark, Mitte Februar 1923 75 Millionen Mark. Lütter erhielt nie seine Rampe. Die Staatsbahn benötigte ihr Geld, um erst für die Reparationen des Reiches, dann für dessen Autobahnbau aufzukommen.

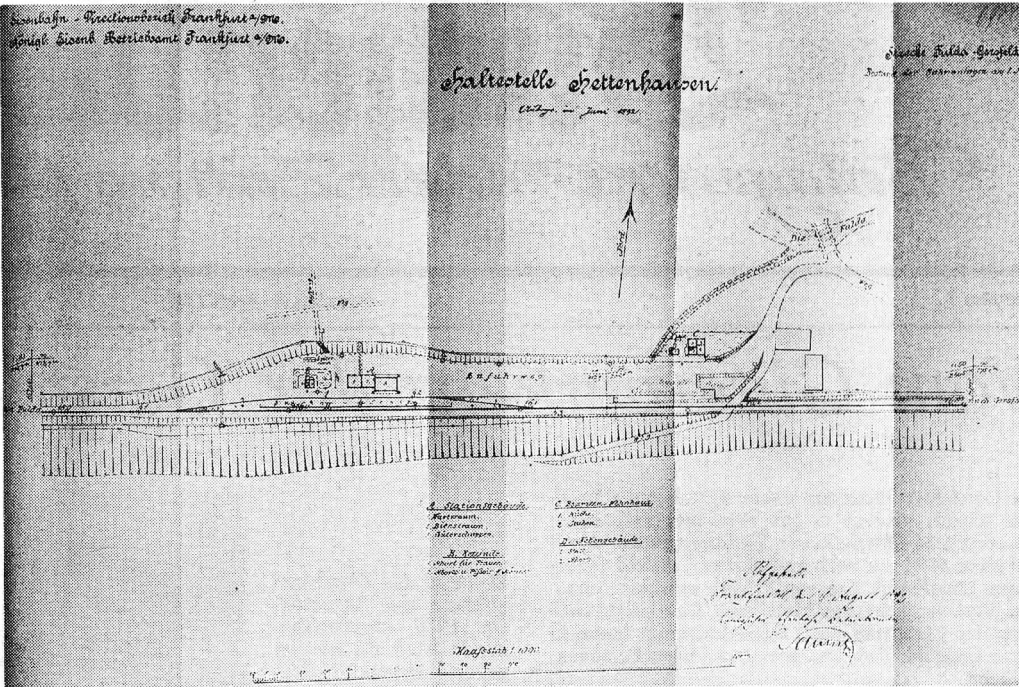
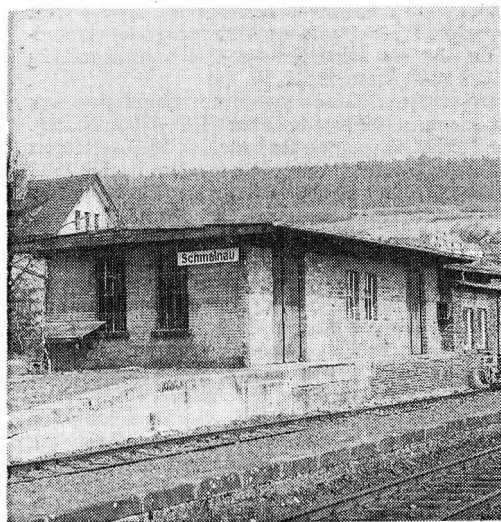
Besser lief es in Hettenhausen. 1892 stellte die Preußische Staatsbahn fest, daß die für die Viehverladung verwandte bewegliche Rampe durch rege Inanspruchnahme derart beschädigt war, daß der Kostenaufwand für die Reparatur 80 Mark betragen hätte. Das Betriebsamt Fulda äußerte in dieser Angelegenheit am 1. September 1892 gegenüber der Direktion: „Der Viehverkehr auf der Haltestelle Hettenhausen beschränkt sich auf durchschnittlich eine Ladung im Monat. Dagegen werden nach Herstellung der festen Rampe 30 bis 40 Wagen Stammholz jährlich zum Versand kommen, deren Verladung gegenwärtig in Schmalnau erfolgt.“ Etwa 300 Mark kostete der Bau einer Rampe für die Holz- und Viehverladung einschließlich der damit verbundenen Verlängerung des Nebengleises um 50 m (Best. 605,2; Nr. 9). 90 Jahre lang wurde hier Holz verladen.

Auch in Gersfeld kam es aufgrund des Langholzversandes schon 1891 zu ersten Erweiterungen der Verladeeinrichtungen, waren diese doch zu kurz; denn die Bewegung der Güterwagen konnte nur mit der „Maschine“ der Züge geschehen. Eine Lokomotive befand sich aber nicht häufig genug im Bahnhof. 1908 beschäftigte der Langholztransport zum Bahnhof die Gersfelder Stadtväter. Auf dem Marktplatz entstanden nämlich durch von Westen kommende Fuhrwerke öfter gefährliche Situationen. Ein Ausbau der Wiesenstraße als zweitem Zufahrtsweg hätte Abhilfe geschaffen. Aber damit war zwangsläufig eine Änderung des Bahnüberganges unmittelbar vor dem Gersfelder Bahnhof verbunden, und das lehnte die Betriebsinspektion in Fulda aus Sicherheitsgründen ab (Best. 605,2; Nr. 31).

Seit 1970 findet kein Stückgutverkehr auf der Strecke Gersfeld – Fulda mehr statt. Um diese Zeit endete auch der Viehverkehr, zuletzt nur von Gersfeld aus durchgeführt. Rasch nahm danach die damals noch beachtliche Zahl der täglich auf den Ladegleisen behandelten Waggonen ab. Heute rollen lediglich Kesselwagen in ein Tanklager an der Stelle der im Zuge des Baus der Neubaustrecke Hannover – Würzburg völlig verschwundenen Haltestelle Bronnzell und täglich mehrere Wagen zu einem Behälterhersteller, der sich um 1970 auf dem Gelände des einstigen Autobahnbaufhofes bei Welkers ansiedelte. Gelegentlich erfolgen in Gersfeld Holzverladungen.

Literatur und Quellen:

- Berge, O. (1988): „Auf nach Gersfeld!“ rufen alle: Zur Eröffnung der ersten Rhönstrecke 1888. In: Buchenblätter, S. 109–110.
- Kreisausschuß des Kreises Fulda (1911): Bericht über die Verwaltung und den Stand der Kreis-Kommunalangelegenheiten. Fulda. Enthalten in: Staatsarchiv Marburg, Bestand 180 – Landratsamt Fulda, Nr. 4970: Denkschrift über die Erschließung des Kreises durch Neben- und Kleinbahnen (1887 – 1925).
- Münzer, L. (1989): Eisenbahnen in der Rhön. In: Lok-Magazin 155, S. 92–106.
- Staatsarchiv Marburg, Bestand 605,2 – Eisenbahndirektion Frankfurt, Nr. 9: Station Hettenhausen (1892, 1912 – 1913); Nr. 24: Haltestelle Bronnzell (1895 – 1923); Nr. 31: Station Gersfeld (1891 – 1923); Nr. 59: Station Lütter (1890 – 1927).



Plan der Haltestelle Hettenhausen aus dem Jahr 1892 – mit Bleistift waren die beabsichtigte Verlängerung des Nebengleises und die geplante Rampe eingetragen (Staatsarchiv Marburg, Bestand 605,1; Nr. 9; Aufnahme: Münzer).

Bau- und Kunstdenkmale im Geisaer Land

Walkes (Gemeinde Ketten, Kreis Bad Salzungen) / Von Erwin Sturm

Der kleine Weiler mit ca. 40 Einwohnern liegt in der thüringischen Rhön südwestlich von Spahl und Ketten in unmittelbarer Nähe der hessischen Grenze. Er erscheint urkundlich erstmals im Jahre 1336 in einem Kopialbuch des Stiftes Rasdorf („Walkes“ von Waltgeres = Siedlung des Waltger = Speerwalter), Begütert waren neben dem Kloster Fulda und dem Kollegiatstift Rasdorf die Herren von Ketten, von Ruswurm, von Hanxleden und von der Tann (Seeleshof). Bei der Säkularisation 1802 zählte Walkes zum fuldischen Oberamt Geisa. Kirchlich gehört Walkes zur Filiale Ketten der Pfarrei Spahl. Verlobter Tag: St. Laurentius (10. August).

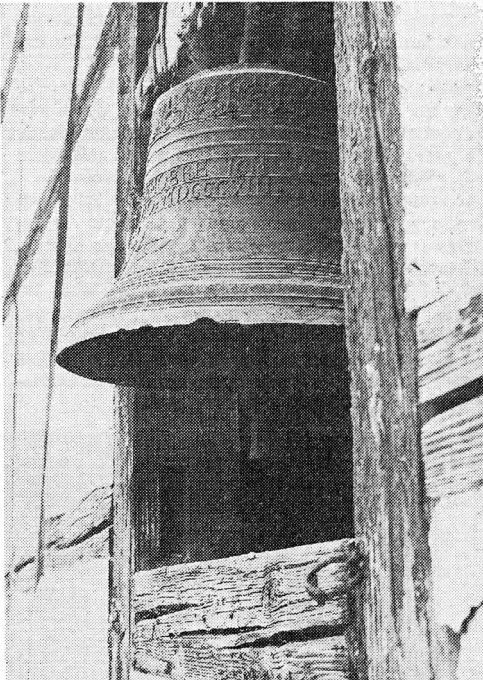
Ein Hochkruzifix mit Girlandenornament am Stamm steht in einiger Entfernung vom Ortsausgang der Straße nach Ketten links. Die Blattkartusche mit Girlande am Postament trägt folgende Inschrift: ER WIRD UNTER DEN VÖLKERN EIN ZEICHEN ERHÖHEN IS. V, 26. DIESER MENSCH IST WAHRLICH GOTTES SOHN GEWESEN MARC.XV, 39.

Ein zweites Hochkruzifix steht auf dem Kreuzkuppel bei der Wüstung Seeleshof. Inschrift auf der Vorderseite des Postaments: Ecce lignum crucis in quo salus mundi pendit venite adoremus (Seht, das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen. Kommt, lasset uns anbeten). Kirchengebäude. Stifterinschrift auf der Rückseite: Gestiftet von den Geschwistern Georg und Franziska Heller zu Seleshof 1895. Als Steinmetz nennt sich G. Fleck, Fulda. Der Korpus fehlt.

Ein steinernes Vesperbild auf großem Postament am Ortsausgang nach Ketten links ist ebenfalls eine Arbeit von Gottfried Fleck um 1900.

Im Garten des Hauses Nr. 8 steht auf einem Postament eine steinerne Madonnenfigur um 1900. In der kleinen Mariengrotte südwestlich des Ortes steht eine Lourdesmadonna von Fleck, Fulda.

Am Haus Nr. 2 (Scheune) hängt eine kleine Gemeindeglocke mit dem Schlagton b. Die Flanke ist mit Reliefs der Kreuzigungsgruppe und der Madonna auf der Mondsichel zwischen je drei Salbeiblättern geschmückt. Am Hals verlaufen ein Ornamentfries und zwei Wulstreifen, darunter zwischen drei Zierreifen folgende zweizeilige Umschrift: DER GEMEINDE



Walkes besitzt eine schöne Gemeindeglocke, die im Jahre 1808 in der Gießerei Bittorf in Seligenthal bei Schmalkalden gegossen wurde.

Texte und Foto: E. Sturm

WALCHES GEHOERE ICH BITTORF AUS SELIGENTHAL GOSS MICH. AO: MDCCCVIII (1808). Über dem Schlagring befinden sich zwei Wulstreifen mit Kehlen, darunter zwei weitere Reifen.

Literatur:

- Brodmann, Unterm hohen Rößbergkreuz 181 – Thür. Inventar 37 S. 119 – Kronfeld II S. 379 – Heller, Pfarreien 265 – Hofemann, Territorium 93 – Realschematismus Bistum Fulda 101 – Opfermann, Bischöf. Amt Erfurt-Meiningen 221 – Schröder, Land an der Straße – Fuchs, Amtsgerichtsbezirk Geisa 38.
- Fuldaer Geschichtsblätter 1904 S. 143 (Richter, Landbevölkerung) – 1912 S. 46 (Richter, Adelsbesitz) – Buchenblätter 1931 S. 197 (Haas, Ortsnamen).

Bild links: Gleise und Züge sehen im einstigen Bahnhof Schmalnau heute anders aus, aber Empfangsgebäude und Stückguthalle präsentieren sich noch fast so wie vor 100 Jahren.

Vom Lob des hl. Kreuzes

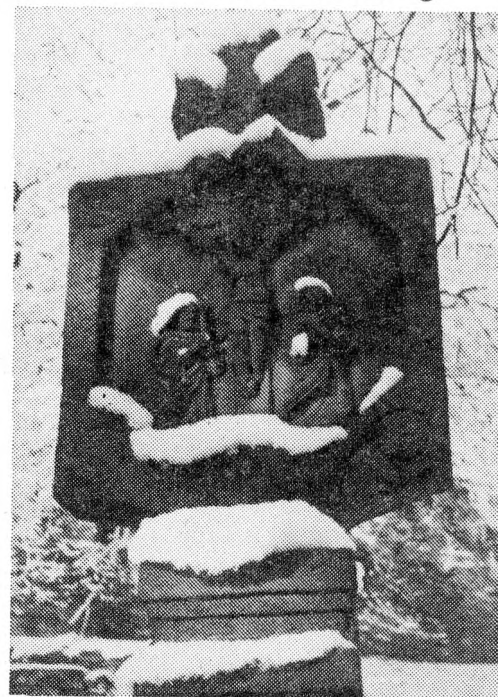
Zur Fuldaer Buchmalerei im Mittelalter / Von Dr. Winfried Böhne



einander abgesetzte Raumzonen. Ganz oben ein schmaler dunkelblauer Streifen, der wohl die Illusion der oberen Raumbegrenzung erwecken, dann ein hellblauer Gürtel, der die Größe des Zimmers vortäuschen, und ein unterer Bereich, rotbraun gehalten, der den Fußboden (oder einen Teppich) darstellen soll. Darauf steht in der linken Bildhälfte ein einfacher Thron, auf dem der Papst sitzt, von zwei Diakonen begleitet, die hinter ihm stehen. Sie unterscheiden sich durch ihre geistlichen „Rangabzeichen“: die Diakone tragen die Tonsur, das Zeichen des geistlichen Standes, und die Tunika als einfaches Obergewand; das des Papstes ist kostbarer, vor allem ist er mit dem Pallium bekleidet, dem Zeichen seiner päpstlichen Würde. (Die Tiara kommt erst mehr als 300 Jahre später auf!)

Rabanus nähert sich von rechts, ebenfalls tonsuriert, aber die braune Mönchskutte tragend, und überreicht dem Papst sein Buch (Lob d. hl. Kreuzes), das dieser, huldvoll sich ihm zuneigend, entgegennimmt. Dieses „Dedikationsbild“ (= Widmungsbild) hat zwar gewisse Vorläufer, vor allem aber läßt sich seine Nachwirkung erkennen von der ottonischen Buchmalerei bis in die barocke Plastik. Der Typus kommt aus der spätantiken Malerei und ist Fulda wahrscheinlich durch oberitalienische Vorlagen vermittelt worden. Was dort daraus gemacht wurde, ist freilich eigene geistige Leistung, die von späteren Kopisten nur unwesentlich abgeändert wurde.

Bildstock am Florenberg



Zwischen der 2. und 3. Kreuzwegstation am Florenberg steht dieser mit Ornamenten reich ausgestattete Bildstock aus dem Jahre 1712. Ein Schneesturm hat den Figuren der Kreuzigungsgruppe stimmungsvolle Mützen aufgesetzt. Text und Bild: Erwin Herr

hergestellt. Eine solche scheint die Handschrift zu sein, aus der unser Bild (fol. 2v) stammt. Sie ist zum Teil von Mainzer, zum anderen Teil von Fuldaer Schreibern angefertigt; ob noch in Fulda oder schon in Mainz, das muß zunächst offen bleiben. Sie ist in jedem Falle um die Mitte des 9. Jhs. entstanden, gehörte im Mittelalter dem Würzburger Stephanskloster und kam in der frühen Neuzeit nach Wien, wo sie heute als Codex 652 ein besonders wertvolles Objekt der Österreichischen Nationalbibliothek bildet.

Die Datierung ergibt sich nicht nur aus dem Schriftbild, sondern vor allem aus der Tatsache, daß das hier reproduzierte Bild die Überreichung von Hrabanus Werk an einen Papst Gregor darstellen soll. Im 9. Jahrhundert gab es nur einen Papst dieses Namens, der 844 starb, ehe eine Fuldaer Delegation ihm „sein“ Exemplar zustellen konnte, wie die „Fuldaer Annalen“ berichten. Damit ist ein sicherer Anhaltspunkt für die Datierung gewonnen.

In einem braunen Rahmen, der das erwähnte Widmungsgebet enthält, finden sich drei farblich von-

Am 4. 2. 856 starb Rabanus Maurus. Sein Werk „Vom Lob des hl. Kreuzes“, aus dem wir hier ein Bild sehen, war seine erste größere Arbeit – etwa gegen 810 entstanden – und hatte bei Mit- und Nachwelt einen ungeheuren Erfolg. Es ist in mehr als 70 Handschriften überliefert – eine für das Mittelalter ungeheure Zahl. Diese Sachlage ermöglicht es sogar, mehrere „Auflagen“ dieses „Bestsellers“ zu erkennen, der allerdings nicht verkauft, sondern verschenkt wurde. Freunde, Fürsten, Erzbischöfe, Kaiser und Päpste erhielten speziell für sie angefertigte Exemplare des begehrten Werkes, das zwischen ca. 825 und 844 fünf verschiedene Entwicklungsstufen erkennen läßt. Mit Ausnahme des Archetyps, von dem sich alle anderen ableiten, besitzen wir von jeder Entwicklungsstufe eine zeitgenössische Handschrift aus der Fuldaer Mal- und Schreibschule, auch das eine einzigartige Erscheinung!

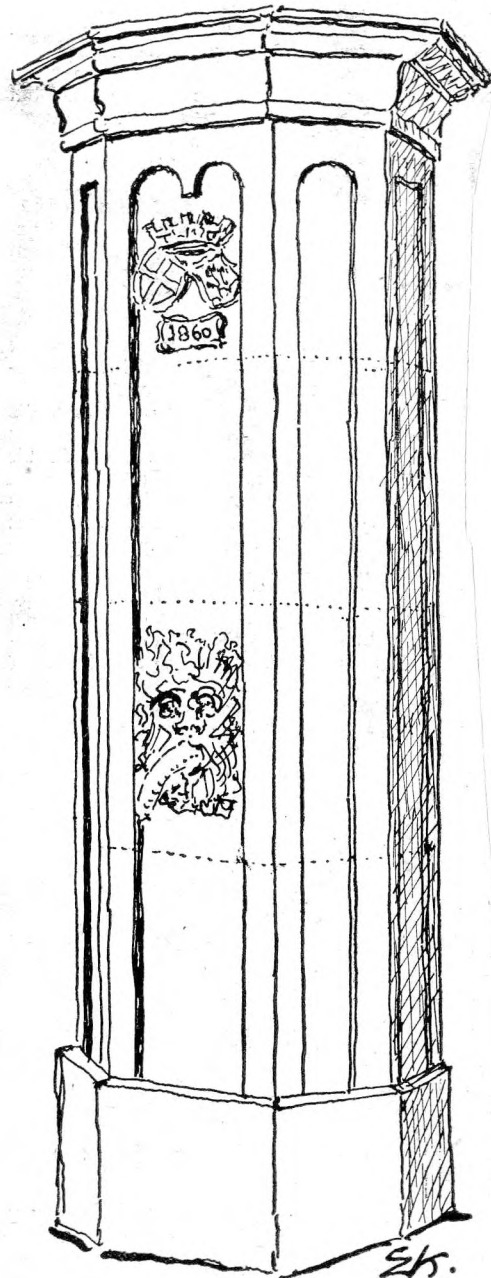
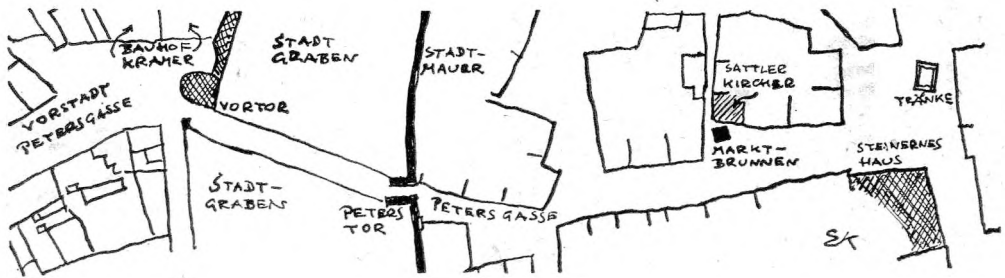
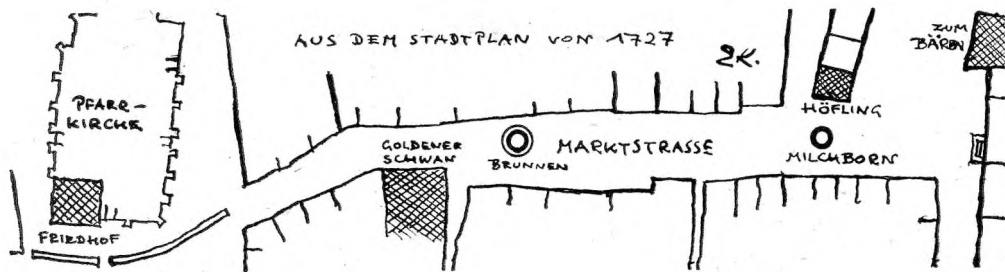
Noch nach seiner Abdankung als Abt der Reichsabtei Fulda und nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Mainz wurden in seinem Auftrag Abschriften

Von alten Fuldaer Brunnen

Im Zusammenhang mit der Umwandlung der Fuldaer Marktstraße in eine Fußgängerzone, was allgemein begrüßt wird, wurde auch wieder einmal über Fuldaer Brunnen diskutiert, zumal in der Marktstraße einmal zwei Brunnen waren. Da, wo früher der „Milchborn“ stand, wird jetzt ein neuer Brunnen entstehen. Man hatte aus Kreisen der Altbuldaer Bürger auch vorgeschlagen, den zur Zeit im alten Friedhof stehenden ehemaligen Marktbrunnen vor dem schönen Fachwerkhau Höfling anstatt des vom Magistrat ausgesuchten neuen Brunnens aufzustellen. Unsere Zeichnung zeigt diesen von dem Fuldaer Baumeister Adam Kramer 1860 geschaffenen Brunnen, der als sogenannter „Marktbrunnen“ vor dem Sattler Kircherischen Haus in seiner ursprünglichen Höhe von

drei Metern stand. In seiner schlichten Form hätte er sich sicher auch zwischen den hohen Häusern der Marktstraße gut eingefügt. Wir wollen hoffen, daß es später einmal möglich ist, den von einem Fuldaer Handwerker geschaffenen Brunnen wieder an einer passenderen Stelle als auf dem alten Friedhof aufzustellen. Die beiden anderen Skizzen zeigen die Marktstraße mit den beiden Ziehbrunnen, von denen der „Milchborn“ später als Pumpe näher an das Haus Höfling (Pumpenhöfling) gerückt wurde, und die innerhalb Mauern gelegene Petersgasse mit dem Marktbrunnen, der vor dem Hause Sattler Kircher (Börnsättler), heute Seitenschaufenster der Firma von der Brake, stand.

Zeichnungen: Ernst Kramer



Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. Schwarz

Erklärung der wichtigsten Abkürzungen:

ahd. = althochdeutsch
engl. = englisch
frz. = französisch
germ. = germanisch
gr. = griechisch
hebr. = hebräisch
hess. = hessisch
it. = italienisch
jid. = jiddisch
lat. = lateinisch
Ma. = Mundart
ma. = mundartlich
md. = mitteldeutsch
mhd. = mittelhochdeutsch
nd. = niederdeutsch
nhd. = neuhochdeutsch
nl. = niederländisch

Erklärung der Lautschrift:

Vokale: kurz = nicht bezeichnet
lang = a:, e:
geschlossen = a, e (kursiv)
offen = a, e (normal)
Zwischenvokale: äa, öe, ao, üi (kursiv)

Nicht kursiv gedruckte Doppelvokale werden getrennt gesprochen. Konsonanten lauten wie im Schriftdeutschen; Verdoppelungen werden nicht geschrieben.

Besonderheiten:

s, S (kursiv) = sch, Sch
ç = palatales ch (wie in „ich“)
x = gutturales ch (wie in „ach“)

schloßenweiß — slosewi:

= Steigerung von „weiß“

Die entsprechende nd. Form heißt „slotewit“. Durch die Fuldaer und niederdeutsche Wortgestalt wird noch die Vorstellung von frisch gefallenen Schloßen geweckt und damit das „Weiß“ durch das Bild veranschaulicht und gesteigert. Der entsprechenden hd. Wortform „schlohweiß“ wohnt diese Vorstellungskraft nicht mehr inne, da hier die Erinnerung an die „Schloße“ verblaßt ist. Das erste „ß“ wurde nämlich gegen das zweite als „h“ abgesetzt (dissimiliert) und dadurch die Verbindung zur Sache verdunkelt. (Eine hiesige Besonderheit in der Aussprache: „Schloße“ und „schloßenweiß“ werden mit kurzem o gesprochen.)

Schlotte, w — Slot, w.

= Schalotte, Zwiebelblatt

Aus dem botanischen Namen der Zwiebel (*cepa ascalonia* = Zwiebel aus Askalon) entwickelte sich frz. *echalotte* und daraus engl. *shallot* und deutsch „Schalotte“ (1687 zum ersten Mal aufgezeichnet). Die ma. Sonderform ist eine Synkope der hochdeutschen.

Schlunk, m. — Slonk, m.

= Schlund, Kehle

„Slinç“, „slunc“, „slunt“ lauteten die mhd. Bezeichnungen für diese Sache. Während sich das Neuhochdeutsche unter dem Einfluß Luthers mit „Schlund“ für die letzte Form entschied, hielt die hiesige Mundart an der zweiten Form fest, weil hierzulande gutturale Formen bevorzugt und dentale Lautungen sogar gutturalisiert wurden (Sünde — Söeng, hinten — höenge, finden — föenge, elend — e:läng, Hände — Hääng, u. v. a.). (Auch im Hochdeutschen stellt das Substantiv „Schlund“ eine gewisse Ausnahme dar, da sich auch hier gegenüber mhd. „slinden“ die hd. Verbform „schlingen“ durchgesetzt hat.)

Schlüppchen, s. — Slüppe:, s.

= Luftikus, liederliche Person

Für den Fuldaer früherer Zeiten war der Frankfurter Inbegriff eines leichtlebigen Zeitgenossen, daher die feste Redewendung „Frankfurter Schlüppchen“. Im Rheinland bezeichnet man ei-

nen Vertreter dieser Lebensart als „Lüppchen“ oder „Luppich“ (= entstelltes „Ludwig“). „Schlüppchen“ wäre dann eine Weiterbildung zu „Lüppchen“, und beide ständen im gleichen Verhältnis zueinander wie „lecken“ und „schlecken“, „weifen“ und „schweifen“, „lottern“ und „schlottern“.

Schluppe, w. — Slup, w.

= (Haar-)Schleife

Eine hd. Form dieses Wortes — sie müßte „Schlupfe“ heißen — ist wohl kaum geläufig, lediglich in obd. Mundarten gebraucht man „Schlupfe“ und „Schluppe“. Im Mhd. existierte „slupf“ in der Bedeutung „Schlinge“. Das obige Substantiv gehört zur Wortfamilie „schlupfen, schlüpfen, schliefen“ und ist somit mit „Schleife“ verwandt.

Schmalm, m. — Smoalm, m.

= Schwalbe, w.

Im Fuldaer Dialekt ist das w des obd. und nd. Vogelnamens „Schwalm“ an das nachfolgende m assimiliert worden.

Schmielme, w. — Smöelme, w.

= Grasart: Schmiehe

Die ma. Veränderung dieses Substantivs ist ein Beispiel für Assimilation über eine Silbe hinweg: Das m der ersten Silbe ist in der zweiten Silbe haften geblieben. Andere Beispiele für diese Erscheinung: *Moalmedurf* (Almendorf), *Moalmes* (Allmus), *Söelsi:t* (Sielscheit).

Schmitze, w. — Smöez, w.

= Schmicke, hanfenes Endstück der Peitschenschnur

Dieses ma. Femininum muß eigentlich von dem schriftsprachlichen Maskulinum (der Schmitz) unterschieden werden. Das Wort der Schriftsprache hat mehrere Bedeutungen, wie Hieb, Streifen, Fehler, Klecks, Fehldruck u. a. Aber bereits im Mhd. hat der gleiche Klang der beiden im Genus verschiedenen Substantive die Bedeutungsgrenzen verwischt, so daß auch die feminine Form „Hieb, Fleck und Fehler“ bedeutet. Da „Schmitz“ und „Schmitze“ im schriftsprachlichen Gebrauch so gut wie ausgestorben sind und laut Duden I nur landschaftlichem Gebrauch zugewiesen werden, kann man den Wortgehalt der maskulinen und femininen Form nur schwer gegeneinander abgrenzen. Das ma. Femininum hat nur die obige eingeeengte Bedeutung. (Fortsetzung folgt)

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. S c h w a r z

schmorren — smore

= darben, hungern, Not leiden

Die obige Wortform ist für die hiesige Gegend charakteristisch. Das Verb ist in Mitteldeutschland von Thüringen bis ins Rheinland zu Hause und lautet anderswo „schmorgen“ und „schmorchen“. Im Fuldaer Land wurde der Reibelaut (g, ch) an das r angeglichen: schmorren. (Nicht verwandt mit dem schriftsprachlichen Verb „schmoren“ = dünsten.)

Schmul, m — Smu:l, m.

= unsauberer Kerl, Schmutzfink

Aus dem Namen „Samuel“ entwickelte sich nd. smule in der Bedeutung „Jude“. In der hiesigen Gegend bildete sich der obige Wortinhalt heraus. Mit „Schmul“ bezeichnet man vorzugsweise unsaubere Kleinkinder, was auf den wohlwollenden Gehalt des Wortes hinweist.

schnappen — snape

= hinken

Die Fuldaer Mundart verwendet nicht das schriftsprachliche Zeitwort „hinken“. Ihr Sonder-

wort „schnappen“ leitet sich von mhd. „snappen“ = „wanken, straucheln“ her. Der Fuldaer gebraucht auch das gleichlautende schrift- und umgangssprachliche Verb im Sinne von „erhalten, bekommen, zubeißen, erfassen“ und die dazugehörigen Zusammensetzungen wie „einschnappen, überschnappen, wegschnappen, nach Luft schnappen“ sowie das Adjektiv „schnäppig“ = vorlaut. Diese Wortgruppe geht aber auf mhd. „snaben“ (= klappern, schwatzen) zurück.

Schnäpper, m. — Snäaper, m.

= Hinkender

Abgeleitetes Substantiv von „schnappen“ (s. dort).

Schniefnase, w. — Sni:fnoa:s, w.

= eingebildete Person, bes. auf Frauen angewandt

Ein Bildwort des hiesigen Dialekts. Zum „Schniefen“ (= Nase säubern) nimmt man Kopf und Nase hoch. Diese Bewegung, aufs Seelische übertragen, wird als Äußerung des überbetonten

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Selbstbewußtseins und der Mißachtung der Mitmenschen gewertet.

Schnippchen, s. — Snipçe:, s.

= Quark, Weichkäse

Schnippel, m. — Snöepel, m.

= Stückchen, Endstück der Wurst, Zipfel

Redewendung: „Ein Schnippel Papier.“ Das Substantiv leitet sich von nd. *sni:pel* (Zipfel) her und ist schon seit dem 19. Jh. in die allgemeine Alltagssprache eingegangen. Dort ist es auch mit *pf* (Schnipfel) geläufig. Das abgeleitete Zeitwort „schnippeln“ ist in der Umgangssprache noch beliebter.

schnippeln — snöebele

= (kleine Stücke) abschneiden, gehört zu „Schnippel“ (s. dort)

Schnitze, w. — Snöez, w.

= (Apfel-)Scheibe, Schnitte

Zusammensetzungen: Apfel-, Apfelsinenschnitze u. a. Das vom mhd. *sniz* = Schnitte abstammende Substantiv ist in der Schriftsprache kaum noch lebendig; statt dessen hat sich „Schnitte“ durchgesetzt, das sich im Wortinhalt allerdings nicht genau deckt. Während hd. „Schnitte“ allgemein eine Scheibe bezeichnet, ohne Unterschied, ob parallel oder radial geschnitten wurde, unterscheidet die Mundart zwischen der (Apfel-)„Schnitze“ (radiales Teilstück) und dem „Stück“ Brot (parallele Scheibe).

schnuen — snu:e

= atmen

Das schriftsprachliche Verb „atmen“ ist in der hiesigen Mundart unbekannt. Statt dessen hat sich mhd. *snu:fen* in zwei Formen erhalten: *snu:e* und *snu:fe*, von denen das erste Zeitwort das lautlose Atmen und das zweite das geräuschvolle im Sinne von „schnaufen“ bedeutet. Hierbei ist beachtenswert, wie fein die Mundart bei der Unterscheidung von *snu:e* und *snu:fe* lautmalerische Effekte herausgearbeitet hat.

schnufen — snu:fe

= laut Luft schöpfen, keuchen

Die ma. Verbform hat das mhd. lange *u* noch nicht zu *au* diphthongiert wie das hd. „schnaufen“. Zur Wortfamilie gehören *schnauben* und *Schnupfen* (vgl. *schnuen*).

schnuppen — snube, snupe

= naschen, wählerisch essen

Von dem germanischen Stammwort „snupp“ = schnaufen bildete sich die Nebenbedeutung „die Nase hoch tragen“, was Hans Sachs „aufschnüppen“ nannte. In der Schriftsprache entwickelte sich „schnippisch“ mit der gleichen Bedeutung. Im Fuldischen wird die wählerische Eigenart auf die Nahrungsaufnahme beschränkt; so bedeutet *schnuppen* = wählerisch essen, nur Leckereien zugetan sein. Davon abgeleitet das partizipiale Adjektiv „verschnuppt“ und das Substantiv „Schnüpper“ (s. dort). Diese drei Vertreter der einheitlichen Sinngruppe der Wortfamilie „schnupfen“ heben sich in der hiesigen Mundart deutlich ab; hd. „schnupfen“ und „Schnupfen“ heißt hierzulande „Snobe“. Im Frankfurter Raum heißen die mundartlichen Formen „schnaubig“, „Schnauber“ und „schnäubig“, „Schnäuber“.

Schnüpper, m. — Snüüber, Snüiper, m.

= wählerischer Kerl (vor allem beim Essen). Abgeleitetes Substantiv von „schnuppen“ (s. dort)

schnurren — snore

= betteln

Das obd. Hauptwort „schnurre“ = Maul, Schnauze hat als Stammwort zu *schnurren* (Nebenform: *schnorren*) zu gelten. „Schnurren“ erinnert an die Zeit, als Bettelmusikanten mit Schnurrpfeife und Maultrommel ihren Unterhalt erwarben. Von diesem schnurrenden Instrument erhielten Leute („Schnurranten“) und Tätigkeit („schnurren“) ihre Namen. (Verwandt ist „Schnurrbart“ — der Bart um die „Schnurre“.)

schnützen — snüize

= schneuzen

Da mittelhochdeutsches *ü* in der hiesigen Mundart nicht zu *eu* diphthongiert wurde, stimmt die mundartliche Verbform mit der mittelhochdeutschen klanglich überein.

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. S c h w a r z

Schnirpel, m. — Snöerbel, m.
= 1. Zipfel, Wurstende, 2. drolliger Kerl

Schnirpel, Schnürpel, Schnerpel, Schnörpel, wie man dieses Mundartwort schreiben könnte, lassen sich an „Armbel, Hambel und Wambel“ (s. dort) anlehnen. Bei allen vier Mundartwörtern ist die zweite Silbe „bel“ (= „fel“) durch grammatische Wechsel von f und b aus „voll“ entstanden. Die Stammsilbe leitet sich aus „Schnur“ ab, so daß „Schnürpel“ als „eine Schnur voll“ zu deuten wäre, was am Beispiel Wurstende sinnfällig wird. Die zweite Bedeutung (drolliger Kerl) läßt sich auf obd. „Schnurre“ = Schnauze, Maul zurückführen. Vom gleichen Wort ist schnurren = betteln abgeleitet. Man muß also für die beiden Bedeutungen des obigen Substantivs zwei verschiedene, ähnlich lautende Wörter voraussetzen. Die Bedeutung des zweiten Bestandteils ließe sich also etwa mit „Possenreißer“ umschreiben. (Das verwandte Adjektiv der Hochsprache lautet „schnurrig“.)

Schnurrpetzel, m. — Snorbe:zel, m.
= Kreisel (Kinderspielzeug)

Die beiden Bestandteile sind: 1. schnurren (mhd. snurren = sausen, rauschen) und 2. Petz (oder Bätz), Petzel = Koseform zu Bernhard; bei Hans Sachs Bezeichnung für den Bären. Snorbe:zel ließe sich also mit „Tanzbär“ übersetzen.

Scholli, m. — Soli, m.
= falscher Freund, Heimtücker

Die mundartliche Redewendung „Mein lieber Scholli“ ist genauso ironisch gemeint wie die umgangssprachliche „Mein lieber Freund“. Das Substantiv (von frz. joli = hübsch, nett, freundlich) hält wahrscheinlich die Erinnerung an eine französische Besatzungszeit wach.

Schölper, m. — Söelper, m.
= Erd-, Eisscholle

Das Fuldaer Sonderwort könnte eine Weiterbildung zum niederdeutschen Schölper, w. = Scholle sein.

Schoren, m. — Sorn, m.
= Christstollen

Mnd. „schore“ bedeutet „Stütze, Strebe“. Damit wählten Mundart und Hochsprache den gleichen Wortinhalt, um die besondere Form des Weihnachtsgebäcks zu bezeichnen, denn auch „Stollen“ bedeutet „Stütze, Strebe“.

schossen — sose
= in die Blüte schießen (Getreide, Gemüse)

Das Zeitwort — zur Wortfamilie „schießen“ gehörend — ist in der Schriftsprache ausgestorben, dort sind nur noch die verwandten „Schoß“ und „Schößling“ gebräuchlich. Die Mundart hielt an dem mhd. Zeitwort fest (mhd. scho:zen), kürzte lediglich den Vokal. (Die Schriftsprache hilft sich mit Umschreibungen wie „Blüten treiben“, „in die Blüten schießen“.)

schrah — sroa
= schlecht, minderwertig, schwach, elend, verdorben

In diesem sehr oft gebrauchten Adjektiv mit den vielseitigen Bedeutungen lebt die mhd. Form schra:h, schro:h (= mager, dürr, rau, grob) weiter. Einige verbreitete Redewendungen: „Der Markt war schrah“ — „Das ist ein Schraher“ (= schlechter Kerl) — „Ich spiel dir keinen Schrahen“ (= ich will dich nicht betrügen).

schra(b)en — sra:e
= leicht frieren, reifen

„Heute nacht hat es ein wenig geschra(b)t.“ — Das Verb wird nur unpersönlich und meist im Perfekt gebraucht. Mit dieser Perfektform läßt sich nicht entscheiden, ob der Infinitiv mit oder ohne b (w) zu schreiben ist. (Ähnliche Wortformen von leben: iç la:, mir la:be (la:we), ge-la:t.) Von Klang und Wortgehalt her bietet sich mhd. schra: = Hagel, Reif, Schnee als Verwandter oder Stammwort an.

schrappen — srape
= kratzen, schaben
Zusammensetzung: abschrappen = abrutschen. „Schrappen“ ist hier und im Niederdeutschen gebräuchlich, in neuhochdeutscher Zeit ist das Zeitwort auch in die hochdeutsche Umgangssprache eingedrungen. Verwandt ist das berlinische

„Schrippe“, die Bezeichnung für das Brot mit aufgekraatzter Rinde.

schreien — sröee
= weinen, heulen

Die hiesige Mundart kennt nicht das Zeitwort „weinen“, sondern nur „schreien“ sowie das etwas derbere „blöeke“ (blöken).

Schrumpel, w. — Srombel, w.
= Runzel, Falte; alte Person
Zu „schrumpeln“ gehörig (s. dort). Auch im Niederdeutschen gebräuchlich.

schrumpeln — srombele
= schrumpfen

Die Ma.-Form lautet wie mittelniederländisch scrompelen und neuniederländisch schrompelen. Wie das unveränderte p anzeigt, ist das mundartliche Zeitwort eine ältere Nebenform zu „schrumpfen“, das sich erst in nhd. Zeit durchsetzte.

schrumpelig — srombeliç
= runzelig
(s. schrumpeln)

Schub, m. — Sub, m.
= 1. Stoß, 2. Fach
Der „Schub“ als Bezeichnung für ein Schiebefach scheint ein Worttorso aus „Schub-Kasten“ zu sein. „Schublade“ und „Schubfach“ scheiden wegen des anderen Geschlechts für eine Herleitung aus.

schuppen — supe
= schieben
Wir haben hier die interessante Mundartform des hd. „schieben“ vor uns, und zwar in der Form des Präteritopräsens, d. h., die Vergangenheit des starken Zeitworts schieben — schob — wurde in der Ma. zur Form der Gegenwart: sup. da nun die Ma. keine Imperfektform mehr zur Verfügung hat, greift sie sofort zum Perfekt (habe geschoben — hoan gesupt), und das Verb ist damit in die schwach konjugierten eingereiht, was zudem noch mit dem Endungs-t vollendet wird. Ein anderes Beispiel für die Form des Präteritopräsens ist das mundartliche Zeitwort „schossen“ (s. dort). (Fortsetzung folgt)

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. S c h w a r z

Schubiak, m. — Subiak, m.

= Lump, Schuft

Redewendung: „Dem Schubiak ist nicht zu trauen.“ Das Substantiv stellt ein ganzes Satzwort dar („Wer sich unter der Jacke schubbert“ = kratzt), stammt aus dem nl. und nd. Sprachraum und breitete sich nach 1700 nach S aus. Heute ist es auch ins hd. Umgangsdeutsch eingedrungen. In der Vorstellungsreihe Kratzen, Ungezieferei, zweifelhafter Charakter ist charakteristisches Volksdenken eingefangen.

Schuhhudel, m. — Su:hu(e)del, m.

= wertloser Kerl, Lump

Redewendung: „Ich bin doch nicht dein Schuhhudel!“ Im Mittelhochdeutschen bedeutet „hudel“ neben „Lumpen“ eine „schlechte Person“, eine „Hure“. Die hiesige Mundart wird besonders anschaulich, indem sie ein Satzwort prägt: Schuhhudel = wie ein Lumpen, mit dem man Schuhe putzt.

Schüppel, m. — Süipel, m.

= Erdklumpen, Erd-, Eisscholle

Das mundartliche Substantiv gehört zu „schieben“, ein „Schüppel“ ist also etwas „Geschobenes“. (Mhd. schübel = Vorgeschobenes, Haufen, Menge.) In der Schriftsprache kennt man ein selten gebrauchtes Zeitwort „schübeln“ = den Acker aufbrechen.

Schupper, w. — Super, w.

= Eis-, Gleitbahn

(Vgl. schuppern.)

schuppern (schubbern) — supere

= rutschen, gleiten

Dieses Ma.-Wort gehört in den Vorstellungsbereich des Zeitworts „schieben“, da es zum Gleiten des öfteren Schubses, des Anstoßens bedarf. Die Mundart hat „sube“ (schieben) zu supere weiterentwickelt. Zu dieser Mundartform sind keine Parallelen bekannt, lediglich im Norddeutschen existiert gleichlautendes „Schubbern“ in der Bedeutung „kratzen, scheuern“.

schürgen — söerçe

= schieben

Dieses charakteristische Zeitwort der Fuldaer Mundart geht auf ahd. scur(i)gan und auf die

mhd. Formen schürgen und schergen zurück. Die Bedeutung hat sich seit der ahd. Zeit nicht gewandelt. Aus dem Hochdeutschen ist das Wort schon vor 1800 verschwunden und ist dort nur noch mit den Verwandten „schüren“ und „schürigeln“ (= quälen) vertreten. Verwandte Formen aus anderen Dialekten lauten „schurgeln“ = quälen und „schurren“ = rutschen.

Schürn, w. — Söern, w.

= Scheune, Scheuer

Die mhd. Form schürn (= Scheune) blieb in der Mundart klanggetreu erhalten. (Rheinisch Schirn = Fleischerladen, niederdeutsch Schün = Scheune.)

schürzen, scherzen — säarze

= fortgehen, den Dienst aufsagen

Neben mhd. schürzen existierte eine abgelautete Nebenform „scherzen“ (= kürzen — zum Fortgehen mußten die für gewöhnlich langen Kleider gekürzt/geschürzt werden), die in dem obigen Mundartwort nachklingt. Am Lichtmeßtag (2. Februar) konnte der Diensthote „scherzen“; dieser Tag war allgemein der „Scherztag“ (Säarzdoag).

Schürz-, Scherztag, m. — Säarzdoag, m.

= Kündigungstag der Diensthoten (2. Februar)

(Vgl. schürzen.)

Schuspel, m., w. — Suspel, m., w.

= fahriges Wesen, ungeschickter Kerl

Im umgangssprachlichen „Schussel“ mit dem gleichen Wortgehalt wurde anscheinend hierzulande ss zu sp dissimiliert.

schuspelig — suspelig

= fahrig

schuspeln — suspele

= sich fahrig, ungeschickt benehmen

Schüsser, m. — Söeser, m.

= Klicker, Murrel

Die Vorliebe der hiesigen Mundart für den Umlaut machte aus dem obd. „Schusser“ einen „Schüsser“, der dann zu „Söeser“ leicht entrundet wurde. Ableitung zu „schießen“. Der mhd. Vorläufer lautete Schusser = Kugelchen.

(Fortsetzung folgt)

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. S c h w a r z

Schüttel, m. — Süidel, m.

= Strohbund

Durch zwei Veränderungen hat die hiesige Mundart das zu „schütten“ gehörige Substantiv zu einem Fuldaer Eigenwort gemacht, einmal durch das Anhängen der beliebten Silbe el, die nicht wie in anderen Mundarten eine Verkleinerung des Wortgehaltes ausdrückt (in über 30 Substantiven festgestellt), zum anderen durch die Änderung des Geschlechts (hd. „die Schütte“). Sicherlich bewirkte der größere Umfang des Strohbandes im Gegensatz zur schlanken Garbe die Wahl des männlichen Geschlechts.

schwenkeln — swäa:nkele

= wackeln

Ein mundartliches Faktitiv zu „schwanken“, sicherlich von dem Substantiv „Schwengel“ beeinflusst. (Die entsprechende hd. Form heißt „schwenken“.)

Schwitte, w. — Swit, w.

= Lüge, Schwindel, Erfindung

Das Mundartwort, das auch in ostdeutschen Dialekten geläufig ist, wird allgemein als ein zerredetes französisches Substantiv gedeutet und auf frz. suite = Folge, das Weitere zurückgeführt.

Schwupp, w. — Swup, w.

= dicke Frau

Wie in den Wörtern „Schwips“, „schwups“

und „schwappen“ ist auch in dieser Mundartbezeichnung das Schwankende und Formlose festgehalten.

seibern — saebere

= geifern, den Speichel fließen lassen; albern reden

Dieses mundartliche Verb gehört mit dem nd. Substantiv „Seiber“ (= Speichel) zu der Wortfamilie „Seife“ und geht auf die germanische Wurzel saipion = das Träufelnde zurück. Mundartliche Ableitung: Geseiber = albernes Geschwätz.

seilern — saelere

= trödeln, hinaus-, in die Länge ziehen

Ein anschauliches Bildwort der hiesigen Mundart: Die Arbeitszeit verlängern wie der Seiler sein Seil.

seller, e, es — säaler, säale, säal

Aus spätmhd. selbic = derselbe entwickelte sich in der Kanzleisprache der frühnd. Zeit „selbiger“. Die Ma. kontrahierte (schliff die Nachsilbe -ig aus) und assimilierte b an das vorangehende l.

sellemal — säalemoa:(l)

= jenes Mal, damals

Zusammenziehung aus „selbiges Mal“. (Vgl. „seller“.) Das auslautende l der obigen Kontraktion wird meist nicht mehr gesprochen.

(Fortsetzung folgt)

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. Schwarz

sprenkeln — sprää:nkele

= springen lassen

„Sprenkeln“, eine Weiterbildung zu „sprengen“, hatte zwei verschiedene Bedeutungen: 1. springen lassen, 2. bespritzen (mit Flüssigkeiten oder Farbe). Die zweite Bedeutung lebt noch in Hochsprache und Mundart (gesprenkelt), dagegen ist die erste Bedeutung in der Hochsprache ausgestorben und lebt in der Mundart noch als Bezeichnung eines nicht ungefährlichen Kinderspiels. Dabei werden durch einen Schlag mit einem Knüppel oder dergleichen auf die eine Seite einer Wippe Steine und anderes von der Gegenseite der Wippe aus hochgeschleudert.

Sprieße, w. — Spri:s, w.

= Stütze

Dieses Substantiv ist aus der Schriftsprache verschwunden, und nur einzelne Mundarten (Alemannisch, Österreichisch) halten mit der Fuldaer an dem Abkömmling von ahd. spriozan, mhd. spriezen („sprießen“) fest. Aus der Grundbedeutung „aufsteigen, emporrichten“ bildete sich mhd. spriuze = Stütze, das als direkter Vorläufer des obigen Mundartwortes zu gelten hat. Nahe Verwandte sind bair. „Spreus“ = Spannholz und seemännisch „Spriet“ = Segelstange. Zur Wortfamilie gehören außerdem sprossen, sprühen, spreizen, Spreize, Spreu, Sprosse. Mundartliche Ableitung: absprießen = abstützen.

spützen — spüize

= spucken, speien

Vom spätmhd. spützen hat sich gesetzmäßig ein hd. „speuzen“ entwickelt, das aber neben „spucken“ nur eine Aschenputtelrolle spielt. Dagegen ist „spucken“ in der Fuldaer Mundart völlig unbekannt, der Fuldaer gebraucht nur „spüize“. Die westmitteldeutschen Mundarten haben im Rahmen der allgemeinen Entwicklung mhd. langes ü nicht zu eu verändert.

starrblind — starblöeng

= mit offenen Augen blind, geblendet

Die Zusammensetzung aus „starren“ und

„blind“ (= starren wie blind) wird vielfach nicht mehr erkannt und deshalb das Adjektiv zu „stallblind — stalblöeng“ entstellt. Mit „starrblind“ hält die Mundart hier am alten Wortbestand fest (ahd. staraplint, mhd. starblint). Aus „starren“ entwickelte sich die Bezeichnung „Star“ als Augenkrankheit; von da abgeleitet existiert ein selten gebrauchtes hd. Adjektiv: „starblind“.

stäupen — stöee

= maßregeln, zurechtweisen, ausschelten; davon jagen

Aus altfries. stupa, mittelniederdeutsch stu:pe (= Pfahl zum öffentlichen Auspeitschen der Verbrecher), wurde hd. Staupe = öffentliche Züchtigung. Das Substantiv breitete sich seit dem Ausgang des Mittelalters von N nach S aus, ist aber heute aus der Schriftsprache ziemlich verschwunden. Das abgeleitete Zeitwort „stäupen“ (= öffentlich auspeitschen) ist in der Mundart zu obiger Bedeutung abgeschwächt. „Staupe“ und „stäupen“ gehören nicht zu „Staub“ wie das Zeitwort „stieben“. Dieses Verb ist in ähnlicher Bedeutung mit kurzem i in der hiesigen Mundart geläufig: stibe, gestipt (s. dort).

Stech, w. — Stääç, w.

= Rausch, Trunkenheit

Die Redewendungen „Er hat die Steche“, „Er macht Kreuzstiche“ deuten an, daß die wunderlichen Schritte des Betrunkenen diese Bezeichnung veranlaßten.

steckel — stekel

= steil

Während in der hd. Form „steil“ die mhd. „steigel“ zusammengezogen wurde, geht die Mundartform mehr auf die Vorformen ahd. steckal und mhd. steckel zurück. Das Adjektiv gehört zur umfangreichen Wortfamilie „steigen“ (Steig, Stiege, Steg, steigern).

(Fortsetzung folgt)

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. Schwarz

stibben — stibe

= scheuchen, weggagen

Das mundartliche Bewirkungswort (stieben) zu „stäuben“ hat hier einen kurzen Vokal erhalten, es setzt sich damit von klangähnlichen Mundartwörtern ab und veranschaulicht besser das Plötzliche, das in dem Vorgang des Scheuchens enthalten ist. Schließlich wird es, im Gegensatz zum Hd. (stob — gestoben), schwach konjugiert (stib — ohne Imperfekt — gestibt).

Stichbraten, m. — Stičbroate, m.

= Schlachtfest

Die beiden Zeitwörter „stechen“ und „stecken“ sind so nahe verwandt, daß sie sich im Gebrauch gelegentlich überschneiden (z. B. „ein Faß anstecken“ = anstechen). Auch „Stichbraten“ ist dafür ein Beispiel; es müßte nach heutigem Verständnis „Steckbraten“ heißen, weil das Wort an die alte Bratweise erinnert, als das Fleisch noch an den Spieß „gesteckt“ und gebraten wurde.

Stieber, m. — Sti:ber, m.

= Regenschauer

Das mundartliche Substantiv scheint den unvermittelten Einbruch eines Regengusses und seine Wirkung auf den Straßenstaub, Mensch und Tier schildern zu wollen (zu „stieben“ und „stäuben“ gehörig).

Stieper, m. — Stiper, m.

= Stütze, Pfahl

Indogerm. stip, stib = Stecken hat viele Nachkommen gezeugt (lat. stipēs = Pflock, nd. stipel, mhd. stiper = Stützholz, stipern = stützen, schweiz. Stüber). Im obigen Mundartwort ist die mhd. Form erhalten geblieben. Ableitung: stiepern (s. dort). Weitere Verwandte: Stift, Stiefel.

stiepern — stipere

= stützen

Gehört zu „Stieper“ (s. dort).

Striemel, m. — Ströe:mel, m.

= Streifen, Striemen

Die mundartliche Sonderform geht auf die mhd. Verkleinerungsform stri:mel (zu stri:m(e) = Streifen) zurück. Der Bedeutungsgehalt des hd. „Striemen“ ist so ziemlich auf „schmalen Bluterguß unter der Haut“ eingengt. Will die Schriftsprache ein Maß in Form eines „Striemen“ angeben, so nimmt sie „Streifen“ zu Hilfe. Das mundartliche „Ströe:mel“ dagegen meint sowohl die Hautverletzungen als auch eine bestimmte Größenform: ein Striemel Land, Stoff usw.

strippen — ströepe

= streifen

In diesem Verb lebt eine niederdeutsche Form aus dem Mittelalter weiter (stripen = streifen). Eine zweite Bedeutung wird aus der Redewendung „jemanden eine (Ohr)feige strippen“ sichtbar. Einen umfangreichen Bedeutungskreis erhält das obige Zeitwort durch die Zusammenset-

zungen: abstrippen, überstrippen; es bedeutet dann abstreifen, abrufen (Früchte, Blätter), absuchen (Gelände, Räume), überziehen (Kleidungsstücke). Das in der hd. Umgangssprache geläufige „Strippe“ (= Schnur, Seil, Leitung) wird als Lehnwort (Kluge) erklärt (von lat. stropus = Schnur).

stripsen — stripse

= stehlen

Eine Weiterbildung zu „strippen“ = streifen, absuchen wie „grapschen“ zu „grappen“ = greifen. Diese Art der Erweiterung bedeutet eine Verschlechterung des Wortgehaltes; dennoch wird „stripsen“ nicht als schwerwiegendes Delikt verstanden.

stritzen, striezen — stri:ze

= stehlen

Das erst 1850 registrierte Zeitwort bezeichnete ehemals den Diebstahl als Nebenbetätigung einer „Strieze“ (= Dirne). (H. Küpper)

strümpficht — ströempet

= in Strümpfen (ohne Schuhe)

Mundarteigene Bildung eines Adjektivs aus einem Substantiv.

Strunze, w. — Strunz

= aufgeblasene Nichtstuerin, Müßiggängerin

Ein ablautendes Substantiv zu mhd. stranz = Prahlerei.

strunzen — strunze, stronze

= faulenz

Von mhd. stranzen = müßig einhergehen.

Stump, m. — Stomp, m.

= Stoß

(s. unter „stumpen“)

stumpen — stompe

= stoßen

„Stumpen“ gehört zu mhd. stupfen = stoßen, ist aber, wie unverändertes p verrät, vom norddeutschen Sprachgebiet beeinflusst. Der eingeschobene Konsonant m hat sich wahrscheinlich aus einem Gleitlaut zwischen o und p entwickelt und konnte so klanglich an „stomp“ (stumpf) angeglichen werden. Ableitungen: Stump und Stümper (s. dort).

Stümper, m. — Stöemper, m.

= Stößer, Küchengerät zum Zerkleinern

So wie „stumpf“ und „stumpen“ verschiedener Herkunft sind, so ist auch „Stöemper“ nicht mit dem Schriftwort „Stümper“ (Pfuscher) verwandt. Mit dem Stöemper zerkleinert die Hausfrau auf etwas mühselige Art Kartoffeln u. dgl. und drückt sie dann noch durch ein Sieb. Eine besonders große Form ist der „Kruitstöemper“.

stupperrn — stupere

= stolpern, mit dem Fuß anstoßen

„Stupperrn“ kann man sicherlich „Stufe“ zuordnen, zumal es im nd. Sprachraum die Vor-

form „stope“ (Stufe) gab und engl. step (schreiten) ebenfalls herangezogen werden kann.

suckeln — sukele

= lutschen, saugen

Das Zeitwort „saugen“ ist in der hiesigen Mundart unbekannt, statt dessen wird „titzen“ und „suckeln“ gebraucht. Spätmhd. „suggeln“ heißt „in kleinen Zügen saugen“. Dieser Wortinhalt umfaßt das Mundartwort heute noch.

Sulperknochen, m. — Solperknoxe, m.

= gesalzene Schweineknochen

Das Wort ist am Rhein und in Hessen geläufig und wird 1472 zum ersten Mal erwähnt. In „Solper“ steckt das entstellte „Salpeter“, weil früher damit eingesalzen wurde.

Täbes, m. — Dä:bes, Dä:wes, m.

= ungeschickter, unfähiger Kerl

Entstellter Vorname „Tobias“.

Tannenäpfel, m. — Dänäapel, m.

= Tannenzapfen

Ein reizvolles Bildwort der Fuldaer Mundart.

Tapp, m. — Dap, Dab, m.

= 1. Hausschuh, 2. Fußspur; hd.: Tapfe(n)

Mit der ersten Bedeutung hat die hiesige Mundart den sinngemäßen Zusammenhang zum mhd. Vorläufer (ta:pe = Pfote, Tatze) gewahrt. Hd. Verwandte sind die Zeitwörter „tappen“ und „ertappen“ sowie das Eigenschaftswort „täppisch“.

Tappes, m. — Dapes, Dabes, m.

= Tölpel, Tollpatsch, Ungeschickter

Mundartliche Weiterbildung aus „Tapp“ (s. dort). Der „Dabes“ ist das Gegenstück zum „Mäçes“ (= Macher, Könnner; s. dort), aber dem „Dä:wes“ (= Trottel; s. dort) wesensverwandt. Auch der „Flapes“ und „Schlakes“ sind Personen mit ähnlichen Charakterzügen. Die gemeinsame Endsilbe „es“ dieser mundartlichen Wortgruppe kann verschieden entstanden sein. 1. Aus den hochdeutschen bzw. umgangssprachlichen Adjektiven auf -ig, wie tapsig und schlacksig, könnte die Endsilbe abgestoßen und vor dem auslautenden s ein e eingeschoben worden sein: tapsig — taps (hd. Taps) — tappes (ma. Dabes); schlacksig — schlacks (hd. Schlacks) — schlackes (ma. Schlackes). Eine ähnliche Entwicklung ließe sich im Schriftsprachlichen von tapsig zu täppisch vermuten. 2. Der mundartliche Worttorso Täbes (s. dort) aus Tobias könnte mit seiner abgeschliffenen Endung die Nachbildungen Flappes, Mäches, Schlackes und Tappes veranlaßt haben. 3. Die in „Schultes“ (Schultheis) abgeschwächte Endung (Hausname in Fuldaer Ortschaften: Soltes) könnte mit dieser alten Wortwurzel (ais = wünschen, begehren; ahd. eiskon, mhd. (h)eischen, nhd. heischen) ein sinnträchtiges Vorbildwort für mundartliche Nachbildungen abgegeben haben. (Fortsetzung folgt)

Von Atzel bis Zwackel

Sonderwörter der Fuldaer Mundart — Von J. Schwarz

Sülches, s. — Süllis, s.

= Gesalzenes, Pökelfleisch

Die Stammsilbe deutet mit ihrem entrundeten ü auf „Sülze“, die md. Form von „Salz“ (obd. „Sulz“). Somit versteckt sich hinter der obigen Wortform Süllis das stark zerredete Partizip zu „sülzen“ (salzen): Gesülztes oder Gesülchtes und bedeutet soviel wie „gesalzenes Fleisch“. Die arge Entstellung des Wortes erklärt sich aus dem häufigen Gebrauch, der mit der einstigen großen Bedeutung dieses Nahrungsmittels zusammenhängt. Die Vorsilbe ge verstummte und das Inlaut-t wurde ausgeschliffen; ferner wurden zwei Angleichungen vorgenommen: z (ch) an l und e an ü (i).

Sichtuch, s. — Siç-do:x, s.

= Sehtuch

Das Zeitwort sehen hatte sich bisher in der Zusammensetzung „Siçdo:x“ in der mhd. Klangform im Fuldischen erhalten (ahd. si:chan, mhd. si:chen). Die technische Perfektion des Seihvorgangs löst das alte Zeitwort sehen sowohl im Schriftsprachlichen als auch im Mundartlichen durch andere Wörter ab (filtern, sieben, zentrieren).

Semmerde, w. — Sääme(r)de, w.

= Kartoffelbrei

Das alte Bauerngericht aus zerstoßenen Kartoffeln, mit Grieben vermischt und angebraten, macht heute sicherlich anderen Gerichten Platz und damit auch das Mundartwort.

Sicker, m. — Siger, m.

= Verlangen, Bedürfnis

Das Substantiv gehört zu „siech“ und „Sucht“ und damit zu einer alten germanischen Wortfamilie (got. siukan, ahd. siuchan, mhd. siechen = krank sein). Die hier gebräuchliche Wendung „Sicker haben“ bedeutet also eigentlich „krank sein nach etwas, Sucht haben“.

Sille, w. — Sil, w.

= Lade, Truhe (gleichzeitig Sitzbank)

Das Ma-Wort leitet sich ab von ahd. sedal, mhd. sidel = Sitz, Sessel. Damit verwandt ist mhd. sidelen = sich ansässig machen. Zu dieser Wortfamilie, die sich vom lat. sedile (= Sessel) herleitet, gehören siedeln, sitzen, Sattel, Einsiedel und Nest. Die Mundart kontrahierte beim obigen Substantiv „Siedel“ zu „Sil“.

soere — so:ere

= solche, deren, welche, davon

Zusammenziehung aus „so deren“. Ähnlich wird „ere“ = deren mit Zeitwörtern verbunden: Ic hoan ere, es git ere (Ich habe davon, es gibt welche).

simulieren — simili:re

= nachdenken, grübeln

Abgeleitet von lat. simulare = nachdenken.

Während im Mundartlichen der ursprüngliche Wortgehalt erhalten blieb, änderte sich bei diesem Fremdwort die Bedeutung; simulieren heißt im Hd. „sich verstellen, heucheln“, ein „Simulant“ gibt sich anders, als er ist.

spachern — spaxere

= trocken, rissig werden

Zusammensetzung: verspachern; abgeleitetes Adjektiv: spacherig. Gebräuchliche Redewendung: „Das Brot ist ganz verspachert.“ Die Vorformen aus dem Mittelalter zu diesem Mundartverb sind mhd. spach (nd. spak) = dürr, trocken und mhd. spachen = reißen, sich spalten. In der Schriftsprache ist diese Wortsippe vergessen.

spacherig — spaxerig

= trocken, rissig

Zu „spachern“ (s. dort).

Spälter, m. — Späaler, m.

= Holzscheit

Verbreitete Redewendung: „Ein Spälter Holz.“ Stammstücke, der Länge nach aufgespalten, werden als „Späaler“ bezeichnet. Das Wort ist schon im Mhd. bekannt: mhd. spelter = abgespaltenes Holzstück. Die Fuldaer haben das t an das l angeglichen, so daß man eigentlich „Späaller“ schreiben müßte.

Speis, m. — Spöees, m.

= Mörtel

Die Wortgeschichte beginnt mit lat. spensa (später spesa und it. spese) in der Bedeutung von „Aufwand, Lebensunterhalt“. In ahd. Zeit wird dieses romanische Wort als spi:sa übernommen, wird mhd. zu spi:se und schließlich um 1500 zu Speise. Erst nachdem der Stammvokal zu ei geworden und sein Geschlecht geändert war, wurde das Wort im mitteldeutschen Raum zur Bezeichnung des Mörtels und ist heute noch hier zu Hause. Eine sachliche Parallele findet sich noch in „Glockenspeise“.

Spennal, w. — Spää:noal, w.

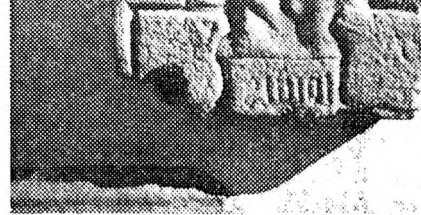
= Stecknadel

Das lat. spinula (= kleiner Dorn) wurde ins Althochdeutsche als spenala übernommen und wandelte sich zu mhd. spenel = Stecknadel. Damit hatte sich die Sache (Dorn — metallene Nadel) genauso stark verändert wie das Wort (spinula — spenel), und der ursprüngliche Zusammenhang wurde in den einzelnen Dialektbereichen nicht mehr gesehen. Da Steck- und Näh-nadel nebeneinander benutzt wurden, deutete man die zweite Silbe von „spenel“ zu „Nadel“ um und betrachtete „spe“ als Zusatz. So entstand in Süddeutschland „Spenadel“, im Fuldischen, wo die kontrahierte mhd. Form von Nadel „Nall“ vorherrschte, bildete sich „Spää:noal“ aus.

spillen — spile

= spinnen (stricken), sich unterhalten

Um „das Spill“ winden sich Tau und Ketten,



Beim Bau des Fuldaer Dommuseums wurden diese Bruchstücke einer Grabplatte aus der alten Stiftskirche aufgefunden. Sie gehört zum Lapidarium des Dommuseums im Hof des Priesterseminars in Fulda. Sie zeigt die untere Hälfte eines Geistlichen mit Kasel und Albe sowie zwei der vier Elternwappen, die nicht mehr erkennbar sind. Es handelt sich wahrscheinlich um die Grabplatte des im Jahre 1506 verstorbenen und in der Stiftskirche begrabenen Präbendaten Gerhard (oder Gerlach) Graf von Nassau in Beilstein. Aus dem gleichen Geschlecht stammte der Fuldaer Mönch und Diakon Ludwig Graf von Nassau, der zehn Jahre später während des Studienaufenthaltes in Frankfurt an der Oder starb und im Benediktinerkloster Bega begraben wurde. Es zeugt für das Ansehen des Fuldaer Klosters, daß das angesehene Geschlecht der Grafen von Nassau seine Söhne hierher schickte.

Bild und Text: E. Sturm

und da „die Spille“ den gesponnenen Faden aufwickelt, wird sie zur „Spindel“. So hängen Spill — spinnen und Spindel —, spinnen von der Sache her eng zusammen. Die harte Arbeit des Spinnens wurde oft durch geselliges Beieinander (Spinnstuben) aufgelockert, und so wird mit „spillen“, das mit mhd. spilen (= Scherz treiben, fröhlich sein, tanzen) gleich lautet, noch eine dritte Sache inhaltlich verbunden. Damit vereinigen sich in dem Wort „spillen“ drei Bedeutungen: Drehen, spinnen und sich unterhalten. Wer also „spillen geht“, sucht zu gewissen Arbeiten, wie Spinnen und Stricken, einen angenehmen Zeitvertreib.

Spinnlappen, m. — Spöenlappe, m.

= Spinnwebbe, w.

Spittel, m. — Spidel, m.

= keilförmiger Einsatz in Kleidungsstücken, Stoffkeil, Zwickel

Dieses Fuldaer Substantiv weist auf mhd. spidel (= Lappen, Fetzen) zurück, mit dem es noch klanglich und inhaltlich übereinstimmt. Die schweizerische Form „Spickel“ könnte vom hd. „Zwickel“ umgeformt worden sein. (Forts. folgt)

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Von Cytherclub, Walfisch und M. N.

Betrachtungen zur Fuldaer Heimat- und Vereinsgeschichte im 19. Jahrhundert / Von Bernhard L o e h r

„Auf der Suche nach der heilen Welt“ reiste unlängst ein Team des Deutschen Fernsehens durch unsere Lande. Die heile Welt von gestern suchten die rastlosen Fernsehmacher von heute dort, wo sie den Fortschritt und in seiner Folge Anonymität, Übertechnik und seelenlose Betriebsamkeit am wenigsten vermuteten: in einem Sportverein, der Feuerwehr und einer Kleinstadtpfarrei.

Ob dieser Suche nach der heilen Welt Erfolg beschieden war, mußte am Schluß der Sendung unbeantwortet bleiben, da wohl niemand die Frage zu klären vermag, ob die Vergangenheit wirklich so „heil“ war, wie gewisse Maler und Schriftsteller uns dies glauben machen wollen.

Daß der Grad der Vitalität zwischenmenschlicher Beziehungen, das heißt der Bereitschaft zur Begründung, Pflege und Erhaltung außerberuflicher und -familiärer Interessengruppen in der Vergangenheit weit größer war als heute — auch in unserer Stadt —, zeigt ein Blick zurück in die sogenannte gute alte Zeit.

So schreibt das „Fuldaer Kreisblatt“ vom 6. März 1880 unter der Rubrik „Lokales und Provinzielles“:

„Es ist bekannt, daß das Vereinswesen von jeher in Deutschland blühte, und zum Belege, daß unsere Vaterstadt von dieser löblichen germanischen Charaktereigenthümlichkeit keine Ausnahme macht, theilen wir das nachfolgende, uns von befreundeter Hand mitgetheilte, unsere Leser gewiß interessirende Verzeichniß der in derselben gegenwärtig bestehenden Vereine mit, welches nicht weniger als ein halbes Hundert enthält.“

Bevor wir uns dieser Aufzählung zuwenden, soll der historische Leuchtstrahl das politisch-kulturelle Umfeld des damaligen sehr regen Fuldaer Vereinslebens etwas erhellen.

Dreißig Jahre waren vergangen, als am 8. November 1850 ein preußischer Trompeterschimmel von einer bayerischen Kugel in jener historischen Begegnung zu Bronnzell getroffen wurde; vierzehn Jahre waren es her, daß Fulda mit der Einverleibung Kurhessens an Preußen fiel. Der Höhepunkt des Kulturkampfes, dessen Maßnahmen dem damaligen Fuldaer Stadtoberhaupt Franz R a n g lange Jahre hindurch Probleme wachsen ließen, war mit dem ersten Milderungsgesetz von 1880 überschritten. Im gleichen Jahr starb der Arzt Dr. Ignaz S c h w a r z, der altfuldische Sagen sammelte und sie unter dem Titel „Buchenblätter“ gereimt veröffentlichte.

Das Jahr 1880 brachte dem Fuldaer Physiker und späteren Nobelpreisträger Ferdinand B r a u n im Alter von dreißig Jahren eine außerordentliche Professur in Straßburg.

Obwohl der Pfiff der ersten Lokomotive im Jahre 1867 mit dem Anschluß Fuldas an das Eisenbahnnetz das nahende Industriezeitalter und die sogenannten Gründerjahre mit Lärm und Staub ankündigte, schien eine vergangene Biedermeierzeit mit Beschaulichkeit und selbstgenügsamer Innenschau in Fulda noch ein wenig verweilt zu haben.

Es gab sie noch, die rauchgeschwängerten bierseligen Stammtische mit den selbstbewußten Namen, den honorigen Persönlichkeiten und deren geistvollen Anekdoten. Im „Ballhaus“ etwa saßen sie, vor ihren eigenen Stammkrügen, deren Dekkel ein Wappen zierte. Außerdem zeigte er die Farben Grün, Weiß und Grau, letzteres als Sinnbild der Dämmerung, in der man sich traf. Außerdem war darauf noch der Schulzenberg zu sehen — mit aufgehendem Mond und untergehender Sonne. Hörte ein Fuldaer Bürger beim abendlichen Spaziergang das Lachen der fröhlichen Gäste, so pflegte er zu seinem Begleiter zu sagen: „Da sitzen die, die immer da sitzen.“

Gewiß, es gab sie weiter und gibt sie noch, jene Stammtische; aber etwas haben sie wohl verloren: den Charakter uneinnehmbarer Flucht-

burgen, in denen die Zeit als lautloser Gast die Uhren anhielt.

Das Jahr 1880 wird kaum als denkwürdig erwähnt. Wer kannte auch schon einen gewissen Edison, der in diesem Jahr die Kohlenfadenlampe erfunden haben sollte? Und die Weltausstellung im Jahr zuvor — nun, sie fand in Sydney statt. Vielleicht ruhte man sich aus von vergangenen großen Taten; immerhin finden wir in der Hartmannschen „Zeitgeschichte von Fulda“ die Eintragung:

SEDAN — „Der 2. September wurde wie gewöhnlich gefeiert, das Kinderfest bei schönem Wetter auf dem Ackerfelde neben der Walhalla abgehalten.“

In jenem September jedoch geschah auch Tragisches: „Am 9. September Duell zwischen Freiherrn von der Goltz, preuß. Lieutenant im 2. hess. Husarenregiment auf dem Exerzierplatz vor der Gaishecke, in welchem ersterer nach dem zweiten Kugelwechsel blieb und hier im Todtenhof beerdigt ist.“

Glücklicherweise blieben solche Geschehnisse selten. Die Freude der Fuldaer an festlichen Feiern gibt Hartmann denn auch ein Jahr zuvor, nämlich am 11. Juni 1879, Anlaß zu der Notiz: „Zu Ehren der goldenen Hochzeitsfeier unseres Kaiserpaares den 11. Juni abends großer Fackelzug und Beleuchtung der öffentlichen Gebäude. Großer Flaggenschmuck; die allgemeine Illumination unterblieb auf Wunsch des Kaisers, der die Groschen zu etwas Besserem verwendet wissen wollte, daher die „Kaiser-Wilhelm-Stiftung.“

Und drei Jahre später, genauer am 26. August 1883, war ganz Fulda auf den Beinen, um dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen, dem Erben der Kaiser- und Königskrone, einen würdigen Empfang zu bereiten. Die ganze Stadt hatte geflaggt; vom Bahnhof aus bildeten sämtliche Schulen und Vereine mit Fahnen und Sträußen Spalier. Ein großer Fackelzug am Abend endete mit dem Absingen der Nationalhymne und einem 1000fältigen „Hoch!“ auf Se. kgl. Hoheit.

So mußte sich denn am Abend dieses Tages jedem Bürger das Bewußtsein nationaler Größe eingeprägt haben — dies nicht zu Unrecht: Schon in den beiden nächsten Jahren (1884/85) wird sich Deutschland aufmachen, seinen Part im Konzert der Großmächte zu übernehmen.

In diesen Jahren wurde in Fulda das Projekt einer einwandfreien Wasserleitung diskutiert. Bis dahin versammelten sich die Fuldaer Haustöchter und Dienstboten abends an den öffentlichen Brunnen und Pumpen, um den Wasserbedarf für den kommenden Tag zu decken. Wenig Glück hatte man seinerzeit mit einem Quellenfinder, seines Zeichens ein Münchner Bierbrauer, der schon bald als Aufschneider erkannt und vor Gericht gestellt wurde.

„Bis in die 60er Jahre war Fulda“, so Hartmann, „eine altmodische Stadt, ihre Häusereinrichtung ohne allen Comfort; ein Gegensatz zu den neuen Häusern läßt sich in der inneren Stadt noch nachweisen. Die Landwirtschaft wurde fast in jedem Hause mehr oder weniger betrieben. Man zog ein bischen Korn, Gemüse, Kartoffeln und anderen Winterbedarf selbst; hielt Schweine, Schafe, Rindvieh, Pferde, Ziegen, wohl 2 Treppen hoch.“

In jener Zeit, bis in die 50er Jahre, bestanden die Brunnen noch aus Zieh- oder Laufbrunnen mit Trögen, auch Pumpen, woraus das verschiedene Vieh getränkt wurde. Später benutzte man diese Gepflogenheit zur gemüthlichen Zusammenkunft der Nachbarschaft um die betreffenden Brunnen, zu gemeinschaftlichen Essen mit Tanzvergnügen, sogenannte „Brunnenzeche.“

Eine Reihe von Bräuchen lebte mit der Zeit auf, die sicherlich auch im Interesse der Gastwirte fortgesetzt wurden. So gab es das sog-

nannte „Kindzechen“, wobei ein beliebiges Kind bekannter Leute durch Zusendung eines kleinen Sträußchens unter den Teilnehmern als Partnervermittler dienen mußte.

Bis in die neunziger Jahre hatte sich die „Ehrenzeche“ vom Marktbrunnen, jedenfalls dem Namen nach, erhalten und wurde im Herbst im Ballhaus als „Erntefestball“ gefeiert.

Am 1. 1. 1886 meldet das „Fuldaer Kreisblatt“ eine Einwohnerzahl von nunmehr 12 228 Personen. Wollte man die Mitglieder der zuvor genannten fünfzig Vereine auf die Einwohnerschaft aufteilen, so müßte nahezu jeder fünfte Bürger einem Verein angehört haben — wobei die Doppelmitgliedschaften unberücksichtigt seien.

Aus der stattlichen Anzahl bürgerlicher Vereine scheinen einige wohl einer gesonderten Betrachtung wert.

„Der älteste Verein dahier ist unstreitig“, so Hartmann, „die M ä n n e r - u n d J u n g g e s e l l e n - S o d a l i t ä t und besteht schon seit langer Zeit, wahrscheinlich von der vorübergehend protestantischen Epoche von 1609 an. Ihr Hauptfest, Titularfest, begeht die Gesellschaft am 15. August, dem Himmelfahrtstage Mariä, daher sie sich wohl Marianische Kongregation auch nennt.“

Dem frischen Geist der 1830er Jahre verdankte wohl auch der B ü r g e r v e i n sein Entstehen, dem verfeinerter geselliger Verkehr und geistige Fortbildung gleichwohl ein Anliegen politischer Dimension bedeuteten. Am 18. August 1882 feierte der Bürgerverein sein 50jähriges Stiftungsfest. Die Mitgliederzahl belief sich nach Hartmann zu dieser Zeit auf 332 incl. der 33 außerordentlichen und 20 Damenmitglieder.

Der Turnverein, weiß Hartmann zu berichten, entstand im Jahre 1848 und endigte mit dem Einzug der Strafbayern. „Die Tendenz war damals eine politische und nebenbei gesellige, dem Vergnügen gewidmet.“

Nach den Leitbildern des Gesellenvaters Kolping wurde im November 1854 ein Gesellen- und Meisterverein gegründet. Bis zum September 1876 hatte der Schützenverein am Neuenberg seine Versammlungsstätte; im September 1882 wurde er neu gegründet und konnte am 20. Mai 1883 am Waldschlößchen einen neuen Schießstand einweihen.

Am 7. April 1862 wurde ein sogenannter V o r s c h u ß v e i n gegründet, der sich, „im Jahre 1868 zum Betriebe eines Bankgeschäfts behufs gegenseitiger Beschaffung der in Gewerbe und Wirthschaft nöthigen Geldmittel auf gemeinschaftlichen Kredit neu etablirte.“

Weit über die Stadtgrenzen hinaus sollte der Ruf des im August 1876 zu Gersfeld gegründeten R h ö n k l u b s bekannt werden, dessen erste Jahreshauptversammlung am 5. August 1877 auf der Milseburg abgehalten wurde.

Die Winfridia gründete sich am 10. Januar 1877 als nur kath. Gesangverein, welcher unter der trefflichen Leitung des damaligen musikverständigen Kaplans Malkmus dem Männergesang mit großem Erfolg huldigte und gelegentlich bei feierlichen Kirchenfesten sein Bestes leistete.

Eine Gesellschaft „akademisch gebildeter Herren“ gründete im Jahre 1870 den „S c h w a r z e n W a l f i s c h“, am 19. Oktober 1883 fand ein Essen statt, zu dem „tatsächlich Walfischfleisch serviert wurde.“

Ein anderer Verein nannte sich höchst einfach M. N.; seine Geschichte und Bedeutung müßte einmal herausgestellt werden. Hartmann erklärt dazu: „Im Jahre 1866 (also nach dem Einzug der Preußen in Fulda, d. Red.) hatten sich viele hiesige katholische Herren zusammengefunden, und da sie ihr Vereinslokal vom 6. Januar 1867 am Neuenberge, in „Monte Nuovo“ hatten und unter dem Zeichen M. N. ihre Zusammenkünfte

anzeigten, so nannte man den Verein kurzweg M. N.“

Längst nicht alle vom „Fuldaer Kreisblatt“ aufgeführten Vereine können an dieser Stelle wiedergegeben werden, sind die meisten doch längst der Vergessenheit anheimgefallen, etwa der Rauchklub, der Damenbrettspiel-Verein, der Cytherclub, der Talmud- und Tora-Verein, der Jagdclub, der Krieger-Verein und der Vaterländische Frauen-Verein.

Zum Schluß seines Kapitels „Vereinsgeschichte“ weiß Hartmann den Leser an den Beamtenverein zu erinnern „sowie noch mehrere derartige Vereine, wie Buchonia, Fidelio und Stenographenvereine traten ins Leben, so daß an die 42 Vereine hier bestehen“.

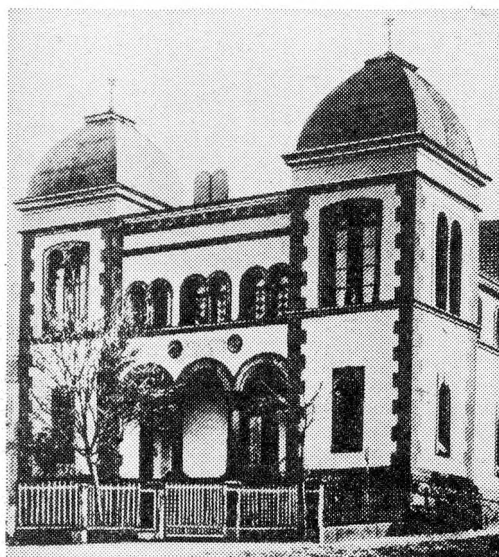
Der Unterschied zu der vom „Fuldaer Kreisblatt“ genannten Zahl von fünfzig Vereinen erklärt sich wohl nur dadurch, daß bei Hartmann

eben die Kleinkinder-Bewahranstalt und das beliebte Lappenkränzchen doch nicht „vereinswürdig“ waren.

„Der Verein christlicher Mütter darf hier nicht vergessen werden“, mahnt schließlich der Verfasser, „welcher verheirathete Frauen, kinderlose Mütter und alte Jungfrauen zu seinen Mitgliedern zählt. Die beiden letzten Kategorien bilden wohl den Hauptbestand, da den eigentlichen Müttern viel weniger Zeit bleiben dürfte, den Vorträgen, die in der Hl.-Geist-Kirche abgehalten werden, immer beizuwohnen. Der Verein bezweckt auf die Frauen, auf die Verhältnisse im Hause, in der Ehe, in der Kindererziehung einzuwirken, die wahre Religiosität zu heben und namentlich an die Pflichten der Frauen zu erinnern, unter der Hand bei Wahlen auf die — schwachen Männer einzuwirken.“

Trug sie ihren Namen nicht vielleicht doch zu Recht, die „gute alte Zeit“?

Von den Synagogen des Fuldaer Landes



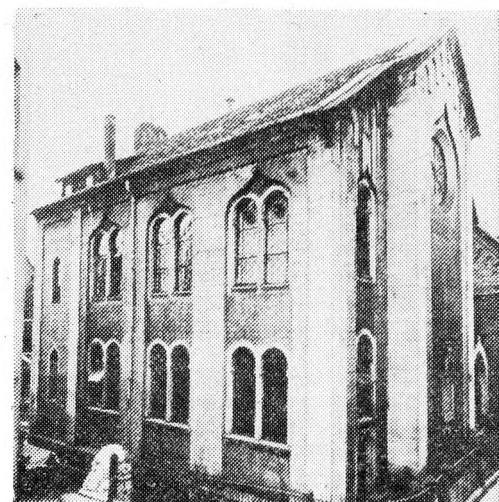
Die Synagoge in Tann war ein stattliches Bauwerk. Nach Arnsberg wurde sie vermutlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet. Im November 1938 wurde die Synagoge zerstört. Am Platz der ehemaligen Synagoge wurde 1966 von der Stadt Tann eine Gedenktafel angebracht.

1933 zählte die jüdische Gemeinde in Tann 72 Mitglieder. In Tann gab es auch eine jüdische Schule. Ein jüdischer Friedhof ist heute noch vorhanden.

Text: O. Berge, Bild: Rolf Kreuder

Dieser Beitrag zielt darauf ab, die noch vorhandenen Bilder von Synagogen des Fuldaer Landes einmal geschlossen vorzustellen. Hierdurch wird einerseits ein Eindruck von der Präsenz jüdischer Kultur und Religion im Fuldaer Raum vermittelt, andererseits soll eine derartige „Bestandsaufnahme an Bildern“ dazu auffordern, wünschenswerte oder dringend notwendige Ergänzungen vorzunehmen, soweit diese durch private Bilder, Zeichnungen usw. erbracht werden können. Es ist z. B. sehr erfreulich, daß Bilder vom Inneren der Fuldaer Synagoge hier erstmals veröffentlicht werden können, weil sie von Edith Haas geb. Katzenstein zur Verfügung gestellt wurden. Fast alle Synagogen wurden in der sog. Reichspogromnacht im November 1938 zerstört, zumeist durch Brandstiftung. Was den Flammen nicht zum Opfer fiel, wurde später abgerissen. Den meisten Einwohnern sind Synagogen aus eigener Ansicht nicht bekannt. Daher ist es um so wichtiger, durch eine „Art illustrativer oder literarischer Denkmalpflege“ die Erinnerung an die jüdischen Gemeinden und die Stätten ihres Kultus wachzuhalten.

Paul Arnsberg hat in seinem Werk über die jüdischen Gemeinden in Hessen (1971) auch den Fuldaer Raum behandelt. Auf einer Karte sind die jüdischen Gemeinden, die Synagogen, die jüdischen Schulen und Friedhöfe eingezeichnet. Im Fuldaer Land gab es im Jahr 1933 an folgenden Orten Synagogen: Burghaun, Eiterfeld, Flieden, Fulda, Gersfeld, Heubach, Hünfeld, Neuhaus, Rhina, Tann, Wüstensachsen. In Erdmannrode, Hettenhausen, Mansbach, Schmalnau und Wehrda befanden sich ebenfalls Synagogen, die aber bereits vor 1933 nicht mehr benutzt wurden, weil die Gemeinden zu klein waren und die Gottesdienste



Synagoge in Fulda. Errichtet im Jahre 1859, zerstört in der Reichspogromnacht 1938. Im Jahre 1927 wurde die Synagoge erweitert, um der wachsenden jüdischen Gemeinde gerecht zu werden. Der Einweihungsbericht folgt umseitig.

Archivbild

in die Nachbargemeinden verlegt wurden. Jüdische Volksschulen gab es in Burghaun, Eiterfeld, Flieden (bis 1932), Fulda, Gersfeld, Heubach (bis 1900), Hünfeld (bis 1924), Rhina, Tann und Wüstensachsen. Außer in Fulda, Burghaun, Flieden, Tann und Weyhers gibt es jüdische Friedhöfe in Erdmannrode, Langenschwarz, Mansbach und Rhina.

Otto Berge



Dr. Michael Cahn, Provinzialrabbiner in Fulda 1877 bis 1918.

Bilder: (3) Horn/Sonn

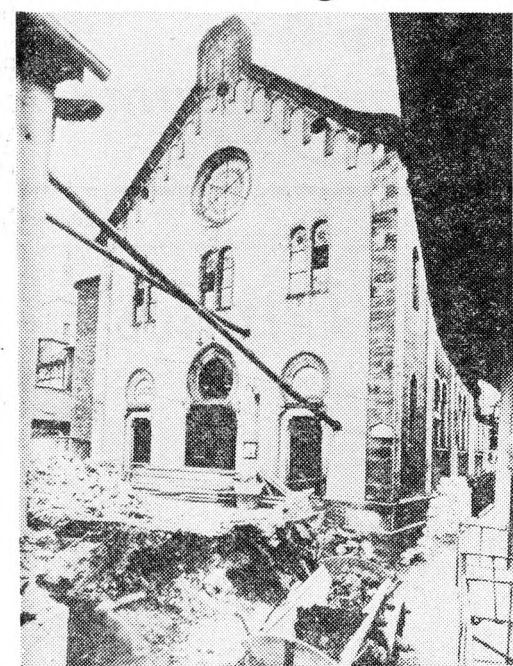


Dr. Leo Cahn, Provinzialrabbiner in Fulda 1918 bis 1939. Gestorben 1958 in Bnei-Brak.



Baruch Kunstadt, Rabbiner in Fulda 1909 bis 1939. Gestorben 1967 in Jerusalem.

Einweihung der erneuerten Synagoge



Die Fuldaer Synagoge zur Zeit des Umbaus (1927).
Archivbild

Über die Einweihung der durch einen Umbau erweiterten Fuldaer Synagoge erschien in der Fuldaer Zeitung vom 13. September 1927 unter Heimatgeschichten folgender Bericht:

Fulda, den 12. Sept. 1927

Die Synagoge in Fulda

Gestern, am 14. Ellul des Jahres 5687 der jüdischen Zeitrechnung, konnten unsere jüdischen Mitbürger ein frohes Fest begehen. Es galt der Einweihung der erneuerten Synagoge. Am Sabbatvorabend hatte der erste feierliche Gottesdienst stattgefunden. Am Sonntagvormittag war eine große Zahl von Vertretern der Behörden und Körperschaften der Einladung zu einem offiziellen Festakt gefolgt. Erschienen waren die Spitzen der Staatsbehörden, der Stadtverwaltung, Abordnungen von Magistrat und Stadtverordneten, Landtagsabgeordneter Rhiel-Fulda, Schulvorstände, ferner Vertreter von Industrie, Handel und Gewerbe. Auch aus den israelitischen Nachbargemeinden waren zahlreiche Gäste zugegen.

Nach dem mehrstimmigen Chorgesang „Matauwu“ hielt in Verhinderung des Herrn Provinzialrabbiners Dr. Cahn Herr Rabbiner Kunstadt eine eindrucksvolle Ansprache, in der er über die Würde und Bedeutung des Gotteshauses sprach und den Sinn der Einrichtungen der Synagoge deutete. Herr Landrat Freiherr von Gager überbrachte die Glückwünsche der Staatsbehörde. Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni sprach namens der Stadt Fulda. Er wies darauf hin, daß die Fuldaer jüdische Gemeinde stets an

allem Guten treu mitgewirkt habe. Er hoffe, daß der gute Geist, der von der alten Synagoge immer ausgegangen sei, auch in der Zukunft erhalten bleibe. Für die Synagogenältesten sprach deren Mitglied Herr Dr. Herz. Er legte in wohlgedachten Ausführungen dar, wie das Gotteshaus die Aufgabe hat, die menschliche Seele zu bilden und so die Pflanzschule werden kann für die Menschen, die der Gemeinde, dem Staat und der gesamten Menschheit wertvolle Dienste zu leisten in der Lage sind. Er gelobte, daß dieser Aufgabe in dem verjüngten Gotteshaus gedient werden solle. Anschließend an den Schlußgesang (Psalm 128) gab Herr Architekt Mahr nähere Erläuterungen über den Erweiterungsbau und übernahm sodann die Führung bei der Besichtigung. Eine weltliche Feier der Gemeindeangehörigen fand nachmittags halb 6 Uhr im Stadtsaale statt, die sehr gut besucht war.

Über Entstehung und Ausführung des Baues ist folgendes zu erwähnen: Schon vor dem Kriege war das Gotteshaus zu klein, weshalb seiner Zeit ein großes Grundstück in der Dalbergstraße für einen Neubau erworben wurde. Krieg und Inflation vereitelten jedoch diesen Plan. Mit der Zeit hatten sich aber die Platzverhältnisse in der alten Synagoge so verschlechtert, daß eine Änderung geschaffen werden mußte. Man entschloß sich deshalb, die bestehende Synagoge zu erweitern. Die zur Verfügung stehende Fläche war sehr beschränkt. Trotzdem haben es die Architekten Mahr und Stiefel unter Einhaltung der gesetzlichen und rituellen Vorschriften verstanden, den Raum so auszunutzen, daß weit über die doppelte Anzahl Sitzplätze gewonnen wurde. Während in der alten Synagoge bei einer bebauten Fläche von 190 qm insgesamt 335 Sitzplätze vorhanden waren, beträgt die Gesamtzahl derselben nach der Erweiterung um 130 qm jetzt 730. Dabei sind die Treppenhäuser, Gänge und Ausgänge nach den neuesten Bestimmungen angelegt, auch auf die Möglichkeit guter Durchlüftung wurde besonders gesehen. Die Akustik ist, wie man feststellen konnte, ausgezeichnet.

Der neue Anbau ist vollständig unterkellert. Es befinden sich im Kellergeschoß die Garderobe und Toiletten für Männer sowie ein großer Versammlungsraum. Im Erdgeschoß sind die Plätze für Männer – auf der großen Empore für die Frauen – untergebracht. In einem Zwischengeschoß ist die Empore für Sänger eingebaut. Über der Frauenempore wurde noch ein großer Raum gewonnen, der 84 Sitzplätze faßt. Die Garderobe und Toiletten für Frauen befinden sich in gleicher Geschoßhöhe.

Den Zugang vom Haupt-Treppenhaus bildet vom Judenhaus aus eine breite und bequeme, mit Glasdach geschützte Freitreppe. Die Neben-Treppe wird durch den in gleicher Weise überdachten Zugang von der oberen Judengasse erreicht.

Das Äußere ist dem alten Bau angepaßt, aber durchweg farbig neu behandelt worden. Das Innere hat Herr Kunstmaler Pfister in geschmackvoller Weise stilgerecht ausgemalt, so daß der Bau in jeder Weise eine Zierde unserer Stadt geworden ist; Herr Oberbürgermeister Dr. Antoni hat dies in seiner Ansprache ausdrücklich hervorgehoben.



Die Synagoge in Gersfeld wurde im Jahre 1887 im maurischen Stil errichtet. 1938 wurde sie zerstört.
Archivbild

Obwohl der Bau selbst große Kosten verursachte, hat die Opferwilligkeit der Gemeinde und einzelner Mitglieder sowie weiterer Kreise es zuwegegebracht, daß auch die Inneneinrichtung vollständig neu beschafft werden konnte. Ein nachahmenswertes Beispiel für die anderen Konfessionen. Besonders ist auch die unentwegte, uneigennützte Tätigkeit der Mitglieder der einzelnen Ausschüsse hervorzuheben, vor allem die des unermüden Vorsitzenden der Baukommission, Herr Stadtrat Adolf Katzenstein.

Bauleitung und Unternehmer haben ihr Bestes gezeigt, und man muß der Gemeinde Glück wünschen, daß sie eine so gute Auswahl getroffen hat. Mit den Arbeiten und Lieferungen wurden fast nur hiesige Gewerbetreibende betraut. Den Rohbau führte Fa. Joseph Kollmann, die Plattnerarbeiten Fa. C. A. Arnd und Schuster u. Co., die Marmorarbeiten Fa. Engelbert Stock und Sohn, die Stuck- und Außenputzarbeiten Fa. Gg. A. Schnell bzw. Brähler und Nüchter aus. An den Schreinerarbeiten waren die hiesigen Meister J. J. Wehner, Valentin Ernst, Karl Hahner und Gebr. Richter beteiligt. Joseph Kirsch, Adam Bösch, A. Fleischmann und R. Hausmann lieferten die Schlosserarbeiten. Die elektrische Anlage wurde von der Firma Trabert ausgeführt, die Installationsarbeiten von Spengler Gerhard.

Das Werk ist gelungen und findet allgemein Gefallen. Dienstag und Mittwoch den 13. und 14. d. Monats von vormittags 10 bis nachmittags 5 Uhr ist die Synagoge für jedermann zur Besichtigung freigegeben.



Blick in das Innere der Synagoge in Fulda.



Das Innere der Synagoge in Fulda.

Bilder: Edith Haas geb. Katzenstein

Von der Rhönbahn Fulda–Hilders–Tann

Betrieb und Verkehr zu Beginn des Jahrhunderts / Von Lutz Münzer

Vorbemerkung

Während über Planung und Bau der Nebenbahn von Fulda nach Tann eingehendere Darstellungen vorhanden sind, wissen wir recht wenig über die Durchführung des täglichen Betriebes in der Frühzeit dieser Strecke. Wichtige Aufschlüsse in dieser Hinsicht liefert ein durch einen glücklichen Zufall erhalten gebliebener Betriebsplan der Strecke aus dem Jahre 1904. Er findet sich innerhalb der Akte „Bahnhof Hilders“ im Staatsarchiv Marburg (Bestand 605,2 BD Frankfurt, Nr. 120). Diese für jede Strecke seitens der Königlich Preussischen Eisenbahnverwaltung (KPEV) erstellten Unterlagen besitzen nicht nur einen Wert für den speziell am Eisenbahnwesen Interessierten, sondern vermögen auch die Bedeutung der Bahn als Arbeitgeber im ländlichen Raum und das mit ihr gegebene „Serviceniveau“ im Infrastrukturbereich näher zu beleuchten.

Strecke, Stationen und örtliches Personal

Die Nebenbahn nach Tann zweigt 4,47 km nördlich des Bahnhofes Fulda von der Hauptbahn Hanau–Fulda–Bebra an der Abzweigstelle Götzenhof ab. Von dort aus belief sich die Länge der Stichstrecke in die Rhön auf 37,13 km. Davon führten 1173 m durch einen Tunnel an der Milseburg. Die maximale Neigung der Linie betrug 1:50, ihr engster Bogenhalbmesser 225 m.

Eine technische Besonderheit befand sich an der Einfahrt des Bahnhofes Hilders mit einer fast 900 m langen „Gleisverschlingung“. Worum handelte es sich dabei? In Hilders mußten die Züge die Fahrtrichtung wechseln, da die Gleise von Fulda und von Tann beide von Norden her auf den Marktflecken zuführten. Sie liefen bereits nahezu einen Kilometer vor dem Bahnhof zusammen. Um nun einerseits zu vermeiden, daß sich in dieser Distanz eine Weiche befand, die aus technischen Gründen vom Bahnhof aus nicht hätte fernbedient werden können, und um andererseits den Aufwand für eine zweite Gleisbettung und einen zweiten Schwellensatz auf diesen 900 m zu umgehen, verschlang man die vier Schienen der beiden Gleise so ineinander, daß jeweils zwei Schienen im Abstand von ca. 20 cm zu liegen kamen und damit nur unwesentlich längere als normale Schwellen genügten. Die Abzweigweiche konnte dadurch unmittelbar am Nordende des Bahnhofes Hilders gelegt werden.

Zwei Dienststellen teilten sich die Unterhaltung der Strecke. Die Bahnmeisterei 46 Fulda war mit zwei Rotten von zusammen 24 Mann für die ersten 13,2 km ab Götzenhof zuständig. Den Rest unterhielt die Bahnmeisterei 45 Hilders. Ihr waren dafür drei Rotten mit insgesamt 25 Mann zugewiesen. Die tägliche Streckenbegehung hatte jeweils für einen bestimmten Bereich ein Mitglied der Stationspersonale durchzuführen. So oblag die Begehung des Abschnittes von km 5,86 bis km 12,00 dem Hilfsweichensteller der Haltestelle Langenbieber. Der Milseburger Weichensteller mußte vor jeder Zugfahrt den Milseburgtunnel ablaufen.

Die Linie wies die Bahnhöfe III. Klasse Hilders und Tann, die Haltestellen Götzenhof, Wiesen, Langenbieber, Bieberstein, Milseburg, Eckweisbach und Habel-Lahrbach sowie die Haltepunkte Melzdorf-Almendorf, Niederbieber und Neuschwambach auf. Fahrkartenverkauf, Gepäck-, Stückgut-, Wagenladung- und

Viehabfertigung waren in Wiesen, Langenbieber, Bieberstein, Eckweisbach, Hilders, Habel-Lahrbach und Tann möglich. In Milseburg konnten keine Wagenladungen abgefertigt werden, in Götzenhof außerdem auch kein Stückgut. Die Haltepunkte besaßen keinerlei örtlichen Abfertigungsdienst. Einziger privater Anschließer war die Firma Nüdling mit einem Basaltbruch östlich der Milseburg bei Eckweisbach. Hier anfallende Wagenladungen fertigte die Haltestelle Milseburg ab.

Durchweg handelte es sich um bescheidene Stationsanlagen. Die größte in Hilders verfügte über acht Weichen und 450 m Nebengleis. Als Warteraum im Haltepunkt Neuschwambach diente ein abgestellter Wagenkasten. In entsprechendem Rahmen hielt sich auch die in Tabelle 1 wiedergegebene personelle Ausstattung derjenigen Stationen, die ortsfestes Personal besaßen. Zusätzlich zu diesen 21 Personen tat im Sommer ein Bahnhofsarbeiter stundenweise Dienst auf den Stationen Langenbieber von 17 bis 18 Uhr, Bieberstein von 4.30 bis 6 Uhr, Eckweisbach von 22 bis 22.30 Uhr, Habel-Lahrbach von 10.30 bis 11 Uhr; in Hilders arbeitete er 1½ Stunden. Dienststelle für den Inhaber dieses ambulanten Arbeitsplatzes dürfte der Bahnhof Hilders gewesen sein.

Die in Tabelle 1 ausgewiesenen Weichensteller versahen in der Regel im Wechsel mit den Stationsaufsehern den Abfertigungsdienst, mußten also über ein recht breites Spektrum an Fertigkeiten verfügen. Ablösungspersonal stellten die Bahnmeistereien. Aber viel abzulösen gab es nicht, denn die Freizeit war eng bemessen. Als Beispiel hierfür sei die Regelung des Sonntagsdienstes im Bahnhof Hilders aufgeführt: „Im Sommer: Die zwei Stationsbeamten und Arbeiter haben jeden zweiten Sonntag Gelegenheit zum Kirchgang sowie alle vier Wochen einen freien Tag. Im Winter: Die Stationsbeamten haben jeden zweiten Sonntag frei, die Arbeiter jeden vierten Sonntag, haben außerdem jeden zweiten Sonntag Gelegenheit zum Kirchgang.“

Ausgedehnte Arbeitszeiten ermöglichten zusammen mit vielfältigen Dienstaufgaben des Personals lange Besetzungs- und Schalteröffnungszeiten, und zwar an allen Wochentagen (vgl. Tabelle 2). Selbst Güter konnten auf allen hierfür zugelassenen Stationen an Feiertagen von 8 bis 10 Uhr abgefertigt oder abgeholt werden.

Ehemalige Stückguthaltestelle Milseburg. Daran, daß am Haltepunkt Milseburg einst reger Stückgutverkehr stattfand, erinnert, als hier zu Pfingsten 1983 drei Radler den Zug nach Hilders verließen, nichts mehr (Aufnahme: Münzer).

Personen und Güter in denselben Zügen befördert

Für die wenigen Züge – drei bis vier pro Richtung täglich – genügte eine Zugeinheit, gezogen von einer vierachsigen Tenderlok mit drei gekuppelten Achsen, also wohl einer Maschine der Reihe T 9. Bei der preussischen Staatsbahn gelangten seit 1892 auf Nebenstrecken diese Lokomotiven in großer Zahl zum Einsatz. Sie verfügten über ca. 450 PS Leistung und erreichten eine Höchstgeschwindigkeit von 60 bis 65 km/h. Die Lokomotive der Rhönbahn wurde von zwei Personen im Wechsel gefahren und war mit diesen in Tann stationiert. Von hier aus begann morgens der Verkehr und endete abends dort.

Während Reisezugwagen bereits die durchgehende Druckluftbremse besaßen, fehlte sie noch bei Güterwagen. Zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des Betriebsplanes (1. 4. 1904) verkehrten die Regelzüge der Rhönbahn grundsätzlich als gemischte Züge mit sowohl Personen- als auch Güterwagen. Die größte Zuglänge betrug – mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Lokomotive – 26 Achsen, von denen wiederum höchstens zwölf Achsen nicht an der durchgehenden Bremse angeschlossen sein durften. Also konnten maximal sechs zweiachsige Güterwagen mitgeführt werden. Während alle Züge Kleinvieh, Eilgut und Leichen transportierten, waren nur einzelne Züge – vermutlich zwei pro Tag und Richtung – auch für die Beförderung von Frachtgut zugelassen. Letztere benötigten nahezu zwei Stunden für die Fahrt von Fulda nach Tann, erstere etwa 1½.

Zu jedem Zug gehörten neben der Lokomotivmannschaft ein Zugführer, ein Schaffner und ein Bremser. Die Aufgaben jedes einzelnen während der Fahrt gibt der Betriebsplan sehr detailliert wieder. So lautete für den letzten Zug nach Tann eine Arbeitsanweisung an den Bremser: „Derselbe hat auch die Laterne auf dem Haltepunkt Neuschwambach zu löschen.“ Das Zugpersonal stellte der Bahnhof Fulda.

Zusätzlich zu den Regelzügen rollten unregelmäßig Sonder- und Arbeitszüge, die insbesondere der Basaltabfuhr aus dem Anschluß Nüdling dienten. Zur Streckensicherung beim gleichzeitigen Verkehren mehrerer Züge fungierten die Stationen Götzenhof, Langenbieber, Bieberstein, Hilders und Tann als Zugmelde- und Zugfolgestationen. Bedarfsweise konnten sämt-

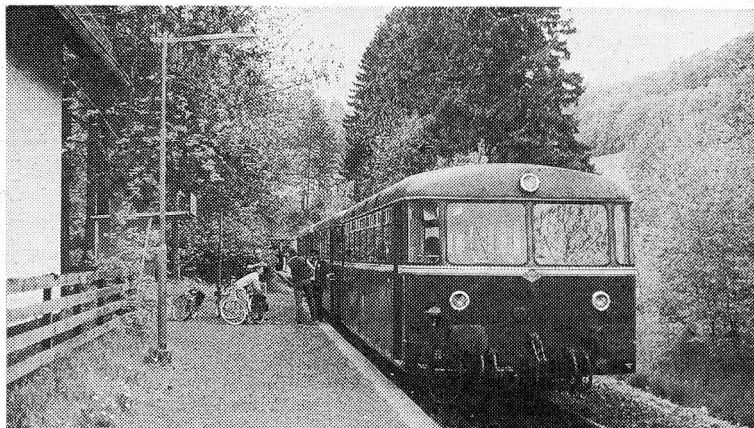


Tabelle 1: Stationspersonal auf der Strecke Fulda–Hilders–Tann im Jahre 1904

Station	Personal
Götzenhof	1 Haltestellenaufseher, 1 Weichensteller 1. Kl., 1 Weichensteller
Wiesen	1 Haltestellenaufseher
Langenbieber	1 Haltestellenaufseher, 1 Weichensteller
Bieberstein	1 Haltestellenaufseher, 1 Weichensteller
Milseburg	1 Haltestellenaufseher, 1 Weichensteller 1. Kl.
Eckweisbach	1 Weichensteller
Hilders	1 Stationsverwalter, 1 Weichensteller 1. Kl., 1 Hilfsweichensteller, 1 Bahnhofsarbeiter
Habel-Lahrbach	1 Weichensteller 1. Kl.
Tann	1 Stationsverwalter, 1 Weichensteller, 1 Hilfsweichensteller, 2 Bahnhofsarbeiter

Zusammen 21 Personen

Quelle: ED Frankfurt, Betriebsplan Fulda–Tann. Es gab Weichensteller 1. und 2. Klasse (Kl.).

liche anderen besetzten Stationen diese Aufgaben zeitweise zusätzlich übernehmen. Zugbegegnungen ließen sich in Hilders und Langenbieber durchführen.

Bescheidener, aber wachsender Verkehr

Aus den Jahren 1901 und 1911 liegen für den Teil der Strecke, der sich im damaligen Landkreis Fulda befand, Angaben über das Aufkommen im Güterverkehr und über den Fahrkartenverkauf auf den Stationen vor (Bericht des Kreisausschusses des Kreises Fulda usw. 1911). Die Werte sind bescheiden, steigen aber in diesen zehn Jahren erheblich, z. B. beim frachtpflichtigen Wagenladungsverkehr um 79 Prozent. Dies entspricht fast genau dem Durchschnitt auf dem Netz der preußischen Eisenbahn im gleichen Zeitraum (Statistik der Eisenbahnen Deutschlands 1901 und 1911, jeweils Tab. 19, Sp. 123). Die durchschnittliche Nutzlast einer Wagonachse im Frachtverkehr der Preußischen Eisenbahnverwaltung betrug 1901 4,11 t, 1911 4,41 t (a.a.O., jeweils Tab. 16, Sp. 51). Demnach belief sich das Aufkommen zwischen Bieberstein und Wiesen 1901 auf 757 beladene zweiachsige Waggon, 1911 auf 1261. Das bedeutet, daß bei den damals üblichen 300 Werktagen im Jahr durchschnittlich pro Werktag 1901 2,5 und 1911 4,2 Waggon zuzustellen oder abzuholen waren. Da der Güterverkehr auf dem im damaligen Landkreis Gersfeld gelegenen Streckenteil im gleichen Zeitraum sich höchstwahrscheinlich ebenso positiv entwickelte, legte die Direktion Frankfurt ein nur dem Frachtverkehr dienendes Zugpaar ein. Dieses verließ Fulda früh und kehrte dorthin abends zurück. Seine Einlegung erfolgte eventuell noch während der Gültigkeit unseres Betriebsplanes, denn Anfang 1905 gab es Klagen seitens der Station Hilders über die obengenannte Gleisverschlingung, die bei nun regelmäßig im Bahnhof vorkommenden Zugkreuzungen betriebsbehindernd wirkte (Staatsarchiv Marburg, Best. 605,2, Nr.

120 Bahnhof Hilders; Schreiben der Betriebsinspektion Fulda 2 am 9. 1. 1905 an die ED Frankfurt).

Die Angaben über das Verkehrsaufkommen lassen deutlich werden, daß sich das Arbeitstempo während der langen Dienstschichten auf den Bahnhöfen in Grenzen hielt. 24 Fahrkarten pro Tag waren 1901, 46 1911 in Langenbieber auszustellen. Außerdem hatten sich die hier Beschäftigten täglich 1901 mit 7, 1911 mit 13 Frachtbriefen zu befassen.

Schlußbetrachtung

Zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde auf der Rhönstrecke Fulda–Hilders–Tann ein breites Spektrum an Verkehrsleistungen auf einem zwar niedrigen, aber wachsenden quantitativen Niveau erbracht. Für die wirtschaftliche Entwicklung des von der Bahn berührten Raumes dürften diese Transportleistungen von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Nicht übersehen werden soll die Rolle der Bahn als Arbeitgeber. Allein im nördlichen Teil des damals 21500 Einwohner zählenden Kreises Gersfeld beschäftigte die Staatsbahn etwa 40 Personen, d. h., mindestens 100 Menschen lebten direkt von der Bahn. Diese Arbeitsplätze befanden sich überwiegend in den Zentralorten Tann und Hilders, zu einem geringen Teil aber auch in Dörfern wie Eckweisbach.

Von allem ist kaum etwas übriggeblieben – weder vom Transportangebot der Bahn noch von den Arbeitsplätzen. Während für die Wiedereinführung diverser Schienenverkehrsleistungen zahlreiche regional- und volkswirtschaftliche Gründe vorliegen, kann die Bahn als Arbeitgeber angesichts des heutigen Lohnkostenniveaus keinesfalls mehr ihre historische Rolle zurückerhalten. Das seit der Jahrhundertwende eingetretene Wirtschaftswachstum gestattet es nicht, da praktisch alle Bevölkerungsschichten an ihm teilhatten, Eisenbahnen mit dem seinerzeit üblichen Personalaufwand zu betreiben. So wird denn der Reisezug der Zukunft, sofern er überhaupt wieder rollen sollte, nur mit wenig Eisenbahnpersonal besetzt sein, und Fahrkarten wird man in Stationen wie Bieberstein nie wieder kaufen können.

Literatur und Quellen

Bericht des Kreisausschusses des Kreises Fulda über die Verwaltung und den Stand der Kreiskommunalangelegenheiten im Jahre 1911. Fulda.

ED Frankfurt am Main, Betriebsinspektion 2 Fulda: Betriebsplan für die Nebenbahn Fulda–Tann. Besonderer Teil. Gültig ab 1. 4. 04. Frankfurt am Main. (Enthalten in: STA Marburg, Bestand 605,2 BD Frankfurt, Nr. 120 Bahnhof Hilders.)

Münzer, L. (1989): Eisenbahnen in der Rhön. In: Lok-Magazin 155, S. 92–106.

Rommel, K. (1966): 75 Jahre Rhönbahn Fulda–Hilders–Tann. In: Buchenblätter 39, S. 61 und 66/67.

Seliger, B. (1986²): Rhönexpress auf dem Abstellgleis. Geschichte und Niedergang der Bahnlinie Fulda–Hilders–Tann. Fulda (Fuldaer Hefte 7).

STA Marburg = Staatsarchiv Marburg, Bestand 605,2 BD Frankfurt, Nr. 120 Bahnhof Hilders.

Statistik der Eisenbahnen Deutschlands = Statistik der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen Deutschlands – nach den Angaben der Eisenbahnverwaltungen – bearbeitet im Reichs-Eisenbahn-Amt, Bd. XXII, Rechnungsjahr 1901, und Bd. XXXII, Rechnungsjahr 1911, Berlin 1903 und 1913.

Zur fuldischen Medaillenkunde:

Das große Zinnstück von 1842 RR.

In der Nr. 7 der Buchenblätter vom 22. 3. 93 schildert Dr. Otto Berge die Einweihung des Bonifatiusdenkmals in Fulda im August 1842. In jenen Tagen wurde hier eine ungewöhnliche Medaille zur Erinnerung angeboten: Zinnguß – auch in versilbert und vergoldet – 73 Millimeter Durchmesser, knapp 50 Gramm Gewicht, gestaltet von dem jungen Zinngießer Carl Scheller in Kassel „unter Henschels Leitung“, so Hoffmeister, der es ja wissen muß.



Avers: das Denkmal von Winfried Bonifatius von Werner Henschel, eine Zeile Umschrift: VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM. Im Fußgestell: ST. BONIFACIUS. Unten im Bogen zu Seiten der Statue: W. HENSCHEL FECIT 1839.



Revers: Viele Zeilen Schrift: WINFRIED BONIFACIUS / APOSTEL DER DEUTSCHEN / GEB. IN ENGLAND 680 / PREDIGT DAS EVANGELIUM IN DEUTSCHLAND 719 / ERBAUT DIE ERSTE KIRCHE IN HESSEN 732 / STIFTET DAS KLOSTER FULDA 744 / WIRD ERZBISCHOF V. MAINZ 745 / ERMORDET ZU DOCKENBURG 755 / ÜBERTRAGEN VON MAINZ NACH FULDA 755 / WO DIE DOMKIRCHE DESSEN ASCHE BEWAHRT. Unten im Bogen C. SCHELLER CASSEL. Umschrift: ZUR ERINNERUNG AN DIE EINWEIHUNG DES DENKMALS SCT. BONIFACIUS AM 17. AUG. 1842.

1855 zum 1100. Todestag von Winfried Bonifatius erschien eine sehr ähnliche Zinnmedaille in gleicher Größe, ebenfalls von Scheller. Die Stücke werden oft verwechselt. Johann Fechner

Tabelle 2: Besetzungszeiten der Stationen der Strecke Fulda–Hilders–Tann im Jahre 1904

Station	Besetzungszeit
Wiesen	im Sommer 5.00 – 14.00 Uhr im Winter 6.30 – 14.00 Uhr
Langenbieber	im Sommer 4.50 – 22.10 Uhr im Winter 6.10 – 20.30 Uhr
Bieberstein	im Sommer 4.30 – 22.10 Uhr im Winter 6.00 – 20.30 Uhr
Milseburg	im Sommer 4.15 – 22.30 Uhr im Winter 5.40 – 21.00 Uhr
Eckweisbach	im Sommer 4.20 – 14.00 Uhr im Winter 5.50 – 14.00 Uhr
Hilders	im Sommer 4.00 – 23.15 Uhr im Winter 5.30 – 21.30 Uhr
Habel-Lahrbach	im Sommer 3.40 – 14.00 Uhr im Winter 5.20 – 14.00 Uhr
Tann	im Sommer 3.20 – 23.20 Uhr im Winter 4.50 – 21.30 Uhr

Quelle: ED Frankfurt, Betriebsplan Fulda–Tann

Tabelle 3: Verkehrsaufkommen der im Kreis Fulda gelegenen Stationen der Strecke Fulda–Hilders–Tann 1901 und 1911

Station		Stückgut (t)	Wagenladung (t)	Dienstgut (t)	Großvieh (Stück)	Kleinvieh (Stück)	Fahrkarten
Götzenhof	1901	–	–	–	–	–	6832
	1911	–	–	–	–	–	3664
Melzdorf-Almendorf	1901	–	–	–	–	–	8596
	1911	–	–	–	–	–	9570
Wiesen	1901	224	2039	60	45	22	6672
	1911	217	2050	90	77	33	8422
Niederbieber	1901	–	–	–	–	–	6015
	1911	–	–	–	–	–	6420
Langenbieber	1901	292	1928	182	95	59	8867
	1911	871	5250	26	106	166	15158
Bieberstein	1901	487	2257	89	233	175	11297
	1911	783	3824	252	298	505	16083

Anmerkung: Der Fahrkartenverkauf für die Haltepunkte Melzdorf-Almendorf und Niederbieber erfolgte vollständig, für die Haltestelle Wiesen ab 14 Uhr in den Zügen.

Quelle: Bericht des Kreisausschusses des Kreises Fulda 1911.

Von Form und Bedeutung der Fuldaer Spruchweisheit

Von J. Schwarz

(Fortsetzung)

268 Die ganze Welt bannen wollen. Du dost groa:t, böe bān du döe ga:nz Wäält köenst geban (gebam). Du tust gerade, wie wenn du die ganze Welt bannen könntest.

Einen Übermütigen, einen mit verstiegenen Plänen sucht man mit diesem Spruch auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuholen. „Bannen“ ist eigentlich kein Wort des fuldischen Sprachschatzes. Deshalb wird es teilweise auch nicht verstanden und zu „bame/bammer.“ entstellt. Es wäre denkbar, daß diese Wendung eine frühe Importware aus dem südhessischen Raum darstellt (H. Witte, S. 74).

269 Vom wilden Watz gebissen. Ich glae, du bist vom wölle Waz geböese. (Ich glaube, du bist vom wilden Watz [= Eber] gebissen.)

Das Wort „Waz/Watz“ in dieser Wendung weist sich als fuldisches Eigengut aus, weil der Inhalt dieses Wortes eine fuldische Eigenart darstellt. In der Wetterau und in Südhessen wird der nicht verschnittene Eber als „Watz“ bezeichnet (vgl. H. Friebertshäuser: Kleines hessisches Wörterbuch. 1990, S. 205). Der kleine inhaltliche Unterschied des Wortes benötigt in der fuldischen Wendung den Zusatz „wöell/wild“, damit der geistige Schaden, der dem Angesprochenen mit diesem Spruch vorgehalten wird, durch den Schreck bei der Begegnung mit der Bestie ursächlich erklärt und gleichzeitig abgemildert wird.

270 Wittert's (Donnert's) in den hahlen Wald, schneit's in den grünen. Widert's in'n ho:le Wa:lt, schnöit's in'n grünen.

Diese Wetterregel stammt aus dem fuldischen Raum, wie aus dem Wortbestand zu schließen ist, denn die Satzperiode enthält aus dem eigenständigen Wortbestand die Wörter „widere/wittern“ = donnern (umgelautet aus „wettern, Wetter“ wie „Gewitter“), ho:a/hahl = trocken, dürr (vgl. Grimm 10; Sp. 159 – „hahl“ 3). Im letzteren wird zum nachfolgenden gedehnten a in „Wa:lt“ der Zwischenvokal oa meist zu o dissimiliert, wodurch ein unverständliches „ho:l/hohl“ entsteht. – Wie allen bauerlichen Wetterregeln liegt gewiß auch dieser eine beachtliche Beobachtung zugrunde, aber deren Umfang reicht wie in den anderen Wetterregeln für eine allgemeine Geltung nicht aus.

271 Zāh wie Juchtenleder. Zāa:e böe Juchze-lāa:der.

Der kaum ausgleichende Nachteil, den Lautsprachen (Mundarten) gegenüber einer Schriftsprache haben, ist das Fehlen des Korrektivs „Schrift“: Eine Mundart benutzt nur das Ohr als Kontrollorgan, während die Schriftsprache auch das Auge über das Schriftbild zur Prüfung der Richtigkeit einsetzen kann.

Hörfehler des Ohrs werden kaum ausgeglichen, zumal dann, wenn sich vorhandene klangähnliche Wörter aufdrängen und ein neu gehörtes Wort umformen. Bei der Bezeichnung der Lederart „Juchten“ wurde das neue Wort an „juchze/jauchzen“ angelehnt und entsprechend umgeformt. Außerdem wurde die Bedeutung des Wortes nicht ganz erfaßt, so daß man die Lederart nochmals mit dem Zusatz Leder zu „Juchze-lāa:der“ ergänzen und erklären zu müssen glaubte. So schuf das Fuldische eine Form mit gedoppelter Aussage, einen Pleonasmus. – Mit dem Bildwort „Juchze-lāa:der“ vergleicht man im Umland Fuldas viele Sachen mit dehnbarer Konsistenz, und auch Personen nimmt man in diesen Vergleich auf.

272 Zerbrich dir nicht die Zunge! Verbräach döer nöett döe Zong!

Zunächst könnte man diese fuldische/hessische Redewendung als eine Abwandlung der schriftdeutschen Aufforderung: Zerbrich dir nicht den Kopf! verstehen. Wie aber die erwähnte „Zunge“ verdeutlicht, ist vom Sprechen die Rede und nicht vom Nachdenken. Damit ist der Spruch von der Zunge vom Sinn her eine eigene Schöpfung des hiesigen Sprachgebiets und von der schriftdeutschen Redensart vom „Kopf“ unabhängig einzustufen.

273 Da könnte man sich gerade zerkrümeln. Doa: köent möer sich groa:t vergrößem.

Wenn man sich vor Freude und Spaß kaum fassen kann, dann wird einem beim befreienden Lachen so leicht, alles Schwere fällt von einem ab, und man hat das Empfinden, als schwebte man im Raum. Diese Gemütslage fängt die fuldische Sprechformel mit „sich vergrößembele“ ein, womit einmal ein Vorgang, nämlich die Auflösung einer Person in Krümel, anschaulich vorgestellt wird und zum andern die humorvolle Grundstimmung der Fuldaer durch diese Vorstellung zur Geltung kommt.

274 Keine Ziegel auf dem Dach ist mehr sein. Of fem Dach öess kae: Zöe:el me: si:

Meist bemühen sich die vokstümlichen Wendungen um zielstrebige Deutlichkeit. So wird auch in dieser Redensart überspitzt die letzte Ziegel für den gesamten Besitz als Teil für alles genannt. – Der Spruch ist auch in der östlichen Rhön nachgewiesen (Spieß; S. 50, Nr. 379).

275 Zweimal abgeschnitten und immer noch zu kurz. Zwāa:moa: oabgeschnöe:de onn imer noch zu koetz.

Eine hiesige Wendung, mit der in echt humorvoller Gesinnung das eigene handwerkliche Können verspottet wird und zu der aus anderen Sprachlandschaften keine Parallele bekannt ist. (Schluß)

Von Schubkarren und Leiterwagen

Mit Zugtieren bespannte Fuhrwerke und von Menschen gezogene Handwagen und Karren gehörten noch in den zwanziger Jahren ins Bild der Straßen, Höfe und Fluren. Ob es sich dabei um Kutschen, Chaisen, Droschken, Kaleschen und anderes für die Personenbeförderung handelte, sie wurden von Pferden gezogen. Daneben gab es, besonders auf dem Land, für bäuerliche Produkte und Güter Leiter-, Plan- oder Kastenwagen, Jauche- und Mistwagen, kleinere Gefährte mit Sitzbock und Ladefläche sowie zweiteilige Transportmittel für Langholz und andere Objekte. In ärmeren Gegenden waren vielfach Kühe vorgespannt. Wagen und Karren bestanden früher aus dem Hauptwerkstoff der waldreichen Gegenden, dem Holz, und waren mit Eisen beschlagen. Für ihre Herstellung sorgten Wagner und Schmiede, die fast bis ins kleinste Dorf zu finden waren. Von ihnen wurden neben großen auch kleinere Fahrzeuge hergestellt, die von Personen fortbewegt wurden, und das waren vierräderige Leiterwägelchen und einräderige Schubkarren sowie die früher in die Rhön als „Roadbern“ bekannten Mistkarren.

Daß vor allem die Landbevölkerung mehr oder weniger Gewichtiges über lange Strecken „schürchte“, also schob, belegen zwei Geschichten aus dem früher fuldischen und heute hessisch-bayerischen Raum.

Als 1876 das einst fuldische Städtchen Brückenau in einer Sommernacht fast völlig abgebrannt war, gab es große Not, und neben einem Obdach und anderem fehlten vor allem Lebensmittel. Die Bitte um Spenden verbreitete sich in alle Lande, und zur Hilfe boten sich auch die Fuldaer an. So waren in einem Fall von Bekannten dort sieben Laibe Brot versprochen worden, und ein junger Brückenauer Mann wurde mit seinem Schubkarren losgeschickt, um sie zu holen. Er zog im Morgengrauen fort und kam abends todmüde wieder heim zu den Hungrigen. Sie zählten gierig die Laibe und fanden nur sechs: „Bu is der siebt Laeb?“ wollten sie wissen. Da drehte und wendete sich der Brotholer, bis er sich anscheinend selbst fragte: „Söllt



ich der in Gedanken aufgesse hoä?“ (Bei dem „söllt ich der“ begegnet uns der „accusativ fuldensis“, die Verwechslung zwischen dem 1. und dem 4. Fall.)

Ein andermal fuhr um 1900 im hessischen Züntersbach morgens ein Bauer mit seinem leeren Schubkarren los und schob ihn über den Berg nach Brückenau. Als er mittags mit dem immer noch leeren Karren heimkam, stand sein Nachbar am Zaun und sagte verwundert: „Koarl, etz biste häut Murche leer fuat on kömmt widder leer haemm, für boas nimmst de da doa de Koarn?“ – Da meinte der Koarl: „No, daß ich aebbes in de Haand hon.“ – Der Karl konnte also nicht mit leeren Händen und gutem Gewissen über Land gehen.

In unserer Zeit haben „Schubkoarrn“ und „Roadbern“ aus Holz längst ausgedient und werden schon lange kaum mehr „geschürcht“, nachdem sie jahrhundertlang in der Bauerei unentbehrlich waren. Ihre „Nachfolger“ bestehen aus Metall und sind gummibereift. Da gibt es im Sommer kein Rad mehr, das „derlecht“, also austrocknet und auseinanderfällt, sie sind auch dauerhafter als ihre Vorfahren, die längst museumsreif geworden sind.

Text und Bild: Oskar Kirchner

Vor 100 Jahren

Aus 151 und 152 der FZ-Ausgabe 1878

Daß es damals sehr gefährlich war, in der Dunkelheit über den Schnee heimzugehen, beweisen folgende drei Meldungen:

Der tiefe Schnee hat in Weiperz ein Opfer gefordert. Johann Joseph Stub, 58 Jahre alt, wollte am 24. Dez. abends 7 Uhr von Sterbfritz nach Weiperz heimkehren. Jedoch verirrte er sich auf dem kaum eine halbe Stunde weiten Weg und wurde am 25. Dez. im Grunde zwischen Sterbfritz, Weiperz und Sannerz im Schnee erstarrt aufgefunden.

In der Nr. 152 lesen wir unter dem 27. 12.:

Schon seit einigen Tagen wurde der ledige, 37jährige Friedrich Heimer aus Stöckels vermißt, bis er heute vom Schweinehirten in der Nähe von Melsdorf tot aufgefunden wurde. Er hatte sich am letzten Sonntagabend betrunken von Margretenhaun entfernt, sich verirrt und wurde vom Schnee begraben.

Unter dem 29. Dezember wird aus Flieden berichtet: Der Tagelöhner Benedikt Dömmmerlin von Struth wollte am 24. Dez. mit dem Zuge abends 6 Uhr aus Frankfurt kommend, sich noch zu seiner Familie nach Struth begeben. Er verfehlte aber gleich außerhalb von Flieden den Weg und wurde im Schnee lebendig begraben. Erst heute nachmittag ist seine Leiche aufgefunden worden. Er hinterläßt Frau und zwei Kinder.

Vor 100 Jahren

Nachrichten aus dem FZ-Jahrgang 1877

Eine weitere Meldung in der Ausgabe vom 13. März berichtet über eine Typhusepidemie in Fulda. In ihr heißt es u. a.: Das hiesige Landrathsamt erläßt folgende Bekanntmachung: Nach Mittheilung des Kreisphysikus sind im Monat Februar c. Typhus bzw. Typhoid in hiesiger Stadt ziemlich häufig vorgekommen, und zwar in der Petersgasse 8, in der Schulstraße 6, am Schweinemarkt 4, auf der Miste 1, in der Florengasse 1, in der Ohmstraße 1, in der Löhersgasse 1, am Buttermarkt 2, in der Marktstraße 2, auf dem Platten (Kanalstraße) 1, in der Friedrichstraße 1 und am Gemüsemarktplatz 1, zusammen also 29 Fälle. Es wird die Ursache dieser Krankheit in der schlechten Beschaffenheit der Pumpenbrunnen dahier vermuthet. ... Die Einwohner ... werden deshalb vor der Verwendung von Pumpenwasser zum inneren Gebrauch verwahrt.

Abenteuer in der Retirade-Zeit

Von Joseph Diegelmann

Der 93jährige Peter Ellenbrand aus Marborn hat seinen Enkeln und Urenkeln aus der Retiradezeit 1813 folgendes berichtet:

Ich zählte damals gerade 17 Jahre. In unserem Dorfe lagen viele Leute an dem von den Franzosen eingeschleppten Nervenfieber krank danieder. Eine beträchtliche Zahl von ihnen war schon der Seuche zum Opfer gefallen. Auch meine Eltern hatte es erwischt.

„Junge“, sagte mein Vater, „hole für uns und die kranken Nachbarnleute in der Ratsapotheke zu Steinau die heilkräftige Arznei, aber spute dich, damit uns nicht erst der Tod auf der Zunge sitzt.“ Ich versprach, keine Zeit zu verlieren, und machte mich eilends auf den Weg, den ich ohne Störungen zurücklegte. Es dauerte eine geraume Weile, bis der mir gut bekannte Heilkundige die Mixtur gebraut hatte. Da klang lautes Pferdegetrappel an mein Ohr. Ich rannte ans Fenster und erblickte eine große Kolonne von bärtigen Reitern von wildem Aussehen. Es waren Kosaken, die dem Heere Blüchers zugeteilt waren, der den Rückzug der Franzosen stören sollte. Es waren auch Pferde mit leerem Sattel dabei, weil die Truppe

bei den Gefechten mit dem noch kampffähigen Feinde manche Kameraden verloren hatte.

„Peter“, rief der Apotheker, „laß dich nicht sehen.“ Ich hatte mich indessen auf der oberen Treppenstufe postiert, um die Gesichter eines fremden Volkes näher besehen zu können, und die Warnung kam zu spät. Einer der Kosaken sprang plötzlich ab, um mich für Dienstleistungen zu rekrutieren. Ich begriff rasch die gefährliche Situation und rannte durch den Hausflur nach dem Hof. Ehe ich jedoch ein sicheres Versteck fand, fühlte ich mich ergriffen, wurde zur Straße gezerrt und auf ein herrenloses Pferd gesetzt, das inmitten der wilden Reiter dahintrabte. Eine Flucht war unmöglich. Als man Steinau hinter sich hatte, ging es im schnellen Ritt auf Ahl zu, wo man kurze Rast machte. In Salmünster suchte man in der Wirtschaft Engel einige Nachtquartiere; ein Teil der Kosaken wohnte auch in Privathäusern. Mein Schlafgemach war ein Stall, wo einige Pferde das Lager mit mir teilten. An der Türe saß ein Kosakenreiter als Wächter. Ich merkte, daß er dem Alkohol stark zusprach, aber er konnte anscheinend sehr viel vertragen und vernach-

(Schluß auf Seite 67)

Abenteuer in der Retirade-Zeit

(Fortsetzung von Seite 66)

lässigte seine Aufsichtspflicht nicht, so daß durch die Türe ein Entweichen nicht möglich war. In der Gaststube ging es lustig zu, und der Lärm klang immer lauter an mein Ohr. Ich wollte und mußte heim zu meinen kranken Eltern. Ich tastete im Dunkeln die Wände ab, die aus Lehm zu sein schienen. Schließlich entdeckte ich eine dünne Stelle in der Hinterwand, die den Stößen meiner Fäuste nachgab, so daß ich den Sternenhimmel des Oktobers erblickte. Als ich mich zur Rettung ins Freie schwang, suchte ich vergebens festen Boden unter den Füßen und rutschte in die Tiefe. Glücklicherweise fiel ich auf weiches Garten-
gelände, so daß ich unverletzt blieb. Ein Sprung über einen mäßig hohen Zaun, und meiner weiteren Flucht schien nichts mehr im Wege zu stehen. Soden wurde mit schnellen Schritten erreicht, die Höhe nach Marborn erstiegen, und bald hoffte ich daheim sein zu können.

Ich war bis zur Stelle gekommen, die man heute Rimbach nennt, ein Gelände, das mit dichtem Gebüsch bedeckt war. Heute kennt man den Ort unter dem Namen „langer Acker“. Kaum 300 m noch, und das Heimatdorf war erreicht. Da sah ich im ersten Morgenrauschen zwei uniformierte Gestalten kaum einen Steinwurf weit von mir entfernt. Es war ein französischer Offizier und wohl sein Bursche. Es waren die sogenannten „Fricoteurs“, die auf ihrer Flucht nach der verlorenen Völkerschlacht bei Leipzig in den von der großen Heeresstraße abgelegenen Dörfern mitnahmen was sie brauchten; sie waren mir noch unsympathischer als die Kosaken. Also wandte ich mich zur Flucht. Ehe ich das schützende Dickicht erreicht hatte, peitschte ein Schuß durch die Luft. Das Geschoß ging kurz vor mir in die Erde, die mir ins Gesicht spritzte. Bevor ich meine Augen vom Schmutz reinigen konnte, hatten die beiden mich eingeholt und nahmen eine Taschenvisitation vor. Wie aber waren sie enttäuscht, als sie nur etwas Schustergeräth an Licht zogen, das ich als Schuhmacher meist bei mir trug. Ergrimmt zog der Offizier seinen Degen, um mir einen blutigen Denkart zu geben. Ich riß mich los, nahm all meine Kraft zusammen und rannte davon. Im Gebüsch, weitab vom Waldweg, wartete ich mit klopfendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten. Noch war es recht düster. Da krallten sich plötzlich zwei Fäuste um meinen Hals, und harte Schläge sausten auf meinen Kopf, bis ich das

Bewußtsein verlor. — Als ich erwachte, war es heller Tag, und die lichten Herbstnebel brauten über Wald und Feld. Meine Peiniger waren verschwunden. Obwohl es im Kopf rumorte, und der Schwindel mich fast zu Boden riß, machte ich mich doch langsam auf den Weg und versuchte unter Umgehung des Dorfweges mein Heim zu erreichen. Schließlich kam ich auf die „Mauseller“, die im Waldesdunkel etwas abseits vom Dorfe lag. Von hier aus glaubte ich unbehelligt mein Gehöft erreichen zu können. Die Leute nahmen mich freundlich auf und rieten mir, erst etwas Rast zu machen und einen guten Schnaps zu trinken, damit ich die kleine Reststrecke nach all den Schrecken der Nacht leichter bewältigen könne. Noch hatte dieses einsam liegende Haus am Hang des Katzensteines kein Franzmann betreten.

Als ich mich zum Aufbruch rüstete, schüttelte mich plötzlich das Nervenfieber, und ich brach erschöpft zusammen. Sechs Wochen lag ich hier schwer krank danieder, und es weihnachtete schon, als ich das Gehöft, auf zwei Stöcke gestützt, verließ. Indessen waren meine Eltern an der „Retiradekrankheit“ gestorben, und ich traf nur noch eine trauernde Schwester, die später das Anwesen des heutigen Hofes Hergenröder erbte, während die Söhne meist die Heimat verließen, um in der weiten Welt sich eine neue Existenz zu suchen. Ich allerdings verblieb auf dem Boden meines Vaters und erbaute mir nach Jahren das Haus Nr. 27, das heute dem Urenkel Emil Ellenbrand gehört, und verdiente meinen Lebensunterhalt als Schuhmacher. Im Nebenberufe war ich als Forstaufseher tätig. Die beiden Hirschgeweihe im Hause meiner Schwester und in meiner Wohnstube sind die letzten Andenken an meine Jägerrei.

Doch ich habe meine Erzählung noch nicht ganz beendet. Das Glück des Wiedersehens mit meiner Schwester wurde bald getrübt durch neue Gewalttaten der „Fricoteurs“. Sämtliches Vieh wurde aus unserem Stall herausgezerrt und abgeschlachtet, der letzte Ballen Leinen vom Boden geholt und unter die Plündernden verteilt. Als die französischen Marodeure endlich fluchtartig das Dorf verließen, weil ihnen die nachdrängenden Preußen das Diebeshandwerk legten, segnete das ganze Dorf ihren Abzug. Bei den Dorfbewohnern von Marborn hatte der Tod reiche Ernte gehalten, aber auch viele Franzosen erlagen dem Nervenfieber.

Was die Alten erzählen*Allerlei Erinnerungen an die Kötze*

Als vor 1888 noch kein Dampfroß auf stählernen Schienen von Gersfeld nach Fulda durch die Rhönlandschaft dahindonnerte, mußten die Bauersfrauen, die über kein Pferdeuhrwerk verfügten, ihre Agrarprodukte zu Fuß nach dem Markt der Heimatstadt bringen. Das hätte wohl am bequemsten durch einen leichten Rucksack geschehen können, aber abgesehen davon, daß das geringe Fassungsvermögen nicht der ihm gestellten Aufgabe entsprach, so wäre auch durch die Körperwärme des Trägers, besonders in den heißen Sommertagen, die von den Städtern damals hochgeschätzte Landbutter, wenn auch in große, kühle Runkel- oder Weintraubenblätter eingeschlagen, weich geworden, hätte ihre schöne Form mit den bekannten Zieraten eingebüßt und mit Verlust abgesetzt werden müssen. Ein geräumiger Handkorb wäre da schon besser gewesen, doch durch die einseitige Belastung der Wirbelsäule bei den langen Märschen konnte es zu schweren gesundheitsschädigenden Haltungsfehlern kommen. Die Vorzüge beider Beförderungsmittel — geringes Eigengewicht, Transport einer größeren Menge von Material ohne gesundheitliche Nachteile — vereint in idealer Weise der auf dem Rücken tragbare, aus geflochtenen, geschälten, halbierten, heiß gewässerten Weiden oder Spänen korbartige Behälter mit Gurten aus Leder oder Hanf, nach unten sich etwas verjüngend, abgehängt auf vier Füßchen fest stehend, der im Niederdeutschen als Kiepe bezeichnet wird — seit Matthias Claudius aus der Mundart in die Schriftsprache übernommen, im Angelsächsischen Cypa genannt — im Mitteldeutschen Kötze geheißen wird. In Südwestdeutschland kennt man dafür den Namen Kratle, womit man ein Rückengestell mit einem eingehängten Korb meint, während man in Bayern und Österreich für den Rückentragkorb den Ausdruck

Kraxe gebraucht, weil man mit ihm ohne Schwierigkeit in den Bergen herumklettern oder kraxeln kann, um Beeren, Pilze und Teekräuter darin zu verfrachten, was dort mit einem Handwagen oder einer Schubkarre unmöglich wäre.

Nach diesen langweiligen Beschreibungen (teils nach Herder und Brockhaus) nun wieder zurück zu unseren heimischen Kötzen, die in dem Rhönmuseum zu Fladungen von interessierten Lesern näher betrachtet werden können. Man kennt zwei Formen: Ein Großformat zur Beförderung von Butter, Eiern, Porzellan und Holzwaren und ein Kleinformat in halber Höhe mit verlängertem Rückenteil, womit Frauen von Ziegenhaltern an Rainen und Straßengräben Gras holten oder Gemüse und Kartoffeln vom Feld nach Hause brachten. Wenn sie einmal übertoll beladen waren, wurde durch Riemenwerk alles zusammengeschürzt, damit nichts verloren ging.

Als ich 1916 im Vogelsberg eine Lehrerstelle übernahm, begegnete mir auf dem Weg nach dem neuen Wirkungsort eine Menge von „Kötzeweibern“, die für Hasen und Ziegen Futter sammeln wollten. Da dachte ich in meinem Sinn: „Da bist du aber in eine arme Gegend hineingeraten; denn wenn sich früher ein Bauer einmal erkühnte, seine Frau aufzufordern, Frühkartoffeln in der Kiepe vom Felde heimzuholen, hätte sie ihn wohl angeschrien: „Was fällt dir ein? Ich bin doch kein armes Kötzei!“ Aber ich war höchst überrascht, als ich später feststellen konnte, daß diese Frauen, deren Männer zu meist als Maurer auswärts arbeiteten, wohlhabender waren als die Bauersleute, die für ihre Produkte damals schlechten Absatz fanden. Vielfach erklärten sich alte Frauen, denen früher keine Rente beschieden war, bereit, für die kleinen Landwirte die Agrarprodukte zur Stadt zu bringen, wofür sie ein

kleines Entgelt erhielten. So wurden die Begriffe „alt“ und „Kötze“ zu einer feststehenden Verbindung. Fragte man daher früher, warum ein älteres Mädchen nicht heiraten wollte, so erhielt man oft die Antwort: „Ich bin halt schon eine alte Kötzi!“

Zum Schluß eine kleine humorvolle Anekdote als Argument dafür, daß auch eine Kötze manchmal recht schwer sein kann. Eine alte Frau, deren Sehvormögen schon stark geschwächt war, ging im Sommer in den Wald, um Blaubeeren zu sammeln. Ihre Kötze, die sie damit füllen wollte, hatte sie fein säuberlich mit weißem Papier ausgelegt, weil sie die Heidelbeeren an vornehme Leute in Fulda verkaufen wollte. Wie war sie aber erstaunt, daß sie in wesentlich kürzerer Zeit als sonst den Rückentragkorb gefüllt hatte, so daß sie ihrer Begleiterin beim Sammeln der „schwarze Beer“ fleißig helfen konnte. Beim Aufhocken der Kötze fiel ihr auf, daß diese weit schwerer war als sonst. Auf dem Heimweg hatte sie oft das Gefühl, „als müsse sie zusammenbrechen. Ihrer Begleiterin gegenüber äußerte sie bestürzt: „Meine Kräfte haben fühlbar nachgelassen. Ich glaube, es geht mit mir bald zu Ende.“ Wie aber war sie überrascht, zugleich erleichtert und erbost, als sie, zu Hause angekommen, aus der Kötze neben den vielen Beeren auch eine Anzahl schwerer Steine zutage förderte, die ihr böse Buben unbemerkt unten in die Kötze gelegt hatten.

Josef Diegelmann, Welkers

Allerlei Schabernack am Schlachttag

Zur Zeit der winterlichen Hausschlachtungen erinnern sich die älteren Menschen eines Brauchs, der kaum noch lebendig ist. Die Sitte des „Wurstfahrens“ stellte einmal eine Form des dörflichen Gemeinschaftslebens dar, das jedem das Seine gab und keinen aus der gegebenen Ordnung entließ. Höhl erzählt in seinem „Rhönspiegel“, daß noch im vorigen Jahrhundert die „Wurstfahrer“ als eine gern hingenommene Begleiterscheinung jeder Hausschlachtung betrachtet wurden. Man mußte immer mit allerlei Schabernack rechnen und bereitete sich auf Überraschungen vor. So wurde zuweilen, um die „Wurstfahrer“ zu nasführen, eine eigene Wurst hergestellt, die Kartoffeln und Kohlrauben enthielt. Ein solcher Ulk dürfte jedoch nur vereinzelt vorgekommen sein; im allgemeinen konnten die „Wurstfahrer“, die im Volksmund „Helpdede“ hießen, mit einer richtigen Blutwurst rechnen.

Verschieden waren die Formen des „Wurstfahrens“. So erzählt beispielsweise Höhl, daß sich zwei Burschen als Mann und Frau verkleideten. Der Mann trat am Abend des Schlachtages in die Stube, wo die Familie in fröhlicher Runde beisammen war. Er bat um ein Nachtlager für seine „Frau“. Der Hausherr fragte vorsichtig nach seinem Paß. Der „Wurstfahrer“ zog ein Schreiben aus der Tasche und verlas ein humorvolles Sprüchlein. Der Gast wurde zur Suppe eingeladen, und die „Frau“ wurde hereingerufen. Sie fiel jedoch mit großem Gepolter an der Türschwelle nieder, wobei die in der Kötze befindlichen Töpfe zerbrachen – wenn sie nicht schon vorher entsprechend zugelerichtet waren. Die beiden verkleideten Gestalten hatten nun kein Gefäß mehr für die Wurstbrühe, sie mußten sich also mit einer Wurst begnügen, was ihnen sicher auch recht war.

Das war nur eine Form des „Wurstfahrens“, die im vorigen Jahrhundert in der Rhön im Schwange war. Anderswo war es Sitte, daß die „Helpdede“ bei ihrer Aktion kein Wort sprachen, um sich nicht zu verraten. Ihren Wunsch brachten sie dem Hausherrn schriftlich vor. Auf dem Zettel, der überreicht wurde, fanden sich Sprüche wie der folgende:

„Wir sind von Schlitz dahergereist
und haben noch nicht zu Nacht gespeist.
Vielleicht habt ihr für uns 'ne Wurst
und einen Schnaps für unseren Durst!“

Man begann nun, die „Helpdede“ zu necken, um dabei zu erfahren, wer unter der Verkleidung steckte. Verschiedentlich war es auch Sitte, daß die „Helpdede“ ihrer Verkleidung beraubt wurden.

Ich entsinne mich eines Vorgangs aus meiner Jugend, wo zwei „Helpdede“, als Türken verkleidet, sich in ein Wortgefecht einließen. Der Wortführer begegnete mit verstellter Stimme den bohrenden Fragen des Hausherrn so humorvoll, daß die Anwesenden aus dem Lachen nicht herauskamen. Niemand erfuhr, wer sich unter den Verkleidungen verbarg. Die „Helpdede“ erhielten als Dank für ihre gut gespielte Rolle eine Flasche Schnaps und zwei Würste. Als das Fleisch nach Kriegsende sehr knapp war, wurde die alte Sitte oft zu eigensüchtigen Zwecken mißbraucht. So erinnere ich mich, daß am Schlachttag, als die Familie gerade ihre abendliche Mahlzeit beendet hatte, ein kleiner, als Mädchen verkleideter Junge in die Stube trat. Er hatte einen sommerlichen Strohhut auf dem Kopf und einen leeren Rucksack über der Schulter. Das Kerlchen war so bedepert, daß es ganz die Worte seines Auftrages vergaß. Aber seine Mutter, die kurz danach eintrat, konnte humorvoll verdeutlichen, um was es eigentlich ging.

Zur gleichen Zeit spielte sich eine Szene ab, die bewies, daß man selbst in Bauernfamilien kein Verständnis mehr für die althergebrachte Sitte hatte. Zwei Dorfbewohner gedachten einem angesehenen Bauern ein oder zwei Würste abzujagen. Sie verkleideten sich bis zur Unkenntlichkeit und machten sich guter Dinge auf den Weg. Der Bauer jedoch hatte

dicke Luft gewittert und vor seiner Haustür Wache bezogen. „Wir haben heute keine Würste gemacht“, waren die Worte, mit denen er die beiden „Helpdede“ empfing. Den Burschen versagte darob die Sprache und, statt sich mit dem Bauern in ein Streitsgespräch einzulassen, machten sie kehrt und mußten sich gefallen lassen, daß ein höhnisches Gelächter hinter ihnen herschallte. Wahrscheinlich lag es in der Absicht des Bauern, die „Wurstfahrer“ durch diesen Trick loszuwerden, aber er hätte nachgehen müssen, wenn die Burschen das Herz auf dem rechten Fleck gehabt und die barsche Abfertigung nicht stillschweigend hingenommen hätten.

Der Gedanke an eine Bereicherung lag den „Wurstfahrern“ ursprünglich fern. Es war vielmehr die Freude an der Vermummung und Verkleidung, die im winterlichen Brauchtum seit je eine große Rolle gespielt hat. Schließlich war auch auf beiden Seiten die Bereitschaft vorhanden, durch komische Situationen dem Schlachtfest einen gewissen Höhepunkt zu geben. Aber das alles konnte nicht den Untergang der Sitte verhindern, wenigstens in ihrer ursprünglichen Form.

Paul Schlitzer

Eine abendliche Schlittenfahrt

Es war ein Winterabend vor dem ersten Weltkrieg. zwei junge Burschen schlenderten über die verschneiten Dorfwege von Hosenfeld. Sie wußten nichts Rechtes mit sich anzufangen. Zum Nachhausegehen war es ihnen noch zu früh, und zu irgendeinem Schabernack, der früher besonders an Winterabenden gern betrieben wurde, hatten sie keine Lust. Plötzlich kam dem einen, der Karl hieß, eine Idee, und er sprach zu dem anderen mit Namen Josef: „Weißt du, Jupp, was wir jetzt mal machen? Hinter der Scholdese (Hausname eines Bauernhofs) steht der große Pferdeschlitten, den schieben wir auf die nahe gelegene abschüssige Wiese, wo tagsüber die Kinder rodeln, und fahren damit den Abhang hinunter.“ Josef war damit einverstanden, und so machten sich die beiden auf den Weg dorthin, wo der Schlitten stand.

Es war eine klirrende Kälte. Der Schnee knirschte bei jedem Schritt unter ihren Füßen. Außer dem vereinzelt Bellen der Hofhunde, die vor den Bauernhäusern Wache hielten, war alles still.

Als die beiden bei der Scheune angekommen waren, fanden sie den Schlitten vor. Sie zerrten ihn nun mit viel Mühe zur Rodelbahn, deren spiegelglattgefahrene Schneedecke im Mondlicht glänzte.

Nun schwangen sich die beiden „Halbstarke“, wie man sie vielleicht heute nennen würde, nachdem sie den Schlitten kräftig angeschoben hatten, auf die Sitze, und die Fahrt begann.

Doch bald wurde die Freude an dem Abenteuer zur Angst, denn sie hatten eine enorme Geschwindigkeit erreicht, und der Schlitten war nun einmal nicht zu lenken. Er sauste auf ein unterhalb der Rodelbahn stehendes Fachwerkhäuschen zu.

Karl sah das Unheil kommen und rief: „Jupp, wir müssen abspringen!“ Das taten sie auch, und der Schlitten raste ohne die beiden weiter. Er durchbrach einen morschen Lattenzaun, und seine starre Deichsel bohrte sich mit ungeheurem Getöse in die Fachwerkwand des Häuschens hinein und kam in der Schlafkammer des Hausbesitzers zum Vorschein, der in seinem Bett lag und glaubte, als das Lehmgefach mit einem plötzlichen Donner in das Zimmer fiel, das Ende der Welt sei gekommen.

Er sprang aus dem Bett und sah, nachdem er Licht gemacht hatte, im Lehmstau eine Deichsel, die durch die Wand eingedrungen war. Außer dem Loch in der Hauswand war zum Glück nichts passiert. Die beiden Übeltäter aber hatten das Weite gesucht.

Hubert Rützel, Hosenfeld

Als 1866 die Preußen kamen

Es war im deutschen Bruderkrieg 1866, der durch das Streben Preußens, in einem künftigen kleindeutschen Reich ohne Österreich an der Spitze zu stehen, entzündet wurde. Kurhessen, zu dem damals das Fuldaer Land gehörte, der benachbarte bayrische Löwe und andere deutsche Staaten waren an der Seite der Habsburger Monarchie, also Gegner der Bismarckschen Politik.

Die Schreckenskunde vom Anmarsch der Preußen verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Rhön und fuhr besonders den Bewohnern eines hart an der Heeresstraße gelegenen Dörfchens ordentlich in die Knie.

Es herrschte Frühling im Lande, weshalb man beschloß, im Falle der Annäherung der feindlichen Truppen mit den wichtigsten Habseligkeiten in den nahen Wald zu fliehen und dort so lange zu bleiben, bis der Durchmarsch beendet sei. Wohl hatten die durchziehenden Preußen den Hessen bisher nirgends ein Leid zugefügt. Aber trotzdem wollte man von den landhungrigen „Saupreußen“ nichts wissen.

Nur zwei Wildschützen der Gemeinde waren von der allgemeinen Angstwelle nicht erfaßt worden und dachten an aktiven Widerstand. Sie nahmen nur ihre Flinten von der Wand, füllten ihre Taschen mit reichlich Munition, schulterten ihre Gewehre und eilten die Dorfstraße hinab, schnurstracks zum „Goldenen Lämmchen“, um von hier aus das Anrücken der Preußen zu beobachten und sie gegebenenfalls mit einem Hagel von Geschossen zur Umkehr zu veranlassen. Davon träumten wenigstens die beiden, weil sie keine Ahnung von der rauhen Wirklichkeit des Krieges hatten. Doch der Mut der Helden mußte vor Unterkühlung bewahrt bleiben. Deshalb gossen sich die beiden Wildschützen in der langen Wartezeit ein Maß nach dem anderen mit köstlichem Bier bayrischen Ursprungs hinter die Binde. Dabei sahen sie immer wieder in die neblige Ferne und lauschten auf den Hufschlag einer feindlichen Avantgarde. Aber alles blieb still. Plötzlich kam aber ein Reiter dahergesprengt, der die beiden Beobachter am Fenster der Gastwirtschaft als gute Bekannte begrüßte. Es war der Sohn eines Bauern, der einen großen Hof in den Bergen bewirtschaftete. Neugierig, wie er war, wollte er erkunden, wie weit der Feind noch entfernt sei, ohne mit ihm in nähere Berührung zu kommen. Auch den beiden Helden am Bierkrug wollte er in einer halben Stunde den Standort des Feindes melden. Die beiden warteten aber stundenlang vergebens auf die Rückkehr des Reiters. Aber auch die Preußen kamen nicht. Da rollte ein stattliches Spazierwägelchen heran. Darin saß der Vater des Jungbauern, der in der Angst seines Herzens los-

gefahren war, um über den Verbleib seines Sohnes Ausschau zu halten. Die beiden Helden am Fenstergeims der Schenke baten ihn, sie ebenfalls von seinen Beobachtungen zu unterrichten. Dazu war der Bauer gerne bereit. Als aber weder Vater noch Sohn erschienen, riß den Wartenden der Geduldsfaden. Nach einer kurzen Besprechung erbot sich der Jüngere, sich zum Nachbarort zu begeben, um sich selbst Klarheit über das rätselhafte Verschwinden der beiden Kundschafter zu verschaffen. Doch die festgesetzte Wartezeit war wiederum längst verstrichen, und keiner von den dreien ließ sich blicken.

Da setzte sich auch der letzte Verteidiger des Hessenlandes in Bewegung, um nach dem Rechten zu sehen. Als er dem Nachbardorf ziemlich nahe war, schlug ihm lauter Lärm entgegen, „und aus rauhen Kehlen erklangen kriegerische Gesänge. Auch glaubte er, die Stimmen der drei Abgesandten zu vernehmen, die sich also nicht in den Händen der Preußen, sondern in denen des noch stärkeren Königs Alkohol befanden. Als er die Türe der Gastwirtschaft öffnen wollte, glaubte er, Hufschlag zu vernehmen, und wendete sich einen Augenblick um, so daß er rückwärts den Raum betrat und seine Schrotflinte zuerst in der geöffneten Tür sichtbar wurde.

Im gleichen Augenblick tönte der vielstimmige Schrei: „Ein Saupreuß, ein Saupreuß!“ Hätte er sich nicht schnell herumgedreht und in den Irrtum aufgeklärt, so wäre er wohl blaugeschlagen worden. Doch nun wurden die Krüge wieder gefüllt, und die alten Heimat- und Vaterlandslieder dröhnten durch den Raum bis spät in die Nacht hinein.

Als nach zwei Tagen die beiden Wildschützen im Schweiße ihres Angesichtes wieder auf dem Felde arbeiteten, zogen völlig unangemeldet die langen Marschkolonnen der Preußen in vorbildlicher Ordnung durch das Dorf, und die beiden Söhne erkannten, daß sie diese Kriegsmaschine nicht einen Augenblick hätten aufhalten können.

Josef Diegelmann, Welkers

Als das Holz noch knapp war

Wer den Anblick der Silhouette des Rhöngebirges genießt, darf sich nicht über die Tatsache hinwegtäuschen lassen, daß seine Bewohner durch viele Jahrhunderte hindurch bis in die gegenwärtige Wohlstandsära hinein einen harten Daseinskampf zu führen hatten. Wenn deshalb in dieser Erzählung illegale Handlungen von Rhönern geschildert werden, so soll man diese nicht mit dem Blick eines gestrengen Sittenrichters sehen, der nur den Ablauf der Tat erwägt, nicht aber die Beweggründe dazu, sondern vielmehr mit den barmherzigen Augen einer guten Mutter betrachten, welche die Fehlritte ihrer Kinder mild beurteilt.

Ein ungewöhnlich strenger Winter hatte in den Rhönbergen seinen Einzug gehalten, nachdem im vorhergehenden Sommer durch anhaltenden Regen die Getreideernte fast völlig verdorben war. Darum war das Geld recht knapp; denn es herrschte auch große Arbeitslosigkeit im Lande. So saßen die Familien bei grimmiger Kälte um den alten Kachelofen, in dem das dürre Holz flackerte, das man sich im Walde sammeln durfte, das aber nicht in der Lage war, das Zimmer zu erwärmen. Aber zum Ankauf des heizkräftigen Buchenholzes fehlte das Geld.

Eines Tages stellte der alte Förster bei seinen üblichen Dienstgängen fest, daß einige Raummeter von geschlagenem Holz fehlten. Das hatte er in seiner langen Dienstzeit noch nicht erlebt. Trotz der Kälte und seiner qualvollen Rheumaschmerzen verdoppelte er seine Reviergänge. Freilich, der Erfolg war mager. Es ließ sich kein Missetäter blicken. Immer wieder mußte er unverrichteterdinge heimkehren. Endlich schien ihm das Glück zu lächeln. In einer Nacht, als der Mond matt das Gelände belichtete, ertappte er sie auf frischer Tat, als eben der mit prächtigen Buchenscheiten beladene Wagen den Hochwald verließ. Man schien ihn noch nicht bemerkt zu haben; deshalb drückte sich der Förster in die Büsche, um sie plötzlich zu überraschen und die Personalien festzustellen. Doch als sich das Gefährt mit den von Lumpen umwickelten Wagenrädern ziemlich lautlos seinem Verstecke näherte und er die mit Flinten bewaffneten ver mummt Gestalten erblickte, mußte er erkennen, daß es für ihn ein verlorenes Spiel bedeuten würde, wenn er die Nachtwandler zur Übergabe des gestohlenen Gutes auffordere. — Wie aber wäre es, wenn er den Dieben nachschliche, um das Ziel ihrer Fahrt festzustellen? Doch mußte er feststellen, daß die Holzfracht im weiten Umkreis von einer Postenkette gesichert war. Nur eine Großfahndung von Forstbeamten des ganzen Bezirks führte vielleicht zu dem Ergebnis, die unverbesserlichen Frevler zu entlarven.

In aller Kürze wurden die Vorbereitungen für den Großeinsatz der Forstbeamten getroffen. Behördli-

cherseits schien alles nach Wunsch zu gehen; denn man brauchte sich nicht erst wochenlang auf die Lauer zu legen. Irgendeiner von den Wissenden mußte beim Bier ausgeplaudert haben, daß am x-ten Tage im Januar gegen Mitternacht in einem genau bezeichneten Walddistrikt das Fähnlein der Unbekannten eine Expedition unternehmen werde, um Notleidende mit Brennholz zu versorgen. Man hatte also reichlich Zeit, sich den Feldzugsplan auszuenden und eine geeignete Stellung auszusuchen, von der aus man die Diebe erfolgreich angreifen konnte. In warme Mäntel gehüllt, so harrten die Forstleute der Dinge, die da kommen sollten. Um Mitternacht kam auch ziemlich lautlos auf weichem Waldwege ein Wagen herangerollt, der von einem halben Dutzend ver mummt Gestalten begleitet wurde, die offensichtlich unbewaffnet waren. In Eile wurden drei Raummeter aufgeladen. Kaum war das letzte Buchenscheit verstaut, scholl den Holzdieben ein lautes „Halt“ entgegen und Flintenläufe richteten sich drohend auf sie. Ein Entrinnen wäre unmöglich gewesen. Schon näherten sich die Forstleute den Umzingelten, um ihnen die Strümpfe vom Kopf zu ziehen und die Personalien festzustellen, als ein viel stärkeres „Halt“ ertönte und eine große Zahl von Bewaffneten heraneilte, um die Gefangenen zu befreien, die ebenfalls ihre verborgenen Flinten hervorzo gen und in Anschlag brachten. Die in die Falle gelockten Forstbeamten mußten sich ergeben und Waffen und Munition abliefern, bis das Gefähr aus der Gefahrenzone war. Dann erhielten sie ihr Gewehre — Patronen sollten ihnen zu einem späteren Zeitpunkt zurückgegeben werden — wieder ausgehändigt. Zuvor hatten sie versprechen müssen, über das nächtliche Erlebnis nichts verlauten zu lassen, wie auch die Holzdiebe versicherten, darüber Stillschweigen zu bewahren.

Josef Diegelmann, Welken

Als der Nachtwächter noch in unseren Dörfern umging

Von alten Leuten unseres Dorfes hörte ich, daß der Polizeidiener auch meistens der Nachtwächter gewesen sei, weil er dem damaligen Kreisrat sowie dem Bürgermeister als erster Polizeiinstanz im Dorf unterstand. Die Aufgabe des Nachtwächters war es, das Dorf in der Nacht zu bewachen, vor Diebstahl und Unfug zu schützen und bei einem Feuersausbruch rechtzeitig Alarm zu geben. Wenn sich im Dorf alles beruhigt hatte und die Leute schon schlafen gegangen waren, zog der Nachtwächter mit einem Seitengewehr und einem langen Stock sowie dem Signalhorn, mit dem er die nächtlichen Stunden ankündigte, auf Wache. Jede Stunde machte er seine Runde und stieß so viele Töne in das Horn, wie die Uhr volle Stunden anzeigte. Die Dorfbewohner konnten ruhig schlafen; denn sie wußten, daß sie sich auf den Nachtwächter verlassen konnten.

Oft hatte es der Nachtwächter mit Handwerksburschen und fahrendem Volk zu tun. Wenn diese abends noch ins Dorf kamen, war es Brauch, daß der Nachtwächter für Unterkunft sorgte, z. B. bei Gastwirten im Stall. Verdächtige konnte er im Spritzenhaus einschließen.

Um 24 Uhr war Polizeistunde, und der Nachtwächter gebot in den Wirtshäusern Feierabend. Nun trank er noch einen Schnaps mit, wenn aber Betrunkene im

Wirtshaus waren, so hielt er es für seine Pflicht, sie zu Hause bei ihren Frauen abzuliefern, wofür er belohnt wurde.

Wenn in der Nacht eine Kuh kalbte, so rief man ihn, und er holte Hilfe herbei. Wenn ein Schwein aus dem Stall ausbrach, merkte es der Nachtwächter, weckte die Bauern und half das Tier wieder einzufangen. Dafür bekam er morgens ein Frühstück. War Stechbraten in einem Haus, so war er beim Nachtmahl dabei, und wurde es spät, so drückte er ein Auge zu. Wenn jemand des Nachts mit der Leiter zu seinem Liebchen ging, dann dachte er an seine Jugendzeit und ging seiner Wege.

Manche Burschen sahen ihn nicht gern, weil er sie oft störte bei Unsinn und Ruhestörung. Er mußte dann von seinem Recht Gebrauch machen. So erzählte mir mein Vater, als er noch ein lediger Bursche war, hätten sie Streit mit dem Nachtwächter gehabt, und bei der nächsten dunklen Nacht hätten sie ihm mit einem Knüttel das Horn vom Mund geworfen. Mit der Nachtwache sei es dann vorbei gewesen.

Nur noch der Polizeidiener waltete bei Tag seines Amtes, auch ihn brauchte man bald nicht mehr, da die Zeitungen bekanntgaben, was die Polizeidiener mit der Schelle ausriefen.

Heimatspfleger Karl Orth, Gunzenau

Als die Eisenbahnen noch modern waren

Von Kárl O r t h , Gunzenau

Wie ich aus alten Chroniken entnehme, war die Erfindung der Eisenbahn im Jahre 1814 ein Ereignis, aber die Menschheit war auch mißtrauisch. Die einen sagten, sie fährt zu schnell und wegen der Zugluft und des Qualmes würden die Leute krank. Und was sollte aus der Postkutsche werden? Fuhrleute, Gaststätten und Stellmacher würden in ihren Verdienstmöglichkeiten geschmälert. Ja ein Pfarrer predigte, die Eisenbahn sei ein Werkzeug des Teufels. Aber allmählich verstummten die bösen Voraussagen. Die Eisenbahnwagen wurden für die reichen Leute postkutschenähnlich eingerichtet. Auch für die gewöhnlichen Leute gab es keine offenen Wagen mehr, und der Fahrpreis war so billig, daß jeder mitfahren konnte, der Reiche wie der Arme. Auch wurden die alten Postkutschen immer noch gebraucht, um die Verbindung zwischen den neuen Bahnstrecken herzustellen. So kam eine Verbesserung nach der anderen. Es wurden große Bahnhofe und Wohnhäuser für das Personal gebaut. Denn viele Menschen bekamen bei der Eisenbahn Arbeit und Brot und alle, die einmal geschimpft hatten, fuhren gerne mit.

Im Jahre 1906 wurde auch eine Bahnlinie über unseren hohen Vogelsberg gebaut, um die Verbindung zwischen Lauterbach, Vilbel und Frankfurt herzustellen. Das war ein Erlebnis, als das keuchende Dampfroß durch unsere Berge schnaufte. Der höchste Punkt war Hartmannshain. Da mußten die Lokomotivführer gut Dampf machen, sonst schaffte man den Aufstieg von Geden bis Hartmannshain nicht, obwohl diese Steigungen mit vielen Windungen genommen wurden. Gerne sahen wir, wenn der Zug durch die Wälder des Oberwaldes fuhr und seine Dampf Wolken hinter den Bäumen verschwanden. Man hörte die Dampfpfeife und bei ruhigem Wetter auch das Läutewerk bei der Überkreuzung der Straßen. Es fuhren jeden Tag morgens, mittags, nachmittags und abends Züge, die alle gut besetzt waren.

Heute sind bereits viele Bahnstrecken wieder stillgelegt. Leider ist da auch unser Vogelsberg-Bähnchen dabei. Die Gebäude werden verkauft. Nur die mit Rost bedeckten Schienen erinnern noch an so manche schöne Bahnfahrt und auch an die mit der Postkutsche.

Die fahrende Post war in Freiensteinau stationiert. Von da aus fuhr ein privater Postwagen zweimal am Tag nach Grebenhain an die Bahn. Es war ein geschlossener Wagen, in dem vier Personen Platz hatten und einer konnte neben dem Postillion auf dem Bock mitfahren. Der Postillion trug keine Uniform, sondern nur eine Armbinde mit dem Postadler.

Ein zweiter kaiserlicher Postwagen fuhr die Strecke Freiensteinau–Steinau zur Bahnstation. Dieser Wagen hatte einen sehr guten Anstrich, und der Postillion trug Uniform und einen Lederhut mit Haarbüschel. Rock und Hut sind noch im Lauterbacher Museum zu sehen.

Im Winter war dieser Wagen schon mit Heizung versehen. Unter dem Wagen befand sich ein kleiner Behälter mit brennenden Holzkohlen. Von ihm gingen Rohre in die Kabine unter die Sitze. Der Rauch ging nach oben durch ein Rohr ab. Dieser Wagen war auch mit Schlittenkufen versehen. Wenn die Straßendecke mit hohem Schnee bedeckt war, entfernte der Postillion die vier Räder mit Hilfe einer Winde. Unter die Vorder- und Hinterachsen setzten sich kleine Schlitten, die miteinander durch Ketten verbunden waren. Die Räder wurden durch eine Vorrichtung hinten am Wagen angebracht.

Auch in dieser Postkutsche fanden vier Personen Platz und eine Person konnte auf dem Bock mitfahren. Bei schönem Wetter wollte jeder auf den Bock zum Postillion, dem dafür ein Trinkgeld geboten wurde. Bei schlechtem Wetter war dieser Platz weniger begehrt. Der Fahrpreis betrug je Kilometer sieben Pfennig, so daß die Fahrt bis Steinau 1,05 DM kostete. Der Postillion aber erzählte mir, daß mancher brave Mann trotzdem neben dem Postwagen hergelaufen sei, um das Geld zu sparen.

Der Postillion war mit dem Posthorn ausgerüstet, auf dem er in aller Frühe durch den Steinauer Wald seine Weisen bließ; mancher Mäher ließ die Sense einen Augenblick ruhen und hörte zu, wie sich der Widerhall in den Bergen und Wäldern fortpflanzte. Ja so war es, als die Postkutsche noch fuhr, was wir aber nur noch unseren Enkelkindern erzählen können. Und die letzte Dampflokomotive fuhr bei uns im Vogelsberg im Mai 1977.

Als die Postboten noch zu Fuß gingen

Die Briefträger in Rhön und Vogelsberg – auch Postboten genannt – erfreuten sich in früheren Zeiten großer Beliebtheit. Grebenhain war z. B. ein Hauptpostamt, von wo die Niedermooser Poststelle – heute noch Gasthaus Zur Post genannt – ihre Postsachen erhielt. Zweimal am Tag mußten von hier aus die Postboten folgende Dörfer abgehen: der erste Postbote ging von Niedermoos nach Obermoos, Gunzenau, Reichlos und in die Heckenmühle, die nach Reichlos eingemeindet war. Dorthin ging keine Straße, und im Winter war die Mühle fast unerreichbar; der andere Bote ging von Niedermoos nach Metzlos und Gehag. Diese Strecken wurden zweimal am Tag zu Fuß zurückgelegt; denn Fahrräder gab es damals noch nicht.

Im Sommer trugen die Postboten weiße Hosen, einen blauen Uniformrock mit gelben Postadlerknöpfen und eine blaue Schirmmütze. Die Postsachen hatten sie in einem Lederranzen. Oft waren die Postboten noch mit schweren Paketen beladen. Manchmal nahm sie auch ein Fuhrwerk mit, so daß sie es etwas leichter hatten. Im Winter trugen sie schwarze Hosen, lange Lederstiefel und einen Mantel. Ein stabiler Spazierstock erleichterte ihnen das Fortkommen. Damals gab es noch keine Schneepflüge, und es wurde auch noch kein Salz gestreut. Die Straßen wurden notdürftig von den Bewohnern der Dörfer freigeschipppt. Bis hoch in die Baumkronen lag dann der aufgeworfene

Schnee, und einstöckige Häuser waren oft zugeweht bis an die Dächer. Unsere Postboten aber kamen durch. Bei grimmiger Kälte waren ihre Schnurrbärte oft zu Eiszapfen gefroren. Trotzdem verloren sie nie den Humor und waren von jedermann gern gesehen. Besonders dankbar waren ihnen die Mädchen und Burschen, wenn ihnen Briefe von der oder dem Liebsten eigenhändig zugestellt wurden, so daß die Eltern nichts davon erfuhren. In solchen Dingen waren die Postboten gut informiert.

Auch brachten die Briefträger Neuigkeiten von Dorf zu Dorf. Wenn im Winter Stechbraten in den Häusern war, war es selbstverständlich, daß der Postbote die Mahlzeiten mithalten mußte und einen Schnaps bekam. Ebenso bedachte man den Postboten bei Hochzeiten und sonstigen Familienfesten. Wenn in Wirtshäusern ein Kuh- oder Pferdehandel zustande gekommen war oder Weinkauf getrunken wurde, kam auch der Postbote nicht zu kurz. Später hatten die jüngeren Postboten schon Fahrräder, und ihre Dienstverrichtungen liefen dann schneller und leichter ab, wenn auch im Winter noch alles beim alten blieb. Dann kamen Telefone in die Hilfsstellen in den Dörfern. Dies hielt man zunächst für merkwürdig. Es wurde der Wetterbericht und im ersten Weltkrieg die Kriegslage durchgegeben. Ebenso war das Telefon für Telegramme unentbehrlich. Karl Orth, Gunzenau

Als die Rhöner Preußen wurden

In dem deutschen Bruderkriege 1866, da die Waffen Preußens entschieden, wurde Bayern, das auf der Seite Österreichs gekämpft hatte, gezwungen, beim Friedensschluß u. a. auch den früheren Kreis Gersfeld an die Siegermacht abzutreten. Die Bewohner in diesem Gebiet dachten als jetzige „Mußpreußen“ mit finsternem Groll im Herzen an ihren neuen Landesherrn.

Mein Großvater in der Gastwirtschaft „Zum Goldenen Lamm“ in Schmalnau gehörte auch zu dem Kreis der Unzufriedenen und trat gar bald öffentlich gegen die neuen Machthaber auf. Wenn beispielsweise der König von Preußen am 27. Januar Geburtstag hatte, so durften seine Kinder nicht an den Schulfeierlichkeiten teilnehmen. Dafür wurde er jedesmal zu einer Geldbuße verurteilt. Diese aber zahlte er mit dem Bewußtsein, dem Herrn an der Spree wieder mal eins ausgewischt zu haben.

Der erste Landrat von Gersfeld hatte es angesichts der antipreußischen Gesinnung der Rhöner wirklich nicht leicht. Um den Bogen nicht noch straffer zu spannen, versuchte er nach mancherlei Fehlschlägen den Weg der Güte und Menschenfreundlichkeit zu beschreiten, wenn auch diese Methode kaum die Herzen der Rhöner zu einer vertrauensvollen Mitarbeit zu bewegen vermochte.

Aus diesem Grunde besuchte er alle Ortschaften seines Kreises und lud alle am Fortschritt Interessierten in die Dorfwirtschaft ein, wo er die Erschienenen mit einem kräftigen Händedruck begrüßte. So geschahen „Im Goldenen Lamm“ zu Schmalnau Anno 18. . .

Eine stattliche Zahl von Personen war der freundlichen Einladung gefolgt, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Trieb, einige auch aus reiner Neugierde. Alle aber griffen vor diesem unangenehmen Gang zu Hause erst einmal zur Schnapsflasche, was in der Wirtschaft dann verstärkt fortgesetzt wurde. Bald ertönten die Hochgesänge auf das Bayernland, ein denkbar schlechter Willkommensgruß für den preußischen Landrat. Dieser drückte aber jedem der Anwesenden die Hand und richtete einige freundliche Worte an die Versammelten. Einer der Männer hatte aber soviel Alkohol zu sich genommen, daß er die richtige Entfernung zur Hand des Landrats nicht abzuschätzen vermochte, deshalb die Standfestigkeit verlor und zu Boden stürzte. Seine Kameraden sprangen sofort hilfsbereit hinzu, um ihn auf die Füße zu stellen. Doch der am Boden Liegende lehnte alle Freundeshilfe entschieden ab. Dabei kamen ihm folgende Worte stammelnd über die Lippen: „Gett olle weg, nur där Landroad soll mich uffheh“. Ob dieser diesen Wunsch erfüllte, darüber schweigt die Chronik.

Josef Dingelmann

Als es bei uns noch die Spinnstube gab

Von Karl Orth, Gunzenau

Die Spinnstube war bis ins 20. Jahrhundert altes Herkommen. Ich habe sie noch miterleben können. Ob es gegenüber unserer Spinnstube im Vogelsberg im Fuldaer und Schlitzer Land Abweichungen gab, weiß ich nicht. So kann ich nur niederschreiben, wie es bei uns war:

Im Herbst, wenn der Oktober vorbei war, wenn alle Arbeiten auf den Feldern beendet waren, wurde die Spinnstube „eingeweicht“. Das war so eine kleine Feier der Burschen und Mädchen. Sie fand an einem Sonntagabend in dem Haus statt, wo die Spinnstube ihren Anfang nehmen sollte. Alle 14 Tage wurde dann das „Spinnhaus“ gewechselt. Meistens gab es eine große und eine kleine Spinnstube. Ein Abend unter 20 Teilnehmern war eine kleine Spinnstube, eine Zusammenkunft mit mehr als 20 Teilnehmern eine große Spinnstube. In kleineren Orten gab es nur eine Art von Spinnstuben.

Die Mädchen gingen nach dem Abendessen mit ihren Spinnrädern in das „Spinnhaus“. Der gastgebende Bauer und die Bäuerin wurden mit „Spinnherr“ und „Spinnfrau“ angeredet; ihnen war zu gehorchen, so daß nichts Unrechtes geschah. Die Burschen durften vor 20 Uhr nicht kommen. Als es um 20 Uhr nach altem Brauch läutete, gingen die Mädchen, die schon zwei Stunden eifrig gesponnen hatten, durch das Dorf und sangen die Spinnstubenlieder. Die alten Leute hörten gerne zu und dachten dabei an ihre eigene Jugendzeit. Indessen waren die Burschen ins Spinnhaus gekommen. Sie rauchten ihre Porzellanpfeifen, setzten sich zu den Mädchen und trieben allerlei Schabernack, rissen ihnen den Spinnfaden ab oder auch den Leiderknecht, der den Antrieb des Rades bewerkstelligte. Das alte Sprichwort sagte ja: „Was sich lieb hat, das neckt sich.“ Einen Unterschied zwischen Bauernsohn und Knecht, zwischen Bauerntochter und Magd gab es an diesen Abenden nicht. Was waren das für schöne Spiele, die zwischendurch gemacht wurden! Alles stammte aus Großmutterns Zeiten und blieb von einer Generation zur anderen erhalten.

Wenn im Dorf geschlachtet wurde, kamen die „Fleischmännchen“ abenteuerlich verkleidet aus der Spinnstube, sangen ein oder mehrere Lieder und übergaben der Schlachtfrau einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Wir haben gehört, ihr hätt' geschlacht und hätt' recht große Würst gemacht . . . So gebt uns eine von den langen und laßt die kurzen hangen.“ Die Schlachtfrau füllte den Korb mit Fleisch, Wurst und Sauerkraut, und die „Fleischmännchen“ kamen fröhlich zurück ins Spinnhaus, wo das Geschenkte verzehrt wurde.

Inzwischen war es 22 Uhr geworden, und die Spinnstube war aus. Nun führte jeder Bursche sein Liebschen heim; manche gingen natürlich auch leer aus.

An den Samstagen war keine Spinnstube. Da mußten die Mädchen das Haus saubermachen. So gingen die Burschen, wenn sie ihre Arbeit getan hatten, ins Wirtshaus, und wenn alles still im Dorf war, machten sie dem Mädchen, das sie lieb hatten, einen Besuch mit der Leiter am Fenster. Die Eltern ließen das geschehen, wenn es der „Richtige“ war, mit dem sie einverstanden waren.

Am Sonntagabend ging es im Spinnhaus besonders lustig zu. Es wurde nur getanzt oder die alten Spiele

gemacht. Eine Ziehharmonika fehlte nicht, und auch ein Faß Bier war beschafft. So konnte es Mitternacht werden, ehe der Spinnherr Feierabend gebot.

Im Frühjahr wurde die Spinnstube „begraben“, da gab es noch einmal einen lustigen Abend im Spinnhaus.

Nach dem ersten Weltkrieg lebte bei uns der alte Brauch noch einmal auf. Aber allmählich verschwand nicht nur der letzte Webstuhl, sondern auch das Spinnrad, und die Spinnstube nahm ihr Ende. Die Mädchen gingen nur noch zum Stricken zueinander. Aber auch das ist heute vorbei, und die Strümpfe werden fertig gekauft. Über heutige Zeit will ich nicht berichten.

Wenn wir Alten unseren Enkeln von früher erzählen, ist es fraglich, ob sie sich hineindenken können. Der heutigen Jugend werden ganz andere Dinge geboten, und mancher schöne Brauch aus früheren Jahrhunderten schläft ein, und das Leben auf dem Dorf hat sich geändert. Und was wird ein Heimatpfleger in 50 Jahren berichten?

Als es bei uns noch Wölfe gab

Von Alfred Höck, Marburg/Lahn

In der Fuldaer Rentkammer-Rechnung 1676/77 ist unter den Ausgaben folgende Notiz von Interesse: „1½ f (= Gulden) Paul Klitschen von **Schletzenhausen** (bezahlt) wegen Eines geschossenen wolffs undt davon gelieferten balchs (= Balges).“ Wichtig ist auch das Datum: 12. Februar 1677. Auch anderwärts wurden Belohnungen für erlegte Wölfe gegeben; nach der Amts-Rechnung 1672 von **Burgjoß** (Gelnhausen) wurde dem Jäger für „einen geschossenen wolff“ ein Malter Korn geliefert.

Auf vielfältige Weise suchte man sich der grauen Räuber zu erwehren. So wurden Wolfsgruben (Wolfskauten) in vielen Gemarkungen angelegt; Flurnamen weisen z. B. in Fulda, Niesig, Rommerz und Rothemann darauf hin. Wölfe waren noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so häufig, daß sie sogar als Ausrede für eigene Vergehen gebraucht werden konnten. So wurde nach der Fürstenecker Amts-Rechnung 1661 der Schäfer von Leibolz mit 8 f. bestraft, weil er einem Bauern ein Lamm geschlachtet und diesem erzählt hatte, „der Wolff hette es gefressen“. Manchmal drangen Wölfe auch in Dörfer ein, vor allem, wenn sie angeschossen waren oder die Tollwut hatten; ein solcher Fall von 1660 ist in den Buchenblättern 18, 1937, S. 7 dargestellt.

Mit Ködern versuchte man, die Raubtiere anzulocken, um sie vernichten zu können. So notiert die Amts-Rechnung Niederkalbach 1672/73: „2 f. von ein geiß (d. h. Ziege), als der Wolff die eine gefressen.“ Wolfsjagden fanden jährlich an vielen Stellen statt; beispielsweise belegt die Amts-Rechnung 1687 von Neuhof eine Wolfsjagd bei **Magdlos** (dort heißt es „Madls“).

Gangolf Hartung berichtet in seiner Chronik von einer dem heutigen Menschen schwer verständlichen Praxis (Fuldaer Geschichtsblätter 9, 1910, S. 85): Sechs im Januar 1628 gefangene Wölfe wurden auf einem Karren in Begleitung von zwei Pfeifern nach Neuhof geführt und in „Menschenkleider“ gesteckt, fünf Tage später wurden sie dann paarweise an der Straße aufgehängt. Es ist erwiesen, daß an vielen Orten Wölfe an Brunnenschwengeln festgebunden und in die Luft geschnellert sowie auf die Erde geprellt worden sind, um sie für den angerichteten Schaden grausam zu strafen; sogar regelrechte Gerichtsverhandlungen gegen die Raubtiere sind durchgeführt worden.

Der letzte Wolf im Fuldischen ist wohl im Juni 1817 bei **Leibolz** (Hünfeld) geschossen worden; darüber wurde in den Buchenblättern 1, 1920, S. 91, schon berichtet.

Als es noch kein Fernsehen gab

Um die Jahrhundertwende gab es für die Landbevölkerung nur wenige Möglichkeiten zur Unterhaltung. Tanzveranstaltungen fanden nur dreimal im Jahre statt, an den Kirmes- und Fastnachtstagen sowie an Kaisers Geburtstag. Im Winter spielten einige Vereine, insbesondere die Krieger- und Gesangsvereine, im Saal der Dorfwirtschaft an Weihnachts- oder Neujahr mehr oder minder unterhaltsame Theaterstücke, die besonders von uns Kindern sehr begrüßt wurden. Die jungen Mädchen in der Rhön luden wechselseitig ihre Altersgenossinnen zu Strickstuben ein und bewirteten diese mit Kaffee und Kuchen. Später gesellten sich noch einige junge Burschen hinzu, die allerdings nicht besonders eingeladen waren. Es wurde gesungen und nach Klängen der Ziehharmonika getanzt.

Manche Burschen hatten es im Harmonikaspielen zu einer besonderen Fertigkeit gebracht, und ihre Teilnahme an den Strickstuben war sehr erwünscht. Zwischendurch wurden unterhaltsame Pfänderspiele gemacht. In manchen Fällen war die Unterhaltung

auch mit körperlicher Anstrengung verbunden. So ist mir aus meiner Jugendzeit noch in Erinnerung, daß Burschen in der „Hexennacht“ den Dungwagen eines Bauern auseinandernahmen, die einzelnen Teile auf den First des Dorfbackhauses hinaufschafften und den Wagen oben wieder ordnungsgemäß zusammensetzten. Einmal fand man auch am Morgen nach der Hexennacht eine Hundehütte samt Hund auf dem Dach des Backhauses. Das Loch in der Hütte war mit einem Brett zugenagelt.

Manchmal ergab sich auch im engeren Kreise der Familie eine Möglichkeit, sich in dem Einerlei des täglichen Lebens Abwechslung zu verschaffen. So lebte auf einem Berghof in der Rhön damals ein Bauer namens Korbinian, ein fröhlicher Mensch, der sich und auch seinen Mitmenschen gerne eine Freude bereite. Der Bauer besaß eine kleine Kanone von der Art, wie sie vor einigen Jahren noch in Fulda am Fronleichnamfest Verwendung fand, um durch drei Schüsse die Erteilung des Segens an den vier Altären den Prozessionsteilnehmern bekanntzugeben.

mit dieser Kanone schoß Korbinian seiner Frau und seinen Nachbarn jeweils zu Beginn eines Jahres mit drei Schüssen das neue Jahr an. Die Kanonenschläge hatten in den Wäldern und Bergen ein lautes Echo, und Mensch und Tier erschrakten bei dem unverhofften Knall.

An einem Sonntag passierte dem Bauer Korbinian, der auch ein guter Sänger war, in der Dorfkirche während des Gottesdienstes folgende Geschichte: Er stand an seinem gewohnten Platz im Eingangsraum der Kirche und nahm am Gottesdienst teil. Insbesondere beteiligte er sich nach den Klängen der Orgel am Gesang der Gemeinde. An diesem Sonntag stand nun neben dem Korbinian eine Dorfbewohnerin in mittleren Jahren, die in den Bänken im Kirchenraum keinen Platz mehr gefunden hatte. Auch diese Frau nahm frohen Herzens am Gesang teil und freute sich, in Korbinian einen tüchtigen Mitsänger neben sich zu haben. Leider besaß die Sängerin eine wenig schöne Stimme, und ihre grellen und oft auch falschen Töne beleidigten Korbinian. In seiner Not beschloß er, lauter zu singen, um die Mitsängerin zu übertönen oder gar zum Schweigen zu veranlassen. Die Frau jedoch nahm dies zum Anlaß, nun auch ihre Stimme lauter ertönen zu lassen. Als Korbinian dies bemerkte, entschloß er sich, die Lautstärke seines Gesanges noch einmal um

einige Grad zu erhöhen. Die Frau jedoch nahm das zum Anlaß, auch ihrerseits nochmals die Lautstärke des Gesanges zu erhöhen. Korbinian wußte nun keinen Rat mehr. Er hörte daher plötzlich mit dem Singen auf und sprach ganz laut: „Ihr Lüt, sengt, mir zwä allei zwenges net!“ (Ihr Leute, singt, wir zwei alleine zwingen es nicht.) Von dem überraschenden Ausdruck des Bauern überwältigt, hörte auch die Frau sogleich mit dem Singen auf, und Korbinian hatte sein Ziel erreicht.

Ein Bruder des Korbinian war noch ledig und wohnte mit einer ebenfalls noch ledigen Schwester im Auszugshäuschen auf dem Hofe. Dieser Bruder war dem Korbinian in lustigen Einfällen noch überlegen. So rief er eines Tages die sechs Söhne des Korbinian in die Wohnstube des Auszugshäuschens. Dort drückte er jedem Jungen ein Musikinstrument oder ein sonstiges Gerät in die Hand. Der eine Junge bekam eine alte, nicht mehr ganz luftdichte Ziehharmonika, der andere eine Trommel, der nächste eine alte Gießkanne usw. Als alle Teilnehmer mit einem Lärmgerät versehen waren, verlangte der Onkel von seinen Neffen erhöhte Aufmerksamkeit und erklärte ihnen sein Vorhaben mit den Worten: „Jetzt erleben wir das Jüngste Gericht. Jeder von euch beginnt auf mein Kommando mit dem Gerät so viel Lärm zu machen, wie er nur kann.“ Dann gab

er das Zeichen zum Beginn der Veranstaltung, und die Jungen taten ihr Bestes. Der Onkel selbst hob die eisernen Türen vom Zimmerofen ab und schleuderte sie auf den Fußboden, wo sie zerbrachen. Dazu warf er Stühle und sonstige Gegenstände, die ebenfalls beschädigt wurden. Als der Onkel nach kurzer Zeit „Halt“ kommandierte, hörte der Spuk auf. Ein Neffe, dessen Taufpate der Onkel war, sagte, erschüttert ob des wilden Geschehens, zu einem anderen Teilnehmer: „Du, ich glai, dos Pettere es verrückt!“

Der Onkel leimte am anderen Tag die abgebrochenen Stuhlbeine wieder an — er war nämlich Schreiner — und ließ die zersprungenen Ofentürchen in der Dorfschmiede wieder reparieren.

Erwähnenswert ist auch noch ein Schabernack, den vor dem ersten Weltkrieg zwei junge Burschen unserem Nachbarn Josef spielten. Der Nachbar hatte kurz vorher geheiratet und lebte gerade in den Flitterwochen. Eines Nachts klopfte es an seinem Schlafkammerfenster, und auf seine Frage, was los sei, rief ihm ein Bursche zu: „Schnell, Josef, steh‘ auf, deine rotbunte Kuh ist ledig!“ Der Josef sprang eilig aus dem Bett und in die Hosen hinein und begab sich nach draußen zu dem hilfreichen Freund. Dieser machte ihn auf das Geräusch einer Kuhkette aufmerksam, das von der in der Dunkelheit über

die Hauswiese laufenden Kuh stammen mußte. Im Bestreben, das durchgehende Tier wieder einzufangen, eilten der Nachbar und sein treuer Gehilfe an dem Kuhstall, dessen Tür weit offen stand, vorbei dem Geräusch der Kette nach. Nach einigen Sprüngen verstummte jedoch plötzlich das Klirren der Kette, und es trat eine lautlose Stille ein. Auch der hilfreiche Freund war verschwunden, und Josef stand allein in der Dunkelheit. Er versuchte noch, die Kuh zur freiwilligen Rückkehr in den warmen Stall zu bewegen, indem er sie beim Namen rief. Aber alles war umsonst. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Suche abzubrechen. Als er wieder zu seinem Hof kam, wollte er der Ordnung halber die offene Tür des Viehstalles schließen. Er warf vorher noch einen kurzen Blick in den Stall, und — welche Überraschung — alle Kühe, auch die angeblich entlaufene rotbunte Kuh, lagen, friedlich wiederkauend, im Stroh und gaben sich der Ruhe hin. Da merkte der Nachbar, daß man ihm einen Streich gespielt hatte. Ein zweiter Bursche hatte den Stall geöffnet, sich eine freie Kuhkette besorgt und mit dem Rasseln dieser Kette die Jagd auf die vermeintlich entlaufene Kuh in der Dunkelheit veranlaßt. Der Streich blieb jedoch ohne Folgen und wurde auch von dem gutmütigen Josef, der die beiden Burschen gut kannte, nicht besonders übelgenommen. H. Wehner

Als es noch keine Zündhölzer gab

Es ist, weltgeschichtlich gesehen, noch gar nicht so lange her, daß es Zündhölzer gibt, und doch sind diese feuerspendenden Koboide bei uns so heimisch geworden, daß wir sie aus unserem Leben gar nicht mehr wegdenken können.

Um das Jahr 1830 grübelte ein Student namens Kammerer in Heidelberg mit Erfolg darüber nach, wie er die vielgeplagte Hausfrau in die glückliche Lage versetzen könne, ohne zeitraubendes Reiben von faulen Hölzern und das mühevolle Schlagen von Feuersteinen mit und ohne Stahl Feuer zu entzünden. Seine rasch aufblühende Zündholzfabrik, die erste Deutschlands, die bald 40 Arbeiter beschäftigte, wurde aber plötzlich behördlicherseits ohne hinreichende Begründung geschlossen. Ein Generalverbot des damaligen deutschen Bundesrates untersagte in allen deutschen Ländern die Fabrikation von Streichhölzern. Dies konnte aber nicht verhindern, daß bereits 1845 das durch den Reichtum seiner Wälder begünstigte Schweden — wo ein gewisser Lundström aus Jönköping eine ähnliche Erfindung machte wie Kammerer in Heidelberg — in alle europäischen Länder, also auch nach Deutschland, Streichhölzer ausführte.

Die nachfolgenden heimatkundlichen Plaudereien stammen nun aus der Zeit, da unsere Ahnen noch nicht im Besitze der hilfreichen, bequemen Feueranzünder waren:

Man schrieb das Jahr 1840. Ein bitterkalter Wintermorgen dämmerte auf. Eine Vogelsberger Bauernfamilie stand frierend um den erkalteten Herd, wo der zehnjährige pausbäckige Sohn Emil sich vergebens bemühte, mit seinem ca. drei viertel Meter langen hölzernen Blasrohr einen noch nicht erloschenen Funken in den auf dem Rost liegenden Aschenresten zu entfachen. Alles war zum einfachen Morgenfrühstück bereitgestellt: der gemahlene Kornkaffee zum Überbrühen mit kochendem Wasser, die Erdäpfel, säuberlich gewaschen, zum Dämpfen, die Hafergrütze mit Milch zum Kochen für des Bauern schwachen Magen. Nur eines fehlte — das Feuer.

Wie es zu diesem Fiasko kam? Der Kleine hatte am Abend vorher in seiner kindlichen Einfalt nach dem nicht immer gültigen Satze „Viel hilft viel“ mit vollen Händen das graue Aschenpulver auf die Kohlenglut gestreut, so daß sie allmählich unter der dicken Decke erlosch. Nun war wirklich guter

Rat teuer. Doch die Mutter fand einen rettenden Ausweg. Sie nahm das kleine Kohlenpfännchen mit dem dicken Drahtstiel von der Wand, zupfte den kleinen Sohn am Ärmel, zum Zeichen, daß er sie begleiten sollte, und eilte raschen Schrittes in die Mitte des großen gepflasterten Hofes. Im Frühlichte des aufsteigenden Tages hielt sie beschattend ihre rechte Hand über die Augen, um zu erkunden, welchem Schornstein der Nachbarhäuser reichlich Rauch entströme. Bald hatte sie gefunden, was sie gesucht, und wandte sich zu ihrem Sohne: „Lauf schnell zu Müllers hinunter und sage, daß wir mit unserem Herdfeuer Pech gehabt hätten.“ Mit diesen Worten drückte sie ihm das „Kohlenpänni“ in die Hand und kehrte zum Hause zurück. Der Junge aber stürzte eiligst davon, kam schon einige Minuten später mit der roten Glut zurück und schüttete sie auf den Rost. Ein kurzes Anblasen, und das darüber gelegte Stroh flammte hell auf und setzte das Kienholz mit den Buchenscheiten in Brand. Die ganze Familie atmete erleichtert auf. Bald beugte sich Vater über die rau-chende Hafergrütze, in die er zur Geschmacksverbesserung etwas Milch hineintrührte, und aß dazu ein Stück Schwarzbrot, das auch den anderen ausnahmsweise als Vorspeise und nicht zur Stillung ihres wütenden Hungers gegeben wurde. Nach einer halben Stunde konnte die Bauersfrau auch die dampfenden Kartoffeln in das auf dem Tisch stehende Gretzeri — ein flacher, ca. 15 cm hoher aus Weiden geflochtener Korb von einem halben Meter Durchmesser — zur schnellen Abkühlung hineinschütten. Jeder schälte sich mit den Fingern so viele Erdäpfel, wie es seinem Appetit entsprach, streute auf jeden einige Körnchen Salz und ließ ihn langsam kauernd hinter den Zähnen verschwinden. Als man zum Schluß noch einige Tassen von dem „Kornkaffee“ getrunken hatte, war es allen wohl ums Herz. Zu seinem Sohne Emil gewandt, meinte der Bauer: „Wir können glücklich sein, daß wir nicht in den Alpen wohnen. Da hättest du mit dem Kohlentopf eine Stunde durch tiefen Schnee stapfen müssen, um zum nächsten Bauernhof zu kommen.“ „Vater“, sagte der Junge, „warum hast du nicht versucht, durch Schlagen mit den von mir auf dem Felde gefundenen Feuersteinen das Feuer im Herde zu entzünden?“ „Ja, mein Lieber, das ist eine Kunst, die nicht jeder so erlernt, wie sie unser Knecht Fridolin beherrscht. Ich hätte

es auch gern heute früh versucht, und auch vielleicht zuwege gebracht, aber ich fand dazu nicht den nötigen Zunder. Wenn unser Knecht vom Besuche seines kranken Bruders wieder zurückgekehrt ist, werden wir uns nicht mehr über den Mangel an Feuer und Licht zu beklagen haben.“

Monate waren seitdem ins Land gegangen. Wieder einmal war das Feuer im Herde erloschen. Unser Emil hörte im Halbschlaf die Rufe der Mutter und wußte sofort, was geschehen war. Rasch rieb er sich die Augen wach, fuhr in die Hosen und eilte zum Meister im Funkenschlagen, damit er seines wichtigen Amtes mit Erfolg walte. Am Abend zuvor hatte er wieder einmal den Auftrag gehabt, die restliche Kohlenglut mit Asche nach Vorschrift zu bestreuen. Da er früher einmal mit der Auffassung „Viel hilft viel“ Bankrott erlitten hatte, wollte er jetzt ergründen, ob auch ein wenig zum gewünschten Ziele führe, und hatte die Asche nur hauchdünn darübergestreut. Durch die erhöhte Sauerstoffzufuhr verglühten die Kohlen rasch. Als Fridolin mit seinen Utensilien die Küche betrat, war aller Jammer der Mutter vorbei. Emil stellte einen alten Stuhl vor den Feuerraum des Herdes, und Fridolin legte darauf ein Blech mit einem Stück Zunder, der von ihm nach einem bestimmten Verfahren gewonnen war. Er entstammte dem Hute des Feuerschwammes im Walde, war gekocht und dann mit Salpetersäure behandelt worden. Dann schlug er mit meisterhafter Geschicklichkeit die Feuersteine aneinander, daß es nur so Funken regnete. Der trockene poröse Zunder entzündete sich rasch, und bald fing ein Teil seiner Fläche an zu glühen. Als man diese brennende Masse mit dürrum Moos überstreute und unter das Stroh im Feuerraum schob und mehrmals kräftig hineinblies, flackerte das Feuer bald lustig im Herd. In kurzer Zeit erfüllte eine wohlige Wärme die Küche, und das Morgenfrühstück konnte zur gewohnten Zeit den Hausbewohnern serviert werden. Emil aber experimentierte eifrig bei Fridolin und tat es dem Meister bald gleich. Und als der gute alte Knecht starb, hatte er in diesem Punkt einen würdigen Nachfolger. Aber Emils elastischer Geist war trotzdem offen für das bessere Neue in der Technik. Denn als eines Tages die Zündhölzer aus Schweden die Welt in Erstaunen setzten, legte er Feuersteine, Stahl und Zunder weg, weil er sich vernünftigerweise sagte: Warum sich das Leben schwer machen, wenn man es viel leichter und bequemer haben kann. Nur wenn nach vielen Jahren die Enkel ihn bedrängten, wieder einmal wie in alter Zeit Feuer aus den Steinen zu schlagen, griff er nach dem historischen Werkzeug, und was sie dabei erlebt und erlauscht hatten, wurde hier ausgeplaudert.

Josef Diegelmann, Welkers

Als für Kinder noch Platz war

Erinnerungen auf einer Omnibusfahrt Fulda — Poppenhausen / Von Anton R u h l

Rechtzeitig besann ich mich gerade noch, daß mit mir ja noch andere Leute im Bus mitfahren. Wollte ich doch freudig überrascht aufspringen, denn soeben fuhren wir am Ulmenweg (Petersberger Straße) an der „zweiten Ruhebänk“ vorbei, die zur Glückseligkeit meiner Kindheit gehörte. „Wahrhaftig, sie ist noch da!“ Wie machte mich dieser Anblick froh! Alles andere von früher ist verschwunden und der Modernisierung, dem Häuserbau und dem Verkehr zum Opfer gefallen.

Wippen mir eben beim Vorbeifahren die Baumspitzen nicht freundlich zu? Wedelten nicht die vielen tausend Blätter einen Willkommensgruß und sangen, vom Winde bewegt, ihr Lied? Wiedersehensfreude! Ich muß mich wohl eine halbe Stunde im Bus, ganz abwesend, gefreut haben; denn eben sagte der Fahrer: „Aussteigen, Poppenhausen!“

In dieser kurzen Zeit des Fahrens war meine ganze Kindheit um 1910–1915, also vor 60 Jahren, wieder in mir lebendig geworden. Erst ab 1924, mit dem Baubeginn des Kleegartens, begann man, uns unsere Freiheit streitig zu machen. Die Straße, „unsere Straße“, die bis dahin nur geschottert und gewalzt war, bekam ein anderes Aussehen. Allmählich verschwanden rechts

und links der Straße die Obstbäume und wurden durch Nußbäume ersetzt, die aber nie Nüsse brachten. Aber Äpfel und Birnen, die unseren Steinen (die es noch genügend auf der Straße gab) ausgeliefert waren, hatte man uns genommen. Unsere Räuber- und Gendarm-Spiele dehnten sich bis hinauf zum „Jägerheim“ aus, wo damals noch Getränke ausgeschenkt wurden. Natürlich waren wir beim Spielen meist barfuß, und es machte uns gar nichts, so über Stoppeln und Schottersteine zu springen. So wurden die Schuhe geschont. Was war es für ein großes Geschehen, als einmal nach dem ersten Weltkrieg auf dem Gelände schräg gegenüber der heutigen Bäckerei Köhler (damals Petersberger Straße 64, Haus Ruhl) auf der Wiese der Domäne Ziehers der „Circus Blumenfeld“ Vorstellungen gab.

Das ganze Gebiet östlich der Georg-(Antoni-) Straße und des Zieherseer Weges bis zum Jägerheim war unser Revier. Ganz Verwegene krochen durch den Kanal unter der Straße und kamen bei der heutigen Tankstelle Sippel wieder heraus.

Es gab drei Ruhebänke. Die erste, die mit einem Sprung über den Graben zu erreichen war, verschwand samt den schattenspendenden Bäumen bei dem Bau der südlichen Brückenwand

unter der Berliner Straße. Die dritte Ruhebänk stand auf einer kleinen Anhöhe 20 Meter von der Petersberger Straße und 20 Meter von der heutigen Dr.-Dietz-Straße. (Ein Hinunterwintern von dieser kleinen Höhe war herrlich. Wie waren wir doch genügsam.)

Wann werden diese Ruhebänke wohl einmal aufgestellt und die Bäume gepflanzt worden sein? Vor 200 oder 300 Jahren? Was werden Bank und Bäume wohl alles erlebt, gesehen, gehört haben? Sie könnten erzählen, wie man so sagt, von Liebe, Lust und Leid. Wohltuend spendeten sie uns Schatten. Hier fand man Erholung, vergaß Sorge und Leid, fand Freude; der Erschöpfte und der Müde fanden wieder Kraft.

Autos gab es in meiner Kindheit nur ganz selten zu sehen. Es gab Fahrräder, Schubkarren, Handwagen und Bauernwagen. Letztere kamen meistens sehr weit her und durchfuhren die Petersberger Straße. Die „Besseren“ fuhren sonntags in Partiewagen in die Rhön, und ihr „Malorca“ war die Fohlenweide oder ein anderer schöner Ort in der Rhön. In diesen Wagen, die von hinten her mittels eines Treppchens bestiegen wurden, waren rechts und links Sitzbänke angebracht. Ebenso schützten Vorhänge vor Hitze und Wind. Etwas Musik dabei erhöhte die Stimmung.

Etwas Besonderes war es, wenn die geamte Familie Arnd zu Pferd ausritt. Da standen wir Kinder da und hatten den Mund offen. In dieser Zeit fuhr auch die Veldungs-Postkutsche zweimal täglich von Fulda nach Dipperz und zurück. Jedoch der Dipperzer Pfarrer Wilhelm Ney kam zweimal wöchentlich zu Fuß nach Fulda. Er

Wir kamen dann glücklich in der „Katzenmüll“ an. Die Türe öffnete sich, und die Frau Müllerin erschrak: „O du heiliger Gott! Hot euch der Schandarm au net derwoscht (erwischt)? Grod esse nuis, o du Heiligerei!“ Man ließ uns aber ein, und während der übermüdete Müller Frucht und Mehl umtauschte, durften wir etwas essen und Milch trinken (die auch nur auf Karten erhältlich war). Dann ging es wieder in die unheimliche, finstere Nacht hinaus mit dem Wunsch der freundlichen Müllerin: „Kommt got hei, on löst euch net erwescht!“ Unter „Gesang unseres Handwagens, quik, quik, quik“ fuhren wir heimwärts. Aber bei der zweiten Ruhebänk blieb mir wieder der Mund offen. Der Mond hatte inzwischen die Dunkelheit weggenommen. Was war denn das auf der Bank? Jetzt saß das Pärchen hier eng umschlungen, nachts um zwei Uhr. Unser Pärchen erlebte auf der Steinbank Frieden, Liebe und Glück. Das „schwarze Loch“, das unweit der Bank gähnte, eine tiefe Mulde, die in der Dunkelheit den Vorbeigehenden Furcht einflößte, machte dem glücklichen Paar gar nichts aus. „Warum fürchten, ich hab' doch dich!“

So und ähnlich „erlebte“ ich im Bus alles noch einmal. Ja, so war es einmal! Jungen und Mädchen von damals, heute 60, 70, 80 Jahre alt, geht einmal hin, setzt euch auf „unsere Ruhebänk“ und träumt euch zurück in die Kinderjahre und horcht auf das Rauschen der Bäume (es sind Ulmen; Standort der Bank Nähe „Brauhaus“.) Sie singen immer noch das gleiche Lied wie in unserer Jugendzeit.

marschierte also zwei Stunden herein und zwei Stunden wieder heim. Wir sahen ihn schon vom „Kleegarten“ her oben an St. Johann (heutiger Name) erscheinen, denn es war ja alles Feld.

Wer also keine Fahrgelegenheit hatte, kam zu Fuß nach Fulda. So kamen die Leute aus Schwarzbach, Hofaschenbach, Geismar, Morles, Reulbach usw.

Der „Ällervater“ meiner Frau (der ältere Vater = Großvater), ein Schuhmacher, kam zu Fuß von Spahl im Amt Geisa, heute Sperrgebiet der DDR, nach Fulda und holte in der Löherstraße im Ledergeschäft beim „Kinds-Johann“ eine Rolle Leder, die er auf der Schulter nach Spahl trug. Dazu brauchte er zweimal sechs Stunden. Können Sie sich denken, wie sich dieser Adalbert Trabert auf diese Ruhebänk gefreut hat, denn zuwenig Geld und zuwenig Zeit versagten es ihm, ein Gasthaus aufzusuchen. Durchgeschwitzt im Sommer, verstaubt und todmüde wird er auf die Bank gesunken sein, um erst einmal „zu nicken“. Ein Stück Bauernbrot, vielleicht ein Stück Hausmacher-Wurst und „e Tränkele“, ein kleiner Trunk aus dem Fläschchen, waren seine Speisekarte.

Frauen aus der Umgebung von Fulda, die daheim gewebt, gesponnen oder Wolle gewieft hatten, brachten ihre Waren in Kötzen am Buckel ins Lämmche-Brehlersch oder die „Lämmchsmang“, in die „Köhlerschmang“ in der Löherstraße oder in „Hohmanns“. Wie werden auch für diese Frauen die Ruhebänke ersehnte Oasen, die Schatten spendeten, gewesen sein.

Etwas anderes kam mir bei der Busfahrt noch in den Sinn. Im ersten Weltkrieg 1914–18 und

danach war wirklich große Not. Alles Eßbare war verzehrt, die Portionen wurden immer kleiner, und wir hungerten sehr. So gingen wir hinaus auf die abgeernteten Kornfelder und lasen Ähren. Diese wurden dann in der Waschküche auf ein Tuch geschüttet und mit Brettern, Stöcken oder Klopfer „bearbeitet“. So hatten wir einmal wirklich einen ganzen Sack voll „Korn“ zusammengelesen. Mit unserem Sack voll Frucht mußten wir nun zur Mühle, um Mehl dafür einzutauschen. Gegen 22 Uhr ging es mit einem Handwagen in tiefster Dunkelheit (vielleicht Oktober) die Petersberger Straße hinauf über Petersberg, Stöckels, Almdorf, über die Haunebrücke zur Katzenmühle. Warum nachts? Weil es verboten war, neben den Brot- und Mehlkarten noch andere Brot- und Mehlquellen zu haben. Mit Kontrollen von Gendarmen mußte immer gerechnet werden. Zu allem Unglück fing unser Handwagen jetzt auch noch zu „singen“ an: quik – quik. Bei uns stieg die Angst, erwischt zu werden.

Es war also stockfinster, und doch bemerkten wir, meine Schwester Anna, eine Hausbewohnerin, die in der Katzenmühle bekannt war, und ich, daß jemand auf uns zukam. Der erste Gedanke: „O je, der Gendarm.“ Dieser Gendarm war aber sehr harmlos. Es war ein Pärchen. Heute, wenn ich daran denke, würde ich vielleicht gesagt haben: „Mir bleibt die Spucke weg.“ Meine Verwunderung als Junge war riesengroß: „Ja, wo gibst's denn so etwas! Wie kann man denn nachts auf der Straße herumlaufen und ganz abseits von jedem Haus.“

Als Gesellen noch wandern mußten

„Augustsche und 's Schrinne“ waren zwei fröhliche Burschen aus der rauhen Rhön, die auch in den schwierigsten Situationen ihres Lebens immer noch einen Silberstreifen der Hoffnung sahen. Sie waren unzertrennliche Freunde von der Schulbank an; nur ihre beruflichen Neigungen waren etwas verschieden, denn der erstgenannte lernte Maurer und der andere, wie schon sein volkstümlicher Name besagt, Schreiner. Nachdem sie ihre Gesellenprüfung abgelegt hatten, begaben sie sich auf die „Walz“, um bei vielen tüchtigen Meistern einzukehren und von jedem etwas Neues für ihr handwerkliches Können zu lernen. Nach langen Wanderungen kamen sie in den oberfränkischen Raum, wo sie an Land und Leuten großes Wohlgefallen fanden. Dabei blieben beide Wanderburschen auch bei der Arbeit stets vereint, d. h., während der eine in seinem Beruf tätig war, leistete ihm der andere, natürlich gegen geringere Entlohnung, Hilfsdienste.

Eines Tages klopfte das „Schrinne“ bei einem Meister seiner Zunft an, der in dem guten Rufe stand, ein Künstler seines Handwerks zu sein; nur war mit ihm wegen seiner jähzornigen Veranlagung nicht gut Kirschen essen. Die meisten Gesellen hielten es daher kaum 2 bis 3 Wochen aus, und oft war diese Zeit noch nicht verstrichen, da baten sie eines Morgens nach dem Frühstück um ihre Papiere. Unsere unerschrockenen Rhöner hatten sich aber in den Kopf gesetzt, es bei ihm auf die Normalzeit von einigen Monaten zu bringen, zumal das Essen vorzüglich und das Nachtquartier in bester Ordnung war. Als sie am ersten Abend von ihrer Bude aus zum sternenhübersäten Himmel aufblickten, entwarfen sie ihren Feldzugsplan. Sie beschlossen, sich niemals durch Beleidigungen des Meisters zu Unbesonnenheiten hinreißen zu lassen, sondern ruhig zu bleiben, koste es, was es wolle. Zum Zeichen, daß es ihnen mit diesem Vorhaben ernst sei, wollten sie hinter dem Schrank der Werkstatt ein Schildchen mit einer beruhigenden Spruchformel aufhängen. Gesagt, getan. Die Gesellen fanden schon am ersten Tage alles so, wie es ihnen von kundigen Leuten geschildert worden war. Hei, wie die kleinen Holzklotzchen temperamentvoll durch den Raum der Arbeitsstätte flogen; wären die Jungen nicht so geschickt ausgewichen, hätte es manche schmerzliche Beule gegeben. Harmloser waren schon die Schimpfereien des Meisters, der den Neulingen seine Fähigkeiten und seine Vormachtstellung als Meister zum Bewußtsein bringen wollte. Doch die

Angegriffenen antworteten auf die Tätlichkeiten und Vorwürfe stets mit den zwei Worten: „Hängerm Schahnk.“

In den ersten Wochen nach ihrer Einstellung im Betrieb achtete der Tyrann in der Werkstatt überhaupt nicht auf die Suggestionsformel, zumal die Gesellen diese nur halblaut in ihren Bart brummen. Aber allmählich fiel ihm doch auf, daß die Gesellen entgegen der Gepflogenheit ihrer Vorgänger, sich überhaupt nicht verteidigten, sondern alles geduldig über sich ergehen ließen; denn von ihren Schlagworten hatte er in seinem erzieherischen Feuereifer noch keine Silbe gehört. Das ruhige Verhalten der beiden Gesellen hatte aber die Wirkung, daß er zunächst weniger zahlreich und kraftvoll seine Holzbomben durch den Raum jagte und seine Schimpfkanonaden an Länge verlor. Dabei konzentrierte er nach jeder zornigen Aufwallung seine Aufmerksamkeit auf die zwei Worte ihrer Entgegnung, ohne sie aber enträtseln zu können, denn der sonst so kluge Bayer war des Rhöner Dialekts unbekannt.

Der Schleier über diesem Geheimnis sollte erst später gelüftet werden. Eines Tages erklärte die Meisterin den Gesellen, daß sich seit ihrer Anwesenheit das Magenleiden ihres Mannes ohne Pillen und Tropfen gebessert habe; auch habe er seine frühere Fröhlichkeit zurückgewonnen, was sie überaus glücklich stimmte.

In der Werkstatt war es mit den Monaten immer stiller geworden. Zwar blitzte es noch manchmal zornig funkelnd auf in den Augen des einstigen Herrschers, und ein Schimpfwort folgte. Als endlich die Trennungsstunde schlug und sich Meister und Gesellen die Hände drückten, glänzten Tränen in aller Augen, denn sie waren mittlerweile gute Freunde geworden. Bevor die beiden Rhöner den Marsch wieder in die große Welt antraten, bat sie der Meister, ihm doch die Worte zu erklären, die sie nach jedem Konflikt mit ihm vor sich hingesprochen hätten. Stillschweigend führten sie ihn hinaus in die Werkstatt, rückten den alten Schrank etwas von der Wand ab und zeigten dahinter auf ein Schildchen, worauf in großen Lettern geschrieben stand: „Du kannst uns den Bockel nuff steiche.“

Unser Meister wäre bald wieder in das Laster des Jähzorns zurückgefallen, aber er hatte in der Grundschule seiner zwei „Untertanen“ Selbstbeherrschung gelernt und schwieg.

Josef Diegelmann, Welkers

Als Großvater einmal krank war

Vor ungefähr 60 Jahren ging die Kunde durch ein kleines Vogelsberger Dörfchen, daß der Altbauer S. zum ersten Male in seinem langen Leben erkrankt sei und am helllichten Tage das Bett hüten müsse.

Schon seit einer Woche klagte er seiner Frau, daß ihn der Kopf schmerze, als werde er von Nadeln durchstochen, daß er vor Schwindel wanke wie ein schwerbeladener Heuwagen und das Fieber ihn so heftig schüttelte, daß er zu keiner ernsten Arbeit mehr fähig wäre.

Aber, so fügte er mit drohender Gebärde hinzu: „En Doktor well ich ewer nett; hütt owend tränk ich e boar Schole heiße Lenneblütete. Dann schwetz ich de Noacht un moen fröh föhl ich mich wier be en Fösch im Wasser.“

Die Bäuerin machte dazu ein recht ungläubiges Gesicht; denn sie hatte schon öfters gehört, daß gesunde Leute, die ihr Lebtag nicht erkrankt waren, von der ersten besten Grippe hinweggerafft wurden. Doch wagte sie ihrem Manne, der von hitziger Gemütsart war, nicht zu widersprechen, hoffte aber, ihn in einer ruhigen Minute von der Notwendigkeit einer ärztlichen Betreuung zu überzeugen.

Ohne ihrem Ehegemahl etwas mitzuteilen, machte sie sich gegen Mittag auf den Weg zum Arzt, der sie schon mehrmals mit gutem Erfolg behandelt hatte.

Es war ein anstrengender Fußmarsch von fast zwei Stunden, der meist durch einen dichten Wald führte. Um sich von den aufsteigenden Angstgedanken abzulenkten, ließ sie die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten und betete zur lieben Frau von Lourdes, daß sie ihrem kranken Manne doch bald wieder die Gesundheit erleben möge; denn wenn er auch beim geringsten Widerspruche explodierte, weil er das als einen Angriff auf seine Autorität als Familienvater betrachtete, so war er doch ein fleißiger Bauer und ihr in tiefster Seele treu.

Der alte Hausarzt gewann aus den Schilderungen der Bäuerin den Eindruck, daß es sich um eine leichte Grippe handele und glaubte fest, daß der Alte mit seiner etwas angegriffenen Gesundheit durch einige Tage Bettruhe bald wieder auf den Beinen sei. Er bat die besorgte Frau daher, sich keine Sorgen über ihren Mann zu machen, denn nach seiner Überzeugung sei sie viel kränker als er. Der Arzt versprach aber, nach Ablauf der Sprechstunde zum Bergdörfchen hinauf-zukommen. Da es sich bei dieser Krankheit zweifels-ohne um eine Grippe handelte, wollte er auch gleich die entsprechenden Pillen besorgen, um der erschöpften Frau den Weg zur Apotheke zu ersparen. Als die Bäuerin dem Kranken Mitteilung von dem Arztbe-such machte, war er über ihre Liebe so gerührt, daß der sonst übliche Zornesausbruch unterblieb.

Nach Stunden langen Wartens donnerte die Kut-sche des Arztes zum Tor herein, und dem Wagen entstieg der alte Landarzt, von seiner erwachsenen Tochter begleitet.

Der kranke Bauer war inzwischen, ohne daß dies von seinen Angehörigen bemerkt worden war, aufge-standen und hatte sich angekleidet und in seinem besten Anzug in die Wohnstube gesetzt, um den Doktor, den er als eine große Respektsperson be-trachtete, in gehöriger Weise zu begrüßen. Alle Bit-ten, sich als Kranker doch wieder ins Bett zu legen, wies er entrüstet zurück.

Der Arzt war über so viel Höflichkeit und Hoch-achtung nicht wenig überrascht. Auf seine Bitte, nun die Brust für die Herzuntersuchung freizumachen, antwortete der Patient mit einer verständnislosen Ge-ste. Der Arzt rief in seiner Ratlosigkeit die Herrin des Hauses herbei, die in diesen Dingen sich bestens zu helfen wußte. Dem Patienten war es peinlich, mit nacktem Oberkörper vor dem Medikus zu sitzen, was

Als Korbmacher unterwegs

In der Winterzeit war in meinem Beruf als Maurer und Weißbinder nichts zu verdienen. Daher ging ich als Korbmacher in viele umliegende Dörfer: nach Wettges, Wüst, Willenrot, Lichenrot, Völzberg, Hartmannshain, Herchenhain u. a. In diesen Dörfern, die alle im Oberland (wegen der Höhenlage) lagen, wurde der Korbmacher „Mahnemacher“ genannt.

Bei meiner Arbeit als Korbmacher habe ich manches gesehen und bin vielen Menschen begegnet. Es sprach sich nämlich schnell in einem Dorf herum, daß der Mahnemacher anwesend sei, und so vereinbarten die Dorfbewohner schnell den Tag, an dem ich bei ihnen arbeiten sollte.

Vor 50 Jahren gab es noch keine Plastikkörbe, und daher war das Korbflechten noch eine einträgliche Tätigkeit. In manchen Häusern arbeitete ich sogar mehrere Tage. Ich erhielt 2,50 Mark pro Tag und das Essen. Weiden hatten sich die Leute selbst besorgt.

Abends nahm mich mein „Arbeitgeber“ mit ins Wirtshaus, und wenn der Mahnemacher im Dorf war, so war die Gaststube gefüllt mit jungen und alten Gästen. Ich war als humorvoller Erzähler und auch als Musikant bekannt. Ich mußte Witze erzählen, humoristische Vorträge halten, und wenn alles in guter Stimmung war, wurden alte Lieder gesungen – oft bis zur späten Nachtstunde. Je nach Größe des Dorfes hatte ich manchmal bis zu 14 Tagen in einem Ort zu

tun. Wenn ich in den Häusern arbeitete, kamen die Nachbarn und sorgten für Unterhaltung, aber ich mußte fleißig dabei sein; denn vier Kartoffelkörbe mußte ich an einem Tag anfertigen. Das war die Norm. Bei Flickarbeiten war mir freie Hand gelassen. Schlimm war es, wenn viele Kinder im Haus waren. Sie brachten mir die sortierten Weiden oft durcheinander. Da mußte ich ein strenges Gesicht machen oder auch einmal auf die Finger klopfen, so daß sich die Kinder wieder verzogen.

In einigen Häusern durfte ich bei der Arbeit nicht pfeifen, da Vögel gezüchtet wurden und die Vogelzüchter ihren Vögeln das „Pfeifen“ lehrten.

Im Oberland traf ich damals auch noch Rechenmacher an, so daß ich auch dieses Handwerk kennenlernte. Dabei erinnere ich mich noch an die schönen Brautreiben, die neben dem Spinnrad auf keinem Brautwagen fehlten.

Gern arbeitete ich in alten Mühlen, wo ich das Rauschen des Mühlrades und das Klappern der Mühle anhören konnte.

Inzwischen ist das Korbmacherhandwerk wie auch so manches andere Handwerk überflüssig geworden. Es braucht auch nicht mehr erlernt zu werden; denn Plastikkörbe haben es verdrängt, und die Mahnemacher kommen nicht mehr in die Dörfer.

Karl Orth, Heimatpfleger, Gunzenau

Als man noch in Holzschuhen ging

Von Hermann Wehner

Um die Jahrhundertwende lag das Verkehrswesen in der Rhön noch sehr im argen. Die beiden Rhönbahnen, die kurz vorher gebaut worden waren, waren neben der Postkutsche die einzigen öffentlichen Verkehrsmittel in der hessischen Rhön. Vor dem ersten Weltkrieg war wohl noch eine dritte Bahnlinie von Fulda nach Poppenhausen vorgesehen. Sie war auch schon abgesteckt. Der Bau der Bahn fiel dann aber dem ersten Weltkrieg zum Opfer.

Kraftwagen, insbesondere Personenkraftwagen, fuhren damals noch nicht. Das erste Personenauto fuhr in meinem Heimatdorf, soweit ich mich erinnere, etwa um das Jahr 1930. So blieb für die Rhönbewohner, die Pferdebesitzer waren, als Hauptbeförderungsmittel die Kutsche oder die kleinen Einspannerwägelchen. Mit solchen Wägelchen fuhr man nach Fulda, brachte kranke Personen ins Krankenhaus, tätigte seine Einkäufe und holte auch später die im Krankenhaus Verstorbenen ins Heimatdorf

zurück. Die weniger begüterten Einwohner gingen, soweit sie nicht schon ein Fahrrad hatten, zu Fuß. Dabei mußten oft große Strecken zurückgelegt werden, in den meisten Fällen in Holzschuhen, da diese viel billiger als Lederschuhe waren.

Die Holzschuhe wurden von einem Dorfbewohner im Winter aus Birkenholz hergestellt. Sie kosteten etwa 80 Pfennig bis 1,50 Mark. Die Bauern, die Waldbesitzer waren, brachten dem Hersteller im Herbst einige Birkenstämme, aus denen viele Paar Schuhe hergestellt werden konnten. Der größte Bauer in der Gegend hatte damals — einschließlich des Hütetjungen — vier Knechte und drei Mägde. Für jeden Bediensteten wurden als Jahresbedarf drei Paar Holzschuhe angenommen, so daß für die gesamte Hofgemeinschaft etwa 30 bis 40 Paar Schuhe angeschafft werden mußten. Für junge Mädchen wurden oft leichtere Schuhe aus Lärchenholz hergestellt. An den Schuhen für kräftige Mannsbilder

wurden dicke Sohlen belassen, damit diese nicht so schnell abgetreten wurden.

Auch wir Kinder gingen nach 1900 bis nach der ersten Inflation noch in Holzschuhen in die Schule. Unsere Lehrerin legte großen Wert darauf, daß die Schuhe sauber in Reihen geordnet im Flur des Schulhauses niedergestellt wurden. Mir ist es heute noch kaum erklärlich, wie nach Schluß des Unterrichts die Eigentümer ihre eigenen Schuhe wiederfanden. Lederschuhe wurden nur sonntags zum Kirchgang usw. angezogen.

Da das Reisen in der damaligen Zeit somit schwierig und mit großen Anstrengungen verbunden war, kamen die meisten Bewohner während ihres Lebens kaum aus dem Dorf. Von einzelnen Dorfbewohnern weiß ich, daß sie z. B. während ihres Erdendaseins nie auf der nicht sehr weit entfernten Wasserkuppe waren. Der Kreuzberg, die Milseburg und der Maria-Ehrenberg wurden dagegen von manchen Dorfbewohnern an bestimmten Festtagen, an denen auf diesen Bergen Wallfahrtsgottesdienste stattfanden, regelmäßig besucht.

Da auch die Jugend damals kaum ihre Heimat verließ, wurden viele Ehen zwischen Burschen und Mädchen des gleichen Dorfes geschlossen, was in meinem Heimatdorf um die Jahrhundertwende und auch noch später bei weit über der Hälfte der ge-

geschlossenen Ehen der Fall war. Nur in Einzelfällen heirateten Burschen und Mädchen aus den Nachbardörfern in unser Dorf.

Eine seltene Ausnahme machte ein junger Mann aus dem Dorf, der 1896 ein Mädchen aus dem Ulstertal zur Frau nahm. Der Weg zum Heimatdorf des jungen Mädchens war weit, zumal der Fußgänger die Strecke in Holzschuhen zurücklegte. Die Entfernung betrug vier Stunden. Fahrgelegenheit war nicht vorhanden. Deshalb mußten auch zwei Besuche vor der Eheschließung genügen; dann war man sich einig, und die Hochzeit konnte stattfinden.

Die Ehen waren damals noch recht kinderreich, und vier und mehr Kinder waren keine Seltenheit. So mußten auch die Kinder aus der obengenannten Ehe oft große Strecken über die Rhönberge gehen, wenn sie mit ihren Eltern oder später allein ihre Großmutter und die anderen Verwandten im Ulstertal besuchten. Anlaß zu diesen Besuchen boten insbesondere die Erstkommunionfeiern der Vettern und Basen und die Teilnahme an den Beerdigungen der Onkel und Tanten.

Erwähnenswert als Beweis der Marschleistungen in meiner Jugend war auch die jährliche Bonifatius-

wallfahrt nach Fulda. Um vier Uhr in der Frühe begann die Prozession, und die Blasmusik spielte das schöne Lied „Beim frühen Morgenlicht“. Nach dreieinhalb Stunden war das Grab des hl. Bonifatius im Dom zu Fulda erreicht. Um ein Uhr mittags ging die Wallfahrt dann wieder, oft bei sengender Hitze, nach Hause zurück. Besonders beschwerlich war der Weg für uns Meßdiener in unseren warmen Chorrocken und mit unseren Fahnen. Als Lohn für unsere „Sonderleistung“ erhielt jeder Meßdiener 25 Pfennig, in der damaligen Zeit ein kleines Vermögen für uns Kinder. Nach der Heimkehr wurde der große Durst mit klarem Brunnenwasser gestillt. Heute wird die Wallfahrt bis vor die Tore Fuldas in Omnibussen durchgeführt.

Da das Einkommen aus den kleinen Landwirtschaften für die Ernährung der kinderreichen Familien oft nicht ausreichte, gingen manche Bewohner aus der Rhön im vorigen Jahrhundert im Sommer und Herbst als Erntearbeiter in die Frankfurter Gegend, um beim Einbringen und Dreschen des Getreides in der Wetterau zu helfen. Die Hin- und Rückwege zum Arbeitsplatz waren besonders anstrengend, zumal sie in Holzschuhen zurückgelegt wurden. Für die über 100 Kilometer brauchte man etwa zwei Tage und eine Nacht mit kurzen Rastzeiten. Der Heimweg war auch nicht ungefährlich,

da man den Lohn für die Arbeitswochen bei sich trug und auch damals schon Räuber sich gern von dem Einkommen ihrer Mitmenschen miternähren wollten.

So wurde mir von meinen Vorfahren folgendes Erlebnis erzählt: Auf einer Heimwanderung bat in einer Nacht ein junger Mann, der zum ersten Male an dem Ernteeinsatz teilnahm und die Strapazen der Reise noch nicht gewöhnt war, um eine Pause, da er nicht mehr weiterkönnne. So kam man überein, in einem nahen Wäldchen eine kurze Rast zu machen. Kaum hatte man sich zur Ruhe niedergesetzt, da kamen zwei Männer nahe vorbei, die einen dritten Mann trugen, den sie in das Gebüsch warfen. Er war tot. Die Ruhenden, die sich still verhielten, hörten noch, was der eine Räuber zum anderen sagte: „Das hat sich nicht rentiert. Er hat nur ein paar Kreuzer bei sich gehabt.“ Das schlimme Erlebnis war eine Warnung, und die Müdigkeit des jungen Mannes war verflogen. Umgehend wurde die Heimreise wiederaufgenommen, und ohne weitere Zwischenfälle kam man zu Hause an.

Heute sind die langen Fußmärsche, die damals oft Notwendigkeit waren, durch den Einsatz von Omnibussen und insbesondere von Personenkraftwagen überholt, ob allerdings auch zum Wohle unserer Gesundheit, dürfte fraglich sein. Hermann Wehner

Als man noch mit Kühen und Pferden fuhr

Als zehnjähriger Junge mußte ich schon die Kühe hüten und auch mit ihnen fahren, was für mich eine besondere Freude war. Ich hatte die Tiere sehr gern und bewunderte ihr „Können“. Ich freute mich darüber, daß sie so unverdrossen ihre Arbeit verrichteten. Sie hörten auf das Wort, um anzuziehen und stehenzubleiben oder um nach rechts oder links zu fahren. Wenn man mit ihnen schimpfte, wurden sie unruhig und bekamen Angst vor Schlägen. Mit diesem Zuchtmittel gingen wir aber sehr sparsam um. Oft taten mir Kühe leid, wenn sie von Bauern mißhandelt wurden.

Man gebraucht manchmal den Ausdruck „Du dumme Kuh!“ Dies trifft jedoch nicht zu. Ich habe noch junge Kühe zum Ziehen angelernt. Das war keine leichte Arbeit; denn sie waren den Zaum, an dem man sie führte, nicht gewohnt und stemmten sich dagegen. Daher mußte man einmal mit dem Stock nachhelfen. Wurde ihnen das Geschirr aufgelegt, so hing ihnen ein Stück Holz von einem Zentner Gewicht an. Dies mit dem Kopf fortzuziehen, war ihnen nicht recht. Manche legten sich hin oder stützten ihren Kopf auf die Erde. Das Anlegen des Geschirrs wurde einige Tage jeweils für eine halbe Stunde geübt. Dann kam das Jungtier an den Wagen zu einer „gelernten“ Kuh, hing nun an Halsriemen und der Widerhaltkette an der Deichsel fest und stand hinten in den Zugketten. So wiederholte sich dies einige Tage, bis die Tiere langsam begriffen, um was es ging.

Früher zogen die Kühe in einem Doppeljoch. Das war ein 150 cm langes und 12 cm dickes Holz, das an den Köpfen der beiden Kühe um die Hörner befestigt war. In der Mitte des Holzes war ein Loch; auch in der Mitte der Deichsel war ein Loch. Diese Löcher verband ein Eisenpfahl. So zogen die Kühe den Wagen. Nach dem Doppeljoch kam das Ankjoch, das jeder Kuh einzeln in den Nacken gesetzt wurde. Auf die Stirn legte man einen Jochlumpen. Ein zwei bis drei Meter langer und zwei Zentimeter dicker Riemen ging vom Joch unter den Hörnern über den Lumpen. So dreimal durch diese Verbindung wirkte sich die Kraft auf die Stirn aus. Nach diesem kam das Stirn-

joch, das auf der Stirn saß. Es bestand aus einem vom Schmied gefertigten Eisenbogen, der vom Sattler mit einem Polster versehen war. Viele Jahre hindurch war dies so üblich. Dann folgte das Kuhkummet, das an der Brust saß. Die Kühe hatten nun die Freiheit, den Kopf zu bewegen. Aber auch dies dauerte nicht mehr lange; denn nun kam der Traktor, und die Kühe wurden nur noch zur Milchgewinnung genutzt. Ich freue mich, daß die Tiere ihre Ruhe haben.

Auch unsere Pferde hatten es früher nicht leicht; aber sie waren leichter anzulernen als junge Kühe. Das Pferd ist uns als gelehrig bekannt. Das sehen wir beim Zirkus und beim Reitsport. Als Achtehnjähriger mußte ich zwei Jahre lang am ersten Weltkrieg teilnehmen. Etwa ein halbes Jahr mußte ich Reiten lernen. Wenn ich auch zu Hause keine Pferde hatte, so bekam ich doch Freude am Reiten und an den gelehrigen, treuen Pferden. Als Rekruten mußten wir ohne Sattel und Steigbügel auf die Pferde steigen. In der Reitbahn ritten wir rund herum, natürlich im langsamen Tempo. Wenn der Unteroffizier das Kommando „Eskadron im Arbeitstempo trab“ gab, so verstanden dies unsere Pferde besser als wir. Sie spitzten die Ohren und trabten an. Kurz gesagt, sie verstanden alle Kommandos. Nachdem ich ins Feld gekommen war, bekam ich zwei Pferde zum Munitionsfahren während der Nachtzeit. Bei dieser Gelegenheit habe ich so richtig erkannt, daß die Tiere Zutrauen zu mir hatten, und ich konnte mich in der Not auch auf sie verlassen. Wenn wir Feuer bekamen, wurden sie unruhig. Ich gab ihnen gute Worte, die sie von mir gewohnt waren und klopfte sie am Hals, und sie wurden ruhiger. Wenn wir beschossen wurden und in Deckung gehen mußten, so brauchte ich ihnen keine Sporen zu geben, sondern ich brauchte ihnen das nur zu sagen. Sie verstanden es wohl, und auf ging es zur wilden Fahrt. Nun braucht man beim Militär keine Pferde mehr, und auch in der Landwirtschaft sind sie entbehrlich geworden. Fast nur noch im Reitsport haben sie ihren Platz.

Ich freue mich aber, das alles erlebt zu haben, und in stillen Stunden ziehen diese Erlebnisse an mir vorüber wie in einem Film.

Karl Orth, Gunzenau

Als man noch zu Fuß nach Fulda ging

Von Karl O r t h, Gunzenau

Vor 70 Jahren und noch früher, als noch keine Eisenbahn ging und man das Auto noch nicht kannte, liefen die Leute aus den umliegenden Dörfern noch zu Fuß nach Fulda und zurück. Fahrräder waren noch sehr selten und galten auch als unnötig. In der Gemarkungskarte von Gunzenau war vor der Flurbereinigung noch ein „F u l d a e r P f a d“ zu sehen. Er war durch Grenzsteine erkennbar und so ausgelassen, daß man nicht irregehen konnte, ein Beweis, daß er viel benutzt wurde. Ich weiß noch sehr gut, daß ein alter Schweinehändler aus unserem Dorf in der Woche zweimal nach Fulda und zurück lief, die gleiche „Tour“ machte er auch nach Horas. Das machte dem damals 65jährigen nichts aus. In dieser Zeit gab es auch noch keine Zahnärzte bei uns, das Zahnziehen besorgten geschickte Schmiede. Viele aber gingen damals nach Fulda zum Zahntechniker Kapp.

Aus Reichlos fuhren in der Woche zweimal zwei Kaufleute mit Pferdewagen nach Fulda. Sie nahmen manchmal Schweine für die Metzger mit nach dort und brachten Eisen für die Schmiede, für die Schreiner Werkzeuge, für die Bauern Sachen, die diese bestellt hatten, heim. Auch konnten da manchmal zwei Personen mitfahren. So kamen auch Viehhändler aus Fulda und kauften Schlachtvieh, und Juden aus der Umgebung brachten Vieh nach Fulda auf die Viehmärkte.

Diese Tiere wurden von Viehtreibern nach Fulda gebracht. Dabei wurden 4 bis 5 Stück Vieh nebeneinander gekoppelt und bewegten sich so auf der Landstraße; nicht brachte kein Auto Gefahr, und wenn ein Fuhrwerk kam, hielt der Fahrer an und ließ die Tiere vorbei. In einem Vorort von der Stadt, Fehmelsruh oder „Fuhrmannsruh“, wurde das Vieh mit Futter versorgt und am anderen Morgen früh auf den Fuldaer Markt gebracht. Reisende von Fuldaer Firmen kamen und boten Waren an zum Verkauf. Aus Hauswurz kamen zwei Schuhmachermeister in unsere Dörfer Gun-

zenau und Reichlos, lieferten neue Schuhe und reparierten alte. Aus Jossa kam ein alter Mann, der im Fuldaer Land Butter aufkaufte und in Gunzenau einem Wiederverkäufer ablieferte. Zur Heidelbeerzeit kamen Frauen aus Jossa, Hauswurz und Brandlos und lieferten die schwarzen Beeren in der „Ketz“ auf dem Rücken den Liter für 10 Pfennige ins Haus.

Früher gab es im Fuldaer Land anscheinend wenig Musikanten, deshalb hat die Niedermooser Dorfkapelle, der ich als junger Mann angehörte, oft im Fuldaer Land gespielt. Ich habe z. B. in Jossa, Schletzenhausen, Flieden, Schweben, Kaub und Buchenrod und anderen Dörfern gespielt. Auch auf der „Fölschkirmes“ im Herbst fehlten die Musikanten. Heute gibt es sie auch im Fuldaer Raum in Mengen. Von uns aber braucht keiner mehr nach Fulda zu laufen, und der „Fuldaer Pfad“ ist vergessen.

Vor 100 Jahren

Nachrichten aus dem FZ-Jahrgang 1877

Immer wieder finden sich in der FZ Mitteilungen über den sog. K u l t u r k a m p f in Preußen. So entnehmen wir der Nr. 90 vom 4. August folgende Meldung: Herr Pfarrer Eck zu S i m m e r s h a u s e n bei Hilders wurde im gestrigen Termine vor hiesigem Kreisgerichte von der Anklage, das Heu einer Wiese widerrechtlich verkauft zu haben, welche seit Menschengedenken dem jeweiligen Pfarrer von Simmershausen gehört, von Herrn Landrath Ochs zu Gersfeld aber auf Grund des Sperrgesetzes als dem jetzigen Pfarrer nicht mehr gehörig betrachtet wurde, freigesprochen.

(Nach der durch viele Meldungen bestätigten Aktivität des Gersfelder Landrats Ochs scheint dieser ein eifriger Kulturkämpfer gewesen zu sein – d. Red.)

Als noch die Mühlräder klapperten

Von Karl Orth, Gunzenau

Zu meiner Jugendzeit waren in unserer Umgebung noch viele Mühlen zu sehen, die aber heute zum größten Teil verschwunden sind, weil die Großmühlen heute die Versorgung übernommen haben. Eine heute völlig verschwundene Mühle bei uns war die Katzenmühle in der Nähe des Niedermooser Sees. Heute stehen dort nur noch drei alte Bäume, alles andere ist mit Bauschutt durch Planierraupen eingeebnet worden.

Es ist schade, daß das Bild des sich drehenden Mühlenrades so selten geworden ist. Gerne sah ich die zwei Ahlmühlen bei Grebenhain. Daß es dort vielen anderen Menschen auch so gefallen hat wie mir, beweist, daß dort viele hingebaut haben, wodurch ein Dorf entstanden ist, das sich heute Ortsteil „Oberwald“ nennt.

In Ilbeshausen ist noch die vielbewunderte „Teufelsmühle“ mit ihrem schönen Fachwerk zu sehen. Fast alle anderen sind verschwunden. Wenn man früher von Hauswurz nach Rommerz fuhr, lagen dort noch drei oder vier Mühlen, deren Räder sich vor 40 Jahren noch drehten; wenn ich mit dem Fahrrad nach

Fulda fuhr, konnte ich nicht anders, als fünf Minuten anzuhalten und dem Räderspiel zuzusehen. Zwischen Giesel und Hosenfeld liegt die Siebertsmühle, die inzwischen zu einer gepflegten Gaststätte geworden ist. Dort kann man noch heute das Mühlrad hinter einer Glaswand sehen. Heute dreht es sich nur noch zur Erinnerung an die „gute alte Zeit“, und viele Eltern können ihren Kindern erklären, wie es früher war.

Wir in Gunzenau und Umgebung werden noch heute von der Eselsmühle zwischen Hosenfeld und Schletzenhausen mit Mehl beliefert. Sie liegt am Waldrand an einem schönen Fleckchen.

Ja, die Mühlen gehörten früher einfach zu unserer Landschaft, so wie die Windmühlen zu Holland. Maler und Dichter regte die Mühlenromantik an. Lieder von der Mühle werden noch heute gesungen. Es ist schade, daß es die alten Mühlen nicht mehr gibt. Das Wasserrad braucht man nicht mehr, man treibt die Mühlen mit Strom.

Herausgeber: Dr. Josef-Hans Sauer

Als noch die „Rumträger“ umherzogen

Von Josef Diegelmann, Welkers

Die bunt zusammengewürfelte Gruppe von Warenhändlern fast aller Branchen kann man sich aus dem früheren Bild der ländlichen Siedlungen kaum hinwegdenken, ohne eine wichtige Szene im Dorfgeschehen unbeachtet gelassen zu haben.

Ich werde heute nur die „Rumträger“ schildern, denen ich während meines Aufenthaltes im Vogelsberg begegnet bin, ohne dabei den Anspruch erheben zu wollen, sie restlos aufgezählt zu haben. Vor meinem geistigen Auge steht zunächst der alte Bayer aus Frammersbach mit seinem höflichen Benimm, dessen Koffer feines und allerfeinstes Briefpapier mit den entsprechenden Umschlägen beherbergte, dazu Bogen im Großformat und Formulare aller Art für Geschäftsleute, Bürgermeister und Schulen. Ihm folgt ein gutgekleideter Herr mit einer schweren Fracht von Gesang- und Gebetbüchern in Rot- und Goldschnitt sowie einer großen Auswahl von Rosenkränzen in allen Formen und Farben, der seine Werbung mit den Worten begleitete: „Das prächtigste Sonntagsgewand macht keinen guten Eindruck, wenn man dazu schlechtes Schuhwerk trägt und ein altes abgegriffenes Gesangbuch in den Händen hält.“

Da überschreitet eine Frau aus der Rhön die Schwelle eines Bauernhauses und spricht mit singender Stimme: „Die Laid uis Dalherda sind wieder da, gelht, ihr keift mir haid auch ebbes obb.“ Was kramt sie alles aus dem Korb und der Kötze heraus? Holzwaren aller Art: Löffel, auch solche mit langem Stiel, Gabeln, Teller mit originellen Inschriften, Wellhölzer, um den Teig eine Kuchenform zu geben, die dann mit dem „Rädele“ in kleine Stücke zum Backen von Krepplern zerteilt wird, Holzklopper, Hackbretter und die berühmten Wäscheclammern aus Dalherda. Nicht zu vergessen sind auch die kleinen Butterfässer als beliebtes Spielzeug für Kinder.

In diesen Reigen der „Rumträger“ muß auch „der Pfälzer“ erwähnt werden, der ein vorzügliches Hochdeutsch sprach, und die Dorfbewohner mit Solinger Stahlwaren belieferte, besonders mit großen Messern für die Hausschlachtungen.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch „die Gänsefiesl“ aus dem Huttischen Grund nennen, die in ihrer Tasche Stick-, Stopf-, Näh- und Maschinennadeln, Bänder und Schuhriemen mit sich führte und wegen ihres kargen Verdienstes von ihren Kunden oft mit Naturalien beschenkt wurde.

Zu den angenehmsten Persönlichkeiten unter den

„Rumträgern“ kann wohl der „Franzerl“ aus Schlüchtern gezählt werden. Er trug ein Holzgestell auf dem Rücken, dessen Inhalt an Textilien durch Riemengewerk zusammengehalten und durch Wachstücher gegen Regen geschützt wurde. Was da bei einem Auspacken alles zum Vorschein kam: bunte Schürzen, eine schöner als die andere, Anzüge für kleine Jungen und farbenfrohe Kleider für junge Mädchen und Stoffe aller Art bot der wohlbeleibte, sehr beliebte Mann zum Kauf an, ohne jemals aufdringlich zu werden. Mit einem reichhaltigeren Sortiment von Männer- und Frauenkleidern für Sonn- und Werktag sowie Bettwäsche in allen Qualitäten konnten die Juden Katz und Nathan schon aufwarten, die auf ihrem von einem Pferd gezogenen Spazierwägelchen ihre Waren mit sich führten und die Bauernhöfe aufsuchten.

Der sogenannte „Mehljud“ kaufte von den Landwirten Butter, Eier, Hühner, Gänse, Enten und belieferte sie mit blütenweißem „Kaisermehl“.

Von Zeit zu Zeit kam ein von Pferden gezogener Wagen mit einem großen Faß Petroleum und belieferte die Krämer mit diesem sogenannten „Stinköl“. Ein anderes, mit Hunden bespanntes Gefährt brachte den Bauern in kleinen Fäßchen Wagenschmiere.

Manchmal ließ sich auch ein Besenbinder im Dorf erblicken, der seine Waren mit wenig Kosten aus Birkenreisern und Ginster (nach ihrem Geräusch beim Kehren „Witschelbesen“ genannt) fertigte und, um eine möglichst große Zahl von diesen Exemplaren befördern zu können, seine große Kinderschar für den Transport einsetzte.

Zu den markantesten Gestalten unter den „Rumträgern“ gehörte das „Schoalefreije“, das jahrzehntelang im Schweiß ihres Angesichts die Landfrauen im Vogelsberg mit Schlierbacher Porzellan aller Art, besonders aber bei der damaligen Geldknappheit um 1900 mit billigster Ausschußware für den Alltag versorgte.

Im Hause X des Dorfes J gab es durch die Unvorsichtigkeit und Unwilligkeit der Tochter beim Spülen häufig Scherben, und die Mutter stand gar oft seufzend vor den dahinterstehenden Geschirrbeständen und murmelte: „Ach, wenn nur wieder einmal das Schoalefreije käm!“ Endlich stieg es an einem schönen Maientag den Berg hinauf, an dessen Abhang die Ortschaft in einem Wald von blühenden Obst-

Als zum Fuldaer Fronleichnamsfest noch Böller gehörten

Von Anton Ruhl, Stadtpfarrküster i. R.

Im Jahre 1949 verkündeten in Fulda letztmalig kleine Kanonen, im Volksmund Böller genannt: „Heute ist Fronleichnam!“ Wir rufen die Entstehung dieses Festes ins Gedächtnis zurück. Die heilige Juliana von Lüttich, gestorben 1258, hatte in einer Vision erfahren, daß Gott eine eucharistische Festfeier wünsche. Dieses Fest wurde erstmalig 1246 gefeiert. Besonders in den Bischofsstädten, aber auch bis in die kleinsten Pfarreien hinein wurde nach und nach diese Fest in höchst feierlicher Weise eingeführt. Es gehört nun schon seit Jahrhunderten zu den Hochfesten in der katholischen Kirche.

Die Ordnung in der großen Fronleichnamsprozession hat sich in Fulda in den letzten Jahren verschoben, nicht mehr wie früher geht jede Pfarrei gesondert, dafür hat nun jede Gruppe Gelegenheit, am Allerheiligsten vorbeiziehen zu können. Die Anwohner der Prozessionsstraßen geben sich auch heute noch die größte Mühe, diese festlich zu schmücken. Dankbar soll hier vermerkt werden, daß sich auch die nichtkatholischen Anwohner am Ausschmücken beteiligten. Der Wald muß an diesem Tag an Bäumen liefern, was nötig ist. Schon in der Frühe, so war es bis 1949, wurden wir durch Böllerschüsse, die weit über die Stadt dröhnten, geweckt. Dann hörten wir vom Pfarrturm herunter die altgewohnten Sakramentslieder, gespielt von der Feu-

erwehr. Eine Fuldaer Vereinigung hat für die Bläser immer einen Geldbetrag geliefert. Das sollte ja heute auch noch möglich sein. Allerdings spielt heute eine moderne Übertragung diese Lieder, die sich für den ganzen Verlauf der Prozession gut bewährt und allen Beteiligten Gelegenheit gibt, die Gesänge und Gebete mit zu verfolgen.

Wie schon erwähnt, in Pfarreien aufgeteilt, kamen erst die Schulkinder mit Fähnchen und die kleineren Mädchen mit blumengefüllten Körbchen. Die Blumen wurden auf dem Prozessionsweg ausgestreut. Am Schluß des langen Zuges der Schüler gingen die Gymnasiasten und Schüler des Bischöflichen Konvikts mit den Lehrern und Professoren. Es folgten die Männer und immer wieder Fahnen, Meßdiener, Vereine mit ihren Bannern, Priester im Rochett und Musikkapellen. Einen besonderen Platz nahmen die Schülerinnen der Englischen Fräulein ein. Sie hatten eine besondere Ordnung für die Prozession eingeübt.

Den Höhepunkt bildete die Sakramentsgruppe: Angeführt vom Domschweizer, dem Mann im roten Talar, einen Stab tragend als Zeichen von Vollmacht und Würde, dann die Erstkommunikanten des letzten Jahres, die Ordensfrauen, die Franziskaner und der Domchor, der die lateinischen Gesänge sang und von einer gut geschulten Musikkapelle begleitet wurde. Hinter

einer großen Meßdienerschar kamen dann die Alumen und dann, in feierlichem Ornat, die Dom- und Ehrendomherren.

Das Läutezeichen der mitgeführten Schellen und Klingeln kündete das Nahen des Allerheiligsten an. Vor dem unter dem großen Brokatbaldachin in der goldenen Monstranz vom Bischof getragenen Allerheiligsten knieten die in den Straßen stehenden Menschen nieder, um anzubeten. Christus wurde von Altar zu Altar getragen. Hinter dem Baldachin gingen die Honoratioren und Stadtältesten. Den Schluß bildeten die Frauen, und auch diese Gruppe wollte kein Ende nehmen.

Der erste Altar befand sich vor dem Schloß oder dem Bonifatiusdenkmal. Der zweite Altar hatte wohl den schönsten Platz. Zu dem Altar vor dem Portal der Stadtpfarrkirche wurde der Herr über die mit einem großen Teppich belegte Treppe hinaufgetragen. Der dritte Altar befand sich auf dem Buttermarkt. Bis zum vierten Altar unter dem Luckenberg war eine größere Strecke zu gehen. Die ersten Gruppen waren indessen schon im Dom angekommen, wo der Schlußseggen gegeben wurde.

Alle Häuser und Plätze prankten in Blumen. Besonders zu erwähnen sind das Mutterhaus und die kleinen Häuser in der Kronhofstraße und am Gemüsemarkt.

Nach dem Kriege begann die Jugend in der Frühe einen Blumenteppeich vor jedem Altar zu legen.

Nach Beendigung der Prozession – gegen 12 Uhr – war noch eine heilige Messe im Dom; sie wurde von Beneficiat Krieg zelebriert. Dieser war zeit 5 Uhr auf den Beinen und schon nach Dietershan gelaufen, um dort den Gottesdienst zu halten. Und nun hielt er die 12-Uhr-Messe und war noch nüchtern.

Heute ist da vieles anders geworden. Die Ordnung wird über Lautsprecher erleichtert, und Prozessionsteilnehmer und Zuschauer können zum Klang der Domorgel mitsingen. Die alte Gepflogenheit des Böllerschießens hörte 1949 auf, und auch das Dirigieren der Wallfahrt durch den Turmwächter der Stadtpfarrkirche hatte ein Ende. Die Familie Schäfer wohnte über zwei bis drei Generationen im Stadtpfarrkirchenturm und hatten u. a. das Abendläuten um 21 Uhr bzw. 22 Uhr zu besorgen. Der Glöckner mußte auch die Uhr aufziehen. Bis zur Einrichtung von Telefon und Feuermelder hatte er auch die Brandwache und mußte bei gesichtetem Feuer „Sturm läuten“ und Alarm schlagen.

Für die Stadtpfarrkirche besorgte die Familie Schäfer das dreimalige Aveläuten und läutete auch zu den Gottesdiensten und Beerdigungen. Als Vater Schäfer auf dem Turm verstorben war, übernahm für die Fronleichnamsprozession eine Tochter der Familie, Lina Schäfer, verstorben 1975, mit Gewissenhaftigkeit auch diese Tätigkeit. Das war aber für eine Frau in vorgerücktem Alter eine gefährliche Arbeit. Fräulein Schäfer mußte in die höchste Luke des Turmes (genannt Laterne) klettern und sich durch eine Dachluke hochwinden. Von hier oben wurde die Prozession geleitet: Um 6 Uhr früh, nach dem ersten Läuten, schossen zum ersten Mal die Böller. Sie sind verschwunden und stehen im Museum. Sollte man sie nicht doch noch



Stadtpfarrküster i.R. A. Ruhl demonstriert, wie die Prozession durch Flaggsignal vom Stadtpfarrkirchenturm geleitet wurde.

einige Male an Fronleichnam in Dienst nehmen? Als so eine Art Erinnerung an vergangene Zeiten in Fulda?

Während der Prozession oblag nun die ganze äußere Ordnung – wie Halten, Weitergehen – der Person mit der Fahne im Pfarrkirchenturm, zuletzt Lina Schäfer. Seit 1956 steht die Wohnung des Pfarrturmmeisters leer. Eine Tradition über Jahrhunderte hinweg ging zu Ende. (Genannt sind u. a. 1590 Hanß Sam der Törmer, 1601 Hermann Görtler, der Törmer aufm Pfarrthorn, 1611 Heinrich Hebenstreit, Haußmann auf dem Thurm, der Dörmer).

Kam der Baldachin mit der Sakramentsgruppe, also das Allerheiligste, an einem Altar an, mußten die Männer an den Kanonen auf das Winken eines Fähnchens vom Turm schießen; die Prozession blieb dann stehen. War das Evangelium gesungen, wurde der Segen gegeben und am Turm wurde das kleine Meßglöckchen geläutet, das gerade über der winkenden Person hing, jetzt knieten alle nieder. Fr. Schäfer winkte wieder, und die Böllerschüsse gaben das Zeichen zum Weitergehen. So wurde von da oben die Prozession geleitet. Ältere Leute wissen das noch. Den Jüngeren wollte ich es erzählen.

Um dieses ehemalige Geschehen einmal zu veranschaulichen, wagte ich es im Alter von 73 Jahren 1976 noch einmal, mit Theo Müller und Schramm junior im Pfarrkirchenturm in die Luke zu klettern. (Damals entstand nebenstehendes Bild). Es war eine Anstrengung, da hinaus zu klettern. Immer wieder rief Theo Müller: „Paß auf, du trittst daneben!“ Ich weiß, es war das letzte Mal, ich komme nun nicht mehr zu „meinen Glocken“. Der Abschied tat mir weh. Als wir unten aus dem Turm hinaustraten und abschlossen, begannen gerade die Glocken, aus der Sakristei gesteuert, zum Gottesdienst zu läuten.

Aus dem Leben eines Lehrers vor 100 Jahren

Mein Vater wirkte von 1878 bis 1880 als Lehrer in dem kleinen Rhöndörfchen Finkenhein, das in pastoral-rer Hinsicht zur Pfarrei Dipperz gehört. Die alte Schule mit der Lehrerwohnung lag etwas abseits von der Ortschaft, was für ängstliche Gemüter keine willkommene Situation bedeutete. Aber der damalige Lehrer war ein Mann ohne Furcht und Zittern, der das Gruseln nicht kannte, höchstens die Definition des Wortes aus seinem Lexikon, das leider wegen der tiefen Ebbe in seinem Geldbeutel erst bis zur Hälfte sein Bücherregal schmückte. Wenn er am Ende des Jahres einmal die Ausgaben für Kleider, Schuhe, Miete, Bücher und was sonst der Alltag mit Notwendigkeit forderte, zusammenrechnete, so war er höchst überrascht, wie wenig ihm von seinem Monatsgehalt von 60 Mark für die Genußmittel Alkohol und Tabak übrigblieb, geschweige für eine Reise in die weite Welt. Wollte er einmal seinen alten Vater besuchen, der in Mittelkalbach als Großbauer arbeitete, so ging er von Finkenhein auf des Schusters Rappen über Friesenhausen, Dietershausen, Halsbicher Höfe, Melters, Welkers, Rothemann an der „Papbeiermüll“ vorbei durch einen großen Wald an der historischen Antoniuseiche vorbei, bis er an sein Ziel gelangte.

Als er später nach Welkers versetzt wurde, durften mein Bruder und ich im Alter von vier bis fünf Jahren ihn auf diesem Fußmarsch begleiten. Damit wir von der Müdigkeit etwas abgelent wurden, gab er uns einen langen Bindfaden in die Hand, an dessen Ende eine leere Zwirnrolle befestigt war, die mit uns lustig über Stock und Stein hüpfte. Wenn er einmal seine Lunge in den Kornferien vom Schulstaub gründlich reinigen wollte, so machte er sich frühmorgens, da die Hähne krächten, auf den Weg nach Kissingen, das er nach neun Stunden Fußmarsch erreichte, um nach gut durchschlafener Nacht in körperlicher und geistiger Frische wieder den Rückweg anzutreten. Was die Wissenschaft heute lehrt, daß der Gehsport bis zu fast 40 % den Kreislauf reguliert, während die Armtätigkeit nur bis zu 10 % davon übernimmt, das wußten die Alten im allgemeinen schon längst aus Erfahrung.

Als Jungeselle nahm mein Vater seine Mittags- und Abendmahlzeiten in der Dorfwirtschaft ein, während er sein einfaches Morgenfrühstück sich selbst beschaffte. Eines Tages traf er dort selbst einen alten Bauersmann, der in der Heimatgeschichte gut beschlagen war und ihm viele interessante Begebenheiten von der Ortschaft aus der Vergangenheit berichtete, die er im Unterricht zum Nutzen der Schüler gut verwenden konnte. Da er am Morgen sein bescheidenes Monatsgehalt von ungefähr 60 Mark erhalten hatte, wurde einmal ein Gläschen Bier mehr als sonst

getrunken. Auch des Erzählers Kehle blieb auf seine Kosten nicht trocken. Die Mitternacht zog näher schon, als er sich von dem freundlichen Alten verabschiedete und seine Schritte munter nach dem kleinen Schulhaus lenkte, das soeben in schauriger Einsamkeit aus dem Dunkel auftauchte. Kein einziges müdes Sternlein blickte aus dem finsternen Gewölk. Als er das Wohnzimmer öffnete, schlug ihm der nicht unangenehme Duft einer guten Zigarre entgegen. Das kam ihm recht verdächtig vor, denn er war überzeugt, den verflossenen Tag mit diesem Nachtschattengewächs nicht in Berührung gekommen zu sein. Rasch zündete er seine Petroleumlampe an, die ihm sein Vater in Schlüchtern für drei Mark gekauft hatte, um die Räume zu erhellen und eventuell ein ihm nicht holdgesinntes menschliches Wesen zu erspähen und dingfest zu machen. Beim matten Schein des Lichtes fiel sein forschender Blick auf den Schreibtisch, den er beim Weggang aus seiner Wohnung fest verschlossen hatte. Der aber war jetzt gewaltsam aufgebrochen, und da der Einbrecher auf Suche nach Geld und Wertsachen nichts entdecken konnte, hatte er in seinem begreiflichen Ärger alles durcheinandergewirbelt. „Aber wo ist der Dieb hereingekommen, da doch alle Fenster im Wohnraum verschlossen sind?“ Das Rätsel war bald gelöst, als er kurze Zeit darauf sein Schlafzimmer betrat. Hier stand das Fenster sperrangelweit offen. Der Vagabund hatte eine Scheibe herausgeschnitten und sich dadurch den Weg zum Inneren des Zimmers frei gemacht. Ein guter Anzug im Werte von fast 20 Mark fehlte im Kleiderschrank. An Geld war dem Dieb außer einigen kleinen Münzen nichts in die Hände gefallen. Mein Vater überlegte, was in dieser überaus heiklen Situation, in der er sich befand, zu tun sei. Zunächst verschloß der Bestohlene die gähnende Fensterluke mit einem kräftigen Pappdeckel, um sich im Schläfe gegen den kalten Ostwind des Winters zu schützen. Da die Vermutung nahelag, der Gauner könnte sich in einem dunklen Winkel der Wohnung versteckt halten, um in der Nacht den vermißten Geldbeutel im Tagesanzug zu suchen, nahm mein Vater das Petroleumlicht und leuchtete alle verdächtigen Stellen ab. Der Dieb aber hatte längst mit seiner mageren Beute das Weite gesucht. Nun löschte mein Vater das Licht und legte sich zur Ruhe nieder. Bald verfiel er in einen Bärenschlaf ohne schwere Träume und Alpdrücken. In seinem Nachtgebet bat er den Herrgott, daß er dem Dieb die schmutzige Tat, nämlich einen armen Schulmeister bestohlen zu haben, verzeihen möge und ihm die Gnade schenke, von Stund an ein besserer neuer Mensch zu werden.

Josef Diegelmann, Welkers

Aus unserer Meßdienerzeit um 1900

Wir Jungen waren nicht wenig glücklich darüber, wenn uns der Lehrer mit 12 Jahren oder auch zu einem früheren Zeitpunkt für würdig und fähig erachtete, Meßdiener am Altare des Herrn zu werden, um dann die entsprechenden Gebete in lateinischer Sprache so lange einzuexerzieren, bis sie zum unverlierbaren Eigentum unseres kindlichen Gedächtnisses geworden waren. Nach der damaligen Gepflogenheit wurde alles mechanisch memoriert; auf die Übersetzung wurde wenig geachtet. Höchstens bei den fremden Vokabeln, die wie beim Mea culpa des Konfiteors mit Zeremonien verbunden waren, schauten wir auch einmal neugierig hinter die Kulissen der Nomenklatur, um dann aber schnell, dem Gesetz der Trägheit unseres Geistes folgend, wieder zur alten starren Gewohnheit zurückzukehren. So gab es dadurch bei ähnlich klingenden deutschen Sätzen humorvolle Verwechslungen, wie es die nachstehende Geschichte, die sich in einem Dorfe unweit von Neuhof abgespielt hat, beweist.

Gewöhnlich wurde der wöchentliche Dienstplan der Meßdiener so aufgestellt, daß ein unwissender „Rekrut“ mit einem bereits vorangeschrittenen altgedienten „Soldaten“ zusammen amtieren mußte, bis auch ihm nach längerer Zeit das Prädikat „ohne Tadel“ zuerkannt werden konnte. Anfangs wurden von den Neulingen allerhand Böcke geschossen. Sie stürzten zum Beispiel in ihrer Aufregung oft mit dem Meßbuch, wenn dieses von der Epistel- auf die Evangelienseite getragen werden mußte, an den Stufen des Altares nieder, was natürlich das Gespött der älteren Semester herausforderte.

Bei Aussetzung des Allerheiligsten mußte ein dritter Meßdiener die glühenden Kohlen aus einem Nachbarhause in einem kleinen Eisentiegel holen und durch Auf- und Abschwingen glühendhalten. Wenn dieser dritte Meßdiener wegen Erkrankung fehlte, kam es zuweilen vor, daß einer der am Altare Dienenden vor dem *Ite missa est* das Gotteshaus blitzschnell verließ, um die Kohlen zu holen. So geschah es auch in einem Dorfe bei Neuhof. Es dienten wie üblich ein Anfänger mit einem „Altgedienten“ zusammen in aller Eintracht. Doch schien es dem Neuling bei der Ausübung seines Amtes noch nicht ganz wohl zu sein, denn sein Gesicht war bleich, und seine Schritte wirkten unsicher. Dieser Zustand verschlimmerte sich, als sein älterer Kollege, der „Dömese“ hieß, nach der hl. Kommunion das Gotteshaus verließ, um in Abwesenheit des erkrankten dritten Kameraden die für die Aussetzung des Allerheiligsten notwendigen Kohlen herbeizuschaffen.

Der Gedanke, nunmehr auf eigene Füße gestellt zu sein, machte den „Rekruten“ so verwirrt, daß er bei dem „Dominus vobiscum“ des Priesters die Worte herauszuhören glaubte: „Dömese, wo bist du?“ Schlagfertig stieß er in seinem Dienstester die Worte hervor: „Dömese is nuls onn holt die Koll!“ Wahrlich eine bessere Auskunft konnte dem Priester über die vermeintlich gestellte deutsche Frage nicht erteilt werden.

Josef Diegelmann, Welkers

Begegnung mit einem „Ungeheuer“

In früherer Zeit, als es noch nicht die modernen Fortbewegungsmittel gab, gehörten oft weite Fußmärsche zum alltäglichen Leben der Menschen. Da die öffentlichen Straßen zu manchen Ortschaften als große Umwege galten, ist es nicht verwunderlich, daß überall Abkürzungswege oder Pfade bekannt waren, die weniger Schuhsohlen kosteten und schneller zum Ziel führten. So gingen viele Bewohner der Vogelsbergortschaften Weidenau, Hauswurz, Brandlos und Pfaffenrod, wenn sie zu Fuß nach Giesel oder zum weiter entfernten Fulda wollten, einen Abkürzungsweg, der quer durch den Staatsforst über das sog. Kirschbäumchen führte. Dieser Weg mündete an den „Siebertsheiligen“ auf die Hauptstraße Hosenfeld–Giesel. So gab es auch Waldwegverbindungen zwischen Kleinlüder und Bimbach, Kleinlüder und Giesel (über Kleinheiligkreuz), Giesel und Rommerz, Hosenfeld und Rommerz. Diese Abkürzungen wurden in früheren Zeiten sehr viel gegangen, denn nicht selten gab es Liebesbeziehungen zwischen Burschen und Mädchen aus den genannten Dörfern, wo die Freier auf kürzestem Weg zu ihren Angebeteten kommen konnten. Die Rommerzer nannten den Waldweg nach Hosenfeld im Volksmund „es Hosenfäller Pfade“ (Hosenfelder Pfädchen). Man mußte sehr gut Bescheid wissen, wenn man diese Walddabkürzungen gehen wollte, denn da gab es Kreuzungen, Abzweigungen und schmale Fußpfade, wo man leicht in eine falsche Richtung gelangen konnte und dann mitunter hilflos im Wald umherirrte. Von meinem Großvater wird erzählt, er sei, als er völlig erblindet war, oft allein von Hosenfeld nach Rommerz gegangen und manchmal erst am späten Abend durch den Wald wieder zurückgekommen. Für uns wäre das heute unvorstellbar. Daß auch manche wahre oder erfundene Geschichte bekannt wurde, die sich beim nächtlichen Durchwandern des Waldes zugetragen haben soll, läßt sich denken. So auch folgende makabre Anekdote, die von alten Leuten überliefert wurde.

Ein Mühlbauer, der in der Sieberts- und Zwickmühle eine Reparatur ausgeführt hatte, ging an einem frühen, mond hellen Herbstabend quer durch den Wald in Richtung Neuhoof. Er war mit den Waldwegen zu Tages- und Nachtzeiten vertraut und wußte genau,

wie er zu gehen hatte, wenn er in einer der Mühlen zwischen Hauswurz und Kleinlüder gebraucht wurde. So stampfte der Handwerker – wie schon oft – auch an dem besagten Abend mit dem Werkzeug auf dem Rücken und qualmender Pfeife im Mundwinkel durch den menschenleeren Forst seinem Wohnort zu. Plötzlich sah er im schummrigen Mondlicht eine Gestalt auf sich zukommen, die einen dunklen Ziegenkopf hatte, auf dem zwei Hörner sprießten. Wie gelähmt blieb der Mann stehen, und ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. „Das ist der Teufel“, dachte er, und es fielen ihm alle Todsünden ein, denn in damaliger Zeit war der Glaube an Teufelerscheinungen und übernatürlichen Zauber noch weit verbreitet. Zum Fliehen schien es ihm zu spät, denn der vermeintliche „Satan“ stand kurz vor ihm. So nahm er seine Axt, die er über der Schulter trug, und ging auf das geheimnisvolle „Monster“ los. Doch als er zum Schlage ausholen wollte, sah er, daß das eigenartige Wesen aus einer Frau bestand, die eine braunfarbene Ziege auf dem Rücken trug, deren Kopf über den ihren hinausragte. So hatte der Mann den gehörnten Ziegenkopf gesehen, auf den zwischen den Schatten der Bäume kurz das Mondlicht gefallen war, nicht aber das Gesicht der Frau darunter, die etwas gebückt ging und ein schwarzes Kopftuch trug. Die Frau hatte ihre Gefährtin durch den Wald nach Rommerz zum Ziegenbock geführt und befand sich auf dem Heimweg nach Giesel. Dem liebestollen „Meckertier“ war das „Rendezvous“ mit dem „Liebhaber“ zu kurz gewesen und hatte sich daher gestraußt, mit ihrer Herrin sogleich wieder nach Hause zu gehen. „Du verdammtes Geisluder“, hatte die Frau in Gieseler Mundart geschrien, nachdem sie sich eine Zeitlang mit dem widerspenstigen Vieh herumgeärgert hatte, „bann de net wellst lauf, do nahm ich dich of de Buckel, ewer mit hei kömmste.“ So war die schauerliche Gestalt zustande gekommen, die im Gieseler Forst vor langer Zeit einem Mühlbauer fast zum Verhängnis geworden wäre, denn hätte er nicht rechtzeitig erkannt, daß er nicht einem „Höllengeist“, sondern einer „zweibeinigen“ und einer „vierbeinigen Dame“ begegnet war, die zusammen das vermeintliche „Ungeheuer“ gebildet hatten, wäre er vielleicht noch zum Totschläger geworden. Hubert Rützel

Begegnung mit dem „Hutermännchen“

Ein Bauernjunge im Vogelsberger Land hatte mit gutem Zeugnis die Volksschule verlassen und, da für ihn wenig Aussicht bestand, einstmals Hoferbe zu werden, sich um die Stelle eines Maurerlehrlings in Frankfurt (Main) beworben, die man ihm auch zusagte. An einem „blauen“ Montag im stürmischen April 1907 morgens um 4 Uhr begab er sich auf die Reise nach der großen Stadt. Von den nahen Gehöften verkündeten die Hähne den kommenden Tag; noch war es stockdunkel, und leise rann der Regen. Allein in der schweigenden Einsamkeit trällerte der Junge, um seinen Mut zu beleben, Lieder vor sich hin. Das verhinderte, daß er bei jedem verdächtigen Geräusch in der Nähe heftig zusammenzuckte; denn bei der Abschiedsfeier am Vorabend hatten die Alten von mancherlei Spukgestalten, namentlich von dem „Hutermännchen“, erzählt, das mit Vorliebe den nächtlichen Wanderer erschreckt.

Endlich tauchten die Lichter der Bahnhaltestelle auf. Der Junge kratzte ein Streichholz an, um das Zifferblatt seiner Uhr, das Geschenk seines Firmpapa, zu beleuchten. Wie erschrak er da, als er merkte, daß keine Möglichkeit mehr bestand, den Zug zu erreichen. Aber es gab noch einen stark verkürzten Weg durch den Lensensgraben, der am Ende über die Schienen führte. Mit raschen Schritten erreichte er den breiten Rasenweg, der von dichtem Gebüsch flankiert war. Kaum hatte er mehrere Meter auf dem weichen, nassen Rasenpolster zurückgelegt, als plötzlich ein gellendes Hu-hu-hu in den Lüften über ihm erscholl. Gleichzeitig wurden hinter ihm in nächster Nähe Schritte hörbar, die anscheinend von einem menschlichen Wesen herrührten, das sich dicht hinter ihm bewegte, so daß er glaubte, den Hauch seines Atems im Nacken zu verspüren, was ihn instinktiv veranlaßte, seinen Kragen hochzustellen. In den ersten Augenblicken war unser Junge so erschrocken, daß er sich duckte, als wollte er einem Fausthieb ausweichen. Er setzte zu einem Schnellauf an, um den lästigen Nachfolger abzuhängen und seinen Zug nicht zu verpassen. Doch wenn er meinte,

die Spukgestalt so abhängen zu können; so hatte er sich verrechnet. Sie blieb im gleichen Abstand hinter ihm, ob er seine Schritte beschleunigte oder seinen Lauf hemmte. Als er sich einmal scheu umblickte, sah er einen Katzensprung hinter sich ein rappeldüres, hüpfendes Männlein, mit einem Sturmhut schief auf dem Kopfe. Plötzlich war das Phantom in dieser freundlichen Maske im Zwielficht des Morgens wieder spurlos verschwunden. Doch da ertönte wieder das schreckenerregende Hu-hu-hu. Der Junge rannte nach der rechten Seite des breiten Rasenweges, er sauste nach der linken Seite, aber immer blieb das „Hutermännchen“ ihm auf den Fersen.

Bald lagen die Schienen vor seinen schweißumflorten Augen, und neue Hoffnung erfüllte seine Brust. In dem Augenblick, als er die Schienen überschreiten wollte, hörte er das gespensterhafte Geräusch unmittelbar an der rechten Seite, dann verlor es sich für immer im Gebüsch; ein letztes Hu-hu-hu hoch in den Lüften, und der Spuk war verschwunden. Da stockte für Sekunden der Fuß des Jungen – und das war zu seinem Heil. Jetzt erst hörte er, wie aus kurzer Entfernung ein Zug donnernd heranbrauste, der ihm wahrscheinlich, wenn er im schläfrigen Zustand diesen verbotenen Weg beschritten hätte, das Lebenslicht ausgeblasen haben würde. In wenigen Minuten war nun das Stationsgebäude erreicht, und bald trug ihn der Zug zu seinem ersehnten Ziel.

Sechs Jahre später betrat unser Junge als Pioniersoldat noch einmal in rabenschwarzer Nacht diesen verbotenen Weg, um nicht wegen verspätetem Eintreffen in der Kaserne wegen Urlaubsüberschreitung mit dem unbeliebten „Vater Hofmann“ Bekanntschaft machen zu müssen. Dabei kam ihm die Jugenderinnerung vom „Hutermännchen“ wieder in den Sinn. Aber es schien nicht mehr vorhanden zu sein. Nur ein Uhu, der in der Nähe auf einem Baumstumpf saß und nach Beute spähte, ließ gelegentlich seine heiseren Schreie erklingen.

Josef Diegelmann, Welkers

Blutegelzucht als „Nebenerwerb“

Von Karl D e r n

„99 wissen nicht, wie der Hundertste sein Geld verdiente.“ Dieser Spruch beleuchtet die heutigen Verhältnisse treffend. Aber vor ca. 120 Jahren hatte er auch schon seine Berechtigung, was nachstehende Schilderung aus jener Zeit bestätigt.

Märchen und Geschichten, die Mütter und Großmütter an Winterabenden den Kindern und Enkeln erzählen oder vorlesen, sind doch mit die schönsten und lieblichsten Erinnerungen aus der Kinderzeit. — Noch heute nach über 80 Jahren sehe ich alles so klar vor Augen wie die Umgebung so war.

In der einen Stubenecke stand ein großer viereckiger Ofen, der von der anschließenden Küche aus geheizt wurde. Eichen- und Buchscheite von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m konnten da eingeschoben werden. In der anderen Ecke am Fenster standen der große Ohrensessel und daneben die große Kastenstanduhr. Neben der Uhr hatte das Spinnrad seinen Platz. Wenn es dämmrig wurde und es draußen schneite, das Holz im Ofen knackte und wohlige Wärme ausstrahlte, war die rechte Stimmung zum Erzählen geschaffen. Weil unsere liebe Mutter im großen Haushalt (7 Kinder) und auch im Stall noch mithelfen mußte, waren solche Dämmerstündchen leider sehr selten. Die Nach-erzählung einer so traulichen Stunde möge die Wahrheit des am Anfang dieses Artikels stehenden Sprichwortes beweisen.

Also: Ein Bruder unserer Mutter heiratete nach Nieder-ohmen, Kreis Gießen. Der Großvater seiner Frau war ein schlauer und weitgereister Mann. Er richtete in der Nähe des

Dorfes ein oder zwei kleine Teiche her und besetzte sie mit Blutegeln. Wer und was ihn dazu veranlaßte, ist nicht bekannt. Nachdem die Tierchen herangewachsen waren und sich vermehrten, ließ er sich zwei große eichene Fässer bauen. Diese wurden auf einem nach seinen Angaben konstruierten Wagen befestigt. In diese mit Wasser gefüllten Fässer wurden die aus den Teichen herausgefischten Blutegel hineingesetzt. Zwei kräftige Pferde wurden vorgespannt, und los ging es. Die Fahrt begann im April oder Mai und führte über Frankfurt/Main — Karlsruhe — München — Salzburg — Dresden — Wien — Prag — Leipzig — Warschau nach Petersburg. Warum nun gerade in die Residenzen und Großstädte? Die Herren Potentaten, Großgrundbesitzer u. a. ließen sich's etwas kosten an Prunk und festlichen Gelagen. Einer wollte den anderen überbieten und versagten sich auch sonstige Genüsse nicht. Podagra, Blutstauungen, Schlagfluß waren die Folgen. Für diese schmerzhaften und lebensbedrohenden Zustände gab es damals ein Allheilmittel: Aderlaß durch Schröpfköpfe und Blutegel. Das Ansetzen von Blutegeln war einfacher und wirksamer, so daß nach diesen Tierchen große Nachfrage bestand und für den Bauer aus Niederohmen ein einträgliches Geschäft wurde. Er hatte einen terminmäßig festgelegten Reiseplan. Wasserwechsel für die kostbaren Tierchen wurde nur an den Orten vorgenommen, wo das Wasser sowohl in Temperatur als auch in seiner Zusammensetzung dem Wasser der

Teiche in Niederohmen entsprach. Pferdewechsel und Unter-kränzte waren auch vorher geregelt.

Als ich mit meiner Mutter als Junge von 7 oder 8 Jahren einmal in Niederohmen war, wurden uns die Andenken gezeigt, die der unternehmungslustige Bauer von seinen Reisen mitgebracht hatte. Denkmünzen, wertvolle Leuchter und Vasen, Gläser, goldene Broschen und Uhren mit schweren goldenen Ketten usw. Das Geschäft florierte von 1835 bis 1846. Ob die Nachfrage nachließ oder die Nachfragen das gut eingelaufene Geschäft vernachlässigten oder einschlafen ließen, ist mir nicht bekannt. Aber das Sprichwort bewahrheitete sich auch: „Wie gewonnen so zerronnen“ — oder „Der eine kehrt's zusammen, der andere kratzt es auseinander.“

Bucheckernernte 1948

Der Aufruf der Forstämter, Bucheckern zu sammeln für wertvollen Buchensamen, erinnerte mich an das Jahr 1948. In diesem Jahr war eine besonders reiche Bucheckernernte, und die Bäume strotzten nur so voller Früchte. Die Zeiten waren nach dem verlorenen Krieg immer noch arm; Öle und „Fettigkeiten“ waren immer noch knapp. So bedeutete es für viele Menschen ein willkommenes Geschenk des Waldes, die ölhaltigen Eckern zu sammeln. Doch war das kein Zuckerlecken, sondern eine mühselige Arbeit. Aber der Gedanke an volle Ölkrüge, bruzelnde Kartoffelpuffer und goldgelbe Kräppel ließ die Strapazen vergessen, die man dafür in Kauf nehmen mußte. Wenn man bedenkt, wie leicht und wie klein so eine Ecker ist, kann man sich eine Vorstellung machen, welche Menge man benötigte für volle „biblische Ölkrüge“. Der überdurchschnittliche Behang der Bäume im Jahre 1948 ließ uns aber darauf hoffen.

Es war Anfang November, als wir mit einigen Bekannten das Unternehmen starteten. Im Tal braute noch dichter Nebel, als wir morgens mit dem Fahrrad loszogen, bepackt mit Säcken, Bettüchern und Sieben. Autos gab es in dieser Zeit kaum. Es war schon kalt, aber je höher wir kamen, desto mehr ließen wir den Nebel zurück. Auf der Höhe hatte die Sonne gesiegt, und wir waren dankbar für die milde Wärme, die unsere Finger wieder geschmeidig werden ließ. Der Waldboden war leicht gefroren, und auf den Rispen der dünnen Gräser lag Reif.

Wir suchten uns eine günstige Buche aus mit möglichst niedrigen Ästen und vielen Bucheckern. Wir breiteten unter dem Baum die mitgebrachten Tücher aus. Nun begannen wir, sofern es ging, in den Baum zu steigen oder mit einem Holz an den Stamm und mit Stangen in die Äste zu schlagen, bis die eckigen Hüllen herunterprasselten. Durch den Aufprall sprangen die Schalen auf, und der glänzende Segen leuchtete uns aus dem herabgefallenen Laub entgegen.

Mit Sieben begannen wir nun die Eckern von dem Abfall zu säubern und in die Säcke zu füllen. Es dauerte lange und kostete viel Mühe, bis ein Sack voll war. Manche Sammler brachten Leitern und sogar Steigeisen mit in den Wald, um die hohen Bäume zu erklettern, an denen die meisten Bucheckern hingen. Wir waren froh über unsere bescheidene Ausbeute, war uns doch der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach. Die Bucheckern brachten wir in eine Schlagmühle. Nach einigen Wochen waren wir stolze Besitzer von etlichen Krügen und Flaschen Öl.

Maria Müller

Das Backen in früherer Zeit

Von Hermann Wehner

Um die Jahrhundertwende hatte in meinem Heimatdorf in der Rhön noch fast jeder Bauer auf seinem Hof einen eigenen Backofen. Diese Backöfen wurden hauptsächlich im Herbst zum Dörren der Birnen, die zu Hutzeln getrocknet wurden, und der Zwetschen verwendet. Während auf den außerhalb des Dorfes liegenden Höfen auch Kuchen und das für die Hausgemeinschaft notwendige Brot gebacken wurden, geschah dies in den hauseigenen Backöfen im Dorf nur selten. Der Grund hierfür war das viele Holz und Reisig, das für die kräftige Beheizung der längere Zeit kalt stehenden Öfen beim Backen von Brot gebraucht wurde. Für das Dörren des Obstes genügte eine weit geringere Wärme, um das langsame Eintrocknen der Birnen und Zwetschen zu veranlassen. Eine grelle Hitze im Backofen wäre für das Dörren des Obstes sogar schädlich gewesen.

Brot und andere Backwaren wurden von den Dorfbewohnern im Backofen gebacken. Für jeden Werktag waren vier Backvorgänge vorgesehen, von denen jeder etwa 3 Stunden in Anspruch nahm. In dringenden Fällen konnte noch ein fünfter Backvorgang vorgesehen werden, der dann allerdings bis in die tiefe Nacht dauerte. Die Backzeiten wurden jeden Sonntag nach der Nachmittagsandacht von dem Bauern, der die Backtafel führte und neben dem Backhaus wohnte, den Interessenten zugeteilt. Ihre Namen wurden auf einer kleinen Schiefertafel eingetragen. Diese Tafel wurde im Backhaus oder in der Wohnung des

Bauern ausgehängt. Spätere Bankinteressenten konnten sich noch in die leeren Backzeiten nachtragen lassen. Insbesondere konnten auch sehr kleine Familien und Einzelpersonen, die keine eigenen Backzeiten benötigten, die Tafel einsehen und sich einem eingetragenen Backzeitinhaber zum Mitbacken ihrer geringen Backwaren anschließen. Hierbei waren Bauern, die es zu einer besonderen Fertigkeit im Backen gebracht hatten und die Gewähr dafür boten, daß die Backwaren gut und richtig gebacken wurden, als Hauptbäcker besonders begehrt.

Das Backen im Gemeindebackhaus war schon eine besondere Kunst, die gewöhnlich zu den Pflichten des Bauern gehörte. Ihm oblagen auch das Bereitstellen und der Transport des Backreisigs, das Heizen des Backofens und später das Backen selbst.

Für das Backen fand meist nur minderwertiger Reisig Verwendung, da Holz und gutes Baumreisig hierfür zu kostbar erschienen. Auch Dornbüsche, die auf den zu dem Hofe gehörigen Wiesen und Hutten wuchsen und der Axt zum Opfer fielen, konnten beim Backen verbrannt werden, da sie meist ohne schwierige Zerkleinerung in den Öfen eingeschoben werden konnten. Für jeden Backvorgang mußten ausreichend „Reisigwellen“ bereitgestellt werden, um die rechte Backhitze zu erzielen. Daß der Ofen für das längere Backen des Brotes heiß genug war, konnte man daraus erkennen, daß die gewölbte Steindecke des Ofens, die in erkaltetem Zustande dunkel

und schwarz aussah, durch das flackernde Feuer eine grauweiße Färbung angenommen hatte.

Wenig beliebt war das „Vorbacken“ am Beginn der Woche, das heißt, die erste Backzeit am Montagmorgen, weil hier nach der Nichtbenutzung des Backofens am Sonntag für das Anheizen die doppelte Menge Brennmaterial erforderlich war. Deshalb mußte jeder Bauer in einer festgelegten Reihenfolge einmal als Hauptbäcker am Montagmorgen „fürnorgebacken“ (voranbacken). Vorteilhaft waren die vierten Backzeiten am Abend wegen der kürzeren Anheizzeit und der geringeren Brennstoffmenge.

Wenn das Backreisig verbrannt und nur noch eine geringe Glut vorhanden war, wurden die kleinen, noch glühenden Holzteilchen mit dem „Fähwüsch“ (einer langen Stange, die vorne mit einem Strohbund umwickelt war) aus dem gesamten Ofen seitwärts in das neben der Blechtür des Ofens befindliche Luftloch geschoben. Durch dieses Luftloch konnte später auch noch die Hitze im Ofen in etwa reguliert werden, was mit Offenlassen oder Schließen des Loches durch einen Backstein geschah. Nach dem Backen konnte auch die inzwischen zu Asche verfallene Glut leicht durch das Loch aus dem Ofen entfernt werden.

Nach dem Verbrennen der Reisigwellen begann auch für uns Kinder, für die ja das Backen sowieso eine interessante Abwechslung war, die erste Tätigkeit beim Backvorgang. Es galt für uns, den trockenen „Fähwüsch“ im neben dem Backhaus am Marktplatz gelegenen Brunnen mit Wasser anzufeuchten und ihn in schnellem Laufe, damit nicht zuviel Wasser abtropfte, dem Vater in das Backhaus zu bringen. Dies mußte während des Fegens im Ofen notfalls mehrfach wiederholt werden, damit der „Fähwüsch“ nicht in Flammen aufging.

Während der Bauer so den Ofen für den Backvorgang vorbereitete, war die Bäuerin zu Hause noch

eifrig mit dem Zubereiten des Brotteiges und der Kuchen usw. beschäftigt. Das Kneten des Brotteiges, der unter Zufügung des vom letzten Backen übriggelassenen Sauerteiges aus reinem Roggenmehl zubereitet wurde, war eine anstrengende Tätigkeit, besonders wenn die Hausgemeinschaft aus einer größeren Zahl Personen bestand und deshalb reichlich Brot gebacken werden mußte. Bei jedem gewöhnlichen Backvorgang wurden neben dem Brot einige runde Bleche „Ploatz“ und ein oder zwei runde Hefekuchen („Bond“ genannt) mitgebacken. Da die Bäuerin damals im Haus und auch noch in der Landwirtschaft überreichlich beschäftigt war, wurde auf die Zubereitung der „Ploatze“ nur die unbedingt notwendige Zeit verwendet. Im Sommer und Herbst wurden sie mit Obst belegt, zum Beispiel mit kleinen Vogelkirschen, deren Steine mitgebacken und später ausgespuckt oder auch mitgegessen wurden, oder mit schnell geriebenen Äpfeln. Die „Ploatze“ waren aus reinem Roggenmehl hergestellt und schmeckten ähnlich wie die heutigen Roggenbrötchen. In Notzeiten, zum Beispiel im Krieg, wenn das Mehl knapp war, wurden Kartoffelploatze gebacken, die uns Kindern sogar besser schmeckten.

Die runden Hefekuchen in hohen Kuchenformen wurden aus Weizenmehl ohne besondere Zutaten zubereitet. Solche Hefekuchen bildeten auch jeweils den Grundstock für die „Bündel“, die die Taufpaten zu Weihnachten und Ostern ihren Patenkindern als Festgeschenke überbrachten. Die Kuchen waren mit anderen Gaben (Äpfeln, Nüssen, Backwerk, Ostereiern usw.) in weiße Servietten eingebunden (daher „Bündel“).

An den Tagen vor den großen Festen (Weihnachten, Ostern, Hochzeiten, Kirmes usw.) wurden große, runde, sogenannte „breite“ Kuchen gebacken. Das Backen von Brot entfiel bei diesen Gelegenheiten.

Dafür wurden dann je Backtag, sechs und mehr Backzeiten vorgesehen. Diese Kuchen wurden mit weit größerer Sorgfalt als die „Ploatze“ zubereitet. Als Belag fanden Heidelbeeren, Apfelscheiben, Zwetschen usw., die mit „Matte“ (Quark mit Rahm) unterlegt waren, und Streusel Verwendung. Auf den großen Höfen der Umgebung wurden, wie mir meine Vorfahren erzählten, im vorigen Jahrhundert, als das Getreide noch mit Sicheln geschnitten und mit Dreschflegeln gedroschen wurde und daher viele Tagelöhner beschäftigt wurden, zur Kirmeszeit oft über 40 Kuchen auf einmal gebacken.

Wenn alles vorbereitet war, wurde der Brotteig in „Bachschüsseln“ (kleine, runde Strohkörbchen) gefüllt und für den Abtransport bereitgestellt. Für das Transportieren einer kleineren Menge (etwa bis zu 10 Laib Brot) genügte ein „Räfi“, das ist ein kleines, hölzernes Gestell mit vier bis fünf Fächern, jedes Fach für zwei Laib Brot vorgesehen, das auf dem Rücken getragen wurde. Für größere Mengen Brot wurde der Schiebekarren, im Winter ein Handschlitten, auf dem ein etwa 1,20 x 1,80 m großes mit einem Holzrahmen versehenes Brettergestell befestigt war, benutzt. Auf den Broten konnten in diesem Falle auch zugleich zwei bis vier breite Kuchenbleche mittransportiert werden. Größere Bauern, die Pferde besaßen, brachten ihre Backwaren im Einspännerwägelchen zum Backhaus.

Im übrigen mußten die „Ploatze“ und Kuchen im Handbetrieb, das heißt, von einem Erwachsenen – mit den Armen rechts und links am Körper festgehalten – ins Backhaus getragen werden. Auch wir Kinder mußten uns an dem Transport der Kuchen beteiligen. Da unsere Arme aber noch kurz waren, wurde uns nur ein großes, rundes Kuchenblech auf den Kopf gelegt, das wir mit beiden Armen seitwärts festhielten. Dabei kam es – allerdings in sehr

seltenen Fällen – vor, daß der Kuchen mitsamt dem Blech wegen des engen Pfades, den wir zur Abkürzung des Weges vom Dorfrande zur Dorfmitte wählten, seitlich abrutschte und auf die Erde fiel, was im Schnee weniger schlimm war als im Sommer.

Nachdem alle Backwaren ins Backhaus gebracht waren, begann das „Einschießen“ (Einschieben) in den heißen Ofen. Dies geschah mit der „Schee-schössel“, einer langen Stange, an der vorne ein kleines, rundes Brett befestigt war. Das Brett war an dem Rand stark abgeflacht, damit man es später beim Herausnehmen leicht unter das gebackene Brot und unter die Kuchenbleche, schieben konnte. Zuerst wurden die Kuchen, bzw. die „Ploatze“ gebacken und dann das Brot.

Wenn nur Kuchen gebacken wurden, reichten die an den inneren Seitenwänden des Backhauses angebrachten Holzgestelle nicht aus, die aus dem Ofen kommenden heißen Kuchenbleche aufzunehmen. Kurzerhand wurden die Backhaustüre und die Schutzbleter von den Fensteröffnungen abgehängt und vor dem Backhaus niedergelegt. Darauf wurden die restlichen Kuchen unter Aufsicht zum Erkalten abgelegt.

Das Brot wurde nach einer Stunde Backzeit „gewaschen“, wodurch es eine schöne, braune Farbe bekam, und dann noch kurze Zeit nachgebacken. Zu Hause wurde das Brot im kühlen Keller auf einem an der Decke angebrachten Stangengerüst aufbewahrt, wo es vor Mäusen sicher war und nicht so schnell austrocknete.

Heute sind die Backhäuser der einzelnen Bauern fast durchweg abgerissen und das Gemeindebackhaus wird kaum noch benutzt. So ist das besonders gute, würzige und mit Holzfeuer gebackene, richtige Bauernbrot kaum noch anzutreffen.

Das ersehnte Weihnachtsgeschenk

Als Schuljunge, so erinnere ich mich, wünschte ich mir sehnlichst ein Paar Schlittschuhe. Immer wenn das Weihnachtsfest heranrückte, hoffte ich auf die Erfüllung meines langgehegten Wunsches, Schlittschuhe zu bekommen. Doch die Weihnachtsgeschenke in damaliger Zeit – es war Krieg – fielen allgemein recht dürftig aus. Den Eltern war es kaum möglich, auch nur die bescheidensten Wünsche ihrer Kinder zu erfüllen.

In der Hoffnung aber, daß es der Mutter vielleicht doch einmal möglich sein würde, auf welche Art auch immer, mir diesen Wunsch zu erfüllen und ein Paar „glitzernde Gleiter“ zu beschaffen, ließ ich in meinem Begehren nicht nach.

So kam es, daß mir eines Tages, es war wenige Wochen vor dem Weihnachtsfest, ein kleiner Spielball unter den Schrank im Wohnzimmer rollte. Ich legte mich auf den Bauch, um denselben hervorzuholen. Doch bei der Suche nach dem Ball stieß ich mit der Hand gegen einen, in Papier verpackten Gegenstand. Neugierig zog ich, da ich allein im Zimmer war, das Verpackte unter dem Schrank hervor, um herauszufinden, was sich in dem Papier befand.

Kaum hatte ich das Paket mit den Händen umklammert, so fühlte ich deutlich, daß es Schlittschuhe waren, welche die Mutter bis zum Fest unter dem Schrank versteckt hatte, womit sie mir meinen sehnlichsten Wunsch zu Weihnachten – ich hatte auch Geburtstag – erfüllen wollte.

Ich kann das Glück kaum beschreiben, das ich mit dieser Entdeckung empfand. Vorsichtig schob ich das Paket wieder an seinen Platz und verließ im Taumel unermeßlicher Freude das Zimmer.

Meiner Mutter gegenüber, so glaube ich, bin ich zu keiner Zeit ein folgsamerer Junge gewesen als in den darauffolgenden Wochen.

Nur in Gedanken an die Schlittschuhe unter dem Schrank konnte ich das Weihnachtsfest kaum erwarten. Ich sah mich im Geiste schon den Abhang hinunterausen, gefolgt von den neidischen Blicken der Nachbarkinder.

Nun endlich war das Fest gekommen. Schon einige Tage vorher gab es Schnee, und strenger Frost hatte

den Bach zufrieren lassen, was mir, hinsichtlich meines zu erwarteten Geschenkes, willkommen war.

Als wir nun am Heiligen Abend zur Bescherung ins Wohnzimmer kamen, galt mein erster Blick dem Paket, das neben Leckereien, die ich kaum beachtete, unter dem erleuchteten Baum lag.

Überglücklich stürzte ich mich auf das mit einer roten Schleife gezierte Geschenk, auf dem mein Name stand, riß das Papier ab, und sofort war meine Freude getrübt. Die Schlittschuhe, die ich mir in silbrigglänzendem Chromstahl vorgestellt hatte, waren uralte, rostige „Schinken“. Ich ließ mir meine Enttäuschung aber nicht anmerken und freute mich trotzdem; denn auch wir Kinder wußten, wie schwer es war, in dieser Zeit derartige Artikel zu beschaffen. Die Hauptsache, so dachte ich, ich habe Schlittschuhe, mit denen ich meinen Traumsport ausüben kann, mögen sie auch alt und rostig sein.

Als ich nun am Nachmittag des ersten Feiertages auf der inzwischen festgefahrenen Schneedecke vor unserem Haus die ersten Gleitversuche starten wollte, mußte ich die zweite Enttäuschung hinnehmen. Der Schraubmechanismus war defekt, die Schlittschuhe ließen sich nicht mehr an den Schuhen befestigen. Was dann folgte, waren Tränen. Die Mutter hatte diese „Altertümer“ irgendwo aufgetrieben und mit Eßbarem aus unserer Hausschlachtung teuer bezahlt, um mir meinen ersehnten Weihnachts- und Geburtstagswunsch zu erfüllen. Sie war aber nicht in der Lage gewesen, diese „Antiquitäten“ auf ihren Zustand zu überprüfen. Somit war der Traum vom Schlittschuhfahren jäh verfliegen, und meine Mutter, die auch den Tränen nahe war, tröstete mich mit den Worten in heimischer Mundart: „Jong, sei stell, bann de Krieg eröm is, gits widder Schlittschuhe in de Geschöfte ze kauft, dann griste die schönste, die do sen.“ Doch das sollte noch lange dauern, denn bis dahin war ich der Kindheit mit all ihren Wunschträumen entwachsen.

Heute noch, wenn ich in weihnachtlich dekorierten Schaufenstern glitzernde Schlittschuhe liegen sehe, kommt die Erinnerung an den einstigen Kinderwunsch, der in den traurigen Jahren des Zweiten Weltkrieges unerfüllt geblieben ist.

Hubert Rützel

Das Latwälle

Wenn im Herbst in den Tälern der weiße Nebel liegt und die Sonne kämpfen muß, um das zähe Gebilde aufzulösen, dann ist sie da, die Gwätschezeit, eine Zeit, an die ich gern zurückdenke, weil ich noch heute den Ausruf höre, wenn ich zur Schule ging. „Heut hommer jo en richtige Gwätschenäwel.“ Vermutlich gibt der Nebel den Früchten die Süße und den schönen weißlichen Hauch. Wer mag sie nicht, die dunklen Früchte, die in unserem etwas rauhen Klima gut gedeihen! Wem läuft bei einem zünftigen Zwetschenkuchen nicht das Wasser im Mund zusammen? Und erst das „Latwälle“, wie es bei uns heißt, hat auch heute von seiner Beliebtheit nichts eingebüßt, wenn es auch heute auf Gas oder Elektroherd brutzelt und schmurgelt.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, wurde das Latwälle in unserem Dorf in großen Mengen gekocht, einmal weil man die Früchte reichlich hatte, zum anderen, weil es ein billiger Brotaufstrich war. Zucker wurde damals überhaupt nicht verwendet, und wenn, dann hatte man die großen blauen Zuckerhüte, die es in verschiedenen Größen gab.

Meistens wurde der Schmur, wie er auch genannt wurde, in der Waschküche im großen Waschkessel gekocht. Oft stand der Kessel auch frei in einem Schuppen oder im Hof an einer windgeschützten Stelle. In manchen Dörfern gab es auch Hutzelbirnbäume, deren Birnen mitverwendet wurden. Das Ganze war eine größere Arbeit, und man lud Nachbarn und Verwandte zum Schälen und Entkernen der Früchte ein. In der großen Stube saß man um die Manen (große Weidenkörbe) und vollen Körbe und schälte und entsteinte, so daß der Saft die Hände braun färbte und die Daumen von den scharfen Kernen rissig und aufgeschnitten wurden. Das wurde aber gar nicht sonderlich beachtet. Für uns Kinder war es schön, durften wir doch „aufbleiben“ und mithelfen, hörten

den neuesten Dorfklatsch und manche Spukgeschichten.

Morgens wurde das Feuer unter dem Kessel angezündet. Mit Reisig und Holz wurde gefeuert. Das Feuer durfte nicht sehr stark sein, damit der Fruchtbrei nicht anbrannte. Mit einem Rührgerät, das die Größe eines Rechens hatte, wurde gerührt. Das Rühren war die Hauptsache. Man durfte den Kessel jetzt nicht mehr verlassen. Wenn das Feuer zu hoch war, wurde das Ofentürchen aufgemacht, damit die Hitze etwas verströmte. Wenn wir Kinder von der Schule kamen, war unser erster Gang in die Waschküche zum Latwälle. Der Schmur brodelte und schmurgelte nun Stunde um Stunde vor sich hin. Hin und her und rundherum, immer schön unten am Boden entlang war die „Devisse“ des Rührers. Er wurde im Laufe des Tages ausgewechselt. Wer gerade Zeit hatte, kam an den Kessel. Auch die Nachbarn fanden sich ein, schauten zu, gaben gute Ratschläge und versuchten auch mit dem Finger einmal zu lecken.

Der Fruchtbrei kochte zusammen, die Blasen wurden größer und zerplatzen und überall verteilten sich die Spritzer. Stangenzimt und Sternanis waren die Gewürze, die den Geschmack noch verfeinerten. Zum späten Nachmittag, wenn das Latwälle eingedickt und der obere Rand des Kessels verbrannt und krustig war, wenn der Löffel drin stehenblieb, dann war es gar und fertig. Jetzt kam die Krönung all der Mühe. Der Schmur wurde ausgefüllt. Milchtöpfe ohne Henkel, irdene Töpfe, Schalen und Schüsseln wurden gefüllt. Zimt wurde nun auf alle Gefäße gestreut, die dann zugebunden wurden. Dann wurde das Licht angesteckt und stolz zählte man all die großen und kleinen Gefäße. Der Kessel wurde eingeweicht, und nach etlichen Waschgängen wurde er wieder sauber, wenn er nicht, was auch vorkam, angebrannt war.

Maria Müller, Schweben, Höhenstr. 13

Das war einmal

Seit seiner Schulentlassung diente der Schorsch als Knecht bei einem Bauern im Eiterfelder Amt und war vor dem ersten Weltkrieg bei seinem Dienstherrn wegen seiner Liebe zu den Pferden gut angeschrieben. Da Schorsch auch gut reiten konnte, war sein größter Wunsch, einmal als Kavallerist im kaiserlichen Heer zu dienen, um in bunter Uniform und sporenklirrend als Husar, Ulan oder Dragoner sich im Urlaub vorzustellen. Aber auf zwei Musterungen war er schon vom Wehrdienst zurückgestellt worden, was ihn sehr verdroß. Schuld an seiner Zurückstellung war wohl der etwas gekrümmte Rücken, als Geburtsfehler.

Alle Mühe, diesen Fehler heimlich durch Übungen rücklings an den Sprossen der Scheunenleiter auszumerzen, scheiterte. So blieb Schorsch, um doch Soldat zu werden, nur noch die eine Möglichkeit, sich freiwillig zu einem Truppendienst zu melden, der im kaiserlichen Heer gerade nicht zur Elite gehörte, zu den Fahrkolonnen, Train oder „Tränk“ genannt, was ihm auch bei der dritten Musterung gelang. Voller Stolz kaufte er sich am Musterungstag ein Hutband mit der Aufschrift „Train“ für 25 Pfennig, befestigte es an seinem Sonntagshut und feierte mit den anderen „Gezogenen“ den weiteren Tag bei einigen Glas Bier in den Eiterfelder Gaststätten.

Aber mit diesem Erfolg, nun doch Soldat zu werden, traten auch die Spötter auf, die dem Schorsch einreden wollten, die Train-Soldaten seien nur Halbsoldaten, Pferde-knechte, kämen bei den Paraden überall zuletzt und würden nicht wie üblich auf die Fahne, sondern auf der Wagen-deichsel vereidigt. Alle diese Sticheleien über die „Tränk“ rührten den Schorsch aber nicht. Er wollte sich als Soldat

zu einem Mann formen lassen, auch als Train-Soldat, denn nur der „Gediente“ galt seinerzeit als richtiger Mann und genoß Ansehen. So rückte Schorsch am 1. Oktober 1898 als Rekrut in seinen Garnisonsort ein.

Doch schon so nahe am Ziel seiner Wünsche verfolgte ihn weiter das Pech. Bei der Abzählung und Namensverlesung der eingerückten Rekruten stellte sich heraus, daß ein Mann zuviel einberufen war, also „überzählig“ war, und wieder nach Hause geschickt werden mußte. Da Schorsch Familienamen, mit W beginnend, zuletzt verlesen wurde, traf ihn das Los, „überzählig“ zu werden. Diese Entscheidung auf dem Kasernenhof traf den Schorch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Alles hätte passieren dürfen, nur das nicht, daß er wieder nach Hause geschickt würde. Während die anderen Rekruten auf die Kasernenstuben verteilt wurden, saß Schorsch auf einer Bank vor der Wache und dachte mit Schrecken an die Hänseleien der Dorfbewohner.

Als Schorsch so tief traurig vor der Wache saß, kam der Major zu Pferde durchs Kasernentor geritten. Schorsch schnellte von der Bank hoch, nahm stramme Haltung an, und als der Pferdehalter von der Wache nicht gleich zur Stelle war, spritzte Schorsch herbei und nahm mit geübten Griffen das Pferd des Majors in Verwahr und erstattete dem Offizier folgende Meldung: „Rekrut W. freiwillig gemeldet zur Train, perfekt in Reiten und Fahren, wegen überzählig nicht angenommen.“ Diese schneidige Meldung und die schnelle Reaktion von Schorsch hatte den Offizier so beeindruckt, daß er ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Junger Mann, Sie sind ja der geborene Train-Soldat, und auf Sie sollen wir verzichten? Kommt nicht in Frage, Sie bleiben hier und werden Soldat.“ Noch am gleichen Tag wurde Schorsch eingekleidet und schlief zum ersten Male wunschlos und glücklich auf dem Strohsack im Militärbett.

J. L., Eiterfeld

Was die Alten erzählen

Der „Goldgräber“

Um die Jahrhundertwende lebte in der Rhön ein Mann, der von einem Bauernhof in der Nähe meines Heimatdorfes stammte. Dieser war im Gegensatz zum „lustigen Gustav“ ernster Natur, hatte allerdings auch keinen festen Wohnsitz. Man hat ihn auch nicht betteln gesehen. Er lebte zeitweilig, besonders im kalten Winter, in der „Därre“ (auf dem warmen Steinboden im Dach des Gemeindebackhauses) und beschäftigte sich hauptsächlich mit Holzspalten, Besenbinden usw.

Trotz seines ruhigen Wesens erregte er, soweit noch bekannt ist, durch zwei Geschehnisse in seinem Leben die Aufmerksamkeit und den heiteren Spott seiner Mitmenschen. So soll er in einer Nacht geträumt haben, in einer zwischen seinem Elternhof und unserem Dorf gelegenen Basaltbergkuppe sei ein Wagen mit drei Kisten Gold vergraben. Der Mann glaubte an diesen Traum und begann eines Tages mit Hacke und Schippe nach dem Gold zu graben.

Als er etwa 10 bis 12 Meter – zuerst waagerecht, dann steil senkrecht abfallend – in den Berg vorgegangen war und bei Kerzenlicht den Gang erweitern wollte, sah er plötzlich, wie er später erzählte, zwei große, feurige Augen, und er meinte, der Teufel sei ihm erschienen. Er brach daraufhin seine Arbeit sofort ab.

In meiner Jugend konnte man den etwa 1,50 m hohen Gang noch sehen. Inzwischen ist die Bergkuppe größtenteils abgetragen und der Basalt zum Bau von Straßen verwendet worden.

Ein anderes Mal hatte der Mann die Idee, das Fliegen zu versuchen. Er fertigte sich aus leichtem Holz und Stoff zwei Flügel an, stieg auf das Scheunendach und sprang abwärts. Er landete aber nicht auf der Erde, sondern mit ein paar gebrochenen Rippen in einem Birnbaum. Über sein Lebensende ist mir nichts bekannt.

Hermann Wehner, Fulda

Was die Alten erzählen:

Der lustige Gustav

Bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts konnte man in der Rhön und auch wohl in anderen Gegenden unseres Vaterlandes fast täglich „Handwerksburschen“ begegnen, die von Haus zu Haus gingen und dort ihren Lebensunterhalt erbettelten. Man bot ihnen meist etwas zum Essen an, ein Stück Brot oder um die Mittagszeit einen Teller Suppe, den die Hausfrau von dem gemeinsamen Mittagessen der Familie abzweigete. Oft wurden diese Gaben von den Bettlern nur ungern angenommen oder einfach verschmäht. Da sie bereits reichlich mit derartigen Lebensmitteln versehen worden und im Augenblick übersättigt waren. Viel lieber war ihnen schon eine Gabe, die in Geld bestand, das man für spätere Gelegenheiten aufheben oder alsbald in den am Wege liegenden Wirtschaften in den beliebten Schnaps umsetzen konnte. Da man in den früheren Jahren in der Rhön selbst arm war, wie noch die Ortsnamen Armenhof, Sparbrod, Schmalnau usw. beweisen, fielen die Geldgaben an die Bettler meist sehr spärlich aus und bestanden gewöhnlich nur aus Kupfermünzen. Diese Pfennige, die man heute noch nicht einmal aufhebt, wenn man sie am Wege findet, stellten damals – wenn auch nur einen geringen, so doch in ihrer Masse einen beachtlichen – Wert für die Landstreicher dar, die ja auch keine Ausgaben hatten. Essen bekamen sie von den Leuten umsonst, Wasser zum Trinken gab ihnen der liebe Gott, der es regnen läßt über Gerechte und Sünder, übermachten durften sie, wenn sie nicht in warmen Sommernächten im Freien schliefen, bei gutmütigen Bauern in der Scheune oder im kalten Winter im warmen Viehstall. Von Zeit zu Zeit konnte man sich auch, wenn die Gelegenheit günstig war oder wenn man einen freundlichen Spender fand, mit einem noch in etwa tragbaren Rock oder einer Hose und einem Paar alter Schuhe „neu“ ausstatten. Im Winter reichte es wohl manchmal auch zu einem „neuen“ Mantel.

An sich war das Betteln und Landstreichen nach dem geltenden Strafgesetzbuch unter Strafe gestellt. Es konnte aber als eine geringfügige Übertretung nur mit einer kurzen und leichten Haftstrafe geahndet werden im Gegensatz zu den schwereren Straftaten wie Vergehen und Verbrechen, für die Gefängnis und Zuchthaus vorgesehen waren. Außerdem wurden Haftstrafen nicht ins Strafregister eingetragen, und man galt somit nicht als vorbestraft.

Die Gendarmen und die Amtsgerichte kümmerten sich auch kaum um die Bettler, da deren Verfolgung eine kaum ins Gewicht fallende Tätigkeit darstellte. Nur ein bei einem kleinen Amtsgericht in der Rhön tätiger Gefängnisverwalter brauchte in jedem Jahr im Sommer einen Landstreicher. Wenn er zeitgemäß das ihm von der staatlichen Forstverwaltung zugeteilte Losholz erhalten und nach Haus gefahren hatte, gab er dem für den Bezirk zuständigen Gendarmen einen Wink, und dieser fing ihm einen möglichst noch kräftigen und arbeitsfähigen Landstreicher. Er führte ihn dem zuständigen Amtsrichter vor, der den Delinquenten zu drei Tagen Haft verurteilte und in die während der übrigen Zeit des Jahres kaum benutzte Zelle des Gerichtsgefängnisses bringen ließ. Der Häftling durfte dann für staatliche Beköstigung und Unterkunft drei Tage 2 bis 3 rm Holz hacken und an vorgesehener Stelle aufsetzen. Nach getaner Arbeit konnte er dann am vierten Tage wieder sein Bündel packen, dem ungastlichen Ort „Valet“ sagen und sich in einer anderen Gegend einen neuen Bezirk suchen.

Als die Nationalsozialisten in den dreißiger Jahren die Macht ergriffen, schafften sie das nach ihrer Meinung für ihr System unwürdige Bettelunwesen ab. Sie wollten damit der übrigen Welt vorführen, daß in ihrem Staate „kein Mensch hungern und frieren müsse“ und alle Bürger dieses Landes mit allem Notwendigen versehen und daher glücklich und zufrieden seien.

Neben den Berufsbettlern, die neben ihrer Tätigkeit des Bettelns keine andere Arbeit ausübten, gab es um die Jahrhundertwende auch noch einen – wenn

auch kleinen – Kreis von umherziehenden Mitmenschen, die sich gelegentlich auch zeitweise einer bürgerlichen Arbeit widmeten. Dazu gehörte auch ein gewisser Fritz Kraus, dessen Vorfahren aus meinem Heimatdorf stammten und der daher in meiner näheren Heimat sich seinen Stammbezirk zugelegt hatte, über dessen Grenzen er selten, vor allem im Winter nicht, hinaus kam. Er hatte sich neben seinem nur wenigen Bewohnern bekannten bürgerlichen Namen die „Künstlernamen“ „Der lustige Gustav“ und „Der Baron von der Hohen Rhön“ zugelegt. Unter diesen Beinamen war er auch uns Kindern wohl bekannt. Er war eine grundehrliche, lustige Haut und daher im Gegensatz zu anderen „Berufskollegen“ im Dorf wohlgeduldet, ja sogar von einzelnen Bewohnern gern gesehen. Er erzählte oft und gern von seinen vielfachen Wandererlebnissen in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. Saisonbedingt hatte er beispielsweise in der Witzenhäuser Gegend Kirschen abgemacht und in der Lüneburger Heide Kartoffeln gerodet. In meiner Heimat hielt er sich in der kalten Jahreszeit fast dauernd auf, wo er gewissermaßen seine feste Kundschaft hatte, wo er manchmal Holz spaltete und in seinen späteren Jahren noch zuverlässig und gewissenhaft Botengänge von einem Dorf zum anderen ausführte. Er schlief unter freiem Himmel, in der Scheune und bei bestimmten Bauern im Winter im warmen Viehstall. Er spielte auch Flöte, die er sich selbst aus Ebereschholz gefertigt hatte. Während er in seinem Stammbezirk in der Rhön vertrauenswürdig war, führte er außerhalb auch manchen Streich aus, über dessen Gelingen er sich dann freute. So ruhte er einmal auf seinen Wanderungen am Rhein auf der linken Rheinseite unter einem Kirschbaum aus, als ein Mann auf ihn zutrat und ihn fragte, ob die Kirschen ihm gehörten und ob sie verkäuflich seien. Der „lustige Gustav“ bejahte die Frage des Mannes und erklärte, der Mann müsse die Kirschen aber selbst abpflücken, sie seien deshalb auch entsprechend billiger. Der Handel kam auf dieser Basis zustande, und als der „lustige Gustav“ sein Geld erhalten hatte, verschwand er schleunigst auf die rechte Seite des Rheins. Später erzählte er, daß „linksrheinisch die Kirschen gut verkauft worden seien“.

Vor allem wollte er vom Militär und Soldatsein nichts wissen. So hatte er sich, als er die Einberufung zum Soldatenstand erhalten hatte, einer wandernden Schaustellertruppe angeschlossen, um aus der Gefahrenzone zu verschwinden. Kurz vor der holländischen Grenze erkannte man ihn allerdings zu seinem Leidwesen und brachte ihn dorthin zurück, wohin er nicht gewollt hatte.

Im ersten Weltkrieg traf ihn trotz seiner Abneigung, Soldat zu spielen, das harte Los, einrücken zu müssen. Er suchte die Wiederentlassung zu erreichen, vor allem aber zu verhindern, an die Front versetzt zu werden. Deshalb machte er manchen Streich, um seine Unbrauchbarkeit als Soldat zu beweisen. Darum wurde er in der Kaserne auch oft zu Arbeiten herangezogen, die unter der Würde eines tüchtigen Soldaten lagen. So wurde ihm unter anderem die Pflege und Fütterung der Schweine seiner militärischen Einheit übertragen. Bei festlichen Anlässen ließ man ihn, um nicht durch einen seiner Streiche aufzufallen, direkt von der Bildfläche verschwinden und verbannte ihn an eine abseitige Stelle der Kaserne. Aber auch so konnte man seiner Lust an Streichen nicht immer Herr werden. Als eines Tages ein hoher Offizier zur Besichtigung der militärischen Einheit eingetroffen war und die Feierlichkeit auf dem Kasernenhof ihren Höhepunkt erreicht hatte, ließ der unbrauchbare „Soldat“, den man vorsichtshalber zum Misten der Schweineställe abkommandiert hatte, an diesem zeitlichen Höhepunkt alle seiner Aufsicht unterstehenden Schweine auf dem Kasernenhof umherlaufen, was laute Heiterkeitsausbrüche unter den Soldaten, aber auch großen Zorn bei seinen Vorgesetzten hervorrief. Der „lustige Gustav“ ist bei seiner einfachen Lebensweise und trotz seiner Streiche alt geworden und erst im Jahre 1959 gestorben.

Hermann Wehner, Fulda

Die im Kachelofen vergessenen Rotwürste

Es war im Spätherbst des Kriegsjahres 1916. Ströme von Blut waren bereits geflossen, doch zeichnete sich noch kein Ende des sinnlosen Mordens ab. Ich war infolge eines Basedowleidens nur als garnisonverwendungsfähig geschrieben, und da ich nicht geneigt war, die kostbare Zeit untätig in der hintersten Etappe zu verbringen, fuhr ich im schlichten Feldgrau zu meiner Behörde nach Kassel und bat nach dreijähriger Pause um meine Wiederverwendung im Schuldienst. In der vorgelegten Liste der freien Stellen fiel mein Blick auf ein Dorf im Vogelsberg mit 120 Kindern, die ich alleine zu betreuen hatte. Da aber dort der Organistendienst, ein Hobby von mir, mit dem Lehreramt verbunden war, schreckte mich auch diese Mammutstelle nicht ab. Und so willigte ich trotz aufsteigender gesundheitlicher Bedenken freudig ein. Nach dem vielgeschmähten Halbtagsschulsystem hatte ich morgens von 8 bis 12 Uhr in einem großen lichtvollen Saale 80 bis 85 Kinder zu unterrichten, darunter auch mehrere aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet und dem Frankfurter Raum, die zur Erholung dort weilten. Nach einer Mittagspause von einer Stunde war das erste und zweite Schuljahr mit insgesamt 40 Kindern zu betreuen, gewiß keine leichte, schulische Aufgabe. Aber damit war mein Tagespensum noch lange nicht erledigt. Wenn die letzten Kinder aus der Schule gingen, standen gewöhnlich bis zu zwei Frauen im Hofe, für deren im Felde stehenden Männer ich Urlaubsgesuche einreichen sollte. Der alte, gebrechliche Bürgermeister wartete mit Sehnsucht auf mein Erscheinen, damit ich für ihn umfangreiche schriftliche Arbeiten erledigen möge. Da ich viele Schulhefte zu korrigieren hatte, erlosch meine Karbidlampe selten vor Mitternacht.

Die Schularbeit wurde wesentlich erschwert durch das Sammeln von „Laubheu“ für Pferde im Kriegsgebiet — obwohl mir erzählt wurde, daß die Tiere davon kaum gefressen haben. Auch wurden Brennesseln zur Herstellung von Textilwaren gedörrt. Auch sollte die Lücke in der Fettversorgung durch das Sammeln von Bucheckern geschlossen werden, wobei ich einmal vier Zentner abgeben konnte (getrocknet). Als Honorar bekam ich dafür einen halben Liter Bucheckernöl, das den Geschmack von „Röstkartoffeln“, die täglich auf dem Speisezettel meiner Abendmahlzeit standen, wesentlich verbesserte. Für ein Monatsgehalt von 93,33 Mark konnte ich mir kein zweites Essen in der Wirtschaft gestatten.

Wenn ich dann nach des Tages Mühen zu meinem schwach

geschmelzten Erdäpfelgericht ein wenig von meinem Kriegskaffee trank, dann fühlte ich mich dennoch recht glücklich, denn nicht alle in dem damals hungernden Deutschland konnten sich diesen täglichen Genuß von Kartoffeln erlauben. Die wenigen Holzscheite, die mein Vorgänger zurückgelassen hatte, reichten kaum aus, um meine frugale Abendmahlzeit zu bereiten.

In dem Studierzimmer herrschte sechs bis acht Wochen lang eisige Kälte, die ich dadurch überwand, daß ich mich mit zwei Mänteln bekleidete. Wohl waren mir drei Raummeter Buchenholz versprochen worden, aber sie ließen recht lange auf sich warten!

Eines Tages bekam ich von einem Freund, der zum Teil Selbstversorger war, vier Rotwürste geschickt, die ich in Ermangelung eines Eisschranks in der einstweilen noch recht kühlen obersten Etage meines Kachelofens in der Wohnstube aufhing. Hier waren sie nicht nur gesichert gegen die gefräßigen Nager, die es im Überfluß gab, sondern auch gegen die neidischen Blicke meiner Besucher. Wenn in einigen Wochen das Öl zur Neige ging, wollte ich auf diese Fettreserve zurückgreifen.

Die Landschaft war bereits in Eis und Schnee erstarrt, es weihnachtete schon. Da kam auf einmal ein Fuhrwerk, mit drei Meter Buchenholz beladen, zum Schultor herein. Sofort ging ich daran, einige Scheite kurz und klein zu schlagen, um mir endlich einmal ein warmes Zimmer zu gönnen. Bald flackerte auch lustig das Feuer. Ich legte noch einige dicke Hölzer auf die Glut und verließ auf eine knappe halbe Stunde die Wohnung, um dem Ortsvorsteher wie üblich meine Dienste anzubieten. Unterwegs ereilte mich ein Mißgeschick, indem ich in dem unbeleuchteten Bauernhof mit meinem Schienbein so heftig wider die Deichsel eines hier stehenden Leiterwagens stieß, daß ich vor Schmerz für Augenblicke in die Knie sank. Länger, als ich beabsichtigt hatte, mußte ich im Dienstzimmer des Bürgermeisters verweilen, bis ich einigermaßen aufrecht gehen konnte. Das tiefe Dunkel einer Dezembernacht lag auf den Häusern des Dorfes. Es fehlte damals noch die freundliche Helle der elektrischen Ampeln.

Endlich hatte ich den Schulhof erreicht, der rechts von einer größeren Gruppe von düsteren Fichten flankiert war. Als ich die Haustür aufgeschlossen hatte, schlug mir ein lieblicher Duft von Fleischspeisen entgegen. Die anfänglich rosige Stimmung schlug in das Gegenteil um, als ich in das Zimmer eintrat. Nichts Gutes ahnend, öffnete ich die kleinen Türchen des Kachelraumes — und was ich hier sah, war schrecklich. Vier verkohlte Rotwürste, die mit den vollsaftigen Originalen nicht mehr die geringste Spur von Ähnlichkeit hatten, blickten mich traurig an. Erschöpft sank ich für Augenblicke auf den einzigen Stuhl meiner Schulwohnung, bis ich meine Ruhe wiedergefunden hatte.

Getröstet durch das Sprichwort „Glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist“, stand ich auf und warf den kläglichsten Rest in die Feuerglut, die allmählich zu ersterben drohte. Mit diesem neuen Material gespeist, flammte das Feuer noch einmal auf, und wohlige Wärme, erfüllt von aromatischen Düften, verbreitete sich in meinem Zimmer.

Josef Diegelmann, Welkers

Die Pferdelotterie

Nur noch wenige Leser der Fuldaer Zeitung werden sich an die ehemalige Fuldaer Pferdelotterie erinnern können. Die älteren Jahrgänge der FZ dürften darüber Aufschluß geben, wann diese Lotterie begonnen und wann sie geendet hat. Mir sind noch zwei Verse in Erinnerung, die zu jener Zeit in der FZ standen: „Der Leutnant von der Artillerie spricht zu sich: Brillantes Vieh, der Bau, der Gang famos, von der Lotterie nehm ich ein Los.“ Der andere Vers hieß: „Der Schusterjung‘ fehlt nicht beim Troß, auch er wünscht sich ein Roß, doch ist er bescheiden in der Wahl und nähme gerne eins aus Stahl.“ Zu gleicher Zeit lief damals auch in Frankfurt/Main eine Pferdelotterie, die allerdings in einem größeren Rahmen aufgezogen war. Drei Burschen aus einem Rhöndorf gewannen bei der Frankfurter Lotterie ein Pferd. Mit geborgtem Geld fuhr das Kleeblatt mit der Bahn zur Mainmetropole, um den Gewinn zu besichtigen und zu verkaufen. Die erste Enttäuschung war die Mitteilung der Lotteriegesellschaft, daß Pferdegewinne, die nicht zur Selbstverwendung bestimmt waren und der Gesellschaft zum Verkaufe angeboten werden, nur mit 80 Prozent ausgezahlt würden. In diesem Falle gab es damals 240 Mark. Die drei gerieten im Taumel des Besitzes von 80 Mark außer Rand und Band und wollten einmal das Leben der Großstadt genießen. Doch es gibt nun einmal ein Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Unsere drei Helden waren am dritten Tage pleite und gezwungen, bei Freunden, die ihren Wohnsitz in Frankfurt hatten, wiederum das Geld zur Heimfahrt zu borgen.

Wilhelm Link, Eichenzell (†)

Die Post blieb im Schnee stecken

Der lang anhaltende schneereiche Winter 1969/70 mit den zeitweiligen Verkehrsbehinderungen auf Wegen und Landstraßen ruft Erinnerungen wach an die ebenso kalten und schneereichen Winter einer früheren Zeit. Unsere Rhönbewohner und die „Vogelsberger“ waren oft infolge hoher Schneeverwehungen tagelang vom Verkehr abgeschnitten. Es gab noch keine Straßenbauverwaltungen mit modernen motorisierten Räummaschinen. Bestenfalls waren es mit Pferden oder Ochsen bespannte selbstgezimmete Schneepflüge, die auf Anordnung der Dorfbürgermeister eingesetzt wurden. Sehr oft mußten die Einwohner der Gemeinden mit Schippen und Schaufeln zur Schneeräumung aufgerufen werden, um den damals noch schwachen Verkehr aufrechtzuerhalten.

Besonders schwierig war es für die Schüler aus den abgelegenen Höfen, die sich den Weg zu den weiterliegenden Dorfschulen oft selbst bahnen mußten.

Aber auch an unsere Landbriefträger in der Rhön und im Vogelsberg wurden in schneereichen Wintern hohe Anforderungen gestellt. Oft mußten sie sich bis zu den Hüften im Schnee selbst einen Weg bahnen, um die Post zu den Empfängern zu bringen. — Einen fließenden Verkehr, wie wir ihn heute nicht entbehren können, gab es damals nicht. Ein paar Bauernschlitten waren die einzigen Fahrzeuge auf den verschneiten Landstraßen, und unsere Landbriefträger waren froh, wenn sie auf einem Schlitten aus Gefälligkeit ein Stück mitgenommen wurden.

Die kaiserliche Post hatte für die damalige Zeit noch einen verhältnismäßig kleinen Fuhrpark. Zwischen Fulda und Giesel verkehrte wochentags eine offene spannige Fahrpost, die von dem fahrenden Landbriefträger G. bedient wurde und außer den Postsendungen auch einen „Passagier“ befördern konnte. Im Winter fuhr G. mit einem gelben Postschlitten, der bei den häufigen Schneeverwehungen öfters auf der „Schubkarrenruh“ (Niederröder Höhe) im Schnee steckenblieb und von den hilfsbereiten Anwohnern freigeschaufelt werden mußte.

Die kaiserliche Fahrpost nach Dipperz wurde vom Posthalter Veldung gefahren. Er hat auch bis zum 1. Juli 1928 die Postfahren in der Stadt zwischen dem Postamt am Friedrichsmarkt und dem Bahnhof besorgt.

Die gelbgestrichene Dipperzer Postkutsche war für die damalige Zeit ein recht vornehm ausgestattetes Fahrzeug. In der geschlossenen, mit gepolsterten Plüschsitzen versehenen Kutsche hatten 4 „Passagiere“ Platz. Hinter den beiden Seitenfenstern, die sich öffnen ließen, leuchteten gelbe Vorhänge. Selbstverständlich wurde diese Prachtkutsche besonders gepflegt, denn sie wurde ja vornehmlich von vornehmen Persönlichkeiten dieser Zeit benutzt. Häufigster „Passagier“ war wohl der damalige Dipperzer Pfarrer A. Ney. Aber auch die Fuldaer Damen fuhren gern zu einem Kaffeeausflug nach Dipperz ins Gasthaus Kircher.

Kircher war auch zugleich kaiserlicher Postagent. In schneereichen Wintern wurde die Postkutsche auf zwei schwere Schlittenkufen gestellt. Posthalter Veldung spannte immer seine besten Pferde an, und „ab ging

die Post“ durch das dichte Schneetreiben über Petersberg, Böckels in Richtung Dipperz.

In der Dipperzer Poststube warteten indessen der Postagent K. und sein Landbriefträger W. ungeduldig auf die Ankunft der Post. K. sah auf die Uhr und meinte: „Se mößte scho do sei, se wern doch nett scho widder im Schnee stäcke!“ Der Landbriefträger W., der sich das dichte Schneetreiben durch das Fenster anschaute, antwortete: „Jo, bei däm Wäder is alles möglich.“ Da klingelte das Wandtelefon. „Geh mal dran und horch genau, was los ist“, sagte Posthalter K. zu seinem treuen Landbriefträger W. Die Verständigung war bedingt durch die winterlichen Einflüsse auf die freihängenden Telefonleitungen äußerst schlecht. Nachdem er den Hörer wieder eingehängt hatte, meldete W. seinem Vorgesetzten K., was er verstanden habe: „Also de Post es henger Böckels, in der Gemarkung Döpperz, mit 4 Paar Stieren im Schnee steckegeblawe, on der Borremeister soll sich emo nieläh.“ Und mißbilligend fügte er noch hinzu: „Be kann mer bei so em Wäder blos Viehe nuis gedoh?“

„Das hast du sicher nicht richtig verstanden“, sagte Posthalter K. zu Landbriefträger W. „Der Veldung spannt doch seine besten Pferde an die kaiserliche Postkutsche und keine Ochsen.“

Nach einer Rückfrage bei der Posthilfsstelle Böckels stellte man fest, daß die Post mit 4 „Passagieren“ (nicht mit 4 Paar Stieren) im Schnee steckengeblieben war, und der Bürgermeister von Dipperz sollte sich nicht hineinlegen, sondern die Freimachung der Postkutsche mit den 4 Passagieren unverzüglich veranlassen.

Die Verpflichtung zur Hilfeleistung an die Post ergab sich aus dem Postgesetz vom 28. Oktober 1871.

Wilhelm Schönherr

Die Seelenwanderung

Als ich noch ein kleiner Junge war, freute ich mich immer auf einen Besuch bei den Großeltern. Wenn Oma am alten Spinnrad saß, wurde stets ein Hauch an die gute alte Zeit in mir geweckt. Opa, den Altbauer, konnte man als einen guten Besenbinder und Korbflechter bezeichnen. Bis ins hohe Alter übte er in der Stube fast täglich diese interessanten Tätigkeiten aus. Selbst als das Augenlicht schon merklich nachgelassen hatte, war er noch mit großer Begeisterung bei diesem Hobby. Zwar dauerte es etwas länger, aber alle Handlungen wurden ganz exakt mit viel Fingerspitzengefühl ausgeführt. Staunend konnte ich als Kind immer wieder seine Arbeit und seine geschaffenen Meisterwerke bewundern.

Eines Tages erkrankte Opa. Die noch sehr rüstige Oma war einige Jahre jünger. Trotz ihrer guten Pflege wurde der Großvater nicht wieder genesend. Ständig verschlechterte sich sein Gesundheitszustand. Die ganze Verwandtschaft ahnte den baldigen Tod. Opa und alle Angehörigen waren darauf vorbereitet. Dann schloß der alte Herr nach einem arbeitsreichen Leben die Augen für immer.

Eine Tante von mir war Ordensschwester. Wegen des Todes ihres Vaters hatte sie ausnahmsweise einmal Kurzurlaub bekommen. An drei Abenden wurde im Trauerhaus für den Toten gebetet. Dazu kamen dann die Verwandten und die Nachbarn aus der kleinen Ortschaft. Der Verstorbene war zu Hause in einem Nebenzimmer aufgebahrt. Nach dem letzten Totengebet nahmen alle Angehörigen und Bekannten Abschied von dem lieben Opa. Jeder besprengte den Toten als äußeres Zeichen der Anteilnahme mit Weihwasser. Die nächsten Verwandten blieben noch etwas länger. Weil meine Schwester als Kleinkind allein daheim in ihrem Bettchen lag, waren meine Eltern auch gleich nach Hause gegangen. In gedämpfter Tonart wurden noch einige Formalitäten wegen der Beerdigung besprochen.

Plötzlich sagte die Klostertante, so wurde die Ordensschwester von uns Kleinen genannt: „Der Josef kann ja die Seelen gleich mitnehmen.“ Mir, als dem Jüngsten in diesem Kreis, lief es kalt und warm den Rücken herunter. Ratsuchend sah ich mich um. Anscheinend hatte niemand von meiner Verlegenheit Notiz genommen. Was sollte ich tun? Um einen Scherz konnte es sich wahrlich nicht handeln. Das hielt ich für ganz ausgeschlossen. Die ehrwürdige Schwester, bekannt als ernste Respektperson, wäre

in dieser Stunde nie zu einem solchen Spaß bereit gewesen. Dann hatte sie noch von der Mehrzahl gesprochen. Wieviel Seelen möge der tote Großvater wohl gehabt haben? Es war alles wie ein Traum. Ich stand immer noch tief geschockt in der Runde. Da eilte die Klostertante in die kleine Kammer. Wo sollte sie die Seelen versteckt haben? Werden sie schwer sein? Ist es ein Paket oder ein Bündel? Wo sollte ich die Seelen hin tragen? Alles Fragen, die mir in diesen Sekunden durch den Kopf schwirrten.

Die Anwesenden hatten meine Hilfslosigkeit immer noch nicht bemerkt. Da kam auch schon die Tante mit einem Bündel vorgefertigter Holzstiele an. Sie sagte: „Hier sind die Seelen, nimm sie mit nach Hause.“ Dann unterhielt sich die Schwester mit einem Verwandten. Ich hörte im Laufe des Gesprächs, daß dies schon mit meinen Eltern abgesprochen sei. Weil mein Vater auch etwas von der Besenbinderei verstehe, solle er die restlichen Besenseelen verwenden. – Diese Seelen aus Holz sind bearbeitete Stiele, die einzeln in die Mitte der Reiserbesen eingebunden oder eingeschlagen werden. – Erleichtert, trotz des Bündels auf dem Rücken, begab ich mich auf meine Seelenwanderung nach Hause.

Josef Brell, Fliesen 1

Allzu hitzig ist nicht immer gut

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte in unserm Dorf eine Familie. Sie war kinderlos und bewohnte ein kleines Häuschen im Unterdorf. Der Eingang zur Wohnung war zugleich auch der Zugang zum Ziegenstall, der direkt neben der Küche lag. Der Mann hieß Julius und stammte aus dem Freigericht. Seine Frau Kunigunde war aus unserem Ort. Julius trank gern einmal einen über seinen Durst.

Als er wieder einmal von einer Zechtour nach Hause kam, hörte er, daß gegen Mitternacht sich jemand an der Zimmertür zu schaffen machte. Er rief seine Frau und sagte: „Kunigunde, es ist ein Dieb draußen, der will unser Brot stehlen.“

Leise stand Julius auf, nahm die Axt, die er immer neben seinem Bett stehen hatte, und die Tür aufgerissen, einen Hieb nach draußen, das war eins. Doch da tönte ihm ein Schrei entgegen, den nur eine Ziege in Todesangst ausstoßen kann. Tiefbetrübt legte er sich wieder ins Bett und sagte zu seiner Frau: „Kunigunde, es war unsere Geiß, unsere einzige.“

Auguste Müller, Kalbach 1

Die „weiße Frau“

Die Hebamme Rosalia Schnell geb. Pfeffer war die Ehefrau des Stukkateurmeister Josef Schnell zu Großendlöder, wo sie am 4. 9. 1860 geboren war. Auch schon in jenen Jahren (um 1890) wurden die Hebammen in Marburger Kliniken für ihren verantwortungsvollen Beruf ausgebildet und mußten sich alle fünf Jahre einem Weiterbildungskursus unterziehen. In ihrer über vierzig Jahre dauernden Tätigkeit als verständnisvolle und erfahrene Helferin der jungen Mütter erleichterte sie mindestens 1500 jungen Erdenbürgern den Eintritt in diese Welt. Die „Amme Saale“, wie sie allgemein genannt wurde, war eine schlichte und gradlinige Frau, die immer das sagte, was sie dachte. Sie zeichnete sich durch eine große Opferbereitschaft aus, und war zu jeder Tag- und Nachtstunde hilfsbereit.

Wenn die „Saale“ zu einer Geburt gerufen wurde, verpackte sie ihre Instrumente in eine Tasche. Diese kleine flache Tasche verbarg sie immer unter der Schürze, so daß niemand merkte, daß sie ihrem Beruf nachging.

Nach der Untersuchung der Wöchnerin sagte die „Saale“ meistens: „Es iß noch vill Ziet, bes es so wiet is; kocht äescht emoa e Deppe starke Bunnkafée. Mir konne auch noch äbbes geäeß, mir konne sogaar au noch en Killewitt (Schnaps) getrenk. Dann gett olles vill lichter on schnäeller.“ Die „Saale“ aß und trank dann in aller Seelenruhe. Zu der Schutzbefohlenen pflegte sie zu sagen: „So lang bee du noch lachst, grest du kei' Keend, äescht bann du schreust (weinst) on west stäer (sterben), dann is so wiet, doa moss ich ofang.“

Trotz dieser Sprüche hatte die „Saale“ ein mitfühlendes, weiches Herz. Sie wollte mit ihrem Gerede die jungen Mütter nur trösten und aufrichten, sie litt mit den Frauen. Im übrigen wußte sie aus langer Erfahrung ganz genau, zu welchem Zeitpunkt ihr Eingreifen erforderlich war.

Sie hatte selbst zehn eigene Geburten; fünf ihrer Kinder starben im Kindesalter, und heute lebt nur noch eine Tochter. Die „Saale“ starb am 30. 6. 1933.

Wenn die „Saale“ bei schwierigen Geburten die Hilfe des Arztes benötigte, pflegte sie nach glücklich vollbrachtem Werk bei dem darauffolgenden Schmaus zu Dr. Hornung zu sagen: „He wäedd net ‚geneiselt‘ (ein wenig essen), Häerr Dokter, äesse Se on trenke Se on schenien Se sich net, doas wäedd Ihne doch fier e vol Moahlziet gerächeld (gerechnet).“

Bis in die 1940er Jahre verordnete die Hebamme jeder jungen Mutter nach der Geburt neun Tage Bettruhe. Die Wickelkinder gab es mindestens bis zum ersten Weltkrieg, die Babys wurden so fest eingewickelt und eingepackt, daß sie sich nicht rühren und nicht regen konnten. Damals gab es auch noch den „Zöller“; das war mit Schnaps getränkter Zucker in einem kleinen Stoffbeutelchen. Mit dem „Zöller“ im Munde schliefen die Kinder stundenlang wie die Grafen.

Klitsch

Ein böser Streich der Jungen

Ein Bauer aus unserem Dorfe erzählte mir folgende Geschichte, die er nach seiner Mitteilung selbst erlebt hat.

Als es noch kein Radio und kein Fernsehen gab, außerdem die Jugend nicht braver als heute war, lebte in unserem Dorf in einem kleinen Häuschen der Schweinehirt mit seiner Frau. Das Häuschen war aus Lehmsteinen gebaut und nur an der Wetterseite mit Wettdretern beschlagen. Die anderen Seiten schmiegt sich an die Nachbarhäuser, so daß man die Balken und den rissigen Lehm der Steine sah. Das Häuschen hatte eine Stube, eine winzige Kammer, eine kleine Küche und einen Ärn. Von hier führte eine primitive Treppe unter das Dach. An der Südseite war das Häuschen durch einen Gang von ungefähr einem Meter vom Nachbarhaus getrennt. Die Dorfbewohner benutzten ihn zur Abkürzung des Weges.

Dieser Gang war nun der Ort der schaurigen Handlung. Parallel zu ihm verlief die Stubenwand, an der das große Bett der Eheleute stand, das sie gemeinsam benutzten. Damals wußten Dorfjungen in jedem Haus

Bescheid und wußten auch, wo und wie man schlief.

Als die Jugendlichen wieder einmal der Hafer stach, und im Dorf so gar nichts passierte, kam einer auf den Gedanken, dem Schweinehirten und seiner Frau einen Streich zu spielen. Vorsichtig lösten die Jungen aus der Wand in dem Gang einen Stein heraus und setzten ihn wieder ein, um bei passender Gelegenheit die Tat auszuführen.

Als der Leppold, so hieß der Schweinehirt, wieder einmal einen über den Durst getrunken hatte und durch sein Schnarchen verriet, daß er in einer besseren Welt weilte, schritt man zur Tat. Leise nahm man zur mitternächtlichen Stunde den Stein heraus, durchbrach mit der Hand den dünnen Verputz und zog und zertrte den armen Schweinehütersleuten mit kalter Hand an Hemd und Decke. Ein gellender Schrei durchhallte die stille Nacht. Der Leppold schimpfte, und draußen verließ man auf dem schnellsten Wege die grausige Stätte. Es ist nicht herausgekommen, wer den bösen Streich ausgeführt hat, aber gelacht wird heute noch darüber.

Maria Müller, Schweben

Was die Alten erzählten

Ein harmloses Bächlein?

In ihrem kurzen Lauf von der Quelle bei Kiliansberg führt „die“ **Kalbach** ihr wenig Wasser bei Neuhoof der Fliede und damit der Fulda zu. Ober-, Mittel- und Niederkalbach, recht ansehnliche Ortschaften, sind nach ihr benannt. Von einer kleinen Brücke, die den Bach nahe Mittelkalbachs überspannt und die beim Überqueren kaum bemerkt wird, genießt das Auge das saftige Grün weit gedehnter Wiesen. In ihrem üppigen Graswuchs ist vom blanken Wasser kaum etwas zu sehen. So friedlich sieht alles aus — und harmlos: Kaum zu glauben, daß hier einmal ein junges Menschenleben in reißenden Fluten ein gewaltsames Ende durch Naturereignis fand.

Es war während des letzten Krieges. An einem dunklen Herbstabend verließ ein Friseurlehrling nach Geschäftsschluß das Haus seines Meisters in Neuhoof, holte wie gewohnt sein Fahrrad aus dem Schuppen und stieg zur Heimfahrt nach dem zehn Kilometer entfernten Veitsteinbach auf, nicht ohne vorher seinen dichten Wettermantel fest zu verschließen. Drohende Wolken standen am Himmel. Bald brach der Sturm los, und gewaltige Wassermassen stürzten herab.

In Veitsteinbach legten sich die Eltern des Jungen nach anfänglichem vergeblichem Warten zur Nachtruhe. Sie hatten sich schließlich bei dem Gedanken beruhigt, daß ihr Sohn so vernünftig gehandelt haben könnte, angesichts solcher Naturgewalten in Neuhoof zu übernachten.

Als er jedoch am folgenden Morgen vermißt wurde, begann die Suche. Nahe dem Brückchen fand man sein Fahrrad in der Wiese, von ihm selbst zunächst aber keine Spur. Erst kilometerweit abwärts fand man seinen leblosen Körper.

So weit ihn die plötzlichen Fluten auch abgetrieben haben mochten, die eigentliche Todesursache wurde im Ersticken gesehen. Der Orkan mußte ihm den undurchlässigen Mantel über den Kopf getrieben haben. Jedenfalls ist er so gefunden worden.

Gertrud M a l k m u s

Eine Episode aus dem Jahre 1866

Mein Vater, der Kaufmann Josef Klitsch, ist im Jahre 1861 in Großnlüder geboren. Damals gehörte das ehemalige Hochstift Fulda zum Kurfürstentum Hessen mit Kassel als Hauptstadt.

1866 setzten auf Bismarcks Betreiben hin die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland ein. In die politischen und militärischen Vorgänge war auch das Kurfürstentum Hessen verwickelt. Die kurhessische Armee indessen war zu schwach, um sich gegen Preußen behaupten zu können. Selbst die mit den Österreichern verbündeten Bayern, die auf fuldisches Gebiet vorgedrungen waren, konnten das Schicksal nicht wenden. Am 4. Juli 1866 wurden sie bei Quecksmoor zurückgeworfen, und zwei Tage später besetzten die Preußen die Stadt Fulda.

Mein Vater erzählte des öfteren, daß er sich mancher Begebenheiten während des Krieges, soweit sie sich in Großnlüder abspielten, noch gut erinnern könne. Die Soldaten beider Seiten imponierten besonders der Jugend ihrer bunten Uniformen wegen. Die erwachsenen Einwohner verhielten sich indessen ziemlich reserviert.

Eines Tages waren Bayern, über die Lüderbrücke kommend, in Großnlüder eingerückt. Die erwachsenen Bewohner hatten sich versteckt, niemand war auf der Straße zu sehen. Als die Bayern sich am anderen Tag aus unbekanntem Grund wieder zurückzogen, nahmen die Preußen vom Dorf Besitz. Von ihrem Einmarsch wurde ein Mann auf der Straße überrascht; es war ein harmloser „Dorfdepp“, der aber die Situation gleich erkannte und sich flugs in einem nahe gelegenen Reisighaufen versteckte. Als es ihm in seinem Versteck zu langweilig wurde, wagte er sich auf die Straße, trat auf einen Trupp Soldaten zu und beschimpfte sie mit lautem Ruf: „Saupreiß, Saupreiß!“ Er wurde festgenommen und Bürgermeister Georg Bickert herbeizitiert, und man eröffnete ihm, daß zur Strafe für die Beleidigung einige Häuser niedergebrannt werden sollten. Bürgermeister Bickert, ein unerschrockener Mann, begab sich mit einigen Bewohnern zum Kommandanten. Sie verwiesen darauf, daß der Täter nicht ernst zu nehmen sei, und man solle deshalb das Dorf nicht mit einer so verhängnisvollen Strafe belegen. Der Kommandant hatte ein Einsehen, nahm seine Drohung zurück, verlangte aber die Ablieferung von einigen Stück Vieh als Strafe. Die Dorfbewohner atmeten auf und waren darüber glücklich, daß sie mit einem blauen Auge davongekommen waren.

Paul Klitsch, Großnlüder

Eine Erinnerung an den letzten deutschen Kaiser

Die frühen Festungen, die ihre Bedeutung für die Landesverteidigung heute vollständig verloren haben und nur noch Museumswert besitzen, wurden von einer besonderen Polizeitruppe, der sogenannten Festungsgendarmerie, beaufsichtigt. Sie hatte in erster Linie die schwierige Aufgabe, feindliche Spione, die fotografische Aufnahmen vom Gelände, insbesondere von den Forts, machten, aufzuspüren und den Militärbehörden zu übergeben.

Auch Soldaten der Besatzungsarmee, die des Abends nicht pünktlich in ihre Kasernen zurückkehrten, sondern ohne Urlaubsschein von Kneipe zu Kneipe wanderten, um die Freuden des Alkohols zu genießen, wurden von den Gendarmen festgenommen und der Mutterkompanie zur strengen Bestrafung zugeführt. So hatte auch ein Kamerad meines Regiments in Mainz zuviel des edlen Rebensaftes „hinter die Binde gegossen“, und war, dadurch leichtsinnig gemacht, ohne Ausweis den vorgenannten Ordnungshütern in die Arme gelaufen. Ja, noch mehr der Schuld! Er hatte bei der Festnahme sich zur Wehr gesetzt und in seinem angeheiterten Zustande sein ungeschärftes Seitengewehr gezogen, was juristisch Widerstand gegen die Staatsgewalt bedeutete. Das kostete den armen Teufel, wenn er die Tat auch nicht mit voller Überlegung begangen hatte, nicht mehr und weniger sechs Wochen strengen Arrest bei „Vater Philipp“. Als er aber am nächsten Morgen bei seiner Ernüchterung seine furchtbare Lage erkannte, geriet er fast in Verzweiflung. Vergebens beteuerte er, daß er von seiner Aggression kaum etwas wisse. Auch betonte er, daß er in seiner aktiven Dienstzeit sich gut geführt habe und straffrei zur Reserve entlassen wurde. Als der Krieg ausbrach, sei er als Wehrmann eingezogen worden und sei wegen Tapferkeit vor dem Feinde, wobei er verwundet wurde, mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden. Obwohl er verheiratet sei und zwei Kinder habe, wolle er nach Erlangung seiner Felddienstfähigkeit wieder an die Front gehen, um das Vaterland zu verteidigen. Alle vorgebrachten Argumente, um eine Strafmilderung zu erreichen, fanden kein Gehör, auch wollte man bei Anrufung

von höchsten Instanzen ein Gnadengesuch nicht befürworten.

So traf ich meinen Kameraden eines Tages, der mir mit Tränen in den Augen von seinem Schicksal berichtete. Da beschloß ich, mich an den obersten Kriegsherrn mit Umgehung aller unteren Behörden zu wenden, weil ich Seine Majestät vor kurzer Zeit gelegentlich eines Berlinbesuches vor der Hedwigskirche gesehen und einen guten Eindruck vom Kaiser bekommen hatte. Da mir keine Schreibmaschine zur Verfügung stand, mußte ich meine Eingabe handschriftlich vorlegen. Es war mir dabei klar, daß ich allerbestes Briefpapier benutzen müsse und eine Stahlfeder, die dem anatomischen Bau meiner Hand am besten entsprach, um das Gesuch im allerschönsten, alten, deutschen Normalduktus einzuzureichen; denn meine Persönlichkeitsschrift mit vielen Schnörkeln hätte der oberste Herr in Berlin wahrscheinlich nicht lesen können. Das gab ein langes Studieren und Experimentieren, bis die Goldfeder und Hamburger Börsenfeder in die engere Wahl kamen. Schließlich trug die Hamburger Börsenfeder nach weiteren Versuchen den Sieg davon. Inhaltlich wurden dabei alle Argumente noch einmal vorgebracht, die man den unteren Instanzen erfolglos vorgetragen hatte. Ich fügte nur noch hinzu, daß mein Kamerad trotz des vorgerückten Alters und seiner angegriffenen Gesundheit bereit sei, wieder an die Front zu gehen, um für sein Vaterland zu streiten, und wenn es sein sollte, auch für dieses und seinen hochgeschätzten Kriegsherrn zu sterben. Mit klopfendem Herzen warf ich den wichtigen Brief in den Postkasten, wünschte ihm eine glückliche Reise, eine sichere Ankunft und einen guten Erfolg. Der aber ließ recht lange auf sich warten. In unserer Umgebung begann man bereits über die Nutzlosigkeit der Eingabe zu lächeln, und man konnte den Vorwurf hören, daß ich einen Soldaten unterstütze, der die Wehrfähigkeit der Armee zweifellos geschwächt habe. Als der letzte Schimmer der Hoffnung auch bei mir entschunden war, kam eines Tages ein Brief von Seiner Majestät mit der für mich und meinen Kameraden beglückenden Nachricht: „Begnadigt“.

Josef Diegelmann, Welkers

Eine glückliche Landung

Die alten Häuser des Dorfes Welkers — so die Schmiede aus 1675 (Franz Hartmann), Mühle aus 1889 (Josef Buch), Lepse aus 1746 (Franz Schneider etc.) — sind zumeist nicht mehr und haben vor kürzerer oder längerer Zeit modernen Bauten Platz gemacht. Die übrigen kamen wohl durch eine schucke Renovierung mit einem blauen Auge davon, können aber kaum auf ein längeres Dasein hoffen. Eines Tages macht man mit ihnen kurzen Prozeß und verwandelt sie in wenigen Stunden wie unser altes Kirchlein aus 1899 durch maschinelle Einwirkung in einen Trümmerhaufen und versenkt die traurigen Überreste sang- und klanglos in der Gruft eines Müllplatzes oder man verwendet sie zur Planierung von Wegen und Feldmulden.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts, als die Geschichte, die ich erzählen möchte, sich zugetragen hat, nahm man es mit der Baufälligkeit aus finanziellen Gründen nicht so genau wie heutigentags. Da mußte es schon laut und vernehmlich im gesamten Gebäck knistern und die Belegschaft unmittelbar vom Einsturz bedroht sein, bis man eine solche Ruine völlig dem Erdboden gleich machte. So war bei uns einmal ein Bauerngehöft arg vom Zahn der Zeit zernagt. Kein Wunder, denn es stammte aus den Tagen nach dem Dreißigjährigen Kriege. Die vom Alter geschwärzten Ziegel saßen durch den Staub und Regen der Jahrhunderte auf den Dachlatten fest wie einzementiert, aber sie waren stellenweise stark beschädigt, so daß im Winter der Schnee hereinwehte und bei Tauwetter es in allen Zimmern tropfte. Doch wenn die Freunde des Bauern am Biertisch im „Grünen Baum“ ihn bewegen wollten, seine „Scheune“ abzureißen, zog er seine Stirn in Falten und meinte: „Zum Bauen braucht man Geld, und das ist bei mir knapp, daß ich kaum meine Familie hinreichend ernähren kann.“

Eines Tages gingen nun die Brotvorräte zur Neige, und der Bauer mußte baldigst einen Sack Korn zur Mühle Leibold nach Rönshausen fahren, um dafür die entsprechende Menge Mehl zu erhalten. Kurze Zeit später saß die Familie in der heitersten Stimmung am Mittagstisch, wo es das bauerliche Mittagssnahl gab. Man schrieb wohl den Dienstag in der Fastnacht, über den mein Großonkel vor ca.

100 Jahren die lustigen Reime nach dem Muster von Hans Sachs machte:

Der Säukoop gib't's der Dennstig
mit Ärbesbrei un Kruit;
daß äß ich gor so emsig,
dos schmeckt mår gor zu goad.

Nach alter Sitte nahm der Hausherr die komplizierte Fleischverteilung am Tische vor, indem er sich einen Löwenanteil auf den Teller legte, der Mutter schon bedeutend weniger (um ihre schlanke Linie zu retten) und für die Kinder die Portionen nach ihrem Alter berechnete, wobei natürlich der Benjamin, der siebenjährige Peter, am schlechtesten abschnitt. Jedes Kind halbierte die bescheidene Portion, da der andere Teil für den Abend reserviert werden mußte.

Nach dem Tischgebet erinnerte die Mutter daran, daß sie für übermorgen ein Los vom Backen gezogen habe und dringend dazu das Mehl benötige. Der Bauer stieg sofort die Bodentreppe hinauf, die in allen Fugen krachte, und eilte mit seinem Schneidergewicht über die schwankende Lehmdecke des Getreidebodens, wo er behend einen Sack mit Roggen füllte. Schnell wippte er ihn auf die Schultern und trat den Rückweg an. Kaum hatte er einige Meter hinter sich gebracht, da war es ihm, als verlöre er den Boden unter den Füßen. Na, denkt er resigniert, habe ich denn schon im Mittelalter meines Lebens die „Artillerieverkalkung“, daß mich fast ein Schwindel zu Boden reißt? Das fehlt mir gerade noch, denn ich habe genug mit meinem „Reißmatismus“ zu tun. Ohne diese Betrachtung ganz zu Ende führen zu können, sauste er in die Tiefe. Während des Sturzes glitt der Korn sack von seiner Schulter und legte sich behäbig auf den Boden des gepflasterten Kuhstalles, der Bauer selbst aber nahm Platz auf dem Rücken von einem seiner Ochsen, ohne Schaden zu nehmen. Der Ochs erschrak nicht wenig über die plötzliche Belastung, drehte aber nur ein wenig seinen Kopf zur Seite und war erstaunt, zum erstenmal seinen Herrn als Reiter zu erblicken.

Auf diesen harmlosen Unfall hin — der allerdings auch einen schlimmen Ausgang hätte haben können — wurde die Lehmdecke an der Durchbruchstelle gründlich renoviert, aber gebaut wurde noch nach Jahrzehnten nicht.

Josef Diegelmann, Welkers

Eine zu magere Mitgift

Von Hubert R ü t z e l

Wenn in heutiger Zeit die Jugendlichen bezüglich ihrer Partnerwahl wenig Bedeutung der zugehörigen Konfession, Nationalität oder des zu erwartenden Vermögens ihres oder ihrer Auserwählten beimessen und sich in dieser Angelegenheit in der Regel von niemandem bevormunden lassen wollen, so redeten früher die Eltern oft ein gewichtiges Wort mit, wenn es um die Heirat eines ihrer Kinder ging, was auch von denselben zumeist respektiert wurde. Vornehmlich die Bauernsöhne, die für die Übernahme des Hofes vorgesehen waren, wurden angehalten, sich eine Frau zu suchen, die möglichst aus einem angesehenen Bauernhof stammte, tüchtig war und – das war sehr wichtig – mit einer reichen Mitgift rechnen konnte. Nicht selten wurden deswegen über die Köpfe der heiratsfähigen Söhne und Töchter hinweg von den Eltern Vereinbarungen getroffen, die dann zur Heirat führten.

So hat es in früheren Jahren, in einem Vogelsbergdorf einen Bauern gegeben, dessen ältester Sohn ins Burschenalter gekommen war. Alle jungen Mädchen, mit denen sich der Bauernsohn anfreundete, erschienen dem herrischen Vater, der einen gehörigen Bauerndünkel besaß, nicht ebenbürtig. Die eine war die Tochter eines Handwerkers, der nur zwei Ziegen hatte und die daher auf gar keinen Fall als Schwiegertochter in Frage kam. Die andere stammte aus einem Bauernhof, der angeblich verschuldet war. Eine weitere war die Tochter eines Bauern, die noch sechs Schwestern hatte und wo aus diesem Grunde die Mitgift spärlich ausfallen würde.

Als nun eines Tages ein Viehhändler auf den Hof kam, von dem man wußte, daß er sich auch gelegentlich als Heiratsvermittler betätigte, fragte ihn der Bauer, ob er nicht eine geeignete Frau für seinen Hoferben wisse, es sei an der Zeit, allmählich an eine Hochzeit zu denken, in der engeren Umgebung sei keine geeignete Frau zu finden. Der Händler überlegte nicht lange und ließ den Fragenden wissen, daß er ihm eine vermitteln könne. Es sei die einzige Tochter des reichsten Bauern aus einem Dorf, in dem er des öfteren geschäftlich zu tun hätte, sie sei wohl nicht die Schönste, würde aber sicher ein beachtliches Vermögen mit in die Ehe bringen.

Das ließ den Bauern aufhorchen, und er bat den Handelsmann, nachdem er sich noch über Einzelheiten erkundigt habe, ein Treffen mit dem Vater des Mädchens in die Wege zu leiten. Dies versprach der Viehhändler, und so kam es nach einiger Zeit zu einer Begegnung beider Bauern in einem Wirtshaus im Nachbarort.

Die Unterhaltung der beiden bezog sich ausschließlich auf ihren Besitz, wobei der eine den anderen an prahlerischer Großtuerei übertraf, und so wurden die Bauern, nachdem sie einige Schnäpse „hinter die Binde gegossen hatten“, sich einig, Sohn und Tochter miteinander bekannt zu machen und sie durch dringendes Zureden zum Heiraten zu bewegen. Dies gelang, und schon nach kurzer Zeit wurde Hochzeit gefeiert.

Einige Jahre später kam der Viehhändler wieder auf den Hof, um eine Kuh zum Kauf anzubieten. Als er seine „Lobeshymne“ auf die „Milchproduzentin“, die er an den Mann bringen wollte, beendet hatte, schrie ihn der Altbauer in heimischer Mundart mit folgenden Worten an: „Mit däre Zwäbeinige (damit meinte er seine Schwiegertochter) hoste ons domols ogeschmiert, mit dere Vierbeinige schmierste ons net noch emol o, bann de net om schnellste Wäg verschwindst, hol ich die Geisel.“ Dem Bauer war nämlich das Vermögen, daß die junge Frau mit in die Ehe gebracht hatte und das von dem Handelsmann lauthals angepriesen worden war, zu dürftig ausgefallen. Der Viehhändler, der mit einem solchen Wutausbruch des Bauern nicht gerechnet hatte, verließ fluchtartig den Hof und hat sich dort nie wieder sehen lassen.

Erinnerung an den Rhöndichter Ludwig Nüdling

Man schrieb das Kriegsjahr 1917. Ein dunkler Wolkenhimmel hing bleischwer auf die Erde herab und schaute düster durch die großen Fenster meines Schulzimmers. Zehn feierliche Schläge drangen vom nahen Kirchturm an mein Ohr und kündeten den baldigen Beginn der sehnlichsten von den Kindern und mir erwarteten großen Pause an. Da klopfte es vernehmlich an die Tür des Klassenzimmers. Mein stetig dienstbereiter „Portier“ öffnete sie blitzschnell. Einige Augenblicke später berichtete er, daß der Ortsgeistliche in einer wichtigen Angelegenheit mich zu sprechen wünsche. Ich beeilte mich, diesem Wunsch zu entsprechen. Während im Schulzimmer naturgemäß eine gedämpfte Unterhaltung begann, erzählte mir der damals noch als Orts-Schulinspektor amtierende Kuratus, daß er am nächsten Mittwoch seinen Bruder, den Rhöndichter Ludwig Nüdling, besuchen werde. Da an diesem Nachmittag seit den Zeiten des Alten Fritz schulfrei war, habe er auch mich zu einem Treffen eingeladen. „Diese Zusammenkunft“, fuhr der Ortsgeistliche fort, „bekommt durch die Tatsache, daß der volkstümliche Schriftsteller Eschelbach sein Erscheinen zugesagt hatte, eine besonders festliche Note. Beide wollen durch Vorlesungen aus ihren Werken die Gäste erfreuen.“ Ich sagte begeistert zu.

Als ich das Klassenzimmer betrat, verstummte das Gespräch. 80 Köpfe flogen zu mir herüber. Ich mußte diese Spannung lösen und erzählte daher kurz mein Gespräch auf dem Flur. Der Rhöndichter war den Kindern kein Unbekannter mehr, da ich ihnen schon manches aus seinem Werk „Fallende Blätter“ vorgelesen hatte. Ich versprach ihnen, über die Begegnung mit ihm zu berichten. Dann ging die Schularbeit nach des Dienstes gleichgestellter Uhr in altem Stile weiter. — —

Mein Kuratus und ich waren die ersten auf dem Platze. Der Gastgeber begrüßte uns mit großer Herzlichkeit. Ein Blick auf die sorgsam gedeckten Tische sagte mir, daß ca. 15 Gäste erwartet wurden. Gottlob, dachte ich, daß ich nach den einseitigem Abendessen der letzten Wochen, bestehend aus Röstkartoffeln und Kornkaffee, Gelegenheit habe, ein appetitanregendes Festmahl zu mir nehmen zu können. Diese Vorfreude steigerte noch meine Sympathie für den Gastgeber. Indessen waren alle Plätze fast besetzt, als ein schriller Ton der Hausglocke aufhorchen ließ. Kurze Zeit später betrat Herr Eschelbach den Raum. Er war gekommen, um in edlem Wettstreit sich mit seinem Freunde Nüdling zu messen. Beide Dichter lasen nun aus ihren Werken vor, wofür sie reichen Beifall ernteten. Die Zuhörer wurden aufgefordert, ein Werturteil über die Arbeit der beiden Poeten abzugeben, um dann schließlich das beste Gedicht von jedem herauszustellen. Es wurde daraufhin nach einer kurzen Debatte festgelegt, daß die Stärke von Herrn Nüdling mehr auf lyrischem Gebiete liege, während Herr Eschelbach mehr eine dramatische Ader erkennen lasse. Starker Beifall bekam als bestes lyrisches Gedicht „Der alte Lehnstuhl“ von Nüdling; nicht minder wurde die Ballade Eschelbachs „Die Hexe“ (wenn mein Gedächtnis nach 54 Jahren nicht irrt) gefeiert.

Heiter klangen bei dem nachfolgenden Abendessen im hell erleuchteten Sälchen des Pfarrhauses die Gläser mit funkelnem Wein.

Leider mußten wir die gastliche Stätte allzufrüh verlassen, da wir unbedingt den letzten Abendzug benutzen wollten, um unsere heimatlichen Gefilde noch vor Mitternacht erreichen zu können.

Josef Diegelmann, Welkers

Ernte und Dreschen zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Wenn ich heute mit meinen 80 Jahren die Mäh-drescher über die Getreideäcker fahren sehe und zuschaue, wie schnell so ein Acker abgedroschen ist, denke ich daran zurück, wie mühselig Ernte und Drusch in meiner Jugend bei uns waren. Das reife Korn wurde damals mit einem Sensengestell von einem Mann gemäht bzw. wittgehauen, wie wir dazu sagten. Das heißt: Es wurde gegen das noch stehende Korn gemäht, und eine zweite Person nahm, mit einer Sichel versehen, das Gemähte auf und legte es in Lagen auf den Acker. Da blieb es breit in der Sonne liegen, wurde meistens einmal gewendet, dann bei schönem Wetter in Garben gebunden und zu Haufen aufgestellt. Zu diesem Zweck wurde eine Garbe in die Mitte und acht Garben drumherum gestellt. Eine Garbe wurde auf den Kopf gestellt, die Halmen auseinandergebogen und als Hut auf den Haufen gesetzt. Wenn es trocken genug war, wurde es in die Scheune gefahren und nach und nach mit dem Flegel gedroschen. Das Dreschen selbst ging bei uns nach einer alten, strengen Regel vor sich. Mein Onkel, der früher noch als Drescher in die Wetterau gegangen war, hat sie uns gelehrt. Wir haben mit drei Mann im Dreivierteltakt gedroschen. In der Tenne standen vorne zwei Mann, einer rechts, der andere links, damit die Flegel oben nicht zusammenkamen. Hinten stand ein weiterer Mann. Es wurden jedesmal 15 Garben aufgelegt, auf einer Seite sieben, auf der anderen Seite acht, mit den Ähren nach der Mitte. Dann wurde rumgedroschen auf die Ähren, daß die Körner spritzten. Anschließend wurden die Garben gewendet und nochmals durchgedroschen. Die beiden vorderen Männer nahmen dann je zwei Garben weg und setzten sie vorne hin. Der Hintermann mußte sechs wegsetzen. Fünf Garben blieben liegen, wurden aufgebunden, und der Hintermann mußte die Hälfte der dritten Garbe auf die andere Seite zu den zwei Garben tun. Die beiden Vordermänner mußten mit dem Rechen die aufgebundenen Garben breit auseinandermachen. Dann wurde durchgedroschen, das Bett gewendet und die andere Seite gedroschen, so daß Stroh und Körner getrennt liegenblieben. Vom dem gedroschenen Stroh mußte jeder Drescher so viel auffaffen, daß es drei Bäusche gab. Diese wurden in ein vorbereitetes Strohseil gebunden. Der Knoten dazu wurde fachmännisch mit dem sogenannten „Bengknüttel“ (Bin-

destecken) gemacht. Dabei wurde der Strohbäusch so fest zusammengezogen, daß man keinen Finger zwischen Seil und Stroh stecken konnte. Mit dem „Bengknüttel“ wurde der fertige Bäusch nochmals von allen Seiten abgeklopft, so daß auch das letzte Körnchen aus den Ähren spritzte, und weggesetzt. Mit den nächsten fünf wurde genauso verfahren. Wenn die 15 Garben durchgedroschen waren, wurden die auf den Körnern liegenden Strohreste und Ähren abgereicht und in Strohseile gebunden. Es war das Wirstroh. Die angefallenen Körner wurden nach hinten auf einen Haufen geschoben. Die Tenne war frei für die nächsten 15. Der Mann, der die Garben vom Gerüst auf die Tenne warf, rief laut bei der letzten Garbe: „15.“ Den Ausruf „15.“ hört man heute noch, z. B. am Bau, wenn ein Wagen Steine fertig abgeladen ist und der letzte Stein aufgegriffen wird. Das Reinigen des gedroschenen Getreides war eine schwierige Sache, da wir noch keine Putzmühle hatten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie meine Mutter das Korn gereinigt hat. Als das Stroh weggeräumt und die Tenne sauber gekehrt war, nahm Mutter die Wurf-schaufel, kniete sich neben den Kornhaufen, der hinten in der Scheune lag, und schleuderte Wurf auf Wurf durch die Tenne. Das gute, schwere Korn flog am weitesten. Das leichtere, sogenannte Hinterkorn, blieb weiter zurück liegen. Die leichte Spreu lag zuerst. Am Schluß konnte man alles getrennt weg-räumen. Es war eine primitive Arbeit, aber ein uralter Brauch, das Getreide zu reinigen. Lesen wir doch schon in der Bibel: „Er hat seine Wurf-schaufel in der Hand und wird seine Tenne reinigen.“ Im Jahre 1907 haben wir mit ein paar Nachbarn eine sogenannte Putzmühle gekauft zum Reinigen des Getreides. Bei dieser wurde das Getreide oben in einen Trichter geschüttet. Ein Mann setzte mit einer Kurbel die Mühle in Bewegung. Ein Gebläse blies die Spreu fort, das Getreide wurde auf Sieben sortiert und fiel auf Rutschen getrennt aus der Mühle. Das war schon ein Fortschritt. Ich habe Ernte und Dreschen so geschildert, wie ich es in meiner Jugend in unserem Dorf erlebt habe. Wohl gab es damals schon in Großbetrieben Selbstbinder zum Ernten, die mit Pferden bewegt wurden, und auch Dreschmaschinen, die von einer Dampfloktraktive angetrieben wurden.

Karl Ranft, Fliesen-Döngesmühle

Die Heuernte in früherer Zeit

Von Karl Orth, Gunzenau

Das Heumachen war früher keine leichte Arbeit. Aber die Heuernte war immer etwas Besonderes, eine harte Arbeit, die man in der Weise tat, wie es die Väter und Mütter seit jeher getan hatten. Wenn sich herausstellte, daß neue Sensen, Rechen und Wetzsteine nötig waren, wurden sie gekauft und vom Schmied gerichtet und gedengelt. Viele Bauern, wenn nicht die meisten, dengelten aber auch selbst.

Waren die Vorbereitungen getroffen, wurde auf gutes Wetter gewartet und auch meist ein „Heumacher gedingt“. Das waren meist Maurer und Zimmerleute, die gerade in ihrem Handwerk keine Arbeit hatten und nun beim Heumachen etwas verdienen konnten.

Im Bauernhaus herrschte strenge Ordnung. Der Knecht und die Magd hatten in ihren Stübchen eine Schelle, die vom Bauer oder von der Bäuerin von ihrem Bett aus durch eine Schnur in Bewegung gebracht werden konnte. In der Heuerntezeit wurde im Bauernhaus durch diese Schelle schon um drei Uhr in der Frühe geweckt. Da waren alle schnell auf den Beinen. Jeder nahm seine Sense, und es ging auf die Wiese, die oft weit vom Dorfe entfernt lag. Der Bauer hatte natürlich einen Schnaps dabei. Jeder nahm einen guten Zug, und dann ging es der Reihe nach, wie sie sich untereinander einig geworden waren, an die Arbeit. Die besten Mäher kamen als erste. So eine Mähergruppe bestand meistens aus dem Bauern, dem Knecht, dem „Heumacher“ und der Magd. Wenn Bauernsöhne und Töchter da waren, kamen sie noch dazu. Wenn etwa zwei Stunden gemäht worden war, brachte die Bäuerin den Kaffee. Inzwischen war auch schon die Sonne aufgegangen, die man beim Mähen nicht so gerne hatte, aber es ging weiter mit der Mäharbeit.

Zwischen 9 und 10 Uhr wurde gefrühstückt. An gutem Essen fehlte es beim Heumachen nicht und auch nicht am Trinken. Wenn die Wiese abgemäht war, dann wurden die Mahden (so nannte man die Zeilen, welche die Sense zusammengeschoben hatte) mit dem Rechen auseinander gemacht, damit das Gras schnell dürr wurde. Bei großen Wiesen war es manchmal schon Mittag, bis man heimkam. Nach dem Mittagessen ging es erst an das dürre Heu, das am gleichen Tage heimgeholt werden sollte. Wenn das dürre Heu noch einmal gewendet war, wurde zu Mittag gegessen. Meist gab es eine warme Suppe. Die Alten sagten: „Je heißer der Tag, desto heißer die Suppe.“ Es gab oft Saure-Milch-Suppe mit Zwetschen oder Dörr Obst, das im Sommer in der Hutzeldörr gedörrt wurde; dieses war ein kleines

Backhaus, das im Garten bei den Obstbäumen stand. Nach dem Mittagessen ging es wieder auf die Wiese, und das dürre Heu wurde mit Rechen zusammengeschoben. Der Knecht brachte den Heuwagen, der bei größeren Bauern von zwei Pferden gezogen wurde. Kleinere Bauern hatten Kühe oder auch Ochsen vorgespannt. Der Knecht und der „Heumacher“ gabelten mit den langen Gabeln das Heu auf den Wagen, wo ein Mann oder auch eine Frau, die gut laden konnten, den Heuwagen geschickt luden. Das Heuladen mußte gut verstanden werden. War der Heuwagen geladen, kam der „Wiesbaum“ oder „Heubaum“ obendrauf. Der „Heubaum“ hatte zwei Seile vorne und zwei Seile hinten, die an den Widen befestigt waren. Mit Windknüppeln wurde das Heu auf den Wagen zusammengewunden. In der Scheuer wurde das Heu mit kurzen Gabeln abgeladen. An den heißen Tagen war der Durst sehr groß. Es gab aber keinen Schnaps und auch kein Bier, sondern man nahm die „Borngelze“ mit hinaus. Diese war eine vom Küfer aus Holz gefertigte Kanne, die außen mit Messingreifen umgeben und innen mit Harz bestrichen war. Das Brunnenwasser schmeckte angenehm und blieb kühl. Damals waren in vielen Wiesen noch kleine Brunnlein, aus denen Wasser nachgeholt werden konnte. Heute sind die meisten dieser Brunnlein infolge der Flurbereinigung versiegt.

Wenn der arbeitsreiche Tag seinem Ende zuing, führte der Knecht die Pferde und Kühe. Die Magd und die Bäuerin molken die Kühe. Dann wurde das Abendessen zubereitet, und auf das Rufen der Bäuerin kamen alle zu Tisch. Wenn alle versammelt waren, wurde ein Gebet gesprochen, was damals noch eine ganz selbstverständliche Sitte war.

Nach dem Essen wurde besprochen, wie am nächsten Tag gearbeitet werden sollte. Dabei wurde auch der Knecht um seine Meinung gefragt. Es war damals so, daß tüchtige und anständige Knechte und Mägde in den Bauernfamilien sehr geachtet waren und zur Familie gehörten. Wenn man sich auf sie verlassen konnte, hatten sie es gut. Sie bekamen außer ihrem Jahreslohn, der damals 80 bis 100 Mark betrug, auch Kleider und Schuhe, ein Weihnachtsgeschenk und manches andere, was Freude machte.

Das war die Heuernte in der Zeit, als ich noch ein Kind war. Heute kamen zwei Mann das Heu mit ihren Maschinen bei schönem Wetter in ein paar Tagen ganz allein. Die Frauen brauchen kaum noch mit auf das Feld zu gehen.

Früher lebte man viel gesünder

Erinnerungen an meinen Urgroßvater aus Marborn (Kreis Schlüchtern)

Die Jugend meines Urgroßvaters fiel in die leidvolle Zeit der Napoleonischen Kriege, die 1814 nach der Schlacht bei Leipzig mit der sogenannten „Retirade“ in unserer Heimat ihren dramatischen Abschluß fanden.

Allzufrüh — er zählte kaum 17 Lenze — verlor er die Eltern, die mit vielen anderen Bewohnern von Marborn von dem durch starke Unterernährung verursachten Nervenleiden hinweggerafft wurden. Auch 17 Franzosen, die in Marborn kurzfristig einquartiert waren, fielen ihm zum Opfer und fanden an der linken Straßenseite am Eingang der Ortschaft ihre letzte Ruhestätte, wo man ihre Reste vor über 50 Jahren beim Ausschachten eines Hauses entdeckte. Selbst unser Urgroßvater Peter Ellenbrand wurde von der Seuche ergriffen, lag mehrere Wochen hoffnungslos darnieder und entging nur mit knapper Not dem Tode. All diese düsteren Erlebnisse aus der Frühzeit seines Lebens veranlaßten ihn, schon in jungen Jahren der Gesundheit seines Körpers erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

Obwohl er das Schuhmacherhandwerk erlernt hatte, blieb er als Schuster doch nicht bei seinem Leisten, sondern arbeitete in dem besten Mannesalter als Zimmermann, weil diese Tätigkeit besser honoriert wurde. Obgleich die Anmarschwege zu den Arbeitsstellen sehr weit waren, war ihm dieser Gehspott keineswegs unsympathisch, denn er konnte dabei feststellen, daß diese langen Fußwege ihn körperlich und geistig außerordentlich erfrischten. Auf einer solchen Wanderung durch die dichten Wälder des Vogelsberges hatte er ein wunderbares Erlebnis, über das im Sagenbuch unserer Heimat unter dem Titel „Verpaßte Gelegenheit“ von mir ausführlich berichtet wurde.

Durch seine Sparsamkeit und seinen eisernen Fleiß war er mit 30 Jahren in der glücklichen Lage, die schon längst baufällige Hütte seiner Eltern abzureißen und an deren Stelle

ein größeres und schöneres Haus mit Wirtschaftsgebäuden zu errichten, das unter der Nummer 27 im Wohnregister des Dorfes eingetragen ist. Unmittelbar vor der neuen Eingangstür pflanzte er einen Birnbaum, der weit über 100 Jahre die Bewohner mit saftigen und gesunden Früchten erquickte, bis er eines Tages gefällt werden mußte. Auf allen zum Hof gehörigen Äckern und Wiesen setzte er, wo sich nur ein freies Plätzchen fand, Obstbäume. Nach seiner Überzeugung konnte man dadurch nicht nur auf die bequemste Art Geld gewinnen, sondern auch durch den Genuß des vitaminreichen Obstes seine Gesundheit verbessern und erhalten.

Aber welches war nun sein Hauptrezept, alt zu werden und rüstig zu bleiben? „Ich bin“, sagte er eines Tages zu seiner Urenkelin, als diese ihren großen schlanken Uropa bat, ihr das Geheimnis seines hohen Alters mitzuteilen — „stets vom Tische aufgestanden, wenn ich noch etwas hätte essen oder trinken können, ohne es zu tun, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß viele Menschen durch Messer und Gabel umkommen. Anfangs fiel es mir sehr schwer. Am Eßnapf müssen die ersten Siege in der Selbstbeherrschung errungen werden. Dann wird man auch bei der Niederkämpfung der übrigen Süchteilen leichtes Spiel haben. Trotz seiner Mäßigkeit war mein Urgroßvater immer gesund, konnte schwere Lasten tragen und zeigte auch im Ringkampf, daß er seinem Gegner voll gewachsen war.“

Als er 60 Jahre alt war, plagte ihn ein Beinleiden, das er sich als Jagdaufseher auf dem Hochsitz in kalten Nächten zugezogen hatte. Mit Hilfe eines Apothekers in Steinau stellte er sich einen Trank aus Teekräutern zusammen, wodurch sich das Blut mit den Jahren derart verbesserte, daß er sich mit 72 Jahren wieder gesund fühlte.

Als er im späteren Leben wieder sein Schuhmacherhandwerk ausübte, ersann er eine einfache Methode, sich von giftigen Ausscheidungen zu befreien. Alle vier Wochen legte er sich in ein vorgewärmtes Bett und suchte durch Trinken von warmem Tee eine starke Schweißbildung herbeizuführen, wodurch er sich von den krankmachenden Schlacken immer wieder befreite, denn Badeeinrichtungen, die dasselbe bewirken, waren in der damaligen Zeit in den Bauernhäusern noch eine Seltenheit. Als er die 80 längst überschritten hatte und nicht mehr durchgehend wie in früherer Zeit vom Abend bis zum Morgen schlafen konnte, griff er bei seinem ersten Erwachen gegen 2 Uhr zu seinem großen Franziskaner-Rosenkranz an der Wand über seinem Bette, den ihm die Pater von Salmünster als Anerkennung für treue Unterstützung in der Kulturkampfezeit schenkten, und betete, bis er wieder sanft eingeschlummert war.

Seine Frau verlor er mit 60 Jahren bei einer Grippeepidemie. Er aber feierte in buchstäblicher Rüstigkeit des Körpers und Geistes seinen 93. Geburtstag. Immer noch führte er, von seinem 30jährigen Enkel begleitet, mit bewunderungswürdiger Ausdauer seinen geliebten Pflug.

An einem strahlenden Frühlingsmorgen hatte der gute Alte wieder einmal ein Stück Land umgebrochen und ackerte zum Abschluß das Vorbeet. Da sagte er mit plötzlich veränderter Stimme zu seinem Hoferben, der meist die Rolle eines Vieh-treibers spielte „Jung, es zackert mit mir am Vürend“, (d. h., ich bin jetzt mit meiner Arbeit fertig und auch gleichzeitig am Ende meines Lebens). Unter Aufbietung aller Kräfte schleppte er sich, jede Stütze ablehnend, aufrechten Ganges nach seinem Hause. Hier schüttelte ihn bald ein starkes Fieber. Der rasch herbeigerufene Doktor stellte bald eine doppelseitige Lungenentzündung fest, für die es keine Hilfe gab. Aber erst nach 6 Tagen schloß er seine Augen zum ewigen Schlummer.

Erzählt von Th. Pappert in Ulmbach,
aufgeschrieben von Josef Diegelmann, Welkers.

Gesang in der Dämmerung

Im Gegensatz zur heutigen Zeit wurde früher im allgemeinen mehr gesungen. Wenn sich in meiner Jugendzeit junge Mädchen und Burschen an Sommerabenden trafen, um gemeinsam durch die Dorfstraßen oder Fluren zu ziehen, wurde gesungen, nicht selten zu den Klängen einer Zieh- oder Mundharmonika. Bei Tanzveranstaltungen füllte man die Pausen mit gemeinsamen Gesängen. An langen Winterabenden, in Spinn- oder Strickstuben, auch bei der Arbeit zu Hause oder auf dem Feld wurden oft Lieder angestimmt. So ist mir ein Erlebnis in Erinnerung geblieben, das mich als Junge eigenartig beeindruckte. Es war an einem Sommerabend in der Erntezeit. Ich mußte auf Geheiß der Mutter noch einmal zum Acker zurückgehen, von dem wir gerade gekommen waren, um den Frühstückskorb zu holen, der dort stehengeblieben war. Ich machte mich gleich auf den Weg. Es dämmerte schon, als ich auf dem Acker ankam. Glühwürmchen schimmerten zwischen den Ähren der aufrechtgestellten Garben. Die letzten hölzernen Erntewagen klapperten fernab dem Dorfe zu. Aus den Büschen, die das Kornfeld säumten, war das Abendkonzert einiger Grillen zu hören. Auf den Feldern wurde es still. Ein arbeitsreicher Tag hatte sich geneigt. Ich nahm einen Korb, den ich unter einem Kornhaufen fand, um wieder den Rückweg anzutreten. Plötzlich vernahm ich aus der Ferne Gesang. Es klang wie zwei Mädchenstimmen, die sich im Duett vereinigten. Das Singen kam näher. Noch nie hatte ich dieses Lied gehört, das in solch harmonischer Schönheit – so empfand ich es damals jedenfalls – durch die abendliche Dämmerung klang. Ich stellte meinen Korb wieder hin, setzte mich auf eine Korngarbe und lauschte ganz entrückt dem Gesang der beiden Mädchen, der sich dann wieder in Richtung des Dorfes verlor. Angetan von der Melodie des Liedes, verweilte ich noch eine Zeit auf dem weichen Polster, das mir die Garbe bot, und schaute hinunter zum Dorf, wo sich die Fenster erleuchteten. Mittlerweile war es dunkel geworden. Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über die nächtlichen Fluren. Immer noch das Lied der beiden Mädchen im Ohr, nahm ich nun meinen Korb und ging nach Hause. An den darauffolgenden Tagen sang ich oft den Refrain dieses Liedes, der mir im Gedächtnis geblieben war, vor mich hin. Doch dann sprach mich mein Vater, der mein Singen nun schon einige Male mitangehört hatte, im strengen Ton an. „Hür emol, bos sengst du da scho die ganze Dog für e Lied? Bu host du da dos ufgefangt. Dos is kei Lied für en Jong i demm Alter. Leän lieber es 1 x 1. Ich well dos net meh hür.“ Es war nämlich ein schmachthendes Liebeslied, das nach Meinung meiner Eltern einem Jungen von 13 oder 14 noch nicht zu singen zustand. Ich sang es, wenn die Eltern nicht in der Nähe waren, weil es mir zumindest in der damaligen Zeit überaus gut gefiel. Immer, wenn mir dieses Lied heute, wenn auch selten, wieder zu Gehör kommt, denke ich an jenen Sommerabend, an dem ich es vor langer Zeit zum erstenmal hörte.

Hubert Rützel

Geschichten aus der Fuldaer Löherstraße

Von Frau Ch. Schultheis, Fulda

Die alte Löherstraße in Fulda verändert ihr Gesicht. Der Gasthof „Zum Engel“ ist schon abgerissen, und die Hutstoffwerke sind auch der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Auch sollen noch mehrere Gebäude verschwinden. Die alte Vertraulichkeit und Gemütlichkeit sowie auch manche der nachbarlichen Neckereien und nicht immer so bösartigen Reibereien fallen nun weg. Die Nachbarschaft zerfällt, und es wird auch hier eine Fremdheit unter den Bewohnern sein, und das ist schade. Deshalb möchte ich einige Geschichten von früher erzählen.

Frau G. hatte ihren Nachbarn, dessen Name zufällig auch mit G anfang, geärgert, und zwar wegen ihrer Tochter, dem Fienchen. Herr G. sann auf Rache; er hatte lange nachgedacht, und schließlich war ihm etwas eingefallen. Er schritt zur Tat: Er schaffte sich eine junge Katze an und gab ihr den Namen Fienchen. Er erzog sie so, daß sie auf seinen Befehl hörte. Als er sie soweit hatte, paßte er auf, wenn Frau G. in die Stadt ging oder aus der Stadt kam. Hatte er sie erspäht, nahm er schnell seine Katze Fienchen und ging mit ihr in der Löherstraße spazieren. Wenn nun Frau G. in Hörweite kam, rief er laut „Fienchen, Fienchen, hierher!“, und die Katze kam mit großen Sprüngen angerannt. Frau G. wußte sofort, was Herr G. mit seiner Katze bezwecken wollte, und ärgerte sich prompt. Die Nachbarn spitzten die Ohren, und sofort wurde getuschelt. Manche fragten den Herrn G., warum er seine Katze Fienchen rufe. Er erwiderte: „Ich kann doch die Katze Fienchen heißen.“ Natürlich blieb nicht verborgen, warum er seine Katze Fienchen nannte, und die Löherstraße hatte wieder etwas zum Lachen.

Katzen spielten im Leben der Menschen oft eine Rolle. Wer kennt nicht die Rolle, die den Burma-Katzen zugeschrieben wird. Nun gab es in der Löherstraße zwei „Mangen“, die „Köhlersmang“, die noch heute jeder kennt, und die „Kreuzmang“. Die „Köhlersmang“ ist heute noch im Familienbesitz, während die Eigentümer der früheren „Kreuzmang“ ausgestorben sind. Beide waren Färbereien. Die „Kreuzmang“ ist jetzt Eigentum einer Familie Abel, und in ihr wird eine Polsterei betrieben. In den Färbereien waren große Bottiche und Fässer. Da es in den Räumen nicht gerade hell war, fühlte sich mancher Besucher etwas unheimlich in den düsteren Gewölben, besonders, als das Gerücht aufkam, in der „Kreuzmang“ spuke es. Manchmal sollen ein Lichtlein und eigenartige Geräusche darin wahrgenommen worden sein. Auch wohnte in dem Haus eine Frau K., von der man munkelte, sie können den Menschen Böses antun. Sie besäße nämlich das siebte Buch Moses. Man warnte, man solle, wenn sie mit einem spreche, ja nicht dreimal „ja“ sagen, sonst hätte sie Gewalt über einen. Nun schrie nachts öfters eine Katze ganz jämmerlich. Die Nachbarn wachten auf, ärgerten sich, und manche fürchteten sich auch. Eine Frau beschloß, der Katze das Fell zu verbrühen. Sie sagte niemand etwas und legte sich dort auf die Lauer, wo immer das Katzengeschrei herkam. Sie öffnete das Fenster und stellte einen Topf mit heißem Wasser bereit. Sie mußte einige Tage warten, bis eines Nachts die Katze wieder ganz fürchterlich schrie. Die Frau schüttete mit Schwung das heiße Wasser zum Fenster hinaus, und das „Miau“ hörte sofort auf. Am nächsten Tag hieß es, die Frau K. sei in heiße Waschlauge gefallen und habe sich die eine Hälfte des Gesichts verbrannt. Das Katzengeschrei aber war vorbei. Die Leute in der Löherstraße aber hatten wieder einmal Gesprächsstoff.

Früher gab es ja noch keine Autos, und die Gaststätten und Hotels hatten Pferdekutschen, mit denen sie die Gäste mit ihrem Gepäck vom Bahnhof abholten. So geschah es auch im Hotel „Karpfen“. Das Hotel hatte ja eine Menge Platz, aber es langte noch nicht. Da die Räumlichkeiten nicht ausreichten, hatte der Wirt des „Karpfen“ einen Teil der Pferde in der „Kreuzmang“ untergestellt. Die Gebäude der „Kreuzmang“ gingen ja von der Löherstraße bis zur Schleifersgasse. Eines Morgens wollte der Kutscher des Hotels mit seinen Pferden wieder zum Bahnhof fahren. Als er die Kutschpferde aus dem Stall holen wollte, waren die Mähnen der beiden Pferde in ganz feine Zöpfe geflochten, und niemand war imstande, die Zöpfe zu lösen. Zum Bahnhof mußte gefahren werden, aber mit diesen Pferden schien das unmöglich. Man meinte, die Pferde seien verhext, und mit solchen Pferden könne kein Mensch fahren. In großer Eile wurde ein Bote auf den Frauenberg geschickt mit der Bitte, sie möchten doch einen Pater schicken, der den Bann, der über den Pferden liege, brechen könnte. Man erzählte dann, ein Pater habe Gebete gesprochen und die Pferde gesegnet. Erst dann habe man die Zöpfe lösen können.

Heute lachen wir über solchen Aberglauben, und die alten Geschichten, die früher erzählt wurden, geraten in Vergessenheit. Aber es war in unserer Jugend doch spannend, den alten Erzählungen zuzuhören.

Gespensstergeschichte aus der Jugendzeit

Vor 100 Jahren herrschte in weiten Teilen der Rhön große Armut, und Schmalhans war Küchenmeister. Zu einer einfachen, ja teilweise kärglichen Kost trank man klares Wasser, um seinen Durst zu stillen. Kästen mit Bier oder süßen Obstsäften standen damals noch nicht im Keller. Man fand allerdings auch noch keine leeren Flaschen in Feld und Wald und brauchte sich auch noch keine Gedanken zu machen, wie man der zunehmenden Umweltverschmutzung Herr werden sollte. Eine Wasserleitung für das ganze Dorf gab es auch noch nicht. Einzelne Bauern hatten sich eine eigene, kleine Leitung gegraben, die aber oft wegen Wassermangels ausfiel. Die übrigen Dorfbewohner mußten das für Haus und Hof benötigte Wasser mit Eimern oder sonstigen Gefäßen von Brunnen oder nahe gelegenen Quellen herbeschaffen, was besonders im Winter oft mühsam war. Das von den Hausbewohnern benötigte Trinkwasser wurde in Holzgefäßen, die etwa die Form eines großen bayerischen Bierkruges hatten und mit einem Deckel versehen waren, aufbewahrt. Die Holzgefäße waren etwa 40 Zentimeter hoch und innen mit einer Harzschiicht versehen, um das Wasser kühl zu halten. Sie hatten ihren Platz auf einem kleinen Eckbrett, das in der Wohnstube in halber Wandhöhe angebracht war. Es mußte Sorge getragen werden, daß die Trinkwasserbehälter stets rechtzeitig nachgefüllt wurden. Zu dieser Tätigkeit des Nachfüllens wurden, da die Erwachsenen reichlich mit Arbeiten in Haus und Hof eingedeckt waren, insbesondere die Schulkinder herangezogen. Östlich meines Heimatdorfes war nun hinter den Fischweihern, dort, wo die Haune in das Dorf einfließt, eine klare Bergquelle, die besonders gutes Trinkwasser spendete. Mein Vater, der damals die Dorfschule besuchte, war gehalten, das tägliche Trinkwasser für die Familie nur von dieser Quelle zu holen. Dort war es jedoch einsam, und es wurde für einen jungen Wasserholer keinerlei Unterhaltung geboten. Lustiger ging es da schon am Brunnen in der Dorfmitte zu, wo auch andere Schulkameraden mit der Einholung des Wassers beschäftigt waren.

An einem warmen Sommerabend in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts lenkte mein Vater verbotswidrig wieder einmal seine Schritte ins Dorf und traf unter der Dorflinde am Spielplatz der kleinen Schule bereits zwei Schulkameraden. Lustig ging es zu beim beliebten „Schesser“-Spiel, und jeder versuchte, seinen

Vorrat an Schessern zu vermehren. Die Schesser waren kleine runde Tonkügelchen, die mit einem Schläger in ausgehobene Erdlöcher zu schießen waren. Als die Teilnehmer des Spiels müde waren, suchten sie nach einer anderen Unterhaltung. Da fiel einem Mitschüler auf, daß, obwohl es Zeit zum Nachtläuten war, die Glocke im nahen Kirchturm immer noch schwieg. Schnell faßte man den Plan, das vergessene Läuten nachzuholen. Flugs ging es den ansteigenden Kirchweg hinauf. Da mein Vater der Jüngste in dem Trio war, geriet er etwas ins Hintertreffen und glaubte schon, bei dem Läuten zu kurz zu kommen. Als er jedoch an der kleinen Nebentür, die in der Kirche auf einer Wendeltreppe zu der Glockenstube hinaufführte, ankam, kam ihm schon wieder der erste Mitschüler bleich und verstört entgegen. Er gab auch auf die Frage, warum er nicht läuten konnte, keinerlei Auskunft und eilte weiter. Mein Vater, nun froh, noch selbst zum Läuten zurechtzukommen, stieg die Wendeltreppe empor. Auf der Mitte der Treppe kam ihm der zweite Mitschüler entgegen und eilte mit schreckerfülltem Angesicht wortlos vorüber. Obwohl mein Vater zunächst gestutzt hatte, eilte er weiter treppauf zur Glockenstube. Als er gerade das Glockenseil ergreifen und die Glocke zum Erklären bringen wollte, sah er plötzlich in einer Ecke des Raumes in der Dämmerung eine alte Heiligenfigur, die sich langsam hin und her bewegte. Von Grausen erfüllt, ließ er das Seil fahren und eilte, so schnell er konnte, die Treppe hinab und zur Kirche hinaus. Auf der Mauer des Spielplatzes traf er seine Kameraden wieder. Keiner sprach mehr ein Wort, und nach einer kurzen Weile ging jeder zum nahen Dorfbrunnen, füllte sein Gefäß mit Wasser und begab sich auf den Heimweg.

Als mein Vater auf halbem Wege nach Hause war, ertönte plötzlich die Glocke vom Kirchturm, und das Nachtläuten fand ordnungsgemäß statt. Die Auflösung der Gespensstergeschichte ergab sich später. Der Lehrer des Dorfes, dem auch der Glöcknerdienst oblag und der gern einen Schabernack spielte, hatte sich, als er die Jungen die Treppe heraufkommen hörte, hinter dem Heiligen versteckt und beim Erscheinen der Kinder die Figur in Bewegung gesetzt, ohne in der Dunkelheit selbst bemerkt zu werden.

Hermann Wehner

Gründlich von der Klatschsucht geheilt

Ein Bekannter von mir wurde 1914 im ersten Weltkrieg in einem Waldkampf auf französischem Boden durch einen Fußschuß verwundet. Als er in einem Kriegslazarett in Fulda durch einen Arzt untersucht wurde, stellte dieser zu seiner höchsten Überraschung fest, daß er auch noch durch einen Bajonettschlag in die rechte Seite verletzt war, was er selbst in der Hitze des Gefechtes nicht bemerkt hatte. Nach der Diagnose begann aber auch diese Wunde sofort zu schmerzen.

Ebenso nahm es eine Frau aus dem Vogelsberg vor vielen Jahrzehnten, als sie in ein Gespräch mit ihrer Nachbarin vertieft war, nicht wahr, daß ihr Mann vom Felde heimkam, nahe an ihr vorbeikam und laut vernehmlich grüßte, ohne daß diese Höflichkeit erwidert wurde.

Über das rätselhafte Benehmen seiner Frau, für das er im Augenblick keine Erklärung wußte, verwundert, ging der Landwirt in den Stall, um die hungrigen Vierbeiner zu füttern. Als er dann zum Wohnhaus ging, sah er zu seinem Ärger, daß die Haustüre sperrangelweit offen stand. Nachdem er die Türe verschlossen hatte, ging er mit knurrendem Magen zur Küche. Doch von einem Abendessen konnte er nicht das geringste entdecken. Aber auch jetzt verlor er keineswegs die Fassung, denn als passionierter Jäger war er daran gewöhnt, sich notfalls selbst zu verpflegen. Er holte also aus einem Nebenraum eine kleine Leiter und stieg in den Rauchfang der Küche, wo Fleisch von Rehen und Hasen zum Räuchern aufgehängt war. Auch Würste baumelten hier in großer Zahl. Da aber der Räucherprozeß noch nicht abgeschlossen war, fand er an dieser Fleischkost wenig Geschmack und stieg wieder die Leiter hinab. Im Keller hoffte er für seinen Appetit etwas Besseres zu finden. Er hob die in der Nähe des Küchenfensters auf dem Boden liegende Falltüre hoch und befestigte sie, um einem Unfall vorzubeugen, vorschriftsmäßig an dem dafür vorgesehenen Haken an der Wand. Dann nahm er ein kleines Schlüsseldchen von der „Döppebank“, ergriff die große Tasse für „Den lieben Vater“ und ein kleines Küchenmesser und schritt vorsichtig die zwölf Treppenstufen zum Keller hinab. Dieser war nur spärlich durch zwei schmale Luken erhellt, gerade groß genug, um Runkeln und Kohlrüben aller Größe hindurchrollen zu lassen. Vor Beginn des Winters wurden diese Luken durch eine entsprechende Menge Mist verschlossen, so daß der unterirdische Raum in völliges Dunkel getaucht war, doch herrschte in diesen Räumen eine milde Temperatur, die nie unter den Nullpunkt sank. Wenn man für das Vieh Runkeln holte, betrat man den Keller durch eine äußere Tür; auch bei größerem Kartoffelverbrauch war dieses der bequemste Weg. Häufig wurde auch durch diese Pforte das frisch gebackene Brot zur Brottheiße gebracht, die an der Decke befestigt war. Auch das Fleisch wurde zum Keller gebracht, wo man es in einem besonderen Faß in die Lake legte. Daneben stand auch ein noch größeres Faß, in das man den feingeschnittenen Kohl mit ein wenig Salz, Apfelstückchen und Wacholderbeeren einstampfte, so daß sich nach einem längeren Gärungsprozeß das gesunde Sauerkraut bildete.

Der alte Krautstein stand meist leer da, da man dem Faßkraut den Vorzug gab.

Unser Kellerbesucher interessierte sich weder für Brot, Fleisch noch Sauerkraut, sondern schritt zu einer mit Basaltsteinen gemauerten Nische, wo es selbst im Sommer so kalt wie in einem modernen Kühlschrank war. Hier entnahm er einem Tontopf,

der mit einem Holzdeckel verschlossen war, zwei faustgroße, selbstgemachte Käse, verfrachtete sie nebst einem kräftigen Schnitt Butter in der mitgebrachten Schüssel, füllte die große Tasse mit kühler Schlappermilch und trat den Rückweg durch die geöffnete Falltüre an.

Aber bevor der Bauer herzhaft zu speisen begann, warf er noch einmal einen Blick durch das Gangfenster im Ern. Wie er vermutet hatte, plauderte seine Frau noch immer sehr angeregt mit ihrer lieben Nachbarin. Nur hatte sich der Abstand auf einige Meter vergrößert, was auf einen kommenden Abschied schließen ließ. Lächelnd ließ sich der Bauer das duftende Schwarzbrot mit der frischen Butter und den appetitlichen Handkäsen schmecken; die kühle Dickmilch (im Volksmund auch Schlappermilch genannt) löschte seinen Durst. Doch da fiel ihm ein, daß im Schrank noch eine Flasche Apfelwein stand, ein erstklassiges Eigenprodukt. Gerade wollte er den Becher mit dem Trank an die Lippen setzen, da erklang der schrille Ton der Hausglocke. Der Bauer lauschte und hörte, wie seine Frau sagte: „Ich hatte doch die Türe offengelassen. Jetzt ist sie verschlossen, doch kann ich den Schlüssel in meiner Schürze nicht finden. Da will ich mal die Nachbarin fragen.“ Doch auch hier stand sie vor verschlossener Tür. Die Nachbarin war wohl an das andere Ende des Dorfes geeilt, um die Plaudereien fortzusetzen. So kehrte die Frau unverrichteterdinge zurück.

Ihr Mann, der vom Guckfenster im Hausgang in ihr verstörtes Antlitz sah, wollte schon weich werden und die Türe zum herzlichen Wiedersehen öffnen, da dachte er: Cölestin, bleib hart, denke doch an die letzten Wochen, wo die Plauderstündchen immer zahlreicher wurden. Das heutige aufregende Erlebnis wird meine Frau vielleicht von ihrer Klatschsucht heilen.

„Barmherziger Himmel“, rief diese jetzt laut, „da sind in meiner Abwesenheit Diebe eingedrungen und haben hinter sich die Tür verschlossen, um in ihrem Handwerk nicht gestört zu werden.“ Dann rannte sie aufgeregt um das Haus und schrie: „Diebe, Diebe, Hilfe, Hilfe!“ Doch ihr Ruf verhallte ungehört in der Einsamkeit des Dorfes, wo die Häuser ziemlich weit auseinander lagen und alle Bewohner meist auf dem Feld arbeiteten.

Schließlich fing die Frau bitterlich zu weinen an, Keine freundliche Nachbarin reichte ihr jetzt die helfende Hand. Da bewegte sich plötzlich ein Schlüssel im Schloß der Haustüre, und ihr Mann gewährte ihr lächelnd Einlaß.

Josef Diegelmann, Welkers

Handwerke – die es früher einmal gab

Von Karl O r t h, Gunzenau

Ein sehr altes Gewerbe wird wohl das der Nagelschmiede gewesen sein. Aus der Familienchronik ersehe ich, daß mein Großvater Nagelschmiedemeister war und mit seinen drei Söhnen in Gunzenau dieses Handwerk betrieben hat, und daß ein guter Nagelschmied an einem Tag 2000 Nägel machte.

Zur damaligen Zeit gab es noch keine Fabriken, welche die Nägel herstellten. Schuhnägel, Hufnägel und alle anderen Sorten, wie sie damals gebraucht wurden, wurden vom Nagelschmied hergestellt.

Mein Vater, der 1867 geboren wurde, hatte als kleiner Junge noch den Nagelschmieden zugesehen und deshalb auch noch Nägel anfertigen können. Er hat mir oft darüber erzählt. Wie ich von ihm weiß, wurden zunächst von einem dicken Eisenstab kleine Stücke abgehauen und auf dem Amboß gespitzt. Dieses gespitzte Stück wurde dann in ein Kopf-Formeisen (Zocke genannt) gesteckt. Hier wurde dem stumpfen Ende der Kopf eines Schuhnagels geschlagen. Bei dem Schlagen wurde der Takt gehalten, wie früher beim Dreschen mit dem Dreschflügel. Die fertigen Nägel kamen in einen Sack mit Sand, der an einen Haken gehängt und sehr oft in Bewegung gebracht wurde, wodurch die Nägel blank und marktfähig wurden. Die Nägel wurden auf den Märkten und durch Hausierer verkauft. Man erzählte mir auch, daß die Leute aus der Umgebung oft zum Nagelschmied kamen, um sich dort die Schuhe beschlagen zu lassen, was umsonst gemacht wurde, wenn die Kunden Nägel kauften.

Weiter erzählte mir mein Vater, daß der Blasebalg, den man zur Unterhaltung des Schmiedefeuers brauchte, von einem braven Hund bedient wurde. Das benötigte Rad war aus Holz und lief halb im Fußboden. Der Hund sprang auf das Kommando „Aufs Rad!“ mit seinen Vorderpfoten in das Rad und brachte es in

gleichmäßige Bewegung und damit auch den Blasebalg, der das Schmiedefeuer mit Luft versorgte. Auf das Kommando „Aus dem Rad!“ plumpste der arme Hund müde auf seinen Platz und wartete, bis er wieder zur Arbeit kommandiert wurde. Die Fabriken und deren Maschinen machte dann die Handwerker brotlos, und unsere Nagelschmiede mußten das Maurerhandwerk erlernen.

Zwei andere Schmiede in unserem Ort beschlugen Pferde und Wagen. Am liebsten sah ich zu, wenn sie ein hölzernes, vom Wagner gefertigtes Wagenrad mit dem eisernen Reifen beschlugen. Der Reifen wurde mit Feuer so erhitzt, daß er sich dehnte. Dann wurde das Rad waagrecht aufgebockt, und drei Mann brachten den heißen Reifen mit großen Zangen auf das Rad, das dann in kaltes Wasser kam. Gern sah man den Schmieden zu, wenn sie das rotglühende Eisen auf dem Ambos formten. Lange hatte ihr Handwerk noch goldenen Boden, aber heute sind in unserem Dorf auch keine Schmiede und Wagner mehr. Fabriken liefern alles fertig, und die Pferde dienen meist nur noch dem Reitsport.

Die Schindler fertigten im Winter die Schindelbretter, die sie im Sommer an die Hauswände schlugen. Kunststoffe haben auch dieses Handwerk erledigt.

Wie gerne sah man den Schreibern zu, wenn sie die Bretter mit der Handsäge und dem Hobel bearbeiteten. Heute können nur noch größere Schreinereien für Möbelfabriken und Fertighäuser arbeiten. Auch bei den Zimmerleuten können kleine Handwerksbetriebe nicht mehr bestehen. Auch Maurer sind weniger gefragt als früher. Wenn man früher ein neues Haus baute, waren meist Maurer und Zimmerleute drei Wochen am Werke. Sie bekamen das Essen vom Bauherrn, und es waren oft 10 Mann am Tisch.

Heidelbeerernte in früherer Zeit

Wenn man heute zurückblickt, so fällt einem als älterer Person, der Wandel der Anschauungen und der zunehmende Wohlstand besonders auf. Gewiß, warum sollte nicht jeder gerne die modernen Möglichkeiten, sich das Leben angenehmer zu machen, in Anspruch nehmen. Wem kann man das verübeln? Doch als Rhönkind möchte ich einmal berichten, in welch hohem Ansehen die Heidelbeerernte in früherer Zeit stand. Es mußte erst die Vollreife eingetreten sein, und das war Ende Juni im preußischen, heute hessischen Teil der Rhön. Aber in einigen Rhöndörfern, die nahe der bayerischen Grenze lagen, war vor dem Kilianstage (7. Juli) nicht nur Heuernte, sondern auch die Heidelbeerernte in den großen Wäldern, die sich nach Brückenau und weiter erstreckten, verboten.

Zu gegebener Zeit begab sich Nachtwächter und Gemeindeglieder nach dem zuständigen bayerischen Forstamt, um die Genehmigung zur Heidelbeerernte einzuholen, die er dann am anderen Tage verkündete. Diese Genehmigung wurde um so leichter gegeben, da die an der Landesgrenze liegenden Orte bis 1866 bayerisch gewesen waren und durch den jährlichen Bezug von Brennholz ihre Vergangenheit noch in Erinnerung hatten. So setzten sich nach der erteilten Erlaubnis in den Dörfern alle Frauen und Kinder in Bewegung, um den unentgeltlichen Reichtum des Waldes zu ernten. Da in diese Zeit auch die Schulferien fielen, so konnte man mehr Leute im Wald als im Dorf sehen. Wenn die Mutter noch einigermaßen rüstig war, brachte sie mittags das Essen in Körben in den Wald, um den Kinder abends die Last tragen zu helfen.

Etwa um 20 Uhr abends ertönte beim Backhaus die Schelle: der Heidelbeeraufkäufer war da. Von allen Seiten strömten Heidelbeersucher herbei, um ihre Ware loszuwerden. Hier mußte nun sehr aufgepaßt werden! Der Aufkäufer suchte bei reichlichem Angebot die Preise zu drücken, obgleich er für einen Liter Beeren nur fünf Pfennig zahlte. Natürlich kam es dabei zu Streit. Ich weiß noch, daß ein altes Mütterchen, als ihr die Beeren nicht abgenommen wurde, diese mit der Hand knetete, dem Händler damit das Gesicht verzierte und eiligst verschwand. Trotz der niederen Preise, gab es Familien, die in der Heidelbeerzeit 200 bis 300 Mark verdienten, was damals sehr viel Geld war.

Wilhelm Link (†)

Was die Alten erzählen

„Hexerei“ zu Großvaters Zeiten

In der Geisterstunde der Nacht vom 30. April zum 1. Mai des Jahres 18... klopfte es kräftig an das noch erleuchtete Fenster des Hauses, in dem der Bürgermeister eines kleinen Vogelsberger Dörfchens wohnte. Dieser hatte länger als sonst hinter dem Webstuhl — der bei den geringen Erträgen seiner Landwirtschaft und dem noch bescheideneren Honorar seines öffentlichen Dienstes eine wichtige Einnahme bedeutete — fleißig mit Händen und Füßen gearbeitet; denn nach seiner Überzeugung verscheucht ein Licht im Zimmer nicht nur Diebe, sondern alle Ruhestörer jeglicher Art. „Wer mag denn so spät noch kommen“, dachte er bei sich, reckte seine kraftstrotzende Gestalt und öffnete furchtlos die Haustüre. Im Schein einer Stallaterne wurde ein Mitbürger sichtbar, der die Ortspolizeibehörde dringend zu sprechen wünschte. Seine Holzschuhe ließ er auf der untersten Stufe der Eingangstreppe zurück und betrat mit dem Bürgermeister dessen Wohnzimmer. Hier berichtete er erregt, daß sein vormitternächtlicher Schlaf dauernd durch ein unheimliches, rätselhaftes Pochen an die Haustür gestört werde. Wenn er diese blitzartig öffnete, um den Übeltäter zu entlarven, so verstummte das Geräusch augenblicklich, und der Spuk sei verschwunden. Der Mann bat das Oberhaupt der Gemeinde, die Ordnung in seinem Distrikt wiederherzustellen. Wohl oder übel mußte der Bürgermeister, so sehr er sich auch nach dem Schlaf sehnte, dem Wunsche des nächtlichen Besuchers entsprechen. Als dieser das Haus verlassen hatte, stieß er einen lauten Schrei aus. Seine Holzpantinen waren spurlos verschwunden, als hätten Geisterhände sie ent-

fernt. So mußte der Ärmste in Strümpfen den Weg zurücklegen. Auf der ganzen Strecke wurde kein Wort gesprochen.

Endlich war der „Ort des Grauens“ erreicht. Da standen auch die vermißten Holzschuhe auf der obersten Stufe der Haustreppe wohl ausgerichtet. Was bedeutete das? Eine volle Stunde verharrten der Bürgermeister und der hilfeschuchende Dorfbewohner in tiefem Schweigen — jeden Augenblick gewärtig, daß die bösen Hexen wieder erscheinen würden. Doch nichts regte sich ringsumher. Nur die leisen Atemzüge der im anstoßenden Zimmer schlafenden Angehörigen des Bauern drangen durch die Stille der Nacht.

Da man vermutete, daß sich der Ruhestörer, des langen Wartens müde, aus dem Staube gemacht hatte, wandte sich der Bürgermeister zum Gehen. Als der Ortsvorsteher wieder ins Freie getreten war, sah er sich noch einmal nach allen Seiten um. Der Himmel war etwas heller geworden, und der Mond sah verstohlen durch das zerrissene Gewölk. Da gewahrte er auf der anderen Seite des Weges, dem Hause gerade gegenüber, im Geäst eines Baumes eine Gestalt hocken, die ein längeres Seil mit einem schweren Bleigewicht am Ende wie ein Pendel hin und her bewegte. Bei weitem Ausschwingen mußte dieses die Tür des „verhexten“ Hauses treffen. Als das Ortsoberhaupt noch einige Schritte näher kam, drang ihm der Duft einer guten Zigarre in die Nase, und eine bekannte Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Verrate uns nicht; hier sind die meisten Leute der Gemeindevertretung versteckt. Wir wollten dem unerträglichen Kerl einen Denkkzettel geben, damit ihm die Lust vergeht, seine Nachbarn mit Anzeigen und Drohungen zu behelligen.“ Als der Bürgermeister seine Fassung einigermaßen wiedererlangt hatte, meinte er: „Jetzt schert euch aber sofort nach Hause, sonst bin ich mit meinem gesamten Mitarbeiterstab unsterblich blamiert.“ Damit wandte der Bürgermeister sich um und verschwand eiligst im Dunkel der Nacht. Er wollte nichts gesehen und gehört haben.

Josef Diegelmann, Welkers

Huf zurück!

Wenn die nachfolgende Erzählung auch längst der Vergangenheit angehört, so verdient sie doch wegen ihres urwüchsigen Humors der Nachwelt erhalten zu bleiben. Es war eine große Dürre im Land wie Anno 1893, da es vom Josefstag bis Johanni keinen Tropfen regnete und eine Wiese, die sonst drei Fuhren Heu lieferte, nur drei Schiebkarren Futter einbrachte, das Rindfleisch zu Spottpreisen – pro Pfund zu 20 Pf und weniger – verkauft wurde und eine Hungersnot vor der Tür stand. Ähnliches konnte man in der nachfolgenden Erzählung feststellen.

Das Getreide war im Wuchs erschrecklich zurückgeblieben, Setzzeug und Kartoffelsträucher zeigten kaum noch eine Überlebenschance. Die Wiesen waren rotgebrannt von der Sonne Glut, die Bächlein fast ausgetrocknet und die Flüßchen schlichen träge in schwächtigen Rinnsalen dahin. Die Bauern riefen in dieser Not zum Himmel um Erbarmen, aber vergebens. Da eilte ihr Wortführer zum Pfarrer, damit das ganze christliche Volk der Pfarrei mitbeten möge, denn das tägliche Brot sei allen vonnöten. Der geistliche Herr willfahrte gern ihrem Wunsch und suchte durch Bittandachten Gottes Erbarmen herabzurufen. Kurze Zeit darauf wurde der Himmel finster, und es rauschte ein erquickender Regen hernieder. Aber bald darauf waren die Bauern wieder in Bedrängnis, denn es hörte, wie bei der Sintflut, nicht mehr auf zu regnen. Durch die große Nässe faulte das Getreide förmlich am Halm und konnte nicht reifen. Auch die übrigen Feldfrüchte wurden durch die naßkalte Witterung im Wachstum stark behindert. Der Heimatfluß verwandelte sich durch die langanhaltenden Regenfälle fast in einen reißenden Strom, trat über seine Ufer und überschwemmte die Wiesen, so daß an eine Heuernte nicht zu denken war. Vergebens falteten sich die Hände der Landwirte zum Gebet, damit der Herrgott, der die Schleusen des Himmels vor längerer Zeit geöffnet hatte, diese wieder schließen möge. Alles Hilferufen zum Herrn blieb unerhört. Wiederum eilte der Vertreter der Landwirte zum Pfarrer, daß er allgemeine Bittandachten anordnen möge. Und so fügte er wörtlich hinzu. „Der Herrgott muß diesmal dem Regen zurufen: ‚Huf zurück!‘“ (Wie man dem Pferd früher zurief, wenn es stehenbleiben sollte.) Weiter fuhr der Bittsteller fort: „Wir müssen zurückbeten und dadurch den Regen hüfen (bremsen), daß der Lenker des Wetters wieder Regen und Sonnenschein senden möge zur rechten Zeit.“ Mit diesen und ähnlichen Redewendungen suchte er dem Geistlichen klarzumachen, in welche Wortformen er die Bitten der Bauern Gott gegenüber einkleiden möge. „Vergessen Sie nicht“, sagte er beim Abschiede, „Huf zurück!, sonst sind wir alle verloren.“ Der Pfarrer folgte dem Wunsch des Sprechers, soweit er konnte, aber bei jeder Andacht glitt immer ein leises Lächeln über sein Gesicht wegen der originellen und anschaulichen Art, wie die Bauern ihrem Schöpfer im Gebet begegneten. Dies wurde auch bald erhört, denn nach vielen freudlosen, finsternen Regentagen strahlte bald wieder heiterer Himmel, und die Bauern konnten trotz Dürre und Nässe im Herbst eine recht gute Ernte einbringen.

Josef Diegelmann, Welkers

Rund um die „Isekoche“ und „Gölleacker“

Als ich noch ein Junge war, fand in der Küche oft eine etwa 60 cm lange, 40 cm breite und 15 bis 20 cm hohe Kuchenform, Kar genannt, die aus Eisenblech gefertigt war, Verwendung. Darin wurde Kuchen aus dunklem Aftermehl, das aus den Randschichten des Weizenkornes besteht, gebacken. Dieser Kuchen, der einen etwas herben Geschmack hatte, wurde von uns Kindern verständlicherweise mit wenig Genuß verzehrt.

Unter dem Worte *Kar* begreift man in der Geologie eine nischenartige Vertiefung am Hang eines Gebirges, die oft mit Schlamm, Schnee oder Wasser angefüllt ist, in unserem Falle mit Kuchenteig. In diesem Blechkasten wurden auch geriebene Kartoffeln gebacken, und dieses neue Gebilde bezeichnet man als „*Happes*“, der, in mehrere Teile zerschnitten, als „rote Hosen“ auf den Tisch gebracht wurde. Auch bereitete man darin oft den Geißbraten zu, der bei armen Familien zur Osterzeit — die jungen Ziegenböcklein waren nämlich sehr billig — eine willkommene Speise war. Es ist begreiflich, daß sich früher die weniger Wohlhabenden, die sich das teure blütenweiße „Kaisermehl“ nicht erlauben konnten, in der Mühle das dunkle Schrot kauften, zumal man damit besonders in Notzeiten besser eine hungrige Familie zu sättigen imstande war.

Hiermit, lieber Leser, habe ich den ersten Unbekannten, den „Isekoche“ oder Eisenkuchen, in dem großen Blechkasten vorgestellt.

In dem Wort „*Gölleacker*“ steckt der Name Gulden, welcher vor 100 Jahren unseren Geldmarkt beherrschte. Immerhin erscheint es uns sonderbar und rätselhaft, daß man einen Acker für einen Gulden verkaufen konnte, wenn auch das Ei damals nur einen Pfennig gekostet haben mag. Aber immer noch sind wir der Erklärung dieser rätselhaften Bezeichnung „Isekuche und Gölleacker“ wenig nähergekommen:

Man schrieb das Jahr 1847. Der Himmel hatte seine Schleusen geöffnet. Es regnete fast unaufhörlich. Nur selten blickte die Sonne aus dem zerrissenen Gewölk. Die Getreideernte faulte auf den Feldern. Was man in feuchtem Zustande heimstahl, war so wenig, daß es nicht ausreichte, um die Menschen zu sättigen. So wurde dem Brote Queckenmehl zugesetzt, was seinen Geschmack nicht gerade verbesserte. Der Hunger ging im Lande um und fordert in Welkers sogar ein Todesopfer. Auch die Kartoffelernte wurde durch die nasse Fäule vernichtet. Ein Bauer kam müde und hungrig vom Felde heim. Die Mutter hatte sein Lieblingsgericht, Kartoffelklöße, gerade auf den Tisch gestellt. Als er die Küche betrat, schlug ihm ein widerlicher Fäulnisgeruch aus der mit Klößen gefüllten Schüssel entgegen, so daß er sich einen Augenblick abwenden mußte, um dem Brechreiz nicht nachgeben zu müssen. Aber schließlich überwand der Bärenhunger den Ekel.

In einer solchen Zeit wird es verständlich, wenn in Welkers ein Familienvater einen kleinen Acker für einen Brotlaib verkaufte, der damals einen Gulden kostete. In Horas geschah dasselbe für einen Eisenkuchen. So kam der „Isekuche und Gölleacker“ zu seinem seltsamen Namen.

Josef Diegelmann

Unheimliche Heimfahrt durch den Wald

Von Josef Diegelmann, Welkers

Zu Großvaters Zeiten fuhr ein Bauer am Wochenende mit seinem Spazierwägelchen einspännig nach Fladungen, um Einkäufe zu tätigen. Im Drange der vielseitigen Geschäfte vergaß er aber auch seine wohlgenährte Leiblichkeit nicht und kehrte nach Erledigung der Geschäfte bei einem ihm befreundeten Gastwirt ein. Er vergaß aber nicht, vorher im Hof des Hauses seinem treuen Schimmel, der ebenso hungrig war wie sein Herr, eine Futtertasche mit Haferkörnern vorzubinden. Erst dann betrat er die mit vielen patriotischen Bildern geschmückte Gaststube.

„Grüß dich Gott, Franzerl“, rief der Bauer seinem Freunde hinter der Theke zu. „Bring mir eine Brotzeit nach deiner Spezialität, doch zuvor bring mir a Maß Bier; denn ich hab einen Riesendurst!“

Es dauerte nicht lange, da brachte die Frau Wirtin einen Teller mit hausgemachten Wurstsorten, dazu knusperige Kümmellaibchen. Während der Bauer den zweiten Krug hinter die Binde goß, öffnet sich die Tür der Wirtsstube und sein Nachbar trat herein, einen prall-gefüllten Rucksack auf dem Buckel. Er hatte auf des Schusters Rappen den Weg zum Städtchen zurückgelegt, um auf die gleiche Weise wie der Bauer für den Sonntag einzukaufen.

Nach der Begrüßung seines Dorfgenossen zog der neue Gast sein von zu Hause mitgebrachtes Frühstück aus der Tasche und trank dazu seinen Gerstensaft.

Der Bauer lud den Nachbarn zum Mitfahren ein. Doch der lehnte höflich ab, da er noch einen Bekannten besuchen müsse, was ihn länger aufhalte. In Wirklichkeit war es jedoch eine Ausrede; denn er wußte nur gar zu gut, daß er mit der Annahme dieser Einladung auch die Verpflichtung übernehmen mußte, des Bauern Zeche zu bezahlen. Doch dachte er im Stillen, diesem ein Schnippchen zu schlagen. Wenn er nämlich dem Bauern unterwegs begegnete, konnte der ja kostenlos mitfahren. So bezahlte er sein Bierchen, verabschiedete sich vom Nachbarn und trat – ohne natürlich einen Freund zu besuchen – den Weg zum Heimatdörfchen an.

Nachdem auch der Bauer seinen Durst gründlich gelöscht und genug geplaudert hatte, verließ er die gastliche Stätte, schwang sich auf sein Wägelchen und veranlaßte seinen Schimmel, sich langsam in Bewegung zu setzen, denn es dunkelte bereits. Dem Bauern wurde es doch unheimlich zu Mute, wenn er daran dachte, daß

er einen dichten Wald zu passieren habe, wo vor Wochen ein räuberischer Überfall stattgefunden hatte.

Wie gerne hätte er jetzt seinen Nachbarn als Begleiter gehabt, ohne daß dieser ihm dafür etwas gezahlt hätte. Aber diese verspätete Reue nutzte jetzt nichts mehr. Philipp, so hieß der Bauer, mußte jetzt die Fahrt durch den unheimlichen Wald allein wagen. Zunächst ging alles gut. Sogar der Mond auf seinem hohen Wolken-thron lächelte ihm zu. Doch in der Mitte des Waldes war kaum ein Lichtschein wahrzunehmen. Das freundliche Gestirn der Nacht war schon längst wieder von schwarzem Gewölk umflort, als der Bauer auf der rechten Wagenseite, wo ein Waldweg auf die Straße einmündete, Schritte wahrnahm, die sich anscheinend dem Gefährten näherten, Geräusche, die aber sofort wieder von dem starken Knarren der Räder des Fuhrwerks verschluckt wurden. Dem Fuhrmann perlte der Schweiß von der Stirn, und er trieb sein Pferd zur Eile an, zumal er auch eine Stimme hörte.

Er konnte jedoch beim besten Willen niemanden erkennen. Einmal glaubte er, eine menschliche Gestalt unmittelbar vor dem Pferd zu sehen und die Worte zu vernehmen: „Philipp, bist du toll?“ Aber sofort breitete sich wieder der Schleier der Nacht über der Szene aus. Doch dann vernahm der Bauer ein schmerzliches Stöhnen, und der ganze Spuk war urplötzlich wie weggeblasen.

Der Bauer kannte in seiner Herzensangst nur noch ein Ziel, wonach instinktiv auch sein Pferd mit aller Kraft strebte: hinweg aus dem finsternen Forst. Endlich lichtete sich der Wald und in der Ferne glühten Lichter; denn man hatte im Dörfchen die Petroleumleuchten angezündet. Der Bauer atmete erleichtert auf und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Der Schimmel fiel in eine ruhigere Gangart und stieß beim Anblick der Gehöfte ein fröhliches Wiehern aus. Bald war man zu Hause angekommen, wo der Bauer seiner Frau das Erlebnis erzählte.

Am nächsten Tage kam der Nachbar hinkend und mit verbundenen Händen zum Bauern und schilderte ihm, wie er seine Bitte um Mitfahrt mit Angstgeschrei und Geißelhieben beantwortet habe, wobei er zu Fall kam und die Räder seine Beine überrollten. Philipp versprach dem Nachbarn – obwohl ihn dieser listig getäuscht hatte, ihn künftig – gleichsam als Wiedergutmachung – ohne Honorar mitfahren zu lassen.

Unser Kriegerverein und sein Denkmal

Von Hermann Wehner

Nach dem siegreichen Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 war der Nationalstolz des wieder in einem kleindeutschen Kaiserreich geeinten deutschen Volkes sehr gewachsen, zumal der Krieg relativ wenige Opfer gefordert hatte. Aus meinem Heimatdorf war im ganzen Feldzug nur ein Teilnehmer bei der Belagerung der Festung Sedan gefallen, sehr wahrscheinlich an Typhus gestorben. Man brauchte also nicht, wie in den späteren zwei verlorenen Weltkriegen, in jedem Ort sehr viele Gefallene und Vermisste zu beklagen. Auch hatte der Krieg nur verhältnismäßig kurze Zeit gedauert. Um so größer war das Ansehen der heimgekehrten Kriegsteilnehmer im Dorf. Waren diese Männer doch weit herumgekommen und hatten fremde Länder gesehen, während die übrigen Dörfler meist nicht über die Pfarrgemeinde-grenzen hinausgekommen waren. Einige der Kriegsteilnehmer genossen das Ansehen, das sie hatten, sehr, erzählten gerne von ihren Kriegserlebnissen und fanden vor allem in der Dorfwirtschaft viele Zuhörer.

Einer dieser erzählfreudigen Veteranen wohnte etwa zwei Kilometer vom Dorfkern entfernt. Er kam von seinem Hof oft in einem kleinen Einspännerwägelchen ins Dorf und verbrachte dann manche Stunde mit Freunden und Bekannten in der Wirtschaft. Dabei trank er oft über den Durst, so daß er spät abends nicht mehr in der Lage war, sein Gefährt selbst heim zu leiten. Deshalb legte man den Zecher kurzerhand auf das Wägelchen, gab dem klugen Rößlein einen Klaps, und sicher brachte dieses seinen Herrn auf den Hof zurück, wo ihn seine Frau schon erwartete. Autos, welche heute diese einsame Fahrt gefährdet hätten, gab es damals ja noch nicht.

Einige Jahre nach dem Kriege fühlten die Kriegsveteranen das Bedürfnis, sich vereinsmäßig zusammenzuschließen, um so an dem öffentlichen Gesehehen im Dorfe geschlossen teilnehmen zu können. So gründeten die Veteranen im Jahre 1886 einen

Kriegerverein. Seitdem wurden das Kriegsende und vor allem die siegreiche Schlacht bei Sedan am 2. September jedes Jahres festlich begangen. Mit Trompetenklang und Trommelschlag marschierte man durch die Dorfstraßen.

In dieser Zeit, in der man hohe Achtung vor dem Soldatenstande hatte, fand auch das große Manöver im Oktober 1910 in der Rhön statt.

Obgleich ich damals noch nicht in die Schule ging, erinnere ich mich noch, daß wir drei Artilleristen mit ihren Pferden als Einquartierung hatten. Die Pferde waren in der Scheunentenne untergebracht. Es war wohl das größte Erlebnis meiner Kindheit, als mich ein Soldat einmal auf sein Pferd setzte. Da wir keine eigenen Pferde hatten, hat sich der unwichtige Vorfall tief in meiner Erinnerung eingepreßt.

Am anderen Tage ging die Einquartierung schon wieder zu Ende. Die Soldaten zogen mit ihren Pferden und Kanonen die Rhönberge hinauf. Am Ausgang unseres Dorfes hatten sich zur Verabschiedung der Soldaten viele Dorfbewohner eingefunden, und ich hatte Gelegenheit, dem Soldaten, der mich hatte reiten lassen, begeistert zuzuwinken.

Als der Kriegerverein in unserem Dorfe 25 Jahre bestand, beschlossen die noch lebenden Veteranen von 1870/71, zur Feier dieses Jubiläums ein Kriegerdenkmal zu errichten. Zur Freude der Beteiligten fand man etwa zwei Kilometer vom Dorf entfernt die nötigen Natursteine zum Bau des Denkmals. Der größte Stein, der als Grundstein dienen sollte, entsprach den höchsten Anforderungen der Kriegsveteranen. Er war 2,50 m x 1,70 m x 0,80 m groß und bedurfte keiner weiteren Bearbeitung. Er schien von der Natur für den gedachten Zweck wie geschaffen. Die einzige Schwierigkeit war, den schweren Stein zum Dorf und durch das Dorf auf den nahen Hügel zu transportieren und dort aufzustellen. Zuerst wurde der Wagnermeister beauftragt, eigens einen stabilen Wagen mit

kleinen Rädern, die das Gewicht des Steines aushielten, zu bauen. Nachdem man mit großer Mühe den Stein auf den Wagen gebracht hatte, wurden mit langen Ketten acht Pferde und 16 Stück Zugvieh davor gespannt. Hindernisse gab es auf dem Transportweg genug. Schwierig wurde es immer, wenn Kurven den geraden Weg unterbrachen oder wenn es aufwärts ging. Dann mußten die vielen Zugtiere wieder abgespannt und der Wagen mit Winden um Hausecken in die neue Fahrtrichtung gebracht werden. Der Transport nahm viel Zeit Anspruch und soll mit dem Auf- und Abladen angeblich drei Wochen gedauert haben. Man nahm sich damals noch Zeit zur Erledigung der Arbeit und mußte es wohl auch, da noch kaum Maschinen zur Unterstützung der arbeitenden Menschheit zur Verfügung standen.

Hinzu kam in diesem Fall, daß das Jahr 1911, in dem das Kriegervereinsjubiläum stattfand, zu den heißesten Jahren unseres Jahrhunderts zählte. Heu- und Getreideernte waren sehr dürftig, und so war wohl auch mehr Zeit für den Bau des Kriegerdenkmals. Mir ist noch erinnerlich, daß in dem trockenen Jahr die alte Holzpumpe auf unserem Hof für alle Nachbarn, deren Wasserspender ausgefallen waren, das notwendige Wasser für Mensch und Vieh mitliefern mußte und das auch ohne Störungen bis zum Ende der Trockenperiode tat. Das Vieh stand oft brüllend auf der Weide, da es nicht genügend Futter fand, und die Menschen hingen nasse Tücher in ihre Wohnungen, um etwas Kühlung bei der Hitze zu haben.

Am 5. August 1911 konnte dann die Jubiläumsfeier des Kriegervereins stattfinden. Die überstandenen Schwierigkeiten waren vergessen, und alle freuten sich über das Fest. Der „Weinberg“ war in den folgenden Jahren an vaterländischen Gedenktagen oft das Ziel von Festzügen und der Ort von Gedenkfeiern, zumal auch die jungen gedienten Soldaten nach ihrer Dienstzeit dem Kriegerverein beitraten und die Stelle der allmählich aus diesem Leben scheidenden Veteranen einnahmen.

Das Denkmal steht heute noch, während die Erbauer längst das Zeitliche gesegnet haben. Es trägt allerdings inzwischen zwei Gedenktafeln mit vielen Namen von gefallenem und vermissten Soldaten aus dem ersten und zweiten Weltkrieg. Der Kriegerverein selbst besteht seit Jahren nicht mehr.

Unsere Klasse erschien mit Kneifern

Von Josef Diegelmann, Welkers

Zu Beginn dieses Jahrhunderts waren in der breiten Masse des Volkes nur wenige „Brillenschlangen“ anzutreffen; denn damals gab es zur Feststellung von Sehfehlern nur verhältnismäßig wenig Fachärzte, und dann scheute man aus finanziellen Gründen auch den Weg zu diesen und besonders zum Optiker. So war in unserer Dorfschule, wo 105 Kinder von einem Lehrer unterrichtet wurden, mit Ausnahme des stark kurzschichtigen Magisters nicht ein einziger Brillenträger zu finden, obwohl mancher verdächtig blinzelte, wenn er in größerer Entfernung von der Wandtafel etwas abzuschreiben hatte.

In meiner Klasse auf der höheren Schule mit 35 Schülern waren immerhin schon drei Jugendliche mit Gläsern ausgerüstet. Aber am genauesten nahm man es beim Militär mit der Korrektur der Sehfehler, die dann meistens mit einer scharfen Schießbrille ausgeglichen wurden.

Übrigens standen Brillenträger bei ihren Mitmenschen ziemlich hoch im Kurs, da man hinter den „vier Augen“ meistens eine höhere Intelligenz vermutete, als bei den Normal-sichtigen.

Als meine Mutter 1892 nach ihrer Verheiratung von einer alten Schulfreundin besucht wurde und diese meinen Vater mit dicken Augengläsern erblickte, flüsterte sie der Mutter heimlich ins Ohr: „Was kannst du stolz sein, du hast einen Mann mit 'm Brüll!'“

Noch höher trugen öfters jene den Kopf, die durch einen Zwicker am zierlichen Kettchen oder einen Kneifer an einer langen schwarzen Schnur die Welt betrachten konnten. Trotzdem weiß ich nicht, was meine Kameraden bewegten haben mag, auf einem Fuldaer Jahrmarkt 1907 sich mit billigsten „Kneifern“ auszurüsten, um sich damit in aller Öffentlichkeit zu zeigen und in einer nachfolgenden Unterrichtsstunde einen mißliebigen Lehrer dadurch zu reizen.

Mit Spannung erwarteten wir die Ankunft des Lehrers. Als er unser ansichtig wurde, lief Zornesröte über sein faltiges Gesicht. „Welch ein Unfug!“ schrie er uns an. „Sie sind wohl heute hierher gekommen, um ein nichts-nütziges Theater zu spielen, aber nicht um ernste Arbeit zu leisten.“

Leider fand unsere Kneiferparade ein jähres Ende. Ein Schüler, der nicht in der besonderen Gunst des Lehrers stand, wurde vor die Klasse gerufen, um über den aufgegebenen Stoff zu sprechen. Zögernd näherte sich der „Bekneifte“ dem Katheder, wo ihn der Ergrimmete erwartete. „Welches Glas trägst du?“ herrschte er ihn an. „Das weiß ich nicht mehr, es wurde mir vom Augenarzt verordnet“, schallte es ruhig zurück. „Das ist erstunken und erlogen, denn das ist ja das reinste Fenster-glas.“

Mit diesen Worten holte er anscheinend mit seiner Rechten zu einer Ohrfeige aus, obwohl dies nach den Schulparragrafen schon damals nicht gestattet war. Doch der Angegriffene witterte die drohende Gefahr und wich elastisch zur Seite aus, um sich in Sicherheit zu bringen. Dabei rutschte ihm der Kneifer bis zur Nasenspitze und fiel dann zu Boden, wo die Gläser in Scherben gingen. „Diesen Kneifer werden Sie mir teuer zu bezahlen haben!“ Mit diesen Worten suchte unser Klassenkamerad nach den Trümmern seines Augenglasses und rannte im Geschwindschritt auf seinen Platz zurück. Die Szene blieb na-

türlich nicht ohne Eindruck auf die übrigen Kneiferträger. Langsam und unbemerkt nahm einer nach dem anderen das angesessene Gestell vom Gesichtserker herunter und schob es vorsichtig in die Rocktasche. Das war das unruhliche Ende einer Kneiferparade Anno 1907.

Vor 100 Jahren

Nachrichten aus dem FZ-Jahrgang 1877

Immer wieder finden wir im Lokalteil der FZ des Jahrgangs 1877 Meldungen, die an den damaligen **K u l t u r k a m p f** in Preußen erinnern. So wird in der Nr. 11 vom 27. Januar 1877 aus **D i p p e r z** berichtet: In Dipperitz ist Michael Gross aus Finkenhaien nicht zwar ohne Sang und Klang, aber ohne Gegenwert eines Priesters beerdigt worden. Wie unseren Lesern bekannt ist, wurde Herr Pfarrer Helfrich von Gendarmen aus dem deutschen Reich hinausgeführt und ist in Schottland in der Seelsorge beschäftigt. Die benachbarten Pfarrer würden sicherlich gerne den nötigen Beistand leisten, allein dadurch könnten sie leicht ihre eigenen Pfarrkinder in dieselbe Lage bringen, in welcher sich die Bewohner von Dipperitz befinden.

In der Nr. 20 vom 17. Febr. 1877 list man u. a.: Vor einiger Zeit wurde Pfarrverweser **Herbener** in **O b e r u f h a u s e n** seitens des Oberpräsidiums zu Cassel aufgefordert, das ihm seiner Zeit von der geistlichen Oberbehörde zugefertigte Bestellungsdecret vorzulegen. Was diese Maßregel zu bedeuten hatte, ist durch einen neueren dem gedachten Geistlichen zugegangenen Ukas des Herrn Oberpräsidenten klar geworden. Herr Herbener hat sich angesichts desselben aller geistlichen Amtshandlungen zu enthalten, und so ist eine weitere Pfarrei unserer Diözese gänzlich ohne Seelsorge.

*

In der Nr. 41 vom 10. April 1877 liest man unter der Rubrik „Provinzielles und Lokales“ u. a.:

Fulda. Die Herren Regens Dr. **K o m p** und Dom-pfäbendat Ph. **E n g e l** sind unter der Anklage, in der Hospitalskirche „unbefugter Weise“, der erstere für den Verein christlicher Mütter, der letztere für die Mitglieder der Marianischen Sodalität, Gottesdienst gehalten zu haben, auf den 20. d. M. zur Verhandlung vor das hiesige Amtsgericht II zitiert worden. So wenigstens meldet die „Hess. M.-Ztg.“, und die ist ja in polizeilichen Dingen von hier aus bekanntlich gut bedient.

Was die Alten erzählen:

Vom alten Dase-Bauernhof in Eichenzell

Nachstehender Bericht stammt aus Erzählungen meiner Mutter Josefine Müller geborene Latsch (1881-1957).

Die Eheleute Johann Adam und Anastasia Latsch hatten zwei Söhne, Philipp und Kornelius, und eine Tochter Sophie. Johann Adam Latsch starb schon sehr früh nach einem Sturz vom Pferdefuhrwerk. Philipp Latsch und seine Ehefrau Katharina geborene Klüber von Seeshof bei Dietershausen wurden die Erben des alten Dase-Bauernhofs.

Philipp und Katharina Latsch bauten im Jahre 1894 auf ihrem Landbesitz am Rand von Alt-Eichenzell einen Aussiedlerhof; denn mitten im Dorf war es längst zu eng geworden. Die Familie Philipp und Katharina Latsch war auf acht Kinder angewachsen: Maria, Josefine, Magnus, Franz, Josef, Fabian, Anna und Karl.

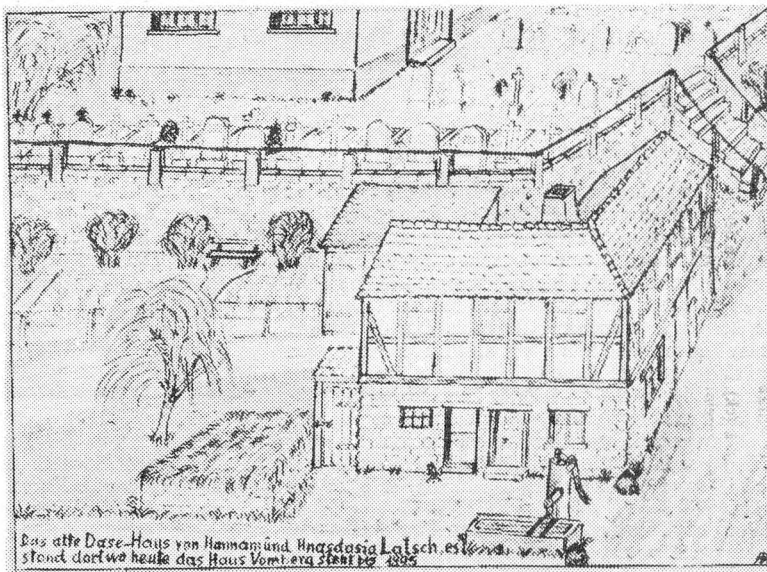
Philipp und Katharina Latsch bauten ihren Aussiedlerhof in Eigenbauweise unter Mithilfe ihrer Kinder, die zum Teil schon kräftig zupacken konnten. Zuerst wurde auf dem eigenen Grundstück ein Brennofen gebaut; denn damals gab es die später üblichen Ziegelsteine noch nicht. Es wurde Lehm herangeschafft, den es bei der Russefabrik gab, die zwischen Eichenzell

und Lingeshof stand. Dort wurden schon Russesteine im Feldbrand hergestellt. Die Steine waren sehr rau und dunkelbraun; diese Herstellung stammt aus Rußland. Es wurden Holzrahmen gemacht und mit Lehm gefüllt. Die Holzform wurde abgehoben und neu gefüllt. Die nassen Lehmsteine lagen auf Brettern, die in den beheizten Ofen geschoben wurden. Nach dem Brennen wurden die Steine im Freien gestapelt und konnten nun zum Bauen verwendet werden.

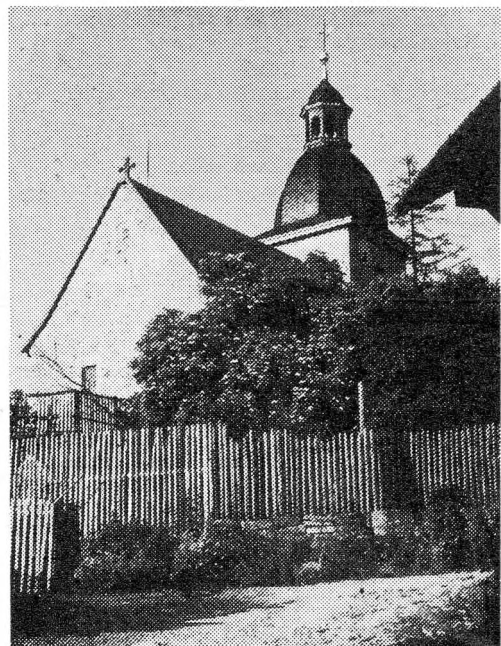
Eine kleine Begebenheit berichtete mir meine Mutter Josefine geborene Latsch. Sie war 13 Jahre alt und half schon, die Lehmformen zu füllen. Plötzlich war sie verschwunden; denn es hatte sich unter den Kindern schnell herumgesprochen, daß der Rhönzug entgleist war. Das mußte sie gesehen haben. Durch wolkenbruchartige Regenfälle in der Rhön hatte das Hochwasser den Bahndamm aufgeweicht, und die beiden letzten Personenwagen lagen im Wasser auf der Wiese bei „Schäfers“. Mit Schrecken und blauen Flecken kamen die Fahrgäste davon.

Die Bahndammschräge wurde dann mit behauenen Quadersteinen belegt, und so hält der Damm bis heute noch. Die Bahnstrecke Fulda-Gersfeld wurde erbaut von 1886 bis 1888.

Das alte Dase-Stammhaus: Johann Adam Latsch, gebürtig aus der alten Schmiede von Pilgerzell, und dessen Ehefrau Anastasia geborene Günther aus Poppenhausen waren Eigentümer eines Bauernhofes, der sich dort befand, wo heute das Haus Vomberg und die Gastwirtschaft Kramer stehen. Das alte Dase-Grundstück umfaßte die Fläche unterhalb vom Kirchplatz von der Schloßgasse bis zum Grundstück von Johannes Reith.



z in Gerthausen



Das alte Dase-Grundstück mitten im Dorf erwarb der Geschäftsmann August Vomberg, zunächst die Hälfte des Grundstückes und einige Jahre später den restlichen Teil.

August Vomberg war als Kellermeister auf Schloß Adolphseck beschäftigt. Er heiratete Katharina geborene Reith, eine Tochter von Elias Reith, und richtete im Wohngebäude Reith eine Schankstube ein. Noch heute sind die Halteringe an der Straßenseite zu sehen, an denen die Fuhrleute ihre Gespanne festgemacht haben, um zu einer Stärkung einzukehren.

Im Jahre 1887 baute August Vomberg eine Gaststätte mit Metzgerei. Er erzielte einen guten Umsatz. Auch versorgte er die beim Bau der Eisenbahnstrecke Fulda-Gersfeld beschäftigten Arbeiter, unter denen auch viele Italiener waren. Die Bauverwaltung war im Eichenzeller Schloßchen untergebracht.

Nach Fertigstellung der Strecke Fulda-Gersfeld verkaufte August Vomberg die Gaststätte mit Metzgerei an den Gastwirt Josef Kramer, der aus der alten Brauerei in Löschendorf stammte.

August Vomberg erwarb auch die restliche Grundfläche des alten Dase-Grundstückes und baute im Jahr 1896 dort sein dreigeschossiges Geschäftshaus, als „August Vomberg Kolonialwaren“ bekannt.

Unter dem Fußboden des damaligen Kaufladens befindet sich noch heute der Brunnen, dessen Pumpe vor dem alten Dase-Wohnhaus war.

Philipp Müller, Eichenzell

Vom Brotbacken in alter Zeit

Vor 60 bis 70 Jahren war es noch selbstverständlich, daß in unseren Dörfern – auch im Fuldaer Land – in jedem Haus das tägliche Brot selbst gebacken wurde. Nur solche Dorfbewohner, die kein eigenes Land hatten, kauften es beim Bäcker – damals kostete ein Vier-Pfund-Brot 50 Pfennig.

In vielen Dörfern gab es zwei Backhäuser, für die eine Backordnung bestand. Das Anbacken ging von Haus zu Haus und wurde jeweils für eine Woche durchgeführt. Man nannte dies auch „das Losen“. Der „im Haus“, also der Anbäcker, mußte am Montag als erster backen und hatte das Backhaus zu reinigen. Wer nun als zweiter, dritter usw. backen wollte, ging „ins Haus“ und ließ sich wunschgemäß vormerken. Bei Jahrmarkt und Kirmes machte der Gemeinderat die Kuchenlose. Der Inhaber der Hausnummer, die als erste gezogen wurde, durfte als erster backen.

In anderen Dörfern kamen die Frauen zwischen zwölf und ein Uhr zum Bürgermeister und zogen das Los und trafen weitere Abmachungen. Das nannte man „das Backenspielen“. In einem anderen Dorf lief ein Junge mit einer Klapper durch das Dorf und klapperte. Die Dorfbewohner erkannten den Jungen und wußten, daß seine Eltern am Montag „anbacken“ mußten, und man verständigte sich. In größeren Dörfern war eine Backfrau von der Gemeinde angestellt, die das Backen regelte.

Die „Kunst“ des Brotbackens – so darf man dies schon nennen – übertrug sich von der Großmutter auf die Mutter und von dieser auf die Tochter. Am Tag vor dem Backen wurden der Backtrog und das vom Müller gelieferte Mehl in das warme Zimmer gebracht, damit sie angewärmt wurden. Am folgenden Tag wurde eingesäuert. Bei diesem Vorgang wurden Wasser, Mehl und Sauerteig, der vom vorigen Backen zurückbehalten worden war, mit Salz und Kümmel nach Belieben zu einem dünnen Brei verrührt. Nach altem Brauch machte die Bäuerin mit dem Finger drei Kreuze darauf und sprach leise Worte. Nach zwölf Stunden war der Brei gesäuert und gegärt. Sodann wurde geteigt, d. h. es wurde soviel Mehl hinzugegeben, bis der Teig zu einer steifen Masse geworden war. Nach einer Stunde hatte sich der Teig gehoben. Zu diesem Vorgang sagte man: Der Teig ist gegangen. Das Teigen war keine leichte Arbeit. Man brauchte

schon Kraft dazu; denn der Teig wurde im Backtrog dreimal hin- und herübergeknetet. Inzwischen wurde das vorher eingelegte Holz angezündet. Nach diesem Abbrennen wurden die Kohlen noch eine Zeitlang liegen gelassen und dann mit dem Backkrätzer herausgeholt. Als Zeichen der richtigen Temperatur wurde eine Handvoll Mehl in den Ofen geworfen. Verbrannte das Mehl rasch, so war der Ofen noch zu heiß. Verging es aber langsam, so war die Temperatur richtig.

Zuvor war schon der Backtrog mit dem Teig in das Backhaus gebracht worden. Früher wurde er von zwei Personen getragen, später mit einem Karren befördert.

Nun wurde „eingetan“, d. h. der Bauer bediente den Backschießer, der mit Mehl bestreut wurde. Auf die bestreute Stelle legte die Bäuerin den schon im Backtrog geformten Teig und strich ihn glatt. Der Schieber brachte ihn in den Ofen. In den ersten Laib stach die Bäuerin ein Loch und sagte dabei: Gott walte es. Auch das Schieben wollte verstanden sein; denn das Brot wurde reihenweise nebeneinander gesetzt. Kam es zu nahe aneinander, so hing es zusammen; kam es zu weit auseinander, so blieb vom kein Platz mehr frei für zwei „Zwiebel- und Gaggelskuchen“. Der letzte Laib war der Kratzlaib, weil er aus den Resten des Teiges mit der Trogratze zusammengekratzt war. Diese Arbeit nannte man das Ausheben. Zur Beleuchtung brannte im Ofen ein kleines Feuer, Schiebefeuer genannt.

Nach einer Stunde wurde ausgetan, d. h. das Brot wurde mit dem Schieber aus dem Ofen geholt und mit einer Bürste bestrichen. Sodann kam es wieder in den Ofen, damit es braun wurde und Glanz erhielt. Danach wurde es wieder herausgeholt und senkrecht in den Backtrog gestellt. War ein Laib in der Mitte aufgerissen, so nannte man ihn Brastlaib. Nach dem Volksaberglauben stand dann Unglück oder Sorge bevor.

War das Brot geraten, so war man sehr stolz darauf. Heute wird in den meisten Dörfern nicht mehr gebacken, sondern das Brot wird vom Bäcker geholt, und die alte Backkunst verliert sich.

Karl Orth, Heimatpfleger, Gunzenau

Wie es früher in den Bauerndörfern war

Von Karl O r t h, Gunzenau

Vor 7 und mehr Jahren sah in unseren Dörfern noch vieles anders aus als heute. Da lagen unsere meist kleinen Dörfer in Hessen und im Fuldaer Land noch so friedlich in der Landschaft. Die Häuser mit dem schönen Fachwerk, und vereinzelt auch noch Strohdächern, auf denen die Störche gerne ihre Nester bauten, stehen mir immer noch vor Augen. In den Gärten standen zahlreiche Obstbäume, in deren Nähe ein Backhäuschen, das man die „Hutzeldürr“ nannte, lag. Was „Hutzeln“ sind, brauche ich den Leuten im Fuldaer Land nicht zu sagen, denn dort gibt es ja noch heute den „Hutzelsonntag“ und das „Hutzelfeuer.“ Früher gingen wir Kinder aus dem Vogelsberg auf unseren hohen Berg und sahen, wie auf den Bergen des Fuldaer Landes bei Einbruch der Dunkelheit die Hutzelfeuer abgebrannt wurden.

Auch Lindenbäume standen früher um die Häuser, einmal wegen des Schattens, den sie schenkten, und besonders auch wegen der Bienen. Viele Bauern nahmen sich damals noch Zeit für die Bienenzucht, und den fleißigen Bienenvölkern waren die blühenden Linden sehr willkommen. Leider sind heute die Bienenhäuser aus den Dörfern verschwunden.

Zum Bild des Dorfes gehörten früher, als es noch keine Wasserleitung gab, auch die Dorfbrunnen, hölzerne Pumpen, die das Wasser aus der Tiefe holten. Neben der Haustür stand eine sandsteinerne Bank, auf der sich nach Feierabend die Nachbarn trafen, um zu plaudern. Dabei bliesen sie den guten Tabacksgeruch in die kühle Abendluft. Das alles gehörte zum alten Dorfbild, das Maler und später die Fotografen gerne festhielten.

Ich sah noch die alten Bauern mit ihren Zwilchbekleidungen sowie die Frauen und Mädchen mit ihren Faltenröcken und Strickjacken, blauen, gestrickten Strümpfen und den bunten „Seelenwärmern.“

Im Stall wurden von Männern und Frauen Holzschuhe getragen. Die Kinder gingen in Holzschuhen auch zur Schule, wo die hölzernen Schuhe geordnet im Flur stehenblieben. Über die Strümpfe zog man mit Lappen besetzte Socken, die man „Firwes“ nannte. Die Holzschuhe wurden im Hausgang ausgezogen, und man ging in den „Firwes“ in die Stuben.

Werktags und auf dem Feld trug man Lederschuhe mit starkem Oberleder, benagelten Sohlen und an den Absätzen Schuhschellen, was man heute nicht mehr kennt. Nur sonntags trug man einen leichteren Schuh.

Eine wichtige Arbeit der Frauen und Mädchen war das Melken der Kühe (natürlich noch mit den Händen). Auch beim Heumachen mußten die Frauen wie die Männer arbeiten und vom Frühjahr bis zum Herbst auf den Äckern tätig sein. Ich habe noch gesehen, wie das Korn mit der Sichel geschnitten wurde. Viele Männer aus dem Vogelsberg und der Rhön, vor allem aber auch Mädchen, gingen zum Getreideschnitt in die Wetterau. Viele Männer gingen auch zum Dreschen mit dem Dreschflegel in die Wetterau und andere reiche Bauerngegenden.

An den Sonntagen ging alt und jung zur Kirche, wir aus Gunzenau in das Nachbardorf Niedermoos. Gearbeitet wurde damals an den Sonntagen nicht. Die Jugend ging im Wald und auf den Straßen spazieren, und es wurde mehr als heute gesungen. Abends wurde oft ein Nachbardorf besucht.

Für die Alten war der Sonntag ein wirklicher Ruhetag. Oft wurde an den Sonntagen aber nachmittags von den Bauern auch ein Pferd vor das Sonntagswägelchen gespannt, und man fuhr mit der Frau gemächlich in ein anderes Dorf, wo eine Tochter oder ein Sohn verheiratet waren.

Im Winter hatte die Jugend ihren Zeitvertreib in den „Spinnstuben“, wo nicht nur Flachs und Wolle gesponnen, sondern auch fröhlich gescherzt und getanzt wurde. Bauer und Bäuerin webten auf den Webstühlen das Leinentuch und den Zwilch.

Ein alter Brauch war auch das „Fensterln“, das ich selbst noch erlebte. Alte Leute erzählten mir, daß in ihrer Jugendzeit noch der Nachtwächter mit seinem Horn die nächtlichen Stunden angab. Die Alten hätten diesen Nachtwächter gern gesehen, aber die Jugend habe den Nachtwächter oft bei Liebesabenteuern und sonstigen Streichen als störend empfunden.

Heute sind in unseren Dörfern die alten Bauernhäuser nicht mehr als solche zu erkennen. Die Straßen werden von Autos, vor allem auch Lastwagen und Traktoren beherrscht und nehmen auch den früher so friedlichen Dörfern die Ruhe. Immer mehr schwinden in den Dörfern auch die alten Sitten und Bräuche. Besonders bei den Bauern, die früher die angesehensten Einwohner waren, gibt es viele Änderungen, und manche tüchtige Bauern und begüterte Erben haben es schwer, eine tüchtige Frau zu finden. Für viele Kleinlandwirte ist die Landwirtschaft unnütz geworden.

Wie man früher Weihnachten feierte

Einer Oma nacherzählt von Josef Diegelmann, Welkers

Die Gestaltung dieses uralten christlichen Familienfestes lag in erster Linie ganz in den Händen meiner unvergesslichen Mutter, welche die Gabe besaß, auch mit geringen Geldmitteln ihren Kindern Freude zu bereiten.

Am letzten oder vorletzten Adventssonntag machte sie sich in meiner Begleitung auf, um bei Bauersleuten vorzusprechen, die nach alter Sitte Walnußbäume in ihrem Hof gepflanzt hatten. Sie wollte mit den schmackhaften und nahrhaften Walnüssen den Kindern eine Freude bereiten. Wir hatten bald gefunden, was wir suchten. Ich durfte mir aus einem großen Korb die schönsten Exemplare auswählen. Man berechnete den Preis nach der Stückzahl mit einem Pfennig je Stück. Als ich bis 100 gezählt hatte, war das mitgebrachte Säckchen gefüllt. Meine Mutter legte eine Silbermark auf den Tisch, und wir traten den Heimweg an.

Um die Nüsse bis zum Erscheinen des Christkindes frisch zu erhalten und dem vorzeitigen Genuß zu entziehen, bekam ich den Auftrag, das Säckchen an einem luftigen Orte auf dem Boden, möglichst versteckt, aufzubewahren.

Nach den anstrengenden Arbeiten der Kartoffelernte, die alle mühsam mit der Hacke aus dem Boden geholt werden mußten, und der Herbstbestellung, noch mehr aber durch den Drusch der Körnernte mit dem Dreschflegel waren die Vorräte in der Räucherammer nahezu aufgezehrt. Daher mußte noch vor dem Weihnachtsfest ein Schwein geschlachtet werden. Denn es herrschte ja noch der Brauch, daß zu diesem schönsten Fest des Kirchenjahres sich viele Verwandte zu einem Besuch anmeldeten, besonders solche, die den „Bündel“ brachten.

In der letzten Woche der Adventszeit wurden der Streusel- und Quarkkuchen sowie großmächtige Laibe aus Weizenmehl gebacken, von denen jedes Kind am Neujahrstag ein Exemplar erhielt. Uns Mädchen bereitete besonderes Vergnügen, der Mutter beim Backen zu helfen.

Am Morgen des Heiligen Abends begab sich mein älterer Bruder in den Wald, um einen stattlichen

Christbaum zu holen. Er reichte bis zur Decke und beherrschte die ganze Wohnstube. Um ihm einen festen Stand zu sichern, wurde er in einen Holzklotz eingelassen. Während der Vater und die Brüder sich daranmachten, Vieh und Pferde zu putzen sowie Hof, Stall und Scheune in beste Ordnung zu bringen, hatten wir Mädchen die Aufgabe, am Baum die Kerzen so anzubringen, daß das goldene Engelhaar auf den Zweigen nicht von den Kerzenflammen erfaßt wurde. Ein Mann, der in Frankfurt arbeitete, hatte uns reichlich mit Kugeln versorgt, so daß unser Christbaum damit völlig übersät war.

Als die Weihnachtsglocken vom nahen Kirchturm das Fest einläuteten, traf sich die ganze Familie in der Wohnstube zum Abendessen. Zum Kartoffelsalat, der mit gerösteten Speckstücken geschmelzt war und lieblich duftete, gab es frische, etwas angeräucherte Rotwürste. Die Größe der Portion richtete sich nach dem Alter. Nachdem das Geschirr abgetragen und der Tisch abgewaschen war, erwarteten wir das Kommen des Christkindes mit der Bescherung. Unbemerkt schlüpfte ich zu dieser Zeit einmal hinaus in die dunkle Küche und trat neugierig an das Fenster. Wie schön das Mondlicht die nahen Berge beleuchtete. An dieser aus Strahlen gewobenen Himmelsleiter sollte das Christkind herniedersteigen. Mein Auge glitt höher und höher. Da glaubte ich plötzlich, im Zenit eine glänzende Gestalt im strahlenden Kleide zu schauen. Doch das Glück währte nur einen Augenblick. Es war nur ein farbiges Gebilde meiner Phantasie.

Als mich Mutter rief, wurde ich der Wirklichkeit wieder zurückgegeben. Nun ging auch die Mutter für kurze Zeit. Vom Hofe her erklang Klingeln, das des Christkindes Ankunfts meldete. Mutter kehrte zurück, und einige Sekunden später klopfte es an die Stubentür, und herein trat das sehnlichst erwartete Christkind in weiß herabwallendem Kleid, das Gesicht tief verschleiert. An jedes der Kinder, die es im Halbkreis umringten, erging die Aufforderung, ein Lieblingsgebet zu sprechen. Je langsamer und deutlicher wir beteten, desto mehr zollte uns das

Christkind Anerkennung. Dann zog es bei jedem das Tugend- und Sündenregister, sparte nicht mit Lob, tadelte aber auch unsere Fehler. Wenn eines der Kinder sich in den letzten Monaten absolut nicht gebessert hatte, gab es auch einen mahnenden Backenstreich, der wirksamer war, als eine Tracht Prügel des Vaters. Dann stimmte das Christkind das Lied „Stille Nacht“ an, das alle mitsangen. Zum Schluß holte die Engelsgestalt unter ihrem Gewand einen Sack mit Nüssen hervor. Jetzt flogen mit viel Geräusch die Walnüsse durch den Wohnraum, und jedes Kind bemühte sich, möglichst viele zu erhaschen. Das geschah mehrmals, bis der Vorrat erschöpft war. Als wir uns vom Boden erhoben und die Früchte unseres Fleißes zählten, war das Christkind verschwunden.

Die nun folgende Bescherung wurde von der Mutter vorgenommen. Sie selbst bekam von Vater eine bunte Schürze, welche die älteste, im Nähen wohl-erfahrene Tochter geschneidert hatte. Der Vater erhielt von seiner Frau ein wollenes Halstuch. Die beiden ältesten Töchter bekamen je ein Paar Schuhe, die der Vater, der Bauer und Schuhmacher war, mit geschickter Hand selbst gefertigt hatte. Der älteste Bruder erhielt von der Mutter ein selbstverfertigtes Leinenhemd aus selbstgewonnenem Flachs. Der zweite Bruder wurde mit bis zum Knie reichenden wollenen Strumpfhosen erfreut, die Mutter aus selbst gesponnener Wolle gestrickt hatte. Die jüngste Tochter bekam ein altes Puppenbett, das einen neuen Anstrich bekommen hatte, mit einem Püppchen darin, dem die Mutter neue Kleider angezogen hatte. Ich glaube, niemals in meinem Leben glücklicher gewesen zu sein, als an diesem Heiligen Abend.

Wir verspeisten die gebratenen Äpfel, labten uns an dem Genuß der Walnüsse, lobten Mutters Backkunst beim Genuße der Plätzchen und Lebkuchen, sangen zur Abwechslung noch einige Lieder und legten uns dann frühzeitig zu Bett; denn wir wollten alle die Christmette um 4 Uhr früh erleben, was ja der religiöse Höhepunkt des Weihnachtsfestes war. Wir Kinder sangen zur Feier in der Mette mehrstimmige Lieder. Viele in der Stadt verheiratete Dörfler kamen zur Weihnachtszeit in die Heimat zurück, um den wohlvertrauten alten Klängen zu lauschen und die Wahrheit des Dichterwortes zu verstehen: „Selig, selig, ein Kind noch zu sein!“

Winterfreuden mit der Rhöner „Eisgeiß“

Dieses uns Alten noch gut bekannte und wohlvertraute Wintersportgerät mit seinem kuriosen und doch recht passenden Namen „Eisgeiß“ ist einem Melkschemel mit rechteckiger Sitzfläche und vier Beinen nicht unähnlich, nur mit dem Unterschied, daß er unten mit Schlittenkufen versehen war. Es wurde von uns Jungen meist selbst gezimmert und dann zum Dorfschmied gebracht. Kräftige, mit Stacheln bewehrte Stöcke sorgten dafür, daß die Fahrt auf dem Eis immer neuen Antrieb erhielt. In der wärmeren Jahreszeit stand die „Eisgeiß“ verlassen im alten Holzschuppen. Wenn aber die Auwiesen infolge der früher üblichen künstlichen Bewässerung stark überflutet waren und bei plötzlich eintretender Kälte mit einem dicken Eispanzer überzogen wurden, stürzten wir nach Schulschluß heim, zerrten die Eisgeiß unter dem Gerümpel hervor, prüften die Festigkeit des Gestelles und der Beschläge, die Stacheln auf die Schärfe und rannten mit jubelndem Herzen hinaus auf die spiegelglatte Eisfläche. Die Mädchen sausten indessen auf ihren Schlitten die schneebedeckten Hänge hinab; Schlittschuhe waren damals noch selten zu sehen. Die Neuankömmlinge saßen bald auf, stießen mit ihren spitzen Stacheln laut vernehmlich in das Eis, was dadurch freilich mit der Zeit an Glätte verlor, und flohen dem starken Antrieb zufolge viele Meter vorwärts, bis eine Verlangsamung der Geschwindigkeit einen neuen Anstoß notwendig machte.

Die Tatsache, daß die Geschwindigkeit nicht nur abhängig war von der Güte des Eises, sondern in weit höherem Grade von den Armkräften des Sportlers, brachte uns schon damals auf die Idee eines Leistungswettkampfes. Die Jungen der letzten Jahrgänge traten zu diesem Zweck in einer ziemlich windschiefen Stirnreihe mit Eisgeiß samt Zubehör in einem gewissen Abstand an und saßen auf. Nach einem gemeinsam verabredeten Zeichen schossen sie von ihrer Ausgangsposition aus zu dem Ziele, wo ein „Schiedsrichter“ in höchster Aufregung mit den Händen wild gestikulierend

seines Amtes waltete. Einige Schwächlinge blieben schon auf halber Strecke liegen und schlichen beschämt von dannen, um abseits des Kampfgetümmels ihre Armkräfte für einen neuen Start zu üben. Einige andere Teilnehmer jammerten, da ihnen bei der plötzlich starken Inanspruchnahme der Stöcke die Stacheln verbogen oder gänzlich abbrechen, so daß sie ebenfalls ausscheiden mußten. Dieses Spiel wurde wiederholt, bis der „Eisgeißmeister“ einwandfrei festgestellt war. Für sein Verdienst wurde er nicht durch Urkunden und Preise geehrt, sondern durch den Beifall der Kameraden. Denn unser jugendliches Herz neigte damals nicht dem schwächlichen Intellektuellen der Klasse, sondern dem muskelstarken Athleten und Sieger in der Arena zu.

In diesem Zusammenhang sei es mir gestattet, noch folgendes zu erwähnen: Wir hatten um 1900 einen Pfarrer von hohem Wuchs (2,10 m), mit breiten Schultern und einer wahrhaften Samsonstärke. Wenn wir im Kommunionunterricht etwas vorlaut wurden, brauchte er nur einmal das „Ruhe“ in tiefer Baßstimme ertönen zu lassen, und alles verstummte für lange Zeit, nicht aus Angst — denn er kannte in der Erziehung keinen Stock —, sondern aus einem naturgemäßen Respekt vor seiner grandiosen Erscheinung.

Nach dem Leistungswettkampf eilten wir Jungen auf unserer „Eisgeiß“ wieder nach allen Himmelsrichtungen hin und her, nicht achtend der grimmigen Kälte, die am Spätnachmittag recht spürbar wurde. Daher kam es zuweilen vor, daß zwei Fahrer mit ihrem Gerät zusammenstießen, was nicht ohne gegenseitige Beschimpfungen ausging. Rasch aber glätteten sich wieder die Wogen der Erregung, und indem man sich auf die Geiß schwang, lachte man versöhnlich. Freilich verlief ein solcher Zusammenstoß, der recht häufig vorkam, für die Beteiligten nicht immer so harmlos.

Uns Glücklichen schlug damals keine Stunde, zumal noch kein Eisgeißfahrer im Besitze einer Uhr war. Der Tag neigte

sich und die Nacht sank in das breite Fuldatal. Selbst das Aveglöcklein hatten wir im Rausch der Winterfreuden überhört, das für uns Kinder damals ein Signal war, bald den Weg nach Hause anzutreten. Aber bei diesem Wintersportvergnügen hatten unsere Eltern ausnahmsweise Verständnis für unsere Unpünktlichkeit und drückten beide Augen zu.

Doch fragst du heute nach der „Eisgeiß“, ohne die vor 70 und mehr Jahren der Winter für die männliche Schuljugend einförmig und freudenarm gewesen wäre, du findest sie nicht mehr. Warum wohl? Das Flußbett der großen

Wanne wurde im Laufe der Jahre verbreitert, dazu eine Flutmulde gebaut, die in der Lage ist, auch die größten Wassermassen bei wolkenbruchartigen Regenfällen zu fassen. Außerdem wurde die künstliche Bewässerung der Auwiesen völlig eingestellt, so daß der „Eisgeiß“ schon damit allmählich die Grundlagen ihrer Existenz entzogen wurden. Sie ist nicht mehr, vielmehr sind Skier, Schlitten und Schlittschuhe an ihre Stelle getreten; aber uns Alten ist sie in guter Erinnerung geblieben, denn sie war eine wahre, reine Freudenquelle unserer Jugend.

Josef Diegelmann, Welkers

Was isst und trinkt der Rhöner?

Kulturgeschichtliche Bilder aus der Rhön / Von Leopold Höhl, 1882

Der Rhöner ist vorzugsweise Vegetarianer, aber nicht aus freier Wahl. In den ärmeren Dörfern am Kreuzberg ist Kartoffel und Milch die Hauptnahrung. So lange es „Erdäppel“ gibt, leidet der Rhöner keine Not; in allen Formen weiß er sie zu verwerten. Sie bilden in den ärmsten Orten sogar den Hauptbestandteil des Brotes, das nur so viel Mehl enthält, um den Kloß in den Ofen bringen zu können. Am Morgen sind gesottene Kartoffeln die Zuspense zur „Brüh“; am Mittag bilden sie als Klöße die Hauptmahlzeit, und abends gibt es nichts Pikanteres als gestoßene „Zämmeta“ zur kalten Milch. Kartoffelpfannkuchen und gebackene Kartoffelklöße sind schon seltene Speisen der besseren Leute; und worin werden sie gebacken? In Leinöl, das sie selbst gewinnen. Wenn sie sagen, „ich habe seit vier, sechs Wochen nichts mehr zum Schmalzen gehabt“, so meinen sie das bisschen Fett zu den Kartoffeln. Wie bescheiden die Ansprüche des Rhöners in dieser Beziehung sind, beweist der

fromme Wunsch eines armen Rhöners: „Bann ich der Härgott wär, dann äß ich 'n Tagk dreimal Mellichsopp.“ Die berühmten Kleinsassener Pfannkuchen sind durchaus keine Nationalspeise, sondern nur ein Gericht für hohe Herren und Rhönbesucher.

Eine zweite Hauptnahrung ist das Kraut (Kruit, Kräut), aber meist ohne die dazugehörigen Schweineknöchel, ohne Schinken und Riemenfleisch; Butter oder Buchelöl muss das Fleisch ersetzen. Die von Jäger¹ geschilderte Sitte, das Kraut in Löchern, die mit Steinen ausgemauert sind, einzumachen (Lochkraut), besteht heute noch in einigen Dörfern und wird von Kennern dieser Lieblingsspeise durchaus nicht verworfen.

„Fleisch und Wörscht“ sind dagegen zu Haus in den Rhöntälern, kommen aber doch nur in wohlhabenderen Häusern wöchentlich einige Mal auf den Tisch, und im Ulstergrund sorgen die Judenmetzger von Tann und Wüstensachsen, die teilweise mit Hundsfuhrwerk kutschierten, für ein Kuh- oder Ochsenfleisch am Sonntag.

Einen eigentümlichen Namen hat man in der Hinterrhön für unseren „Schwartenmagen“, dort heißt er „Schwarte-gönder“ oder bloß „Gönder“. Am Tage des Flugangs, sagte man mir, da werde in jedem Haus der so genannte Flugönder oder die Flurwurst verzehrt; und richtig, als ich in Dipperz ein vierjähriges Mäje (Mädchen) fragte: „Annemie-

che, bas hatt ihr dann gässe?“, lautete die Antwort in einem un-nachahmlichen Tonfall: „Nuidl und a klai' Gönderje.“

Dem Backwerk ist der Rhöner nicht Feind; kommen nach Tisch Kräppel oder Köchle, Plaaz (in allen Abarten als Darm-, Daum-, Brot-, Speck-, Zwiebel- und Käseplatz), Isekuchen oder Daitscher², dann ist er auch mit der einfachsten Vorspeise versöhnt, ja sie können im Verein mit Huitzeln ihm als vollständige Mahlzeit dienen. Nur wenn das Schmalz gar zu sehr gespart ist, dann meint er spöttisch, „ihr ha't hüt au wieder mit Huitzel-brüh geschmälzt“. Ist er eingeladen und er legt seinen „Läffel“ beiseite, so dankt er auf weiteres Zureden nicht mit den prosaischen Worten „ich bin satt“, sondern „ich senn vergnügt“; ist er aber unter seinesgleichen oder hat ihm etwas nicht besonders gemundet, so sagt er: „Nu senn ich das Käue müd.“

Der Kaffee als Frühstück hat sich seit Jahren allgemein eingebürgert; in den besseren Häusern ist er selbst nachmittags gebräuchlich. Die Armen begnügen sich mit einem so genannten Kaffee von Runkelrüben, welche, in kleine Würfel geschnitten, gedörft und gemahlen und mit etwas Kaffee vermischt werden. Zum Vesperbrot wird den Kindern und Dienstboten das „Waichgezük“, das ist süßer Käse mit Rahm, angemacht (Koppeles- oder Mattenkäs).

Kommt Besuch ins Haus, so steht sofort die hart geräucherte Rhöner Wurst, ziemlich fett und scharf, auf dem Tische, zugleich mit dem „Kännje“ Schnaps.

Wir ständen somit beim Nationalgetränke des Rhöners, das ihm zugleich den üblen Ruf eines „Schnapssüffers“ gebracht hat, wenn's auch, wie es der eingangs erwähnte Rhönschilderer³ tut, etwas zart mit den Worten bezeichnet wird: „Ein besonderer Zug ist die Vorliebe zum Branntwein; fünf bis sechs



Rhöner Bauer um 1867. Gezeichnet von Lehrer Voges.

Kännchen trinkt ein Bursche leicht in der Schenke [...].“ Auch in der Hildburghäuser Dorfzeitung wurde einmal das alte Geschichtlein wieder aufgetischt: „Man erzählt von den Rhönbewohnern, dass sie ohne Unterschied des Alters den Schnaps mit Brot vermengt mit Löffeln aus der Schüssel essen, wie wir etwa unsere Schnippeles-, das ist Kartoffelsuppe verzehren.“ [...]

Um ja nichts zu verschweigen, könnte man auch anführen, dass man den Rhöner Müttern die barbarische Unsitte zur Last legt, sie tauchten sogar den Schnuller, mit dem sie ihre Kleinen beschwichtigten, in dies Nationalgetränke, und sie hätten als Wöchnerinnen stets die Schnapsflasche neben sich am Fenster stehen.



Die Hauptnahrung des Rhöners war seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Kartoffel. Zeichnung von Agnes Mann

Wie sieht es nun in Wirklichkeit aus?

Ja, es wird durchschnittlich viel Schnaps getrunken in der Rhön; aber wenn es auch in jedem Dorfe ein paar Burschen oder Männer gibt, die den Schnaps gerne trinken, so gibt es doch eigentliche Säufer nicht mehr als anderswo. Rührend war die Klage eines alten Mütterchens, das mir sagte: „Ich hon a rächt Kröüz mit mi'm Sylväster; sonst eß ha ja rächt o'adentlich, äwer ha trenkt 'n Schnaps a beßja gärn.“ Ihm gegenüber drückte es sich schon etwas derber aus, indem es sagte: „Du bist 'n rächter Sufflapp!“ Wer einmal einen Winter in der Rhön durchgemacht hat oder auch einen heißen Sommer, der wird bald die Wirkungen eines guten Schlückchens an sich selbst erfahren und wird dann die bekannten Worte unterschreiben, die auch im Fremdenbuch auf dem Kreuzberg zu lesen sind:

Des Morgens früh der

Schnaps ist gut

Desgleichen zu Mittage,

Wer abends nur ein

Schlückchen thut,

Bleibt frei von jeder Plage;

Hingegen soll der Brantnte-

wein

Um Mitternacht – nicht

schädlich sein.

Hören wir übrigens eine Erklärung von wirtschaftlichem Standpunkt aus. Riehl⁴ sagt: „Der Kartoffelbau hat seine her-

be Prosa; wo vorwiegend Kartoffelland ist, da ist auch Brantnteinland. Dies bestätigen unsere Basaltberge (Rhön und Westerwald), während zum Beispiel in Altbayern, wo Kornland vorwiegt und Kartoffeln verhältnismäßig wenig gebaut werden, das Brantntein trinken auch entsprechend selten geblieben ist.“

Unter den vielen Sprüchen, die der Rhöner bei feierlichen Gelegenheiten zum Besten gibt, hat er auch einen auf sein Lieblingsgetränk, der also lautet:

O Brantntein, du edler

Geist,

Ich sage dir, dass du mir in den

Kopf nicht steigst;

Steigst du hinein und schlägst

mich nieder,

So steig ich auf und sauf

dich wieder;

Und nun soll dies deine

Strafe sein:

Du mußt marschieren zu

diesem Loch hinein.

Der feierlichen Verkündigung folgt natürlich sofort die Vollstreckung des Urteils.

Der Rhöner begehrt übrigens nie einen Schnaps im Wirtshause, sondern nur „a halb Kännje“ oder „a Wörfje“ oder „n“ Korze“, vielleicht auch einen „Kuläm“. Der Fuhrmann, der Kutsher, der Jäger, der Gendarm, der Postbote – sie trinken alle ihren Schnaps; bei „Wenkof“, bei Taufen und ärmlichen Hochzeiten vertritt er die Stelle des Wein-



Frau mit Ploatz auf dem Weg ins Backhaus.

Gezeichnet von Agnes Mann

Ein Element, das die Verbreitung des Schnapses befördert, darf nicht unerwähnt bleiben. Von mehreren Seiten wurde mir versichert, dass die Juden bei ihren Handelschaften ein Fässchen Schnaps (von fünf Liter an) einbedingen, das sie dem Bäuerlein zum Haustrocken liefern. Bei diesem ersten und kleinsten Fässlein aber bleibt man nicht stehen, denn die Bequemlichkeit, seinen Trunk sofort zur Hand zu haben, ist gar zu angenehm, und die Zahlungsbedingungen sind im Anfang gar günstig

gestellt; aber mit der Vorliebe für den Hausschnaps wächst die Schuld und die Geldverlegenheit, und bald hat der Jude das Bäuerlein, das durch den Schnaps gerade auch nicht gescheiter und vorsichtiger wird, da, wo er es haben will. Auch mit großen Fleischrechnungen wird es in ähnlicher Weise getrieben.

Die meiste Reaktion gegen den Schnaps macht das Bier. Wo es freilich mehrere Tage läuft, da wird der erhitzte Wanderer oder durchfrorene Arbeiter eher zum Schnapse greifen, der mit einem Stück Schwarzbrot eine ganz andere Wirkung hat; wo aber, wie von Bischofsheim bis Fulda, in fast jedem Dorfe eine Brauerei besteht, da tritt der Schnaps zurück, und er wird nurmehr zur Abkühlung vorgesetzt oder zur Verdauung draufgesetzt.

Anmerkungen:

1 Franz Anton Jäger beschreibt 1803 in seinem Buch „Briefe über die hohe Rhöne Fränkens“, wie die Bewohner der Dammersfeldrhön „Kraut einmachen“. Siehe dazu Büchenblätter 2002, S. 52.

2 Datsch (auch Dotsch) = Platz; fränkisch Dätscher, altbayerisch Datschi.

3 Gemeint ist Franz Anton Jäger.

4 Wilhelm Heinrich Riehl (1823 bis 1897) bereist in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Rhön und charakterisiert das Gebirge als das „Land der armen Leute“ in seinem Werk „Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“, 1851.

Schrifttum:

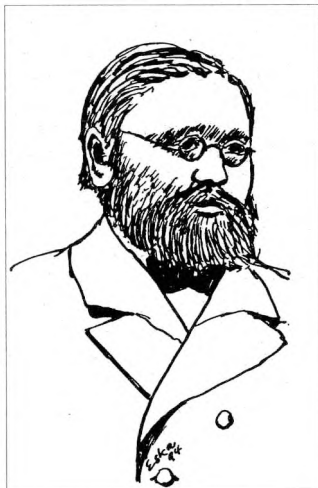
Leopold Höhl, Rhönspiegel, Kulturgeschichtliche Bilder aus der Rhön. Würzburg/Wien 1892.

Wer war Leopold Höhl?

Wer den Klosterhof des Kreuzberges betritt, beobachtet links in der Wand der Gartenmauer eine Steinplatte mit der Aufschrift: Dem hochverdienten Sänger und Förderer der Rhön, Leopold Höhl, weiland Pfarrer in Ebern, zum steten Gedenken.

Leopold Höhl kam 1868 vierundzwanzigjährig als Kaplan nach Batten und Seiferts. Sechs Jahre später nahm er den Auftrag an, an einem Gymnasium in Würzburg Religionsunterricht zu erteilen. Im Jahre 1882 wurde er Pfarrer in Ebern, wo er im Alter von erst 51 Jahren an einem schweren Nierenleiden starb.

Höhls Heimat war die Rhön. Am 12. November 1844 kam er in Obererthal bei Hammelburg als Sohn des dortigen Lehrers zur Welt. Sein Vater stammte aus dem heute abgesiedelten Werberg in der Dam-



Gezeichnet von Peter Skrodzki

mersfeldrhön.

In seinen Kaplansjahren im Ulstertal lernte die leutselige Frohnatur Leopold Höhl Land und Leute kennen. Mit Interesse verfolgte er auf seinen lan-

gen Wandertouren die Sitten und Gebräuche in der Bevölkerung. Im Jahre 1882 verarbeitete er seine Studien zum „Rhönspiegel“, einem Büchlein, das mit seinen kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Bildern aus der Rhön noch heute in Fachkreisen hohe Wertschätzung erfährt. Viele Gedichte und Trinklieder stehen von ihm im Gästebuch des Klosters Kreuzberg. Die schönsten davon und einige andere Gelegenheitsgedichte hat er in der Schrift „Der Rhöntroubadour“ der Öffentlichkeit übergeben. In seinem Gedicht „Der Rhönkaplan“ versucht er dem Leser ein Bild von sich zu vermitteln.

Auch an der alten Kirche von Seiferts auf dem Friedhof erinnert eine Gedenktafel an das segensreiche Wirken von Leopold Höhl in der Rhön.

Heribert Kramm

Der Rhönkaplan

Es war einmal ein Rhönkaplan zu Batten im Ulstergrunde.

Es kennt ihn dort jedermann fünf Meilen in der Runde.

Der hatte immer frohen Mut und – dass ich's nicht verhehle –

ein wenig Grütze unterm Hut und Lieder in der Kehle.

Zu Hause fand er wenig Ruh, bald kam's ihm in die Glieder:

Er zog umher und sang dazu viel Rhön- und Wanderlieder.

Sein Reiseziel er immer fand, bekannt mit allen Wegen,

den Knotenstock in seiner Hand, ging er durch Sturm und Regen.

In Seiferts, Brand und in Abtsrod' –

da gab es viel zu spaßen, am liebsten doch aß er sein Brot in Hilders und Kleinsassen.

Wo immer er erschien als Gast, da hub er an zu singen.

Wo eine Leier er erfasst, läßt er dazu sie klingen.

Er greift dann in die Saiten ein, die stumm und lautlos hingen:

Dir, Rhön, und all den Freunden mein soll Liedesgruß erklingen.

(Leopold Höhl über sich selbst)

Weihnachtsgeschehen vergangener Jahrzehnte

Erinnerungen – aufgezeichnet von Domkürster i. R. Josef Schrimp

Als Kinder standen wir freudigen Herzens vor der Domkrippe, die vor dem Sturmialtar aufgebaut war, der Stall aus Birkenstämmchen mit einem Strohdach, vor dem ein ziemlich flachgeschnittener Verkündigungengel mit nicht gerade freudigem Gesichtsausdruck hing. Im Stall die Hl. Familie mit Ochs und Esel, davor ein kniender und zwei stehende Hirten mit Schäfchen. Am Dreikönigstag traten Hirten und Schafe in den Hintergrund, und Hauptpersonen wurden die Hl. Drei Könige, denen ein von einem Mohr geführtes riesiges Kamel folgte. Ich ahnte damals noch nicht, daß ich ab 1939, mit Beginn des zweiten Weltkrieges, diese Krippe 15 Jahre hindurch aufbauen sollte. Dann erst hörte man, daß Dompfarrer Wilhelm Schüler diese Rhönkrippe bei Enders in Wüstensachsen schnitzen ließ und deshalb mit Recht von „seiner Krippe“ sprach. Ich hörte ihn noch in seiner oberhessischen Mundart sagen: „Das ist mein Kamel!“ Auf dieses Prachtexemplar war er sehr stolz. Gerne erzählte er den ulkigen Ausspruch einer der Söhne von Dommusikdirektor Fritz Krieger, der beim Anblick dieses riesenhaften Tieres ausgerufen haben soll: „Papa, Papa, das Kamel ist ja genauso groß wie du!“ Mein Töchterchen Ursula versäumte es nicht, auf dem Kamel zu reiten, wenn wir es auf einem gummibereiften Wagen zum Krippchen fuhren oder zurückholten. Auch andere Kinder, die dazukamen, hatten große Freude, wenn wir sie einmal aufsitzen ließen. Aus finanziellen Gründen waren die Könige später bestellt und viel größer geraten, wie man Königen ja zugestehen kann. Vor der Krippe war ein Altar, an dem die Priester gerne zelebrierten. Für das Dompersonal und deren Angehörige hielt Professor Dr. Georg-Otto Müller – auch ein begeisterter Krippenfreund – um Mitternacht bei noch geschlossenem Dom die Christmette in dunkler heiliger Nacht, im Gegensatz zu der damals noch um vier Uhr morgens offiziellen Christmette. Diese war selbstverständlich ein einzigartiges religiöses Erlebnis, im überfüllten Dom, mit herrlicher Orgelmusik, die von Haupt- und Chororgel sowie von dem Fernwerk aus der Bonifatiusgruft erklang. Zu meiner Zeit feierten der Dompfarrer und seine beiden Kapläne ein feierliches Leventenamt vor dem mit 60 rosa Begonien oder 200 Nelken geschmückten Silberaltar unter Teilnahme der Alumnen des Priesterseminars in Talar und weißem Rochett. Im Altarraum erstrahlten von vier mächtigen Tannen leuchtende Kerzen und große Silberkugeln, wie das auch heute noch ist. Farbdias

erinnern an ein von Putten getragenes Transparent zwischen den schwarzen Marmorsäulen des Hochaltars mit dem Lobspruch: „Gloria in excelsis Deo!“

Am Dreikönigstag erstrahlte dann statt dessen ein mannshoher Stern aus hunderten kleiner elektrischer Lämpchen. Dieser Stern mit mächtigem Schweif konnte nur noch einige Jahre der Kritik von Kunstverständigen standhalten; er verschwand wie der Gasstern, der zu unserer Kinderzeit noch in der dafür vorgesehenen Öffnung in dem Dreikönigsaltar flackerte. Auf älteren Fotos kann man noch die sternförmig installierten Gasröhrchen erkennen, aus denen zahlreiche blaurote Flämmchen im Luftzug dem Stern Leben gaben (siehe „Führer durch Fulda“ von Anton Schmitt, 1935). Der Drei-Königs-Altar steht als der wertvollste Altar des Domes nahe dem südlichen

Seiteneingang neben der Andreaskapelle. Er ist aus Alabaster, schwarzem und rötlichem Marmor. Das Wappen über dem herrlichen Dreikönigsgemälde des J. Albin ist das des Stifters des Fürstabtes Placidus von Droste, der zwar die Gelder für eine neue Kathedrale sammelte, den Neubau aber seinem Nachfolger, Fürstbischof Adalbert von Schleifras, überlassen mußte. Die Sternöffnung wird flankiert von zwei Engelkindern, neben denen zwei wertvolle Achtsäulchen das sogenannte Dach des Altares tragen mit einem Kreuz als Abschluß.

Neben dem Ölgemälde stehen als jugendliche Heilige Bonifatius und Sturmius vor zwei rötlichen Marmorsäulen. Als die Gasleitungen aus dem Dom genommen wurden, verlösch leider auch dieser Stern.

(Fortsetzung folgt)



Krippe: Universitätsplatz Fulda, Dezember 1975.

Bild: Michael Schramm



Krippe: W. Will, Fulda. Neapolitaner.

Foto: Michael Schramm

Weißblaue Vereine unter fuldischem Himmel

I) Der Eisstockschützenclub Fulda wurde vor 108 Jahren gegründet / Von Franz Friedl

Damals, als Bayerns Entwicklung vom Agrarland des 19. Jahrhunderts zum modernen leistungsstarken Industriestaat der Gegenwart noch in weiter Ferne lag, als Bayern ein Königreich war, in dem nach dem rätselhaften Tod von König Ludwig II. der leutselige Prinzregent Luitpold die Staatsgeschäfte führte, als die heute viel gerühmt „Liberalitas Bavariae“ sich anschickte, das Laufen zu lernen, etwa zu dieser Zeit lebten im 1866 preußisch gewordenen Fulda „g'standne Mannsbuilder“ (Männer) und „brave Weibaleit“ (Frauen) aus dem Bayernlande.

Männer und Frauen aus unserem südlichen Nachbarland waren es also, die sich jenseits der weißblauen Grenzpfähle, wohl aber noch im geografischen Dunstkreis derselben, in der hiesigen Region niedergelassen hatten, um hier im wirtschaftlich aufstrebenden Fulda des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu leben und zu arbeiten.

Von solchen „Übersiedlern“ und deren Bestreben, bayerisches Brauchtum mit in die neue Heimat zu nehmen und dort zu pflegen, wird im folgenden Aufsatz die Rede sein.

Vier weißblaue landmannschaftliche Vereinigungen gründeten sich in der Zeit von 1896 bis 1933/49 nach-

einander in Fulda. In allen Fällen hatten diese Assoziationen den Status des „eingetragenen Vereins“. Sie alle folgten demselben Ziel, ihren Mitgliedern in der Fremde ein Stück „boarische Hoamat“ zu ersetzen. So erschloss sich die Vereinsarbeit aller dieser Zusammenschlüsse übereinstimmend darin, heimatlichem Brauchtum fern von daheim eine Heimstatt zu geben und „bei allen großdeutschen Gedanken den alt angestammten Bayerngeist rege zu halten und zu nähren“⁽¹⁾. Die anberaumten monatlichen oder wöchentlichen Zusammenkünfte der Vereinsmitglieder wurden in diesen Kreisen als eine ebenso schöne wie willkommene Variante des heimatlichen „Hoagascht“⁽²⁾ betrachtet.

So war es bei den Eisstockschützen des „Eisstockschützenclubs Fulda“ (gegründet 1896), beim „Bayern-Verein ‚Bavaria‘ Fulda“ (gegründet 1907), bei der „Bayernvereinigung Fulda“ (gegründet 1911) und beim „Bayerischen Heimat- und Trachtenverein Fulda“ (gegründet 1933, Wiedergründung 1949).

Vereinsgründung

Es war ein munteres Grüppchen, jene 22 sich aus den

Reihen der zur damaligen Zeit in Fulda lebenden Bayern rekrutierenden Eisstockschützen, die sich in der „staden Zeit“⁽³⁾ des Jahres 1896, genau am zweiten Adventssonntag, trotz „Ungunst der Witterung“ auf der Fluss-Eisbahn im Fuldaer Rosenbad trafen und „es sich sehr angelegen sein ließen, das in ihrem Land so beliebte Eisstockschießen auf die Fulda zu verpflanzen“. Dies bemerkte am 10. Dezember 1896 das „Fuldaer Kreisblatt“ und ergänzte zum dargebotenen bayerischen Wintervergnügen, dass es sich dabei um ein „kurzweiliges, gesundes, Bewegung schaffendes, in der Winterszeit auszuführendes Spiel im Freien“ handeln würde.

Dem ersten öffentlichen aktiven Auftreten der Fuldaer Eisstockschützen ging am 6. Dezember 1896 der Gründungsakt ihres Vereins, des „Eisstockschützenclubs Fulda“, in der traditionsreichen „Germania“ (Ecke Karl-/Brauhausstraße) voraus.

Eine grobe Analyse zur Mitgliederstruktur des schon bald nach der Gründung auf eine Mannstärke von 42 Personen angewachsenen Vereins wagte Redakteur Philipp Olkers vom „Fuldaer Tageblatt“ als er feststellte: „Bei den Mitgliedern handelt es sich um gereifte, in ernster Arbeit

gestählte Männer, zum größten Theil selbständige Vorsteher gewerblicher und industrieller Unternehmungen.“

Vereinsleben

Vom Gründungstag (6. Dezember 1896) an bis zur Auflösung des Eisstockschützenclubs (15. Dezember 1907) stand diesem Verein der in den Protokollen immer wieder als „rührig, eifrig und opferfreudig“ gerühmte Werkmeister Hans Jäger⁽⁴⁾ als Erster Vorsitzender vor. Die übrigen Posten im Vorstand und in den Ausschüssen verteilten sich auf sieben bayerische Schultern und eine preußische. Fazit der Fuldaer Zeitung: „Der Eisstockschützenclub wird zum guten Theil von echten Repräsentanten des schönen Bayernlandes angeführt.“

Vereinslokale

Sogleich am Gründungstag fasste die sich konstituierende Versammlung einstimmig den Beschluss, zu ihrem Clublokal das traditions-trächtige „Gasthaus zur Germania“ der Familie Schwarz zu bestimmen. Eine Zeit lang blieb das am „Kayserkumpf“⁽⁵⁾ gelegene Etablis-



Gasthaus Hinterburg, Tagungsort für öffentliche Veranstaltungen des Vereins



Gasthaus Germania, Gründungslokal des Vereins.

Fotos: Stadtarchiv

ment alleinige Vereinsgaststätte. Als sich gegen Ende 1897 die Eisstocksützen dafür ausgesprochen hatten, regelmäßige Monatsversammlungen durchzuführen, wurden neben der Germania, die übrigens auch fernerhin die Nummer eins in der Gunst der Sützenmitglieder blieb, folgende Restaurants mit ins Vereinsgeschehen einbezogen: das Hermann Vogelsche Gasthaus am Buttermarkt, die Wirtschaft „Zur Hinterburg“ (damaliger Pächter Clubmitglied August Klesse)⁽⁶⁾, die „Bretterhalle“ (Pächter Landsmann Heermann, ab 1898 Heinrich Schneider), die Wirtschaft „Am Pröbel“ (Besitzer Heinrich Schleich), der „Adler“ (Zum Schwarzen Adler, Buttermarkt neben dem Nußbaumschen Haus?) und das Gasthaus „Zum Anker“, das 1905 vom Rotenburger Ferdinand Schmidt übernommen wurde.

An geeigneten Wasserflächen, auf denen bei entsprechenden Temperaturen wettkampftaugliche Eisplätze entstehen konnten, gab es im Fuldaer Stadtgebiet keine Not. Wohl aber an solchen, auf denen der Eissützenclub Fulda seine Spiele ungestört durchführen konnte.

Während der ersten Eissaison 1896/97 begnügten sich die Eissützen mit der Fluss-Eisbahn im Rosenbad. Dieses Areal mussten sich die Stockschieber allerdings mit den sich dort tummelnden Schlittschuh laufenden Bürgern teilen. Das Absperren eines ausreichend großen Spielfeldes zu Gunsten der Sützen erwies sich meist als äußerst problematisch.

Fortsetzung folgt

I. Anmerkungen:

1. vgl. Statuten des „Bayernverein ‚Bavaria‘ Fulda“ v. 1907
2. südd.: gegenseitiges Besuchen, vergleichbar mit Spinnstube und Ähnliches.
3. südd.: stille Zeit, hier: Advent
4. Es bleibt zu klären, ob es sich bei dem Gründer des Eisstocksützenclubs, dem Werkmeister Johann Jäger um jenen Werkmeister Johann Jäger handelt, der 1906 an der oberen Petersberger Straße das Gasthaus „Jägerheim“ erbaute.
5. Zwischen der „Germania“ und dem Gasthaus „Windmühle“ befand sich vor 1860 eine Brunnenanlage, benannt nach dem Erbauer der Windmühle namens Kayserkumpf. Der Brunnen diente als Pferdewaschung.
6. An der Stelle des heutigen Dompfarrzentrums stand bis zur Zerstörung durch Fliegerbomben am 11. September 1944 das Gasthaus „Zur Hinterburg“ am Stephanstor.

Weißblaue Vereine unter fuldischem Himmel

II)

Der Eisstockschützenclub Fulda wurde vor 108 Jahren gegründet / Von Franz Friedl

Gerade Jugendliche kümmerten sich nur bedingt um die gespannten Sperrseile.

Dazu kam, dies beklagten die Mitglieder besonders, dass *„ruchlose Hände nicht nur Steine auf die Wettkampfbahn werfen.“* Die gegebenen Situationen führten immer wieder zu ernstesten Gesprächen mit der Stadtverwaltung. Alles in allem: Für die Eisstock schiebenden Wintersportler keine guten Start-Voraussetzungen. Eine Besserung der ungünstigen Lage deutete sich an, als Verhandlungen mit dem Besitzer der Wirtschaft „Am Pröbel“ aufgenommen wurden mit dem Ziel, dort am Pröbel zwei *„Privat-Eisbahnen“* (Original-Ton Protokoll) anzulegen. Die dazu benötigte Grundstücksfläche sollte, so die Vorstellung der Vereins-Verantwortlichen, der Pröbel-Wirt pachtweise dem Eisstockschützenclub überlassen. So kam es schließlich auch.

Der Besitzer Heinrich Scheich ließ den in dessen Eigentum befindlichen *„Tümpel nächst dem Wirtschaftshaus“* durch Nivellierungsarbeiten für die Zwecke der bayerischen Eisstockler herrichten.

Am 4. Januar 1898 konnte dann, einer Beschreibung des „Fuldaer Kreisblattes“ nach, die *„... absolut sichere, 60 Meter lange, 15 Meter breite Eisbahn am Pröbel...“* in Betrieb genommen werden. Der Pächter, also der Eisstockschützenclub tat, um die Belastung durch Pachtgelder und andere Kosten erträglicher zu gestalten, ein Übriges und gab an spielfreien Werktagen tagsüber die Anlage gegen Zahlung einer Eintrittsgebühr an vereinsfremde Schlittschuhläufer frei. An Sonn- und Feiertagen sowie an einigen Abenden während der Woche war das Betreten der Eisbahn für alle

Nichtmitglieder *„strengstens untersagt“*. Ein erster Höhepunkt stand an, als am 18. Januar 1898 der Eisstockschützenclub *„auf seiner Privateisbahn“* zu nächtlicher Stunde die Spieldurchgänge im Schein von 12 riesigen Petroleumfackeln durchführte. Das Kreisblatt beschrieb das *„pompöse nächtliche Eis-Fest“* so: *„Der mächtige, weithin sichtbare (...) Schein der Pechfackeln erwies sich als geeignet, die glitzernde spiegelglatte Fläche ihrem Zwecke dienstbar zu machen. (...) Dampf dröhnend tanzten die Stöcke, von wuchtigen Armen geschleudert durch die (...) Bahn und wie gespenstige Gestalten markierten die Schützen das Ziel und den Stand, umgeben von düsteren Schatten und dem Qualm der knisternden Pechschalen (...). Ein heimatischer Brauch, dargeboten in neuer Umgebung, in einer neuen Heimat. Ein vertrautes Erleben schuf heimatische Nähe. An*

diesem Abend verband sich Natur, Brauchtum und die unverwechselbare Lebensart bayerischer Menschen zu einer gelungenen Symbiose.“

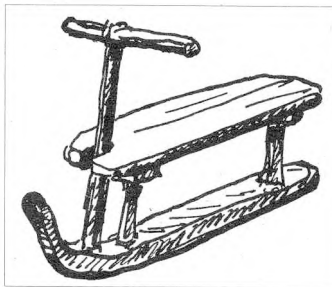
Und weil es für alle Teilnehmer so schön war, weil es so heimatisch zuging, wurde das nämliche Spektakel tags darauf prompt noch einmal wiederholt. Noch bevor der Eisstockschützenclub, der übrigens ab Januar 1898 verkürzt als *„Eisstockschützenclub“* firmierte, die „Pröbel“-Eisbahn in Pacht übernahm, hatte der Clubvorstand befristet ein Stück Flusslauf auf der „Alten Fulda“ als Spielfläche angemietet. Verpächterin war die Stadt Fulda, die mit der Überlassung des Geländes dafür sorgte, dass die Schützen im Vergleich zu den Verhältnissen im Rosenbad bessere Bedingungen vorfinden konnten. Nach 1900 zogen die „Schovler“ mit 35 Stöcken abermals um

Wer kennt noch die Schneegeiß?

Kinder lieben den Schnee, mehr das Spiel mit und in ihm. Auch als die Rhön noch abseits der großen Straßen lag, wussten die in der Holzverarbeitung versierten Väter, für ihre Zöglinge Fahrzeuge zu bauen, um damit über die Hänge und durch die abschüssigen Gassen zu fahren. Neben dem hölzernen Schlitten, der vor den Davos-Modellen längst in der Rhön in Heimproduktion Einzug gehalten hatte, gab es die Schneegeiß oder die „Libbesgeiß“, im Fuldischen Eisgeiß (= Eisgeiß) genannt. Die Schneegeiß war ein einkufiges Fahrzeug mit starrem, hörnerförmigem Lenker und knapper Sitzbank. Die Kufe war gelegentlich, aber nicht immer, mit Eisen beschlagen. Unabhängig davon erreichten Mädchen und Jungen, wenn sie über abschüssige Wege in die Dörfer auf festgefahrener oder vereister Schneedecke gleiteten, große Geschwindigkeiten, die zu Wett-

fahrten anregten. Dabei waren an den Füßen hölzerne Schuhe notwendig, die als Stütze und zur Lenkung dienten.

Wer heute in der winterlichen Rhön nach Schneegeiß Ausschau hält, sucht vergeblich nach ihr. Sie ist längst aus dem Gebrauch gekommen und, stände sie in einigen Heimatmuseen nicht zur Schau, schon lange vergessen.



Die Schneegeiß aus der fuldischen Rhön.

Zeichnung von Peter Skrodzki

Winterurlauber begegnen heute im Alpenraum einem eleganten Sportgerät moderner Prägung, das die Rhöner Schneegeiß zum Vorbild haben könnte: Gemeint ist der Skibob. Chromglänzend oder farbig aufgemacht, zieht das einkufige Wintersportgerät die Blicke weit gereister Besucher auf sich, und niemand weiß recht, wer es erfunden hat, etwa der Schweizer Schreiner Christian Bühlmann aus Schwendli, der es Schneevelo nannte und schon eine lenkbare Kufe besaß, oder der Amerikaner Stevens Hartford, der mit amerikanischem Geschäftssinn es in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts unter die Leute brachte. Fest steht, dass die Schneegeiß in der fuldischen Rhön und darüber hinaus schon vor zwei Jahrhunderten den Kindern und Jugendlichen nicht fehlen durfte, um echte Winterfreuden zu erleben.

-bert

Wie bescheiden man früher lebte

Von Hermann W e h n e r

Um die Jahrhundertwende bestand die Bevölkerung in den Dörfern der Rhön, abgesehen von bestimmten Einzelpersonen, wie Pfarrer, Lehrer usw., aus drei Gruppen, und zwar aus den Bauern, Hüttnern (Kleinbauern) und den Arbeitern bzw. Handwerkern. Diese Bevölkerungsstruktur hat sich noch bis weit in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts erhalten. Dann begann eine Umschichtung in den einzelnen Berufsgruppen, die sich bis in die heutige Zeit erstreckt.

Die Arbeit in der Landwirtschaft, die in früheren Jahren, als es noch kaum landwirtschaftliche Maschinen gab, fast durchweg mit der eigenen Körperkraft erledigt werden mußte, war anstrengend und brachte kaum einen nennenswerten Gewinn. Außerdem mußte vom zeitigen Frühjahr bis in den Spätherbst hinein von früh bis spät in die Nacht auf Feld und Flur und auf dem Hofe gearbeitet werden. Diese langen Arbeitszeiten waren bei der heranwachsenden Jugend wenig beliebt. Die männlichen und auch die weiblichen jungen Familienmitglieder aus den Bauernhöfen strebten in die Stadt, wo man ihnen eine genau geregelte und nach Stunden festgesetzte Arbeitszeit und einen von Witterung und sonstigen Unbilden unabhängigen Lohn bot. Diese Landflucht hat es heute in Einzelfällen soweit gebracht, daß der alte Bauer, der seinen Hof abgeben will, unter seinen Nachkommen kaum jemanden findet, der zur Übernahme des Hofes bereit ist.

In früheren Jahren, als es noch keine Zugmaschinen gab, hatten die größeren Bauern 2 bis 3 Pferde und als Arbeitskräfte neben den etwa vorhandenen Familienangehörigen Knechte und Mägde bzw. in der Erntezeit auch noch vorübergehend einige Tagelöhner. Diese Hilfskräfte stammten ausschließlich aus den kinderreichen Familien der Kleinbauern und den kleinen Handwerksbetrieben. Die Knechte und Mägde vdingten sich jeweils auf ein Jahr. Das Dienstverhältnis konnte, wenn beide Seiten mit dem bestehenden Arbeitsverhältnis zufrieden waren, oft auch viele Jahre, in Einzelfällen ein ganzes Leben ausgedehnt werden. Einstellungstag und „Scherztag“ war der 2. Februar (Maria Lichtmeß). Der Jahreslohn betrug etwa 120 Mark für einen Kleinknecht und bis 300 Mark für einen Großknecht. Für Mägde war der Verdienst entsprechend geringer. Dazu kamen noch die ausbedungenen Sachleistungen (Kleider, Schuhe usw.)

Die Hüttner besaßen früher etwa 5 bis 10 ha Land

und einige Stück Vieh, dazu evtl. mehrere Schafe. Da sie noch keinerlei landwirtschaftliche Maschinen hatten, mußten alle anfallenden Arbeiten auf dem Hofe von den Familienmitgliedern in harter, körperlicher Arbeit erledigt werden. Zusätzliche Dienstkräfte konnten kaum gehalten werden, da das Einkommen zu gering war, um einen Lohn bezahlen zu können. Im Winter führten die Kleinbauern noch zur Verbesserung ihres schmalen Einkommens erreichbare Nebenarbeiten aus, sie gingen als Holzfäller in den Wald oder fertigten zu Hause Holzschuhe, Körbe usw.

Die Handwerker und Arbeiter hatten nur etwa einen oder zwei Äcker bzw. Wiesen und oft auch nur Ziegen. Die Arbeiter aus meinem Heimatdorf, soweit sie nicht als Maurer oder Hilfskräfte in Westfalen ihr Geld verdienten, arbeiteten in den Städten ihres Heimatlandes. Sie mußten im Sommer jeden Werktag ihren Arbeitsweg (rund 10 km einfache Strecke) mit dem Fahrrad zurücklegen und im Winter den Rhönzug benutzen. Da der Zug an der nächstgelegenen, für uns zuständigen Bahnstation jeden Morgen bereits um sechs Uhr abfuhr und der Fußmarsch bis zum Bahnhof rund eine Stunde in Anspruch nahm, mußten die Arbeiter jeden Morgen zwischen vier und fünf Uhr aufstehen. Bei der oft herrschenden Dunkelheit mußten sie, um auf den glatten Feldwegen nicht zu stürzen, zeitweilig brennende Stallaternen mitnehmen, um rechtzeitig am Bahnhof anzukommen. Abends kamen die Arbeiter erst wieder bei Dunkelheit in ihrem Heimatdorf an. Die Beförderungsart änderte sich erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Zuerst fuhr man von diesem Zeitpunkt an auf einem Lastwagen und saß auf wackeligen Holzbänken. Als der Fuhrunternehmer später den ersten Omnibus anschaffte, besetzte sich die Transportart, sehr zur Freude der Mitfahrenden.

Wie der Auswanderer Valentin Schütz Amerika erlebte

Ein Brief aus der Gründerzeit von Fulda/Ohio / Von Willi Schütz

Der Urgroßonkel des Verfassers verließ als 20-Jähriger um 1841/42 sein Heimatdorf Harmerz mit dem Ziel, sein Glück und seine Zukunft in den Vereinigten Staaten von Amerika zu suchen. Valentin Schütz war als zweitjüngstes Kind des Bauern Johannes Schütz und dessen Ehefrau Barbara geborene Müller aufgewachsen. Unter 14 Geschwistern hatte er auf dem elterlichen Bauernhof keine Aussicht auf eine eigene Familiengründung, nachdem sein ältester Bruder Hoferbe geworden war. Sein Vater hatte ihn einen handwerklichen Beruf erlernen lassen, ähnlich wie seine beiden anderen Brüder, die als Wagner beziehungsweise als Glaser sich in Harmerz etablierten. So brachte er als einziges Kapital seine Fähigkeiten im Schreinerberuf mit in die fremde Welt. Valentin Schütz landete schließlich in einer Gegend, in der schon einige Jahre zuvor deutsche Siedler heimisch geworden waren. Diese stammten überwiegend aus dem Fuldaer Land, unter anderem aus der Kalbacher Gegend, aus dem Neuhoß-Fliedener Raum, den Dörfern Giesel, Istergiesel, den Rode-Gemeinden und einige aus dem Vogelsberg. Sie schufen sich einen kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt, dem sie den Namen Fulda/Ohio gaben. Damit wollten sie ihre Herkunft dokumentieren und die Erinnerung an ihre Stammheimat in Deutschland bewahrt wissen. Außerdem stand ihnen ein Seelsorger in der Person des katholischen Pfarrers Damian Josef Klüber zur Seite, der in der Heimatstadt Fulda geboren war. Nach der Gründung einer Pfarrei und Notkirchenbau übernahm er 1860 die Betreuung der Siedler unter schwierigsten Verhältnissen. Bereits acht Jahre vor ihm war sein Bruder Eduard Klüber in

Fulda/Ohio eingetroffen, um als Schullehrer die Kinder in der Pfarrei zu unterrichten. Ab 1861 kam sogar noch ein drittes Mitglied der Familie Klüber na-

mens Katharina Theresia dazu. Sie diente ihrem Bruder als Pfarrhaußhalterin.

Lassen wir nun Valentin Schütz aus seinem Brief berich-

ten, was er erlebte und wie es ihm erging. Adressiert war die Nachricht an seinen Bruder, den Glasermeister Sebastian Schütz in Harmerz.



Pfarrkirche St. Marie in Fulda/Ohio.

Fotos (2): Elmar Ebert



Der Friedhof in Fulda/Ohio mit vielen deutschen Namen: Miller (Müller), Hill (Heil), Krass (Kress), Gharst (Gerst), Snider (Schneider), Shoepler (Schöppner), Estadt (Jestädt), Sheets (Schütz), Crock (Krack), Now (Nau), Blake (Block), Hupp (Happ), Rupple (Ruppel), Smith (Schmitt), Shafer (Schäfer), Lori (Lorei), Hilfenbin (Helfenbein), Hohman (Hohmann), Dimmerling, Hartman, Klüber.

Ein bemerkenswerter Brief

„Dokkrük, den 8. September 1857

Vielgeliebter Bruder, wenn Euch mein Schreiben noch bei Leben und guter Gesundheit antrifft, so soll es mich herzlich freuen. Was mich anbelangt, so bin ich jetzt viel gesünder, als ich es früher war. Dafür sage ich dem lieben Gott tausendmal Dank.

Lieber Bruder, ich habe erst vor ein paar Tagen gehört, daß Du gar nicht weißt, was Du denken sollst, warum Du keinen Brief mehr von mir bekommst. Es ist nämlich einer von Kohlhaus hier angekommen, der hat es zu einem meiner Bekannten gesagt, und dieser hat es zu mir gesagt. Die Ursache, warum ich Dir so lange nicht geschrieben habe, ist mehr Lauheit als sonst etwas und doch auch, weil das Geld so rar ist in Deutschland, daß sich die Leute beschwerten, wenn sie so viele Briefe von Amerika bekämen (wegen Zahlung der Zustellgebühr). Und deshalb habe ich gedacht, ich wollte Dir nicht mehr schreiben als es sein müßte. Aber ich glaube doch, daß Dich Dein Bruderherz nicht ruhen läßt für mich, welches mich herzlich freut, weil Du nun gerne wissen willst, wo ich bin und wie es mir geht. So will ich es Dir schreiben. Ich wohne jetzt in einer deutschen Gemeinde, die Dokkrük (Duck Creek = Entenbach) genannt. Auch bin ich verheiratet seit dem 18. August 1856 mit einem Mädchen namens Mathilde

Gerst. Ihr Vater heißt Johannes Gerst von Mittelkalbach und ihre Mutter ist eine geborene Katharina Heil, gebürtig aus der Hummelmühle. Sie sind aber schon über 22 Jahre in Amerika. Auch mir geht es jetzt recht gut, ich könnte es mir nicht besser wünschen. Denn erstens haben wir einen sehr guten Ehestand. Wir leben treu und zufrieden miteinander. Ich habe zwar noch kein Eigentum, aber ich habe mir doch schon ein schönes Stück Geld verdient und verdiene es jeden Tag, denn ich arbeite an meiner Profession (Beruf) und habe manchmal mehr Arbeit, als ich tun kann.

Arbeit als Bauschreiner

Meine Hauptarbeit ist Häuser zu bauen und zu reparieren. Auch mache ich manchmal Möbeldarbeit, aber mehrteils im Winter. Auch auf dem Lande kann ein Bauschreiner mehr verdienen als ein Möbelschreiner. Doch es ist schön, wenn man beides kann. Wie ich also vom Süden Amerikas kam, war ich sehr kränklich, denn ich konnte das Klima nicht vertragen, weil es dort sehr heiß ist. Dann hab ich wieder ein wenig in der Stadt Wheeling gearbeitet. Den nächsten Frühjahr im Jahr 1844 zog der Johannes Bosold (stammte aus Zirkenbach) auf das Land, und da bin ich mitgemacht. Das waren 25 englische Meilen von der Stadt Wheeling, und drei Meilen ist eine Stunde. Da bin ich zwei Jahr gewesen. Der Johannes hatte Freunde auf dem Orte, wo ich jetzt bin. Er hatte sie besucht. Da hatte er gehört, daß viel Arbeit zu machen ward. Da bin ich dann im März 1846 hier an die Dokkrük gekommen, wo über 90 deutsche Bauern wohnen. Auch ist es sehr schön hier eingerichtet mit der Kirche und Schule. Sie haben eine neue Kirche gebaut, und jeden zweiten Sonntag ist Pfarrgottesdienst. Auch haben sie einen deutschen Schullehrer, gebürtig aus der Stadt Fulda. Denn in Amerika kann man geschwind seinen Glauben verlieren, wenn man nicht standhaft ist. Es gibt sehr viele Gegenden, wo keine katholische Kirche ist, und es gibt sehr vielerlei Glauben. Deshalb nehmen die meisten Menschen denjenigen Glauben, der am leichtesten zu halten ist. Amerika ist ein freies Land, es darf ein jeder tun, was er will. Auch der Johannes Bosold mit seiner Familie ist hierher gezogen. Der

Johannes hat sich hundert Acker Land gekauft. Es geht ihm auch gut, und die Berta (geborene Helfenbein) hat den Valentin Vogel (in Harmerz geboren) geheiratet. Diese wohnen aber noch, wo wir früher waren. Da haben sie sich ein Stück Land gepachtet. Ich glaube aber, daß sie auch nach hierher ziehen werden.

Lieber Bruder, Du hast vielleicht schon etliche mal an mich geschrieben, und ich habe die Briefe nicht erhalten. Ich will Dir deshalb die Adresse aufschreiben lassen, denn ich wohne jetzt 62 Meilen von der Stadt Wheeling. Auch der Schullehrer (Schwager namens Helfenbein) in Büchenberg wird baldigst einen Brief bekommen. Jetzt will ich mein Schreiben schließen. Ich und meine Frau grüßen Dich, lieber Bruder, und Deine Frau und den Schwiegervater und all Deine Kinder sehr vielmal. Grüße uns auch alle meine



Grabstein des Valentin Sheets.

Geschwister, keines ausgenommen. Besonders schreibe mir, wie es mit dem Peter Joseph (taubstumm) steht. Ich denke doch gar zu oft an ihn. Wenn er doch hier wäre, da könnte er

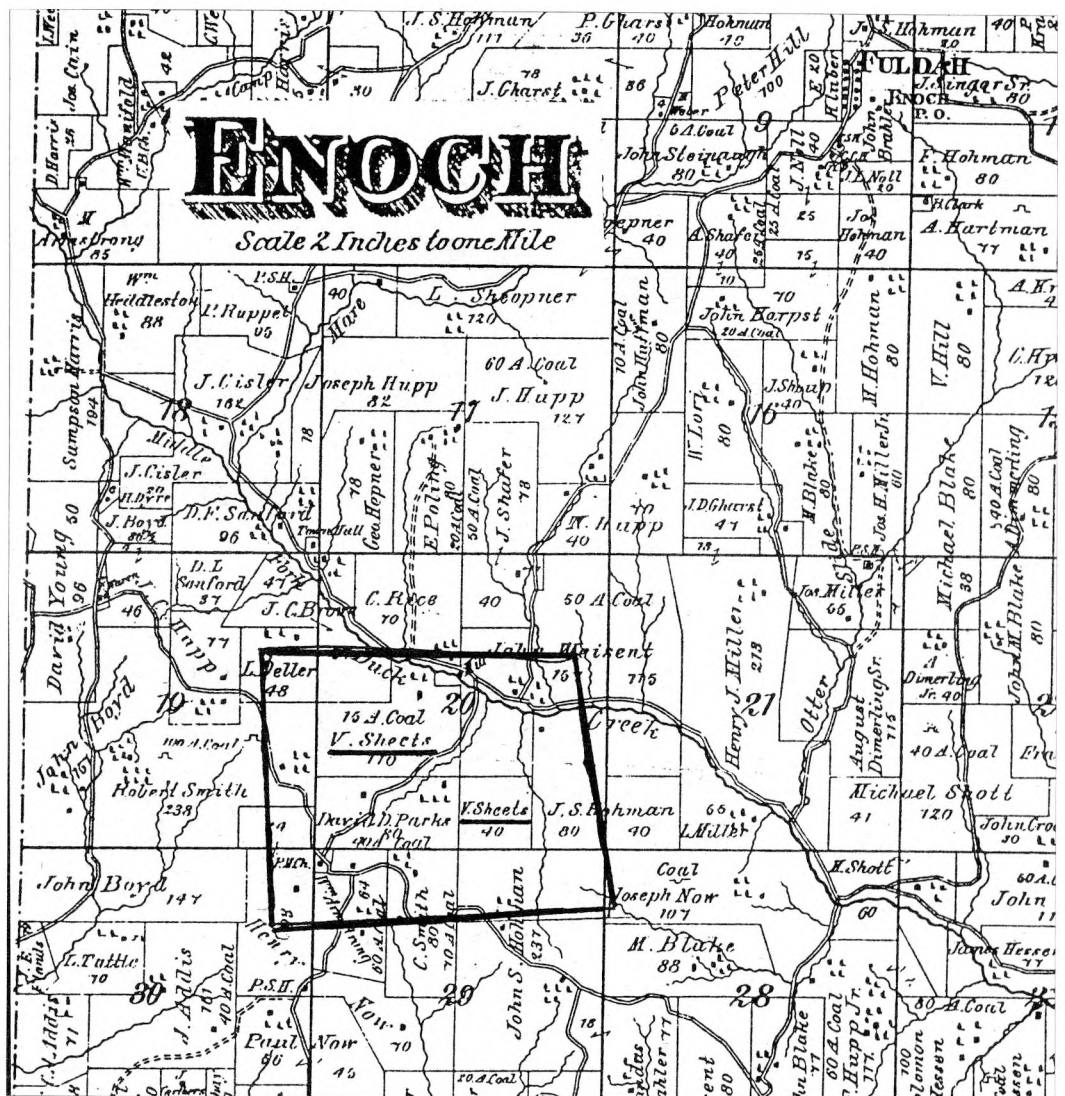
doch viel besser leben. Überhaupt schreibe mir, wie es mit allen meinen Geschwistern und ihren Familien steht und wie es ihnen geht. Auch die Elisabeth (geborene Helfenbein) und ihr Mann lassen Euch alle sehr vielmal grüßen.

Auch habe ich etwas vergessen, Du wolltest doch auch gerne wissen, was ich jeden Tag verdiene. Wenn ich als Bauschreiner an den Häusern arbeite, verdiene ich jeden Tag einen Taler und die Kost, wenn ich aber zu Hause arbeite, so verdiene ich mehr. Ein Taler ist an deutschem Gelde zwei Gulden und 40 Kreuzer.

Ich verbleibe Dein getreuester Bruder Valentin Schütz.

Wenn ihr mir schreibt, so adressiert den Brief an Valentin Schütz, Berne R. D. Noble Ca. Ohio, North America.

Ihr lasset besser die Adresse von einem Mann schreiben, der die Adresse versteht.*“



Ausschnitt aus der Besitzstandkarte des Amtsbezirktes Enoch mit dem Siedlungszentrum Fulda/Ohio im Kreis Noble. Die Karte aus dem Jahre 1876 zeigt den Besitz des Valentin Sheets und vieler deutschstämmiger Siedler. Die Vermessung erfolgte nach dem Kartennetz in so genannten Townships. Die nächst größere Stadt – Wheeling im Staat West-Virginia – ist etwa 100 Kilometer entfernt.

Karte: Archiv Willi Schütz

Freunde aus der Heimat

Valentin Schütz war in der Fremde nicht ohne Kontakte mit Bekannten aus seiner Heimat geblieben. Zunächst versuchte er mit seinem Freund Johannes Bosold eine Basis zu finden, die ihnen Arbeit und Brot gab. Johannes Bosold stammte aus dem Nachbardorf Zirkenbach. Mit ihm hatte er schon in jungen Jahren gemeinsam in Johannesberg die Schulbank gedrückt. Der Weg führte die beiden zu den Erstsiedlern aus dem Fuldaer Land. Dort traf Valentin einen weiteren Bekannten aus seinem Heimatdorf Harmerz namens Valentin Vogel.

Infolge Heirat mit zwei Schwestern Helfenbein, die Jahre später als Einwanderer in Fulda/Ohio eintrafen, wurden Johannes Bosold und Valentin Vogel sogar verwandtschaftlich mit Valentin Schütz verbunden, da Valentins Schwester mit dem Schullehrer Helfenbein vermählt war. Diese Beziehung zwischen den drei Freunden gab ihnen auch stärkeren Rückhalt beim täglichen Lebenskampf in der neuen Heimat. Valentin Schütz dürfte, bedingt durch seinen Beruf, in den Anfangsjahren mehrmals seinen Aufenthaltsort gewechselt haben, bis er endgültig nach Gründung einer Familie im Pfarrbezirk Fulda/Ohio ansässig wurde. 1858 besaß er, wie der Lageplan des Bezirks um Fulda/Ohio ausweist, am erwähnten Bach Duck Creek bereits zwei Grundstücksparzellen von zusammen 150 acres Land. Valentin erscheint 1875 als bedeutender Spender mit 205 Dollar auf der Liste der den Kirchenbau von St. Mary unterstützenden Personen. Weitere Beiträge von ihm sind im Pfarrbuch vermerkt, unter anderem 25 Dollar für das Pfarrhaus sowie 50 Dollar für die Glocke. Seine letzte Ruhe fand er 1888 auf dem Pfarrfriedhof von Fulda/Ohio. Die Grabstätte des Valentin ist noch vorhanden. Wie die Abbildung zeigt, ist der Grabstein selbst in erstaunlich gutem Zustand und die Schrift noch gut lesbar. Von den elf Kindern aus seiner Ehe mit Mathilde Ottilia Gerst erscheint nur der zweitälteste Sohn Wilhelm (William) im Pfarrregister mit seiner großen Familie. Wilhelm übte aller Wahrscheinlichkeit nach den gleichen Beruf wie sein Vater aus, da er am Ort sesshaft war. Seine Frau Barbara geborene Nau entstammte ebenfalls einer Auswandererfamilie aus Fulda/Ohio.

Von den dreizehn Kindern dieses Ehepaares verstarben vier im Kindesalter, wobei die Eltern den Verlust ihrer Kinder innerhalb von zwei Jahren zu beklagen hatten. Im Pfarrbuch ist vermerkt, dass danach – etwa um 1910 – William mit dem Rest der Familie Fulda/Ohio mit unbekanntem Ziel verließ. Somit ist auch der Name Schütz in Fulda/Ohio erloschen. Wie die meisten Deutschamerikaner hatte auch William seinen Nachnamen der englischen Lautform angepasst. Aus Schütz wurde Schetz beziehungsweise Sheets, genauso wie der Name im heimatischen Dialekt ausgesprochen wurde.

Es ist anzunehmen, dass noch Nachkommen des Valentin Schütz in der dortigen Gegend anzutreffen sind, sei es, dass sie infolge Heirat unter anderem Namen erscheinen oder in städ-

tische Orte des Umlandes abgewandert sind.

Wertvolle Hilfe bei weiteren Nachforschungen über den Lebensweg des Valentin Schütz und seiner Familie erhielten wir von Frau Dolores Snider (Schneider) aus dem Kreisstädtchen Caldwell. Deren Vorfahren

sie maßgeblich auch von Frau Elisabeth Ginsberg geborene Heil. Letztere stammt aus Fliesen, ist mit einem US-Bürger in Columbia verheiratet und hat die Wege der deutschen Einwanderer aus dem Fuldaer Raum aufgespürt und veröffentlicht.

Zu erwähnen wäre noch Herr Elmar Ebert aus Petersberg. Dieser besuchte im Sommer 2000 mit seinem Bruder Fulda/Ohio, um an Ort und Stelle die verzweigten Wege der Angehörigen seines Familienstammes Ebert zu erforschen. Seine dort erhaltenen schriftlichen Dokumente und Fotoaufnahmen führten auch zu weiteren interessanten Erkenntnissen über das Schicksal des Valentin Schütz. ○

Quellennachweis

waren ebenfalls aus dem Fuldaer Land eingewandert. Sie hatte sich anlässlich der 150-Jahrfeier der Gründung der Pfarrei Fulda/Ohio (1847–1997) die Mühe gemacht, ein umfangreiches Pfarrregister mit allen erfassbaren Personendaten von Beginn an aufzustellen und die Geschichte der Pfarrei St. Mary (Kirche der unbefleckten Empfängnis) in Fulda/Ohio aufzuschreiben. Unterstützt wurde

Anmerkungen

* Der Brief wurde in einer abgelegten Akte in Fulda entdeckt.
(...) Ergänzung des Verfassers.

Wie die Menschen früher lebten

Erinnerungen an die Jugendzeit in der Rhön / Von ...

Die Lebensverhältnisse in den Rhöndörfern waren in früheren Jahren sehr einfach, ja sogar ärmlich. Die zur Ernährung nötigen Nahrungsmittel wurden, soweit es irgendwie möglich war, auf dem eigenen Hof erzeugt. Hinzugekauft wurden nur die Dinge, die im eigenen Betrieb nicht gewonnen werden konnten, jedoch zum Leben unbedingt benötigt wurden. So wurden auf dem Lebensmittelsektor vom Dorfkrämer vor allem Zucker und Salz, und zwar jeweils in einer größeren Menge bezogen. So standen wegen der notwendigen trockenen Aufbewahrung in der Nähe des Zimmerofens stets ein Sack Salz und ein runder Zuckerhut, von dem die erforderlichen Stücke abgeschlagen wurden. Manchmal stand auch im Keller ein Sardinenfäßchen, aus dem zeitweise das Abendbrot der Familie etwas schmackhafter gemacht wurde.

Alles andere für die Ernährung Notwendige wurde in eigener Regie hergestellt. Fleisch und Wurst kamen selten auf den Tisch, meistens nur an Sonntagen. Werktags gab es oft nur schnellzubereitete Kartoffel- und sonstige Suppen, da die noch nebenher im landwirtschaftlichen Betrieb tätige Hausfrau keine Zeit hatte, eine größere Mahlzeit herzustellen.

An den gewöhnlichen Sonntagen des Jahres gab es in der Rhön das „Leibgericht der Landschaft“, nämlich Sauerkraut, Erbsenbrei und Rauchfleisch. Dieses Gericht hatte den Vorteil, daß es allein ohne Aufsicht kochte und so der Hausfrau die Möglichkeit bot, die damals noch übliche einzige Sonntagsmesse in der Dorfkirche zu besuchen. Das Rauchfleisch mußte allerdings mit spitzen Fingern angefaßt werden, da für

eine Familie von 6 Köpfen ein Schwein von etwa zweieinhalb Zentnern im Jahr ausreichen mußte.

An höheren Festtagen wurde der Speisezettel durch ein geschlachtetes Huhn oder einen Stallhasen bereichert. Die gutschmeckende Fleischwurst und der Rhöner Schinken wurden zurückgehalten und erst auf den Tisch gebracht, wenn Onkel und Tanten und sonstige Anverwandte zu Besuch kamen oder die Paten an Weihnachten und Ostern den Kindern der Familie den „Bündel“ brachten.

Nur zu Hochzeiten, Erstkommunionfeiern oder sonstigen Familienfesten wurden für den Mittagstisch noch einige Pfund Rindfleisch dazugekauft. Gemüse wuchs im eigenen Garten oder auf dem Feld, Kartoffeln, die den Hauptbestandteil der Nahrung ausmachten und damals noch billig waren, erntete man auf dem eigenen Acker in ausreichender Menge. Beliebt war auch der Spinat, der aus den auf den Wiesen wachsenden Kräutern, wie junge Brennessel, Löwe zahn, Luche (Entenknöterich) usw. gekocht wurde.

Als Nachtisch gab es Obst, das in dem zum Hof gehörenden Grasgarten in reichlichem Maße wuchs. Wir Kinder freuten uns auch, wenn eine Tante, die auf der Hochrhön wohnte, uns besuchte und Preiselbeeren, die nur dort oben wuchsen, mitbrachte. Wenn diese auch etwas herb schmeckten, so boten sie doch wegen ihrer „Fremdheit“ eine angenehme Abwechslung.

Um die Jahrhundertwende waren den meisten Rhönbewohnern gewisse Nahrungsmittel, die heute allgemein bekannt sind und besonders den Kindern gut schmecken, vollständig unbekannt. So gab es damals

noch keine Torten, keine süßen Puddings und kein Speiseeis. Unbekannt waren auch in meiner frühen Jugend Schokolade, Apfelsinen und sonstige Südfrüchte.

Das Abendessen war in den früheren Jahren sehr einfach. Kartoffeln, die reichlich auf dem Hof anfielen, bildeten den Grundbestandteil. Als Zugabe wurden abwechselnd Dickmilch, süße Milch, zwei Heringe (für die ganze Familie) oder einfach Salz gereicht. Manchmal wurden die gekochten Kartoffeln auch in Scheiben geschnitten und auf dem eisernen Herd gebraten. Auf dem gleichen Herd gebratene Äpfel schmeckten uns Kindern auch vorzüglich.

Die etwas wertvolleren Nahrungsmittel, wie Butter, Eier usw., wurden nicht im Haushalt verbraucht. Die Hausfrau brachte diese „kostbaren“ Dinge in einer „Kötze“ in die Stadt auf den Wochenmarkt, um ihre schmale Kasse etwas aufzufüllen. Dafür gab es in der Familie zum Hausgebrauch zum Brot das unbeliebte Zwetschgenmus und den selbstbereiteten Handkäse, der, in runde Scheiben geformt, auf der „Deise“, einem Holzgestell, das an der Decke über dem Zimмерofen angebracht war, getrocknet wurde.

Zu manchen Arbeiten wurden auch wir Kinder, sehr zu unserem Leidwesen, herangezogen. So war es für uns eine sehr unangenehme und äußerst langweilige Arbeit, bei der Zubereitung der Butter stundenlang den im Faß mit einem runden Brettchen versehenen Stab dauernd in dem Butterfaß auf und ab zu bewegen. Manchmal war es direkt nerventötend, bis sich endlich im Rahm die ersten Butterflocken zeigten. Beliebter – wenn man überhaupt dabei von Liebe sprechen kann – war das „Erbsenlesen“. Erbsen wurden reichlich für Erbsensuppe und insbesondere für den sonntäglichen Erbsenbrei benötigt. Daher wurde jedes Jahr ein Acker mit Erbsen bestellt. Um nicht jede Erbse beim Lesen in die Hand nehmen zu müssen, um sie auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen, hatten wir ein besonderes Ausleseverfahren erfunden. Ein Tisch wurde auf einer Seite hochgestellt, und auf dieser hochgestellten Seite wurden die Erbsen in kleineren Mengen aufgeschüttet, so daß die guten Erbsen im Alleingang über den Tisch nach unten rollten und dort in bereitgestellten Gefäßen aufgefangen werden konnten.

Nachzutragen wäre noch auf dem Lebensmittelsektor, daß in früheren Jahren in der Rhön Bohnenkaffee nur bei besonderen Gelegenheiten (Familienfeiern) getrunken wurde. Für den gewöhnlichen Alltag wurde der Kaffee aus selbstgeröstetem Roggen oder aus Gerste zubereitet. In Notzeiten wurde auch aus Runkeln Zichorie als Kaffee-Ersatz geröstet.

Einfach wie in der Nahrung war der Rhöner früher auch in seiner Kleidung. Mäntel waren fast unbekannt. Dafür wurden im rauen Winter dicke Strickwesten („Kamisolet“) getragen, die aus der Wolle der auf dem Hofe gehaltenen Schafe hergestellt waren und besonders warmhielten. Wenig beliebt waren bei uns Kindern die rauen, aus selbstgewebtem Leinen gemachten Hemden und Bettücher. Gern sahen wir aber oft stundenlang dem Arbeiten des alten „Peterfranz“, einem in unserer Nachbarschaft allein wohnenden Junggesellen, zu, wenn er auf seinem Webstuhl das Leinen herstellte und mit geübter Hand das „Schiffchen“ hin und her warf. Das dabei entstehende Geräusch veranlaßte den in der Webstube in einem Vogelbauer gehaltenen Kanarienvogel zu lautem Gesang.

Heute haben sich die Rhönbewohner wie wohl überall in unserem Land infolge des erhöhten Lebensstandards der Lebensart der Stadtbewohner angeglichen.

Wie ich das Ende des 2. Weltkrieges erlebte

Von Wilhelm Link (†)

Wie so viele Männer zwischen 50 und 60 Jahren, die ehemals aktiv gedient hatten, wurde auch ich im August 1944 nochmals zum Wehrdienst einberufen. Der Einberufung ging zwar eine Scheinmusterung voraus, bei der aber gleich gesagt wurde, daß Reklamationen oder körperliche Beschwerden nicht oder nur in besonderen Fällen berücksichtigt würden. So kam der 22. August 1944, und ich rollte mit bekannten und unbekannten Kameraden mit der Bahn von Fulda Kaufbeuren im Allgäu zu. In den dortigen großen Kasernen sammelte sich ein Haufen alter Knaben, die der Dinge harren, die da kommen sollten. Auffallend war für uns, daß die sogenannte Besatzung der Kasernen fast durchweg aus Österreichern, besonders Wienern, bestand, die größtenteils im Range eines Feldwebels oder Oberfeldwebels standen und sich dem Dritten Reich mit Haut und Haaren verschrieben waren. Für eine unbedachte Äßerung bekam ich am ersten Tag eine saftige Rüge.

Der Haufen, dem wir zugeteilt waren, schimpfte sich Luftwaffenkommando. Aber was wir alten Kerle mit der Luftwaffe zu tun haben sollten, habe ich in den

neun Monaten meiner Einberufung nicht begriffen. Ein gleicher Schwindel war die Mitteilung, daß wir nach entsprechender Neuausbildung die jungen Kräfte in den Kasernen und Unterkünften ablösen und für die Front freimachen sollten. Diese seßhaften Besatzungssoldaten aller Dienstgrade – Ausbilder nannten sie sich – dachten nicht daran, ihren ruhigen Posten mit der Front zu vertauschen.

Nach der Einkleidung, die einige Tage dauerte, da die nötigen „Brocken“ nicht gleich beschafft werden konnten, kam die Verschiebung nach anderen Kasernen und Unterkünften. Erstes Ziel war Landshut a. d. Isar, ein riesiges Barackenlager mit Flugplatz, aber ohne Flugzeuge. Hier begann nun unsere gründliche Ausbildung nach Rekrutenart, obwohl wir fast durchweg Unteroffiziere waren. Gegen Mittag ließ sich auch unser Kommandeur, ein Major, in Zivil Lehrer und Ortsgruppenleiter in Nürnberg, sehen. Er durchzechte fast jede Nacht, wobei ihm zwei aus Frankreich mitgebrachte Fräuleins Gesellschaft leisteten. Eines Tages fragte er vor der Front stehend: „Wißt ihr auch, weshalb man euch eingezogen hat? Nun, ich will es euch

sagen. Zu Hause hättet ihr doch nur gemeckert. Hier haben wir euch in der Gewalt. Merkt euch das!“

Also, wir gehörten zu jenen, die nicht linientreu waren. Morgens war Exerzieren, nach einem miserablen Essen nachmittags Arbeitsdienst, Aushebung von Geschützstellungen in den umliegenden Feldern, worüber die Bauern aus den Ortschaften sehr erbittert waren. Geschütze sind nie in diese Stellung gekommen.

Zum Glück dauerte der Aufenthalt in diesem Barackenlager nur vier Wochen. Eine neue Verschiebung erfolgte nach den halbfertigen Kasernen bei Jena. Infanteriedienst gab es hier nicht. Unsere Beschäftigung bestand in der Einkellerung vieler Zentner Speisekartoffeln; auch wurden an jedem freien Platz Kartoffelflecken angelegt, deren Inhalt, nur leicht bedeckt, beim ersten Frost erfroren ist. Es ging alles planlos zu. Die Vorgesetzten verstanden von der Arbeit keinen Schimmer, und wir wollten unsere Kräfte mit diesen unsinnigen Arbeiten nicht verschwenden. Wer Interesse an Pflanzen hatte, konnte im Botanischen Garten in Jena die tropischen Orchideen und Kaffeepflanzen bewundern oder die riesigen Zeisswerke betrachten.

Nach sechs Wochen lautete die Parole: Standortwechsel. Aufnahme fanden wir in den über 30 Kasernen in Nohra bei Weimar. In den Kasernen wurden Ersatzrekruten ausgebildet. Unser Zeitvertreib bestand in der Auswechslung von Autoreifen in einer riesigen Montagehalle.

Inzwischen nahte Weihnachten, und es sollte eine große Weihnachtsfeier durchgeführt werden, wofür wir eine Spende geben durften. Doch fünf Tage vor Weihnachten lautete der Befehl, Versetzung nach Gütersloh in Westfalen. Waren wir vier Bekannten, Unteroffizier Dr. Rudolf Büttner, Uffz. Dr. W. Emsgraber, ein Eichenzeller Uffz. und meine Wenigkeit bisher noch zusammen gewesen, so wurden wir jetzt getrennt. Dr. Emsgraber und ich kamen nach Gütersloh, während die beiden anderen vorerst in Nohra blieben.

In Gütersloh trafen wir beide eine vollgepfropfte Kaserne mit meist jungen Soldaten an, die uns alte Krieger erstaunt betrachteten und sich keinen Vers aus unserer Anwesenheit machen konnten. Wir wurden einem Unterrichtskommando zugewiesen. Ein Postinspektor aus Frankfurt a. M. bemühte sich nach Kräften, an Hand von allen möglichen Apparaten seine Schüler in die Geheimnisse der Nachrichtenübermittlung im Kriege einzuweißen. Da ich Interesse zeigte, bekam ich sogar Privatunterricht von ihm. Am Weihnachtsfest gab es Liebesgaben, Schnaps, schon mehr Rachenputzer, und die berühmten Goebbels-Einheitszigaret-

ten. Weil unsere Anwesenheit am Standort wohl noch zu kurz war, fiel unsere Zuteilung etwas geringer aus, was ich aber nie bedauert habe. Aber unsere Herren Vorgesetzten müssen sich dieses Geschäft zu reichlich einverleibt haben, da zwei Tage lang keiner zu sehen war.

In Gütersloh erfuhren wir auch von der Verzweiflungsoffensive in den Ardennen. Als wir Verwundete vom Bahnhof in die Lazarette transportierten, meinte ein junger Soldat, obgleich schwer verwundet, begeistert: „Diesmal schaffen wir es“.

Ich sollte wohl viele Standorte unserer Wehrmacht kennenlernen, denn eines Tages hieß es, den Rucksack packen und auf nach München-Freimann, aber diesmal allein. Dr. E. blieb zurück. Für mich schien die Verlegung eine gute Fügung des Schicksals gewesen zu sein, denn meinen Sohn, der als Oberleutnant bei der Marine in St. Malo gewesen war, hatte man zur Infanterie versetzt, und er bekam in Znaim (Sudetenland) dann

eine neue Ausbildung. Nach Abschluß seines Lehrgangs hat er mich dann in Freimann besucht. Er wurde später der Armee Wenk zugeteilt, die Berlin entsetzen sollte, und ist im Frühjahr 1945 wie viele seiner Kameraden bei Frankfurt a. d. Oder gefallen.

In Freimann waren wieder österreichische Feldwebel meine Vorgesetzten. Mit zwei Ausnahmen waren es alle echte Kerle.

Eine komische Figur war der Revierarzt, ein Urwerner. Jeder, der sich krank meldete, kam zuerst in den elektrisch beheizten Schwitzkasten, ganz gleich, ob er wunde Füße oder Kopfschmerzen hatte.

Das Kriegsende sollte ich in Freimann nicht erleben. Es kam nochmals eine Versetzung in das große Barackenlager Stefanskirchen bei Rosenheim. Hier war ein bunter Haufen Soldaten aller Waffengattungen zusammengewürfelt worden, aber es ging gemächlich zu. Nur vor dem Proviantunteroffizier mußte man sich hüten; er war ein hundertprozentiger Nazi und hat später eine traurige Rolle gespielt.

Das Lager Stefanskirchen war so überfüllt, daß sich die Soldaten bald „die Füße abtraten“. Es mußte Abhilfe geschaffen werden. Es wurden kleine Kommandos gebildet, die nach allen Richtungen zur Arbeitsleistung geschickt wurden. Mir hatte man das Kupferkommando in Lüneburg zugeteilt. Das Kommando hatte die Aufgabe, die Kupferdrähte der Überlandwerke gegen Aluminium auszuwechseln.

Wegen der vielen Fliegerangriffe waren die Bahnhöfe bei Lüneburg mehr oder weniger zerstört, so daß der Zugverkehr viele Unterbrechungen erlitt, und ich brauchte vier Tage, um nach dort zu kommen, zumal größere Strecken zu Fuß zurückgelegt werden mußten, z. B. Bebra–Eschwege. Eigenartiger Weise waren die Kasernen fast alle leer. (Fortsetzung folgt)

Wie ich das Ende des 2. Weltkrieges erlebte

2

Von Wilhelm Link (†)

Niemand kümmerte sich um mich. Erst am nächsten Tag kam ein Unteroffizier und wies mich nach einem Büro zu einem Major. Beim Anblick dieses Mannes staunte ich über dessen Leibesumfang. Mir kam der Gedanke, daß er die Rationen einer ganzen Kompanie verdrückt haben mußte. Er meinte: „So, so, zum Kupperkommando wollen Sie. Haben Sie in dem Alter noch Lust, die Masten hochzu-steigen?“ Nein, war meine Erwiderung. „Dann geh' wieder hin, wo du hergekommen bist.“ Mit so einem Bescheid hatte ich nicht gerechnet, zumal bei diesen Verkehrsverhältnissen. Als ich dem Hauptmann auf der Bahnhofswache mein Mißgeschick erzählte, schüttelte er mit dem Kopf und meinte, daß jetzt solche Zustände bei der Wehrmacht herrschten, hätte er nicht geglaubt. Er vermittelte mir Proviant und die Weiterfahrt am Abend mit dem Kurierzug Hamburg–Würzburg. Dieser Zug wurde bevorzugt abgefertigt, so daß ich am nächsten Tage gegen 10 Uhr in Rineck an der Sinn war. Ein Tieffliegerangriff verhinderte die Weiterfahrt, und es mußte nach Gemünden am Main gelaufen werden. Am späten Abend wurde die Weiterfahrt möglich, aber nur bis zur Station Zell vor Würzburg, dann folgte wieder ein Fußmarsch über Würzburg nach dem 5 km entfernten Heidingsfeld. In Ochsenfurt war schon wieder ein Halt. Erst am anderen

Tag ging es weiter bis Treuchtlingen. Der dortige Bahnhof war blockiert von zwei Urlauberzügen, die von einem Luftangriff überrascht worden waren, was viele Opfer unter den Urlaubern verursacht hatte. Die in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs stehende katholische Kirche war heil geblieben. Nach zwei weiteren Unterbrechungen in Augsburg und München kam ich dich wieder zu meinem Haufen in Stefanskirchen, wo mich am anderen Tag der Wachtmeister fragte, wo ich in den letzten Tagen gewesen wäre. Auf meine Antwort: „In Lüneburg“, sagte er: „Alle guten Kräfte kommen wieder.“

Wie eine Bombe schlug drei Tage später die Meldung ein, daß das Lager Stefanskirchen geräumt werden müsse, da das Generalkommando der Luftwaffe von Chemnitz hierher verlegt werde. Am nächsten Tag kamen schon einige Damen, die beim Anblick der Baracken die Nasen rümpften. „Das sollen die schönen Villen sein, die man uns in Chemnitz versprochen hat?“ Allmählich trat die Auflösung der Wehrmacht immer mehr zutage, wenn auch bei jedem Aufbegehren mit Erschießen gedroht wurde. Bei der Evakuierung des Lagers Stefanskirchen kam ich mit 30 Mann in die Schule von Rohrdorf, das 10 km südlich von Rosenheim am Inn liegt. In den ersten drei Wochen klappte die Verpflegung noch, dann brach auch diese zusam-

men, und da muß ich die hochherzige Gastwirtin Frau Anna Stocker erwähnen, die uns 30 Mann 14 Tage unentgeltlich verpflegt hat und beim Abschied nur den Wunsch äußerte, ihr einmal zu schreiben. Zu dieser Zeit wurden überall die Lager geöffnet, wo Kaffee, Zucker, Tee, Kleidungsstücke und Schuhwaren gelagert waren. Was da an Volksvermögen verschleudert wurde, ist nicht zu beschreiben!

Da der Zusammenbruch der Front entgültig war, kam auch der saubere Proviantunteroffizier aus Stefanskirchen im neuen Zivilanzug zu uns. Und dieser Patron besaß die Unverschämtheit und bettelte, daß wir ihn nicht verraten sollten. Er war Ortsgruppenleiter in München gewesen. Keiner von uns nahm Notiz von ihm, und bald verschwand er wieder. Später habe ich durch Zufall erfahren, daß die strafende Gerechtigkeit ihn erwischte hat. Die Lage verschlechterte sich für mich immer mehr, wir mußten auch die Schule räumen und fanden vorübergehend Unterkunft bei Privatleuten. Als am 5. Mai 1945 die Amis erschienen, war für uns kein Bleiben mehr. Mit zwei jüngeren Kameraden aus Ulrichstein im Vogelsberg bastelten wir aus dem niedrigen Untergestell eines Kinderwagens ein provisorisches Fahrzeug.

Hier muß ich noch etwas einflechten: Der verstorbene Rektor Schramm aus Petersburg war in Stefan-

skirchen auf der Schreibstube. Als Landsmann hatte er mir schon vorher einen Entlassungsschein ausgestellt, der mir später auf meinem Marsch nach der Heimat von großem Nutzen war.

Mit unserem selbstgebastelten Fahrzeug, belastet mit anfangs noch gut gefüllten Rucksäcken, ging es auf die Zufahrtsstraße der Autobahn München–Salzburg, die an Rohrdorf vorbeiführte. Wir mußten uns streng an den äußersten Rand der Straße halten, da die hin und her fahrenden Amis zunehmend rücksichtsloser fuhren. Im allgemeinen nahm man von uns keinerlei Notiz, doch warf uns ab und zu die Kippen der Zigaretten, manchmal sogar eine Dreierpackung ungeraucherter zu. Glück hatten wir, daß die Innbrücke, die wir benutzen mußten, nicht gesprengt war. Zügig kamen wir voran, bis am zweiten Tag die Sprengung der berühmten Brücke über das Mangfalltal uns halt gebot. Die gesprengte, etwa 300 Meter lange Brücke bot ein grausiges Bild von zertrümmerten Panzern und Fahrzeugen, die in etwa 50 Meter Tiefe lagen. Diese Zerstörung hat unseren Marsch um vier Tage verlängert, war aber auch wieder für mich ein Vorteil. Unsere ursprüngliche Absicht, links an München vorbeizukommen, war durch die Sprengung vereitelt. Rechts herum brauchten wir vier Tage mehr. München selbst mußten wir auf alle Fälle meiden. Jeder Durchziehende mußte beim Aufräumen der Trümmer helfen. Am dritten Tag unseres Fußmarsches merkte ich, daß mein rechter Fuß schmerzte, obwohl mir gesagt worden war, abends ein kaltes Fußbad zu nehmen. Am Abend dieses Tages fanden wir bei Leuten, die wirk-

lich arm waren, ein Nachtquartier in der Scheune. Das Ehepaar hat uns sogar mit einer Kartoffelsuppe bewirtet. Als ich der Frau meinen Fuß zeigte, machte sie ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Ich weiß nicht wo Fulda liegt, aber mit diesem Fuß kommen Sie nicht weiter.“ Dann fragte mich die Frau, ob ich empfindlich sei, andernfalls wüßte sie ein Mittel, das helfen könnte. „Was heißt empfindlich, wenn ich Hilfe bekommen kann“, war meine Antwort. Nach einigen Minuten kam die Frau mit einer Flasche, halbgefüllt mit Arnika-tinktur. Damit rieb sie mir beide Füße ein. In diesem Moment empfand ich einen Schmerz, der mir geradezu einen Schrecken einjagte. Dann war aber schon alles vorbei, und ich bin nach Eichenzell gekommen, ohne noch einmal Fußschmerzen empfunden zu haben. Über Mosbach, an München vorbei, kamen wir wieder auf die Autobahn München–Freising–Ingolstadt. In den letzten Quartieren, wo uns an 6 Tagen Kartoffelsuppe serviert wurde, klagten die Leute überall über das unverschämte Benehmen der SS. Um Zivilkleider zu bekommen, zwangen sie viele Männer, ihre sämtlichen Herrenanzüge herzugeben, während von den Amis nichts genommen wurde.

Kurz vor Ingolstadt mußten wir die Autobahn wieder verlassen, denn Ingolstadt war wegen der Amikontrollen zu gefährlich. Bei dem Marsch über den großen Flugplatz Mühlingen begann der schlimmste Akt des Marsches: Die Überquerung der Donau. Am Waldesrand des Flugplatzes waren Hunderte von selbstzerstörten Flugzeugen zu sehen. Die gesprengte Donaubrücke bei Mühlingen überspannte zuvor den Fluß mit

einem großen Bogen und zwei kleinen Seitenbogen auf der rechten Seite. Um zu dem großen Bogen zu gelangen, wo eine Fähre eingerichtet war, mußten zuvor die beiden Pfeiler der kleineren Bogen überklettert werden, da rechts und links Gestrüpp und Schlinggewächse jede Passage verwehrten. Endlich bei der Fähre angelangt, bedurfte es vieler guter Worte – Geld hatte keine Zugkraft mehr –, ehe sich der Besitzer erbarmte und uns mitnahm. Am anderen Ufer zogen sich donauabwärts eine Unmenge Wasserlachen hin, bevölkert mit Tausenden von Gänsen, eine Menge, die ich nie zuvor gesehen hatte.

In der ersten Ortschaft, Miessendorf, spielte uns das Verhängnis wieder einmal einen üblen Streich. Eine Achse unseres Wagens brach, und der Dorfschmied war nicht zu bewegen, den Schaden zu reparieren. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Rucksack zu schultern und weiter zu tippeln. Beim Städtchen Ebersberg mußte eine steile Anhöhe erklommen werden, so daß ich die rechts und links der Straße gepflanzten Wallnußbäume betrachten konnte, die von den Maikäfern kahl gefressen worden waren. Die verendeten Käfer bedeckten etwa 5 cm hoch den Erdboden. Auf der Höhe von Ebersberg angelangt, stellte uns eine dreifache Wegegabelung vor die Frage, welche Richtung wir einschlagen sollten. Wir konnten uns nicht einigen, und so kam die Trennung; meine Kameraden aus dem Vogelsberg schlugen eine andere Richtung ein wie ich und kamen fünf Tage später heimgekommen, da sie sich verlaufen hatten.

(Fortsetzung folgt)

vor ich weiterzog. Später habe ich Bischof Dietz die Grüße übermittelt.

Nach diesem so schönen Sonntag sollte ich an den nächsten zwei Tagen böse Enttäuschungen erfahren, die zeigen, wie der Hitlerwahn die Menschen zu Fanatikern gemacht hatte. Gegen 17 Uhr kam in ein kleines Nest, wo mir in jedem Hause ein Nachtquartier versagt wurde, bis ich am Ende des Weilers ein großes Hofgut sah. In einer der großen Scheunen ließ ich mich nieder, bis ein Knecht die Scheune betrat und mich in freundlichem Tone vor der Gutsverwalterin warnte. Der Besitzer war erkrankt und lag im Krankenhaus. „Laß dich nicht im Hofe sehen, die Frau hat nämlich gesagt, wenn ein Verräter – sie meinte damit die deutschen Soldaten – den Hof betritt, lasse sie die beiden Bulldoggen los. Haue morgen früh ab, ehe dich jemand sieht!“

Wohl oder übel mußte ich bleiben, denn zum nächsten Dorf waren es 10 Kilometer. Beim Morgengrauen zog ich los, aber am Abend sollte es mir nicht besser gehen. Ich sprach bei einem Großbauern vor, der mir ein Lager in einem Strohschuppen erlaubte. Auch zeigte er mir seinen Viehbestand in drei Ställen, 12 Milchkühe, 17 Stück Jungvieh, vier Pferde und zwei Bullen. Nichts hatten ihm die Amis genommen, wie er mir schmunzelnd erzählte. Gegen 18 Uhr, nachdem ich mich gewaschen und rasiert hatte, ging ich mit meiner Tasse und einer Portion meines Kaffeevorrats zur Küche meines Quartierwirts, wo ich die Familie, Mann, Frau und zwei Mädchen im Alter von 20 bis 22 Jahren, beim Abendessen antraf. Gewitzt durch manche Erfahrungen wagte ich es nicht, um eine Aufbesserung meiner Abendkost zu bitten, sondern fragte nur, ob ich etwas heißes Wasser bekommen könnte. Da schnellte die Frau in die Höhe und rief: „Nein, nein, wir unterstützen keine Verräter“, da ging mir der Hut hoch, und ich fragte in Erregung: „Frau, haben Sie keinen Sohn als Soldat, der vielleicht bitter Not leidet?“ Die Frau rief: „Nein, Gott sei Dank nicht, wir haben nur zwei Töchter.“

Die nächsten Tage brachten nichts Erwähnenswertes. Bei Marktbreit erreichte ich den Main und hatte das Gefühl, schon Heimatluft zu atmen. Marktbreit muß man in seiner langgestreckten Form durchlaufen, um zum Hafen zu kommen. Ich hatte Glück, die Fähre

war gerade abfahrbereit, und der Besitzer nahm mich unentgeltlich mit. Es war an dem Tag ungewöhnlich warm, und so war ich froh, als ich am anderen Ufer ein Wirtshaus entdeckte. Die in der Haustür stehende Wirtin, der man die Gutmütigkeit vom Gesicht ablesen konnte, meinte: „Na, Alter, warm heute, haste Durst?“ Kurz darauf kam sie mit einem Krug zurück und sagte: „Da, trink einen Most, hast du auch eine Feldflasche? Gib her!“ Bald hatte ich den Krug geleert, nicht ahnend, daß es ein Weinmost war. Die Folgen merkte ich beim Weiterziehen, als ich einen etwa 300 Meter hohen Berg überwinden mußte. Oben angelangt, fiel ich vor Müdigkeit fast um. Ja, die Kraft des Weines schlug ins Gegenteil um. Unter einem Baum schlief ich sofort ein und wurde erst um 17 Uhr wach und stellte fest, daß ich zum nächsten Ort noch 10 Kilometer tipeln mußte. Das Gelände war leicht abschüssig, so daß ich gut vorwärts kam und um 19.30 Uhr Fuchsstadt erreichte.

In einem kleinen Bauernhause, wo ich wegen eines Nachtquartiers fragte, traf ich nur ein altes Mütterchen an, das bedauerte, keinen Platz zu haben. Ich versuchte mein Glück auf eine andere Art und bat das Mütterchen, mir eine kleine Kaffeetasche zu geben, die ich mit gemahlenem Kaffee füllte und ihr übergab. Was ich nun erlebte, werden ich nie vergessen; das Frauchen lief im Haus umher und murmelte vor sich hin: „Ach du lieber Gott, ach du lieber Gott, wo verstecke ich den Kaffee?“ Im Stalle wurde mir dann doch noch eine Schlafstelle zugesagt. Ich fand einen Strohsack mit Bettlaken und einen Kolter vor und hätte schlafen können, wenn die neben mir angebundene Ziege mit meiner Nachbarschaft zufrieden gewesen wäre. Aber sie bearbeitete die Bretterwand mit ihren Hörnern und ließ mich nicht einschlafen. In Erinnerung an meine Dienstzeit bei der Kavallerie nahm ich den Kolter und warf ihn über die Ziege. Sofort hatte ich Ruhe. So hatten wir früher lose gewordene Pferde nachts im Stall beruhigt.

Am nächsten Tage überquerte ich die Fränkische Saale bei Klein-Westheim und kam am frühen Nachmittag in mein vorletztes Quartier in einer Wirtschaft in Feuertal. Ich fragte die Wirtin, ob es bei ihr auch et-

was Trinkbares gäbe. „Jawohl, aber nur Schnaps“, antwortete sie. Bei einer Kostprobe mußte ich feststellen, daß dieses „Feuerwasser“ am rechten Platz geboren war. Es brannte wie Feuer in der Kehle und machte dem Orte alle Ehre.

Auf einem Umwege kam ich am nächsten Tag nach Oberthulba zu. An einem stattlichen Haus vorbeigehend, sah ich im Hofe die Dorfbewohner in Schlange stehen, um auf Karten ihren Anteil an Fleisch und Wurst für Pfingsten zu erhalten. Ich hatte nichts zu verlieren und schloß mich der Menschenmenge an. Nach etwa einer Stunde kam ich an die Reihe und stand dem Fleisch und Wurst spendenden Mann gegenüber, der schmunzelnd meinte: „Aha, ein Heimkehrer, warte im Hof!“ Dort bekam ich dann noch eine schöne Portion Wurst extra. Frohgemut gelangte ich noch am selben Tage über Brückenaue nach Speicherz. Als ich in Brückenaue, an der katholischen Kirche vorbeigehend, zum Stadtausgang kam, sah ich zu meinem Schrecken zwei Amis. Als ich meinen Schein zeigte, wiesen sie geradeaus nach der Kontrolle. Ich folgte scheinbar dieser Richtung, bog aber außer Sichtweite links ab und kam auf die alte Straße nach Speicherz, wo ich seit langer Zeit wieder einmal im Gasthaus Kraus in einem Bett schlief.

Am anderen Morgen, Pfingstsonntag, tippelte ich früh los über Kotheln nach Motten, wo ich beim Pächter der Will-Gaststätte um eine Tasse Kaffee bat. Der Wirt, erst aufgestanden, hatte noch keinen Kaffee gekocht, und seine Frau war in der Kirche. So zog ich weiter durch den Staatswald nach Stellberg zu meiner dort verheirateten Schwester.

Nachdem ich mich etwas gestärkt hatte, kostete es mich viel Mühe, ein Fahrrad zu bekommen. Die frei umherschwärmenden Polen und KZler würden es mir bestimmt abnehmen, wurde mir erklärt. Es hat aber doch geklappt, und um 12.30 Uhr landete ich mit dem Stahlroß in Eichenzell. Das war am 20. Mai 1945. In den folgenden Tagen stellte sich die Reaktion der strapazierten Nerven ein. Fast vier Wochen dauert es, bis sich die Nerven beruhigt hatten. Aber ich war glücklich, wieder daheim zu sein.

Wie ich das Ende des 2. Weltkrieges erlebte

3 (Schluß)

Von Wilhelm Link (†)

Im weiteren Verlauf meines nun alleinigen Marsches kam mir mein Entlassungsschein zu Hilfe. Eine motorisierte Amikontrolle hielt mich an. Ich zeigte meinen Schein, doch die Amis konnten die deutsche Schrift nicht lesen. Als sie die Zahl 1887 (mein Geburtsjahr) sahen, meinten sie: „Oh, oh, nix Soldat“, und ließen mich weiterlaufen.

Doch eine weitere Überraschung folgte. Beim Betreten des Dorfes Böhmfeld nahm mich ein Amikommando in Empfang, als ob es auf mich gewartet hätte. Doch den Grund sollte ich erst am Abend erfahren, als über meinen weiteren Marsch entschieden wurde. Ich sollte mich zuvor beim Amikommando melden, erklärte mir ein perfekt deutsch sprechender Soldat. Als ich meinen Entlassungsschein zeigte, sagte der Soldat: „Da seht mal, mit welch alten Leuten dieser Hitler den Krieg gewinnen wollte.“ Bei meiner abendlichen Meldung bekam ich den Bescheid, daß ich am nächsten Tag weitertippeln sollte, weil sich wegen eines Mannes der Transport in ein Sammellager nach Nürnberg nicht lohne. Ich war darüber sehr froh, doch erzählten mir vier Wochen später ältere Kameraden aus Dalherda, daß sie von Nürnberg nach Flieden mit der Bahn transportiert worden seien.

Wie wahr die Mahnung der Kameraden war: „Geht ja nicht zu einem wohlhabenden Bauern, sondern nur zu geringen Leuten!“ sollte ich in Böhmfeld noch erfahren. Da ich auf meinem Rucksack zwei schöne Wolldecken übergeschmalt mitschleppte, wurde ich von dem Bauer, der mir Quartier im Stalle gewährt hatte, zum Mittagessen eingeladen. Ich war platt erstaunt beim Anblick der großen Schüssel mit Solperknochen und delikatem Schweinefleisch. Der Bauer ermunterte mich freundlich, kräftig zuzulangen. Wegen der ankommenden Amis habe er drei Schweine geschlachtet. Obgleich ich leider keinen Gummimagen

besaß, habe ich soviel wie möglich Fleisch in mich hineingestopft. Am anderen Morgen brachte mein Quartierwirt mir ein ansehnliches Stück mageres Schweinefleisch und verlangte von mir, ihm eine der Wolldecken zu geben. Gegen den bärenstarken Bauern wäre ich der Dumme gewesen, wenn nicht in dem Augenblick zwei zurückgekehrte Rumänen den Hof betreten hätten, denen ich durch Zeichen meine Notlage schilderte. Sie hatten sofort begriffen, und ich konnte ungeschoren weiterziehen. Nun zog ich wohlgenut weiter nach Eichstätt. Nach dem Passieren des kleinen Ortes Aha ging ich auf einem schnurgeraden Feldweg, der weder Strauch noch Baum zeigte, dem so nahen Eichstätt zu. Fünfzehn Kilometer lagen hinter mir. In Eichstätt war ein tolles Treiben, einmal durch die Freilassung der vielen Gefangenen und KZler, dann durch das Abfangen von versprengten deutschen Soldaten durch die Amis. Für „alte Knaben“ war die Gefahr weniger groß, aber Vorsicht war immer sehr wichtig. Nachdem ich die altertümliche Stadt Eichstätt betreten hatte, sah ich mich nach einem Gasthaus um. Daß ich ein solches in Betrieb finden würde, habe ich nicht erwartet. Im geräumigen Korridor setzte ich mich an einen kleinen Tisch und knabberte an einer Brotschmitze, die ziemlich hart war. Eine korpulente Frau von etwa 50 Jahren ging mehrmals an mir vorbei. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde so gegessen hatte, fragte mich die Frau, wohin ich wolle. Als die Frau den Namen Fulda hörte, war sie wie umgewandelt und erzählte, daß sie im vorigen Jahr in Fulda gewesen sei, um ihren Sohn in einer der Fuldaer Kasernen zu besuchen. Als die Wirtin fragte: „Kennen Sie in Fulda in der Adalbertstraße ein Fäulein Ruppel, bei ihr habe ich drei Tage gewohnt.“ Ich gab die Antwort: „Das ist doch das Fräulein, das bei der Post bedienstet ist.“ Ja, ja, das stimmt, erwiderte die Wirtin und servierte mir einen großen Teller mit Gulasch und Brot. Ohne

Schwierigkeiten kam ich durch die Stadt. Am Ausgang war eine Molkerei, die trotz des Sonntags in Betrieb war. Als ich am Milchschalter vorbeikam, fragte mich eine der Frauen, ob ich Durst hätte, was nach dem scharfen Gulasch zutraf. Zwei Glas Buttermilch goß ich mir hinter die Binde, doch die Wirkung, die sich bald darauf einstellte, will ich lieber übergehen.

Doch war es für meine weitere Marschfähigkeit nicht von Nachteil, und so tippelte ich frohgesinnt meinem fernen Ziele zu, nicht ahnend, daß ich nach kurzer Zeit eine weitere Überraschung erleben sollte. Es herrschte herrliches Maiwetter. Als gegen 11 Uhr ein größeres Dorf in Sicht kam, schaute ich zuvor eine Weile einem Angler an einem kleinen Wässerchen zu. In das Dorf führte die Straße durch einen großen Torbogen. Auf dem anschließenden großen Marktplatz trat eine etwa 50 Jahre alte Frau auf mich zu und fragte nach dem Woher und Wohin. Ich hatte kaum Fulda genannt, da nahm sie mich am Arm und sagte: „Es hilft Sie kein Sträuben, Sie müssen mit mir heimgehen.“ Über den Platz hinweg gingen wir auf ein villaähnliches Haus mit einer großen Freitreppe zu. Auf der Treppe stand eine Greisin, die meiner Begleiterin zurief: „Tante, denke an, der Soldat ist aus Fulda und auf dem Heimweg.“ Von der alten Dame wurde ich herzlich begrüßt und gefragt: „Kennen Sie den Bischof von Fulda?“ „Johannes Dietz“, gab ich zur Antwort, „der als Koadjutor nach Fulda kam und meines Wissens in oder bei Bamberg gebürtig ist.“ Lächelnd erwiderte die Greisin: „Ihre Aussagen stimmen ganz genau, und ich will Ihnen verraten, daß ich die Tante des Fuldaer Bischofs bin und wegen der Luftangriffe nach hier, Orenburg, evakuiert bin. Wenn Sie glücklich nach Fulda kommen, dann grüßen Sie meinen Neffen und sagen ihm, daß ich hier in Sicherheit bin.“ Ein gutes Mittagessen mit einem Glase Wein, Verpflegung für zwei bis drei Tage und fünf Zigaretten bekam ich, be-

Wie man früher den Josefstag feierte

Von Wilhelm Schönherr

Vor dem ersten Weltkrieg 1914/1918 war der Josephstag ein hervorragender Feiertag, der in vielen Familien in Stadt und Land festlich begangen wurde. In zahlreichen Familien, besonders bei den Arbeitern und Handwerkern, war es Sitte, Brauch und Auszeichnung, einem Kind, insbesondere einem Erstgeborenen, den Namen Joseph, Josepha oder Josephine zu geben, zumal auch der Taufpate oder die Taufpatin diesen schönen Namen trugen. Man schrieb ihn früher mit „ph“.

Am Josephstag war Arbeitsruhe. Die Menschen, die ein gehöriges Stück von Lebenserfahrung hinter sich hatten, wußten, daß nichts von selbst geht und daß neben einer steten sinnvollen Arbeit auch die Hinwendung zu geistigen Werten nötig war. Deshalb begann man den Josephstag mit einem feierlichen Gottesdienst. In der Fuldaer Zeitung erschien zu jener Zeit, kurz vor dem 19. März, diese Anzeige: „Alle Bürger und Bürgerinnen, die den Namen Joseph, Josepha oder Josephine tragen, werden gebeten, sich am 19. März um 9 Uhr zum Gedächtnisgottesdienst in der Klosterkirche am Frauenberg einzufinden.“

In der Frühe des Josephstages konnte man sehen, wie die Aufgeforderten aus den alten Straßen und Gassen herbeieilten, insbesondere die stadtbekannten Handwerksmeister: vom Hirtsrain her kam der Schreinermeister Joseph Weber, auch „Schraank-Joseph“ genannt, weil er in seiner Werkstatt die stabilen Kleiderschränke anfertigte. In der Brauhausstraße traf er seinen Nachbarn, den Malermeister Joseph Wehner, den „Löschmeister-Joseph“ (er war der Kommandant der Freiwilligen Fuldaer Feuerwehr). Aus der Florengasse kam der „Plüsch-Joseph“ (Joseph Hunold), der in seiner Werkstatt die schönen gemusterten Plüschsofas und Plüschessel herstellte. Aus dem Bauhandwerk kam Baumeister Joseph Kollmann vom Schützenhaus und Zimmermeister Joseph Fritz von der Langebrücke. Aus dem Schlosserhandwerk eilten herbei: die Schlossermeister Joseph Ruppel aus der Nikolausstraße, der sich vornehmlich mit dem Tabernakelbau beschäftigte, ferner die Schlossermeister Joseph Fleischmann vom Schweinemarkt, Joseph Krisch aus der Doll und Joseph Böschen aus dem Sack. Vom Fleischerhandwerk kamen die Meister Joseph Will vom Säumoart, Joseph Hambach aus der Marktstraße, Joseph Koch vom Abtstor, Joseph Bamberger aus der Schlifferschgaß und Josephine Schäfer aus dem „Löwen“. Vom Gemösomoart her kam der Bäckermeister Joseph Jestädt (stadtbekannt durch seinen Freitagsspeckkuchen) und der Bekerscher-Joseph von der Gemösomoartseck.

Auch die Gastwirte hatten im „keuschen Joseph“ mit Vollbart einen würdigen Vertreter. Selbst die Uhrmacher waren vertreten durch die Meister Joseph Häußler, Marktstraße und Joseph Rübsam, Friedrichstraße, letzterer auch „Zeitmeister-Joseph“ genannt, weil er u. a. die Turmuhren in den Fuldaer Kirchen betreute. Vom Abtstor her kam auch Glasermeister Fuchs, genannt „Bilder-Fuchs“ oder „Fuchse-Joseph“.

Aus dem Kaufmannsstand seien noch genannt: der „Hammersch-Joseph“ aus der Florengasse, der „Hut-Hammel-Joseph“ vom Buttermarkt, in dessen Schaufenstern sich zur Winterszeit die Pelzkappen und zur Sommerszeit die Strohütte zu Pyramiden auf türmten, und der „Reste-Joseph“, von dem die Hausfrauen in Stadt und Land die schönen Stoff- und Tuchreste preiswert erstehen konnten.

Aus seinem Haus am Bonifatiusplatz kommt auch der „Kapps-Joseph“, der bei Zahnschmerzen zu helfen wußte und für das Ehrenamt des Stadtverordnetenvorstehers gewählt war, aus der Schulstraße der bekannte Arzt Dr. Joseph Gesang mit seinem Nachbarn, dem Bildhauermeister Joseph Stock.

Aus dem damals sehr aktiven Vereinsleben kamen noch der „Latsche-Joseph“ und der „Eberts-Joseph“ von der Winfridia.

So zahlreich waren die Josephsbrüder und -schwestern dem Anruf gefolgt, daß die Klosterkirche bis auf den letzten Platz gefüllt war, als am festlich geschmückten Josephsaltar das feierliche Hochamt begann. In einer zu Herzen gehenden Ansprache wußte der bekannte Franziskanerpater Ewald Müller den Heiligen des Tages als den besonderen Schutzpatron für die Familie und den Beruf darzustellen. Mit dem Schlußgesang: „Bitt' bei deinem Pflegesohn, für uns, heil'ger Schutzpatron“ ging die Feier zu Ende, und die Teilnehmer strebten wieder ihrer Häuslichkeit zu.

Eine kleinere Gruppe, die sich etwas abseits vom Kirchengang gebildet hatte, begrüßte ich mit Handschlag. Man war froh, daß man sich bei dieser seltenen Gelegenheit wieder einmal sehen und sprechen konnte. Nachdem der „Beckersch-Joseph“ seine Schnupftabaksdose herungereicht hatte, meint er: „Be wärsch, bann mer äbbes äse“, Joseph Rübsam, der „Zeitmeister“ schlug vor: „Banns euch rächt es, genn mer nob nach Hure zum Martin, der hot goode on grosse Broatwörscht.“ Mit diesem Vorschlag war man sogleich einverstanden.

Während sich die meisten Gottesdienstteilnehmer zerstreut hatten, bewegte sich eine kleine „Prozession“ von Josephsbrüdern und Josephsschwestern vom Frauenberg über die Anlagen nach Horas hinab. August Martin und seine charmante Gattin aus der „Villa Romberg“ traf die Ankunft der Gäste nicht unvorbereitet, und so hatte in kurzer Zeit jeder seine Bratwurst mit dem Kännchen Nordhäuser und ein Deckelglas mit Giesels-Bier. Bei fröhlicher Unterhaltung zog sich die Frühstücksrunde bis zum Mittag hin, und man war sich einig, daß man bei Martins auch gut zu Mittag essen konnte. Es gab Rippchen mit Sauerkraut. Nach dem Essen wurde das Trinken nicht vergessen, und August Martin mußte die leeren Gläser öfter nachfüllen. Für die Unterhaltung bot sich genügend Stoff aus dem Arbeits-, Berufs- und Geschäftsleben.

Über Politik wurde wenig gesprochen, die Preise waren ja stabil. Gastwirt August Martin kassierte 23 Pf. für die Bratwurst mit Brötchen, 12 Pf für das Kännchen Nordhäuser und 12 Pf für das 4/10 Glas Bier. Mit einem herzlichen „Adje“ und „Ball widder“ verabschiedeten sich die Josephsbrüder von ihrem Gastgeber in dem Bewußtsein, frohe Stunden bei „Martins“ verlebt und den Josephstag in der rechten Weise gefeiert zu haben.

Heute ist der Josephstag nicht mehr Feiertag mit Arbeitsruhe. Die alten Handwerksmeister aus den vertrauten Straßen und Gassen sind eingekehrt in die Ruhe und den Frieden der Ewigkeit. Geblieben ist nur die Erinnerung an ihre Namen, an die Stätten ihres Wirkens und an die Sitte, wie sie ihren Schutzpatron am Josephstag in ihrer Weise zu ehren wußten.

Wilhelm Schönherr

Woher hat „Sauerkraut“ den Namen?

In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ fanden wir in der Ausgabe vom 20. Februar 1971 aus Heddernheim einen Artikel, der von dem Mann berichtet, der dem „Sauerkraut“ den Namen gab. Da wir kürzlich zwei Mundart-Plaudereien über das Sauerkraut veröffentlicht haben, das in unserer Gegend früher ganz anders hieß, sei auch dieser Aufsatz in seinem wesentlichen Inhalt veröffentlicht.

In Heddernheim wurde am 20. Februar 1971 am Haus Alt-Heddernheim 41 eine Gedenktafel zu Ehren des hier geborenen Hectors Andreas Sauer enthüllt. Ihm wird nachgesagt, dem „Sauerkraut“ seinen Namen gegeben zu haben. Die Historische Kommission der „Heddermer Kääwern“ hat die Anregung zu der Ehrung dieses wohl berühmtesten Bürgers des Stadtteils gegeben, nachdem sie in jahrelanger Kleinarbeit Fakten über das Leben und Wirken Sauers zusammengetragen hatte. Hector Andreas Sauer wurde am 20. Februar 1796 geboren und lebte bis 1840 in Heddernheim. „H. C.“, wie ihn die Forscher kurz nennen, war allem Anschein nach nicht nur als Delikatessenproduzent sehr aktiv. In alten Dokumenten wird berichtet, daß Sauer 1840 bei „Nacht und Nebel“ verschwunden sei, weil ihm Alimentenforderungen über den Kopf wuchsen. Er zog damals nach Amerika.

Bevor H. C. die Produktion des heute noch nach ihm benannten Sauerkrauts aufnahm, hieß dieses „Salzkraut“. Zwar wurde schon seit längerer Zeit Salzkraut hergestellt, aber nur für den Eigenbedarf. H. C. nun war auf den Gedanken gekommen, daß der Geschmack des Krauts und sein eigener Name wohl eine verkaufsträchtige Verbindung eingehen könnten. Er bediente sich der Überlieferung zufolge der „Fuldaer“ für die Produktion. Diese waren kräftige Landsleute aus dem Fuldaer Land. Diese „Fulder“ ließ H. C. Sauer in Akkordgruppen die einzelnen Schichten des Krauts mit ihren Füßen stampfen.

Sauer bezog sein Kraut von Niederurseler Bauern, die schnell erkannten, daß sie mit Massenproduktion und dem kurzen Transportweg Geld verdienen konnten. Sie bebauten bald fast den gesamten Niederurseler Hang mit Kohlköpfen. Sauer produzierte nahezu konkurrenzlos, denn nach wie vor wurde das Kraut ansonsten nur für den Eigenbedarf gemacht. In Frankfurt besorgten das die „Krautdorsche“. Das waren Weißbinder, die in erwerbsarmen Zeiten auch die Hausschlachtungen erledigten. Sie besorgten für die Bürger in Lohnarbeit das Schneiden, Salzen, Einlegen und Stampfen. Dem rationell arbeitenden Betrieb des H. C. Sauer waren sie aber nicht lange gewachsen. Schnell sprach es sich auch in Frankfurt herum, daß im – damals noch fernen – Heddernheim besseres Kraut billiger zu haben sei.

Bald wurde die Fabrikation zu groß, und Sauer mußte sie aus dem Haus Alt-Heddernheim 41 aussiedeln. Er ließ am Niederurseler Hang eine Feldfabrik bauen, vor der er einen Versuchsgarten für die Krautveredelung anlegte.

Aber, wie schon angedeutet, Sauer war allzu lebenslustig, und 1840 raffte er alles erreichbare Bargeld zusammen, um sich in die Vereinigten Staaten zu begeben. Damals gab es noch keine Auslieferungsverträge mit dem in dieser Zeit aufblühenden Industrieland. H. C. baute mit Fleiß eine neue Fabrik auf. Mit großem Erfolg. Noch heute ist „Sauerkraut“ fester Bestandteil des amerikanischen Sprachschatzes. Natürlich hatte Sauer in der neuen Heimat keine „Fulder“ zur Verfügung. Die Stampfarbeit überließ er darum einer von dem amerikanischen Ingenieur Samuel Colt entwickelten Maschine. Sauers Energie und Arbeitsleistung wurden bald sprichwörtlich und als typisch deutsche Eigenschaft betrachtet. Noch heute sprechen Amerikaner von Deutschen oft als den „Krauts“.

H. C. starb etwa fünfzehn Jahre nach der Ankunft in Amerika. Die Nachfolger vermochten das Geschäft nicht zu halten.

Zur 1200-Jahr-Feier im Jahre 1944

Mitgeteilt von Otto B e r g e

Unter dem Titel „St. Sturmius und Fulda“ nimmt J. K. (vermutlich Johannes Kramer) in der Fuldaer Volkszeitung vom 19. Dezember 1945 Stellung zum Ablauf der 1200jährigen Jubiläumsfeier im Jahre 1944. Zahlreiche eigentümliche Einzelheiten lassen sich erkennen, aber auch der von den damaligen Machthabern des Dritten Reiches geprägte Handlungsablauf des Jubiläums tritt deutlich hervor. Vieles bedarf der Kritik und der Korrektur, wie dies bereits von J. K. vorgenommen wird. Da der von J. K. verfaßte Bericht auch heute noch auf Interesse stoßen wird und Vergleiche ermöglicht, soll er noch einmal veröffentlicht werden. Der Bericht lautet:

Der 17. Dezember ist der Festtag des hl. Sturmius, des Gründers des Klosters Fulda, dessen Gründungstag sich im Vorjahr (also 1944) zum 1200. Mal jährte. Heute erinnern wir uns der sonderbaren Weise, in der die nationalsozialistischen Machthaber jenes Jubiläum gefeiert haben. So eindrucksvoll die rein kirchliche Feier im Hohen Dom auch war, in der breiten Öffentlichkeit durfte nur von einem Stadtjubiläum die Rede sein, wobei einmal behauptet wurde, daß das Dorf Fulda viel älter sei als 1200 Jahre, andererseits zugegeben wurde, daß Fulda als Stadt erst im 12. Jahrhundert erscheint.

Das Stadtjubiläum schwebte damit in der Luft. Es war aber Gelegenheit, zu einer großen Propagandaveranstaltung des „Dritten Reiches“. Der SA-Standardführer Prinz Schaumburg-Lippe war der Hauptredner in zwei Kundgebungen im Stadtsaal. Ein Propagandamarsch durch die Stadt fehlte nicht. Über eine ganze Woche erstreckten sich Vorträge mehr oder minder berufener Redner, im bunten Reigen mit Konzerten und Theateraufführungen. Als stärkste Herausforderung an alle diejenigen, die den Erinnerungstag in richtiger geschichtlicher Sicht als Tag der Klostergründung betrachteten, war das Auftreten des Reichsleiters Rosenberg, des geschworenen Feindes der christlichen Kirchen, des Verfassers des Mythos des 20. Jahrhunderts, als Redner in Fulda. Von den literarischen Schöpfungen, zu denen die Feier Anlaß gab, hat nur die Arbeit von Professor Dr. Vonderau „Die Gründung des Klosters Fulda und seine Bauten bis zum Tode Sturms“ mit Anhang von Baurat Schalkenbach bleibenden Wert.

Hier soll aber am Festtag des hl. Sturmius die Hoffnung ausgesprochen werden, daß die geistigen Grundlagen jener Klostergründung einmal eingehende Behandlung finden. St. Bonifatius selbst hatte Sturm mit der Klostergründung beauftragt. Es ging um die Schaffung eines geistigen Mittelpunktes für Mittel- und Süddeutschland. Bonifatius brachte aus seiner englischen Heimat die hohe Wertschätzung des Klosters für geistige Aufbauarbeit mit. Er stand auf den Schultern der weltgeschichtlichen Mönchsgestalten

des siebten christlichen Jahrhunderts, vor allem auch eines Beda Venerabilis, des Bibelerklärers und des Geschichtsschreibers.

Die Fuldaer Klostergeschichte der Frühzeit hat gewiß viel zu zeigen von bodenständigen Einschlägen, aber es ist nach den Einseitigkeiten der Hitlerperiode heute dringend notwendig, zu betonen, wie sehr am Anfang der christlichen Kultur in Deutschland aus dem römisch-angelsächsischen Kulturkreis Anregung und Förderung gekommen ist. Solche Erkenntnis wird ein Schutzmittel sein gegen verderbliche nationale Überhebung. Eine Gestalt der deutschen Kirchengeschichte wie St. Sturmius, der Gründer des weltbekannten Fulda als eines religiösen Mittelpunktes, strahlt Hoffnung aus für ein neues, geistiges Zusammenleben der Völker.

J. K.

Hutzelsonntag

Lodernde Feuer im Fuldaer Land,
Hutzelsonntag ist wieder.

Wir ersteigen mit Fackeln in der Hand
den Hügel und singen Lieder.
Licht schafft uns Sicht,
die Dunkelheit bricht.

Strahlende Berge im glutroten Schein,
weithin leuchten die Flammen.
Heute kommt keiner von uns ganz allein,
wir wandern alle zusammen.
Bunt tut sich kund
die nächtliche Stund'.

Wir haben das Ziel mit Fackeln erreicht.
Der Hügel ist erklommen.
Der Aufstieg hier hoch war gar nicht so leicht,
trotzdem sind viele gekommen.
Lacht doch die Nacht
mit der Feuerpracht.

Mit Knacken und Knistern im hellen Licht
Funken nach oben streben.
Rundum von hier aus die nächtliche Sicht,
das alles muß man erleben.
Glut, rot wie Blut,
im Flammenmeer ruht.

Die Berglichter der Ferne werden schwach,
Feuer erlöschen wieder.
Die fröhliche Stimmung läßt langsam nach.
Wir steigen zum Tal hernieder.
Wahr und recht klar
der Abend hier war.

Josef Brell

Zur Besetzung des Ruhrgebietes

Die aufschlußreiche Arbeit von Dr. Berge in den Buchenblättern (Nr. 8, 1993) „Fuldaer Reaktionen auf die Besetzung des Ruhrgebietes im Jahre 1923“ erweckt eigene Jugenderinnerungen an die damalige Schülerzeit in meiner Heimatstadt Kassel. Damals kamen viele ausgewiesene Bewohner des Ruhrgebietes auch nach Nordhessen, und die Jugendlichen wurden für den Unterricht verschiedenen Schulen zugeteilt. So wurde aus Schülern der beiden Untertertien, zu denen auch ich gehörte, und den Jungen aus dem Ruhrgebiet eine dritte Klasse gebildet. Gemeinsam haben wir uns damals an den Haus- und Straßensammlungen für die Rhein- und Ruhrhilfe beteiligt und waren auch bei den „Deutschen Abenden und Tagen“ dabei. Alle diese Veranstaltungen sowie die Schulfeier am Verfassungstag (11. August) waren Proteste gegen das Versailler Diktat und die Ruhrbesetzung, und waren, aus heutiger Sicht betrachtet, überladen mit „nationalistischen“ Parolen.

Große Sorge bereitete in jenen Wochen und Monaten den Einheimischen und den Ausgewiesenen die sprunghaft steigende Inflation. Wenn Vater mit dem Gehalt, meistens Notgeld, das auch in Kassel gedruckt wurde, in der Mittagszeit nach Hause kam, gingen Mutter und ich schnell zum Einkauf der knappen Lebensmittel, denn am Tag darauf waren die Inflationspreise schon wieder gestiegen.

Die deutsche Regierung konnte den verkündeten „Passiven Widerstand“ nicht lange durchhalten. Die Situation wurde aber erst besser, leider jedoch nur für kurze Zeit, als Ende 1923 die Inflation mit der Einführung der Rentenmark beendet wurde und als Poincaré, der als französischer Ministerpräsident und Außenminister die Besetzung des Ruhrgebietes veranlaßt hatte, 1925 durch Briand ersetzt wurde, der eine Verständigung mit Deutschland erstrebte und mit dem deutschen Außenminister Stresemann die sogenannte „Locarnopolitik“ einleitete. Beide Politiker erhielten für diese vernünftige Zielsetzung 1926 den Friedensnobelpreis.

Hautnah hat meine Frau als junges Mädchen in Dortmund diese schlimme Zeit erlebt. Nur 300 Meter von der Wohnung der Eltern entfernt war ein Gymnasium zur französischen Kaserne geworden. Im ganzen Ruhrgebiet gab es damals keine Kasernen; diese wur-

den erst bei der Wiederaufrüstung im Dritten Reich gebaut.

Sehr rigoros gingen die französischen Soldaten vor, wenn die verhängte Sperrstunde nicht eingehalten worden war. So wurde eine Wandergruppe von Jugendlichen brutal niedergeschossen. Sieben Todesopfer wurden unter großer Teilnahme der Dortmunder Bevölkerung auf dem Alten Friedhof beigesetzt. Das Gemeinschaftsgrab wird noch heute in der jetzt parkähnlichen Anlage gepflegt.

Dr. Berge schreibt: „Die Besatzungsgerichte verhängten sogar zehn Todesurteile, davon eins vollstreckt.“ Das Opfer dieser Militärjustiz war Albert Leo Schlageter, ein Offizier des Ersten Weltkrieges und als Student Angehöriger einer katholischen Studentenverbindung. Der aus dem Schwarzwald stammende „Widerstandskämpfer“ wurde in der Golzheimer Heide (heute Stadtgebiet von Düsseldorf) erschossen. Ob die dort errichtete Gedenkstätte noch existiert, entzieht sich meiner Kenntnis. Schlageter selbst wurde in seinem Geburtsort Schönaue beigesetzt. Der Versuch der Nationalsozialisten, dort eine Gedenkstätte zu errichten, schlug fehl, denn der Vater verweigerte die Umbettung von der geheiligten Erde des Dorffriedhofes in den errichteten Betonklotz, der noch heute versteckt im wuchernden Gestrüpp erhalten ist.

Aber wer weiß, daß es auch in Fulda eine Schlageter-Anlage (wenigstens auf dem Papier) gegeben hat? Als ich 1938 von Dortmund nach Fulda kam und mir einen Stadtplan kaufte, war auf diesem die Anlage verzeichnet, und zwar am Beginn der Ochsenwiese, dort wo die große Trauerweide steht und vor einiger Zeit fünf Lindenbäume im Zuge der weiteren Begrünung des Stadtgebietes gepflanzt wurden. F. Gräser

Nachtrag: Schlageter

Das von F. Gräser erwähnte Schlageterdenkmal wurde am 28. Mai 1933 eingeweiht (Feier der NSDAP). Auch auf der Dalherdaer Kuppe befand sich ein Schlagetergedenkstein, errichtet 1927 vom Jungdeutschen Orden. Gedenkfeiern des Jungdeutschen Ordens und des Stahlhelms waren am 25. und 26. Mai 1933 auf der Dalherdaer Kuppe. Auch in einigen anderen Verbänden und Vereinen wurden zum zehnten Todestag Schlageters Gedenkfeiern im Fuldaer Land (z. B. Kleinhelligkreuz) durchgeführt (vgl. Berichte in der Fuld. Ztg. vom 27. 5. bis 2. 6. – Bild – und 25. 6. 1933). Otto Berge

Literatur: Fulda informiert. Dokumentationen zur Stadtgeschichte Nr. 7 (1985) (Kulturpreisverleihung, Katalog der Publikationen, Federzeichnungen) – Kramos, Zeitschrift der Gesellschaft der Keramikfreunde e.V. Düsseldorf. Heft 86 (1979), Verzeichnis der Publikationen (auch Sonderdruck) – Fuldaer Gesellschaftsblätter 1976, S. 129 (Kulturpreisverleihung) – Buchenblätter 1974, S. 65 (Willms) – Sturm, Bau- und Kunstdenkmale der Stadt Fulda (1984), S. 1105 (Künstlerverzeichnis).

Zum folgenden Beitrag (S. 103):

Athanasius Kircher



Athanasius Kircher im 53. Lebensjahr (1655). Er beschäftigte sich eingehend mit dem Bau von Sonnenuhren (vgl. folgenden Text).

Verantwortlich: Dr. Otto Berge

Zur Einweihung des Bonifatiusdenkmals

Ein Augenzeugenbericht zum 17. August 1842 / Mitgeteilt von Otto Berge

Die 150jährige Wiederkehr des Tages, an dem in Fulda dem heiligen Bonifatius ein Denkmal errichtet und geweiht wurde, zeichnete sich durch eine würdige Feier aus, von der in der Presse sowie in den „Dokumentationen zur Stadtgeschichte“ (Nr. 14) ausführlich berichtet wurde. In dem nachfolgenden Beitrag soll auf die Zeit vor 150 Jahren zurückgeblendet werden. Dem Festprogramm und dem zeitgenössischen Bericht von 1842 geht der Aufruf zur Errichtung eines Bonifatiusdenkmals vom 30. März 1828 voraus. In diesem Zusammenhang sei der Hinweis gestattet, daß in den Buchenblättern 1967 und 1968 in zehn Beiträgen ausführlich über die Geschichte des Bonifatiusdenkmals mit zahlreichen Abbildungen berichtet wurde.¹

Aufruf zur Errichtung eines Bonifatiusdenkmals

Im Wochenblatt der Provinz Fulda 1828 (S. 228) erscheinen folgender Aufruf (altertümliche Schreibweise beibehalten):

Bitte an die Bewohner Buchenlands, an alle Hessen, Thüringer, Sachsen und sämtliche Deutsche.

In allen Zeiten wurden verdienstvollen Männern und großen Helden Denkmäler für die Nachwelt errichtet. Hat solches je ein Mann verdient, so ist es der große Apostel Deutschlands, Winfried Bonifatius.

Von ihm ging das erste Licht des Glaubens, die erste Cultur der Seele und des Leibes in Deutschland aus; ihm verdanken alle christliche Glaubens-Genossen ihr Heil, und auch ihm gebührt ein öffentliches Denkmal. Wo könnte dieses aber einen zweckmäßigeren Platz finden, als da, wo seine Gebeine ruhen. Unterzeichnete haben, aufgefordert, es daher übernommen, an seinem Lieblings-Orte, an welchem er sich im Leben so gern aufhielt und für uns mit Inbrunst Gebete verrichtete, hinter dem Frauenberge bei Fulda, wo sich der noch von ihm genannte Bonifatius-Brunnen befindet, ein solches zu bewerkstelligen. Bereits ist dieser Ort schon eine schöne Anlage, aber lange nicht so schön, als es das Andenken dieses großen Mannes verdient. Dieser Brunnen soll neu gefaßt werden und von und zu demselben sich von beiden Seiten eine Reihe Buchen und Eichen, mit einander abwechselnd, in schönster Ordnung und an den besten Wegen hinziehen. Bei diesem Brunnen nun dürfte ein Bildniß in Lebensgröße von massivem Gußeisen oder Erz durch eine berühmte Künstler-Hand gefertigt, in gut gewähltem Anzuge und Stellung, umgeben von einem heiligen Haine, aus Buchen, Eichen und Linden u. s. w., der Nachwelt andeuten: von hier aus wirkte der Apostel groß und mächtig für die ganze Gegend, für ganz Deutschland!



Dr. Joseph Schneider, der mit dem damaligen Stadtvorstand, Rat Kepler, und Stadtsekretär Daniel Mackenrodt, dem nachmaligen Oberbürgermeister der Stadt Fulda, den Vorstand des Komitees zur Errichtung eines Bonifatiusdenkmals bildete.

Bild: Hans Günter Schulz; Text: Otto Berge

Da aber dieses Unternehmen mit nicht geringen Kosten verbunden ist, so schlagen wir zur Bestreitung derselben den Weg der Bitte, um milde Beiträge an sämtliche Deutsche ein, und werden jeden Beitrag nicht allein mit größtem Danke annehmen, sondern auch gewissenhaft zu verwenden suchen.

Ist das Ganze glücklich gelungen, so wird zu seiner Zeit in der Zeitschrift Buchonia genaue und umständliche Nachricht und Rechenschaft davon gegeben werden.

Fulda, den 30. März 1828.

Kepler,
Rath und Stadtvorstand.
Dr. Schneider,
Medicinalrath und Kreis-Physicus.
Mackenrodt,
Stadtsecretär.

Aus dem Programm

Aus dem „Programm zum Feste der Enthüllung und Weihe des Monumentes für den Apostel der Deutschen, Winfried Bonifatius, am 17. August 1842 zu Fulda“ sei folgendes mitgeteilt (altertümliche Schreibweise beibehalten):

Die an der Festlichkeit teilnehmenden Personen versammeln sich vor 9 Uhr in der Domkirche, worin Seine Excellenz der Hochwürdigste Herr Bischof von der Geistlichkeit am Portale empfangen wird.

Um dieselbe Zeit marschirt die Bürgergarde, von dem Marktplatze aus, bei das (= zum) Monument und bildet um den dasigen schon abgesperrten Platz ein Spalier.

Nach kurzem Gebete und Gesange in der Domkirche begibt sich der Zug unter dem Geläute der großen Hosianna-Glocke durch die Kanal-, Carls-, Markt- und Friedrichstraßen nach dem Monuments-Platze in folgender Ordnung:

- 1) männliche Schuljugend,
- 2) weibliche Schuljugend,
- 3) die Zünfte mit ihren Fahnen,
- 4) die übrige Bürgerschaft,
- 5) die Realschule mit ihren Lehrern,
- 6) das Gymnasium mit seinen Lehrern,
- 7) das Schullehrer-Seminar mit seinen Lehrern,
- 8) Musik-Chor,
- 9) eine Anzahl weiß gekleideter Jungfrauen mit roten Bändern, eine lange Girlande tragend,

- 10) der Künstler, Herr Professor Henschel, begleitet von dem Herrn Obermedizinalrate Dr. Schneider und dem unterzeichneten Oberbürgermeister,
- 11) die sämtliche Geistlichkeit unter Vortragung des Pontifikal-Kreuzes,
- 12) das Bischöfliche Domkapitel,
- 13) Seine Excellenz der Hochwürdigste Herr Landes-Bischof, unter einem Traghimmel,
- 14) die evangelische Geistlichkeit,
- 15) die Militär- und Civil-Behörden, nebst andern am Feste teilnehmenden Honoratioren,
- 16) der Stadtrat und Gemeinde-Ausschuß mit den Bürgergarde-Offizieren, soweit dieselben nicht besonders im Bürgergarde-Dienste stehen.

Zu beiden Seiten der unter 1 mit 16 aufgeführten Abteilungen marschirt ein Detachement der Bürgergarde. Auf dem Monuments-Platze angelangt, kniet Seine Excellenz der Hochwürdigste Herr Bischof auf einem für Hochdenselben hingestellten Betstuhl.

Bericht über die Einweihung des Denkmals

Fulda, den 18. August 1842: Endlich hat gestern die vielbesprochene und langersehnte Enthüllung und Einweihung des über zwei Jahre in Verpackung gelegenen Bonifatius-Monuments dahier stattgefunden. Am Vortage rückten entfernt wohnende Landleute, Geistliche usw. durch alle Tore in die Stadt ein, die belebter und immer belebter wurde. Am Abend verkündigten zum freudigen Schauer der Massen Kanonendonner und das Geläute aller Glocken die nahende Feier, wobei auch Hosianna ihre feierliche Stimme durch das weite Tal zu den Bergen hin erschallen ließ. Immerfort noch (kamen) die besetzten Wagen zu den Toren herein, und bis zur späten Nacht (war) ein Menschenwogen in allen Straßen. Mit der Morgendämmerung erfolgte der Einzug der näher wohnenden Landleute und Städter, und von Stunde zu Stunde war auf den Straßen steigende Bewegung zu verzeichnen, unter der sich früh schon einzelne Bürgergardisten zeigten. Bald drängte alles nach dem Monuments- und Domplatz hin.

Die Nachricht, daß nach eigenhändiger, am Vorabend eingetroffener brieflicher Mitteilung Künstler Henschel wegen Familienverhältnisse zum Fest nicht kommen werde, erregte allgemeinste Betrübnis, desto freudigere Überraschung, als der Ersehnte und Hochverehrte plötzlich in der Mitte des im Dom versammelten Festzugs erschien. Jetzt fuhr der Wagen Seiner Excellenz des Herrn Landesbischofs Leonhard heran, und 80 bis 85 Geistliche empfingen den Hochwürdigsten am Portale. Nach kurzen Vorbereitungen und



Bildhauer Werner Henschel (1782–1850) war seit 1832 Professor an der Kunstakademie in Kassel.

Zeichnung: August von der Embde



Titelseite des Programms zum Fest der Enthüllung und Weihe des Bonifatiusdenkmals in Fulda am 17. August 1842.

Stadtarchiv Fulda

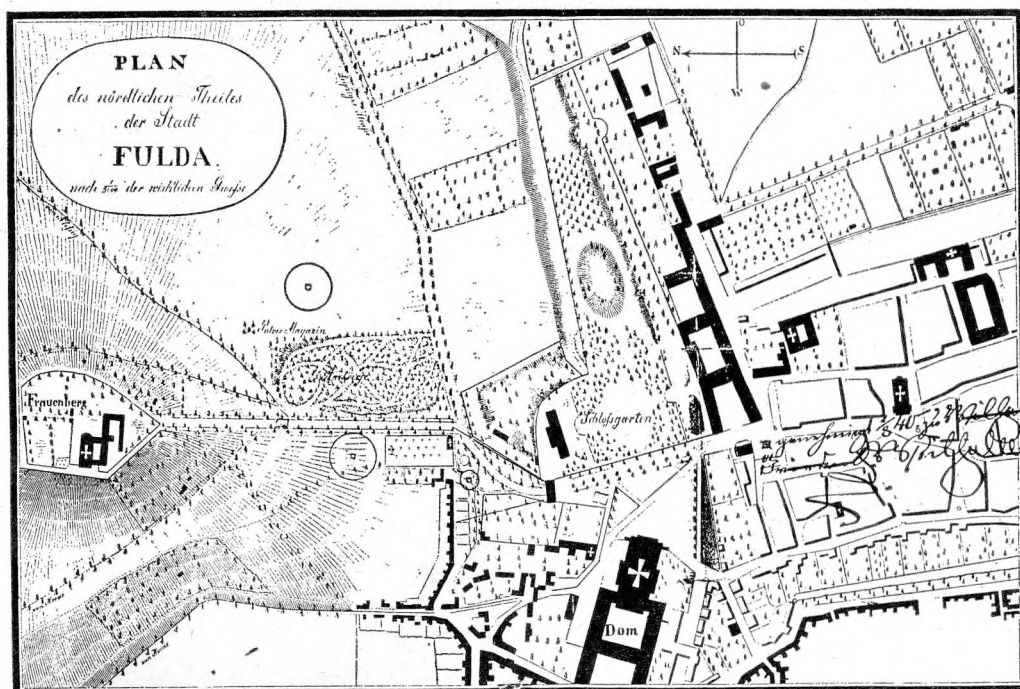
Absingung eines Liedes setzte sich die Prozession unter Begleitung von einer Division der Bürgergarde das Bonifatiuslied und andere zur Feier besonders gedichtete Lieder anstimmend, bald nach neun Uhr nach der im Programm angezeigten Ordnung in Bewegung und war gegen zehn Uhr am Monumentsplatz angelangt, der mit einer anderen Division der Bürgergarde innerhalb der Barrieren besetzt war, während Stadtpolizei und Gendarmerie bemüht waren, außerhalb und am Eingange die Ordnung zu handhaben.

Vor dem Monimente stand der Ehrensitz für unsere allverehrte Prinzessin Karoline, Höchstwelche sich denselben vorbehalten und dem Ortsvorstande zehn Louisd'or für die Armen übersandt hatte. Etwas vorwärts sah man einen schwarzbedeckten Tisch, zur Rechten den festlich geschmückten Betstuhl für den Herrn Landesbischof, rückwärts die rotbelegten Sitze für die Civil- und Militärpersonen usw., rechts und links die für 1 Taler, 34, 16 und 8 Silbergroschen dem Publikum offenstehenden Bühnen. Nachdem die Schuljugend und die Zünfte mit ihren Fahnen am Platze vorübergezogen waren, rückten die übrigen der 16 programmierten Abteilungen der Prozession in die Barrieren ein und verteilten sich in den leeren Räumen.

Die besondere Aufmerksamkeit heftete sich auf das Hochwürdige unter dem Traghimmel, auf Professor Henschels hohe Gestalt sowie auf 72 in Weiß gekleidete, rot beschürzte und sonst geschmückte Jungfrauen, welche eine massive Girlande von ansehnlicher Länge trugen und mit derselben das Moniment in einer Doppelreihe umstanden, während Geistliche den Originalhirtenstab des heiligen Bonifatius sowie das Buch, das dieser Glaubensheld, als er erschlagen wurde, vorhielt, auf den Tisch vor dem Ehrensitze niederlegten.

Als alles geordnet war, wurde das Signal zum Wegziehen des Überzugs gegeben, dieses Geschäft, unter Kanonendonner, dem Geläute aller Glocken und einem Tusch der Musik aber viel zu langsam vollzogen. Da stand endlich das Meisterstück Henschels, allen Augen offenbar, aber kein Laut unterbrach die Todesstille! Nach Absingen einiger Psalmen durch die Geistlichkeit und nachdem die Jungfrauen ihrer Bürde, womit jetzt das Geländer um das Moniment geziert wurde, entlastet waren, nahm Seine Excellenz der Herr Landesbischof die Weihe vor. Hiernach trugen die Schullehrer-Seminaristen nach begleitender Musik einen Choralgesang sehr brav vor. Nun folgte die bischöfliche Weiherede, die bei dem unausgesetzten Brausen der Menschenmassen aber leider selbst von der nächsten Umgebung des hohen Redners kaum vernommen werden konnte. Nachdem noch die Gymnasialschüler eine Cantantine abgesungen hatten, machte das Tedeum den Beschluß auf dem Platze.

Die Prozession kehrte in den Dom zurück, wo der bischöfliche Segen erteilt und noch ein Choralgesang von dem Sängerkhor vorgetragen wurde. Von dem



Den Plan, ein Bonifatiusdenkmal am Frauenberg zu errichten, hatte das Fuldaer Denkmalskomitee niemals aufgegeben. In einem Stadtplan sind daher mögliche Standorte eines Denkmals am Frauenberg angegeben (Kreis mit Punkt: Zweimal am Frauenberg, einmal unmittelbar hinter dem Paulustor/kleiner Kreis). Der kurhessische Landesherr Friedrich Wilhelm entschied am 1. März 1840 die Aufstellung vor dem Stadtschloß (heute Bonifatiusplatz) mit dem Vermerk: Genehmigt 1./3. 40 zu Wilhelmshöhe – Unterschrift: Friedrich Wilhelm (rechts in der Grundrißzeichnung, unteres Drittel). Grundrißplan: Stadtarchiv Fulda.

Dome aus begaben sich die 72 Jungfrauen auf das Rathaus und bekränzten daselbst den Künstler Henschel mit einem Lorbeerkränze unter der Anrede der Fräulein Mathilde Mackenrodt, worauf Fräulein Therese Molter auch eine unerwartete Anrede an die Monumentsbegründer, Herrn Obermedizinalrat Dr. Schneider und Oberbürgermeister Mackenrodt, hielt. Hiernit schlossen die Morgenfeierlichkeiten gegen 1 Uhr.

Eine große Masse, circa 11000 bis 12000 Menschen, bedeckte den Platz und vermehrte die erdrückende Hitze. Sie verließen sich jedoch schon größeren Theils gleich nach der Enthüllung des Monuments in die Straßen. Von Ferne her waren nur sehr wenige Fremde gekommen, weshalb die Fenster der benachbarten Häuser auch nur sehr schwach besetzt waren, und es war gar nicht nötig, die Dächer abzudecken, was zu glauben man sich für berechtigt hielt. Der weit überwiegende Teil der Zuschauer waren Landleute. Dem Blicke auf die zusammengedrängten, so verschiedenartig geputzten Köpfe, über denen sich da und dort

Sonnenschirme vielfarbig erhoben, stellte sich ein ganz eigentümliches Gemälde dar.

Für Restauration war mehr als genügend gesorgt, und der Gastwirt Wahler bot außerdem den Landleuten Musik zum lustigen Tanze. Das Festessen bei Konditor Pult befriedigte sehr und brachte, außer den gewöhnlichen, noch eine Menge anderer von Kanonendonner begleiteten Toaste, unter denen der den hohen Verdiensten des ausgezeichneten Künstlers Henschel und ein anderer, von einem wackeren Hannoveraner der deutschen Einheit, den Rechten und Freiheiten der deutschen Volksstämme mit Feuer ausgebrachter Toast mit rauschender Begeisterung aufgenommen wurde. Leider störte auch diesmal ein unangenehmer Vorfall die allgemeine Freude.

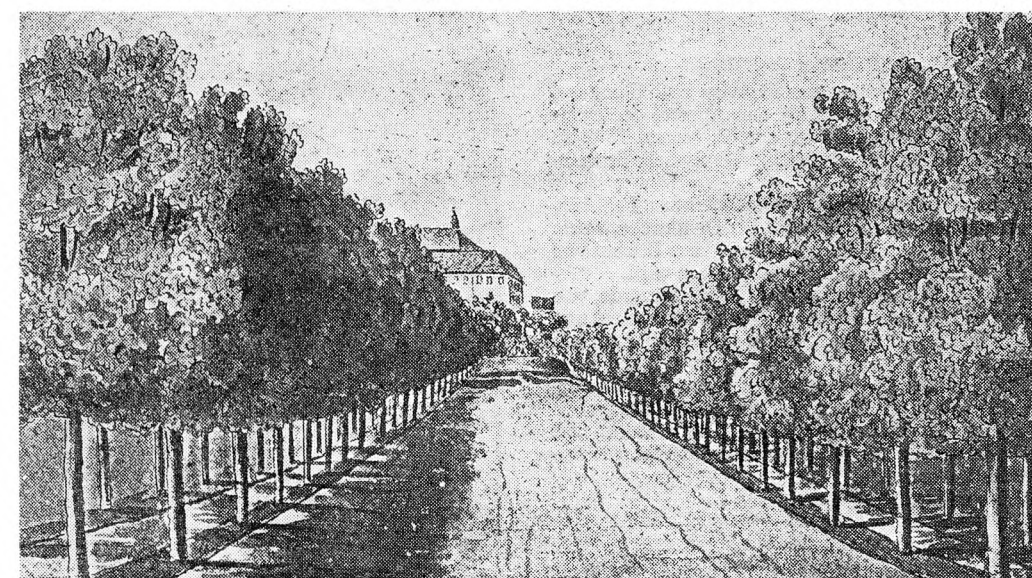
Der Liederkranz des Bürgervereins gab bei gepreßtem gefülltem Hause ein Konzert. Abends war die ganze Stadt festlich erleuchtet. Embleme, Inschriften, Sinsprüche der Transparente bezogen sich durchgehends nur auf den Gegenstand des Tages und boten wenig Bemerkenswerthes dar. Sehr schön war das Transparent am Hause der Witwe Mehler, auf dem Buchonia die heilige Flamme unterhielt, mit der Inschrift: „Heil uns, daß er gekommen!“ Die einfachste Inschrift trug das Transparent am Hause Lion: „Viro magno“. Den guten Landleuten war ebenso unbegreiflich wie uns, daß sich viele solcher lateinischer Inschriften fanden. Einen wunderherrlichen Eindruck gab der Blick vom Monumentsplatz aus durch die Friedrichstraße, in deren Hintergrund das neue Rathaus wie in einem Feuermeere schwamm, sowie der durch das Dunkel der Alleeabäume nach dem erleuchteten Kloster Frauenberg.

Um neun Uhr abends fand noch eine herrliche musikalische Aufführung vor dem erleuchteten Monimente und hierauf die Absingung eines Vaterlandsliedes nebst fünfmaligem Lebehoch dem Landesregenten statt, worauf der Bürgerverein einen stark besuchten Ball gab. Ein solcher findet auch heute abend zu Ehren der 72 Jungfrauen statt, welche die Girlande getragen haben und in dem Festkostüme zu erscheinen ersucht worden sind. Die Landleute und Fremden entfernten sich schon größeren Theils am Abend des Festtages und heute morgen.

Anmerkungen

1 Otto Berge: 125 Jahre Bonifatiusdenkmal in Fulda. Beiträge zur Geschichte und zu seiner Entstehung. Buchenblätter 1967, S. 57, 67, 71, 82, 102, 115, 124, 126, 135; 1968, S. 39, sowie FZ vom 17. 8. 1967.

Programm und Bericht zur Einweihung des Bonifatiusdenkmals sind im Stadtarchiv Fulda vorhanden (Abt. XXIII).



Der Standort für das Bonifatiusdenkmal sollte nach dem Willen des Fuldaer Denkmalskomitees der Frauenberg sein. Das hier vorgelegte (im Stadtarchiv Fulda vorhandene) Bild in farbiger Darstellung zeigt den möglichen Standort eines Denkmals am Frauenberg. Links und rechts eine Allee, die zum Denkmal führen soll. Erwogen wurde auch einmal die Aufstellung eines Denkmals am Röhlingswald. Kopien und Texte: O. Berge

Zur Friedhofs- und Begräbnisordnung der jüdischen Gemeinde Fulda 1913/14

Von Dr. Naftali Herbert Sonn

Die Friedhofs- und Begräbnisordnung der jüdischen Gemeinde ist ein historisch bemerkenswertes Dokument, das eines der wichtigsten Gebiete der jüdischen Gemeindeführung aufzeigt und die religiöse Grundeinstellung aller jüdischen Gemeinden des Provinzialrabbinates Fulda widerspiegelt.

Die Begräbnisordnung 1913/14, die von dem Vorstand der jüdischen Gemeinde beschlossen und von den staatlichen Behörden (Landrat und Regierungspräsident) genehmigt wurde, bildet formal eine Fortsetzung der „Leichenordnung für die Israeliten“ vom 31. März 1840.

Der Name „Leichenordnung“ gegenüber der Bezeichnung „Friedhofs- und Begräbnisordnung“ ist in beiden Quellen inhaltlich begründet. Die „Leichenordnung“ von 1840 befaßt sich mit den äußeren Formen des Begräbnisses, während die „Friedhofs- und Begräbnisordnung“ von 1913/14 die Fragen der gesetzlichen Zuständigkeit des Rabbiners und der Synagogenältesten (Vorstand der jüdischen Gemeinde) festlegt. Die „Leichenordnung“ von 1840 basiert auf § 15 der Judenordnung vom 30. Dezember 1823, der die „Disziplinarbefugnis“ des jüdischen Gemeindevorstandes definiert.

So wird in der „Leichenordnung“ der Aufgabenkreis der „Beerdigungsbrüderschaft“, hebräisch Chwra Kadischa, genau umschrieben. Die Bekanntmachung eines Todesfalles darf nur in der Synagoge oder persönlich in jedem Haus erfolgen. „Das an manchen Orten übliche, laute Rufen zum Leichenbegängnis ist untersagt“ (§ 5). Genaue Bestimmungen über die Waschung der Dahingeschiedenen, hebräisch Tahara, über die Überführung vom Sterbehaus zur Begräbnisstätte, über die Ordnung des Leichenzuges, über das Recht, eine Leichenrede zu halten sowie über die Kleidung und das Verhalten der Teilnehmer am Leichenbegängnis bilden den Hauptinhalt dieser „Leichenordnung“. Es wird jedoch eingeräumt, „wenn lokale Verhältnisse Abweichungen von dieser Leichenordnung erfordern sollten, so sind selbige in ein besonderes Regulativ zu fassen und dem Landrabbinat zur Prüfung und Genehmigung einzusenden“ (§ 25). Das Landrabbinat bestand aus dem Landesrabbiner in Kassel, den Provinzialrabbinern in Fulda und Hanau, während jedes Provinzialrabbinat durch „das Vorsteheramt der Israeliten“ administrativ geleitet wurde.

Der jüdische Friedhof war Eigentum der jüdischen Ortsgemeinde. Diese Tatsache findet ihren Ausdruck



Ausschnitt der Ansicht von Fulda aus dem Jahre 1550 von Hans Brosamer in der *Cosmographie des Sebastian Münster*. Der jüdische Friedhof – erstmals in den Akten der Stadt Fulda 1476 erwähnt – lag in dem Geviert Bahnhof-/Linden-/Sturm-/Rhabanusstraße. Das Bild zeigt den umzäunten Friedhof mit einem Häuschen und mehreren Grabsteinen. Hinter dem Friedhof befinden sich heute die Rhabanusstraße, die Städtische Sparkasse und dahinter die Reste der alten Stadtmauer.

Bild: Horn/Sonn: Zur Geschichte der Juden in Fulda.

in § 1 der „Friedhofs- und Begräbnisordnung“ von 1913/14.

Die nach orthodoxer jüdischer Überzeugung gültigen religiösen Gesetze bestimmen die konstitutiven Paragraphen dieser Friedhofsordnung. Die §§ 2, 3 und 4 halten diese Tatsache in klarer und eindeutiger Weise fest. Der als Grundlage dieser Friedhofsordnung zu begreifende § 2 schließt jeden Kompromiß und jeden Zweifel aus. „Die Friedhöfe sind in aller Hinsicht nach den Vorschriften des jüdischen Religionsgesetzes, wie es in der schriftlichen und mündlichen Lehre und in den Codices festgelegt ist, zu erhalten“. – Diese absolut verbindliche Feststellung wird gleichsam an zwei Beispielen (§§ 3 und 4) exemplifiziert.

- a) Es dürfen keine Totenurnen auf dem jüdischen Friedhof in Fulda bestattet werden;
- b) es dürfen weder Bäume noch Blumen auf dem Friedhofsgebiet gepflanzt werden.

Alle anderen Verordnungen im Rahmen dieser „Friedhofs- und Begräbnisordnung 1913/14“ beziehen sich auf die Verpflichtung, die Würde des jüdischen Friedhofes zu wahren und zu sichern. Bemerkenswert ist der § 9, der bestimmt, „auf den Grabsteinen dürfen, mit Ausnahme des bürgerlichen Namens, nur hebräische Inschriften angebracht werden. Die Inschriften, samt der Zeichnung des Grabsteines, sind dem Provinzialrabbiner behufs Genehmigung vorzulegen“.

Grundlage dieses Paragraphen ist der Wunsch, die Heiligkeit des Ortes mit dem ausschließlichen Gebrauch der heiligen Sprache zu betonen. In den späteren Jahren wurden hier und da die bürgerlichen Namen in lateinischen Lettern hinzugefügt. Das tragische Schicksal der Juden in Deutschland von Beginn der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts hat die Notwendigkeit der Entzifferung von hebräischen Ziffern in lateinischen Lettern und Sterbedaten hervorgerufen.

Der jüdische Friedhof war in erster Linie für die dahingeschiedenen Mitglieder der jüdischen Gemein-

de Fulda bestimmt. Bis zum Jahre 1906, dem Eröffnungsjahr des Friedhofes Edelzeller Weg, wurden die Toten der jüdischen Gemeinden Flieden und Neuohf in Fulda (Friedhof Rhabanusstraße) beigesetzt. Im Jahre 1900 betrug die „Seelenzahl der jüdischen Gemeinden“ Fulda, Flieden und Neuohf 754, während die Anzahl der Juden in Fulda 596 betrug. Die Quelle (Brief des Synagogenältesten Levy Nußbaum vom 1. August 1900 – Fulda, Stadt-Archiv I 8901) fügt hinzu, daß in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 in Fulda 78, in Neuohf und Flieden 17 Juden verstorben sind. Diese Bemerkung erscheint im Zusammenhang des Beschlusses des jüdischen Gemeindevorstandes in Fulda, die Einbeziehung der Gemeinden Flieden und Neuohf bei der Benutzung des neuen Friedhofes in Fulda abzulehnen. Dieser Beschluß wurde von den Behörden genehmigt.

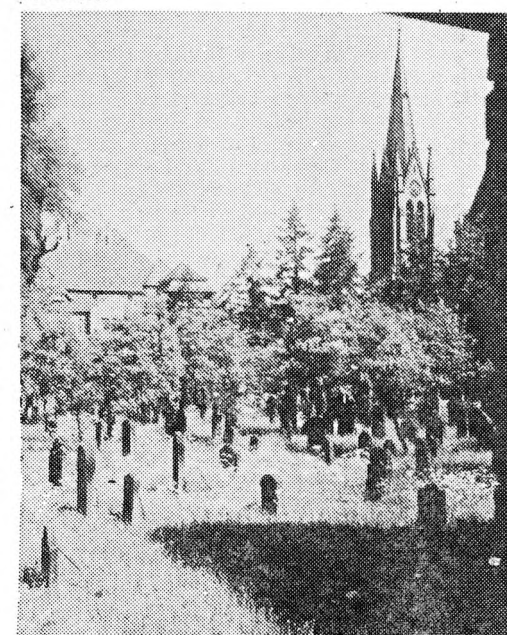
Im Jahre 1932 hat die jüdische Gemeinde in Fulda beschlossen, die §§ 13 und 17 abzuändern. § 13 betont die Pflicht der Entrichtung einer Grabesgebühr in Höhe von 100 Reichsmark für Verstorbene, die nicht Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Fulda waren oder weniger als 6 Monate Mitglieder der Gemeinde waren. Der § 17 wurde geändert, um eine etwaige Entschädigungspflicht der jüdischen Gemeinde auszuschließen, die von den Angehörigen eines verstorbenen Gemeindegliedes geltend gemacht werden könnte. Die grundsätzliche Verordnung lautet, daß ein Verstorbener nicht auf dem Jüdischen Friedhof beerdigt werden kann, der zu seinen Lebzeiten

- a) aus der Synagogengemeinde (in Fulda) ausgetreten ist,
- b) in einer religionsgesetzlich verbotenen Ehe gelebt hat,
- c) die Einäscherung seiner Leiche angeordnet hat.

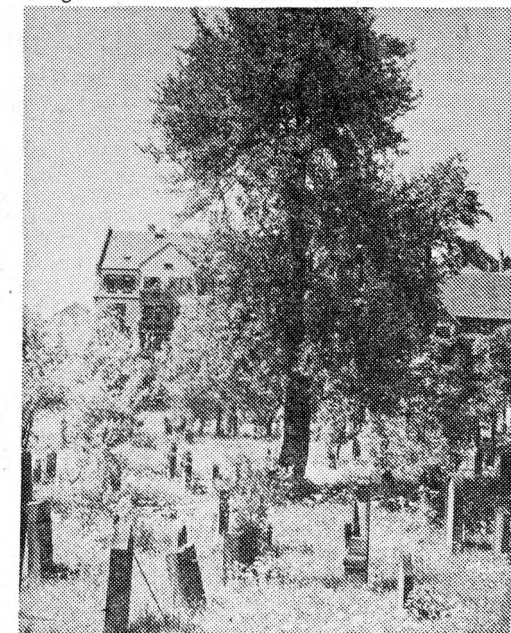
Die Bitte um Genehmigung an den Regierungspräsidenten in Kassel vom 11. Oktober 1932 wurde von den Synagogenältesten Mendel Wertheim, Dr. L. Herz, Max Kugelmann und Salomon Nußbaum unterschrieben sowie von dem Vorsteheramt der Israeliten in Fulda genehmigt mit der Unterschrift von Provinzialrabbiner Dr. L. Cahn, J. Nußbaum, Sal. Ansbacher und Jonas Eschwege.

Am 28. Oktober 1932 genehmigte der Regierungspräsident in Kassel den vorgeschlagenen Nachtrag. Dies war wohl die letzte Eingabe der jüdischen Gemeinde in Fulda als öffentlich-rechtlich anerkannte Körperschaft.

So wird eine formale Änderung von Paragraphen zur historischen Quelle eines tragischen Geschichtsverlaufes.



Blick auf den alten jüdischen Friedhof in der Rhabanusstraße. Bild: Foto-Schneider, Fulda



Blick auf den alten jüdischen Friedhof in der Rhabanusstraße. Im Hintergrund die Christuskirche. Der Friedhof wurde durch die Nationalsozialisten zerstört und eingeebnet. Bild: Foto-Schneider, Fulda

Zur Geschichte der Arbeiterparteien in Fulda

Die SPD / Von Dr. Wolfgang Seewald

Die Gründung

Das Jahr 1875 brachte einen entscheidenden Einschnitt in der Entstehungsgeschichte der deutschen Sozialdemokratie. In Gotha vereinigten Delegierte des Lassalle'schen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV) und der marxistischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei ihre Organisationen zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Bis nach den Sozialistengesetzen 1890 behielt die Partei diesen Namen und nannte sich dann um in Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD). Eine einheitliche Organisation diente der Arbeiterbewegung als starker Kristallisationspunkt, welches die anwachsenden Mitgliederzahlen belegten, ebenso die Ergebnisse bei Wahlen, aber auch der Ausbau der Infrastruktur.

Die Entwicklung der Sozialdemokratie fand ihre Widerspiegelung in Fulda, als sozialdemokratische Arbeiter begannen, öffentlich in Erscheinung zu treten. Bereits 1875 meldete der Schneider Heinrich Fuchs – er kam 1865 aus Angersbach nach Fulda, das Königliche Landratsamt schätzte den „Agitator“ als „ziemlich unkirchlich gesinnt“ ein – zum ersten Mal eine Volksversammlung an.¹ Es folgten bald eine Schneiderversammlung und eine Wählerversammlung.

In den beiden folgenden Jahren ging eine regelrechte „Versammlungswelle über unseren Bezirk“. Von Mai 1876 bis zum Verbot 1878 fanden 21 gewerkschaftliche Versammlungen statt, ergänzt durch öffentliche Volks- oder Sozialistenversammlungen. Neben Heinrich Fuchs tat sich dabei besonders Bruno Wagner hervor.³ Abwechselnd meldeten sie die Veranstaltungen an und führten den Vorsitz. In ihrem Selbstverständnis werden sie dabei wohl keinen Unterschied zwischen gewerkschaftlichen oder parteipolitischen Aktivitäten gemacht haben. Das brachte sie bald in Konflikt mit der Polizei und dem „rigorose zupackende(n) Polizeinspektor Fink“, der „scharfsten als internen Vorgänge“ überwachte.⁴ Am 30. 9. 1876 erfuhr Wagner von der Einleitung eines Strafverfahrens gegen ihn. Man warf ihm einen Verstoß gegen das Vereinsgesetz vor und bedrohte die „Manufaktur-, Fabrik- und Handarbeitergewerkschaften“ zusätzlich mit einem Verbot. Der polizeiliche Scharfmacher erlitt jedoch vor dem Königlichen Kreisgericht am 14. 11. 1876 eine Niederlage, wodurch die Verfolgung Bruno Wagners aufhörte und ein Verbot der Gewerkschaft vorerst nicht mehr zur Disposition stand.⁵

Zu dieser Zeit muß es gewesen sein, als auch offiziell eine Parteigruppe der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands in Fulda gegründet wurde. Auf dem Gothaer Vereinigungsparteitag 1875 vertrat noch kein Delegierter Fulda, auch nicht auf dem folgenden Sozialistenkongreß im August 1876. Als jedoch im Mai 1877 die Delegierten der SAP erneut in Gotha zusammentrafen, da befand sich unter ihnen der Kasseler Tischler Wilhelm Pfannkuch (1841–1923). Er besaß ein offizielles Mandat der Fuldaer Gruppe.⁶ Pfannkuch, der als Anhänger Lassalles galt, wurde später in den Reichstag gewählt und blieb auch noch zu Beginn der Weimarer Republik führend in der Gewerkschaftsbewegung tätig.⁷

Bruno Wagner lud Pfannkuch zu einer Volksversammlung am 2. 12. 1877 nach Fulda ein. Die Veranstaltung fiel durch ihren guten Besuch (150–200 Zuhörer) aus dem Rahmen, weil normalerweise die Teilneh-

merzahl 60 kaum überstieg. Über zwei Stunden sprach Pfannkuch über die Ziele der Sozialdemokraten.⁸

Die enge Verbindung der Fuldaer Gruppe mit dem Lassalleaner Pfannkuch muß nicht unbedingt auf die ideologischen Wurzeln der Gruppe hinweisen. Immerhin machte der Polizei die Verbreitung des „Volksstaates“ und des „Vorwärts“ große Sorgen. Noch vor den Sozialistengesetzen forderte das Königliche Landratsamt, strengere Pressemaßnahmen „möchte(n) dem Übel am wirksamsten entgegen . . . treten“, „damit nicht die böse Saat auf dem Wege der sozialdemokratischen und sozialistischen Flugblätter, Zeitschriften und Broschüren ausgestreut wird“. Der „Volksstaat“ aber war das Zentralorgan der marxistischen SDAP. Auch als Zentralorgan der SAP ab 1875 redigierte Wilhelm Liebknecht in enger Zusammenarbeit mit August Bebel die Zeitung. 1876 ersetzte sie der „Vorwärts“, der während der Sozialistengesetze verboten wurde. Dagegen besaß der Lassallesche „Social-Demokrat“ in Fulda offensichtlich keine Abonnenten.

In der Gründungsphase profitierte die Sozialdemokratie in Fulda durchaus nicht nur von zugezogenen Arbeitern. Es verließen auch Fuldaer den heimischen Raum und engagierten sich an anderen Orten für die SAP oder die Gewerkschaften. Zu ihnen gehörte Alexander Kapp (1853–1905), der für das sozialdemokratische Wochenblatt „Pionier“ arbeitete, während der Sozialistengesetze den in der Schweiz gedruckten „Sozialdemokraten“ illegal mitverbreitete und dafür zweimal in Geheimbundprozessen verurteilt und mindestens fünfmal aus Städten ausgewiesen wurde.¹⁰ Dazu gehörte auch Joseph Auth (1887–1961), der in Frankfurt als Bezirksleiter für den Verband der Maler und Lackierer arbeitete,¹¹ und Josef Hütsch (geb. 1868), der ab 1905 in Darmstadt die Funktion eines Geschäftsführers im Malerverband ausübte, später ins Stadt- und Kreistagsparlament einzog.¹²

Die Sozialistengesetze

Für die SAP unterbanden die Bismarckschen Sozialistengesetze „zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ sehr bald eine normale politische Auseinandersetzung mit anderen gesellschaftlichen Gruppen und Parteien. Bismarck versuchte mit Polizeimethoden eine soziale Bewegung zu zerschlagen. Sozialdemokratische Vereine wurden verboten, ebenso die Versammlungen und Druckerzeugnisse, wobei sich die polizeilichen Willkürmöglichkeiten für die Betroffenen besonders negativ auswirkten. Das Gesetz traf die SAP tief, zerstörte die gewachsenen Strukturen und verhinderte die gewohnten politischen Aktivitäten. Doch schnell reagierte die SAP und entwickelte adäquate Verhaltensweisen zwischen legalem, halblegalem und auch illegalem Auftreten.

Auch in Fulda hörten die öffentlichen Veranstaltungen bis zum Ende der Sozialistengesetze 1890 auf. Heimliche Treffen zu den Maifeiern im Röhlingenswald oder Gerloser Wald ersetzten die Aktivitäten. „Um die scharfe polizeiliche Kontrolle von sich abzulenken, traten diese Vorkämpfer des Sozialismus in Fulda in den Gesangsverein ‚Buchonia‘ ein, der in der Nonnengasse im damaligen Lokal ‚Zur Glocke‘ (heute Konvikt) tagte.“¹³ Als Partei gab es für die SAP keine Möglichkeit, in Erscheinung zu treten. Es war wohl vor allem das Verdienst von Johann Josef Wehner (gest.

1947), der eine Gruppe von 20 Interessierten zusammenhielt, Beiträge kassierte und den Kontakt nach Frankfurt und Kassel aufrecht erhielt.¹⁴ Gegen Ende der Verfolgungszeit stieg die Mitgliederzahl sogar erheblich an. Die „Fuldaer Zeitung“ vermutete 1887 bei den „hiesigen Sozialdemokraten, deren Zahl sich auf etwa 50 belaufen mag“, eine Verdoppelung.¹⁵

Eine, wenn auch komplizierte Möglichkeit blieb den Sozialdemokraten allerdings zu dieser Zeit. Bei den Wahlen zum Reichstag wurden Personen gewählt, keine Parteien. So kandidierten auch bekannte Sozialdemokraten und vertraten ihre Positionen von der Tribüne des Reichstages. Und ihnen kam entgegen, daß seit seinem Bestehen im Jahre 1871 ein allgemeines, gleiches, geheimes und direktes Wahlrecht zum Reichstag bestand, wenigstens, wenn man als Mann in die Welt geboren wurde, ein Alter von 25 Jahren erreicht hatte und nicht von der Armenfürsorge lebte. Die Wahlen erfolgten also nicht wie bei den Kommunalwahlen „mündlich zu Protokoll“. Trotz dem gelang den Sozialdemokraten nur bescheidene Anfangserfolge, obwohl sie bedeutende Schützenhilfe erhielten. Es war August Bebel, der in Fulda seit 1874 für die SPD kandidierte (1874: 12 Stimmen, 1877: 92, 1881: 26, 1884: 40). Nur 1878 vertrat ihn Pfannkuch als Kandidat (49 Stimmen). Die Sozialistengesetze senkten also das bereits niedrige Stimmenniveau vorerst noch einmal ab. Dabei war August Bebel sicher der bekannteste und anerkannteste Mann in der SAP. Nun könnte man vermuten, der gebürtige Hanauer habe damit eine besondere Affinität zu Fulda ausdrücken wollen. Bebel gab in seiner Biografie jedoch eine andere Erklärung für die „Kandidatennot“ vor und während der Sozialistengesetze. „Die Folge war, daß man allerwärts, wo es an eigenen Kandidaten fehlte, Genossen mit bekannten Namen, die bereits anderswo kandidierten, aufstellte, was auch zugleich die Agitation erleichterte. So kam ich zu der Ehre von fünfunddreißig Kandidaturen . . .“¹⁷

Die Vorkriegszeit

Das Ende der Sozialistengesetze und der Rücktritt Bismarcks erlaubten der Sozialdemokratie, nun wieder öffentlicher aufzutreten, die erzwungene Arbeit in der Halblegalität aufzugeben. Natürlich trat das bei Wahlkämpfen besonders in Erscheinung. So berichtete die „Fuldaer Zeitung“ schon 1893: „In ganzen Scharen werden die sozialdemokratischen Eintreiber und Wahlmacher in die Wahlkreise geschickt.“¹⁸ Ähnliche Berichte folgten bei allen Wahlen bis 1912: „Die Sozialdemokraten entfalten in unserer Stadt in den letzten Tagen vor der Wahl noch eine ungemein rührige Tätigkeit. Treppauf und treppab laufen die Zettelverteiler und überschwemmen die ganze Stadt mit ihren Flugblättern. Ist eben ein ‚Genosse‘ mit seinen Flugblättern abgezogen, dann kommt gleich schon wieder ein anderer und liefert uns die zweite Auflage; nicht lange nachher liegt schon wieder ein neues Flugblatt auf dem Treppenabsatz. Auch an den Fabrikingängen werden die Arbeiter mit der roten Gratislektüre bedacht.“¹⁹

Als die Sozialdemokraten allerdings versuchten, an die Veranstaltungstradition vor den Sozialistengesetzen anzuknüpfen, mußten sie erst einmal Lehrgeld bezahlen. Das sozialdemokratische Wahlkomitee lud am 12. 6. 1893 zu einer Veranstaltung ein, die mit einem Fiasko endete. Erst erschien der angekündigte

Referent Pfannkuch nicht und schickte auch keinen Ersatz. Als dann der Vorsitzende des Wahlkomitees die Versammlungsleiter vorschlug, widersprach Domkaplan Helfrich. Er verwies darauf, daß es sich durch die Art der Einberufung um eine allgemeine und keine sozialdemokratische Wahlversammlung handle. Daraufhin schlug er selbst einen Versammlungsleiter vor und stellte ihn zur Gegenabstimmung. Da die Sozialdemokraten ihre Veranstaltung nicht aus den Händen geben wollten, kam es zu einem Tumult. „Der hierdurch verursachte Lärm veranlaßte den überwachenden Polizeikommissar, die Versammlung aufzulösen, die dann unter Schreien und Johlen der noch sehr jugendlichen Genossen, aus denen auch hie und da ein ‚Nieder mit den Pfaffen, den Schwarzkitteln‘ laut wurde, allmählich die Halle verließ. Anzuerkennen war das energische Bemühen der besonneneren Mitglieder der Partei, jegliche Ausschreitungen zu verhüten.“²⁰ Dem Zentrum kam also eindeutig das Verdienst zu, als erste eine Parteiveranstaltung in Fulda gesprengt zu haben.

Spätere Versammlungen verliefen sicherlich erfolgreicher, nur fehlen die Berichte darüber. Die „Fuldaer Zeitung“ begründete ihren Berichtboykott: „... für die Versammlung, zu der das sozialdemokratische Wahlkomitee die große Güte hatte, die Redaktion der ‚Fuldaer Zeitung‘ persönlich(!) einzuladen. Wir lehnen dankend ab; wir haben nicht den Ehrgeiz, als ‚Zugstück‘ für eine sozialdemokratische Veranstaltung zu dienen.“²¹

Überhaupt schien das Zentrum – wenigstens die „Fuldaer Zeitung“ als ihr Sprachrohr – in den Jahren des Kaiserreiches Schwierigkeiten zu haben, die Sozialdemokratie als normalen politischen Kontrahenten zu betrachten. Sie handelte und schrieb eher nach dem Motto: „Der Katholizismus ist der Todfeind des Sozialismus.“²² Das begründete sie ausführlich: Die Sozialdemokratie ist die „reine Gottlosigkeit ... In staatlicher Hinsicht will sie die Republik, denn da sie von Gott nichts wissen will, so auch nichts von einem König oder Fürsten, der nach Gottes Anordnung gesetzt ist ... der Sozialismus schreckt auch vor revolutionärer Gewalt nicht zurück ... Revolution gegen die gesetzmäßige Obrigkeit, mag letztere auch vielleicht Fehler über Fehler in der Behandlung ihrer Untertanen begehen, ist unter allen Umständen Sünde.“²³

Die Auseinandersetzung verlief durchweg unsachlich. Da wurden Reichstagsabgeordnete zu „sozialdemokratischen Häuptlingen“²⁴ oder „großprotzigen Herren“²⁵. In dem „sozialdemokratischen Paradies ... mußt du vor der Türe lassen alles Eigentum ... Du mußt vor der Türe lassen deine Freiheit ... Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein. Das ist die sozialistische Freiheit ... Das sozialdemokratische Evangelium heißt: Es gibt keinen Gott! Der Mensch ist weiter nichts als ein entwickeltes Tier! Du mußt vor der Tür lassen das christliche Sittengesetz, denn da du nur ein höheres Tier bist, so hast du auch als Tier zu leben. Du mußt vor der Tür lassen deine Gattin und deine Kinder. Freie Liebeswahl ist das oberste Gesetz, und die Kinder der Staatssklaven gehören selbstverständlich dem Staat.“²⁶

Überraschend sachlich berichtete die „Fuldaer Zeitung“ hingegen über das wohl wichtigste Ereignis für die Fuldaer Sozialdemokraten vor dem Ersten Weltkrieg. Am 22. 1. 1893 hielt die SPD ihren Landesparteitag für Hessen und Waldeck in der Gastwirtschaft „Am Pröbel“ ab. 36 Delegierte repräsentierten 16 Ortsverbände. Neben Wehner nahmen aus Fulda noch Post, Sprenger, der zum ersten Schriftführer der Konferenz gewählt wurde, Lachmann, Bloch und Spiegel an dem Parteitag teil. Im Mittelpunkt standen dabei die Diskussionen über die Ausbreitung der Partei unter den neuen Bedingungen, vor allem die Verbreitung der Parteizeitungen.²⁷

Trotz der schwierigen Bedingungen stiegen bereits gegen Ende der Sozialistengesetze die Wahlergebnisse genau wie die Mitgliederzahlen wieder leicht an. Pfannkuch erreichte 1887 69 Stimmen. Bedeutsam war, daß bei dieser Wahl zum ersten Mal überhaupt nennenswerte Stimmen aus dem Wahlkreis hinzukamen (Petersberg: 14, Neuenberg: 8).²⁸ Nach dem Ende der Sozialistengesetze gelang der SPD dann ein erdrutschartiges Wahlergebnis. Die Verfünfachung ihrer Stimmenzahl (1890: Pfannkuch: 338) verdrängte Liberale bzw. Konservative (in diesem Fall Landrat Trott: 240)²⁹, ein Ergebnis, das von nun an bis zum Kriegsbeginn auch bei leichten Wahlrückschlägen 1893 und 1898 gehalten werden konnte. Die SPD

etablierte sich als zweitstärkste politische Kraft hinter dem Zentrum, ohne allerdings diesen Einfluß in Fulda in der konkreten Kommunalpolitik umsetzen zu können. (Wird fortgesetzt!)

Anmerkungen

- 1 Stadthaus Fulda (F.St.A.), Best. 9, Nr. 461.
- 2 Jestaedt, Wifried: Zur Parteiengeschichte des Fuldaer Landes, in: Buchenblätter (BB), 19. 7. 1958.
- 3 Seewald, Wolfgang: Entstehen der Gewerkschaftsbewegung in Fulda, in: BB, 19. 2. 1992.
- 4 ebd.
- 5 F.St.A., a.a.O.
- 6 Fricke, Dieter: Die Deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914, Berlin, 1976, S. 125.
- 7 Beier, Gerhard: Arbeiterbewegung in Hessen, Frankfurt, 1984, S. 519.
- 8 und 9 F.St.A., a.a.O.
- 10 Beier, a.a.O., S. 460
- 11 ebd. S. 363.
- 12 ebd. S. 454.
- 13 SPD Unterbezirk Fulda: Die SPD in Stadt- und Landkreis Fulda, in: Brembs, Rainer (Hrsg.): Fuldaer Stadtbuch, Fulda, 1985, S. 93.
- 14 ebd.
- 15 Fuldaer Zeitung (FZ) vom 28. 1. 1887.
- 16 Berge, Otto: Kommunalwahlen in Fulda, in: BB, 8. 3. 1989.
- 17 Bebel, August: Aus meinem Leben, Berlin/Bonn, 1986, S. 628.
- 18 FZ vom 7. 6. 1893.
- 19 FZ vom 10. 1. 1912.
- 20 FZ vom 13. 6. 1893.
- 21 FZ vom 10. 1. 1912.
- 22 und 23 FZ vom 16. 2. 1890.
- 24 FZ vom 5. 1. 1912.
- 25 FZ vom 13. 1. 1907.
- 26 FZ vom 15. 1. 1907.
- 27 FZ vom 26. 1. 1893.
- 28 FZ vom 24. 2. 1887.
- 29 FZ vom 22. 2. 1890.

Fuldaer Klosterbesitz in F



Unser Bild zeigt die Ortsmitte des schmucken evang. Hauptort der Großgemeinde Alheim, die nach dem 5. Heinebach liegt am gleichnamigen Bach kurz vor dessen Mündung nach Melsungen und an der Bahnlinie von Fulda nach Melsungen.

Der Ort wird schon im 9. Jahrhundert als „Heginebal“ des Klosters Hersfeld genannt. Der Fuldaer Mönch Eberhard schenkte zwei Schenkungen, die zu unbekannter Zeit durch Erbk. hl. Bonifatius, d. h. an das Kloster Fulda, gemacht. Chorherrenstift Mönchskappel (heute Spieskappel) und begütert. Ein Adliger von Heinebach wird 1314 in ein Heinebach zum Gericht Morschen des Landgrafen von Spangenberg. Die Pfarrei wird 1229 genannt und stand in Fulda.

Die heutige Pfarrkirche ist ein barocker Saalbau mit dem verschieferten Glockenturm aus dem Jahre 1730. Decke und Akanthusschnitzereien an Kanzel und Orgel. Baumeister Alessandro Rossini, der vermutlich aus Rom kam, war in Sachsen-Meinungen tätig war. 1718 und 1721 zog ihn Gutachter heran. Zusammen mit Johannes Dientzenhofer, der die katholischen Heilandskirche in Fulda zu Ehren des hl. Papstes Pius X. gebaut.

Zur Geschichte der Arbeiterparteien in Fulda

II)

Die SPD (Fortsetzung) / Von Dr. Wolfgang Seewald

Die Nachkriegszeit

Mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg brach der kaiserliche Staatsapparat erst einmal vollständig zusammen. In Berlin übernahm der Arbeiter- und Soldatenrat mit seinem Rat der Volksbeauftragten die Regierung, vielerorts übten Räte reale Machtfunktionen aus.

Auch in Fulda entstand eine neue Situation. Das Zentrum, das bisher alle kommunalen Positionen besetzt hatte, zeigte sich nun flexibel genug, auf die neue Situation zu reagieren. Rühl (Stadtverordneter, später DDP) und Wilhelm Frank (katholischer Volksvereinssekretär) organisierten einen provisorischen Arbeiterrat, der bei der Wahl am 13. 9. 1919 dann auch drei Viertel der Stimmen gegen die Unabhängigen Sozialdemokraten (USP) gewann. Dennoch bedeutete das einen großen Erfolg für die USP, wäre nach einem proportionalen Wahlrecht entschieden worden. So blieben ihre Stimmen unberücksichtigt.¹ Die zentrumsnahe Liste besetzte allein den Arbeiterrat und den Vollzugausschuß. Formal erklärte er eine Unterordnung des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, orientierte sich jedoch in der Praxis auf Zusammenarbeit und verstärkte dies durch personelle Doppelmithedschaft in beiden Gremien.

Es wunderte also nicht, wenn dieser Arbeiter- und Soldatenrat bald in die Kritik geriet. Vor allem die SPD-Mitglieder Krönung und Bechthold (Architekt, als Wachmeister Mitglied des Soldatenrates) drängten auf Neuwahlen, indem sie schwere Vorwürfe gegen den alten Arbeiterrat erhoben: „Gewählt mit der List und der Überrumpelung rückständiger Geister, war er ein Konsortium von Techtelmechtelnaturen. In der Mehrheit waren seine Mitglieder Komproißler, die es allen und keinem recht machten.“² In der Neuwahl am 6. 4. 1919 gelang dann der SPD ein relativer Erfolg. Sie erreichte mit 1085 Stimmen knapp 35 Prozent (fünf Mitglieder im Arbeiterrat). Die Mehrheit gewann aber wiederum eine bürgerliche Liste mit 1925 Stimmen (61 Prozent, neun Mandate). Ohne Mandat blieb die USP-Liste mit 110 Stimmen (4,1 Prozent).³ Die SPD stellte nun mit Bechthold den zweiten Vorsitzenden.

Lange konnten die Räte ihre Ansprüche nicht aufrechterhalten. Das parlamentarische System der Weimarer Republik erlangte zunehmende Stabilität. Zu Beginn des Jahres folgten in kurzem Abstand die Wahlen zur Nationalversammlung (19. 1.), zum Preussischen Landtag (26. 1.), zum Kommunalparlament (2. 3.) und zum Kreistag (4. 5.). Bei diesen Wahlen errang die SPD ihre relativ besten Ergebnisse überhaupt in Fulda. Sie wurde erneut zur zweitstärksten Partei (Nationalversammlung: 2695 Stimmen⁴, Kommunalwahl: 1352 Stimmen⁵), vermochte das Ergebnis nun aber durch fünf Sitze in der Stadtverordnetenversammlung in praktische Politik umzusetzen. Durch eine Listenverbindung mit der Deutschen Demokratischen Partei erreichte man sogar ein Magistratsmandat, das Balthasar Mihm wahrnahm.⁶

Der Eisenbahnsekretär Balthasar Mihm gehörte vor dem Ersten Weltkrieg der Demokratischen Vereinigung an.⁷ Das war eine jener zahlreichen liberalen demokratischen Gruppen, die in diesem Fall aus der Freisinnigen Vereinigung hervorging. An ihrer Spitze stand Rudolf Breitscheid; Theodor Barth gehörte zum Vorstand und spielte eine bedeutende Rolle. Nach

dem Krieg beschloß die Vereinigung, geschlossen zur Deutschen Demokratischen Partei (DDP) überzugehen.⁸ Mihm folgte diesem Schritt und gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Fuldaer Ortsgruppe.⁹ Bei den Wahlen zum Preussischen Landtag am 26. 1. 1919 kandidierte er als einziger Fuldaer sogar auf der Landesliste der DDP.¹⁰ Kurz danach aber trat er zur SPD über und kandidierte bei den Kommunalwahlen am 2. 3. 1919 bereits auf dem ersten Listenplatz, kam so in das Stadtparlament und in den Magistrat.¹¹ Nach den katastrophalen Wahlergebnissen 1920 – die SPD verlor gut die Hälfte ihrer Wähler, was sicher nicht nur durch Fuldaer Ereignisse bedingt war (Kapp-Putsch, Rote Ruhrarmee) – wählte die Ortsgruppe Balthasar Mihm auch zum Vorsitzenden. Er löste den Sattler Josef Kind ab, der die Gruppe seit der Novemberrevolution leitete.¹² Mihms unbestrittene Ausstrahlung sollte mithelfen, den Schaden zu begrenzen.

Zu dieser Zeit besaß die SPD eine starke Anziehungskraft. Sie integrierte auch solche Leute wie Karl Ehser, der durch seine Unterschrift die Liste der Partei zu den Kreistags- und Provinziallandtagen 1921 unterstützte.¹³ Ehser war sogar noch als Mitherausgeber an der „Fuldaer Neuen Zeit“ beteiligt, die Mihm 1922 redigierte.¹⁴ Dann aber trennten sich die Wege, und Ehser gehörte zu den Gründungsmitgliedern der NSDAP in Fulda.

Die Spaltung

In dem Eisenbahnerstreik zu Beginn des Jahres 1922 stand Mihm als Sprecher des Streikausschusses in der vordersten Linie der Auseinandersetzungen. Das brachte ihn in einen gewissen Gegensatz zur Gesamtpartei, die den Streik eher reserviert verfolgte. Zu einem Eklat kam es auf einer SPD-Versammlung in Bebra. Der Parteisekretär Schnabrich aus Hersfeld versuchte die Haltung der SPD während des Streikes zu rechtfertigen. Es gelang ihm ausgesprochen schlecht, da Mihm als Gegenredner auftrat und der SPD und den Spitzenverbänden der Gewerkschaften den Vorwurf machte, „Verwirrung und Zersplitterung in die Massen zu tragen“ und „den kämpfenden Beamten in den Rücken zu fallen“.¹⁵ Der Frankfurter Bezirksvorstand Hessen-Nassau faßte den öffentlichen Auftritt als parteischädigend auf und beschloß den Ausschluß Mihms. „Damit sind Sie auch gleichzeitig von Ihrem Amte als Vorsitzender der Ortsgruppe Fulda entbunden. Alle öffentlichen Ämter, die Sie durch die Partei bekommen haben, wie auch das Amt des Mitgliedes des Magistrats und des Stadtverordneten der Stadt Fulda, müssen Sie auf Grund des Ausschlusses aus der Partei niederlegen.“¹⁶ Die Ortsgruppe Fulda der SPD traf eine solche Entscheidung unvorbereitet. Sie reagierte mit Empörung: „Wir haben in der Vertretung proletarischer Interessen unsere Pflicht zu tun, und daran kann uns auch ein verrückt gewordener Bezirksvorstand nicht hindern.“¹⁷ Einmütig forderte die Generalversammlung, daß „Mihm unter gar keinen Umständen sein Mandat niederlegen darf.“ Ebenso forderten sie ihn auf, „sein Amt als erster Vorsitzender der Parteiortsgruppe nach wie vor weiter zu behalten“.¹⁸ Der Bezirksvorstand eskalierte nun den Streit, indem er den gesamten Fuldaer Vorstand absetzte, den Parteisekretär Röhle nach Fulda schickte und eine neue Generalversammlung einberief. Als Röhle die Versammlung eröffnen

wollte, verlangten die Anwesenden, daß der gewählte Vorsitzende Mihm nach demokratischem Brauch die Versammlung leite. „Die Haltung der Anwesenden wird in ihrem urwüchsigen Rechtsbegehren geradezu drohend.“¹⁹ Der Parteisekretär mußte vor der Stimmung kapitulieren. „Mit rostiger Stimme erklärt der traurige Demagoge: „Im Namen des Bezirksvorstandes der Sozialdemokratischen Partei erkläre ich die Ortsgruppe Fulda für aufgehoben. Wer mit mir eine neue Ortsgruppe gründen will, folge mir!“ Er geht. Ihm folgen ein auswärtiger Parteisekretär, der es beliebte, mit reichen Fabrikanten Auto zu fahren, vier unselbständige Partei- und Gewerkschaftsbeamte, die Untergebene sind und gegen Bezahlung die Weisungen des Bezirksleiters zu befolgen haben. Ein wahrhaft jämmerliches Gefolge: kaum genügend, die Vorstandsposten der neuen Ortsgruppe zu besetzen.“²⁰ Die Mehrheit der Anwesenden kam überein, als „Freie Arbeiterpartei“ weiterzuarbeiten. Ihr schlossen sich einige USPD- und KPD-Mitglieder an.²¹

Für die SPD bedeutete dies einen Aderlaß, der sicherlich dazu beitrug, daß die Partei ihre Anfangserfolge während der Weimarer Republik nicht mehr wiederholen konnte. Der Eisenbahnsekretär Hermann Erdnß übernahm die Leitung der Restgruppe, bis ihn 1925 Georg Riehm ablöste.²² Bei den folgenden Kommunalwahlen 1924 sank ihre Mandatszahl von fünf auf drei. Als 1929 die nächsten Wahlen anstanden, trat ihnen Mihm mit einer eigenen Liste entgegen, und die SPD verlor erneut ein Mandat.²³

Anmerkungen:

- 1 Berge, Otto: Arbeiter- und Soldatenrat, Bauernrat und die Wahlen zu den kommunalen Körperschaften in Fulda 1918/19, in: Fuldaer Geschichtsblätter (FGB), 1974, S. 142.
- 2 ebd., S. 159.
- 3 ebd., S. 161.
- 4 Fuldaer Kreisblatt (FKB) vom 20. 1. 1919.
- 5 FKB vom 3. 3. 1919.
- 6 F.St.A. Bestand 3/1.
- 7 F.St.A. Bestand 3/1 Nr. 4.
- 8 Lexikon zur Parteiengeschichte, Köln, 1983, S. 496 ff.
- 9 FKB vom 7. 1. 1919.
- 10 FKB vom 24. 1. 1919.
- 11 Berge, Otto: Fuldaer Kommunalwahlen im Jahre 1919, in: BB, 5. 5. 1989.
- 12 Marburger Staatsarchiv (M.St.A.) Best. 180, Nr. 1723.
- 13 M.St.A., Best. 180, Nr. 2422.
- 14 Fuldaer Neue Zeit (FNZ) vom 24. 2. 1922.
- 15 FNZ vom 27. 2. 1922.
- 16, 17 und 18 FNZ vom 11. 4. 1922.
- 19 FNZ vom 22. 4. 1922.
- 20 ebd.
- 21 FNZ vom 26. 4. 1922.
- 22 M.St.A. Bestand 165, Nr. 3846.
- 23 FZ vom 14. 3. 1933.

Heimatliteratur: Zella/Rhön

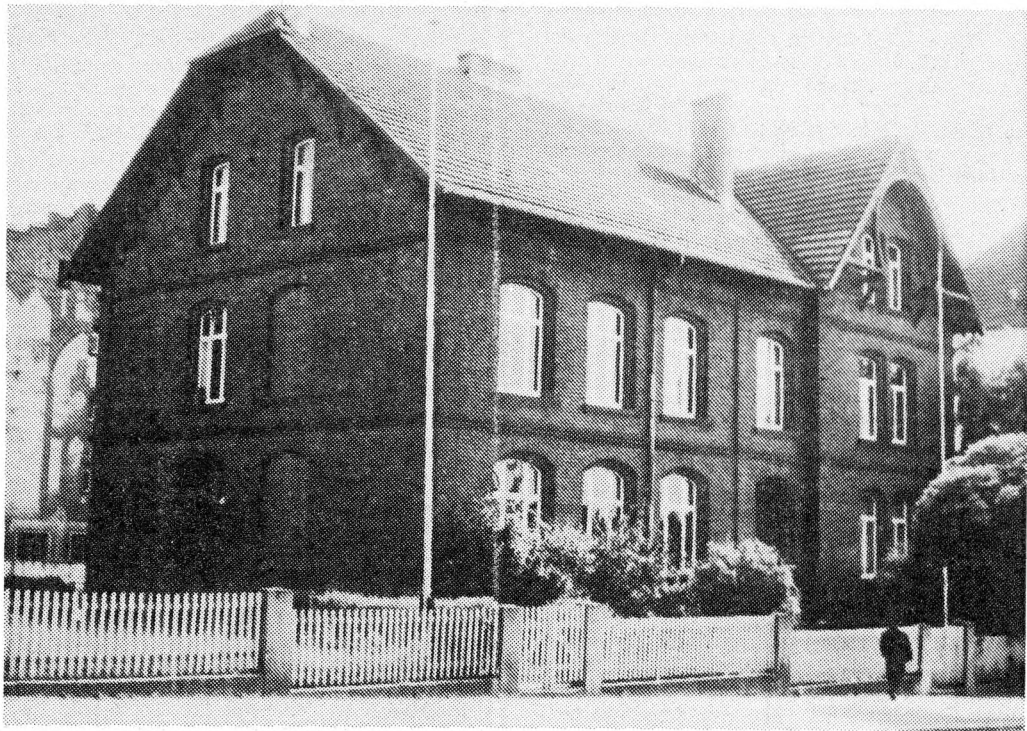
Unter dem Titel „Pfarrgemeinde Zella/Rhön“ verfaßte Richard Schmelz einen Kirchenführer und eine kleine Chronik von Zella. Auf 20 Seiten bietet der Verfasser Kurzinformationen zur Geschichte der Barockkirche, der Propstei und des Dorfes Zella. Dabei werden die Baudenkmäler besonders berücksichtigt, denen auch einige Illustrationen gewidmet sind. Abgeschlossen wird die informative Schrift, die auch Besuchern als Wegweiser durch das eindrucksvolle barocke Bau-Ensemble dienen kann, durch Namensverzeichnisse der Propstei und Äbtissinnen. Die jahrhundertelange Zugehörigkeit Zellas zu Fulda wird transparent gemacht. O Berge

Zur Gründung der jüdischen Schule in Fulda

Provinzialrabbiner Dr. Michael Cahn griff die früheren Vorschläge wieder auf, die auf Errichtung einer selbständigen jüdischen Volksschule abzielten. Am 12. November 1889 wandte er sich an den Fuldaer Schulvorstand mit der Bitte, zu einer zunächst zweiklassig projektierten Schule einen alljährlichen Zuschuß zu leisten, „wie derselbe zu gleichem Zwecke in vielen Gemeinden (bereits) bewilligt worden ist“.¹ In fast allen israelitischen Gemeinden des früheren Regierungsbezirks Fulda waren inzwischen selbständige Volksschulen eingerichtet worden, die sich bewährt hatten.²

Im Gegensatz zu früher wurden die Pläne des Rabbiners von den Synagogenältesten und vom Vorsteheramt der Israeliten befürwortet. Auch die Stadt stand den Zielen Dr. Cahns wohlwollend gegenüber. Daher unterstützte das Vorsteheramt den Antrag des Rabbiners und bezeichnete „die baldmöglichste Ausführung des Planes als sehr wünschenswert“. Das Vorsteheramt, dem auch Dr. Cahn angehörte, setzte sich für eine dreiklassige Elementarschule mit zwei Lehrern ein. Da nach dem Ausscheiden des Lehrers Tannenbaum und bei der großen Schülerzahl ohnedies ein zweiter Lehrer berufen werden mußte, sollte hierbei die künftige Struktur der Schule berücksichtigt werden.³

Am 16. Februar 1891 traten auch die Synagogenältesten für die „baldmöglichste Begründung einer Elementarschule in hiesiger israelitischer Gemeinde“ ein. Sie führten vor allem eine Anzahl von Mißständen an, die sich zugunsten der Schulkinder von selbst erledigten, wenn eine selbständige jüdische Schule errichtet würde. Der jüdische Religionsunterricht sei bisher in vier Abteilungen zumeist in den Abendstunden durchgeführt worden, nachdem die schulpflichtigen Kinder vormittags und nachmittags den Elementarunterricht in den städtischen Schulen besucht hätten. Sechs- bis achtjährige Kinder müßten bereits um fünf Uhr wiederum zum Religionsunterricht, der sich bis 7 oder 8 Uhr ausdehnen würde. Erholungsstunden gäbe es keine. Der Sabbat könne nicht eingehalten werden, wengleich Dr. Cahn für die Schüler einen Frühgottesdienst eingerichtet habe. Außerdem war es ein erheb-



Die jüdische Volksschule in Fulda wurde am 23. April 1900 eröffnet. In ihr unterrichteten die Lehrer S. Löwenstein, J. Spiro, Abr. R. Sonn und I. Möller. Archivbild

licher Nachteil, am Samstag/Sabbat die Schule nicht zu besuchen, obwohl dies den Eltern freigestellt war.⁴

Die Stadt Fulda ließ Ermittlungen darüber anstellen, inwiefern durch die Errichtung einer eigenständigen jüdischen Volksschule an den übrigen städtischen Schulen Erleichterungen – d. h. Einsparungen an Lehrkräften, an Schulräumen usw. – eintreten könnten, Einsparungen also, die nun der jüdischen Schule

als Zuschüsse zugute kommen könnten. Die Zahl schulpflichtiger jüdischer Kinder wurde auf 125 festgestellt, eine Zahl, die aber nicht mit der die Schule künftig besuchenden Kinder gleichzusetzen war; denn es bestand in der jüdischen Einwohnerschaft Fuldas die Tendenz, die heranwachsende Generation in weiterführende Schulen zu schicken, d. h. zur Realschule, zum Gymnasium und zur Töcherschule. Der starke



Lehrer Samuel Löwenstein.



Lehrer Abraham Raphael Sonn.



Lehrer Iwan Möller.

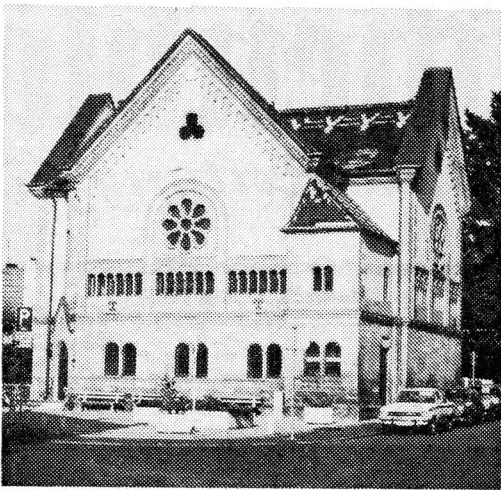
Bilder (3): Horn/Sonn

Bildungswille jüdischer Schüler war damals sehr erfreulich. Allein die Realschule (höhere Bürgerschule oder Realprogymnasium) hatte in jenen Jahren bis zu 60 jüdische Schüler aufzuweisen.⁵ Obwohl zahlreiche Schüler von auswärts kamen, waren, realistisch gesehen, von der oben ermittelten Zahl von 125 schulpflichtigen Kindern etwa 40 abzuziehen, so daß eine Schülerzahl von ca. 80–90 Kindern blieb. Aber diese Anzahl rechtfertigte die Anstellung eines zweiten Lehrers. So wurde Lehrer Jakob Spiro aus Schenk-lengsfeld im Jahre 1891 nach Fulda berufen, nachdem bereits 1890 Lehrer Samuel Löwenstein aus Wehrda in Fulda seine Tätigkeit aufgenommen hatte. Diesen zwei tüchtigen Pädagogen war es beschieden, die jüdische Volksschule aufzubauen und ihr das Gepräge zu geben, eine Aufgabe, die die nachfolgenden Lehrer Iwan Möller und Abraham Raphael Sonn fortsetzten. Mit der Schulkonzeption Dr. Cahns ging in Erfüllung, was umsichtige Lehrer, Rabbiner, Verwaltungsfachleute, Schulaufsichtsbeamte und schließlich zuerst im Jahre 1784 der fuldische Landesherr Fürstbischof Heinrich VIII. von Bibra als zukunftsweisend für das jüdische Schulwesen erkannt hatten. Um die neue Bildungskonzeption erfolgreich verwirklichen zu können, reichte der bisherige Schulraum nicht aus. Daher war es dringend geboten, ein neues Schulgebäude zu errichten. Die Synagogenältesten E. Stern und A. Klebe wandten sich bereits am 24. April 1896 an Landrat Steffens und unterbreiteten ihm Pläne zum Bau eines Schulgebäudes, nachdem 1892 bauliche Veränderungen an dem bisherigen Schulhaus verworfen worden waren.⁶

Bericht der Fuldaer Zeitung

24. April 1900

□ **W**estern Nachmittag 3 Uhr fand die feierliche Eröffnung der neuen israelitischen Schule am Hirtstrain statt. Zu der Feier waren erschienen die Herren Landrath Steffens, 1. Beigeordneter Richter, Stadtverordneten: Vorsteher Halbleib, Kreis Schulinspektor Wottermann, Schulrath Dr. Ernst, Herr Prov.-Rabbiner Dr. Cahn, und zahlreiche Mitglieder der israelitischen Gemeinde. Mit dem Gesänge „Wenn der Herr das Haus nicht baut“ eröffnete der Synagogenchor die Feier. Sodann überreichte ein kleines Mädchen den Schlüssel des neuen Gebäudes dem Herrn Stadtbaumeister, der eine Ansprache hielt über die Bauausführung und mit dem Wunsch schloß, daß die Schule in dem Neubau eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten möge. Redner überreichte den Schlüssel dem Ersten Beigeordneten, der als Vertreter des Magistrates ihn entgegen-nahm als Symbol dafür, daß diese Schule, obgleich sie aus den Mitteln der israelitischen Gemeinde erbaut sei, ein wesentlicher Bestandtheil des städtischen Schulwesens bilde und daß durch den Bau dieser Schule das Prinzip der konfession-nellen Volksschule, die im ehemaligen Kurhessen durchweg, mit einer einzigen Ausnahme, besthe, gefördert und gefördert werde. Die Ueberreichung des Schlüssels sei das Zeichen, daß die israelitische Gemeinde gemütht sei, die Schule in städtische Verwaltung zu stellen. Herr Richter übergab dann der Schlüssel an Herrn Landrath Steffens, der auf die kulturelle Bedeutung der Schule und auf die Nothwendigkeit der Erziehung und des Unterrichts für die zeitliche und ewige Bestimmung der Jugend hinwies. Die Rede schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Mit herzlichsten Glückwünschen für das Gedeihen der Schule überreichte der Herr Landrath den Schlüssel an Herrn Rabbiner Dr. Cahn, der die Thüre aufschloß, worauf die Festtheilnehmer in den großen Saal eintraten. Nachdem dann der Synagogenchor das „H'a Scheorim“ vorgelesen, eine Schülerin einen Prolog gesprochen und die Schulkinder einen Choral gesungen hatten, sprach der Herr Provinzial-Rabbiner das Welthegebet und hielt die Festrede, worauf die Feier mit dem Gesänge des Psalm 150, vorge-tragen vom Synagogenchor, ihren Abschluß fand.



Die ehemalige Synagoge in Schlüchtern wurde 1898 im neuromanischen Stil erbaut und dient heute als Stadtbücherei. In der sog. Reichskristallnacht brannte sie aus, blieb aber erhalten. Bild: E. Sturm

Die neue Schule sollte aber nicht nur Unterrichtszwecken dienen, sondern außer der Synagoge ein weiterer Mittelpunkt der gesamten jüdischen Gemeinde sein. Es entsprach der aufstrebenden jüdischen Gemeinde mit ihrem optimistischen Lebensgefühl, wenn nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft geplant wurde.

Um diese zukunftsfrohe Stimmung wiederzugeben, sollen einige Sätze aus dem Antrag der Synagogenältesten zitiert werden. Dabei muß man das heute noch bestehende Schulgebäude in der Von-Schildeck-Straße vor Augen haben. Für die Verwendung der Räume wird vorgeschlagen:⁷ „... Die beiden aneinanderstoßenden Räume im Erdgeschoß links sollen als Schulzimmer für die zwei Klassen der Volksschule verwendet werden. Der große Raum rechts soll zunächst als Gemeindeversammlungssaal benutzt werden, da das Bedürfnis sich schon seit Jahren fühlbar gemacht hat; ferner zur Abhaltung von Schulfestlichkeiten, z. B. bei patriotischen Festen, insbesondere für den Geburtstag Seiner Majestät unseres Kaisers und Königs. Auch wird dieser Raum, falls die hiesige israelitische Gemeinde weiter zunimmt wie in den letzten zehn Jahren, was mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist, als Schulsaal nötig. Im ersten Stock sind links fünf Zimmer und Küche als Lehrerwohnung (einzurichten). Rechts ist der große Raum für den Religionsunterricht des Herrn Provinzialrabbiners Dr. Cahn. Die beiden nebenliegenden Zimmer beabsichtigen wir bei eintretendem Bedürfnis an das Vorsteheramt der Israeliten als Bureau zu vermieten. Solange dies nicht der Fall ist, können dieselben an hier bestehende israelitische Fortbildungsvereine mietweise überlas-

sen werden, so daß hierdurch die Mehrkosten für die beiden Zimmer und den darunterliegenden Gemein-deaal vollständig gedeckt werden.“

Der Kostenvoranschlag wurde mit 25 600 Mark angegeben. Die Stadt Fulda bewilligte ein Darlehen von 30 000 Mark bei der Städtischen Sparkasse zu 3½ Prozent.⁸ Eine gemeinsame Sitzung des Landrats und des Provinzialrabbiners mit den Synagogenältesten und den Mitgliedern des Vorsteheramtes förderte die Verwirklichung des Bauprojekts.

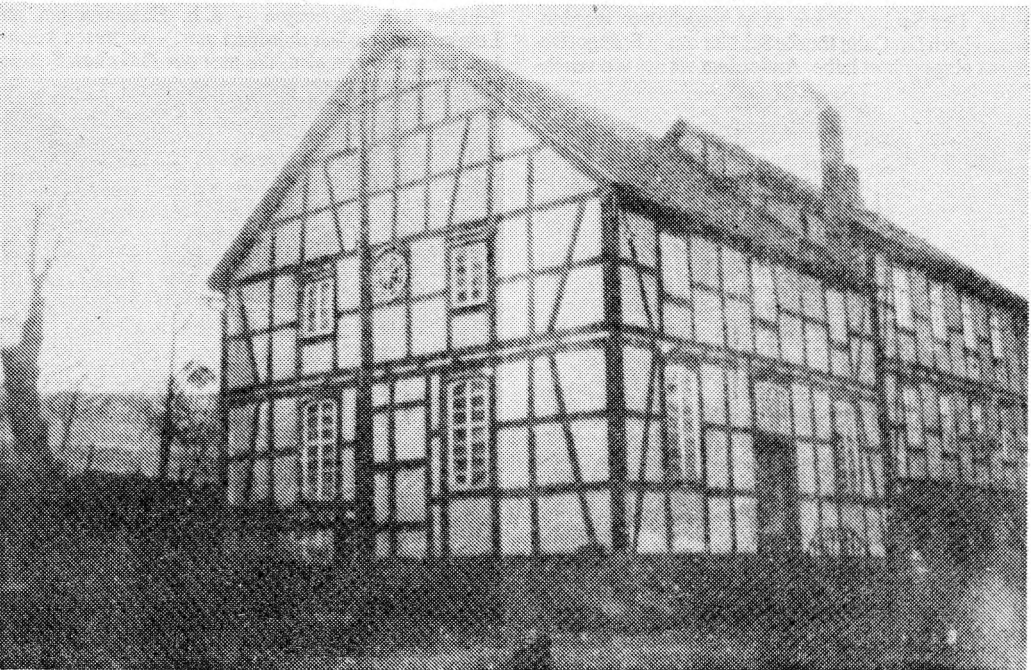
Nach der noch vorhandenen Schülerstatistik wurde die zweiklassige Schule bald dreiklassig. Bis 1912 zählte die Schule durchschnittlich 80, von 1913 bis 1921 durchschnittlich 100 bis 110 Schülerinnen und Schüler, später zwischen 80 und 100.

Zuschüsse der Stadt Fulda zu den Unterhaltskosten der Schule richteten sich nach der Schülerzahl und betrugen seit 1910 für jedes Schulkind 51 Mark.⁹ Für das Haushaltsjahr 1933/34 waren zum Beispiel 4800 Mark vorgesehen, „soviel wie für andere Schüler pro Kopf“.¹⁰ Für die dringend notwendige Erweiterung der Schule lagen bereits Baupläne vor. Die Stadt hatte von 1926 bis 1931 Rücklagen gemacht, um ein Drittel der Baukosten zu übernehmen.¹¹ Die Ausführung unterblieb.

- Otto Berge
- 1 StAFd XXIV, 46
 - 2 StAFd XXIV, 46
 - 3 StAFd XXIV, 46. Bericht v. 13. 2. 1891
 - 4 StAFd XXIV, 46. Verfügungen des Regierungspräsidenten vom 6. 2. 1890, 31. 12. 1877, 18. 12. 1876
 - 5 Otto Berge, Die Fuldaer Real- und Oberrealschule und die Juden (= Buchenblätter 1964). S. 109
 - 6 StAM 180 LA Fulda 2359
 - 7 StAM 180 LA Fulda 2389
 - 8 StAM 180 LA Fulda 2389
 - 9 H. Antoni, der Haushalt der Stadt Fulda, Seite 70
 - 10 Fuldaer Zeitung vom 23. 8. 1933
 - 11 StAFd XXXIV, 46

Vereinigungen im Rahmen der Jüdischen Gemeinde Fulda bis 1942

Chewrath Schass = Lehr- und Lernverein.
Chewra Kadischa = Bruderschaft für die Dahingeschiedenen.
Agudath Israel – Ortsgruppe = Orthodoxe Vereinigung.
Zionistische Vereinigung – Ortsgruppe Fulda.
Loge Bnei-Brith „Maharam Schiff“.
Verein „Casino“ = Gesellschaftsverein.
Jüdischer Frauen-Verein.
Verein zur Hilfe für „verschämte Arme“.
Jüdische Jugendbewegung „Esra“ (orthod. Gruppe).
Blau-Weiß – Zionistische Jugendgruppe seit 1912 fortgesetzt in
Jung-jüdischer Wanderbund = J.J. W. B.
Jüdischer Turn- und Sportverein Hagibor.
Centralverein der Staatsbürger jüdischen Glaubens, Ortsgruppe Fulda (abgekürzt: CV).



Synagoge und Schule in Rhina. Errichtet 1862, zerstört 1938.

Zur Gründung des Reichsbanners in Fulda

Herrn Bundesrichter i. R. Professor Dr. Günther Willms gewidmet / Von Otto B e r g e

Vorbemerkung: In den Buchenblättern 1991 Nr. 19 und 20 (S. 73 f und S. 79) erschien ein Beitrag „Reichsbanner und Eiserner Front in Fulda“. Dabei wurden insbesondere die Aktivitäten dieser Organisation in den Jahren 1932 und 1933 in Fulda und ihr Kampf gegen den Nationalsozialismus herausgestellt. Es wurde darauf hingewiesen, daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Jahre 1924 als Schutzorganisation der Parteien der Weimarer Koalition (SPD, Zentrum und Deutsche Demokratische Partei/DDP) gegründet wurde, um den antirepublikanischen Parteien der Rechts- und Linksradikalen entgegenzuwirken und die Weimarer Republik und ihre Verfassung in Schutz zu nehmen. Schließlich sei mitgeteilt, daß das Reichsbanner von dem Abgeordneten Otto Hörsing angeführt wurde, dem bald der Reichstagsabgeordnete Karl Höltermann (SPD) folgte. Wenn in dem genannten Beitrag (1991) keine Aussagen über die Anfänge des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Fulda gemacht wurden, so soll dies hier nachgeholt werden.

Gründung der Fuldaer Ortsgruppe

In der Fuldaer Zeitung vom 5. September 1924 ist zu erfahren, daß sich „in Fulda wie allenthalben im Deutschen Reich kürzlich eine Ortsgruppe des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gebildet hat“, die es als ihre Aufgabe betrachtet, sich schützend vor die Weimarer Republik zu stellen. Ferner wurde betont, daß die neue Vereinigung nicht parteipolitisch gebunden ist und sich demzufolge jeder republikanisch gesinnte Bürger ihr anschließen kann. Die Fuldaer Ortsgruppe des Reichsbanners hatte im September 1924 bereits einen „recht stattlichen Mitgliederbestand aus allen Schichten der Bevölkerung“ zu verzeichnen und hielt im Ballhaus am 4. September 1924, eine „stark besuchte Mitgliederversammlung ab“, in deren Verlauf die Wahl des definitiven Vorstandes erfolgte. Gewählt wurden zum ersten Vorsitzenden Parteisekretär Hermann Erdniß (SPD), zum stellvertretenden Vorsitzenden Rechtsanwalt und Notar Dr. Rudolf Büttner, zum Schriftführer Studienrat Dr. Johann Willms, zum Kassierer Bankprokurist Hans Rosenstiel und zu Beisitzern Lehrer Joseph Schmitt und Schreiner Joseph Henkel. Der neue Vorstand kündigte sogleich eine Reichsbannerversammlung für den 17. September an. Ferner entsandte die Ortsgruppe Fulda des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold eine starke Delegation zur Teilnahme am Südwestdeutschen Republikanertag, der am letzten Samstag/Sonntag im September in Mannheim abgehalten wurde. Den Anlaß zu dieser Tagung bildete die Einweihung eines Denkmals für den im Ersten Weltkrieg gefallenen Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Frank. Ganz offensichtlich sollte die Entscheidung einer Delegation aus Fulda auch darauf aufmerksam machen, daß man sich dem Reichsverband unterordnete sowie auch Orientierung und Anregungen für die Arbeit in der Ortsgruppe suchte.

Mannheimer Tagung

Über die Mannheimer Tagung hat Dr. Johann Willms einen Bericht in der Fuldaer Zeitung publiziert (FZ 1. 10. 1924), der Motivationen, Ziele, Stellungnahmen zu politischen Ereignissen sowie auch Grundsätze für künftiges Verhalten des Reichsbanners widerspiegelt. Der Bericht soll im Wortlaut folgen, zumal keine weiteren schriftlichen Äußerungen von Fuldaer Reichsbannerleuten vorliegen. Dr. Johann Willms berichtet:

Die Teilnahme an dieser Feier (für die Einweihung eines Denkmals für den Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Frank) wird allen Republikanern unvergeßlich sein. Vor noch nicht allzu langer Zeit hat es gegnerische Kreise gegeben, die die Behauptung aufstellten: Wir haben zwar eine Republik, aber keine Republikaner. Diese Leute hätten in Mannheim sein sollen; da hätten sie erfahren können, welche gewaltigen Massen mit Begeisterung der Republik anhängen und bereit sind, wenn es die Stunde fordert, ihr Letztes für diese Staatsform einzusetzen. Aus allen deutschen Gauen, besonders natürlich aus Baden, Hessen, Württemberg und Bayern waren die Reichsbannerleute in ihrer

kleidsamen Uniform herbeigeeilt. Die ganze Stadt war mit Fahnen in den republikanischen und Landesfarben aufs prächtigste geschmückt. Auf allen staatlichen und städtischen Gebäuden flatterte neben den Fahnen des Freistaates Baden und der Stadt Mannheim stolz das schwarz-rot-goldene Banner. Eine freudig bewegte Menge durchflutete die Straßen während der beiden Tage. Eingeleitet wurde die Feier durch einen gewaltigen Fackelzug am Samstagabend. Tausende und Aber-tausende von Reichsbannerleuten durchzogen mit ihren Windlichtern in Begleitung zahlreicher Musik-korps die Hauptstraßen, die zu beiden Seiten von dichtgedrängten Menschenmassen eingesäumt waren. Immer wieder erschollen die Hochrufe auf die Republik, auf das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Peratrufe gegen die Reaktion. Nach Beendigung des Zuges, der ohne jeden Mißton verlief, fluteten die Massen in den riesigen Nibelungensaal des Rosengartenabsteigens. Der herrliche Saal bot dem Beschauer ein äußerst farbenprächtiges Bild. Zu Hunderten waren die schwarzrotgoldenen Banner aller zur Tagung erschienenen Ortsgruppen auf einer Empore malerisch postiert. Vor ihnen hatte ein gewaltiger Gesangschor, der zur Hälfte aus weißgekleideten Jungfrauen bestand, Platz genommen. In gespannter Erwartung harrete die Menge der Ankunft der republikanischen Führer, die ihr Erscheinen zugesagt hatten. Freudiger Jubel erscholl, als die alten schwarzrotgoldenen Fahnen aus dem Jahre 48 in den Saal getragen wurden, und begeisterungsvolle Freudenrufe begrüßten die alsdann eintretenden republikanischen Führer. Da sah man neben dem Reichskanzler a. D. Dr. Wirth den früheren Reichspräsidenten Paul Löbe, neben dem Zentrumsmann, Staatspräsident Dr. Köhler, die Demokraten Dr. Haas und Chefredakteur Georg Bernhard und – last not least – den 72jährigen, aber in jugendlicher Elastizität einherschreitenden General v. Deimling.

Da durchhallen die Klänge des Reichsbannerliedes den Riesenraum:

Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Sängen . . .

Ein wirkungsvoll vorgetragener Prolog Fritz von Unruhs leitete die nachfolgende Feier ein. Dann erklang vom Volkschor gesungen, der Ruf „Wacht auf!“



Rechtsanwalt und Notar Dr. Rudolf Büttner war zweiter Vorsitzender der Ortsgruppe Fulda des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Dr. Büttner war auch Mitgründer und erster Vorsitzender der Deutschen Demokratischen Partei in Fulda sowie auch Stadtverordneter. Texte und Bilder: O. Berge



Studienrat Dr. Johann Willms gehörte dem Vorstand des Fuldaer Reichsbanners als Schriftführer an. 1919 war er Mitgründer der Demokratischen Partei in Fulda sowie Mitglied im erweiterten Vorstand. Die Mieterpartei wählte Dr. Willms 1929 zum Stadtverordneten.

Der Vorsitzende des Gaues Baden, Dr. Kauf, begrüßt die Massenversammlung und verliest ein Telegramm des Reichspräsidenten. Zu seinem großen Bedauern war es dem Bundespräsidenten, Oberpräsidenten Hörsing-Magdeburg, der ans Krankenbett gefesselt ist, nicht möglich, an diesem stolzen Tage teilzunehmen. Als erster Redner nahm sodann der Badische Staatspräsident Dr. Köhler, ein Zentrumsmann, das Wort. Er begrüßte das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold zu seiner Tagung auf badischem Boden im Namen des badischen Volkes und seiner Regierung. Aus seiner weiteren Rede möge nur hervorgehoben werden, daß er seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß die Republikaner sich endlich dazu aufgerafft hätten, dem reaktionären Spuk ein Ende zu machen. Die badische Regierung betrachte es als ihre erste und vornehmste Aufgabe, die republikanische Verfassung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften zu schützen.

Besonderen Nachdruck legt er darauf festzustellen, daß die Badische Regierung eine ehrliche Regierung sei, die die geschriebene Verfassung auch durch die Tat bekräftige, was man leider nicht von allen deutschen Staatsregierungen sagen kann. Begeistert begrüßt er die alten deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold und schließt mit einem Hoch auf die deutsche Republik. Kaum hat sich der laute Beifall der Zuschauer gelegt, da erhebt sich der Reichskanzler a. D. Dr. Wirth. Ein nicht endenwollendes Beifallsrufen begrüßt den zielbewußten Republikaner. Erst nach geraumer Zeit kann er seine Rede beginnen. Er führte aus, was dem deutschen Vaterlande nach außen und nach innen nütze. Wir haben den deutschen Volksstaat geschaffen; wir wollen weder Diktatur noch Katastrophe. Daher müssen wir im Sinne der Demokratie weiter arbeiten. Wer wieder Bürger erster, zweiter und dritter Klasse schaffen will, der wird sich der geschlossenen Kampffront aller Republikaner gegenübersehen. Wir stehen zur Fahne Schwarz-Rot-Gold, die in Österreich und Böhmen als Symbol der Verbundenheit mit uns weht. Wir kennen keine völkische nationalstische Weltanschauung. Wir kennen das Wort: Ich diene! Wir dienen der Volksgemeinschaft. Daher Kampf jeder Reaktion! Fort mit dem Bürgerblock! Tosender Beifall lohnte die herrlichen Worte des Redners. Auf die Aufforderung des Versammlungsleiters hin gedachte sodann die Versammlung stehend und still der von völkisch-nationalistischer Mörderhand gefällten Republikaner Rathenau und Erzberger.

Dann erhebt sich ein alter Vorkämpfer der Demokratie. Chefredakteur Georg Bernhard. Er wies darauf



Einladung zu einer öffentlichen Versammlung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Fulda. Links oben ist das Abzeichen des Reichsbanners abgebildet. Um den Reichsadler findet sich die Umschrift „Reichsbanner“ (obere Hälfte) und „Schwarz – Rot – Gold“ (untere Hälfte). Texte und Kopien (2): Otto Berge

hin, daß es die höchste Zeit gewesen sei, daß sich die Republikaner endlich aufgegriffen hätten. Sodann erhob sich der Redner zu einem begeisternden Dithyrambus auf den für seine Ideale in den Tod gegangenen Ludwig Frank, dessen Denkmal am folgenden Tage enthüllt werden sollte. Mit dem Wunsche, daß die Einheit des gesamten deutschen Volkes auf dem Boden der Republik dereinst hergestellt werden müsse, schloß der Redner seine mit viel Beifall aufgenommenen Worte. Mit lauten Beifallsrufen begrüßt, betrat dann Paul L o e b e das Podium. Ludwig Frank, so führte er aus, würde heute, wenn er noch lebte, der erste Rufer für das Reichsbanner sein. Er habe für die Ziele gekämpft, die das Reichsbanner allein beseele. Die Träger der Staatsgewalt hätten vielfach versagt, weil sie noch immer auf dem alten Staatsgedanken verharren. Das sei auch der Geist des Bürgerblocks, der bald ein Monarchistenblock sein werde. Man suche eine neue Schuldfrage, die Lüge von der Schuld der deutschen Republik an den wirtschaftlichen Verhältnissen, weil man die wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht kenne oder nicht kennen wolle. Dagegen müsse man mit aller Kraft vorgehen. Vorgehen müsse man auch gegen das Treiben der Leute, die wie die Nationalisten das alleinige Vaterlandsgefühl in Anspruch nehmen. Mit welchem Recht nähmen diese Menschen die Toten des Krieges für sich in Anspruch? Sie kennten die Geschichte des Reiches nicht, sonst müßten sie wissen, wie oft die Fürsten die Einheit des Reiches zerstörten und daß die Demokratie sie wieder suchen müßten. In der Zukunft liege unser wahres Glück, in der Volksgemeinschaft, die die Republik schaffen werde. Reicher Beifall lohnte den Redner. Der nachfolgende Dr. Haar machte interessante Ausführungen über seinen Landsmann Ludwig Frank, auf den alle Republikaner ohne Rücksicht auf ihre Parteistellung stolz sein könnten. Vor allem wies er darauf hin, wie es noch kurz vor dem Kriege Franks heißestes Bemühen gewesen sei, den deutsch-französischen Gegensatz zu überwinden und eine Verständigung zu schaffen. Leider sei ihm der Erfolg versagt geblieben. Von einer Schuld der Völker am Kriege könne gar nicht gesprochen werden. Weder der deutsche noch der französische Bauer, Arbeiter, Handwerker, kurz der Mann aus dem Volke habe den Krieg gewollt. Die ehemalige Geheimdiplomatie trage die Schuld. Die Männer des Reichsbanners, die den Krieg mitgemacht hätten, wüßten, daß lärmende, gewaltpolitische Reden sinnlos seien. Die Republik zu festigen und die Einheit des Reiches zu fördern, das sei der Weg zur Rettung. „Wir dienen“, schloß der Redner, „zwar verschiedenen Parteien, aber stärker als das, was uns trennt, ist die starke Liebe und der Wille zur deutschen Republik.“

Es war bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht, als sich dann der letzte Redner von lang dauerndem, donnerndem Beifall begrüßt, zum Rednerpult begab. Es war General von Deimling. Er dankte für die herzliche Begrüßung und sprach das überaus wertvolle Wort: „Meine alten Feldsoldaten verlassen mich nicht. Und wenn Schmähschriften mich umwirbeln, dann erst recht nicht!“ Es heiße, General Deimling hat die Treue gebrochen. Nun, der Kaiser ist nicht mehr da, aber das Volk ist noch da, und diesem Volk will ich die Treue halten. Man sagt, ich sei früher für den Krieg

gewesen. Gewiß, aber ich habe aus dem entsetzlichen Morden die Lehre gezogen und weiß, daß es vernünftig ist, daß sich die Völker auf friedlichem Wege auseinanderzusetzen. Man wirft mir vor, daß ich für die Republik eintrete. Wir dürfen aber an der Republik nicht rütteln lassen, mit ihr steht und fällt die Einheit des Reiches. Das Reichsbanner will vorgehen mit dem Beispiel der Einheit. Bei ihm gibt es keine Parteien. Wir kennen in unseren Reihen nur Staatsbürger der Republik. Wir bekämpfen den Krieg. Der heutige Krieg ist kein ritterliches Duell. Maschine, Flugzeug und Gas beherrschen ihn. Einen Feind bekommt man gar nicht mehr zu sehen. Gegen Frauen und Kinder wird sich der Krieg wenden. Den Krieg mit allen Mitteln zu vermeiden, das ist nicht schlapper Pazifismus, das ist gesunder Menschenverstand. Ein Sehnen nach Frieden geht durch die Welt. Deutschland muß hinein in den Völkerbund, mit dem Eintritt wird sein Wiederaufbau beginnen. Mit den Worten: „Macht euch frei von Lauheit und Terror, dann seid ihr Patrioten, dann seid ihr national!“ schloß donnernd applaudiert der alte Kämpfer.

Unter dem Gesang des Deutschlandliedes schloß die imposante Versammlung, deren Eindrücke allen Teilnehmern unvergänglich bleiben werden.

Am folgenden Sonntagmorgen durchzog dann nochmals das gewaltige Republikanerheer stundenlang die Straßen der Stadt unter den Klängen der zahlreichen Kapellen und mit fliegenden Fahnen. Das Ziel war das Denkmal Ludwig Franks. Nach dem Vortrag eines Prologs und nachdem noch einige Herren von der Bundesleitung gesprochen hatten, erfolgte die Enthüllung des in seiner Einfachheit imponierenden Erinnerungszeichens. – Wie alle Teilnehmer, so standen auch wir Fuldaer Reichsbannerleute – Sozialdemokraten, Zentrumsleute, Demokraten – unter dem überwältigenden Eindruck des Erlebten. Wir sind mit dem festen Entschluß von Mannheim geschieden, mehr denn je unsere ganze Kraft für den Ausbau der freiheitlichen deutschen Republik einzusetzen Dr. W.

Reichsbanner und Wahlen 1924/1925

Über die weitere Entwicklung der Ortsgruppe des Reichsbanners in Fulda sowie deren Wirken und Einfluß im politischen Leben ist nur wenig zu erfahren. Dennoch können auf Grund einiger Berichte in der Fuldaer Zeitung¹ Aussagen über weitere Aktivitäten des Reichsbanners gemacht werden.

Sicherlich nur vorübergehend getrübt wurde das gute Verhältnis der „Reichsbanner-Parteien“ (SPD, Zentrum, DDP) durch den Vorwurf des Fuldaer Zentrums, daß die Sozialdemokraten zwar den Ersten Vorsitzenden des Reichsbanners in Fulda stellten, in der Kommunalpolitik aber „mit dem deutschvölkischen Stadtverordneten und mit den Kommunisten gegen das Zentrum eng verbündet“ seien. Verständlich wird dieser Vorwurf, wenn man bedenkt, daß das Zentrum im Stadtparlament die Mehrheit hatte und alle übrigen Fraktionen in der Opposition waren. Opposition von verschiedenen Fraktionen mußte nicht unbedingt eine „enge Verbindung“ dieser Gruppen bedeuten. Dennoch befürchtete das Fuldaer Zentrum durch die hier genannte Situation der Opposition, daß „die unerquicklichsten Verhältnisse“ herbeigeführt würden, „weil in dieser Verbindung der Opposition das Gegenteil von dem bewirkt werde, was doch auch das Reichsbanner erstrebt: Sicherung des öffentlichen Lebens gegen alle diejenigen Kräfte, die offen oder versteckt die im heutigen Rechtszustand niedergelegten staatsbürgerlichen und sozialen Anschauungen zu beseitigen suchen“.²

Daß die hier geäußerten Befürchtungen des Fuldaer Zentrums sich nicht bewahrheiteten, zeigte schon bald der Wahlkampf für die Landtags- und Reichstagswahlen am 7. Dezember 1924. Ohne sich parteipolitisch zu binden, führte das Reichsbanner mehrere Versammlungen im großen Stadtsaal durch, die gut besucht waren. Der überparteiliche Charakter dieser Veranstaltungen zeigte sich bereits in der Auswahl der Redner, nämlich Lehrer Erwin Niffka (Vorsitzender des Gauverbandes Berlin der Windthorstbündler), Polizeioberst Dr. Schützinger, „der auf sozialistischem Boden steht“,³ Rechtsanwalt Dr. Büttner (DDP) und Lehrer Joseph Schmitt (Zentrum). Daß die Redner nicht parteipolitische Propaganda betrieben, sondern sich mit grundsätzlichen Problemen der Weimarer Republik und deren Festigung beschäftigten, geht auch aus den Presseberichten⁴ über diese Ver-



Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold.

Dienstag, den 25. Nov., abends 8 Uhr
spricht in öffentlicher Versammlung

im großen Stadtsaal

Polizeioberst Dr. Hermann Schützinger aus Dresden.
Ortsgruppe Fulda.

Werbung zum Besuch einer Reichsbannerversammlung am 25. November 1924. Fuldaer Zeitung vom 24. und 26. November 1924, Anzeigenteil.

sammlungen hervor. So legten die Redner dar, was auch schon Dr. Willsms z. T. in seinem Mannheimer Bericht ausgeführt hatte, daß die Republik heute die einzig mögliche Staatsform sei, aber demokratische Freiheit keineswegs mit Zügellosigkeit verwechselt werden dürfe. Als moralischer Fundus demokratischer Gesinnung werden vorausgesetzt bzw. gefordert: christliche Nächstenliebe, verantwortungsbewußter Opferwille, Ablehnung jedes Klassen- und Kastengeistes, Toleranz, Verhütung von Kriegen, Eintreten für Völkerverständigung und Frieden, Schutz der Verfassung und der Weimarer Republik, Anknüpfen an die Tradition der demokratischen Volksbewegung von 1848, energische Abwehr des Radikalismus der Rechts- und Linksparteien (diese letzten Forderungen insbesondere im Mannheimer Bericht betont).

Neben den Reichsbannerversammlungen fanden getrennte Wahlveranstaltungen der einzelnen Parteien statt, die für ihre jeweiligen Kandidaten warben.

Dies gilt auch für die Reichspräsidentenwahl im ersten Wahlgang am 29. März 1925, als das Reichsbanner die Wähler dazu aufrief, entsprechend ihrer Einstellung die verfassungstreuen Kandidaten Otto Braun (SPD), Willy Hellpach (Demokratische Partei) oder Wilhelm Marx (Zentrum) zu wählen.⁵ Da keiner der sieben aufgestellten Kandidaten die absolute Mehrheit erhalten hatte, wurde am 26. April 1925 zum zweiten Wahlgang aufgerufen. Diesmal einigten sich die republikanischen Parteien, also SPD, Zentrum und Demokraten, auf die Sammelkandidatur Marx. Dadurch stellten sich die zum Reichsbanner gehörenden Parteien bewußt gegen Hindenburg, dem Kandidaten der Rechtsparteien. Für den zweiten Wahlgang war in Fulda eine gute Zusammenarbeit zu beobachten, indem zum Beispiel bei Wahlkundgebungen einer Partei auch Redner anderer Parteien das Wort ergriffen.⁶ Dieser sogenannte Volksblock der Verfassungsparteien erreichte in Fulda und im Fuldaer Land eine überwältigende Mehrheit der Stimmen für Marx.

Jedoch hatte Hindenburg innerhalb des gesamten Reichsgebiets die Stimmenmehrheit erreicht und wurde Reichspräsident.

Ausblick auf 1932

1932 traten Zentrum, Sozialdemokraten, Staatspartei, Volkspartei, Reichsbanner und Gewerkschaften für die Wahl Hindenburgs ein, um Hitler als Reichspräsident sowie eine Parteidiktatur zu verhindern – nach Willsms „eine an Kapitulation grenzende gefährliche Notlösung“.⁷ Kaum zehn Monate später wurden die Wähler Hindenburgs enttäuscht, da er Hitler zum Reichskanzler ernannte und damit die Diktatur ermöglichte.

Anmerkungen

- 1 FZ vom 3. 10., 18. 11. und 27. 11. 1924
- 2 FZ vom 3. 10. 1924
- 3 FZ vom 27. 11. 1924
- 4 FZ vom 18. und 27. 11. 1924
- 5 FZ vom 28. 3. 1925
- 6 FZ vom 25. 4. 1925. Bei einer SPD-Wahlveranstaltung im Stadtsaal ergriffen außer dem Hauptredner auch Dr. Büttner (DDP) und Joseph Schmitt (Zentrum) das Wort. Ähnlich war es bei Kundgebungen des Zentrums und der Demokraten (FZ vom 26. 4. 1925).
- 7 G. Willsms, Geträumte Republik, S. 202 – vgl. Berge in Bubl. 1991, S. 74.

Zur Reformation in Hessen und im Fulder Land

Von Dr. Rudolf Schmidmann

2. Abschnitt (1526–1529)

Adam Krafft wirkte in Hersfeld, dann in Kassel und schließlich in Marburg als Prediger, Visitor und Reformator und als Professor der Theologie an der Universität. In Frankfurt, Hanau und anderen Städten und Gegenden traten auch adelige Ritter (wie der von Büdingen und Hartmut von Cronberg) für die Sache Luthers ein, wie besonders auch Ulrich von Hutten, die Freiherren von und zu der Tann u. a. m.

Einen einheitlichen Zug gewann aber die Sache der Reformation erst durch das Eingreifen Landgraf Philipps. Er hat wohl aus innerster Überzeugung, nicht nur aus „politischem Ehrgeiz“, wie manche ihm nachsagen wollten und wollen, sich der Reformation zugewandt. Wenn er aber auch ganz auf der Seite von Luther und Melancthon stand, so hat er doch immer den Ausgleich mit den anderen Evangelischen, den Straßburgern (Bucer) und den Oberdeutschen und den Schweizern (Zwingli und später Calvin) und letzten Endes auch mit der alten Kirche gesucht (s. u. über das von ihm veranlaßte Religionsgespräch zu Marburg 1529). – Von dem Schriftwechsel zwischen dem Landgrafen und Luther und hauptsächlich Melancthon ist schon die Rede gewesen. 1525 ist Philipp schon ganz überzeugt von der Richtigkeit der reformatorischen Gedanken und Maßnahmen und greift selbst in theologische Fragen ein (z. B. gegen den schon genannten Magister Nikolaus Ferber in Marburg). Während seine Mutter und seine Gemahlin, eine Tochter Herzog Georgs des Bärtigen von Sachsen, eines Gegners Luthers und der Reformation, noch bei der alten Kirche bleiben, wendet sich Philipp ganz der neuen Kirche zu.

Noch 1526 (1. 10.) beruft er eine Synode in der Kirche in Homberg an der Elze zusammen. Die theologische Leitung überträgt er Franz Lambert von Avignon (s. o.), nicht dem bedächtigeren Adam Krafft, der aber Beisitzer ist und dem der Landgraf später doch wieder den Vorzug gab. Nur der Pfarrer von Waldau und Nikolaus Ferber aus Marburg traten dort noch für den alten Glauben ein; Ferber vor allem wegen der Auflösung der Klöster. Philipp plante deren Auflösung, aber nicht zu seiner oder des hessischen Staates Bereicherung, sondern um sie und ihre z. T. bedeutenden Besitzungen gemeinnützigen, sozialen Zwecken und zu gründenden Bildungsanstalten (z. B. Universität und Pädagogium in Marburg) zuzuführen. Die in Homberg aufgestellte, stark „reformiert“ beeinflusste Kirchenordnung wurde auf den Rat Luthers, Melancthons und Krafts hin nicht ganz so durchgeführt wie geplant.

Aber die Auflösung der Klöster (z. B. in Merxhausen, Haina, Marburg, Caldern u. a. o.) wurde durchgeführt (1527). Die letzten Klosterinsassen wurden abgefunden, die Klostergebäude und deren Landbesitz, z. B. in Marburg das Dominikaner-, das Franziskaner- bzw. Barfüßerkloster, das Zisterzienserinnenkloster in Caldern u. a., wurden der 1527 gegründeten Philipps-Universität und dem Pädagogium (heute „Gymnasium Philippinum“) zur Nutzung überwiesen. Die Zisterzienserklöster Haina und Merxhausen wurden Heil- und Pflegeanstalten und dienen noch heute demselben Zweck. Andere Klöster, wie die in Kaufungen, Gensungen und an anderen Orten, wurden ebenso gemeinnützigen, sozialen und pädagogischen Zwecken untergeordnet und dienen ihnen z. T. noch

heute. In ganz Hessen wurden damals etwa 50 Klöster und geistliche Stiftungen aufgelöst, und ihre Besitzungen und Einkünfte wurden restlos für die Abfindung der letzten Klosterinsassen und für gemeinnützige und soziale Zwecke verwendet.

Auch die Deutschordenskomturei in Marburg wurde einige Jahre später aufgelöst, und ihre großen Besitzungen, die über ganz Hessen verteilt waren, wurden gemeinnützigen Zwecken dienlich gemacht. Viele ehemals katholische Kirchen wurden nun den neuen evangelischen Gemeinden und Pfarreien überwiesen, in Marburg z. B. die Universitätskirche, die Pfarrkirche (Marienkirche) und die Elisabethenkirche, während die Franziskanerkirche bis heute der kathol. Gemeinde verblieb (Kugelskirche).

Die Gebeine der heiligen Elisabeth, einer Vorfahrin Philipps, ließ der Landgraf an einem unbekannten Ort beisetzen, damit die Wallfahrten zu ihrem Grab aufhörten, was dann auch eintrat.

Man kann also Philipp nicht vorwerfen, wie es Nikolaus Ferber in Homberg getan hat, daß er sich persönlich an den Klostergütern bereichert habe.

Auf den Rat Luthers und Melancthons hin wurde aber die „Homberger Kirchenordnung“ in Hessen nicht eingeführt, da sie nach Luthers Meinung für die hessischen Verhältnisse nicht passe, weil sie einen zu stark oberdeutschen (später reformierten) Einschlag hatte (z. B. den Entwurf einer Synodalverfassung). Philipp setzte nun Adam Krafft als „Visitor“ ein und dazu noch einige weltliche Mitglieder der Visitationskommission: Schrautenbach, von Weiblingen, Rau, von Hund und auch Heinz von Lüder. 1527 ließ Landgraf Philipp eine vorläufige „Marburger Kirchenordnung“ herausgeben. Die Gottesdienstordnung sollte sich nach der in der Marburger Pfarrkirche zuerst eingeführten Liturgie richten (nach Luthers Schrift über „Die deutsche Messe“, also in deutscher Sprache, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und als Sakramente neben dem Abendmahl nur noch die Taufe und zunächst noch die Beichte nach dem Katechismus Luthers).

Einer der ersten Pfarrer an der Pfarrkirche in Marburg war „a Campis“ neben Krafft. Franz Lambert von Avignon wirkte nur noch als Professor und Prediger an der Marburger Universität, der ersten evangelischen Universität in Deutschland (gegründet 1527). Zwei Jahre danach, 1529, fand auf Veranlassung des Landgrafen auf dem Schloß in Marburg ein „Religionsgespräch“ statt zwischen den mitteldeutschen Reformatoren: Luther, Melancthon, Jonas, Brenz, Oslander und Adam Krafft und auf der anderen Seite den oberdeutschen und Schweizer Reformatoren Zwingli, Ökolampad, Butzer und Hedio. Man diskutierte drei Tage lang über Gemeinsames und Verschiedenes. Sie konnten sich über 14 Punkte einigen, aber beim 15. Punkt, bei der Abendmahlslehre (Luther: „leibliche Gegenwart“ Christi. Zwingli: nur „geistige Gegenwart“ Christi beim Abendmahl; Luther: „Es ist mein Leib“; Zwingli: „Es bedeutet mein Leib . . .“ gingen die Auffassungen auseinander, und es kam – nicht nur durch Luthers Starrköpfigkeit zu keiner Einigung der Protestanten untereinander. War das Marburger Religionsgespräch also ohne äußerlich sichtbares Ergebnis ausgegangen, so zeigt es doch, wie Landgraf Philipp um eine Einigung aller Evangelischen bemüht war.

Die Tätigkeit der Visitationskommission in Hessen (durch einen „Gewaltbrief“, d. h. eine Bevollmächtigung des Landgrafen ermächtigt) ging weiter noch bis 1536 (Adam Krafft führte dabei die geistliche Oberaufsicht!). Bis dahin war ganz Hessen bis ins oberhessische Hinterland (Kreis Biedenkopf) hinein im lutherischen Sinn reformiert. Die Kommission prüfte die Pfarrer und setzte sie je nach Eignung ein oder ab, schuf eine „Kastenordnung“ für Kirchen- und Pfarrkassen und für die Unterstützung der Armen und sonstigen Bedürftigen und regelte den „Volksunterricht“ besonders den Religionsunterricht (nach Luthers „Großem und Kleinem Katechismus“) und setzte schließlich Superintendenten ein als Aufsichtshabende über Pfarrer und Gemeinden. Krafft war eine Art Generalsuperintendent – der Titel wurde erst später eingeführt – und dem Landgrafen als „Summus Episcopus“ (= oberster Bischof, aber nicht im geistlichen Sinn!) der Landeskirche verantwortlich.

3. Abschnitt (1529–1567):

Landgraf Philipp nahm seine Aufgabe für die Reformation der Kirche in seinem Land sehr ernst. Friedr. Kück (s. Literaturverzeichnis) hat von ihm gesagt (S. 248): „Philipp hat sich vielleicht deshalb mit solchem Eifer der Reformation hingegeben, weil er von ihr eine Läuterung auch seines inneren Menschen erwartete.“ Er fühlte sich aber auch politisch verantwortlich für die evangelische Sache. Deshalb hatte er sich schon dem Torgauer Bündnis (s. o.) angeschlossen, deshalb stand er mit hinter der Protestation von Speyer (1529, auf dem 2. Reichstag zu Speyer – von daher stammt die Bezeichnung „Protestanten“) und dem „Augsburger Bekenntnis“ (Confessio Augustana von 1530). Deshalb schloß er schließlich – besonders mit Kursachsen – den „Schmalkaldischen Bund“. Aber er hat dann dieses Bündnis selbst geschwächt durch seine „Doppelehe“ (besser gesagt „Nebenehe“, auf die ich hier nicht näher eingehen will), wodurch er sich vor dem Reichsrecht, vor dem Gesetz, schuldig machte und sich selbst und der Sache der Reformation nicht wenig geschadet hat.

Bis 1546 hatte Kaiser Karl V. und sein Stellvertreter in Deutschland, sein Bruder und späterer Nachfolger Ferdinand I., reichlich damit zu tun, die Angriffe der Türken (1529 vor Wien) und die der Franzosen in Oberitalien, am Rhein und gegen die spanischen Niederlande abzuwehren. Dem Kaiser und seinem Stellvertreter in Deutschland waren die Hände gebunden, weil sie dringend die Unterstützung auch der evangelischen Fürsten und Städte mit Truppen und Geld gegen die äußeren Feinde brauchten. So mußten sie immer wieder Zugeständnisse machen; z. B. auch im „Nürnberger Religionsfrieden“ (1532): Die Protestanten erhalten bis zu einem allgemeinen Konzil die Möglichkeit zu freier Religionsausübung. Aber 1546 – Deutschland war bis dahin zu mehr als ⅓ evangelisch geworden –, als die Türken bis hinter Ungarn zurückgeschlagen waren und mit Frankreich (unter König Franz I.) endlich Frieden geschlossen war, hatte Karl V. freie Hand und beschloß den Reichskrieg gegen die „Schmalkaldener“. Der „Schmalkaldische Krieg“ (1546/47), in dem Philipp von Hessen und Johann Friedrich (Kurfürst von Sachsen-Wittenberg nach „Johann dem Beständigen“, der zweite Sohn und Nachfolger Friedrichs des Weisen, des Beschützers Luthers)

mit ihrer verhältnismäßig kleinen Truppenmacht gegen die Reichsarmee standen, führte nach geringen anfänglichen Erfolgen bei Mühlberg an der Elbe zu einer vollständigen Niederlage der protestantischen Truppen. Philipp und Johann Friedrich gerieten in Gefangenschaft.

Luther war durch Fügung Gottes vor Ausbruch des Krieges 1546 gestorben und hat diese Niederlage also zum Glück nicht mehr erlebt. Philipp kehrte erst nach 5 Jahren aus seiner Gefangenschaft in Gent zurück, geläutert und ruhiger geworden, und widmete den Rest seines Lebens (bis 1567) nur noch dem Wohl seines Landes.

Verhängnisvoll allerdings für Hessen und auch für die Sache der Reformation in Hessen wirkte sich die Tatsache aus, daß Philipp, um jedem gerecht zu werden, sein Land unter seine vier Söhne aufteilte (1567). Zwar blieben später davon nur noch zwei größere Teile, aber die Erbteilung führte doch auf die Dauer zu einer politischen Spaltung in Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt und andere kleinere Hessen (z. B. Hessen-Homburg, Hessen-Hanau u. a. Nebenlinien). Mit dieser Teilung verlor Hessen seine politische Bedeutung für die allgemeine deutsche Geschichte.

4. Abschnitt (1567 bis heute - 1981)

Hessen war nun ein geteiltes Land in dem „Flickenteppich“ des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ bis zu dessen Auflösung (1802/03) und bis 1866 das eine Hessen, das inzwischen Kurfürstentum gewordene Hessen-Kassel von Preußen vereinnahmt wurde, während das Großherzogtum Hessen-Darmstadt bis 1918 erhalten blieb. Auf religiös-kirchlichem Gebiet hat es im ganzen seine Stellung gehalten, es blieb evangelisch, wurde aber und ist noch heute geteilt in zwei Landeskirchen, die ev. Landeskirche von Kurhessen-Waldeck und die ev. Landeskirche von Hessen-Darmstadt (bzw. Hessen-Nassau). Die Kurhessische Landeskirche blieb im wesentlichen (wie die hessen-nassauische) „lutherisch“ in „Oberhessen“ (im Marburger Land), während Niederhessen (um Kassel) und das Hanauer Gebiet „reformiert“, d. h. „hessisch-reformiert“ wurde, d. h. eigentlich nur in äußeren (Gottesdienst- und Gemeindeverwaltungs-) Formen. Das kam durch die „Verbesserungspunkte“ (manche sagen: „Verwässerungspunkte“) des Landgrafen Moritz (1592-1627).

Unter dem Dreißigjährigen Krieg hatte Hessen wie auch das Fuldaer Land (jetzt „Osthessen“ genannt) allerlei zu erleiden, aber sein Konfessionsstand blieb so, wie er 1552 im Passauer Vertrag und 1555 im Augsburger Religionsfrieden festgelegt war: „Cuius regio, eius religio“ = d. h. der Landesherr bestimmte über die Religion bzw. Konfession seiner Untertanen. Da Hessens Fürsten alle - bis auf eine Ausnahme (Landgraf Friedrich II.) - evangelisch bzw. „protestantisch“ waren, blieb das Land es auch. Ausnahmen waren die Gebiete, die zur Fürstabtei, später Fürstbistum Fulda gehörten und durch die Gegenreformation rekatholisiert wurden und Gebiete (um die Amöneburg und um Limburg), die zum Erzbistum Mainz gehörten.

Daß die sogenannte Gegenreformation im Fuldaer Land z. T. nur langsam vor sich ging, das zeigen z. B. die Beschwerden zweier katholischer Pfarrer von Haimbach (gegen Ende des 16. Jahrhunderts) über noch vorhandene lutherische Neigungen und Relikte (z. B. Luthers Katechismus bei einigen Familien und Lässigkeit mancher Gemeindeglieder im Besuch der Messe und besonders der Beichte). Während des Dreißigjährigen Krieges (1618-48), als 1631/32 die Schweden unter ihrem König Gustav Adolf und bis 1634 hessische Truppen Fulda besetzt hielten, war Fulda wieder überwiegend „evangelisch“ geworden. Nur in der Severikirche fand damals noch katholischer Gottesdienst statt. Dann aber war Fulda endgültig wieder zur alten Kirche zurückgeführt worden (besonders durch das Wirken der Jesuiten).

Erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, genauer gesagt, seit 1803, nach Aufhebung des Fürstbistums Fulda als eigenes Land - im Rahmen der Auflösung der geistlichen Gebiete und des alten deutschen Reiches auf Veranlassung Napoleons I. - gab es in der Stadt Fulda wieder eine evangelische Gemeinde, die ihre Gottesdienste in der alten Universitätsaula hielt, bis in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die „Christuskirche“ gebaut wurde. Heute sind von 60000 Einwohnern Fuldas 14000 evangelisch, also fast ein Viertel.

Schlußwort und Wunsch des Verfassers

In unserem Jahrhundert sind die konfessionellen Unterschiede zwischen Lutheranern und Reformierten fast ganz geschwunden. - Heute (1981) ist ganz Hessen in dem „Land Hessen“ in der Bundesrepublik Deutschland politisch vereint, aber noch in zwei evangelischen Landeskirchen („Kurhessen-Waldeck“ und „Hessen-Nassau“) getrennt. Es wäre zu wünschen, daß sich beide zu einer „Hessischen Landeskirche“ vereinten! - Und es bleibt zu hoffen, daß auch die Unterschiede zwischen „Evangelischen“ (oder „Protestanten“) und Katholiken durch die „Ökumenische Bewegung“ zwar nicht ganz verschwinden, aber doch neben dem in der Hauptsache und in vielem Gemeinsamen, vor allem im Kampf gegen den Unglauben (Atheismus) und die religiöse und moralische Gleichgültigkeit immer mehr zurücktreten. Wir hoffen, daß die evangelischen Kirchenführer und Papst Johannes Paul II., der mit seiner Deutschlandreise 1980 ein Zeichen gesetzt hat, alles tun, damit die beiden großen christlichen Kirchen (die evangelische und katholische Kirche) in Deutschland, in Europa und auf der ganzen Erde untereinander und mit anderen (z. B. den „Orthodoxen“, fälschlich nur „griechisch-katholisch“ ge-

Zur Fuldaer Münzkunde:

Tann-Gedenkmünze

General Ludwig Freiherr von und zu der Tann-Rathsamhausen wurde in den Buchenblättern Nr. 19 vom 18. September 1981 in einem Beitrag von Dr. Hans Körner vorgestellt. Heute sollen hier zwei Medaillen gezeigt werden, die zu Ehren des Generals geprägt wurden.

Noch zu seinen Lebzeiten erschien 1850 eine Neusilber-Medaille, 40 mm, Medailleur Sebald Drentweg, Augsburg/Nürnberg. Auf dem Avers ist v. d. Tann spitzbärtig, in Uniform mit dem Degen in der rechten Hand, die linke am Wappen, zu sehen. Umschrift: Name und Geburtstag. Auf dem Revers: Armaturen und in drei Zeilen: D. EDELEN SCHLESWIG-HOLSTEINER D. TAPFEREN KÄMPFER F. IHR RECHT



nannt, und anderen Gruppen, wie Freikirchen und Sekten) mehr zusammenrücken und zusammenarbeiten, nicht nur um der äußeren Nöte auf dieser Erde willen, sondern auch um der vielen inneren Nöte der Menschheit willen. Das muß geschehen, damit der Wunsch Jesu Christi erfüllt werde: „Daß sie alle eins seien“! (Ev. Joh. 17, 11).

Literatur:

H. Hermelink u. Wilhelm Maurer: Reformation und Gegenreformation (Handbuch der Kirchengeschichte 3) Tübingen 1931 - Prof. A. Ehringhaus: Kleine Kirchengeschichte Hessens. Berlin 1929 - Heinrich Blum: Hessische Heimatgeschichte. Kassel (Bärenreiter Verlag) 1931 - Hermann Otto Vauhl: Hessenbuch. Kassel (Bärenreiter Verlag) 1955 - Kurt Finke: Hessen, Vergangenheit und Gegenwart. (Hirschgraben Verlag) Frankfurt 1970 - Erwin Stein: Kleine Geschichte Hessens. (Verlag Gehlen) Berlin 1964 - Dr. Heinrich Hahn: Fulda im Wandel der Zeiten (Verlag Parzeller) Fulda 1960 - Prof. Dr. Friedr. Küch: Landgraf Philipp und die Einführung der Reformation in Hessen (in Festschr. z. Gedächtnis Philipps des Großmütigen / Ver. f. Hess. Gesch. u. Ldk. / Kassel 1904 / Darin noch andere Aufsätze - Fr. Wilhelm Schaefer (Lic.): Adam Krafft, der Reformator Hessens. Diss. Darmstadt 1911 - Pfr. Joachim Haupt: Ein Brief Martin Luthers an Pfarrer Adam Krafft in Fulda. Fuldaer Zeitung v. 31. 10. 1972, Nr. 253, S. 4.

FÜR IHR DEUTSCHES VATERLAND. MIT GOTT ZUM SIEG. Dieses seltene Stück ist im Besitz des Landratsamts Fulda.

1900 zur Denkmalenthüllung in Tann wurde eine zweite Medaille geprägt: 38 mm, Medailleur B (ungeklärt). Avers: der General auf einem Podest (Denkmalsockel), Umschrift: sein Name. Revers: nur Schrift: DENKMALENTHÜLLUNG, noch einmal der Name und TANN-RHÖNGBERGE. Hiervon kaufte der damalige Hauptlehrer J. Vonderau für die städtische Sammlung zwei Stücke: das eine in dunkler Bronze, das andere in einer goldfarbigen Legierung. Es sollen auch wenige silberne Stücke geprägt worden sein. J. F.



1918: Zur Rückkehr der 47er in Fulda



Die Buchenblätter Nr. 11 und 12 enthalten Berichte über die Rückkehr des Fuldaer Artillerieregiments 47 im November 1918. Fulda bereitete einen feierlichen Empfang. Dabei wurden auch Ehrenporten errichtet. Das Bild, das aus dem Nachlaß eines ehemaligen 47ers stammt, zeigt eine Ehrenpforte an der Frankfurter Straße. Links und rechts sind auf den Tafeln die Einsatzorte des Regiments verzeichnet.

Foto: Privat

Zwei Frauen ertränkten sich 1942

Wegen Kontakten zu Fremdarbeitern in unausweichliche Situation geraten / Von Günter S a g a n

Am Montag, dem 20. Juli 1942 meldete die Fuldaer Zeitung, am Sonntagmorgen hätten Polizeibeamte zwei Leichen in Fulda in der Nähe der Johannisbrücke (Hornungsbrücke) geborgen, bei denen es sich, wie die angestellten Ermittlungen ergaben, um zwei 24-jährige Frauen handelte, von denen eine verheiratet war. Sie waren, so hatte man weiter in Erfahrung gebracht, mit einer dritten, gleichaltrigen Frau zusammen aus Egelsbach vor etwa zehn Tagen zum Heidelbergersuchen in die Rhön gekommen und hatten in der Nacht zum Sonntag in einer Gastwirtschaft in Fulda (am Abtstor) übernachtet, während die dritte Frau mit den Heidelbeeren wieder zurück nach Egelsbach gefahren war. Die Umstände sprechen für Selbstmord.

Diese Vermutung erfuhr bald Bestätigung. Wie die Untersuchungen der Kriminalpolizei Fulda ergaben, und jetzt sei den Worten der Fuldaer Zeitung vom 23. Juli gefolgt, „haben die beiden jungen Frauen (ihre vollen Namen waren übrigens im ersten Artikel veröffentlicht worden. - G.S.) während ihres Aufenthaltes in der Rhön strafbaren Umgang mit Kriegsgefangenen gepflogen, denen sie sich in schamloser Weise genähert hatten. In sicherer Aussicht einer exemplarischen Bestrafung – sie waren inzwischen bereits von dem zuständigen Gendameriebeamten vernommen worden – entzogen sie sich durch Selbstmord dem Strafgericht.“

Im Angesicht dieser menschlichen Katastrophe stockt einem der Atem wegen der Eiseskälte der Zeitungszeilen, gehört doch nicht viel Einfühlungsvermögen dazu sich vorzustellen, in welcher Verzweiflung die beiden jungen Frauen den verhängnisvollen Entschluss gefasst hatten. Doch damals Mitleid, Entsetzen zu zeigen, wenn überhaupt vorhanden, schien wenig angebracht. Die Zeit gehorchte anderen Gesetzen. Umgang mit Kriegsgefangenen – ausgenommen Kontakte, die sich durch das Arbeitsleben ergaben – war verboten und ein Fall für die Kriminalpolizei.¹ Die Statistik der Fuldaer

Polizei weist denn auch in den Kriegsjahren eine Rubrik „Verbotswidriger Umgang mit Kriegsgefangenen“ auf.² Besonders allergisch war die Reaktion, wenn sexuelle Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Kriegsgefangenen sowie „Fremdarbeitern“ bekannt wurden. So verurteilte man eine „ehrvergeessene Frau“ aus dem Kreisgebiet (Vogelsberg), die geschlechtliche Beziehungen zu französischen Kriegsgefangenen und einem Polen unterhalten hatte, zu acht Jahren Zuchthaus. Um die separierenden Vorschriften, die offensichtlich zu wenig beachtet wurden, durchzusetzen und das gewünschte Verhalten zu erreichen, erfolgte auch der Einsatz der Presse. So wurde in einem Artikel in der Fuldaer Zeitung vom 16./17. Oktober 1943 unter der Überschrift „Der Kriegsgefangene bleibt ein Feind“ geklagt, es sei „erschreckend festzustellen, wie gleichgültig vielen das Verbot des Umgangs mit Kriegsgefangenen ist. Die Strafen sind hoch und müssen zwangsläufig noch höher werden, um Abschreckwirkung zu haben... Oberster Grundsatz muss daher für jeden Deutschen sein: Halte dich von jedem Kriegsgefangenen in jeder Beziehung so fern als möglich, einmal, weil er ein Feind deines Volkes auch noch als Gefangener ist und weil du dann nicht in die Gefahr kommst, vielleicht aus ursprünglichem Mitleid zum Verräter an deinem Vaterland, an deiner Ehre und Ehe zu werden.“

Und wem noch nicht deutlich genug war, wer sich in erster Linie angesprochen fühlen sollte, dem wurde an anderer Stelle des Artikels unmissverständlich gesagt: Es sind „in der Mehrzahl die Frauen diejenigen...“, die sich über alle Hemmungen hinwegsetzen...“ Sie wurden deshalb noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sie „überhaupt jegliche Berührung körperlicher Art mit einem Kriegsgefangenen zu vermeiden“ hätten und das „gesunde Volksempfinden“ dann bereits verletzt sei, wenn sie einem vorübergehenden Kriegsgefangenen freundschaftlich zuwinken würden.

Hintergrund für die Appelle an die Frauen, Kontakt zu den Kriegsgefangenen zu unterlassen, muss besonders auch darin gesehen werden, dass man eine Schwächung der Wehrkraft verhindern wollte, wenn es wegen Untreue zu einer Beunruhigung der im Felde stehenden Männer kam. Eine Furcht, die von der Propaganda aller Seiten heftig geschürt wurde.

Anmerkungen:

1. Die rechtliche Grundlage für eine Strafverfolgung lieferten §4 der Verordnung zur Ergänzung der Strafvorschriften zum Schutz der Wehrkraft des deutschen Volkes vom 25. 11. 1939 in Verbindung mit der Verordnung über den Umgang mit Kriegsgefangenen vom 11. 5. 1940 (§27 b StGB).
2. Die Verwaltungsberichte der Stadt Fulda 1941–1943 weisen insgesamt sieben einschlägige Fälle auf. (StAFD V13 - V15)

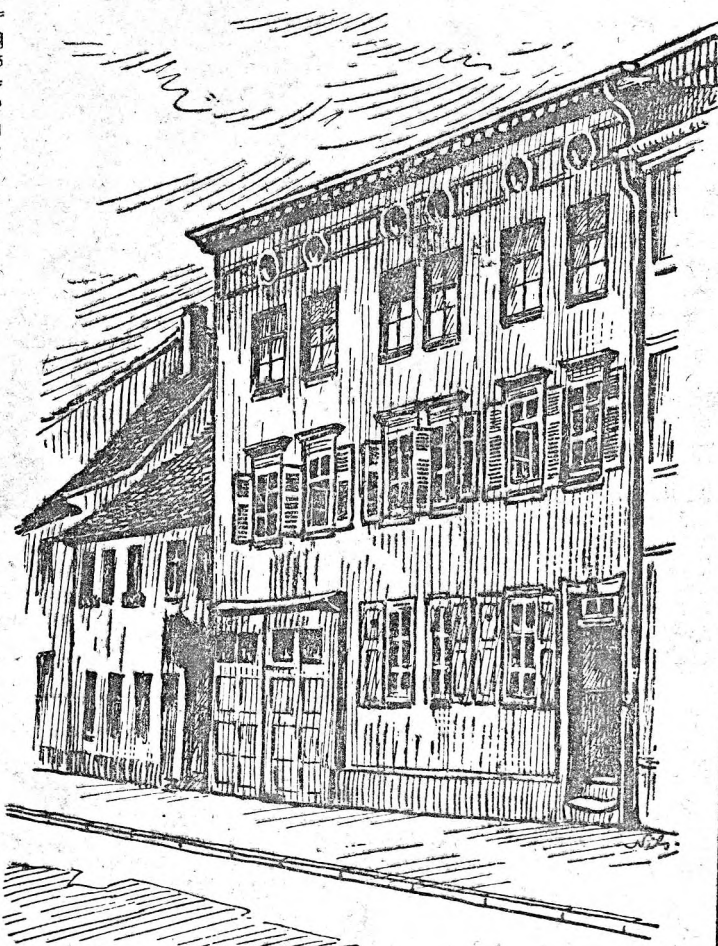
Zwischen Peterstor und Gläsgestor

Im mittelalterlichen Fulda war die Petersgäß die Heimat der Leineweber

Die Petersgasse, in der das auf nebenstehender Zeichnung wiedergegebene, aus der Reihe seiner Nachbarn heraus tretende Haus steht, gehörte im Mittelalter zu den Fuldaer Vorstadgemeinden, die außerhalb der Stadt lagen. Es gab deren bekanntlich drei: Petersgasse, Florenzgasse und Löbberggasse. Während in der Florenzgasse die Mehrgewand und in der Löbberggasse die Lohzunft beheimatet war, hatten sich in der Petersgasse die Leineweber angesiedelt, soweit sie freie Bürger waren. (Die dem Fürsten hörigen, also unfreien Leineweber wohnten am Leinewebergraben in der Altenhöfer Obergemeinde.) So war auch Hans Adam Zwenger senior, dem dieses Haus um 1700 gehörte (vgl. Kataster der Stadt Fulda im 18. und 19. Jahrhundert von A. Jestaedt), ebenso wie sein Sohn Hans Adam Zwenger junior, ein Leineweber.

Später zogen auch die Mehger, wohl angelockt durch das in der Nähe liegende Schlachthaus, gern in die Petersgasse. Mehgermeister Hans Jörg Kramer, der 1713 den Fuldaer Bürgereid leistete, besaß

das genannte Anwesen um 1730. Er gab dem Haus durch einen Umbau seine heutige Gestalt. Von ihm ging das Anwesen auf Johann Philipp Köhler über, der ebenfalls Mehger war. Die folgen-



den Eigentümer waren Hermann Hohmann, Konrad Zimmer und Bäckerei Eustach Heßberger. Letzterer erwarb das Haus am 18. 11. 1853. Heute ist Rentner H. Heßberger Eigentümer des Hausgrundstückes.

Gegenüber dem obengenannten Anwesen, heute Haus Nr. 12, wohnte früher Oberbürgermeister Ignaz Weismüller, der von 1859 bis zu seinem Tode im Jahre 1863 die Geschäfte der Stadt Fulda leitete. Er war der Schwiegerjohn des bekannten Oberbürgermeisters Mackenrodt. Weismüller, der das Amt eines Stadtfekretärs bekleidete, kaufte das Haus 1858 von Amtmann a. D. Kaspar Joseph Knips. Das genannte Gebäude wurde Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut. Um 1735 herum wohnte hier der Hafnermeister Kilian Uth, dessen Name zusammen mit dem des am Bollwebergraben wohnenden M. Henkel in den ersten Anfängen der Fuldaer Fayence-Fabrikation eine gewisse Rolle spielt, wie wir kürzlich in dem Vortrag von Dr. Fosten-Stuttgart über Fuldaer Fayencen hörten. Heute ist das Haus Eigentum des Schreinermeisters Karl Herzig.

Auf jeder Seite am unteren Ende der Petersgasse stand früher ein Wirtshaus. Die heutige Bäckerei Schneider war das „Gasthaus zum Mohren“. Ihm gegenüber lag das „Wirtshaus zur Hühel“. Anlässlich des Baues der Petersberger Straße kaufte die Stadt das Hausgrundstück im Jahre 1869 für 1700 fl. an und veräußerte das Haus, das ein Verkehrshindernis darstellte, auf Abbruch für 200 fl. an einen Unternehmer weiter.

Die „Petersgäß“ bildete in früherer Zeit ein Wohnviertel für sich, das nach Südwesten von dem Vortor des Peterstores und nach Nordosten von Gläsgestor (am heutigen Vindenhof) abgeschlossen wurde. Das Gläsgestor verdankt seinen Namen dem Hospital St. Nikolaus, das im Nordosten der Stadt (in der heutigen Nikolausstraße) lag.

Dr. A.

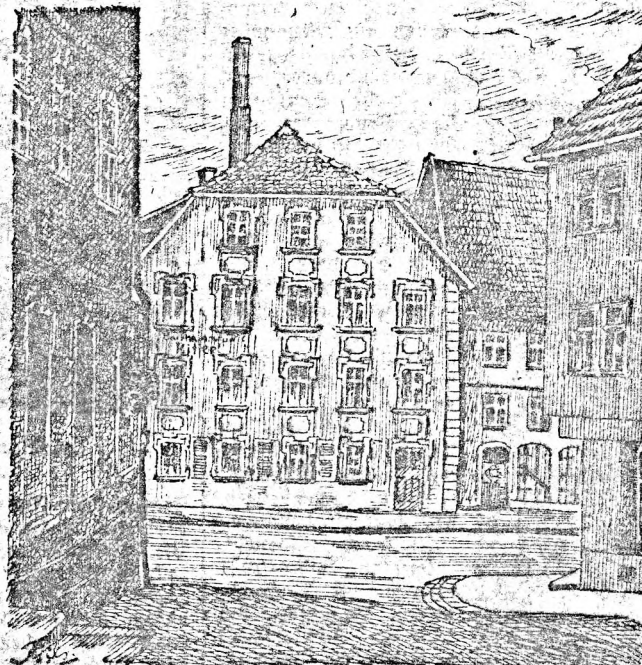
Zwischen Rittergasse und Wollwebergraben

Haus Nr. 18 in der Kanalstraße und Haus Nr. 9 in der Rittergasse

Unser heutiges „Stadtbild“ zeigt einen Blick von der Ecke Rittergasse-Kanalstraße in Richtung Kanalstraße, die in früherer Zeit bekanntlich Wollwebergraben hieß. Das Haus Nr. 18 in der Kanalstraße

(in der Mitte nebenstehender Zeichnung) in dessen Erdgeschoß sich heute die Wirtschaftsstücke des links anstoßenden Gasthauses „Zum Ritter“ befindet, mit dem das Gebäude ein Durchbruch verbindet, gehörte um 1700 dem Bürger Johannes Weigmüller. Es war zu dieser Zeit mit einem Steuerwert von 8 Gulden veranschlagt (vgl. Kataster der Stadt Fulda im XVIII. und XIX. Jahrhundert vom A. J. 1740).

Nachdem vorübergehend Johannes Herbst Eigentümer des Anwesens gewesen war, kam es später in den Besitz des Advokaten Klieber. Von ihm ging das Eigentum auf den Cammerath Hugel über. Nächster Besitzer war Cammerath Kepler. Cammerath Franz Joseph Kepler übernahm als Nachfolger von Anton Thomas in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts das Amt eines Oberbürgermeisters der Stadt Fulda, das er bis zu seinem Tode am 29. 4. 1833 innehatte. Seine Kinder Joseph, Therese und Dorothea Kepler erwerben am 24. April 1834 gegen einen Kaufpreis von 4300 Gulden das Besitztum. Vom 20. 11. 1840 ab besitzt Joseph Kepler, seines Zeichens Obergerichtsrepositor, das Anwesen allein. Im Dezember 1870 wird Maurer-



Zeichnung: Jan Nils

meister Valentin Müller Eigentümer. Zwei Jahre später, im November 1872, erwirbt der Bäckermeister Friedrich Ruppert das Grundstück. Er veräußert es im Dezember 1874 an den Kaufmann Hermann Falke, weiter, der im Hinterbau einen Webereibetrieb einrichtet.

Im Jahre 1888 kaufte Ignaz Beldung, der auf dem heutigen Grundstück des Gasthauses „Zum Ritter“ eine mit Weberei verbundene Wirtschaft betrieb, das Anwesen. Nachdem er Geschäft und Wirtschaft in das neu erworbene Anwesen verlegt hatte, ließ er 1889 sein altes Haus niederreißen und an dessen Stelle den heutigen

Gasthof „Zum Ritter“

erstellen.

Das Grundstück des Gasthofes „Zum Ritter“ kam bereits im Jahre 1851 durch die Ehe des Johannes Beldung — des Vaters von Ignaz Beldung — mit der Tochter des Webereimeisters Heinrich Ruppert in den Besitz der Familie Beldung. Ignaz Beldung übernahm in den 10er Jahren die von Konrad Knips verlassene Posthalterei, die von diesem in seinem Anwesen (heute Abtator Nr. 2) betrieben wurde. (Barbar hatte bekanntlich die Familie Oswald, Besitzerin des berühmten Gasthofes „Am Schwanen“ in der Löcherstraße, die Posthalterei in ihren Händen.) Außerdem unterhielt Ignaz Beldung ein umfangreiches Fuhrgeschäft. Zu dem Betrieb gehörte auch eine ausgedehnte Landwirtschaft. Noch bis in den Weltkrieg hinein wurde die Posthalterei von der Familie Beldung betrieben.

Im Jahre 1906 übernahm der heutige Eigentümer des „Ritter“, Johannes Beldung, die Weberei und den Gasthof, den er durch Einbau neuer technischer Einrichtungen vorbildlich ausgestattete.

Das Haus Rittergasse Nr. 9

mit den charakteristischen Barockfenstern (links auf unserer Zeichnung) hat ebenfalls eine bemerkenswerte Vergangenheit. Es war zu Anfang des 18. Jahrhunderts Eigentum eines Herrn Moriz Simon und stand mit einem Steuerwert von 11 Gulden zu Buche. Später gehörte es dem Johann Franz Caspar Doktor. Von ihm ging es auf den Amtsvogt Ignaz Datter über. Nach diesem erwarb es der Hofrat Glüer. Dann war Propst Dittmar Eigentümer. In der Folgezeit erscheint Buchhalter Heßgen als Besitzer. Dann geht das Eigentum auf den Obergerichtsprokurator Spahn über. Nachdem es in den 50er Jahren vorübergehend in jüdische Hände übergegangen war, erwirbt es 1868 Louis von Schweiger. Am 11. 3. 1868 wird Amtsgeschäftsführer E. Braun, der Vater des berühmten, mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Physikers Ferdinand Braun (geb. am 6. Juni 1859 in dem Hause Kanalstraße Nr. 1) Eigentümer des Anwesens. Dr. A.